





Globus.

XXV. Band.



Globus.

XXV. Band.



Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.



Fünfundzwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1874.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Der Hinterindische Archipelagus, Australien und die Südsee.

Vermischte Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Hinterindischer Archipelagus und Südsee.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

An die Leser des „Globus".

Die im Laufe der letzten Jahre eingetretene und noch fortwährend sich steigernde Erhöhung der gesammten Productionskosten, insbesondere der Preise für Satz, Druck, Holzschnitte und Papier, nöthigen uns, den Preis unserer Zeitschrift mit dem Beginne des 25. Bandes auf 4 Thlr. für den Band festzusetzen.

Diese Preiserhöhung, eine Maßregel, zu der sich andere Verleger von Zeitschriften gleich uns haben entschließen müssen, wird leider durch eine allgemein bekannte und empfundene Calamität unumgänglich gemacht; wir hoffen indessen, daß unsere Freunde in gerechter Würdigung derselben ihr Wohlwollen dem „Globus" erhalten werden, dessen wissenschaftliche Richtung und Bedeutung die bisherige bleiben wird.

Braunschweig, December 1873.

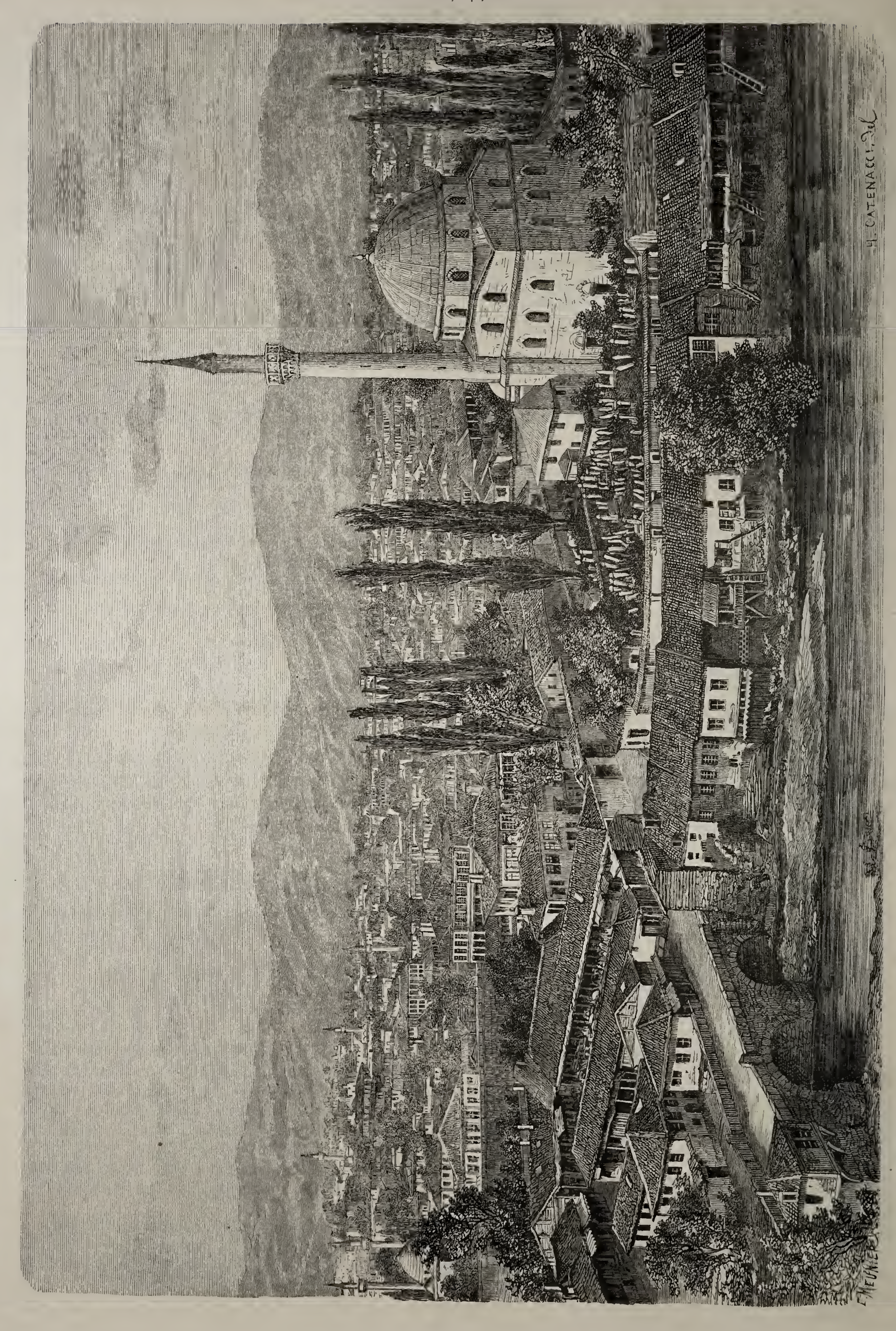
Die Verlagshandlung.

Aus dem illyrischen Dreieck.

I.

Nicht mit Unrecht sagt man, daß Wien unweit von der Grenze des Orientes liege. Nördlich vom 48. Breitengrade finden wir die Nationalitäten mehr oder weniger compact in dichten Gruppen; so in Böhmen Deutsche und Tschechen, in Galizien Ruthenen und Polen. Weiter nach Süden hin, zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Meere, tritt ein buntes, vielsprachiges Völkergemisch auf. Unser Dichter Ramler sagte von Maria Theresia, daß die Gnade der Kaiserin in sieben Sprachen erfleht werde. Und wie in den Ländern der ungarischen Stephanskrone, so sind auch in jenen, welche dem Padischah der Osmanen gehorchen, ganz verschiedenartige Völker neben- und durcheinander hingelagert. Dort ist Alles Gegensatz, eine innere Cohäsion nicht vorhanden; die sich gegenseitig abstoßenden Völkerbestandtheile in dem sogenannten illyrischen Dreieck werden nur durch Zwang und Gewalt in Abhängigkeit vom Sultan erhalten, und die Macht dieses letztern wird gefristet durch die Diplomatie der europäischen Großmächte, deren Interessen weit auseinander liegen. Die Osmanen freilich, welche in Europa doch nur ein Anachronismus sind, würde man schon preisgeben, falls man über die Theilung der Beute ins Reine zu kommen wüßte.

Aber keine europäische Macht kann und wird einer andern den Besitz von Stambul gönnen und darin liegt das offene Geheimniß, weshalb der Sultan sich zu behaupten vermag. Schon vor nun einem Vierteljahrhundert sagte



Tirnowa, die alte Hauptstadt Bulgariens.

J. L. Fallmerayer: „Die Loose für Europas Zukunft werden zu Konstantinopel geschrieben und eingelegt, und vor dem Zug ihren Inhalt zu ergründen und für eigenen Vortheil auszulegen, ist Gesammtaufgabe christlicher Diplomatenkunst. Es ist ein politisches Börsenspiel, eine Tragikomödie in großem Stil und mit Vermummung groteskester Natur vor aller Welt durchgespielt.“

Allgemein ist der Glaube, daß die Herrschaft der Osmanen über kurz oder lang zu Ende gehen werde und müsse; die Rolle der Padischahe sei ausgespielt, eine Wiederherstellung des Orientes mit Hülfe des in sich zerfallenden Islam unmöglich. Aber der Padischah gilt doch für den Oberherrn des gesammten Mohammedanismus in Afrika, in Asien bei allen Sunniten und den Bekennern des arabischen Propheten bis in den fernen Hinterindischen Archipelagus hin. Er vertritt ein großes, in der gesammten Welt des Islam lebendiges und mächtiges Princip. Ob trotzdem das türkische Regiment in Europa noch eine Zukunft hat? Thatsache bleibt, daß die osmanische Dynastie entartet und gleichsam abgestanden ist. Aber chronologisch auszurechnen, wann die flackernde Türkenlampe in Stambul völlig erlöschen werde, ist unmöglich, und ebenso unmöglich ist zu sagen, von welcher Art das Chaos sein wird, das dann nicht ausbleiben kann.

Gewiß ist, daß Konstantinopel seit anderthalb tausend Jahren eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle Völker im Süden der Donau geübt hat und daß die Traditionen aus den Tagen der byzantinischen Kaiser noch heute nicht erloschen sind. Von Anbeginn bis heute hat sich zwischen Wien und Byzanz kein anderes mächtiges Centrum zu bilden vermocht, an welches die verschiedenen Völkerkrystalle als an einen Kern hätten anschießen können. Die Zerklüftung ist allzeit vorhanden gewesen, und da die ethnischen Gegensätze einmal unaustilgbar vorhanden sind, wird sie auch bleiben. Und deshalb kommt einst das Chaos.

Schon in Ungarn sind die Volksbestandtheile bunt genug: Magyaren, Szeckler, Deutsche, Slowacken, Ruthenen, Serben und Croaten, Rumänen, Juden, Armenier, Zigeuner. Sie haben außerhalb ihrer respectiven Gruppen keine Sympathie für einander, reden verschiedene Sprachen, bekennen sich zu verschiedenen Kirchen und haben noch in unseren Tagen in mörderischen Kämpfen gegenseitig ihr Blut vergossen. — Im Norden des osmanischen Reiches hat der Zerbröcklungsproceß, wie früher in Griechenland, begonnen. Die Rumänen sind nahezu unabhängig geworden, wie die Serben auch. Wenn einst das osmanische Reich in Trümmer zerfällt, werden diese den Kern eines südslavischen Staates bilden. Das zumeist aus Landleuten bestehende Volk ist tapfer und gesund; ihm stammverwandt sind die Bosniaken und Montenegriner, zu denen es in nahen Beziehungen steht und welche ihnen einen Zugang zum Meere eröffnen würden. — In Albanien, dem alten Epirus, ist die Bevölkerung in Christen und Mohammedaner getheilt, in Rumelien finden wir ein Gemisch von Osmanen, Griechen, Slaven, Walachen 2c.

Was nun Bulgarien anbelangt, aus welchem wir Schilderungen mittheilen, so ergab eine Zählung für dieses „Donau-Wilajet“ 2,047,000 Einwohner. Davon waren 412,417 mohammedanische, 611,092 nichtmohammedanische Männer. Nach der Volksthümlichkeit entfallen Seelen: auf die Bulgaren etwa $1\frac{1}{2}$ Mill. (wovon 170,000 mohammedanisch, 4000 katholisch, die übrigen orthodox-griechisch); auf die osmanischen Türken etwa 500,000; Tscherkessen 70,000 bis 90,000; Albanesen 60,000 bis 70,000 (mohammedanisch); Rumänen 35,000 bis 40,000; Tataren 80,000 bis 100,000; Zigeuner 20,000 bis 25,000, theils mohammedanisch, theils halbchristlich und heidnisch; Juden 9000 bis 10,000; Armenier etwa 10,000; Russen etwa 10,000, theils orthodox, theils schismatisch; Griechen 7000 bis 8000; Serben 4000 bis 5000; orthodox Deutsche etwa 1000; Araber gegen 500. Dazu kommen dann noch Fremde aus verschiedenen Ländern.

Somit haben wir in Bulgarien nicht weniger als vierzehn verschiedene Nationalitäten.

* * *

Die Stromfahrt auf der Donau von Wien abwärts erscheint eintönig und ermüdend; auf einer Strecke von einhundert Stunden erblickt man nicht einmal einen Uferhügel; Alles ist flach, zu beiden Seiten dehnt die Puszta sich aus. In der Gegend von Orschowa stoßen Ungarn, Rumänien und Serbien aneinander; das linke, walachische, Ufer ist noch flach und kahl, während die rechte Seite mit ihren bewaldeten Hügeln einen anmuthigen Anblick gewährt. Die Serben haben eine gewisse Hochachtung, man kann sagen Verehrung vor den Bäumen des Waldes; ist es doch dieser gewesen, welcher ihren Kämpfern in der langen Zeit des Unabhängigkeitskrieges vor den überlegenen Streitkräften der Türken Schutz gewährte. Sie haben das Sprüchwort: „Wer eine Eiche umhaut, tödtet einen Serben.“

Von Orschowa nach Widin gelangt man in wenigen Stunden. Diese erste bulgarische Stadt, welche der Reisende betritt, ist überaus langweilig; die Mehrzahl der Bewohner besteht aus Bulgaren, doch sieht man auch viele Türken; überhaupt sind die Grenzstädte in den Donaugegenden in Bezug auf ihre Bevölkerung sehr gemischt; man befindet sich dort inmitten des „danubischen Völkergewimmels“. Widin ist von den Osmanen zu einer starken Festung gemacht worden; es deckt die Grenze. Die Walachei ist nur einen Kanonenschuß entfernt, Serbien zehn, Ungarn etwa dreißig Stunden weit.

Bis nach Widin hin besteht auch auf türkisch-bulgarischem Boden die Bevölkerung zumeist aus rumänischen (walachischen) Bauern; weiter abwärts, von Arser Palanka an, sieht man nur Bulgaren, deren Typus ein anderer ist; sie haben zumeist ein knochiges Antlitz, blaßblondes Haar ist häufig, die Körperformen sind oft schwer, aber man betrachtet sich diese Leute nicht ohne Interesse. Wer zur Erntezeit in diese Gegend kommt, findet Gelegenheit, bulgarische Bauern in malerischen Gruppen beisammen zu sehen und ihren Typus in aller Muße zu studiren. So wie jetzt haben diese Leute sich auch vor Jahrhunderten gekleidet; ihre Ackergeräthe sind dieselben wie während des Mittelalters in den Tagen, da die Zaren oder Chane von Tirnowa als mächtige Herrscher dastanden. Damals war dieses Tirnowa die Hauptstadt der Bulgaren. Sie galt für eine starke Festung und sah glänzende Tage; gegenwärtig hat sie etwa zehntausend Einwohner und ist Sitz eines Erzbischofs der morgenländischen Kirche.

Auf große geschichtliche Erinnerungen trifft man an der untern Donau so zu sagen auf Schritt und Tritt. Da ist Nikopoli, wo die Christen im Jahre 1396 eine Schlacht gegen die Türken verloren, welche so verhängnißvoll wurde; Sultan Bajasid schlug den ungarischen König Sigismund völlig auf das Haupt und das Uebergewicht der Osmanen in Südosteuropa war von jener Zeit an festgestellt.

Kaum eine Wegstunde von Nikopoli liegt eine merkwürdige Ruine, das Asemus des Geschichtsschreibers Priscus. Dasselbe wurde im Jahre 442 von Attila belagert, der um jene Zeit ganz Mösien entsetzlich verwüstete. Nur zwei Ortschaften leisteten dieser Gottesgeißel erfolgreichen Widerstand. Asemus war eigentlich nur ein Blockhaus in großem Maß-



Bulgarische Erntearbeiter.

stabe, wie die meisten sogenannten Festungen in den unteren Donaugegenden, war aber doch mit Mauern umgeben. Dorthin hatten sich aus der ganzen Provinz viele streitbare Männer vor den Hunnen geflüchtet und vertheidigten sich so tapfer und mit solcher Ausdauer, daß Attila's Krieger sich mit ihnen in Unterhandlungen einließen. Jene verpflichteten sich, die Nachzügler der hunnischen Heerhaufen unbelästigt zu lassen, dagegen versprachen die Hunnen abzuziehen; beide Theile haben ihr Wort gehalten. Eine Ortschaft, welche sich gegen einen Attila behauptete, muß als eine Seltenheit betrachtet werden; in Westeuropa hat dieser gewaltige Heerfürst Alles vor sich niedergeworfen, Hunderte von Städten verwüstet. Aber von Asemus ist nur selten die Rede gewesen; heute heißt es Ossem Kalesi, Burg, Festung am Ossem, dem Flusse, welchen die Türken Osma nennen. Die Lage läßt sich nicht verkennen; gleich allen römischen Ruinen in jenen Gegenden ist auch diese dicht mit Rasen überwachsen; hier findet man noch Ueberbleibsel von Festungsmauern.

Von dem Hügel oberhalb der Ruine hat man eine herrliche Aussicht über eine weite Strecke der Walachei. Das Ganze erscheint wie ein herrlicher von breiten Wegen durchzogener Garten mit vielen Baumgängen, übersäet mit Dörfern und weiß schimmernden Landhäusern, Parks und Wäldern; von Norden nach Süden hin durchzieht die Aluta (Alt, Olt) diese prächtige Landschaft. Man sieht die recht hübsche moderne Stadt Turnu Magorele, deren weiße Gebäude hinter einem Walde sich erheben. Die Ortschaft ist mit der Donau durch eine etwa eine halbe Stunde lange Landstraße verbunden, auf welcher viele Birdsche (Fiacker) und Karutzen, d. h. Wagen der Bauern, sich bewegen In jener Gegend scheint Wohlstand zu herrschen, und sie bildet überhaupt einen freundlichen Gegensatz zu der traurigen Landschaft weiter oberhalb mit dem altersgrauen Nikopoli.

Dieser Gegensatz zeigt sich überhaupt der Donau entlang. Jede irgend wichtige Stadt hat am entgegengesetzten Ufer ein Nebenstück, so zu sagen eine Zwillingsschwester; so Widin: Kalafat; Sistow: Zimnitza; Rustschuk: Giurgewo; Silistria: Kalarasch. Auch verschiedene Civilisationen liegen hier neben einander oder vielmehr gegenüber; auf der einen Seite findet man Serbien und Rumänien, beide in wenn



Attila-Ruine Asemus, heute Ossem Kalesi genannt.

auch nur lockerer Abhängigkeit vom osmanischen Sultan, auf der andern sind die Türken Herrscher und ihnen sind die Bulgaren unterthan. Dieser Gegensatz ist nicht auszugleichen; Racen- und Religionsunterschied spielen eine wichtige Rolle in der sogenannten orientalischen Frage. In unseren Tagen ist die Herrschaft der Osmanen, so weit Europa in Frage kommt, wie schon gesagt, nur noch ein Anachronismus, der, eben weil er ein solcher ist, auf die Dauer nicht fortbestehen kann und nur künstlich aufrecht erhalten wird, bis zuletzt doch einmal die unvermeidliche Katastrophe hereinbricht.

Rustschuk, das zur administrativen Hauptstadt Bulgariens erhoben worden ist, hat sich im Verlaufe der letztverflossenen funfzehn Jahre wesentlich verändert und verschönert. In einem rumänisch geschriebenen Fremdenführer wurde sie folgendermaßen geschildert: „Verschlossene Thüren, vergitterte Fenster, da und dort ein Hund, der in der Sonne liegt, eine Taube, die mit den Flügeln klatscht, ein Bettler in Lumpen, — das ist Rustschuk. Die auf dem Bazar verkäuflichen Lebensmittel beweisen, nicht daß Wohlstand sondern Dürftigkeit vorhanden ist. Man sieht jedoch Tabackspfeifen, Taback, verwelktes Gemüse, unreifes Obst, halbverdorbene Gewürze. Da geht auch ein Jude und bietet für ein paar Pfennige den Bauern Sorbet an."

Wilhelm Lejean, der vor etwa zehn Jahren die Stadt zum ersten Male gesehen und als ein armseliges Nest gefunden hatte, war ganz erstaunt über das, was er nun sah. Er fand lange, gerade Straßen, die macadamisirt waren und breite Gehwege hatten; die vielen Miethwagen sind mit besseren Pferden als in Frankreich bespannt. Die Fahrpreise waren in türkischer und bulgarischer Sprache angezeigt. „Ich fragte nach der Locanda des Herrn (Kyr) Angelo, dem einzigen Gasthofe, dessen bei meiner frühern Anwesenheit Rustschuk sich rühmen konnte, und ich erfuhr, daß die Stadt jetzt nicht weniger als funfzehn nach europäischer Art eingerichtete Gasthöfe zähle und daß mein Grieche Angelo jetzt das Hotel de Constantinople inne habe. Ich gehe weiter in der Straße, blicke zufällig in die Höhe und lese auf einem Schilde: *Ξενοδόχειον τοῦ αἰσενμάνου*. Nun, ich kenne das Altgriechische Plato's leidlich, ebenso das Neugriechische wie Herr Rhangabe es schreibt; ich weiß, daß *ξενοδόχειον* besagen

will Herberge, Gasthaus, — aber αἰσενμάνου? Ich habe seiner Zeit im Abyssinischen Spuren vom Sanskrit aufgefunden; hier fand ich nun Deutsch-Neugriechisch und mein Scharfsinn sagte, daß ich in Bulgarien vor dem Gasthofe zur Eisenbahn stand. Eigentlich war meine Absicht, eines jener altmodischen türkischen Kaffeehäuser aufzusuchen, in denen man so behagliche Dämmerstunden verbringen kann, und ich ging auch an dem Eisenbahnhotel vorbei, um mein altes Kaffeehaus aufzusuchen. Ich trat ein und fragte nach der „Independance Belge". Aber was gab man mir? Die Wiener Zeitung". Echt französisch ist Lejean's Zusatz: „Wohl aufgepaßt in Betreff der Fortschritte, welche die Germanisirung an der untern Donau macht!" Als ob die Bulgaren mehr Nutzen davon hätten, ein französisch geschriebenes Blatt zu lesen als ein deutsches aus Wien, aus einer Stadt, mit welcher sie in vieler Beziehung auch in Handelsverbindungen stehen. Was hat ein Bulgare, der an der Donau wohnt, an der Seine oder Senne zu suchen?



Obstverkäufer in Rustschuk.

Der Reisende nahm Wohnung im „Hotel Klahanë", dem vornehmsten Gasthause, das der Pascha hat bauen lassen und wo die höheren Beamten verkehren, welche gegenwärtig eine Art von Aristokratie bilden. Aus dem Großen Garten hat man einen hübschen Ausblick auf die Donau und die Inseln, von welchen aus die Russen im Jahre 1854 Kugeln bis in die Straßen von Rustschuk warfen. Nach Norden hin kann man bei klarem Wetter die Thürme von Giurgewo (Dschurdschewo) erkennen.

Jener Garten wird Abends von der sogenannten vornehmen Gesellschaft besucht; sie kommt vorzugsweise dorthin, um die Prager Musikanten zu hören. Lejean fand nicht weniger als vier Gesellschaften solcher Spielleute; fast alle waren aus Böhmen, und nicht etwa bunt von verschiedenen Seiten her durch einander gewürfelt, nicht etwa Abenteurer. Sechs bis acht junge Leute beiderlei Geschlechts, die in Prag oder anderen böhmischen Städten Musikunterricht genossen haben, bilden eine Gesellschaft, welche donauabwärts nach der Türkei zieht, um hübsche Musik zu machen und Geld zu erwerben. Viel Gepäck haben sie nicht; sie

kommen, wie es im deutschen Volksliede heißt, „mit der Fidel auf dem Rücken" und dem Notenblatte frisch und wohlgemuth und sind überall gern gesehen. Ueberall giebt ihnen ein Gastwirth Wohnung und Kost umsonst; sie dürfen dann nur bei ihm spielen und ziehen Kunden an. Ihr Concert, wenn der Ausdruck gestattet ist, dauert von sieben bis zehn Uhr Abends, und der Teller, mit welchem gewöhnlich ein hübsches Mädchen die Gaben sammelt, wird insgemein reichlich angefüllt. Diese böhmischen Spielleute stehen im besten Rufe, weil sie sich wacker aufführen. Zumeist sind sie mit einander verwandt oder doch verlobt und die Brautleute erwerben in der Fremde ein kleines Vermögen, mit welchem sie nach Verlauf einiger Jahre in der Heimath einen Hausstand begründen können. Die böhmischen Mädchen benehmen sich zwanglos und unbefangen, sie trinken Wiener Lagerbier und scherzen mit den türkischen Offizieren und Beamten. Diese letzteren haben sich gewöhnlich früh verheirathet, finden aber das Haremleben sehr langweilig; die Musikantinnen dagegen sind heiter und aufgeweckt und deshalb unterhält der Türke sich ohne weitere Nebenabsichten gern mit ihnen. Ohnehin kann er dabei zeigen, daß er etwas Deutsch zu sprechen versteht.

Die Zahl der Türken in Rustschuk ist nicht sehr beträchtlich; an Beamten mangelt es freilich keineswegs, aber an wohlhabenden Muselmännern scheint kein Ueberfluß zu sein; dagegen bemerkt man verhältnißmäßig viele Bootsführer, Obstverkäufer, Wasserträger, Lastträger (Hamals) und Holzhauer, die Mohammedaner sind und zwar wirkliche Türken, Osmanlis, nicht **Pomacks**, d. h. bulgarische Renegaten, dergleichen in manchen Dörfern des Innern zu finden sind. Uebrigens hält es schwer, die einen von den anderen zu unterscheiden, und da beide als Mohammedaner politisch gleichgestellt und gleichberechtigt sind, so heirathen sie untereinander und ein Ethnograph wird sie nur mit Mühe oder gar nicht von einander unterscheiden können.

Die ethnographischen Verhältnisse Schottlands.

Von **Richard Andree.**

Mit einer Karte der gaelisch-englischen Sprachgrenze.

Als ich vor neun Jahren Schottland vom Tweed bis zu seiner nördlichsten Spitze bereiste, ließ ich mir es speciell angelegen sein, die gegenseitigen Beziehungen des germanischen und keltischen Theiles seiner Bewohner kennen zu lernen. Ich bedauerte damals schon, daß es an Arbeiten fehlte, welche das allmälige Zurückweichen der Gaelen vor den Angelsachsen zum Gegenstande hatten; die ethnographischen Karten waren höchst mangelhaft und eine Statistik der Gaelen Schottlands nicht vorhanden.

Und doch war dies ein höchst dankbares Thema, das zu bearbeiten natürlich ein Fremder, der nur einige Monate im Lande verweilte, nicht unternehmen durfte. Ueber den keltischen Theil der Bevölkerung war man im Klaren, daß er der ältere, ursprünglichere sei, während die Abkunft der germanischen Bewohner Schottlands zu vielen Controversen Anlaß gab. Die einen sagen: die englisch redenden Schotten sind nur germanisirte („teutonisirte") Kelten. Das war bequem, wenn auch nicht richtig, und obgleich die Mehrheit der Forscher diese Ansicht mit guten Gründen verwirft, wird sie doch bis zum heutigen Tage von einzelnen Gelehrten aufrecht erhalten und auf alle englisch redenden Briten ausgedehnt *). Weit mehr Grund hat der Streit, ob die Lowländer Schottlands Angelsachsen oder Skandinavier seien? Daß die nordöstlichste Spitze des Landes in Caithneß, ferner die Orkney- und Shetlandinseln von Skandinaviern besiedelt wurden, die von Norden kommend das Land Suderland (Sudland, das heutige Sutherland) nannten, ist historisch verbürgt **). Die skandinavische Abkunft der eigentlichen Lowländer, im südöstlichen Schottland, ist dagegen stark bestritten worden. Namentlich war es Dr. Jamieson, ein sehr verdienstvoller Forscher, welcher in seinem Wörterbuche der schottischen Sprache mit vielem Eifer die skandinavische Theorie verfocht. Er war dazu namentlich durch die Auslassungen des isländischen Gelehrten Grim Thorkelin angeregt worden, welcher während einer Reise durch Caithneß etwa 400 „rein gothische" Wörter gesammelt hatte. Auf welche Weise England dänische Beimischung erhielt, hat der verdienstvolle Worsaae nachgewiesen, der auch ausführlich die normännischen Ansiedelungen in Schottland bespricht *). Jahrhunderte lang herrschte die nordische Sprache in Schottland (Caithneß, auf den Orkneys und Shetlandinseln), das Gaelische verdrängend, bis sie wieder im Englischen aufging. Auf den Shetlandinseln erklang noch vor hundert Jahren das Skandinavische und heute findet man dort noch, wie auf den Orkneys und in Caithneß, zahlreiche skandinavische Wörter in der Volkssprache. Buchten, Föhrden, Flüsse, Vorgebirge tragen ganz skandinavische Benennung; das häufige Firth (Föhrde) entstand aus Fjord. Die zahlreichen Eigennamen auf son (dänisch sen) deuten auf skandinavische Abkunft, so Swanson (Svendsen), Manson (Magnusen), Henderson (Henriesen), Johnson u. s. w.

Noch weiter als die angeführten Forscher geht neuerdings Professor Stephens, der die ganze englische Sprache und mit ihr das Volk für skandinavisch erklärt **), wobei er gegen Rask und Grimm polemisirt, die für den deutschen Ursprung der Engländer und englischen Sprache eingetreten waren. Rask führte als maßgebend an, daß der englische In-

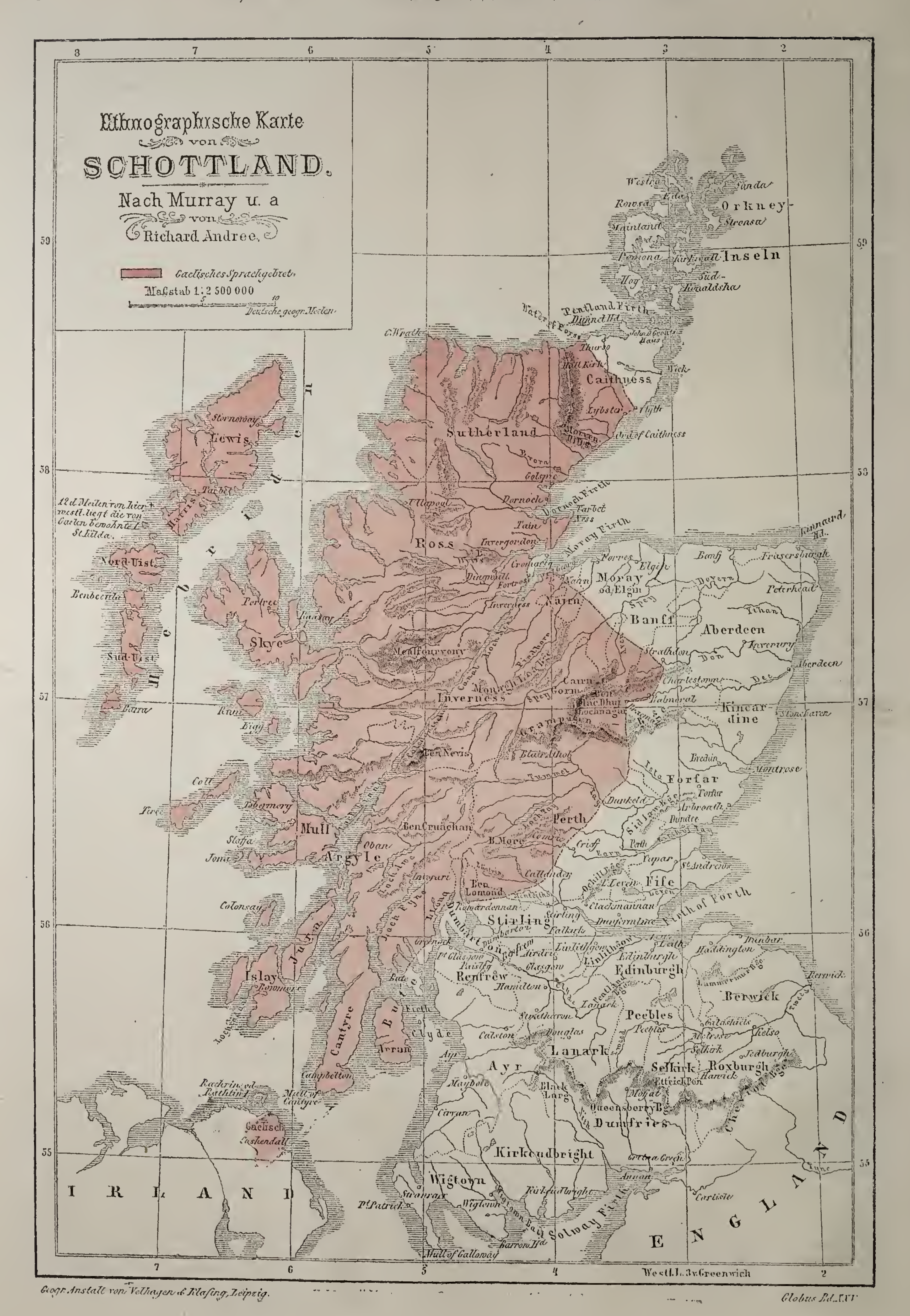
---

*) Vergl. The English and their origin. A Prologue to authentic english history. By Lake Owen Pike. London, Longmans 1866. Nach ihm sind die Engländer keltischen Ursprungs; der teutonische Zusatz in ihnen ist nicht bedeutender wie eine homöopathische Dosis!

**) Richard Andree, Vom Tweed zur Pentlandföhrde, Jena 1866, S. 130.

*) Minder om de Danske og Nordmändene i England, Skotland og Irland. Kopenhagen 1852 und Deutsch Leipzig 1852. Ferner Den danske Erobring af England og Normandiet. Kopenhagen 1863.

**) The old northern runic monuments of Scandinavia and England, now first collected and deciphered. By Profess. Stephens. London, J. R. Smith. 1866.



Geogr. Anstalt von Velhagen & Klasing, Leipzig.

finitiv auf on endigt, also dem Deutschen „en“ entsprechend, der skandinavische aber auf a; ferner hat die englische Sprache kein wirkliches Passivum, während die skandinavischen Sprachen das Passiv auf s haben; endlich hat die englische Sprache den Artikel, wie im Deutschen vor dem Namen, in den skandinavischen Sprachen steht er hinter demselben. Stephens nun stellt fest, daß diese Formen nicht alt seien. Er druckt altskandinavische Runeninschriften ab, die den Infinitiv auf an zeigen, und weist nach, daß die alten Skandinavier kein Passivum und die ältesten skandinavischen Dialekte keinen Artikel hatten.

Mit Angelsachsen und Skandinaviern ist es übrigens in Schottland, was germanische Völker betrifft, noch nicht abgethan, ich habe sogar gefunden, daß Friesen nach Schottland gekommen sind. W. F. Skene weist nämlich nach *), daß bereits im Jahre 374, also vor der angelsächsischen Einwanderung nach England, eine Friesenschaar unter Octa und Ebissa an den Küsten Schottlands landete und sich hauptsächlich am nördlichen Ufer des Firth of Forth in Forfarshire und Kinkardine niederließ. Damals hieß jene Föhrde mare fresicum. Ins Innere dehnte sich die Ansiedelung nicht weiter als bis zu den Ochill- und Sidlawbergen aus.

Eine ganz neue auf langjährigen Studien beruhende Darstellung der ethnographischen Verhältnisse Schottlands, die unserer Ansicht nach die Sache zum Abschluß bringt, erhalten wir jetzt von einem gelehrten Schotten, James A. H. Murray, dessen 250 Seiten umfassende Abhandlung in den Transactions of the philological Society 1870—1872. Part II abgedruckt ist **). Für Murray ist die Feststellung der teutonisch-schottischen Dialekte in den Lowlands, also im Osten und Süden Schottlands, die Hauptsache und er unterscheidet acht derselben auf eine höchst subtile Weise. Dieser Theil des Werkes ist speciell für Philologen geschrieben, während uns hier mehr die historische Einleitung und jene Abschnitte beschäftigen, welche von den keltischen Gaelen und ihren Beziehungen zu den germanischen Bewohnern des Landes handeln. Der Name Schotten gebührt ursprünglich den keltischen Bewohnern des Landes, er ging aber mit der Germanisirung der Dynastie auf die angelsächsische, zur Herrschaft gelangte südliche (nordenglische) Bevölkerung über und so bezeichnet man denn jetzt mit „schottisch“ einen germanischen Dialekt. Wir finden etwas Aehnliches in Frankreich, das den Namen der deutschen Franken zu dem seinigen machte. In alten Zeiten unterschied man das sehr gut und John Fordun berichtet, daß zwei Sprachen in Schottland geredet werden: „Scotica et Teutonica.“ Diese germanische Sprache in Schottland war aber gewiß keine skandinavische und auch Murray ist gegen die nordische Ableitung; wir haben es mit Angelsachsen zu thun, wie die ältesten, freilich nur sehr spärlichen Denkmale nachweisen. Eines der ältesten, citirt von Wintown in seinem „Cronykil“, wollen wir hierher setzen. Diese Chronik wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts geschrieben und die nicht schwer verständlichen Verse beziehen sich auf den Tod Alexander's III. (1263 bis 1264).

Quhen Alysander oure King was dede,
That Scotland led in luwe and la,
Away wes sons off ale and brede,
Off wyne and wax, off gamyn and gle;
Our gold was changyd in to lede,
Cryst borne in to virgynyte
Succoure Scotland, and remede
That stad in his perplexyté.

Hier finden wir bereits die englische mit normännischen Zuthaten versehene Sprache und nur ein Wort (sons) ist keltischen Ursprungs. Es bedeutet „Fülle“. Also die Fülle von Bier und Brot war verschwunden, meint der alte Reimer. Skandinavisch ist aber an diesen Versen nichts. Für den nordöstlichen Theil von Caithneß läßt Murray selbstverständlich skandinavischen Ursprung der Bevölkerung bis zu einem gewissen Grade zu. Auch auf den westlichen Inseln waren die Skandinavier angesiedelt, hier sind sie aber von den Gaelen ganz verdrängt worden, während sonst überall das gaelische Sprachgebiet nur ein Bild des rapiden Hinschwindens zeigt. Im Appendix behandelt der Verfasser schließlich die gegenwärtigen Grenzen der keltischen Sprache in Schottland und dieses ist einer der wichtigsten und dankenswerthesten Abschnitte seiner fleißigen Arbeit.

Da durchaus keine genaue Aufnahme der gaelischen Sprachgrenze existirt, so wandte sich Murray 1869 und 1870 an eine Anzahl Geistlicher, welche an der Sprachgrenze wohnen, und ersuchte dieselben um genaue Auskunft über die gegenwärtige Ausdehnung der gaelischen Sprache, ein Verlangen, dem überall bereitwillig entgegen gekommen wurde. Dagegen lehnte unbegreiflicher Weise das Ministerium des Innern die Bitte der Philological Society ab, auf die Sprache der Einwohner beim Census 1871 Rücksicht zu nehmen.

Nach den von Murray an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen, sowie nach den Ausweisen, welche derselbe von Geistlichen empfing, hat er nun seine Sprachenkarte Schottlands entworfen. Sie zeigt die äußerste Grenze, bis zu welcher heute noch die gaelische Sprache geredet wird, und es sind innerhalb des gaelischen Sprachraums auch Districte mit einbegriffen, in welchen die englische Sprache bereits die vorherrschende ist. Zehn Meilen (englische) weit ins gaelische Sprachgebiet hinein und zumal in den Städten desselben ist das Englische weitaus überwiegend. In den ganzen Hochlanden wird Englisch mehr oder minder gut verstanden und nur ganz im Westen, auf den Hebriden u. s. w., kommt es vor, daß man auf eine englische Anrede keine Antwort erhält. Wie das Jahr für Jahr an Boden verlierende Gaelische zurückweicht, erkennt man aus der Grenzlinie für 1745, welche Murray auf seiner Karte eingezeichnet hat.

Das gaelische Sprachgebiet umfaßt allgemein den schottischen Norden und Westen und reicht sogar nach Irland hinüber. Der Halbinsel Cantire gegenüber in Ulster liegt der District der Glens of Antrim, welcher nebst der Insel Rachrin (englisch Rathlin) von gaelisch redenden Kelten bewohnt wird, deren Sprache mit jener der schottischen Hochlande völlig identisch erscheint, von der irischen dagegen bedeutend abweicht. Hauptort dieser gaelischen Sprachinsel in Irland ist Cushendall.

Verfolgen wir die gaelische Sprachgrenze im Einzelnen, so sehen wir zunächst, daß sie quer durch die nördlichste Grafschaft Schottlands, Caithneß, läuft. Die Nordspitze bleibt germanisch, ebenso sind die Orkney- und Shetlandinseln schon seit langer Zeit von germanischen Leuten besiedelt. Hier waltet der skandinavische Typus vor und klingt das Skandinavische in der Sprache noch durch. Die Sprachgrenze beginnt gleich westlich von der Stadt Thurzo, an der Mündung des Water of Forß, geht südöstlich auf Hallkirk und von da weiter nach Clyth ans Meer, so daß der Ort Lybster noch ins gaelische Gebiet fällt. Sutherland und

*) Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland. Vol. IV, 169. 1862.

**) The Dialect of the Southern counties of Scotland. With an appendix on the present limits of the gaelic and lowland scotch and the dialectical divisions of the lowland tongue and a linguistical map of Scotland. London and Berlin. Asher and Comp. 1873.

Roßshire gehören ganz zum gaelischen Gebiet; von Cromarty muß aber ein Theil der sogenannten Black Isle, zwischen dem Cromarty Firth und Firth of Murray, dem englischen Sprachgebiet bleiben. Von dem Städtchen Cromarty bis Avoch ist die Küstenlandschaft englisch. Die gaelische Sprachgrenze beginnt wieder drei englische Meilen westlich von Nairn bei Delnies, zieht auf das durch Macbeth berühmte Cawdor-Castle, nach Ardclach, überschreitet den Findhorn, geht über den Knock of Moray ins Thal des Spey, überschreitet diesen Fluß nordöstlich von Cromdale, geht auf Lyne am Aven, und der südlichen Wasserscheide des Glen Livet entlang nach Strathdon am Don. Von hier springt sie südwestlich zurück und erreicht Balmoral, das Lustschloß der Königin Victoria am Dee. Sie geht diesen Fluß aufwärts bis Braemar, so daß dessen nördliches Ufer gaelisch, das südliche aber englisch bleibt. Von Braemar geht die Grenze südlich über die Grampians (die über 1000 Meter hohen Berge Cairn Taggart und Glaß Meal) der Grenze von Perth und Forfar entlang (in letzterer Grafschaft wird gar kein Keltisch geredet) bis zum Mount Blair. Hier kreuzt sie das Glen Shee, geht durch Strath Airdle direct auf die Stadt Dunkeld am Tay. Die Richtung bleibt von hier bis zur Clydemündung eine wesentlich südwestliche. Von Dunkeld geht sie über den Birnamberg, läßt das ganze Strath Braan im gaelischen Theile, kreuzt Glen Almond und führt auf Comrie. Von hier über die Braes of Doune bis vier englische Meilen südöstlich von Callander, nördlich vom Lake Menteith über Gartmore nach Rowardennan am Loch Lomond, quer durch diesen See und Glen Douglas zum Loch Long, der mit der Clydemündung zusammenhängt. Die Westküste des Loch Long ist gaelisch, die Ostküste englisch. An der Clydemündung ist das Gaelische gänzlich verdrängt; denn der District von Dunoon und Toward ist jetzt englisch, ebenso die ganze Südhälfte der Insel Bute; die Linie von Port Bannatyen im Osten nach der Etterickbucht im Osten scheidet die Sprachen der Insel, so daß die kleine Nordhälfte den Gaelen verbleibt. Arran ist Gaelisch; ebenso die Halbinsel Cantire.

Die dahinsterbende gaelische Sprache in Schottland befindet sich in einer sehr ähnlichen Lage, wie das Wendische in Deutschland. Auch dort ist es die Kirche, welche den Untergang noch verzögert, und die Beispiele, welche Murray von dem allmäligen Untergange des Gaelischen beibringt, erinnern ganz an das Eingehen des Wendischen in der Lausitz. In den tieferen Theilen von Elginshire ist das Gaelische ausgestorben, doch wird es noch in den Kirchspielen von Cromdale, Abernethy und Duthil, sowie im obern Theile des Landes gepredigt. In Bauffshire wird noch in Kirkmichael und Tomtone gaelisch gepredigt; doch verstehen im letztern Orte die Kinder diese Sprache nicht mehr. In Aberdeenshire wird nirgends mehr gaelisch gepredigt. Bis zur schottischen Kirchenspaltung 1843 galt es noch in den Parochien Braemar, Crathie und Glengairn, in Bellater wurde noch das Abendmahl in derselben ertheilt. Seit 1845 hat das aufgehört und nur in den Familien der genannten Orte hört man jetzt noch gaelisch reden; jedes Kind über 10 Jahren versteht aber schon Englisch. In Strathdon ist das Gaelische fast ganz ausgestorben. In Forfarshire ist es schon zur Reformationszeit eingegangen.

In Perthshire ist Gaelisch allgemein gültig in den oberen Theilen von Glen Shee und Strath Airdle, weicht aber im letztern schon stark, in Dowally (bei Dundald) ist es jetzt aus der Kirche verbannt. In Comrie, Callander, Aberfoyle, die an der Sprachgrenze liegen, hielt es sich zäher, da hier der Gottesdienst noch regelmäßig gaelisch abgehalten wird. In Stirlingshire ist die Nordostseite des Loch Lomond noch gaelisch. Invernesshire und Argylshire sind noch fast ganz gaelisch, wenn auch die Städte mehr und mehr englisch werden. Auch die **Hebriden** sind gaelisch und die fern im Atlantischen Ocean gelegene kleine Insel **St. Kilda** ist rein keltisch. Man versteht dort nicht einmal englisch.

Fortwährend schrumpft das gaelische Sprachgebiet mehr und mehr ein. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges reichte es im Süden noch bis an die Ochill- und Sidlawberge, also bis Perth und Stirling, und im Norden des Tay war das „Inglis“ nur auf einen schmalen Küstenstreifen beschränkt. Galloway und Carrick im Südwesten Schottlands waren im sechszehnten Jahrhundert noch gaelisch; die Reformation, welche die englische Sprache begünstigte, räumte hier mit dem Gaelischen auf.

Wie groß die Anzahl der gaelisch redenden Menschen sei, läßt sich schwer sagen. Statistische Aufnahmen fehlen; Murray geht auf diesen Punkt nicht ein; Böckh in seiner Tabelle der Nationen und Staaten Europas führt für das ganze britische Reich 1,900,000 Kelten an, worunter die Irländer und Waliser neben den Gaelen begriffen sind. Wir können indessen zu einer *annähernden* Schätzung gelangen, wenn wir die einzelnen Grafschaften Schottlands nach ihrer Einwohnerzahl zusammenstellen und die englischen Theile ausscheiden. Ganz zum gaelischen Sprachgebiet werden gerechnet:

Sutherland	23,686	Einwohner.
Roß und Cromarty .	80,909	„
Argyl	75,635	„
zusammen . . .	180,230	Einwohner

nach dem Census von 1871. Von den übrigen hier in Betracht kommenden Grafschaften sind nur Theile gaelisch und zwar die gebirgigen, am wenigsten bevölkerten. In **Caithneß** ist der die Städte enthaltende, fruchtbarere Theil englisch und von den 40,000 Einwohnern dieser Grafschaft dürften nur 10,000 dem gaelischen Sprachgebiet anheimfallen. Von **Nairn** gehört etwa die Hälfte (4000 Einwohner), von **Elgin** ein Viertel (10,000 Einwohner) dem gaelischen Gebiete an. **Bauffshire** liefert zu demselben nur einen unbedeutenden Zipfel mit vielleicht 5000 Einwohnern. Von **Aberdeen** kommen nur die dünnbevölkerten Gegenden an den Quellen des Dee und Don mit circa 5000 Einwohnern in Betracht. Von **Perthshire** ist dem Flächeninhalt der Area nach die größere, der Volkszahl nach die kleinere Hälfte gaelisch, sagen wir 40,000 Einwohner (etwa ein Drittel der Gesammtzahl). **Stirlingshire** und **Dumbarton** liefern unbedeutende Zipfel am Loch Lomond mit höchstens 3000 Einwohnern. **Bute** dagegen ist vorwiegend gaelisch mit vielleicht 12,000 Einwohnern von 17,000. So roh taxirt gewinnen wir folgende Einwohnerzahlen für das gaelische Gebiet:

Wie oben.	180,230	Einw.	im	gaelischen	Theil.
Caithneß	10,000	„	„	„	„
Nairn	4,000	„	„	„	„
Elgin.	10,000	„	„	„	„
Banff.	5,000	„	„	„	„
Aberdeen	5,000	„	„	„	„
Perth	40,000	„	„	„	„
Stirling u. Dumbarton	3,000	„	„	„	„
Bute	12,000	„	„	„	„
Summa . . .	269,230	Einw.	im	gaelischen	Theil.

Wir dürfen aber sicher 69,000 Menschen innerhalb dieses Gebietes rechnen, die *nur* englisch reden. Dahin gehören vor Allem die Städter. In Inverneß, Tain, Dornoch, Golspin, Dunkeld u. s. w. fand ich das Englische völlig herrschend.

Nach Abzug dieser Engländer erhalten wir für Schottland bei 3,358,613 Bewohnern (1871) nur 200,000 Gaelen *). Doch ist, wie bemerkt, diese Zahl nur nach sehr flüchtiger Schätzung gewonnen, daher mit Vorsicht aufzunehmen. Sie bietet aber immerhin einen Anhaltepunkt, da andere Zahlen fehlen.

Zustände auf der Insel Cuba.

Es ist bemerkenswerth, daß wir in der Geschichte der romanischen Völker gar nicht selten blutige Episoden finden, die an systematischer Barbarei bei den wildesten Völkern kaum ihres Gleichen haben. Die letzteren machen keinen Anspruch auf Civilisation, die ersteren aber gelten für Christen. Wir erinnern nur an die Albigenserkriege, an die sicilianische Vesper, die Bartholomäusnacht, die heilige Inquisition, welche auch in Amerika ungezählte Tausende abschlachtete, an die republikanischen Hochzeiten und Noyaden in Nantes zur Zeit der ersten Revolution, an die Zeiten des Schreckens, da in Frankreich die Guillotine in Permanenz erklärt war, an die Gräuelthaten der Commune und an die schauderhaften Mordthaten in Alcoy. Sie zerfleischen sich untereinander mit einer Art krankhafter Wollust und wüthen in ihre eigenen Eingeweide hinein. Dann ist die Bestie in ihnen souverän.

Wir sehen es heute wieder auf Cuba, wo ein systematisches und raffinirtes Morden nun schon seit fünf Jahren einen ununterbrochenen Fortgang nimmt. Zwischen den Eingeborenen spanischer Abkunft, den weißen Creolen und den Altspaniern, welche auf der Insel als herrschende Classe schalten und walten, herrscht Abneigung; sie sind, obwohl Menschen desselben Stammes, durch eine weite Kluft von einander getrennt und hassen sich gegenseitig mit dem allertiefsten Ingrimm. Seit nun schon fünf Jahren stehen im östlichen Theile Cubas die Creolen unter den Waffen; die, welche den Kampf führen, haben die Sympathien ihrer Landsleute auf der ganzen Insel, und der Aufstand ist noch nicht niedergeschlagen, obwohl aus Spanien seit 1868 nicht weniger als 80,000 Soldaten nach der Perle der Antillen hinübergeschickt worden sind.

Auf die Dauer wird Spanien Cuba nicht behaupten können; es wird sich, so schwer ihm das auch fallen mag, in das Unvermeidliche fügen müssen. Seine Herrschaft ist verhaßt, wie sie es auch in den Colonien auf dem amerikanischen Festlande war. Nach Kämpfen, die ein ganzes Menschenalter hindurch keine Unterbrechung erfuhren, hatten diese Colonien ihre Unabhängigkeit errungen und Cuba wird gleichfalls von dem entfremdeten Mutterlande sich für immer trennen. Eine Aussöhnung zwischen den feindlichen Brüdern ist nicht mehr möglich, seitdem sie den Kampf buchstäblich bis aufs Messer führen und „Vernichtung“ das Feldgeschrei hüben und drüben geworden ist.

Die Altspanier wissen sehr wohl, daß überall auf Cuba der Boden unter ihnen durchaus vulcanisch ist und daß sie sich, so lange es überhaupt angeht, nur durch Waffengewalt behaupten können. Was sie als Ordnung bezeichnen, können sie nur durch ein „System des Schreckens“ aufrecht halten. Man fügt sich nur so weit ihre Bayonnette reichen. Verdächtig ist ihnen jeder Creole; ein todter Creole ist ein Feind weniger. Im mittlern Theile der langgestreckten Insel, dem Departement des Centrums, sind sie, dem „Systeme“ gemäß, derart zu Werke gegangen, daß sie nicht nur alle Aufständischen, welche sie im Kampfe gefangen nahmen, todtschossen, sondern auch alle unbewaffneten Creolen, die sich in die Wälder geflüchtet hatten.

Ein Pflanzer, der sich niemals am Aufstande betheiligt, vielmehr ungemein vorsichtig verhalten hatte, war den Spaniern nur deshalb verdächtig, weil er keine Sklaven hält und seinen Grund und Boden durch freie Arbeiter bestellen läßt. Die spanischen Freiwilligen überfielen ihn, und als er seine Unschuld betheuerte, gab ihm ein Offizier zur Antwort: „Wenn ich Sie füsiliren lasse, ist mir ein höherer Rang gewiß.“ Es gelang dem Pflanzer, nach Havana zu entfliehen und dort beschwerte er sich beim Generalcapitän. Dieser antwortete buchstäblich, daß jener für seine Person nichts mehr zu besorgen habe, „aber ich rathe Ihnen als Freund, ja keine Reclamationen wegen Eigenthumsbeschädigung oder Verlust zu erheben, denn unter den obwaltenden Umständen können Sie sich glücklich schätzen, daß Sie mit dem nackten Leben davongekommen sind!“

Es würde schwer sein zu ermitteln, auf welcher Seite die Barbarei am ärgsten ist; die „Repressalien“ sind hüben wie drüben geradezu schauderhaft und die Thatsachen schreien zum Himmel. Es ist nicht selten vorgekommen, daß die Creolen gefangene spanische Offiziere an einen Baum aufhängen, die zusammengebundenen Füße nach oben, den Kopf nach unten; sie zünden dann ein Feuer an und verbrennen den Mann langsam bei lebendigem Leibe. Als Regel gilt, daß jeder Gefangene todtgeschossen wird; häufig aber schlägt man ihm den Kopf, wo möglich auf einen Hieb, mit dem Machete ab, diesem wuchtigen Haumesser, das bei allen Amerikanern spanischer Abkunft ein unentbehrliches Werkzeug ist. Die Leichen werden nicht einmal beigescharrt; man läßt sie auf freiem Felde liegen.

Auch die Frauen werden nicht verschont; sie sind Unbilden ausgesetzt, deren Schilderung wir uns ersparen. Im Bezirke der Cinco Villas, im Departement des Centrums, hatte sich eine junge Creolin, die sogenannte Virgen de las Tunas, an die Spitze einer Anzahl von Spähern gestellt und leistete als Kundschafterin wichtige Dienste. Trotzdem sie einen ausgezeichneten Renner ritt, wurde sie doch zwei Mal von den Spaniern gefangen genommen; ihre Liebenswürdigkeit rettete ihr zwei Mal das Leben. Als sie aber zum dritten Mal in die Gewalt ihrer Feinde fiel, überantwortete der Offizier sie seinen Soldaten und ließ sie hinterher lebendig verbrennen *)!

---

*) Ueber die ehemalige Ausdehnung der Gaelen und die von ihnen herrührenden Ortsbezeichnungen giebt auch Auskunft: The gaelis topography of Scotland and what it proves; with much historical, antiquarican and descriptive information. By James A. Robertson. Edinburgh, William P. Nimmo. 1869.

*) Wir lesen so eben, daß der „Präsident der cubanischen Republik“, Carlos Manuel de Céspedes, zu Anfang Novembers 1873 einen Erlaß veröffentlicht hat, in welchem das Decret vom Januar 1872 aufgehoben wird. Das letztere schärft Wiedervergeltung gegen die von den Spaniern verübten Barbareien ein; jetzt aber „nach einer ununterbrochenen Reihe von Triumphen“ solle ein anderes System zur Geltung kommen. Jeder Feind (Spanier), der sich mit oder ohne Waffen stellt, soll von Seite der Behörden gebührlich aufgenommen werden. Wenn er in die Reihen der Republikaner tritt, soll der bisher von ihm bekleidete Rang ihm verbleiben. Leute, die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen werden oder die-

Weite Landstrecken sind zur Einöde geworden. Das Centraldepartement umfaßt etwa ein Drittel der Insel und zählte nach amtlichen Angaben von 1872 nur noch 75,000 Einwohner, Weiße und Farbige zusammengerechnet. Im Jahre 1869 gab Generalcapitän Rodas den Befehl, daß in verschiedenen Landbezirken die Bewohner „concentrirt“ werden sollten, damit man sie besser überwachen könne. Demgemäß trieb man eine große Anzahl derselben in der kleinen Stadt S. Espiritu zusammen, die keine gesunde Lage hat. Dort mangelte es an Wohnungen, die Lebensmittel waren knapp, sehr bald brachen die Blattern aus, dazu kam die Cholera und so wurden die meisten dieser Landleute, aber auch ihre spanischen Wächter, dahingerafft. Gleichzeitig streiften Freiwillige in der ganzen Gegend umher, verbrannten die Ernten, schlachteten alles Vieh ab, welches sie fanden, plünderten die Häuser und zerstörten die Wohnungen. Sie hatten gemessenen Befehl, „die Revolution auszuhungern“. Durch solche Mittel gelang es dann allerdings, in vielen Bezirken die „Ordnung“ herzustellen. —

Der östliche Theil des Westdepartements, von Matanzas im Norden bis nach Cienfuegos im Süden und eine ausgedehnte Landstrecke an der Südküste bildet eine einförmige Hochfläche mit Savannen und dort findet man nur wenige, überdies weit auseinander liegende Zuckerplantagen; außerdem sind weite Flächen mit Buschgestrüpp bestanden. Das ist die Region der „Montes“. Aber von Trinidad an, nach Norden und Osten hin, und in den Bezirken von Puerto Principe und Santiago de Cuba ziehen Montañas durch das Land, Bergketten mit dichten Waldungen bestanden, in welchen die Aufständischen oftmals mit Erfolg Widerstand geleistet haben und wo es den Spaniern schwer hält, ihnen auch nur beizukommen. Diesem Bezirke wollte das unter nordamerikanischer Flagge segelnde, vielbesprochene Freibeuterschiff Virginius Mannschaft, Waffen und Schießbedarf bringen.

Die Spanier, die doch selber sehr gemischten Blutes sind, blicken auf die Creolen hochmüthig herab und sehen in ihnen, gleichviel ob sie reinblütig seien oder nicht, nur „Mulatten“. Selbst eine Creolin, welche ein Spanier des Geldes wegen heirathet, oder weil sie schön ist, oder weil er keine andere Frau finden kann, gilt ihm für gemischt, und er, der sich auf sein blaues Blut viel zu gute thut, läßt sie das fühlen; er behandelt sie, als sei sie gewissermaßen eine Negerin. Der spanische Pflanzer sagt von seinem Plantagenaufseher, er sei ein mit Theer angestrichener Bursch und nicht selten hat doch solch ein Creole eine weißere Hautfarbe als jener, der dann freilich sich über seine dunkle Färbung damit beruhigt, daß in seinen Adern auch edles maurisches Blut fließe! Die Mauren und Berbern seien tapfere Helden gewesen, aber ein Atom Negerblut, wenn auch nur aus der sechsten Generation her, wird als Kennzeichen sklavischer Abstammung betrachtet.

Der Creole, gleichviel ob gemischten Blutes oder nicht, hat eine Negerin zur Amme gehabt und ist mit Negerkindern aufgewachsen. Er behandelt die Schwarzen im Allgemeinen gut, hat für dieselben eine gewisse Theilnahme und macht den Spaniern ihre Härte gegen die Sklaven zum Vorwurf. Für voll hält auch er den Neger nicht, dafür kennt er ihn zu gut, aber wenn er auch nicht, wie die hirnverbrannten Pseudophilanthropen im Yankeelande, einen „Bruder“ in ihm sieht, der ja eigentlich nur „ein weißer Mann mit schwarzer Haut“ sei, so sieht er in ihm doch den Menschen, der obendrein einen Geldwerth hat und mit dem man am besten gut haushält. So erklärt sich, wenn wir lesen, daß sich den aufständischen Creolen ganze Schaaren von Negern angeschlossen haben, zumeist Sklaven, welche spanischen Pflanzern entlaufen sind.

Der Spanier also behandelt seinen Neger bei weitem nicht so gut wie durchschnittlich der Creole; er verfährt aber auch hart und grausam gegen die chinesischen Kulis, welche angeblich als freie Arbeiter aus Asien eingeführt werden. Er hält sie viel schlimmer als die Neger, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir erfahren, daß diese Asiaten auf den Pflanzungen im Laufe eines einzigen Jahres mehr als funfzig Mordthaten aus Rache verübt haben; sie alle sind dann hingerichtet worden.

Die Geschichte Cubas von den Tagen an, da es durch Columbus entdeckt wurde, und von der Ausmordung sämmtlicher indianischer Eingeborenen an bis auf den heutigen Tag ist eine Geschichte der ärgsten Barbarei.

selben vorher niedergelegt haben, sollen nicht weiter behelligt oder Vexationen ausgesetzt werden. Falls sie sich den Republikanern nicht anschließen, können sie gegen republikanische Gefangene ausgewechselt und fortgeschickt werden. Wenn sie ihr Ehrenwort geben, fortan nicht mehr gegen die cubanische Republik zu kämpfen, können sie im Lande bleiben und beim Ackerbau 2c. beschäftigt oder nach dem Auslande verschifft werden. Es gilt als Ehrenpflicht, die Gefangenen rücksichtsvoll zu behandeln, jeden nach Gebühr seines Ranges. Solche Gefangene, die auf dem Boden der Republik Criminalverbrechen sich haben zu Schulden kommen lassen, sollen vor Gericht gestellt werden; dieses soll mildernde Umstände in Erwägung ziehen und keine Todesstrafe über sie verhängen. Die Gefangenen behalten ihr Privateigenthum; Pferde, Waffen und Schießbedarf haben sie an die Republik abzuliefern. Bei Erstürmung von Städten, Lagern 2c. soll keiner friedlichen Person etwas zu Leide geschehen; alte Leute, Kinder und Frauen sollen respectirt und in keinem Falle gezwungen werden, von den cubanischen Truppen fortgeführt zu werden. Jeder Befehl habende Offizier kann dem Feinde Capitulation gewähren. — Alle die vorstehenden Anordnungen sollen genau befolgt werden; auf Nichtbeachtung ist Todesstrafe gesetzt. —

Dieser Erlaß des Präsidenten Céspedes giebt dem Kampfe einen ganz neuen Charakter. Wahrscheinlich ist dabei guter Rath aus Washington im Spiele gewesen, wo man die Republikaner gern als „kriegführende Macht“ anerkennen will. Wird der Erlaß befolgt, so fallen künftig alle Barbareien zu Lasten der Spanier, und die Nordamerikaner werden schon dafür sorgen, daß alle Grausamkeiten, die dann noch in der bisher üblichen Weise verübt werden, nicht unter den Scheffel gestellt bleiben.

Neueste Nachrichten über die englische Mission nach Jarkend.

H. V. Es ist in diesen Blättern wiederholt auf die in politischer sowohl als auch wissenschaftlicher Hinsicht gleich wichtige britische Mission, welche gegenwärtig sich auf ihrem Wege nach Ostturkestan befindet, hingewiesen worden, so daß wir es beinahe als unsere Pflicht erachten, jede neuere Nachricht über den Fortschritt derselben den Lesern des „Globus“ mitzutheilen. Forsyth hat das Hauptquartier der Gesandtschaft, Leh, am 29. September verlassen, nachdem die Capitäne Bidulph, Trotter, sowie Dr. Stoliczka, Geolog der Gesellschaft und Oesterreicher von Geburt, schon am 12. desselben Monates ihm vorangegangen sind. Diese Herren haben die etwas weitschweifige Straße über das Tschang-Tschennothal genommen. Sie theilten sich in drei Abtheilungen, um die verschiedenen nach Schahdulla führenden

Straßen zu untersuchen, und letztgenannter Ort ist, als äußerster Grenzpunkt Ostturkestans gegen Süden hin, von Leh 21 bis 25 Tagereisen entfernt.

Nach den in Indien angelangten allerneuesten Nachrichten geht die Partie des Capitän Bidulph dem jedenfalls etwas seltsamen Sport nach, den 14,000 Fuß hoch gelegenen, 142 Fuß tiefen Pangongsee auf einem Kautschukboote zu befahren. Fürwahr, kein verlockender Zeitvertreib in solcher Höhe und solcher Jahreszeit! Es stehen ihnen nämlich auch noch andere Annehmlichkeiten dieser Gattung bevor. Nachdem man über den Schajakfluß gesetzt, haben diejenigen, welche den Karakorumpaß wählten, den 18,000 Fuß hohen Sasserpaß zu überschreiten. Der Karakorum selbst ist 18,700 Fuß, von wo eine kaum bemerkbare Absenkung sie zum 18,200 Fuß hohen Söjüt- (Suget-)Paß bringt, und von welchem man nach einem ziemlich steilen Hinabsteigen zu dem 12,000 Fuß hohen Schahdulla gelangt. Die Schwierigkeit des Weges liegt natürlich zumeist zwischen den Pässen Sasser und Söjüt, wo man mehrere Tage hinter einander keinem Halme Grases, keinem Splitter Holzes begegnet, dies noch dazu bei einer Temperatur von 12 bis 15° unter Null, in damaliger Jahreszeit aber gewiß noch mehr, und bei einem Winde, der von Mittag bis nach Mitternacht markdurchdringend bläst. Zu beneiden sind die englischen Reisenden unter solchen Umständen keineswegs, trotzdem sie sämmtlich mit dicken Pelzen und sonstigen Reisebequemlichkeiten sich versehen haben.

Ueber die Aussichten auf den Empfang in Ostturkestan selbst sind bis jetzt die allerjüngsten Nachrichten bekannt. Ibrahim Chan, Secretär des Herrn Forsyth, den dieser mit den Benachrichtigungsschreiben vorausgesendet, ist in Jarkend aufs Freundlichste empfangen worden. Der Atalik Gazi hat ihn mit einem Ehrenkleide bedacht, und ein schmeichelhaftes Empfangsschreiben dem britischen Gesandten nach Schahdulla entgegengeschickt. Wenn nicht Unvorhergesehenes eintreten sollte, wird Herr Forsyth selbst am 21. October in Schahdulla und ungefähr Mitte Novembers in Jarkend eintreffen, wo nun auch die feierliche Bewillkommnung seitens Atalik Gazi's stattfinden soll. Der Empfang wird wahrscheinlich der allersüßeste und allerzärtlichste sein.

Doch ist diesem eben so rührigen als schlauen Orientalen, der kürzlich in St. Petersburg angeklopft und sich einen treuen Diener des Zars nannte, blutwenig zu trauen. Denn wenn er gleich klug genug ist, um einzusehen, daß der britische Leu über das riesige Bollwerk des Kün Lüns ihm nicht so leicht zu Leibe kann, als der nordische Bär auf der bessern Straße von Narin aus, und seine Freundschaft zu den Briten demzufolge auch größer sein wird, — so hätte er doch im Innern seines Herzens alle beide zum Teufel gewünscht, und wäre von der Berührung mit den Ungläubigen gern fern geblieben, falls er die Chinesen nicht gefürchtet hätte. Ja, das traurige Ende des Panthaykaisers Suliman in Ta-li-fu hat einen finstern Schatten auf das Schicksal Ostturkestans geworfen, einen Schatten, den der Atalik nur dann verscheuchen kann, falls er den Engländern sich unbedingt in die Arme wirft.

Wenn daher der politische Erfolg dieser Mission noch etwas unsicher ist, die wissenschaftlichen Resultate werden jedenfalls sehr glänzend ausfallen. Wir werden nicht nur mit Ostturkestan selbst in allen Gebieten der Wissenschaft vertraut werden, das hochwichtigste Resultat wird die Erforschung der Pamirsteppe, des Quellengebietes des Oxus und der gebirgigen Regionen des Wachan, Gilgit und Jassin sein.

Das Muschelgeld an der Nordwestküste Amerikas.

Sobald der Verkehr sich über die niedrigste Stufe des Austausches erhebt, bedürfen die Menschen eines Werthmessers, nach welchem die verschiedenen Gegenstände abgeschätzt werden. Wir finden auch bei wenig entwickelten Völkern Werthzeichen, die gelten, also Geld, insgemein solche, die entweder in allgemeinem Gebrauche sind, oder nach welchen starke Nachfrage sich zeigt. In den ältesten geschichtlichen Zeiten finden wir bei den Vorderasiaten Silber als Werthmesser; unter den Pharaonen hatte Aegypten Gold- und Silberbarren in der Form von Ringen; kleine mit dem Namen eines Pharaonen bezeichnete Scarabäen dienten als Scheidemünze. Geprägte Münzen kannte man in Griechenland im achten Jahrhundert vor Christus noch nicht; die alten Meder hatten edle Metalle nur zum Schmuck; im Handel der Phönicier mit den Europäern waren noch keine solche im Gebrauch, wie denn überhaupt Metallgeld als Tauschwerth und Werthmesser sich nur sehr langsam Bahn gebrochen hat; auch heute nehmen, z. B. in Ostafrika, manche Völker lieber solche Tauschmittel, welche sie unmittelbar verbrauchen können.

Auch da, wo Edelmetalle und gemünztes Geld bei wenig civilisirten Völkern sich Bahn brechen, bleiben bei ihnen gewöhnlich die alten Werthmesser neben den neuen oft lange Zeit im Gebrauch. So bei den nordischen Völkern der Vorzeit das Pelzwerk. Wenn ein alter Skandinavier einem andern eine Ohrfeige gegeben hatte, mußte er ein Marderfell zahlen, einen Fuchspelz, wenn er sich eines ehrenrührigen Scheltwortes bedient hatte. Bei den Odschibwävölkern in Nordamerika gilt als Maßstab beim Austausch ein Biberfell; auf Island rechnet man heute noch auch nach Kabeljau, auf Neufundland nach Stockfisch; in Virginien war früher eine Zeitlang Taback, in Neusüdwales Rum der Werthmesser. Die alten Mexicaner hatten mit Goldstaub gefüllte Federspulen, Zinnstückchen und Cacaobohnen; nach letzteren rechnen auch heute noch manche Indianer in Nicaragua. Die Peruaner wogen das Silber ab; die Mexicaner kannten die Wage nicht.

In vielen Gegenden Afrikas rechnet man hier nach Sklaven, dort nach Kaurimuscheln, Glasperlen, Kameelen, Kühen und Ochsen, Gummi, Stücken blaugefärbten Baumwollenzeuges, d. h. sogenannten Guinées, Baumwollenkitteln (Tobes), Goldstaub, Eisenstücken, Salz, Metall in Hufeisenform ꝛc. In Asien bildet bei den mongolischen Nomaden Ziegelthee den Werthmesser, im alten China galt Schildpat als Geld, in Laos heute noch eine Metallstange; auf den Inseln des Archipelagus der Reis oder die Kokosnuß, auf den Fidschi-Inseln Haifischzähne, auf den Samoa-Inseln feine Matten.

Wir könnten noch eine Anzahl anderer Gegenstände namhaft machen, wollen aber hier speciell auf das Muschelgeld bei den Indianern in Oregon und dem nördlichen Californien hinweisen; dasselbe wird von ihnen eben so sehr geschätzt wie die Kaurimuschel in einem großen Theile Afrikas. Gewisse Arten von Muscheln waren aber auch bei den Eingeborenen an der Ostküste Amerikas als Werthmesser und Tauschmittel im Gebrauche, die Arten jedoch verschieden von denen am Großen Ocean.

Die atlantischen Indianer in Massachusetts hatten die Venus mercenaria oder, wie sie wissenschaftlich benannt wird, Mercenaria violacea; sie ist auf dem Markte in Boston als Quahang bekannt. Die Klappen derselben sind am Rande purpurfarbig, das Uebrige ist glänzend weiß. Der dunkelgefärbte Theil war das „Purpurgeld“ der Indianer oder „Wampum“; andere Muscheln bildeten das „weiße Geld“, das „weiße Wampum“, welches nur halb so viel werth war wie jenes. Drei Stück des letztern galten so viel wie ein Penny. Auch die Weißen nahmen Wampumstränge als Geld; so erhielt im Jahre 1671 ein puritanischer Geistlicher 120 Pfund Sterling in „barem Geld“ ausbezahlt; dasselbe bestand in Biberfellen, dunkelm und weißem Wampum, Glasperlen und Musketenkugeln. — Bei den Irokesen verfertigte man Wampumstränge auch aus Buccinum und sie waren die umlaufende Münze.

An der pacifischen Küste hat man als Geld ein Dentalium (tusk shell), also Zahnmuschel, weil sie in Miniatur einem Elephantenzahn ähnelt. Dasselbe ist in Umlauf auf Vancouver, Königin-Charlotte-Insel und an der ganzen Festlandküste vom Pugetsund nach Norden hin bis Sitka, aber nicht mehr so ausgedehnt wie früher, nachdem durch die Hudsonsbai-Compagnie wollene Decken in jene Gegenden gekommen sind; nun rechnen die Indianer nach solchen, denn sie sind das Hauptzahlmittel geworden. Heute ist ein Sklav, eine Frau, ein Kahn so und so viele Decken werth; ehemals bezahlte man nur mit so und so viel Strängen Dentalium. Der Werth der letzteren ist durch ihre Länge bedingt; die größeren, deren beide Enden aneinander befestigt sind, nennt man Hi qua, aber als eigentlicher Werthmesser gilt nur ein solcher Strang, der 25 aneinander befestigte Muscheln hat, die zusammen einen Faden, also 6 Fuß (?), Länge haben. Es gab eine Zeit, da man für einen Hi qua einen Sklaven kaufen konnte, der 50 Decken oder eben so viele Pfund Sterling werth war.

Whymper, über dessen Reisen in Alaska wir im „Globus“ ausführlich gesprochen haben, fand 1867 im Fort Yukon Indianer (Männer), welche im Nasenknorpel Hiaquamuscheln (Dentalium entalis oder vulgaris) als Zierrath trugen. Manche Männer hatten ihre Kleider in solcher Menge mit Muscheln überladen, daß der Handelswerth derselben, mit welchem ein Stutzer sich herausgeputzt hatte, wohl ein paar hundert Marderfelle betrug.

Im Durchschnitt ist ein großes Dentalium drei Zoll lang, viele haben aber nur zwei Zoll und die Mehrzahl ist noch kleiner. Durch den Handel sind aber Dentalien in großer Menge aus Europa eingeführt worden und in manchen Waarenläden zu San Francisco kann man sie neben Glasperlen und anderen für die Indianer bestimmten Waaren aufgespeichert sehen; sie bilden einen Artikel, der jetzt zumeist in Alaska Absatz findet. Das wird aber wohl auch bald ein Ende nehmen.

Auch die Küstenindianer im nördlichen Californien haben diese Zahnmuscheln als Umlaufsmittel und bezeichnen sie als Allikotschick. Bei den Kahrocks aber gilt als Hauptgeld der rothe Skalp eines Spechtes; ein solcher hat den Werth von 5 Dollars. Außerdem ist eine Muschel im Umlaufe, die weiß und hohl ist und in Größe und Gestalt dem Sporn eines Hahnes gleicht. Diese wird polirt und aufgezogen; ein kleiner Strang ist 25 Cents, der längste 2 Dollars werth. Als Einheit gilt ein Strang von der Länge eines Mannsarmes, an welchem unterhalb des Elbogens eine Anzahl langer Muscheln angebracht ist, oberhalb desselben eine Anzahl kleinerer. Dieses Muschelgeld heißt, wie bemerkt, Allikotschick, nicht bloß am Klamath sondern auch auf der ganzen Strecke von Crescent City bis zum Eel River, obwohl dort die verschiedenen Stämme mehrere verschiedene Sprachen reden. Vor dreißig Jahren gab ein Indianer gern 40 bis 50 Dollars Gold für einen solchen Strang; heute aber haben sie nur noch bei alten Leuten Geltung. Diese wollen von dem Gelde des weißen Mannes nichts wissen, sondern sammeln so viel Muschelgeld wie immer möglich, das sie anhäufen und festhalten.

Bei den Jurocks kommt Folgendes vor. Ein junger Mann will gern ein Weib nehmen und doch nicht so lange warten, bis er die vom Vater des Mädchens geforderte Summe Muschelgeldes beisammen hat. Dann zahlt er die Hälfte und wird dadurch „halb verheirathet“. Als solch ein Halbmann kann er das Mädchen nicht in seine Hütte bringen und zur Sklavin machen, sondern er muß, bis er Alles abgezahlt hat, in ihrer Hütte wohnen und ist ihr Sklav.

Die Anwohner der Küste und jene in ebenen Gegenden kauften, bevor sie das Schießgewehr sich aneigneten, ihre Bogen und den größten Theil ihrer Pfeile von den Gebirgsindianern. Ein Mann gebraucht zehn Tage Zeit, um einen Bogen zu verfertigen, der, je nachdem er gearbeitet war, 3, 4 oder 5 Dollars kostete. In diesem Handel ist dreierlei Münze gangbar gewesen: weiße Muschelperlen oder vielmehr Knöpfe, die in der Mitte ein Loch haben und auf einen Faden gezogen werden; davon galt ein yardlanger Strang 5 Dollars; andere Muscheln gewöhnlicher Art 1 Dollar und eine Sammlung verschiedener Muscheln, je nachdem sie groß und hübsch sind, 3 bis 10 und 15 Dollars.

Wer einen Doctor kommen läßt, muß vorausbezahlen; er bringt demselben einen eben erlegten Hirsch oder so und so viel Stränge Muscheln und wirft diese Gabe vor ihn hin ohne ein Wort zu sagen. So viel am Boden liegt, so viel will man für die Bemühungen des Doctors geben. Stirbt der Kranke, so haben seine Verwandten das Recht, den Doctor todtzuschlagen.

Die Stämme bei Bodega, der alten russischen Ansiedelung in Californien, hatten als Geld eine zweiklappige Muschel, Saxidomus auratus; in Indianergräbern auf Inseln vor der Küste hat man durchlöcherte Exemplare von Olivella biplicata und auch Lucapina crenulata gefunden.

Schwarze Hülfsgenossen der Engländer an der Guineaküste.

1. Die Kossohs.

Der Krieg, welchen die Engländer gegen die Aschantis zu führen haben, bietet gleich in seinen Anfängen eine Menge eigenthümlicher Erscheinungen dar, und vielfache Verwickelungen seltsamer Art, die man nur versteht, wenn man den wahrhaft proteischen, in Sprüngen und Wallungen sich bewegenden Charakter der Neger näher kennt und in Erwä-

gung zieht, daß an der Goldküste die Verwirrung eigentlich permanent ist. Wir werden demnächst versuchen, unseren Lesern einen Einblick in diese wunderlichen Verhältnisse zu geben, die anderwärts ihres Gleichen nicht haben; heute wollen wir schwarze Bundesgenossen der Engländer schildern. Diese haben ganz recht, den Krieg, an welchem sie selber schuld sind, sehr ernst zu nehmen und gleich von vornherein mit dem möglichsten Nachdrucke zu verfahren. Sie haben geradezu colossale Rüstungen getroffen, schweres und leichtes Geschütz in Menge nach der Guineaküste geschafft, Proviant aller Art, Brandungsboote, damit Menschen und Waaren an jenen höchst gefährlichen Gestaden sicher gelandet werden können; Schiffe zur Aufnahme der Kranken und Verwundeten, Raketen, Bomben, Snydergewehre, ja sogar Eisenschienen hatten sie in Bereitschaft, um eine Eisenbahn herzustellen, die sich freilich als unprakticabel in dem Sumpflande erwiesen hat. Gleich zu Anbeginn, als sie im November in den dichten Buschwald vorrückten, haben sie damit begonnen, eine Anzahl von Ortschaften, welche von den Aschantis besetzt waren, nieder zu brennen, und sie haben verkündet, daß sie auch die Hauptstadt Kumassi einäschern und dem Erdboden gleich machen wollen.

So hat der Krieg mit wilden Barbareien begonnen und er wird ohne Zweifel mit Barbareien fort und zu Ende geführt werden. Auf keinen Fall gereicht er dem, was man christliche Civilisation zu nennen beliebt, zur Ehre. Die Engländer wollen um jeden Preis nach Kumassi, darauf haben sie alle ihre Rüstungen und Pläne angelegt, aber sie finden ein äußerst schweres Stück Arbeit vor sich. Abgesehen von den tapferen Aschantis haben sie den grimmigsten Feind an dem bösen Klima. Man hat in der jüngsten Zeit offenbar aus Absicht den Versuch gemacht, dasselbe nicht so schlimm darzustellen wie es wirklich ist, aber die Thatsache bleibt stehen, daß es für Europäer, namentlich weiße Soldaten, mörderisch wirkt. Die Engländer verfahren bei ihren Ausrüstungen auch demgemäß. Den Kern ihrer Heeresmacht müssen begreiflicherweise europäische Mannschaften und Offiziere bilden, die Mehrzahl der Truppen aber besteht aus Schwarzen, theils westindischen Negerregimentern, theils Afrikanern, die man von weit und breit her anwirbt, so Haussaleute in dem Palmölhafen Lagos und an der Sierra-Leone-Küste ganze Schaaren wilder Kossohs. So führen die Christen mohammedanische und heidnische Barbaren als ihre Bundesgenossen ins Feld gegen einen mächtigen barbarischen Potentaten.

Sehen wir uns diese Bundesgenossen der Engländer näher an, zunächst die Kossohs, über welche wir die Schilderungen eines Augenzeugen aus Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone, vor uns haben. (Correspondenz vom 1. November, „Mail" vom 21. November.) In der eben genannten Stadt wurde eine Schaar dieser Wilden angeworben, eine andere in Sherbro. Jene in Freetown zogen am 23. October von dort ab, um mit denen von Sherbro auf den Bananeninseln nach Cape Coast Castle eingeschifft zu werden. Eingekleidet waren sie noch nicht, sie trugen ihr Naturgewand, nur einige Häuptlinge trugen den aus Leopardenfell verfertigten „Kriegshut", alle aber hatten lange, krumme Säbel; Schießgewehr wollte man ihnen erst an der Goldküste geben.

Auf dem Wege von den Baracken nach dem Hafen heulten sie ihren wilden Kriegsgesang und hieben dabei mit ihren Säbeln in der Luft herum. Die Engländer meinen, daß sie wohl Zucht in diese Wilden bringen könnten, ergeben sich aber darein, daß sie auch in Reihe und Glied oftmals gar nicht zu bändigen sind. Ein Lieutenant Gordon, welcher sie befehligt, muß sich ihnen gegenüber mit großer Vorsicht benehmen. Je näher sie dem Einschiffungsplatze kamen, um so bestialischer geberdeten sie sich; sie geriethen in eine geradezu wüthende Aufregung. Einige Tage mußten sie am Strande campiren und in den Booten, welche sie auf den zu erwartenden Dampfer bringen sollten. Während dieser Zeit gaben sie Kampfspiele zum Besten und zeigten wie sie im Busche fechten.

Zunächst bildeten sie einen weiten Kreis; einige junge Krieger stellten sich in dessen Mitte auf. Dann legten sie sich platt auf die Erde und krochen auf Händen und Füßen weiter. Sobald sie den Feind in ihrem Bereiche glauben, liegen sie ganz regungslos und still da, und kriechen nach Verlauf einiger Minuten weiter vorwärts durch den Busch. Nun sind sie dem Feinde nahe und springen mit einem entsetzlich gellenden Geheul auf, nach rechts und nach links mit dem Säbel um sich hauend. Es wird anschaulich gemacht, wie sie beim ersten Anrennen den Gegner niedermachen und ihm dann, unter gräßlichem Geberdenspiel, den Kopf vom Rumpfe säbeln. Alsdann gehen alle in einem weiten Kreise umher; dabei strecken sie den linken Arm weit vor, als ob sie die Köpfe der Getödteten in den Händen hielten. Mit der rechten Hand schwingen sie den Säbel und heulen dabei laut. Manchmal stellen sie sich, als ob sie beim ersten Sprunge den Feind verfehlt hätten; dann ahmen sie einen Zweikampf nach, der allemal damit endigt, daß dem Gegner der Kopf abgehauen wird.

Während dieser Auftritte arbeiteten sich die Kossohs in eine förmliche Wuth hinein; einem zersprang beim Herausschreien des Kriegsgesanges ein Blutgefäß. Nachdem sie wieder ruhig geworden waren, schaffte man sie an Bord. „Man erwartet große Dinge von den Kossohs im Buschgefechte, aber unsere Feinde können unmöglich wilder und grimmiger sein als diese unsere Bundesgenossen, deren wir etwa fünfhundert Mann angeworben haben."

Wenn die Engländer sich nur nicht in dieser Hoffnung täuschen! Von den Haussas, über welche wir in einem folgenden Artikel ausführlich sprechen, erwarteten sie gleichfalls „große Dinge" und nun hat „dieses beste Kriegsmaterial sich bisher als sehr wenig brauchbar gezeigt". Der General Sir Garnet Wolseley meldet, daß es vielleicht noch möglich sein werde, sie etwas besser abzurichten, hält es aber für unmöglich, eigentliche Disciplin in sie zu bringen.

Das Gebiet, in welchem die Engländer Krieg führen, ist von einer großen Anzahl kleiner Stämme bewohnt, „die in einer unentwirrbaren Confusion durcheinander verschlungen sind". Diese Stämme und ihre Häuptlinge haben keinerlei feste Ansichten, keine selbständige Meinung, kein Anlehnen nach hier oder dort. Alle sind auf einander neidisch und eifersüchtig und fürchten jede überlegene Macht. Sie schließen sich für den Augenblick dem an, welchen sie für den Stärkern halten, und bis jetzt hat der König von Aschanti ihnen für solchen gegolten.

Wir finden also unter diesen Küstenstämmen die echt afrikanische Zerklüftung. Die Aschantis dagegen, das räumen die Engländer an Ort und Stelle ein, haben eine staatliche Organisation und bilden eine consolidirte Macht. Nach ihren Begriffen und Bedürfnissen werden sie gut regiert und jedenfalls begreifen sie sehr wohl die Stellung, welche sie einnehmen, sowohl den schwarzen Völkern wie den Weißen gegenüber.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Alfons Stübel.

Es sind nun gerade fünf Jahre verflossen, seit Dr. Stübel aus Dresden und Dr. Reiß aus Mannheim ihre Reise nach Südamerika antraten. Beide haben diese ganze Zeit ohne Unterbrechung der Erforschung der Vulcane von Neugranada und Ecuador gewidmet und wir dürfen nach der Heimkehr beider Männer von ihnen wichtige Ergebnisse für die Wissenschaft erwarten; sie sind Sachkundige ersten Ranges. Nach langer Unterbrechung erfahren wir jetzt Neues über Stübel's Forschungen in Ecuador. Wir erhielten von ihm aus Quito einen im Auftrage des Präsidenten abgefaßten Bericht, in welchem der deutsche Geolog eine Uebersicht der von ihm in Ecuador unternommenen Reisen giebt. Der Titel lautet: Carta del Dr. Alfonso Stübel a S. Exc. et presidente de la republica sobre sus viajes a las montañas Chimborazo, Altar etc. yen especiel sus ascensiones al Tunguragua y Cotopaxi. Wir müssen uns heute mit einigen Andeutungen begnügen.

Den Tunguragua hat vor unserm Landsmanne Niemand erstiegen; er schildert die Gestalt dieses Vulcans als eine sehr schöne; man könne denselben gleichsam als einen jüngern Bruder des Cotopaxi betrachten. Er beschreibt den Chimborazo in geognostischer Beziehung und bemerkt, daß dieser, obwohl zwischen so gewaltig imponirende Vulcane gestellt, doch nichts von seiner Majestät verliere; er sei ein Berg, mit dem wenige andere in der Welt sich messen können. Am Carihuairazo fand er auf der Westseite ganz ungeheure Anhäufungen von Schnee, weit mehr als er irgendwo anders in den Andes bemerkt hat. Diese ungeheure weiße Masse in unmittelbarer Nähe des Chimborazo veranlaßte den Beobachter zu einer Vermuthung über die Bedeutung des Quichuawortes Chimbu razu (Chimbu, gegenüber, razu, Schnee), also: der Berg, welcher dem Schnee (des Carihuairazo) gegenüberliegt. Am Rande des Exemplars, welches unser Freund uns geschickt hat, schreibt er deutsch: „Die ganze Provinz, in welcher der Chimborazo liegt, hieß vor der Conquista, wie ich nachträglich ermittelte, Chimbu; der Name ließe sich also auch hieraus ableiten und vielleicht mit mehr Berechtigung." Wir werden weitere kurze Notizen aus Dr. Stübel's Mittheilungen geben.

Die Yankees im Staate Massachusetts.

Oftmals ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Nachkommen der sogenannten Pilgerväter seit etwa einem Menschenalter in der Volksvermehrung bei weitem nicht gleichen Schritt halten mit den Einwanderern, welche sich in den neuengländischen Staaten niederlassen, also in Maine, Neuhampshire, Vermont, Connecticut, Rhode Island und Massachusetts. Ein in Washington erscheinendes Blatt, die „Sentinel", theilt folgende Angaben mit.

Im Jahre 1856 zählte man im Staate Massachusetts in runden Ziffern 840,000 Yankees, d. h. englisch redende Eingeborene, und 161,000 „Fremde"; 1860 schon 971,000 Yankees und 260,000 Fremde; die Zählung von 1870 ergab für die ersteren 1,104,000, für die letzteren 358,000. In Bezug auf die Zahl der Geburten stellt sich für beide Kategorien Folgendes heraus. Im Jahre 1850 kamen deren 16,189 auf die Yankees, 3196 auf die Fremden; 1860 auf die ersteren 16,672, auf die letzteren 6138; 1870 auf die ersteren 15,563, auf die letzteren aber schon 12,339. Man muß die Geburten aus gemischten Ehen nicht vergessen. Diese werden in überwiegender Menge abgeschlossen zwischen Fremden und solchen Eingeborenen, welche Kinder von Eingewanderten sind, und die Geburten bei ihnen muß man daher auf Rechnung nicht der Yankees, sondern der Fremden stellen. Geht man näher auf dieses Verhältniß ein, so ergiebt sich, daß die Yankees 1870 hätten 48,556 Geburten aufweisen müssen; es entfielen aber auf sie, wie bemerkt, nur 15,563!

„Unsere Yankees sind in der That ausgeartet; sie sterben ab. Obschon sie 1870 etwa 264,000 Köpfe mehr zählten als 1850, entfallen doch auf sie 563 Geburten weniger als 1850. Nach vielleicht nur funfzig Jahren werden die Yankees, gleich den Indianern und Büffeln, verschwunden sein. Ihre eigenen Statistiker sagen das. Im 29. Berichte über die eingetragenen Geburtsfälle heißt es: Bei dem Vergleiche zwischen 1869 und 1870 finden wir, daß die amerikanischen (Yankee-) Geburten um 463 sich vermindert, jene der Fremden um 140 sich vermehrt haben und die aus gemischten Ehen um 485. Der Charakter unserer Bevölkerung erfährt eine Umwandelung, und langsam aber sicher tritt ein aus Irländern, Deutschen und Canadiern gemischtes Volk an die Stelle der Yankees von englischer Abkunft, welche letzteren doch dritthalb Jahrhunderte im Lande sind. Unsere Ackerbauortschaften sind stationär und zählen heute kaum so viel Einwohner wie vor einem halben Jahrhundert und mit jeder Generation wird das Uebel ärger. Der alten Familien angehörende Amerikaner verachtet die Handarbeit; die Beschäftigung als Landwirth kommt ihm zu beschwerlich vor; er macht es wie der Jude, sucht Unterkommen im Handel, gleichviel von welcher Art derselbe sein möge; höchstens versteht er sich dazu, den Aufseher zu machen. So geschieht es, daß Grund und Boden allmälig in den Besitz von Leuten kommen, die wirklich arbeiten."

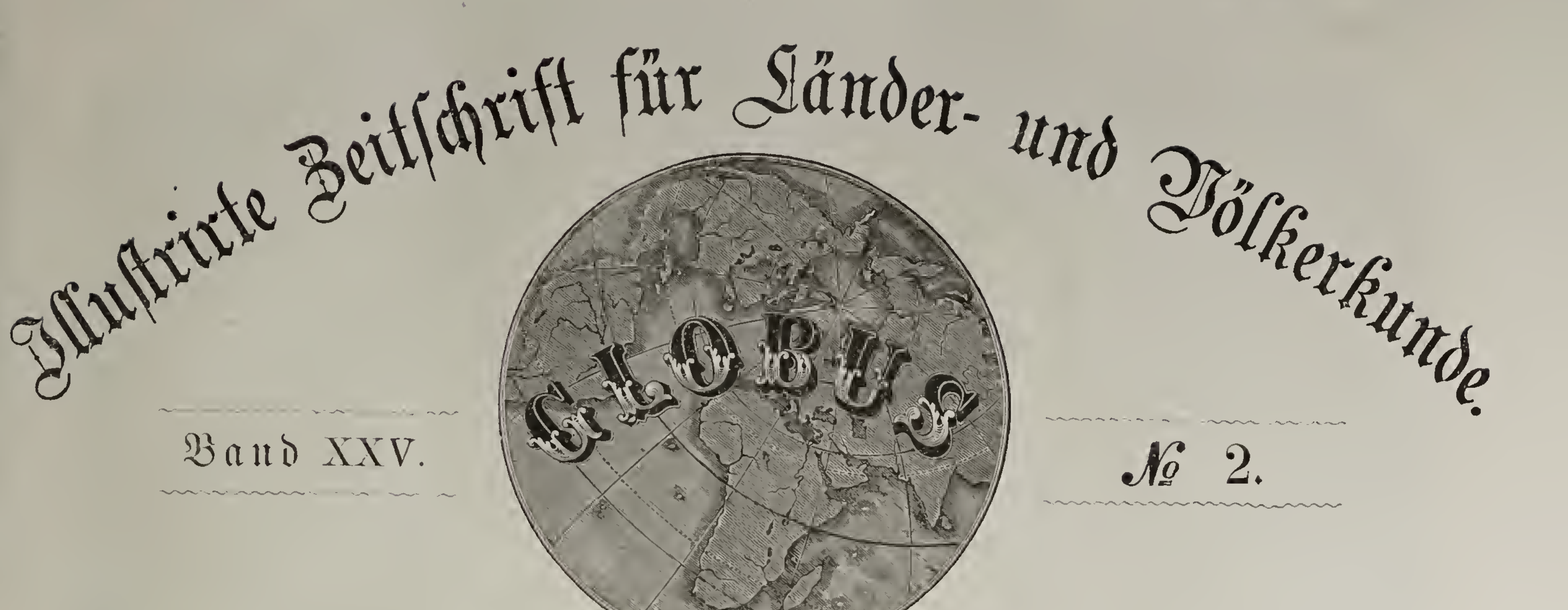
* * *

— Der König von Kambodscha ist bekanntlich Vasall der Franzosen, die ihm ein Protectorat auferlegten. Diese haben nun verkündet, daß fortan alle Irrungen zwischen Europäern und Kambodschanern vor den Vertreter des Protectorates gebracht werden müssen und daß dieser das Urtheil zu sprechen habe. Europäer, die in einer Ortschaft sich niederlassen, haben sich bei den Bezirksbeamten zu melden.

— Die Kohlengruben in Neuschottland und auf Cap Breton lieferten 1868 erst 462,000 Tonnen, 1870 schon 625,769; in den Gruben waren 2600 Arbeiter beschäftigt. In letzterm Jahre sind in den Bezirken von Stormont, Wine Harbour, Sherbrooke, Tangier, Montague, Waverly, Oldham Renfrew ꝛc. etwa 20,000 Unzen Gold gewonnen worden; 1869 erst 18,000 Unzen.

— In der centralamerikanischen Republik Guatemala, in welcher durch die Priesterschaft während der letzten Jahre mehrere Rebellionen angezettelt wurden, hat man die Jesuiten vertrieben und außerdem alles Eigenthum der religiösen Körperschaften confiscirt, um dasselbe für Schulen, Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten zu verwenden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XXV. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Aus dem illyrischen Dreieck.

II.

In der Umgegend von Rustschuk liegt im Lomthale Patazi's Han, d. h. Einkehrhaus, in einer anmuthigen Gegend; dort machen alle aus Süden her kommenden Reisenden Halt, bevor sie den Fluß überschreiten, auch wird dasselbe häufig von der Stadt aus besucht, weil es, so einfach und schmucklos es sich auch ausnimmt, einen angenehmen Aufenthalt gewährt. (S. 19.)

Lejean zog am Ufer der Donau hin über Sistowa nach Nikopoli, wo er manche römische Inschriften fand. An der Jantra fand er eine Abtheilung türkischer Soldaten, welche die Bewegungen der bulgarischen Insurgenten beobachteten. Diese hatten sich im Jahre 1867 erhoben, weil sie den argen Druck der türkischen Beamten nicht mehr ausstehen konnten oder wollten, und machten dem Pascha der Donauprovinz viel zu schaffen. Weiterhin zog er am Isker aufwärts und kam nach Ghigi oder Ghigen, das von rumänischen Einwanderern bewohnt wird. Dort sieht man ein großes, ganz aus Ruinen bestehendes Viereck, die Ueberbleibsel der einst nicht unwichtigen von Kaiser Trajan gegründeten römischen Niederlassung Oescus (Colonia Ulpia Oescus); man findet dort noch manche Inschriften.

Wir sagten soeben, daß Ghigen von rumänischen Bauern bewohnt sei; ein Gleiches ist der Fall mit den meisten Dörfern am bulgarischen Donauufer zwischen Nikopoli und der serbischen Grenze. Diese Einwanderung hat vor nicht gar langer Zeit, aber doch schon vor Anfang unseres Jahrhunderts stattgefunden; dafür zeugt auch, daß fast alle Dörfer slawische Namen haben, z. B. Metschka, Ostrow, Selanowitza u. s. w. Diese Bauern sind aus der Walachei fortgezogen um sich dem schweren Joche zu entziehen, das bis zum Jahr 1848 auf den Landleuten Rumäniens so überaus schwer gelastet hat. Die Feudalwirthschaft der Bojaren war die nichtswürdigste, welche man sich nur denken kann, man würde Unrecht haben, wenn man sie als eine regelmäßige Regierung bezeichnen wollte. Alles war auf Unterdrückung und Ausbeutung der Bauern berechnet, und die Zustände in der Türkei waren viel weniger schlecht. Hier gab es doch keine Bojaren und keine Frohnarbeit beim Straßenbau, das letztere einfach deshalb, weil die Türken keine Wege baueten. Gelegentliche Plackereien fehlten nicht, aber die Erpressungen waren doch nicht in ein System gebracht wie durch die Hospodaren und Bojaren. Die walachischen Beamten waren käuflich wie die türkischen Mudire (Unterpräfecten), aber jene waren es viel mehr als diese. So kam es, daß die rumänischen Dörfer in Bulgarien zu einigem Wohlstande gelangten und daß die Rumänen auf türkischem Boden bleiben, obgleich ihre Landsleute in dem Fürstenthume nun freien Grund und Boden erhalten haben.

Ueber die Entstehung Widins hat man folgende Sage. Ein bulgarischer König hatte drei Töchter; zwei waren tugendhaft und gut, die dritte nicht. Jede bauete ein Schloß. Neben dem, welches die älteste, Wida, errichtet hatte, wurde die Stadt Widin gebaut; das Schloß der zweiten Tochter



Braut und Bauern von der rumänischen Grenze.

hieß Widbot; dasselbe liegt nur drei Stunden von Widin entfernt; weiterhin im Gebirge bauete die dritte ihre Burg inmitten dichter Wälder. Die Ruinen derselben, welche noch heute gezeigt werden, sind bekannt unter dem 'bulgarischen Namen Kurwingrad, zu deutsch: Schloß der Buhlerin.

Sadowetz.

Der Gouverneur von Widin, Nassim Pascha, war ein halbgriechischer Türke, mit allerlei europäischem Firniß angestrichen, welcher dem Reisenden manche pikante Anekdoten zum Besten gab. Eine derselben wollen wir unseren Lesern



Pantazis Han bei Rustschuk.

nicht vorenthalten. Es handelt sich darum, ob die Kurden oder die Albanesen verschlagener und spitzbübischer sind.

Also: Ein Schah von Persien unterhielt sich einst mit dem osmanischen Gesandten und warf im Verlaufe des Gespräches die Worte hin: „Wir haben hier die ärgsten Spitzbuben, die es in der Welt giebt.“ Der Türke verneigte sich und sagte, daß er nicht im Mindesten daran zweifle. — „Ich habe,“ so fuhr der Schah fort, „hier einen Kurden, der ein so gewandter und abgefeimter Dieb ist, daß er Deinem Padischah die Diamanten aus dem Diademe wegstibitzen würde, ohne daß derselbe auch nur eine Ahnung davon hätte.“

Das wurmte aber den türkischen Abgesandten sehr; ohnehin hatte der Schah gesagt: „Ich bin der Meinung, daß Ihr in Euerm Lande dagegen gar nicht aufkommen könnt!“ Der osmanische Gesandte schrieb also an seinen Sultan, was der ketzerische (schiitische) Schah so dreist behauptet hatte. Der Padischah war nicht wenig erbittert über den Schimpf, welchen man seinen Unterthanen zugefügt habe, und berieth mit seinen hohen Würdenträgern, was in einer so hochwichtigen Angelegenheit zu thun sei. Nach langen Erwägungen einigte man sich darüber, daß nur unter den Arnauten (Albanesen) der Mann zu finden sei, welcher die Ehre der hohen ottomanischen Pforte aufrecht zu erhalten im Stande sein werde. Man befahl also den eingeborenen Beys am Drin, den richtigen Mann ausfindig zu machen. Einer derselben schickte sofort einen schlank gewachsenen Burschen mit einem Briefe, welcher besagte: „Der Mann, welcher dieses Schreiben überbringt, ist der beste, welchen ich ausfindig machen konnte; er wird ja bei uns von keinem andern übertroffen. Sollte er aber trotzdem durch den Kurden sich sein Antlitz schwarz machen lassen (d. h. von diesem übertölpelt werden), so bitte ich, mich davon in Kunde zu setzen; ich werde dann selbst an seine Stelle treten und den Fehler wieder gut machen.“



Bulgarischer Pope.

Der Arnaut wurde nach Teheran geschickt und der Wettkampf fand auf dem Lande statt, im Beisein des Schahs und seiner Hofleute. Zunächst war bestimmt, daß der Kurde auf einen Baum klettern solle, wo ein Adler horstete und seine Eier ausbrütete. Er sollte diese wegnehmen, ohne daß das darauf sitzende Adlerweibchen etwas davon merke. Wenn ihm das gelinge, habe der Arnaut eine noch schwerere Aufgabe zu lösen. Der Kurde, nur mit einer Hose bekleidet, fing an den Baum hinaufzuklettern, und holte richtig die Eier unter dem Bauche des Adlers weg, ohne daß dieser etwas davon verspürte. Als er aber, des Gelingens froh, herunterkletterte, wurde er mit einem allgemeinen Gelächter begrüßt, denn der Arnaut hatte doch ein ganz anderes Stücklein zum Besten gegeben; er hatte nämlich dem Kurden, ohne daß dieser es bemerkt, am Baume selbst die Hosen abgezogen! Dergleichen Histörchen findet man im Orient höchst ergötzlich.

Bei dem oben erwähnten Gouverneur von Widin, Nassim Pascha, wurde auch viel über die „Reformen“ gesprochen, deren so manche in der Türkei beliebt worden sind — auf dem Papier. Das Urtheil, welches Lejean über dieselben äußert, stimmt ganz mit dem anderer landeskundiger Männer überein. Ihm zufolge läuft es damit auf eine Komödie und auf Heuchelei hinaus, und das wird auch bleiben, so lange es eine Türkei giebt. Die Käuflichkeit, überhaupt die Corruption fast aller Beamten, ist geradezu abscheulich, denn nach wie vor sind Mohammedaner und Christen sehr ungleich gestellt und die letzteren erfahren neben dem allgemeinen Druck auch die ungerechteste Behandlung. Daher ist nie vollkommene Ruhe und kleinere oder größere Schilderhebungen kommen in jedem Jahre vor. Im Juli 1867 fand eine solche in Bulgarien statt, aber die Aufständischen unterlagen. Die siegreichen Türken verfuhren dann mit äußerster Grausamkeit; sie ließen Alles über die Klinge springen und verschonten auch sechszehnjährige Knaben nicht. Gegen die aufständischen Kurden in Asien wurde dagegen ganz anders verfahren. Der Anführer derselben, Bedr Chan, welcher die Fahne der Unabhängigkeit erhob, hatte einige tausend christliche Unterthanen der Pforte niedergemetzelt, unbewaffnete, harmlose Menschen. Als die Kurdenhäuptlinge besiegt waren, geschah ihnen weiter nichts, als daß man sie nach der Insel Kandia verbannte, wo sie obendrein Jahrgelder von der Pforte bekamen. Sie waren ja Mohammedaner und die Bulgaren keine solche.

Ein junger Bulgar aus Eski Zagra, Namens Dschoni, wurde in einem Treffen verwundet und gefangen. Man brachte ihn zum Pascha, der die Frage hinwarf, weshalb er Rebell geworden sei? Die Antwort lautete: „An dem Aufstande seid ihr Schuld; ihr habt die Steuern verdoppelt und verdreifacht; ihr habt uns gezwungen für eure tscherkessischen Einwanderer Dörfer zu bauen und unsere Aecker mit diesen Leuten aus dem Kaukasus zu theilen. Diese Tscherkessen wollen gar nicht arbeiten, sie treiben sich als Landstreicher umher, bestehlen uns, verüben Mordthaten. Ihr verweigert uns in die Armee einzutreten, wir dürfen keine Kriegsdienste thun, und das nehmt ihr zum Vorwande, Loskaufgeld zu erpressen für Befreiung von Diensten, die wir nicht thun dürfen. Ihr belegt sogar neugeborene Knaben mit einer solchen Steuer. Wir baten dringend, daß ihr die Abgaben, welche so schwer auf uns lasten, vermindern möchtet, aber ihr thatet das nicht, sondern ihr habt sie erhöht von zehn auf fünfzehn Procent. Wir baten euch um Schutz gegen Räuber und Mörder und ihr habt uns auch Gensdarmen geschickt; aber diese thaten nicht etwa ihre Schuldigkeit; sie ließen das Räubergesindel unbehelligt und nahmen Einlager

in unseren Dörfern, wo sie auf unsere Kosten leben. Wenn wir unsere Ernte einheimsen wollen, nehmt ihr uns vom Felde weg und wir müssen für euch Frohndienste thun; manchmal habt ihr uns nicht einmal Zeit gegönnt, um die Aussaat zu bestellen.“ Der Mann sprach die reine Wahrheit.

Hier noch eine Thatsache, welche „die türkische Wirthschaft“ kennzeichnet. Herr Lejean ging in Gesellschaft des preußischen Consuls in Rustschuk nach dem philharmonischen Garten von Isla Hane. Ihnen begegnete ein Türke, dessen ganze Erscheinung nichts weniger als einnehmend war; er grüßte den Consul, der aber den Gruß nicht erwiederte und dem Reisenden Folgendes erzählte. „Dieser Mann ist ein Bey, Grundherr des Dorfes Biela, ein nichtswürdiger Gesell, der mehr als einen Mord auf dem Gewissen hat. Der bulgarische Geistliche in Biela war so naiv, die Reformerlasse der Regierung ernsthaft zu nehmen und sich auf den Hatti Humayun zu berufen; er wollte die Erpressungen des Bey nicht länger dulden und erhob, das Gesetz in der Hand, Einsprache. Dieser Türke nun bewies ihm vollkommen klar, daß er sich nicht einen Pfifferling um den Hatti Humayun kümmere, damit, daß er ihm den Kopf abschneiden ließ; als Geschäftsmann steht er auch in wohlverdientem Rufe. Christliche Kaufleute, die mit einem Waarenzuge nach Tirnowa gehen wollten, ließen sich zum Schutze gegen etwaige Räuber von ihm ein bewaffnetes Geleit geben. Sie mußten dabei am See (Bogas) von Samowoda vorüber; aber weder von den Kaufleuten noch von ihren Waaren hat man jemals wieder etwas gehört oder gesehen.“

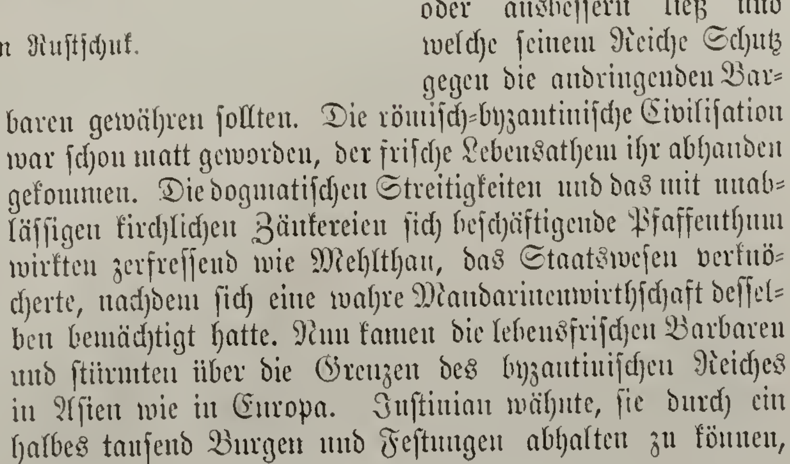


Wasserträger in Rustschuk.

Unterbulgarien ist eine wellenförmige, sehr fruchtbare Ebene, die nur in den Thälern mit Holz bestanden ist; der Reisende zog hindurch und berührte zunächst die Stadt **Plewne**, in deren Nähe sich die **Höhle von Kajaluk** befindet, über welche Mancherlei gefabelt worden ist. In ihr befinde sich ein See, der große Fahrzeuge und selbst Dampfer tragen könne, aber Lejean, welcher Untersuchungen anstellte, fand nur ein Wasserbecken, auf welchem höchstens die Pirogue eines Wilden fahren könnte. Das Volk glaubt ja überall gern an derartige Uebertreibungen. So erzählte in der Sahara ein Araber dem Reisenden Leopold Panet, daß in einer kesselartigen Vertiefung der Wüste zwei feindliche Stämme einander mit Lanzen bekämpft hätten. So gewaltig war der Streit, daß die ganze Vertiefung zu einem Blutsee wurde, der noch vorhanden ist, und so tief, daß kein Mensch ihn durchwaten kann!

Der Höhle gegenüber liegt ein **römisches Castell**, das **Metta** der Itinerarien; von den Türken wird es als **Dschinewis Kaleh**, **genuesische** Burg, bezeichnet, denn alles Alte gilt bei ihnen für genuesisch; **Dschinewis para** sind genuesische Münzen; eine von den Römern gebaute Straße ist **Dschinewis iol**. Bekanntlich haben einst die Genuesen weit und breit im vordern Orient eine große Rolle gespielt und allerdings viele Festungswerke errichtet: an den Gestaden des Schwarzen Meeres, in der Krim, ja auch im Innern von Georgien und Armenien.

Von Plewne nach Süden hin dehnt sich bis an die Vorberge des Balkan eine höchst einförmige Ebene hin; aus dem Hügelgelände strömt der **Wid** hervor. Etwa eine halbe Stunde Weges aufwärts erweitert sich seine Thalschlucht und bildet einen natürlichen, überall mit Grün bewachsenen Circus. Auf einem Vorsprunge desselben an der Nordostseite liegen Ruinen, die sich höchst malerisch ausnehmen, die des bulgarischen Klosters **Sadowetz**, welche wahrscheinlich in das vierzehnte oder dreizehnte Jahrhundert hinaufreichen. Auf der andern Seite des Widflusses ragt ein mächtiger Felsen weit hervor, und auf ihm hat wieder eine römische Burg gestanden. Der Felsen läuft wie ein Sporn aus; auf der steilen Wand waren die Mauern aufgeführt und der Fels hat einen Ueberhang von dreißig bis vierzig Fuß. Hier ist also wieder eine der vier- oder fünfhundert Burgen, welche Kaiser Justinian in der Region zwischen dem Hebrus und der Donau bauen oder ausbessern ließ und welche seinem Reiche Schutz gegen die andringenden Barbaren gewähren sollten.



Die römisch-byzantinische Civilisation war schon matt geworden, der frische Lebensathem ihr abhanden gekommen. Die dogmatischen Streitigkeiten und das mit unablässigen kirchlichen Zänkereien sich beschäftigende Pfaffenthum wirkten zerfressend wie Mehlthau, das Staatswesen verknöcherte, nachdem sich eine wahre Mandarinenwirthschaft desselben bemächtigt hatte. Nun kamen die lebensfrischen Barbaren und stürmten über die Grenzen des byzantinischen Reiches in Asien wie in Europa. Justinian wähnte, sie durch ein halbes tausend Burgen und Festungen abhalten zu können,

aber sie sind trotzdem bis ins Herz des langsam hinsiechenden Reiches gedrungen. Fast ein Jahrtausend hindurch ist die Geschichte des byzantinischen Kaiserreiches eine Geschichte ununterbrochener Noth und Abwehr. Bulgarien wurde von Justinian reichlich mit Befestigungswerken bedacht; eine genaue Untersuchung der Castella Justiniana in dieser Landschaft würde auf keine erhebliche Schwierigkeit stoßen und für die Kriegsbaukunst der Byzantiner wichtige Ergebnisse liefern.

Der Reisende verwandte fünf Tage auf die Wanderung durch die Vorberge des Balkan und war entzückt über so viele landschaftliche Reize. Er gelangte an den kleinen Fluß Panega, dessen Bett, zu großem Mißvergnügen der türkischen Müller, manchmal ohne Wasser bleibt; es intermittirt. Um weitern Schaden abzuwenden, ziehen sie dann gemeinschaftlich bis an die Quelle und veranstalten dort ein Kurban, ein Opfer; zu Ehren des Flußgenius schlachten sie einige Hämmel und es fehlt hinterher nie, daß das Wasser wieder aus der Quelle hervorkommt, das Bett anfüllt und die Mühlräder treibt.

Es paßt für Mohammedaner eigentlich nicht, daß sie einem Flußgott oder einer Nereide Opfer darbringen; es wird ja gewöhnlich angenommen und oftmals wiederholt, daß der Islam rein spiritualistisch sei und abgöttische Bräuche fern zu halten wisse. Allerdings ist der Koran nach Buchstaben wie nach Geist sehr spiritualistisch und monotheistisch, aber es ergeht dem Islam wie allen Religionen; der Spiritualismus kann Seele, Hang, Bedürfniß des Menschen nicht befriedigen, weil er abstract ist; der Mensch will und verlangt etwas sinnlich Verständliches und Greifbares. Die Abstractionen Gott, Unendlichkeit, Ewigkeit machen auch hochgebildeten Leuten zu schaffen und sind und bleiben doch unbegreifliche Dinge. Was Wunder wenn der schlichte Mann sich Untergötter schafft und so zurecht macht, wie er sie begreifen und verstehen, bei denen er sich wirklich etwas denken kann? Und das hat er stets und überall gethan. Schlimm ist es allerdings, wenn aus derartigen Volksculten das Leben verschwindet und an die Stelle des letztern ein ganz ordinärer Mechanismus tritt, der Gebete herplappert, Holzpuppen verehrt und sich auf demselben niedrigen Standpunkte befindet, wie der Fetischdienst der Neger. Auch bei den Mohammedanern finden wir schon Ausartung. Allah wird in der Theorie angebetet, aber in der Praxis tritt an seine Stelle vielfach der unverschämte, mit Ungeziefer bedeckte Derwisch. Und es ist ja noch kein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem die frommen Damen in Kairo das Paradies ganz sicher zu erwerben glaubten, wenn sie an hellem Tage und auf offener Straße mit schmutzigen aber heiligen Derwischen in einer Weise verkehrten, deren Schilderung wir uns ersparen müssen!

Gustav Radde.

Seit einem Jahre weilt Gustav Radde wieder in der Heimath. Unter den deutschen Reisenden und Naturforschern der Gegenwart nimmt er eine der ehrenvollsten Stellen ein; er hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, unsere Kunde Ost- und Südsibiriens zu bereichern und in der letzten Zeit namentlich den Kaukasus zu seinem besondern Forschungsgebiet auserkoren. Gegenwärtig bereist er die größeren Städte Deutschlands, um daselbst über den Kaukasus Vorträge zu halten, die durch 14 herrliche von August Schäffer in Wien gemalte Oelgemälde erläutert werden. Radde spricht äußerst lebhaft und fesselnd, Gedanken und Thatsachen sprudeln gleichsam aus seinem Munde und der Gegenstand, den er sich zum Vortrage erkoren, ist ein hochinteressanter. Denn das Kaukasusland tritt mehr und mehr in die Erscheinung, es ist eine der wichtigsten Durchgangspassagen nach Asien und erblüht unter russischer Herrschaft mehr und mehr.

Unter diesen Umständen glauben wir den Lesern des „Globus“ einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen Bericht erstatten über das Leben und die Arbeiten des tüchtigen Mannes, der als Director des kaiserlich russischen Museums in Tiflis eine staunenswerthe Thätigkeit entwickelt, bei aller Liebe für sein Adoptivvaterland Rußland aber doch ein guter Deutscher geblieben ist und vollkommen auf dem Boden deutscher Wissenschaft weiter arbeitet.

Gustav Ferdinand Richard Radde wurde am 27. November 1831 zu Danzig geboren. Irren wir nicht, so war Radde zunächst Apotheker; seine Liebe zu den Naturwissenschaften, für die er seltene Begabung zeigte, veranlaßte ihn jedoch bald, sich diesen ganz zu widmen; kaum zwanzigjährig begab er sich 1852 auf Kosten des bekannten entomologischen Vereins zu Stettin nach der Krim, um dort zu sammeln und zu forschen. Zwei Jahre verbrachte er am Nordgestade des Schwarzen Meeres, wo zum ersten Male sein weitreichender Blick sich erproben konnte, der nicht, wie bei so vielen Sammlern, am Detail haften bleibt, sondern die Erscheinungen im Zusammenhange zu ergründen sucht. Dafür sprechen bereits seine ersten Arbeiten, die 1854 und 1855 im Bulletin der Moskauer naturforschenden Gesellschaft unter dem Titel: „Das Thierleben am Faulen Meere“, „Versuch einer Pflanzenphysiognomie Tauriens“ und „Beiträge zur Ornithologie Südrußlands“ erschienen.

Als Radde diese Reise vollendet hatte, beschloß die mit bedeutenden Mitteln ausgestattete geographische Gesellschaft in St. Petersburg, den östlichen Theil Sibiriens durchforschen zu lassen, nachdem bereits Leopold v. Schrenck und Maximowitsch sich am untern Amur befanden. Dieser neuen Expedition ward der Akademiker Schwarz, der sich zunächst mit dem astronomisch-topographischen Theil befaßte, als Leiter vorgesetzt, während man Radde ausersehen hatte, gewisse Strecken im Osten Sibiriens in Bezug auf Botanik und Zoologie zu durchforschen. Ende April 1855 verließ unser Reisender Petersburg und begab sich über Moskau, Kasan und Perm nach Jekaterinburg, wo er am 10. Mai anlangte. Auf der großen, Sibirien von Westen nach Osten durchziehenden Landstraße reiste er nach Irkutsk. Von hier aus weitergehend, besuchte er zunächst den Baikal-See, der seit dem vorigen Jahrhundert nicht wissenschaftlich durchforscht worden war. Im darauf folgenden Jahre sehen wir ihn an der sibirisch-chinesischen Grenze, in dem Kosackenposten Kulusutai. Bis dorthin erstreckt sich das Nordostende der großen mongolischen Wüste Gobi, die hier als russisches Daurien bekannt ist und früher von Pallas in zoologischer, von Turtschaninow in botanischer Hinsicht ausgebeutet worden war. Hierauf bestieg er den 8259 Fuß hohen Sochondo, der von den Mongolen als ein heiliger

Berg betrachtet wird und als Quellberg der Ingoda und des Onon, zweier Zuflüsse des Amur, von Wichtigkeit ist.

In den Jahren 1857 und 1858 thaten sich endlich die neuerworbenen Amurländer vor Radde auf. Von Tschita an der Ingoda schwamm er, von einigen Kosacken begleitet, auf einem Flosse den Riesenstrom hinab und schlug da, wo diese das Burejagebirge durchbricht, eine einfache Wohnung mitten in der Wildniß auf. Im Jahre 1859 durchforschte er endlich das wenig gekannte Sajan-Gebirge mit dem 11,452 Fuß hohen Munku-Sardik und beschloß hiermit seine sibirischen Reisen. Am 10. Januar 1860 traf unser Reisender wieder in Petersburg ein, nachdem er beinahe fünf Jahre zur Durchforschung jener weit ausgedehnten Gebiete verwendet. Die wahrhaft großartige Reise hat er mit der geringen Summe von 3813 Rubel bestritten. Die Früchte derselben sind außerordentliche, in botanischer und zoologischer Beziehung. Im Jahre 1861 veröffentlichte die kaiserliche Akademie der Wissenschaften Radde's Jahresberichte an die geographische Gesellschaft in Baer und Helmersen's „Beiträgen zur Kenntniß des russischen Reiches". Das Werk führt den Titel: „Berichte über Reisen im Süden von Ostsibirien." Es ist frisch und einfach geschrieben und kennzeichnet uns die großartige Natur der bereisten Gegenden in lebendigen Zügen mit vorurtheilsfreiem Sinn und scharfem Blick *).

Was die speciell zoologischen Ergebnisse dieser Reise betrifft, so erschienen sie in zwei Bänden unter dem Titel „Reise im Süden von Ostsibirien", Bd. I: Die Säugethierfauna, Petersburg 1862, und Bd. II: Die Festlandsornis des südöstlichen Sibirien, Petersburg 1864.



Gustav Radde.

Als die russische Regierung daran dachte, in Tiflis ein kaukasisches Museum zu errichten, konnte sie keinen bessern Mann zum Gründer und Leiter desselben erwählen, als Gustav Radde. Schon 1863 schlug er seinen Wohnsitz in Tiflis auf und was er dort im Verlauf von zehn Jahren geschaffen, verdient wahrhaft bedeutend genannt zu werden. Nicht nur, daß er ein großartiges naturhistorisch-ethnographisch-archäologisches Museum schuf, welches Alles umfaßt, was auf die Kunde des Kaukasus und seiner buntscheckigen Bevölkerung Bezug hat, er erforschte auch das Gebirge, dessen bester Kenner er jetzt ist, nach den verschiedensten Richtungen hin. Gleich nach seiner Ankunft machte er Ausflüge in verschiedene Thäler des Südabhanges, namentlich des Rion und seiner Zuflüsse und entdeckte hierbei gleichsam das merkwürdige, in halber Unabhängigkeit lebende Volk der Swanen **). Als erste größere Frucht seiner Kaukasusstudien, welche die Reisen im Mingrelischen Hochgebirge und in seinen drei Längenhochthälern (Rion, Tskenis-Tsqali und Ingur) umfassen, veröffentlichte er 1866: „Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern" (Tiflis, Buchdruckerei der Civilhauptverwaltung) ***).

Aber auch die Nachbargebiete blieben von Radde keineswegs unberücksichtigt. Er griff nach Osten und Süden aus

*) Wir haben, „Globus" III, 353, Auszüge aus diesem Werke, sowie charakteristische Illustrationen desselben mitgetheilt.

**) Die ersten Berichte hierüber in Petermann's Mittheilungen 1865, S. 15 und 43.

***) Auch dieses Werk haben wir, unter der Beigabe von Illustrationen, bereits ausführlich gewürdigt. „Globus" XX, S. 177.

und zog sowohl das Kaspische Meer als Armenien in den Kreis seiner Forschungen. Als die Russen ihr Augenmerk 1869 auf die Bucht von Krasnowodsk an der Ostküste des Kaspischen Meeres zu werfen begannen, die ihnen seitdem ein wesentlicher Stützpunkt in ihrem Vorgehen gegen Mittelasien wurde, lag ihnen auch die naturwissenschaftliche Erforschung jener Gegenden am Herzen, wie sie denn überhaupt in preiswürdiger Weise bei ihren asiatischen Eroberungen stets Geographie und Naturwissenschaft zu fördern wußten. Radde ward im Verein mit Dr. Sievers mit dieser Aufgabe betraut, die er abermals in gewohnter tüchtiger Weise löste *). Was Hocharmenien betrifft, so hat Radde im Verein mit Sievers durch wiederholte Reisen, die oft von Gefahren, immer aber von Anstrengungen nicht frei waren, dessen Kenntniß in geographischer und naturwissenschaftlicher Beziehung ungemein gefördert. Die physikalischen und geologischen Verhältnisse, namentlich aber die Verbreitung der Pflanzen in verticaler Richtung sind auf dieser Reise eingehend beobachtet worden **).

Bei allen Reisen hatte Radde hauptsächlich sein Tifliser Museum im Auge, das unter seiner rastlosen Thätigkeit zu einem glänzenden Institut erhoben wurde. Davon brachte die letzte Zeit überraschende Kunde, indem unter Radde's Leitung aus den Schätzen dieses Instituts die Moskauer polytechnische Ausstellung 1872 ***) wie die Wiener Weltausstellung beschickt wurden. Hier erkannte man zunächst, was der Kaukasus ist und was er zu leisten vermag. Es zeigte sich deutlich, wie seit seiner vollständigen Unterwerfung (1864) zugleich mit dem äußern Frieden Fortschritte jeglicher Art im europäischen Sinne auf dem Isthmus zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere angebahnt wurden und theilweise segensreiche Wurzel schlugen. Wir heben unter den ausgestellten Gegenständen die übersichtliche Culturkarte des gesammten Kaukasus (20 Werst auf den Zoll) hervor. Andere Karten bringen die Waldvertheilung, wieder eine andere (von Dr. Toropow) die Fieberplätze im Kaukasus zur Anschauung. Die Durchschnitte des Terrains der Poti-Tifliser Eisenbahn, der großartigen grusinischen Heerstraße (von Wladikawkas über den großen Kaukasus am Kasbeck) waren ausgestellt, dazu Photographien der Völkerschaften des Gebietes, der höchst merkwürdigen christlichen *) und mohammedanischen Kirchenbauten.

Die im Eingange dieser Skizze erwähnten „Vier Vorträge“ machen uns mit alle dem genauer vertraut. Radde schildert hierin zunächst den Kaukasus als ein Europa und Indien verknüpfendes Zukunftsland, dessen Bodengestaltung vorgeführt wird. Die Höhenverhältnisse und das Klima werden ausführlich besprochen und ein Durchschnitt vom Manytsch im Norden über den Kasbek, Tiflis, Ararat bis zum Wansee in Armenien gegeben. Daran reiht sich in meisterhaften Bildern die Schilderung des Pflanzen- und Thierlebens, der Steppen, Wüsten und Wälder, von den immergrünen Gehölzen bis zur Alpenvegetation an der Schneegrenze. Der dritte Vortrag behandelt die reichen Bodenschätze des Kaukasus: die Thermen, Naphta, Salz, Schwefel, Eisen, Kupfer, Kobalt, Blei, Silber und Gold. Der letzte Vortrag ist ethnographischer Natur; die christlichen und mohammedanischen Völker: Armenier und Grusiner, die Juden (Lachamnlen) werden geschildert, und mit einem Blick auf den Kaukasus als großartiges Unternehmungsfeld für den westlichen Fleiß, für europäische Capitalien schließt Radde seine Vorträge.

*) Vergl. „Radde's und Sievers' Streifzüge am Kaspischen Meere“. „Globus“ XIX, S. 227.

**) Reisen im osmanischen Hochland, ausgeführt im Sommer 1871 von Dr. G. Radde und Dr. G. Sievers. Petermann's Mittheilungen 1872, S. 367 u. 445. 1873, S. 174.

***) Nachträgliche Bemerkungen über die kaukasische Abtheilung der Moskauer polytechnischen Ausstellung von Dr. G. Radde. Beilagen der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ vom 11. und 12. September 1872.

*) Diese sind neuerdings sehr ausführlich von K. v. G. (Gerstenberg) in der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ 1873, Nr. 235 ff. geschildert worden.

Culturverhältnisse Rußlands und des skandinavischen Nordens in vorhistorischer Zeit.

Von J. Mestorf.

I.

Die Ländergebiete, welche wir heutzutage unter den Namen Rußland und Skandinavien zusammenfassen, bieten von archäologischem Gesichtspunkt betrachtet der Gegensätze mehr als der Aehnlichkeiten, weshalb von einer Abhandlung, die in ihrer Ueberschrift beide Namen zusammenstellt, eher eine Beleuchtung dieser Gegensätze als eine Schilderung beiden gemeinsamer Verhältnisse zu erwarten ist. Eine Verschiedenheit, welche schon bei diesem Versuche störend einwirkt, besteht darin, daß, während Skandinavien, als Wiege und Herd der vergleichenden vorhistorischen Alterthumsforschung, bereits ein bedeutendes Material zusammengetragen und zugänglich gemacht hat, Rußland bisher für uns in dieser Beziehung eine terra incognita geblieben ist. Und zwar war das Dunkel, welches über der großen Länderfläche lagerte, für die Alterthumsforschung nicht gefahrlos; denn ebenso bequem wie es war und ist, jedes gut gearbeitete antike Metallgeräth für italienisches Fabrikat zu erklären, ebenso bequem war es, die unbekannten Wege, auf welchen dem Norden einst eine höhere Cultur zugeführt worden, nach Rußland zu verlegen, und das große Reich, welches vom Schwarzen Meer und dem Kaspisee längs den Ufern der Flüsse in das Herz Europas hinein und hinauf nach der skandinavischen Halbinsel führte, als Durchzugsland und Rastplatz für die von Südosten nach Nordwesten und Westen sich bewegenden Wandervölker zu betrachten.

Es fehlte nicht an Stützen für diese Annahme. In Finland waren Bronzeartefacte von dem Typus der skandinavischen Bronzealterthümer gefunden, und in dem aus den Gräbern der Bronzezeit gehobenen Goldschmuck glaubte man nach dem Ergebniß der chemischen Analyse Gold aus dem

Ural zu erkennen. Kein Wunder also, daß die Blicke unserer Alterthumsforscher und namentlich der im Norden wohnhaften sich spähend nach Osten richteten. Das Verlangen über die archäologischen Verhältnisse in Rußland klar zu werden, wuchs, als man bei der ersten Schaustellung russischer Alterthümer gelegentlich der Ausstellung von 1867 in Paris nur fremdartige Typen gewahrte, die den skandinavischen und westeuropäischen in keiner Weise gleichen, auch nicht als Grundformen, aus denen diese sich entwickelt hätten, betrachtet werden konnten. Dieses Factum stimmte schlecht zu den bisherigen Hypothesen und forderte dringend nähere Untersuchung. Dieselbe ist im Werke, und den ersten Einblick in die vorhistorischen Culturverhältnisse des russischen Reiches giebt uns der Director des altnordischen Museums in Kopenhagen, Etatsrath Prof. Worsaae, der schon 1869 einen archäologischen Streifzug an die Moskwa unternahm, aber erst zu Anfang dieses Jahres, nachdem er auch die süd- und mitteleuropäischen antiquarischen Bestände aufs Neue geprüft, die Resultate seiner Untersuchungen veröffentlicht hat*). Es fehlt in Rußland keineswegs an reichhaltigen kostbaren Alterthümersammlungen; allein das Material ist nach keiner Richtung vollständig und die Sonderung und Gruppirung des vorhandenen noch nicht so weit gediehen um ein übersichtliches Culturbild zu gewähren. So viel ist jedoch klar, daß auch das russische Reich ganz verschiedene Culturgruppen umfaßt, die jede für sich studirt sein wollen.

Daß der Mensch in Süd- und Mitteleuropa ein Zeitgenosse des Mammuth gewesen, ist allbekannt; doch fehlt es bis jetzt an Beweisen, daß weiter nördlich z. B. auf den dänischen Inseln, wo Ueberreste von Elephas armeniacus gefunden sind, auch der Mensch gleichzeitig existirt habe. Weiter als das Mammuth, scheint sich das Renthier der mitteleuropäischen ältern Steinzeit ausgebreitet zu haben. Man findet Gebeine dieses Thieres in dem ganzen nordeuropäischen Tieflande, bis nach Schonen hinauf und nach Osten bis in die russischen Ostseeprovinzen, vielleicht darüber hinaus. Als dieses Renthier nach Schonen hinauf wanderte war dieses noch nicht landfest mit Schweden, noch nicht durch die See von dem deutschen Festlande geschieden. In den dänischen Kjökkenmöddingen sind keine Renthierknochen gefunden worden, aber trotzdem ist es wahrscheinlich, daß gegen das Ende der sogenannten Renthierzeit sowohl Dänemark als Schonen von Menschen bewohnt gewesen sind. Diese ersten Bewohner lebten von Jagd und Fischfang, formten aus Steinen und Knochen die unentbehrlichsten Werkzeuge und hatten bereits ein Thier, den Hund, an sich gefesselt und gezähmt. Aus dieser Zeit dürften die ältesten Speiseabfälle-Hügel oder Kjökkenmöddinge stammen. Die ältere Steinzeit war im Norden von so langer Dauer, daß man deutliche Fortschritte in der Bearbeitung der Geräthe wahrnimmt. Einige „Kjökkenmöddinge" scheinen in die jüngere Steinzeit hinein zu reichen. Diese jüngere Steinzeit, die sich durch geschliffene Steingeräthe und gewaltige Steingräber kennzeichnet, hub an mit der Einwanderung einer neuen Bevölkerung, welche nach langer Wanderung den europäischen Norden erreichte, sich dort festsetzte und in der ihr eigenen Cultur nicht etwa rückwärts sondern rüstig vorwärts schritt.

Von Asien, vielleicht von Indien oder Persien, war dies Volk aufgebrochen. Nach Westen ziehend berührte es die Küsten des Mittelmeeres, folgte, bei Gibraltar eine nördliche Richtung einschlagend, dem Küstensaume des Atlantischen Oceans, bis es längs der Nordsee nach der kimbrischen Halbinsel kam, von wo es sich theils nach Mecklenburg und Pommern, theils nach Dänemark und Schweden ausbreitete; hier scheint es jedoch nicht über die großen Seen hinausgedrungen zu sein. Dieser Weg ist durch die großen Steingräber oder Dolmen, in welchen die Todten beigesetzt wurden, deutlich bezeichnet. Ueberall blieben auf diesem Wege einzelne Gruppen zurück, welche längs den Flüssen tiefer ins Land drangen und in den neuen Wohnsitzen die angeerbte Cultur nach ihrer Eigenart ausbildeten; dadurch sind im Laufe der Zeit besondere Stilarten entstanden, so daß z. B. ein nordischer Steinkeil leicht von einem belgischen zu unterscheiden ist.

Die nordische Gruppe beschränkt sich nicht auf die skandinavischen Länder, sondern umfaßt auch einen Theil von Norddeutschland. Sie erreichte die höchste Stufe der Steinaltercultur, weil die Kenntniß der Metallgeräthe dem Norden am längsten vorenthalten blieb. Die in größeren und kleineren Gruppen beisammen liegenden Gräber lassen auf feste Wohnplätze schließen. Die zierlichen Nähnadeln von Knochen lassen vermuthen, daß die Einwohner genähete Kleider trugen. Sie schmückten sich mit Bernstein, Muscheln und durchbohrten Thierzähnen, sie formten zierliche irdene Näpfe und Krüge, schwammen in ausgehöhlten Baumstämmen über das Wasser, hielten einen ansehnlichen Viehbestand, und richteten bei der feierlichen Bestattung ihrer Todten große Leichenschmänse her, bei welcher Gelegenheit Pferde, Rinder, Schafe und Schweine geschlachtet und verspeist wurden; ja es scheint, daß sie auch angefangen hatten den Acker zu bestellen und Getreide zu bauen.

Von dieser Cultur blieben Norwegen, Nordschweden, Rußland und Polen unberührt. Freilich haben auch diese Länder eine Steinzeit gehabt, allein die uns erhaltenen Spuren verrathen einen ganz andern Charakter. Die Geräthe sind nicht nur von anderm Material (Thon-, Talk- und Quarzschiefer, Diorit, Basalt), sondern auch von roherer, plumper Form und zeigen mit den westeuropäischen Typen keine Aehnlichkeit. Worsaae spricht ihnen asiatischen Ursprung zu, weil jenseits des Ural bis nach Kamtschatka den finnischen und russischen ähnliche Steinartefacte gefunden werden. Der gelehrte Däne zeichnet die Physiognomie des sarmatischen Tieflandes in ältester Zeit folgendermaßen.

Obgleich auf den dänischen Inseln Ueberreste von Mammuth, und in Sibirien ganze Exemplare dieser längst ausgestorbenen Thierart gefunden worden sind, ist doch zwischen der Ostsee und dem Ural bis jetzt noch keine Spur derselben nachgewiesen. Ueberreste des fossilen mitteleuropäischen Renthieres dahingegen fehlen in Rußland nicht und von Südrußland ist es, wenngleich bis jetzt die sicheren Beweise fehlen, doch sehr wahrscheinlich, daß der Mensch dort zur Renthierzeit bereits Aufenthalt genommen hatte. Die Küste des Schwarzen Meeres sah auch das gen Westen ziehende Volk der Dolmen und geschliffenen Steingeräthe. Auf der Krim, zwischen Dniestr und Dniepr, hat man Gräber der Steinzeit entdeckt. In Podolien sind am Ufer des Dniestr unlängst Dolmen von 6 bis 18 Fuß Höhe untersucht und in einem derselben fünfzehn Skelette in sitzender Stellung gefunden worden, jedes mit einer Steinaxt in der linken Hand. Auch im Gouvernement Kiew sind Steingräber mit unverbrannten menschlichen Skeletten und Flintsteingeräthen aufgedeckt. Hier scheinen sie indessen ihre nördliche Grenze gefunden zu haben.

In Mittel- und Nordrußland tritt uns eine andere Welt entgegen. Wir finden dort keine Gräber, deren Inhalt über die Lebensweise ihrer Erbauer dürftige Auskunft

*) Ruslands og det skandinaviske Nordens Bebyggelse og ældste Kulturforhold. Bidrag til sammenlignende forhistorisk Archäologie af J. J. A. Worsaae. Separatabdruck aus den „Aarböger f. Nord. Oldk. og Historie. 1872".

geben könnte. An den Ufern der Binnengewässer und den Küsten gefundene roh gearbeitete Lanzenspitzen und plumpe Aexte ohne Schaftloch sind die einzigen Spuren von den ältesten Bewohnern des Landes. Man hat hieraus geschlossen, daß sie als Jäger, Fischer oder Renthierzüchter ein unstätes Wanderleben führten und auf einer so niedrigen Culturstufe standen, daß sie nicht einmal ihre Todten begruben. Von Nord- oder Mittelasien waren sie über den Ural gekommen, breiteten sich aus über das russische Tiefland nach Finland und weiter nach der skandinavischen Halbinsel, wo sie indessen nur die nördlichsten Gebiete berührten.

Das russische Reich umfaßte demnach in der Steinzeit zwei Culturgruppen. Im Süden am Schwarzen Meere saß ein Volk in festen Wohnplätzen, das seine Todten mit colossalen Grabdenkmälern und mancherlei Grabgeschenken ehrte, welche letztere noch heute von ihrem Geschick in der Bearbeitung des Steines zeugen. Im Norden sehen wir von Asien herüber gekommene finnische Horden mit ihren Renthieren unstät umherwandern, von Jagd und Fischfang, von dem Ertrag ihrer Herden sich nährend, ähnlich wie noch heute die Lappen. In Rußland wie auf der skandinavischen Halbinsel blieben diese verschiedenen Völkerstämme durch undurchdringliche Wälder und öde Landstriche lange getrennt. Erst nachdem das Land dichter bevölkert und nach und nach unter Cultur gelegt ward, fand eine Berührung statt.

Hiermit fällt die früher vielseitig gestützte Hypothese, daß die lappische Bevölkerung des skandinavischen Nordens einstmals die ganze Halbinsel innegehabt habe und durch spätere Einwanderer allmälig bis in den äußersten Norden zurückgedrängt sei. Wäre dies der Fall, so würde es an unzweideutigen Spuren ihres Aufenthaltes nicht fehlen: es würden ihre eigenthümlichen Steingeräthe, wie auch die Gebeine ihrer Renthiere sich überall wo sie gehaust, vorfinden. Nun aber ist zwischen Schonen, wo das fossile, mitteleuropäische Renthier seine nördlichste Grenze fand, und den Lappmarken keine Spur weder von dem fossilen noch von dem lappländischen Renthier jemals gefunden, gleichwie auch die in Norwegen, den schwedischen Nordprovinzen und Finland vorkommenden Schieferlanzen und rohen Steinkeile und Aexte niemals in Südschweden gefunden werden, wohl aber in Rußland und jenseits des Urals in Sibirien.

Es darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß in Finland und an der russischen Grenze wiederholt einzelne Flintsteingeräthe von nordischem Typus gefunden worden sind. Worsaae erklärt sie für skandinavischen Ursprunges und wir möchten annehmen, daß sie auf dem Wege des Handels dorthingekommen sind. Ein nicht geringer Handelsverkehr läßt sich auf der skandinavischen Halbinsel in ältester Zeit nachweisen. Die Bewohner der heutigen Provinz Westgotland z. B. mußten nicht nur den Bernstein zu ihrem Schmuck, sondern auch den Flintstein zu ihren unentbehrlichsten Geräthen aus Schonen beziehen und in den Nordprovinzen wurden wiederholt Flintsteingeräthe unter Umständen gefunden, welche kaum zweifeln lassen, daß sie als Waare eines fahrenden Händlers einst dort niedergelegt und vergessen worden sind. Man hat ferner in Finland wie auch in Rußland Steinäxte von einer entwickeltern edlern Form gefunden, doch stammen diese offenbar aus einer Zeit, wo sich auch dort der Einfluß einer höhern Cultur geltend zu machen anfing, was um so unzweifelhafter erscheint als einige dieser Aexte augenscheinlich Nachbildungen von Bronzeäxten sind.

Der Bison auf den Ebenen Nordamerikas.

Für das ganze Prairieland im Norden Amerikas und für die weiten Ebenen im Westen der Vereinigten Staaten ist der Bison oder sogenannte Büffel das bei weitem wichtigste Thier. In den Gegenden, welche Pelzwerk liefern, findet man ihn nur zwischen 100 Grad westlicher Länge und den Felsengebirgen, nördlich geht er insgemein nur bis zu 62°, selten bis 63° N. Am obern Saskatschewan und Unjigah (Friedensflusse) hat er Pässe gefunden, welche ihm ein Vordringen über das Gebirge nach Westen hin möglich machten. Auf den Prairien weidet er in zahlreichen Herden, und so sehr auch seit Einführung der Feuerwaffen unter diesen Thieren aufgeräumt worden ist und wie unbedachtsam auch Indianer wie Weiße in Zeiten ergiebiger Jagd ohne Unterschied Kühe, Stiere und Kälber niederschießen, so blieb doch bis heute die Zahl der Bisonten immer noch sehr beträchtlich. Wenn sie verfolgt werden, flüchten sie gern den Wäldern zu, falls dergleichen in der Nähe sind, und reißen dann beim Rennen armsdicke Bäume um; selbst in tiefem Schnee kann der schnellfüßige Indianer, auch wenn er Schneeschuhe trägt, sie nicht einholen. Wenn eine aus mehreren Tausend Stück bestehende Herde sich in rasche Bewegung setzt, dröhnt meilenweit der Boden und es gewährt ein furchtbar erhabenes Schauspiel, wenn die dunkle Masse bei einem Prairiebrande in rasender Eile vor dem Feuer flieht.

Dem ungezähmten Indianer der Prairie ist der Büffel, was dem Lappen das Renthier, dem Araber das Kameel, er ist gleichsam „der Mais der Prairien“, sein Fleisch wird als „Brot“ betrachtet, sein Dünger, von den canadischen Prairiejägern als Kuhholz (Bois de vache) bezeichnet, liefert Brennstoff, ähnlich den Argols in der Mongolei. Das Fleisch ist wohlschmeckend und ähnelt jenem unseres gewöhnlichen Rindviehes; ein aus der Kuh herausgeschnittenes Kalb gilt für einen großen Leckerbissen; ebenso die Zunge, besonders aber der Höcker, welchen die Pelzhändler als Perrücke bezeichnen. Der Bulle hat einen sehr starken Kopf und erreicht ein Gewicht von 12 bis zu 20 Centner; er wird am Vorderviertel zwischen 6 und 7 Fuß hoch und ist bis zu 9 Fuß lang.

Noch vor etwa 30 bis 40 Jahren war der Bison in Missouri und Arkansas sehr häufig, jetzt läßt er sich kaum noch in einzelnen Theilen von Kansas blicken; er wird immer weiter westlich gedrängt und alljährlich sind lange Zeit hindurch Hunderttausende erlegt worden. Gegenwärtig kommen in jedem Jahre gegen 100,000 sogenannte Buffalo Robes in den Handel, Felle von Kühen, denn jene der Bullen sind so dick, daß man sie nicht zubereitet. Und trotz dieser unablässigen Verminderung weiden immer noch Herden von tausend und abertausend Häuptern im Westen, so weit das Büffelgras wächst, und manchmal nehmen diese Herden Strecken von mehr als einer englischen Meile ein. Wo sie eine Zeit lang geweidet haben, ist der Boden wie abgeschoren; was sie nicht fressen, wird von ihren Hufen zerstampft. Deshalb kann in solchen Büffelgegenden kein Strauch und kein Baum gedeihen.

In den Vereinigten Staaten nimmt die Ausrottung einen raschen Gang, in den nördlichen Prairiegegenden des ehemaligen Gebietes der Hudsonsbaigesellschaft dagegen langsam. Dort sind die Forts der Pelzhändler auf das Fleisch der Bisonten hauptsächlich angewiesen; man hat sogenannte Fleischstationen angelegt, in denen man dasselbe trocknet oder als Pemmican zubereitet. Die fleischigen Theile der Hinterviertel werden in sehr dünne Streifen geschnitten, gedörrt und klein gestampft; zwei Theile dieser Masse vermischt man mit einem Theile Fett und knetet das Ganze in einen ledernen Sack, sogenannten Taureau. Dieser Pemmican dauert jahrelang, wenn man ihn an einem kühlen Orte trocknen läßt und vor Luft bewahrt.

Den Prairieindianern ist, wie schon bemerkt, der Büffel Alles und daher erklärt sich, daß er der Anfang und das Ende bei ihren religiösen Feierlichkeiten macht. Große Büffeljagden beginnen sie nur unter geheimnißvollen Feierlichkeiten, und der tapfere Indianer glaubt, er werde in einem Paradiese fortleben, wo stets Büffel sind. Ein Hauptgrund des Hasses, den er gegen den Weißen hegt, ist darin zu finden, daß dieser ihm die Herden vertreibt und vernichtet.

Wir haben das Vorstehende mitgetheilt, weil dadurch die nachfolgende Schilderung ergänzt wird. Wir entlehnen dieselbe der „California Staatszeitung". —

Mit Staunen betrachten wir die fossilen Ueberreste antediluvianischer Thiere, welche mit 6 bis 10 Fuß langen und mehrere Centner wiegenden Hauzähnen spazieren gingen, und wundern uns, wie diese Ungethüme der Vorzeit, diese Mastodons, einem geheimnißvollen und unerbittlichen Naturgesetze unterliegen und gänzlich bis auf das letzte Exemplar aus dem Leben verschwinden mußten, so daß nur ihre über den ganzen Erdkreis zerstreuten Gebeine Zeugniß von der ehemaligen Existenz dieser Ungeheuer ablegen. Ein ähnlicher Vernichtungsproceß vollzieht sich in unserer Zeit im Herzen des nordamerikanischen Continents.

Auf jener ungeheuern Ebene, welche sich 2000 Meilen von Nord nach Süd in einer durchschnittlichen Breite von 500 Meilen vom nördlichen Texas an durch Neumexico, Kansas, Colorado, Nebraska, Dacota, Wyoming, Montana bis ins Hudsonsbai-Territorium nördlich vom Saskatschewan erstreckt, graset heutzutage noch, nach selbstverständlich oberflächlicher Schätzung, eine halbe Million Büffel. Mehr und mehr ist ihr Reich durch die vordrängende Civilisation beschränkt worden, so daß ihnen jetzt noch kaum die Hälfte ihres ursprünglichen Territoriums verbleibt, welches sich über den Mississippi hinaus bis an den Fuß der Alleghanies, über das gesammte unendliche Mississippithal erstreckte. Heutzutage sind sie bereits 200 Meilen vom südlichen Theil des Missouri zurückgedrängt und die Minenentdeckungen in den Rocky Mountains haben sie auf 100 Meilen vom Fuße dieses Gebirges vertrieben.

Der Reisende, welcher auf der Eisenbahn die ungeheure Ebene durcheilt, die mit dem Namen „die Plains" bezeichnet wird, hat in den meisten Fällen wenig Gelegenheit, seine Sehnsucht nach einem Anblick des Büffels zu befriedigen; er mag vielleicht einige schwarze Punkte in den fernen Bluffs bemerken, welche von kundigen Augen als Büffel erkannt werden. Der Emigrant von den Staaten des sogenannten Westens, welcher mit Hab und Gut auf dem Ochsenwagen langsam einer neuen Heimath in Oregon oder Californien zusteuert, wozu er ein halbes Jahr Zeit gebraucht, der Ansiedler, welcher in den Indianerterritorien seine einsame Loghütte baut, haben bessere Gelegenheit zur Bekanntschaft mit diesem Riesenthier, welches ein Ueberbleibsel vorsintfluthlicher Zeiten zu sein scheint.

Imponirend sieht der Büffel aus, mit seinem schwarzbraunen zottigen Fell, dem gewaltigen buschigen Höcker dicht hinter dem Halse, dem kurzen starken Hals und den etwa einen Fuß langen leicht gebogenen kräftigen beiden Hörnern, den starken und dabei zierlichen Beinen, welche fast zu leicht für das ungeheure, oft 20 Centner schwere und 8 Fuß lange Thier erscheinen, den kleinen, eigenthümlich funkelnden Augen und dem fast kahlen, am Ende buschigen Schwanz.

Der Büffel ist ein geselliger Nomade. In größeren oder kleineren Herden, je nach der Beschaffenheit des Futters, schaart er sich zusammen und bleibt in seinem Thale wochen- oder monatelang, bis das Futter der betreffenden Gegend sämmtlich aufgezehrt ist. Er liebt hauptsächlich das sogenannte Büffelgras, ein kurzes Gras, welches dem Feincut Taback ähnlich sieht und sich den ganzen Sommer hindurch in trockenem Zustande erhält. Er hat reichlich Zeit, um das zu seiner Nahrung nöthige gewaltige Quantum dieses kurzen, spärlichen Grases zusammenzusuchen. Zur Mittagszeit sucht er, wenn möglich, ein schattiges Plätzchen für seine Siesta, und später ist die gesammte Herde wieder auf den Beinen, um dem Geschäfte des Grassuchens obzuliegen. Die weite Ebene, hier und da mit dem Prickly Cactus bewaffnet, mit den Erdhaufen der Prairiehunde besäet, die auf der Höhe ihres Baues ihr tausendstimmiges Concert quieken, Klapperschlangen, die regungslos zusammengeringelt im Sonnenschein philosophiren, überall die dunkelen Klumpen der gemüthlich umherschnüffelnden Büffel, giebt dann ein belebtes Bild der Landschaft, zu welcher der alte Name „die große amerikanische Wüste" die nöthige Ironie liefert.

Der an den großen Flüssen der „Plains", dem Arkansas, Republican, Platte oder Missouri entlang ziehende Reisende bemerkt in kurzen Zwischenräumen stark ausgetretene, fast schnurgerade Fußpfade, welche vom Wasser in möglichst gerader Linie in die meilenweit entfernten Bluffs führen. Hier kommt der Büffel bei Sonnenuntergang in meilenlangem Gänsemarsch, in seinem kurzen Trabe, der auf die Dauer den Athem des besten Pferdes prüft, um seinen Nachttrunk zu nehmen, der ihm je nach der Lage des Wassers 12 oder 24 Stunden anhalten muß.

Ein neuer Ansiedler hatte sich am obern Missouri ein großes Maisfeld über einen dieser Büffelpfade angelegt und das Ganze eingezäunt. Die Büffel waren zur Zeit abwesend, und als sie in die Gegend zurückkehrten, fanden sie den Mais in voller Blüthe. Jeden Abend kamen sie auf dem gewohnten Pfade über den Zaun und durch das Maisfeld zum Wasser, ohne die Feldfrucht anzurühren, die ihnen vollkommen fremd war. Eines Abends kostete ein neugieriger Büffel im Vorbeitraben eines der Maisblätter, das ihm vorzüglich zusagte, und die Folge dieser Entdeckung war, daß noch an demselben Abend das gesammte Maisfeld von der mehrere tausend Häupter starken Büffelgemeinde aufgezehrt wurde.

In ihren Abendpromenaden nach dem Wasser sind sie oft so wenig scheu, daß sie zum Entsetzen ihrer Vettern, der zahmen Ochsen, zwischen den einzelnen Wagen eines Frachtzuges hindurchrennen. Die Ochsen erkennen die Verwandtschaft an. Sie betrachten unbewegt ein todtes Pferd, Maulthier, einen erlegten Hirsch oder die Antilope. Aber ein geschossener Büffel, dessen Blut geflossen ist, bringt die zum Grasen ausgetriebenen Ochsen in die seltsamste Aufregung. Sie brüllen um den Platz, rennen weg und kehren wieder, bäumen sich und rennen brüllend um den erlegten Büffel und bleiben lange Zeit gegen das freundlichste Zureden der Peitsche unempfindlich.

Das freie und fröhliche Leben der Büffel hat indeß gleich jedem andern „business" seine Schattenseiten. Der auch unter den Menschen gültige Grundsatz, daß der Stärkste Recht hat,

ist bei den Büffeln gleichfalls gangbare Münze. Das starke Geschlecht führt oft die erbittertsten Kämpfe, und Duelle mit tödtlichem Ausgange gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Der alte Sultan, welcher jahrelang unumschränkt geherrscht, entdeckt plötzlich daß eine jüngere Generation herangewachsen ist, daß er im Kampfe unterliegt und schmachvoll von Haus und Hof fortgejagt, resp. aus der Herde ausgetrommelt wird. Einsam muß der Verbannte sich ein entlegenes Thal suchen, um die Heilung seiner Wunden abzuwarten und durch fleißige Fütterung und lange Ruhe womöglich seine erschütterte Kraft wieder herzustellen. Wenn er sich nach monatelanger Rast stark genug fühlt, macht er sich eines schönen Morgens wieder auf nach seiner Herde, wo er sofort von seinem kampfbereiten Gegner empfangen wird. Gelingt es ihm, einen angemessenen Kampf durchzumachen, so ist er wieder mit Ehren aufgenommen, andererseits wird er für das nächste Jahr die Rolle des ausgetrommelten Büffelbullen spielen mit der Aussicht, daß sein zunehmendes Alter seine Rehabilitation immer unwahrscheinlicher macht.

Die Indianer betrachten diese einzelnen Büffel als unwürdige Beute, da ihr Fleisch fast ungenießbar und ihr Fell abgeschabt und hart ist. Sie überlassen dieses Jagdvergnügen den Squaws, welche zur Unterhaltung mitunter mit Messern und Beilen ein solches unbehülfliches Ungethüm erlegen und den Wölfen überlassen. Den auf den Plains lebenden Stämmen, den Pankaws, Sioux, Arrapahoes, Cheyennes, Comanches, Kaws, Kiowas, liefert der Büffel die Hauptexistenzmittel. Sie schießen das Wild, und ein besonders beliebtes Gericht bei ihnen ist Euter mit Milch und Fleisch zusammengekocht, ein Gericht, welches auch bei jedem Weißen Anerkennung findet. Sie überladen sich den Magen während der Jagdzeit, die den ganzen Sommer hindurch dauert, so oft als möglich mit Büffelfleisch, und die Quantitäten, welche sie nicht sofort zu verschlingen vermögen, werden in dünne Streifen zerschnitten und in der Sonne getrocknet, um als Provision im Winter zu dienen. Das Fell wird von den Squaws sorgfältig mit einem stumpfen Messer oder einem Stück Glas an der innern Seite abgeschabt, mit Alkali eingerieben und jeden Tag geknetet und ausgespannt, und der Ueberschuß der auf diese mühsame und primitive Weise zubereiteten Felle wird als Münze im Handel benutzt und dient zum Ankauf von Musketen, Beilen, Pulver, Messern, und selbst Crinolinen für Indianerladies werden mitunter mit dieser eigenthümlichen, vom Rücken des Büffels abgezogenen Geldmünze bezahlt.

Nach monatelanger Rast in einer Gegend, nach Consumirung des sämmtlichen Futters, geben eines Morgens die bemoosten Häuptlinge der Büffel das Commando zum Aufbruch und Häuptlinge, Kühe, Kälber, Herden von Antilopen, welche gern zum Schutz sich bei der Büffelherde aufhalten, eine Herde von 10,000 oder 20,000 Büffeln geht im Trabe, welcher den Boden zittern macht, über Stock und Stein tagelang einem neuen Districte zu. Der Indianerstamm, welcher beständig an den Flanken der Herde geplänkelt hat, folgt mit Squaw, Papoose, Pony und Hund, und hinter ihnen kommt der Nachtrab von einigen Hundert weißen und grauen Wölfen, Coyotes und Füchsen, welche jederzeit bereit sind, einen verwundeten oder kraftlosen Büffel in ihrem nimmersatten Magen zu begraben. Der Jäger, welcher einen Büffel erlegt hat und nach dem Lager zurückkehrt, um Beistand zur Fortschaffung der Fleischmassen zu holen, kann nicht selten beim Zurückkehren das erbauliche Schauspiel sehen, wie ein Dutzend Wölfe und ein halbes Hundert Coyotes und Füchse inzwischen über die Beute hergefallen sind, wie die Coyotes in ihrem Hunger allen Respect vor ihren Seniors, den Wölfen, vergessen und zwischen den Beinen derselben, unter dem Halse und über dem Kopfe der Wölfe gierig über den Lunch herfallen, während die großen Wölfe sich ab und zu soviel Zeit nehmen, einen der frechen Coyotes beim Wickel zu nehmen, gehörig abzuschütteln und in die Luft zu schleudern, so daß der todte Büffel von fliegenden Coyotes umgeben zu sein scheint, welche nach erhaltener Züchtigung kläglich heulend sich einige Schritte zurückziehen, um schon in der nächsten Minute wieder eine neue Lunchattake zu wagen.

Der Versuch, Büffel zu zähmen, ist schon mehrfach gemacht worden. Der einfachste Weg, um die Kälber zu fangen, besteht darin, daß eine Anzahl zahmer Rinderkühe auf eine Anhöhe getrieben werden, wo sie leicht zu sehen sind. Wenn im Frühjahr sämmtliche Büffelkühe mit ihren Kälbern sich von der übrigen Herde getrennt haben, reiten einige Jäger vorsichtig von der entgegengesetzten Seite, wo die zahmen Kühe befindlich sind, nach der Büffelherde und brechen plötzlich in lautes Geschrei aus, feuern ihre Gewehre ab und schwingen Tücher oder Fahnen. Die erschreckten Kühe und Kälber rennen eiligst fort, in der Verwirrung können viele Kälber ihre Mütter nicht finden und laufen in ihrer Angst nach den ruhig in ihrer Nähe grasenden Rinderkühen, bei denen sie bleiben und sich ruhig fangen lassen. Man hat derartig gefangene Kälber vielfach im westlichen Kansas, Missouri und Arkansas aufgezogen und vor den Pflug gespannt. Sie haben eine herculische Kraft und arbeiten willig genug, aber auf die Weide getrieben, bleiben sie nicht auf dem ihnen angewiesenen Grunde, sondern setzen mit Leichtigkeit über irgend eine Einzäunung hinweg und grasen in den Feldern, in denen sie natürlich großen Schaden anrichten. Wer mit der Einrichtung der amerikanischen Landwirthschaft vertraut ist, welche meilenweite Einzäunung der Anstellung eines Hirten vorzieht, wird ermessen, welches ernstliche Hinderniß das Ueberspringen der Zäune der Einführung der Büffel auf unseren Farmen in den Weg stellt.

Einzeln oder in kleinen Gruppen ist der Büffel scheu und weiß dem Jäger aus dem Wege zu gehen; wenn er indeß zu Herden von Tausenden vereinigt ist, kümmert er sich ebensowenig um das Schießen an den Flanken der Herde, als jener Verbrecher, welcher während einer Prügelstrafe ruhig bemerkte, daß es ihn nichts angehe, was hinter ihm vorgehe. Verwundet wird der Büffel leicht ein gefährlicher Gegner, der blindlings auf den Jäger losgeht.

Die jährliche Vernichtung der Büffel ist eine ungeheure. Tausende von Indianern sind fortwährend damit beschäftigt. Emigranten, Reisende, Soldaten schlachten beständig unter ihnen und am obern Yellowstone und Missouri giebt es Abgründe, in welchen seit Jahrhunderten die Indianer ganze Herden zu treiben gewohnt sind, um sich die Mühe der Einzeljagd zu ersparen. Und so vernichten sich Indianer und Büffel, die beiden Feinde, deren Existenz bei alledem von einander abhängt, unaufhörlich gegenseitig und das Verschwinden des letzten Büffels wird gleichzeitig sein mit dem Verschwinden des letzten Indianers von den Ebenen.

Schwarze Hülfsgenossen der Engländer an der Guineaküste.

2. Die Haussas.

Im Spätjahr 1870 war die Zahl der französischen Gefangenen, welche man unweit von Dresden in dem Barackenlager bei Uebigau untergebracht hatte, auf nahe an zwanzig tausend gestiegen. Wir fanden dort eine wahre ethnographische Musterkarte und versäumten nicht bei unseren häufigen Besuchen manche Beobachtungen anzustellen, zu welchen die beste Gelegenheit gegeben war. Wir sahen neben und durch einander alle Typen, welche Frankreich aufweist; da war der kleine, fast unterzöllige Mann aus dem mittlern Theile jenes Landes, der gebräunte Provençale mit kleinem Körperbau und scharfen, stechenden Augen, der kräftig gestaltete Burgunder, der Baske aus dem Bearn oder aus den Pyrenäen, der uns belehrte, daß man die Hauptstadt Pau nicht, wie „les Français“ thun, wie Po aussprechen müsse, sondern als Pau, was eigentlich Pfahl oder Pallisade bedeute. Wir fanden auch massige Männer aus dem Norddepartement, stramme Flamingen, die verwundert und erfreut waren, daß wir uns mit ihnen in ihrer niederdeutschen Mundart unterhielten und die fragten, ob wir auch wohl in Ryssel gewesen seien, das die Franzosen Lille nennen, oder in Grevelingen, französisch Gravelines genannt. Als dann auch die zumeist aus elsässischen Moblots bestehende Besatzung von Breisach nach Dresden kam, mochten wir es uns nicht versagen, sie, allemannische Brocken hineinwerfend, als wiedererworbene, deutsche Landsleute zu begrüßen.

Aber weit mehr als alle diese Europäer interessirten uns die Afrikaner, mit welchen die an der Spitze der Civilisation und der Processionen marschirenden Franzosen Deutschland zu beglücken gedachten. Wir fanden eine Auswahl von Zuaven und Turcos, wie wir sie nicht besser wünschen konnten. Nachmittags vier Uhr war Appell. Die Turcos stellten sich in langen Reihen auf; vor die Front trat ein überaus koketter und höchst selbstbewußter Sergeantmajor, ein hübscher Mann mit vollem, schwarzem Haar, auf dem das rothe Fes weit nach hinten hin saß; er trug einen blauen Burnus, schneeweiße Strümpfe und bunt gestickte Pantoffeln, die er oftmals betrachtete. Wenn er die Musterrolle zur Hand nahm, stand er stolz wie ein Imperator und rief mit volltönender Stimme die Namen seiner Mannschaft. Jeder Turco antwortete mit einem 'çi!

Uns interessirten zunächst die Kabylen, unter denen wir übrigens keine blondhaarigen und blauäugigen gefunden haben. Wir suchten uns zwei heraus, welche intelligent zu sein schienen und auch so viel Französisch sprachen, daß wir uns leidlich mit ihnen verständigen konnten. Sie waren gute Mohammedaner, und wir eroberten uns die Freundschaft dieser Bewohner des Atlas, indem wir sie mit uns à la cantine nahmen, wo sie sich das gute Lagerbier vortrefflich schmecken ließen. Jedesmal wenn wir nach Uebigau hinauskamen, vergingen nur wenige Minuten, ohne daß der eine oder andere unserer kabylischen Freunde uns mit einem bon jour begrüßte und sofort die Frage folgen ließ: „à la cantine, Monsieur?“ Sie wußten, daß allemal eine bejahende Antwort erfolgen werde.

Eines Tages bemerkten wir in der Marketenderbude der Turcos ein Individuum in Menschengestalt, das uns durch eine wahrhaft bestialische Physiognomie auffiel. Alles an diesem Geschöpfe trug die Merkmale vervieheter Brutalität. Da stand ein „Turco“ von kaum fünf Fuß Höhe, gedrungenem Wuchse, plump, mit sehr breiten Schultern. Das kleine Auge war von unbestimmter Farbe, der Mund halb aufgeworfen, mit dicker, matt herabhängender, überaus sinnlicher Unterlippe; das wirre Haar, sollen wir sagen Zotteln oder Wolle, hing bis auf die vorstehenden Backenknochen herab, die Nase war breit. Die Hautfarbe läßt sich nicht beschreiben, denn für eine Nüance, die zwischen weizengelb, orangegelb mit ins Grünliche spielendem Anhauche schwankt, giebt es keine zutreffende Bezeichnung. In den Adern dieses Afrikaners war Neger- und Kabylenblut, und wer kann sagen was noch mehr gemischt, und die Hybridität trat hier in geradezu abschreckender Gestalt auf. Dieser ethnische Bastard drängte sich an das Auslegebrett des Marketenders und griff nach den Bierseideln unserer Kabylen. Sie schlugen ihm, der betrunken war, derb auf die Hände und warfen ihn zur Bude hinaus.

Aber gleich nachher war „la bête“ wieder da, blickte uns mit verschwommenen Augen an, hob beide Hände bittend empor und lallte: „Eau de vie, Schnaps.“ Das war so ziemlich das einzige deutsche Wort, welches er gelernt hatte. Als wir ihm sagten, daß der Prophet Wein und Schnaps verboten habe, sagte er: „Ah, nix Prophet, Schnaps!“ und griff nach dem Glase, das auf dem Tische stand. Da aber packte ihn ein Neger, hob ihn empor, warf ihn draußen in den tiefen Schlamm hin und trat dann scheltend wieder ein.

Diesen Neger hatten wir beim Appell schon mehrmals, jedoch nur aus der Ferne bemerkt, denn er stand immer in einer der hinteren Reihen; aber gleich anfangs fiel er uns wegen seines riesigen Körperbaues auf. Nun sahen wir ihn in der Nähe. Sofort sagten wir ihm: „Vous êtes Haussa; peutêtre de Kano?“ Es war dem Neger auffallend, daß wir seine Nationalität sofort herausfanden, aber die Sache erklärt sich leicht. Die Negervölker tragen ihr Stammeszeichen, sagen wir ihr Volkswappen, im Gesicht und da wir manche derselben kannten, fanden wir sofort, daß der Mann ein Haussa sein müsse; er hatte ja die vier Einschnitte zu beiden Seiten des Mundes, durch welche die Haussa ihre Nationalität kennzeichnen. Der Mann war hoch erfreut, über sein Heimathland zu sprechen; während seines vieljährigen Aufenthaltes in Algerien hatte er leidlich französisch radebrechen gelernt; er war dorthin mit einer sudanesischen Karawane gekommen, übrigens nicht aus der großen Handelsstadt Kano, sondern aus der frühern Hauptstadt Katsena gebürtig.

Jene Auftritte im Barackenlager zu Uebigau fielen uns wieder ein, als wir lasen daß die Engländer in ihrem Kriege gegen die Aschantis viele Hunderte von Haussaleuten verwenden; wir hatten ja durch Zufall einen solchen hart am Ufer der Elbe kennen gelernt. Die Haussas sind ein interessantes Volk, das im Sudan früher eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Durch Heinrich Barth, der ihr Land besuchte, haben wir manches bisher Unbekannte über dasselbe erfahren. Er bezeichnet das Volk als fleißig und heiter *). In den Haussaländern, deren Lage wir weiter unten angeben, sind, wie in Binnenafrika überhaupt, die Völkerverhältnisse nicht

*) Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849 bis 1855; II, S. 78 ff., 183 ff.; V, 309 x.

fest ausgebildet; Manches verschwimmt in einander, und so findet man unter den Haussa viele Leute aus Bornu, also Kanori. Jene wurden von 1807 an von den Fulbe bezwungen (— den Pöuls, wie man sie in Westafrika nennt; von den Haussavölkern werden sie als Fellani, von den Bornuleuten als Fellatah bezeichnet —), denen sie nun unterthan sind. Bevor sie den Fellani erlagen, bildeten sie eine Union von sieben Staaten, die Haussa-boken, d. h. sieben Haussa (Biram, Dauba, Gober, Kano, Katsena und Segseg); aber ihre wohlklingende Sprache, die als Handels- und Verkehrssprache eine weite Verbreitung gewonnen hat und nach Norden hin bis Aghades, nach Süden hin bis an das Nigerdelta reicht, ist zu großer Ausdehnung gelangt auch in sieben anderen Landschaften, wo sie nicht Sprache der Eingeborenen ist (in Sanfara, Kebbi, Nupe oder Nyffi, Guari, Yauri, Yoruba und Kororofa), den sogenannten Bansa-boken, d. h. nichtigen, unechten Sieben. Von den Fulbe werden die Haussaleute als Habe bezeichnet. Sie haben meist angenehme und regelmäßige Gesichtszüge; sie sind lebendig und feurig.

Wir lassen nun eine Schilderung derjenigen Haussas folgen, welche den Engländern als Söldner dienen und folgen dabei einer Correspondenz, welche die „Times Mail“ im September aus Freetown in Sierra Leone erhielt.

Im Beginn dis Feldzuges gegen die Aschantis waren die Engländer des Lobes und Preisens voll über die „wundervolle Brauchbarkeit“ der Haussas, welche sie zuerst vor etwa acht Jahren in der Palmölstadt Lagos in Dienst genommen haben, um sie als eine Art von Gensdarmerie gegen andere unbotmäßige Negerstämme zu verwenden.

Die Haussas sind, wie schon gesagt, ein in Innerafrika weit verbreitetes Volk, das den Islam angenommen hat und nördlich von Yoruba zwischen 11 und 14° N., 4 und 11° O. seine Kernlandschaften hat. Diese sind ziemlich dicht bevölkert, die Leute sind kriegerisch und dienen gern als Landsknechte Jedem der sie bezahlt. Ein Capitain Glover in Lagos fand sie verwendbar, warb eine Anzahl dieser Schwarzen und versuchte sie in englischer Weise zu drillen. Seiner Ansicht nach, die freilich, wie wir jetzt wissen, im Aschantikriege keine volle Bestätigung findet, ließen sie nichts zu wünschen übrig. Es kostete schon in Lagos große Mühe, sie in Reihe und Glied zu halten, aber zuletzt ging es in dieser Beziehung doch einigermaßen leidlich.

Diese Haussa-Landsknechte sind allesammt vollblütige Neger, flink auf den Beinen, obwohl sie schwache Waden haben, ertragen auch das Küstenklima gut und machen lange Märsche mit großer Ausdauer. Es ist allerdings ein etwas kühner Vergleich, den englische Offiziere anstellen, wenn sie diese Neger mit den Sikhs in Indien vergleichen. Die Haussas sind, was man an der westafrikanischen Küste „Salzwasser-Mohammedaner“ nennt; die zum Islam bekehrten Negerstämme in der Gestaderegion haben nämlich in Folge des Verkehrs mit den Europäern in Bezug auf den Genuß geistiger Getränke eine Praxis angenommen, welche den Geboten des großen Propheten von Mekka zuwiderläuft und der christlichen Civilisation, welche Rum und Branntwein liefert, vielleicht nicht zur Ehre gereicht.

Die Haussas, Mohammedaner, also erhalten von den Christen Rum und deshalb ist Trunksucht bei ihnen sehr häufig. In anderen Dingen aber zeigen sie sich als strenge Bekenner des Islam. Im August lag eine Compagnie Haussas als Besatzung in Annamabu. Dort schlachtete ein weißer Constabel ein Schwein in der Nähe des Brunnens, aus welchem sie ihr Wasser holten. Darüber wurden sie so wüthend, daß sie den Constabel todt schlagen wollten; sie meinten, das Blut des unreinen Thieres könne bis zu dem Brunnen durchsickern, und es kostete ihren Befehlshaber, den Engländer Loggie große Anstrengungen, sie zu besänftigen.

Diese schwarzen Soldknechte sind von den Engländern nach dem Muster der französischen Zuaven uniformirt worden. Man hat sie in blaue Jacken mit rothem Vorstoß gesteckt und in kurze, weite Hosen, die bis ans Knie reichen; Waden und Füße sind bloß. Auf dem Kopfe tragen sie ein rothes Fes und um den Bauch einen rothen Gürtel. Man hat ihnen ein Snydergewehr mit Bayonnet gegeben; außerdem aber trägt jeder ein großes Dolchmesser im Gürtel, das überhaupt jeder Haussa führt; es ist sein persönliches Eigenthum und wird ihm nicht von den Engländern geliefert. Im Gefechte benutzt der Haussa das Bayonnet nur selten, er schlägt lieber mit dem Kolben darein. Beim Beginn des Kampfes lösen diese schwarzen Barbaren ihre Reihen in kleinere Partien auf, um zu scharmützeln; dann heulen und schreien sie ganz fürchterlich und rufen Allah und den Propheten an. Dabei springen und rasen sie wie toll und besessen und fuchteln mit den Waffen in der Luft umher. Dann kann man sie nicht in der Hand behalten, sie stürmen wild vorwärts, gleichviel ob sie gedeckt seien oder nicht und rennen gegen den Feind ein.

Als sie zuerst in Elmina mit den Aschantis handgemein geworden waren und in das Fort zurückkehrten, stimmten sie einen entsetzlich wilden Kriegsgesang an und warfen dabei ihre Gewehre in die Luft. Wild sind und bleiben sie und mit wahrer Wonne säbeln sie den im Kampfe gefallenen Feinden den Kopf ab. Den Engländern gegenüber verhehlen sie ihr äußerstes Mißvergnügen darüber nicht, daß man ihnen verboten hat, ihre Trommeln mit den Schädeln der Erschlagenen zu verzieren. Nach dem Gefechte bei Dounua schnitten sie einer Anzahl todter Aschantis die Köpfe ab, brachten sie in ihr Lager und spielten Fußball mit denselben.

Jede Abtheilung hat einen mohammedanischen Priester, der großen Einfluß übt. Alle diese Priester sind Wucherer, in deren Schuld sich jeder einzelne befindet, und obendrein sind sie auch leidenschaftliche Spieler. Diese heiligen Männer tragen ein wallendes, weißes Gewand und einen weißen Turban, an welchem Verse aus dem Koran befestigt sind; dergleichen hängen sie auch um den Hals. Der Priester geht mit seinen Haussas in die Schlacht, schlägt sein Leben eben so wohl wie sie in die Schanze und sagt Verse aus dem Koran her; er ist Fatalist und als solcher macht er sich nichts aus dem Tode. Die englischen Offiziere haben alle Ursache, mit so einflußreichen Leuten auf gutem Fuße zu stehen.

Die Engländer zahlen dem Haussa täglich 13 Pence; wenn dieser Barbar nicht im Felde Dienste thut, bekommt er vom Commissariat keine Rationen; er sorgt selbst für seine Bespeisung, indem er plündert und stiehlt. Ein Correspondent in der „Mail“ sagte, diese Haussas seien „capital foragers“, die allerdings etwas laxe Begriffe über das Eigenthum anderer Leute hätten, namentlich in Bezug auf deren Ziegen, Schafe und Hühner. Ziegenfleisch ist ihr Lieblingsgericht, ihre Hauptnahrung aber besteht in Yams, der Kassawawurzel, aus welcher sie die Dombah, einen dicken Brei, bereiten. Auf je einhundert Mann kommem etwa sechs Frauen, welche die Speisen zubereiten, denn der Soldat hält es unter seiner Würde, selbst zu kochen.

Nur in der Regenzeit bedürfen sie eines Obdaches, sonst schlafen sie uner freiem Himmel, selbst bei Mondschein, auf einer Matte. Für Polizeimannschaft wollen sie um keinen Preis gelten, und als sie im Monat August in einem amtlichen Erlaß als solche bezeichnet worden waren, droheten sie zu Lande nach dem mehrere hundert Meilen weit entfernten Lagos zurückzugehen, falls man sie wieder als Polizei-

leute bezeichne; sie seien „Soldaten der Königin“. Die älteren Leute üben großen Einfluß auf die jüngeren; nur wenige, vielleicht fünf oder sechs in jeder Compagnie, können etwas Englisch sprechen, aber alle verstehen das englische Commando recht gut, ebenso auch die Trompetensignale, und die Handgriffe beim Exerciren lernen sie überraschend leicht und gut. In Reihe und Glied lassen sie das Schwatzen nicht, im Uebrigen sind sie dann gehorsam, aber es gehört eine feste und sichere Hand dazu, sie zu lenken. Wenn sie zur Tapferkeit und Unparteilichkeit eines Offiziers Vertrauen haben, folgen sie ihm unbedingt und er kann mit ihnen machen, was ihm beliebt. Im August prügelte ein Offizier einen Haussa mit einem Stocke, weil der Mann sich gegen die Ordnung schwer verfehlt habe; hinterher stellte sich heraus, daß der unrechte gezüchtigt worden sei. Der Offizier war verständig genug, am andern Tage auf der Parade dem Manne öffentlich zu erklären, daß es ihm leid thue, sich geirrt zu haben; er entschuldige sich deshalb. Das war den Haussas sehr genehm und sie riefen, daß hier Gerechtigkeit sei. Weiter als bis zum Rang eines Sergeantmajor kann es keiner von ihnen bringen, alle ihre Offiziere sind Engländer. Sie sind recht gute Schützen auf dem Stande, aber im Gefechte viel zu hitzig.

Also die Engländer haben Haussas als Lohnsoldaten in ihrem Dienste; aber auch der König von Aschanti hat dergleichen Leute in seiner Armee. Am 10. April 1873 fand ein Gefecht statt zwischen den Aschantis einerseits und den Fantis und den Haussas andererseits. Als die letzteren angriffen, hörten sie, daß sie von Seiten des Feindes in ihrer eigenen Sprache geschmäht und verflucht wurden. Ein Corporal der englischen Haussas, Namens Abdallah Kerim, schoß einen Feind, der ihn schalt, nieder, schnitt ihm den Kopf ab und brachte diesen in das englische Lager. Dort stellte sich heraus, daß der Erschossene der leibliche Vetter eines bei den Engländern dienenden Haussa und mit diesem aus demselben Dorfe gebürtig war!

Aus allen Erdtheilen.

Die Verschuldung sämmtlicher Staaten in der nordamerikanischen Union und die Steuerlast in den Staaten.

Dem „Washington Journal“ entnehmen wir Folgendes:

Im Allgemeinen befindet man sich in der Täuschung, daß das Volk in den Vereinigten Staaten das wohlhabendste und am wenigsten besteuerte sei. Die Wahrheit ist vielmehr, daß die amerikanische Union mehr Schulden hat als irgend ein anderes Land der Welt; daß ferner die amerikanische Union unter einem härtern Drucke der Steuerlast sich befindet als irgend ein anderer Staat.

Die Vereinigte-Staaten-Schuld beträgt nach dem Finanzbericht vom 1. October 1873	2,239,000,000 Dollars
Rechnen wir nun hierzu die Schulden der sämmtlichen einzelnen Staaten, Counties, Städte und Towns, so haben wir noch einen Schuldenbetrag von	868,676,758 „
Die Gesammtschulden des Landes betragen demnach	3,107,676,758 Dollars.

Diese genannten Staatsschulden von 868,676,758 Dollars vertheilen sich auf wirkliche Staatsschulden, wofür die einzelnen Staaten haftbar sind, zum Betrage von 352,866,688 Dollars; ferner auf Schulden der verschiedenen Counties in den Staaten zum Betrage von 187,565,540 D., sowie endlich auf die Schulden der verschiedenen Städte zum Betrage von 323,244,520 D. Unter den städtischen Schulden nimmt die Stadt Neuyork den ersten Platz ein. Rangiren wir die Schulden nach den Staaten, so nimmt auch hier der Staat Neuyork den ersten Rang mit 159,808,234 D. ein, sodann kommt Pennsylvanien mit 89,027,131 D., ferner Massachusetts mit 69,211,538 D., Virginien mit 55,921,255 D., Louisiana mit 53,087,441 D., Tennessee mit 48,827,191 D., Missouri mit 46,909,865 D., Illinois mit 42,191,869 D., Nordcarolina mit 32,474,036 D., Maryland mit 29,032,577 D., Neujersey mit 22,854,304 D., Ohio mit 22,241,988 D., Georgia mit 21,753,712 D., Kentucky mit 18,953,434 D., Californien mit 18,089,082 D., Connecticut mit 17,088,906 D., Maine mit 16,624,724 D., Alabama mit 13,277,154 D., Südcarolina mit 13,075,229 D., Neuhampshire mit 11,153,374 D., Iowa mit 8,043,133 D., Indiana mit 7,818,710 D., Kansas mit 6,442,280 D., Michigan mit 6,725,231 D., Rhode Island mit 5,938,642 D., Wisconsin mit 5,903,532 D., Arkansas mit 4,151,152 D., Vermont mit 3,594,700 D., Mississippi mit 2,584,415 D., Minnesota mit 2,788,797 D., Florida mit 2,185,838 D., Nebraska mit 2,089,264 D., Nevada mit 1,686,093 D., Texas mit 1,613,997 D., Westvirginien mit 561,797 D., Delaware mit 526,125 D., Oregon mit 218,486 D. Bezüglich der Territorien, so rangirt Colorado mit 681,158 D., Montana mit 278,719 D., Idaho mit 222,621 D. Utah und Wyoming haben gar keine Schulden; Neumexicos Schulden betragen 7560 D. und Dacotahs 5761 D.; District Columbia 6,596,545 D., welche in neuerer Zeit auf 20 Millionen erhöht worden sind.

Die Nationalsteuer, welche durch Zölle und inländische Steuern von Taback, Spirituosen und Stempel hauptsächlich erhoben wird und gegen vier bis fünf Hundert Millionen Dollars beträgt, bleibt hier außer besonderer Berechnung, dagegen betragen die Steuern, welche in den einzelnen Staaten, Counties, Towns und Städten erhoben werden, zusammen 289,591,521 Dollars jährlich, wovon auf die Staaten als Staatssteuern 68,051,298 D., auf die Counties 77,746,115 D. und auf die Towns und Städte 134,794,108 D. an Steuerlast kommen. Daß die Counties, Towns und Städte jede besonders eine höhere Steuerlast zu tragen haben als die Staatssteuer beträgt, liegt hauptsächlich daran, daß viele derselben, namentlich im Westen, sich zur Unterstützung der Eisenbahnen bedeutend mit Schulden überladen und davon die Zinsen durch Steuern aufzubringen haben.

Italiener in Südamerika.

Die italienischen Auswanderer gehen bekanntlich vorzugsweise nach den Ländern am La-Plata-Strome, wo heute ihre Zahl schon eine viertel Million beträgt. Seit einigen Jahren haben sich viele auch in Paraguay niedergelassen, wo sie als fleißige, nüchtern lebende Leute sehr gut fortkommen, während die aus Großbritannien dorthin gebrachten Ansiedler sich als nichtsnutzige Faullenzer selber ins Elend gebracht haben. Neuerdings wünscht man nun auch in Peru Italiener ins Land zu ziehen, und Präsident Pardo hat ein Schreiben veröffentlicht, in welchem er versichert, daß sie von Seiten der Regierung auf Schutz und Fürsorge zu rechnen hätten. So viel wir unsererseits beurtheilen können, liegt es den großen Grundbesitzern daran, gute zuverlässige Arbeiter zu erhalten, da sie auf Neger und Mischlinge wenig rechnen können und, vielfach durch ihre eigene Schuld, mit den von ihnen schlecht behandelten chinesischen Ku-

lis übele Erfahrungen gemacht haben. Die erste Sendung italienischer Arbeiter ist unweit Iça auf den ausgedehnten Weinbergen eines Herrn Boza angesiedelt worden; die peruanische Regierung hat das Reisegeld bezahlt. Sie ist nun auch darüber aus, chinesische Einwanderer gegen Mißhandlungen und Uebervortheilung sicherzustellen, und das hätte sie schon längst thun sollen.

Meteorologische Stationen in Ostasien.

Ein sehr praktischer Mann, der Engländer Hart, ist Generalinspector des chinesischen Zollwesens und kennt als solcher alle Häfen genau. Er hat den Plan entworfen, eine Reihe von meteorologischen Stationen ins Leben treten zu lassen, welche sich über Sibirien, Japan, China, die Philippinen, Cochinchina, Siam erstrecken und bis in den Indischen Archipelagus reichen. Da alle diese Strecken den Telegraphen haben, so können die einzelnen Stationen ununterbrochene Verbindungen unterhalten und ihre Thätigkeit wird schon im Jahre 1874 beginnen, da alle Regierungen der Sache Vorschub leisten. Vergessen wir nicht, daß es für jene Gegenden von großer Wichtigkeit ist, die Wirbelwinde (Taïfune) im Voraus zu signalisiren und dadurch manchen Schiffbruch abzuwenden. — Die Stationen zerfallen in drei Gruppen. Die erste umfaßt den russischen Hafen Possiette an der mandschurischen Küste, Jokohama und Nagasaki; man hat aber auch noch Nikolajeffsk an der Amurmündung ins Auge gefaßt. Die zweite Gruppe reicht von Nagasaki bis Schanghai an der Mündung des Yangtsekiang und weiter gen Süden gehören zu ihr auch die Stationen Amoy (Emuy) und Hongkong, sodann Stationen zweiten Ranges zu Niutschuang, Peking, Taku, Miaotao-Schantungvorgebirge, Hankëu, Kiukiang, Tschinkiang, Wusong, Saweischan, Gützlaff, the Saddles, Tschinhai, White Dogs, Tamsui und Anping, Chapel Island, die Lamocks, Whampoa und Kiungtschëu. Verfolgt man diese Punkte auf der Karte, so stellt sich heraus, daß an der ganzen chinesischen Küste ein ausgedehntes System von Beobachtungen hergestellt sein wird; die Unterstationen berichten an die Hauptstationen zu Schanghai und Hongkong. Die Beobachtungen sollen alljährlich in Schanghai veröffentlicht und weit und breit versandt werden, insbesondere an alle Sternwarten und naturwissenschaftlichen Vereine. Die dritte Gruppe umfaßt, von Hongkong ab gen Süden, Manila, Saigong, Singapore und Batavia. Schanghai, das gleichsam in der Mitte liegt, soll als meteorologische Hauptstadt der asiatisch-pacifischen Küste betrachtet werden.

* * *

— Die Tiefseemessungen, welche die Nordamerikaner im nördlichen pacifischen Ocean vornehmen, ergeben schon jetzt interessante Resultate. Der Dampfer „Tuscarora" befuhr vom 17. bis 30. October den Bogen von Cap Flattery bis nach Atcha, einer der Alëuten; die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt 1114 Seemeilen. Von Cap Flattery ab nahm die Tiefe des Seebodens plötzlich von 1500 Faden auf weniger als 600 Faden, also 3600 Fuß, ab. Von dort bis zum letzten Vermessungsplatze in 54° N. 153° L., wo die Tiefe 2534 Faden betrug, war eine Zunahme der Meerestiefe von etwa 1 Faden (6 Fuß) auf die Seemeile beobachtet worden.

— Ein mächtiges Guanolager in der Atacamawüste ist auf chilenischem Grund und Boden etwa 8 deutsche Meilen von Antofagasta entdeckt worden. Ein Chilene, welcher übernommen hat, einige Strecken der Caracoleseisenbahn zu bauen, entdeckte im Innern des Cerro Gordo diesen Schatz. Unser deutscher Landsmann Reck, der als bolivianischer Ingenieur jetzt in jener Gegend thätig ist, stellte Untersuchungen an und bestätigte die Ergiebigkeit dieses Guanolagers, das zwischen Cuevitas und Salinas sich meilenweit in der Ebene bis an den Fuß der Hügel ausdehnt. Es ist mit einer krystallinischen Kruste völlig überdeckt. Der Abbau wird leicht, die Abfuhr sehr bequem sein, da die Caracolesbahn in der Nähe vorüberzieht. Man hat in jener Gegend viele Seemuscheln gefunden, dann auch fossile Thiere, von denen manche bisher unbekannten Species angehören. — Der Staat Chile erhält mit diesem Guanolager eine wichtige Einnahmequelle; der Mann, welcher dasselbe entdeckt hat, heißt Labarca.

— Wir haben oftmals erwähnt, daß die Cinchonabäume in Indien vortrefflich gedeihen und allen Erwartungen entsprechen. Jetzt lesen wir, daß im Nilghirigebirge auf den Plantagen der Regierung nicht weniger als 2,639,285 Fieberrindenbäume in bestem Wachsthume sind. Dazu kommen dann noch jene auf Privatpflanzungen und mit jedem Jahre werden neue Strecken unter Anbau genommen. Das indische Chinin soll reicher an Alkaloiden sein als das beste südamerikanische. Im Jahre 1872 kamen 7295 Pfund indischer Rinde auf den Londoner Markt, während in Indien selbst 65,688 Pfund verkauft wurden.

— Das Anwachsen der Hafenbewegung in Großbritannien und Irland ist geradezu colossal. Im Jahre 1850 betrug der Tonnengehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe 14,505,864 Tonnen und 1871 war er auf 41,547,878 gestiegen. Im Jahre 1815 stellte sich die Rhederei auf 2,681,000 Tonnen, 1871 dagegen auf 7,143,000. Der Schiffsbau hat nicht minder in großartiger Weise zugenommen; 1858 wurden auf den Werften des Vereinigten Königreiches Fahrzeuge von zusammen 237,000, im Jahre 1871 aber 391,000 Tonnen gebaut.

— Von den 295,000 Auswanderern, welche sich 1872 in den Häfen Großbritanniens und Irlands eingeschifft haben, gingen nur 6411 nach Süd- und Centralamerika. Diese Zahl ist gering, aber doch beträchtlicher als in irgend einem der früheren Jahre. — Nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung sind 1872 ausgewandert 1456, nach Natal 386.

— Die amerikanischen Missionäre werden in Japan sehr ungern gesehen; „mit alleiniger Ausnahme von zweien haben sie alle einen sehr unvortheilhaften Eindruck gemacht." Nur sanguinische Leute, so schreibt die „Overland Mail", können Japan als einen günstigen Boden für Missionsbestrebungen ansehen. Manche Sendboten, die nach ihrer Ankunft erklärten, daß sie dem Bekehrungswerke obliegen wollten, dachten nicht weiter daran und ließen sich gegen guten Gehalt von der Regierung als Schulmeister anstellen. Dabei übernahmen sie ausdrücklich die Verpflichtung, das Christenthum nicht zu lehren. Die Regierung will aber nun mit Menschen solchen Schlages nichts mehr zu schaffen haben und die Stellen sind ihnen gekündigt worden. Die „Overland Mail" bemerkt dazu ironisch: „Nun wird wohl ihr Eifer für Verkündigung des Evangeliums wieder erwachen, damit sie wieder Geld von den Missionsvereinen bekommen können."

— An das Patentamt in Washington sind in dem mit dem 30. September 1873 abgelaufenen Jahre 20,354 Gesuche um Ertheilung von Patenten eingereicht worden; davon wurden 12,917 genehmigt. Die Gebühren, welche von den Patentsuchern eingenommen wurden, haben sich auf 701,626 Dollars gestellt; die Ausgaben des Amtes auf 699,449 Dollars.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XXV. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Aus dem illyrischen Dreieck.

III.

An der Straße, welche nach Sophia führt, liegt Orchanieh, eine in unseren Tagen auf Anordnung des Sultans gebauete Stadt; sie ist nach Orchan benannt worden, den man, nächst Sultan Osman, als den Gründer der Dynastie betrachten kann. Als Lejean 1867 dort ankam, erfuhr er, daß bulgarische Insurgenten den Mudir (Unterpräfecten) entführt und acht seiner besten Pferde mitgenommen hatten. Den Mann haben sie wieder freigelassen, die Pferde behalten.

Es ging damals im Balkan sehr unruhig zu, und die Bande des Ilia, d. h. Elias, machte viel von sich reden. Der Mudir seines Bezirks entführte ihm seine hübsche Schwester und sperrte sie in sein Harem ein. Als Elias von einer Wanderung heimkam und hörte, was geschehen war, wandte er sich nicht etwa an das türkische Gericht, weil er wohl wußte, daß er im gegebenen Falle dort weder Gerechtigkeit finden noch Genugthuung erhalten werde; er ging ohne Weiteres zum Mudir und schoß dem Mädchenräuber eine Kugel durch den Kopf. Dann schlug er sich ins Gebirge, wo sich bald viele Leute um ihn schaarten, die auch mühselig und beladen waren. Seitdem führte Ilia den Krieg auf seine Weise; reichen Türken, welche in seine Gewalt fielen, wurde der Kopf abgeschnitten, armen Bulgaren reichliches Almosen gespendet. Die Gensdarmen beeiferten sich nicht, ihm in den Weg zu treten, denn der Volksglaube wollte wissen, daß keine Kugel ihm etwas anhaben könne, sie pralle an seiner Brust ab und ein gegen ihn gezückter Dolch breche ab.

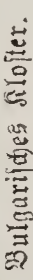
Auf der Landstraße waren viele Frohnarbeiter beschäftigt, lauter christliche Bulgaren, nicht ein einziger Muselmann. Der in jüngster Zeit wieder oft genannte Mithat Pascha hatte ein sogenanntes „Organisches Reglement“ erlassen, das wichtige Reformen versprach und damals in den europäischen Zeitungen als ein Zeichen des Fortschrittes in der Türkei sehr gelobt wurde. Weiter hatte es aber keinen Zweck und keine Folgen. Die Beamten legten es „unter den Teppich“ — minder atti —. Minder ist der Teppich, mit welchem der Diwan des türkischen Bureaukraten belegt ist; unter diesen schiebt er alle Papiere, von welchen er weiter keine Notiz nimmt oder die er gelegentlich wieder hervorzulangen gedenkt. Minder atti ist also ziemlich gleichbedeutend mit unserm: in den Papierkorb wandern.

Die Bulgaren sind allerdings mit Frohnden überbürdet worden, aber das Land hat nun doch Straßen. In anderen Wilayets ist das nicht der Fall. In Epirus zum Beispiel nahm man den Bauern schweres Geld ab für einen macadamisirten Weg, der nach Arta hergestellt werden sollte. Die Abgabe war für die Leute zu drückend und sie erboten sich statt derselben die Arbeit zu übernehmen. Die Antwort lautete buchstäblich: „Wir wollen Euer Geld, nicht Eure Arbeit.“ Die Bauern mußten zahlen und die Straße wurde nicht gebaut!

Von Orchanieh an geht es langsam bergauf und nach zwei Stunden Weges gelangt man an ein Karaul, an ein Wachthaus türkischer Saptiehs, d. h. Gensdarmen. Derartige Polizeistationen findet man in ungleichen Entfernun-



Bulgarische Arbeiter in Sophia.



Bulgarisches Kloster.

gen von einander an den meisten Landstraßen. Solch ein Karaul ist entweder rund oder hat die Gestalt einer Pfefferbüchse, oder gleicht einem Schweizerhaus, um welches eine Gallerie läuft; von dieser kann der wachthabende Gensdarm weithin ausspähen. Die Saptiehs dienen der Post als Bedeckung, geben auch den Regierungsbeamten und den mit einem Firman versehenen Reisenden das Geleit. Die Einrichtung selber hat man im osmanischen Reiche den Byzantinern entlehnt, und Kaiser Konstantinos Porphyrogeneta hat über diese Wachtposten (φρουρία) ein besonderes Capitel geschrieben. Einen Stationsthurm, deren Justinian gegen die Slaven so viele erbauen ließ, bezeichnete man als Monopyrgos.

Von jenem Karaul stieg Lejean auf die Höhe des Balkan. Er fand einen steppenartigen, abgerundeten Rücken und bemerkt, daß die Gestaltung des Balkan überall so ziemlich die gleiche sei. Der nördliche Abhang ist sanft, mit Eichen bewachsen und die Thäler stehen zur Hauptkette in einem rechten Winkel. Nach Süden hin fällt das Gebirge steil ab, ist unbewaldet und die Thäler ziehen parallel mit



Der griechische Bischof von Bulgarien.



Bulgar in Sophia.

der Kammlinie. Es scheint, als ob dieser Südabhang allzeit kahl gewesen sei.

Der Reisende wanderte dann in die Ebene von Sophia hinab; durch dieselbe führt eine schnurgerade, wohlunterhaltene Landstraße. Die große Stadt, welche etwa 18,000 Einwohner zählte, schildert er als langweilig; von Denkmälern hat sie nichts aufzuweisen als eine alte bulgarische Basilika, die in eine Moschee umgewandelt aber durch das letzte Erdbeben zur Ruine geworden ist. Sie war nach dem Muster der berühmten Sophienbasilika in Konstantinopel erbaut und nach ihr erhielt die Stadt den Namen Sophia; vorher hieß sie Serdik und die Römer bezeichneten sie als Ulpia Sardica. Bulgarien hat in den Tagen, da es von seinen eigenen Königen regiert wurde, nach einander drei Hauptstädte gehabt: Prislawa, Tirnowa und Sophia. Die heutigen Bulgaren beschweren sich darüber, daß bei Einrichtung des Donau-Wilayet Rustschuk zur Hauptstadt erhoben worden sei. Aber vom administrativen Standpunkt aus haben die Türken gar nicht unrecht gehabt. Diese neue Hauptstadt hat eine gute Lage; sie steht vermittelst der

Donau in Verbindung mit Widin, Silistria, Tultscha und Küstendsche und vermittelst der Eisenbahn hat sie Schumla, Warna und Konstantinopel in der Nähe. Dazu kommt, daß ihr gegenüber die walachische Bahn bei Dschurdschewo beginnt. Sophia ist durch seine Lage im Binnenlande von so mannigfaltigen Vortheilen ausgeschlossen; es wird auf eine einzige Bahn angewiesen sein, sobald der serbische Schienenweg Anschluß an den türkischen Strang hat. Die Handelsbedeutung der Stadt ist noch gering.

Lejean bestieg von Sophia aus den in der Nähe sich bis zu 7000 Fuß erhebenden Berg Witotscha, von welchem er eine weite Fernsicht hatte. Am Abhange fand er auf einer Terrasse ein bulgarisches Kloster, in welchem er gastliche Aufnahme fand. In Sophia hatten die Türken eine Anzahl von wohlhabenden Notabeln verhaftet und nach Rustschuk abgeführt, weil dieselben angeblich mit den Juni-insurgenten in Verbindung gestanden hätten. Bei dieser Gelegenheit schildert Lejean die Stellung der türkischen Behörden gegenüber den bulgarischen Notabeln und auch das Verhältniß der letzteren zu ihrem eigenen Volke.

Nachdem Sultan Mohammed der Zweite Konstantinopel eingenommen hatte, bewilligte er den Besiegten in seinem Reiche Bedingungen die mild genug waren. Sie wurden nach Nationalitäten (Millet) eingetheilt, die amtlich anerkannt waren und sich einer wirklichen Autonomie erfreuten; den kirchlichen Würdenträgern wie den bürgerlichen Behörden wurden wichtige Privilegien zuerkannt. Damit befolgte er eine durchaus verständige Politik, durch welche es ihm möglich wurde ein Reich in Unterwerfung zu halten, in welchem die Türken kaum den zehnten Theil der Bewohner ausmachten.



Bulgarische Frau in Sophia.



Bulgarische Bäuerin.

Indem er den Notabeln der verschiedenen Völkerschaften große Vorrechte zuerkannte, zog er sie in sein Interesse; sie wurden für ihn, um mit Tacitus zu reden, instrumenta regni, und es lag ihnen daran, ihre Landsleute in Unterwürfigkeit zu erhalten.

Dieses Verhältniß hat bis auf unsere Zeit fortgedauert. Die Notabeln entscheiden über Angelegenheiten der Gemeindeverwaltung und nehmen erforderlichen Falls die Hülfe der türkischen Polizei in Anspruch. Als Lejean 1857 in Tirnowa sich befand, war dort ein Metropolitan, geborener Grieche, der seine bulgarische Kirchenherde bis auf die Haut schor, wie das ja von Seiten des griechischen Clerus überall geschieht. (Deshalb haben nun die Bulgaren sich jetzt dieser griechischen „geistlichen Räuber" entledigt.) Eine Anzahl rechtschaffener Bürger verfaßten eine Bittschrift, in welcher sie die von dem heiligen Manne verübten Erpressungen eingehend nachwiesen; außerdem bezeugten mehrere mohammedanische Bürger, daß die in der Eingabe geschilderten Thatsachen vollkommen der Wahrheit entsprächen. Der Metropolitan bekam Wind von der Sache, verschaffte sich eine Namensliste der Unterzeichner und verlangte, daß diese sammt und sonders verhaftet würden. Der Pascha von Widin, zu dessen Verwaltungsbezirke Tirnowa damals gehörte, konnte gesetzlich gegen die Erfüllung dieses Verlangens nichts einwenden; also wurden alle Angeschuldigten, Türken sowohl wie Bulgaren, von Saptiehs nach Widin abgeführt und dort auf unbestimmte Zeit in der Citadelle eingesperrt. Nun aber trat ein Zwischenfall ein. Ostern war nahe; nach altem Brauche müssen dann für alle Christen, welche der griechischen Kirche angehören, die Gefängnißthüren geöffnet werden;

nur allein Mörder sind von dieser Begünstigung ausgenommen. Nun wurde den christlichen Gefangenen mitgetheilt, daß sie entlassen seien; diese aber wollten wissen, ob auch ihre türkischen Schicksalsgenossen wieder frei würden. Als das verneint wurde, erklärten sie auch ihrerseits im Kerker bleiben zu wollen. Der Reisende hat nicht erfahren, welchen weitern Verlauf diese Angelegenheit genommen hat.

Vierhundert Jahre lang haben in den Städten der Türkei die Bischöfe ein absolutes Regiment geführt. In Ortschaften, wo das christliche Element dem türkischen an Zahl fünf- bis zehnfach überlegen ist, hatte der Pascha im Grunde nicht mehr Gewalt als ein Comes bei den Franken in den Zeiten der Merowinger; der Bischof spielte die Hauptrolle. In der Türkei stellte er es so an, daß er die Wahl der Notabeln in seine Hände spielte und nur solche ernennen ließ, die seine gefügigen Werkzeuge waren. So war er im Stande, nach Herzenslust Erpressungen der unverschämtesten Art zu verüben. Die Notabeln aber bilden eine Art von erblicher Geldoligarchie. Die Dinge würden eine Wendung zum Bessern genommen haben, wenn die Vorschriften und Anordnungen des Tansimat ausgeführt worden wären. Derselbe ordnete Medschliß an, eine Art von Stadt- und Provinzialversammlungen, zu welchen jede Nationalität ihre eigenen Vertreter wählt. So wurde die Macht und Gewalt der Bischöfe gemindert, jene des Kaimakam oder des Pascha verstärkt, und das ist in allen Fällen dem Volke doch einigermaßen zu Gute gekommen, weil unter den türkischen Beamten immerhin manche sind, welche die christlichen Unterthanen gegen die nichtswürdige Habsucht ihrer Geistlichen und Notabeln schützen und auch dem Fanatismus der Kadis oder der Brutalität der Soldaten steuern. Ein Bulgare äußerte gegen den Reisenden: „Zu was würde uns eine Revolution nützen? Nicht die Türken sind Bulgariens größte Feinde; es giebt manche wackere Leute unter ihnen. Unsere wahren Feinde sind die Notabeln (der Primat); sie speculiren auf den Nachtheil des Publicums, geben dem Pascha einen Antheil, und im Fall ein Aufstand sich erhöbe, würden sie ihm als Spione und Handlanger dienen. Und gelänge die Revolution, so würde ihnen doch die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände fallen." Lejean meint, daß es für die Bulgaren das Allernothwendigste sei, dieser „Gerontokratie von Schurken" den Laufpaß zu geben, die Aemter dagegen den im Auslande gebildeten jungen Leuten zu übertragen. Er betont, daß 1867 in Prag auf der Realschule am Tabor ungefähr 80 junge Bulgaren Unterricht erhielten, auch „um sich vom slavischen Geiste durchdringen zu lassen". Die Kosten werden zumeist von reichen bulgarischen Kaufleuten bestritten; die Schüler verpflichten sich, im Vaterlande Lehrerstellen zu übernehmen. Da sie ohne Ausnahme europäische Ideen mitbringen, sind sie bei den Türken und den Notabeln sehr mißliebig. In Sistowa verkehrten junge Bulgaren häufig mit den Capitänen der österreichischen Dampfer und trugen den Bart nach deutscher Weise. Die Behörde faßte einen Utschitel, d. h. Schulmeister, ab und der Arme mußte sein Haar lassen!

Europäische und amerikanische Gesichtsurnen.

Unter den Alterthümern des Menschengeschlechts haben in den letzten drei Jahren besonders die sogenannten Gesichtsurnen die Aufmerksamkeit der Forscher erregt, und es ist in den Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaften viel von ihnen die Rede gewesen. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Graburnen, denen sie übrigens meist in der Form gleich sind, darin, daß der obere Urnentheil ein meistens roh geformtes Gesicht bildet; die Henkel stellen die Ohren dar und der Deckel bildet eine Art Hut oder Mütze.

Beginnt man auch erst jetzt sich lebhafter mit dieser Art von Urnen zu beschäftigen, so sind sie doch schon längere Zeit bekannt. Zu Castell bei Mainz wurden 1711 die ersten, jetzt im Wiesbadener Museum befindlichen Gesichtsurnen aufgefunden; sie sind aus Holland bekannt und Lindenschmit bildet solche in: „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" (I, VI, 7. 10. 13) aus der Rheingegend ab. Im Danziger Museum befindet sich, wie Dr. Mannhardt angiebt *), eine im Beginne des vorigen Jahrhunderts gefundene Urne mit Schriftzeichen an Hals und Gesicht, die keineswegs, wie Giesebrecht annahm, Runen sind. Eine 1849 in Pomerellen gefundene Urne zeigt einen eigenthümlich geflochtenen Bart, ähnlich den Bärten auf assyrischen Denkmälern. Ferner ist eine solche Urne gefunden worden mit einem Ohrring, in dem eine Kaurimuschel hing. Pomerellen hat sich bisher als die reichste Fundstätte derartiger Urnen erwiesen, und über die dortigen Gesichtsurnen berichtet eingehend Prof. Virchow (Zeitschrift für Ethnologie Bd. II). Das Fundgebiet beschränkt sich dort auf einen Raum von etwa 10 Meilen längs dem linken Weichselufer und der Danziger Bucht bis an die Ostsee. Die Gesichtsurnen sind von schwärzlichem Thon, verengern sich über dem mehr oder weniger ausgebauchten Rumpfe zu einem Halse, an dessen oberm Rande das Gesicht dargestellt ist. Bei einigen Exemplaren fehlt der Mund, andere haben nur zwei Ohren. Bei den vollständiger ausgebildeten liegt oberhalb der Augen um den Rand des Gefäßes ein Wulst, welcher gleichsam die Krempe der als Deckel dienenden Mütze bildet. Die Ohren sind selbst bei solchen Exemplaren, wo alle übrigen Gesichtstheile fehlen, durchbohrt (man sieht an einigen 2, 3 und mehr über einander stehende Löcher in demselben Ohre) und mit Bronzeringen geziert, deren Werth bisweilen durch erbsengroße, blaue Glasperlen erhöht wird. Halsketten und Gürtel sind durch Zeichnungen angedeutet; nur bei einem schönen Exemplar aus der Gegend von Oliva hängt, nach einer dem Herrn Mannhardt gehörenden Zeichnung, eine Bronze(?)kette von dem mit fünf Ringen gezierten rechten Ohre herab. — In diesen Gefäßen fand man bisher Asche, Knochenreste, kleine Bronzesachen (Ringe, Ketten, Nadeln, Pincetten) und einmal Bernstein. Außer diesen Gesichtsurnen an der Weichselmündung erwähnt Herr Virchow noch einer ähnlichen Urne aus einem Grabe bei Frestedt in Dithmarschen (Holstein), welche neben dem stark eingebogenen Henkel (der Nase) zwei Augen mit stark vorspringenden Brauen zeigt.

Zum Vergleiche zieht nun Professor Virchow die ägyptischen und etruskischen Kanopen heran, unter welchen letzte-

*) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. 1870. Nr. 3.

ren namentlich eine bei Chiusi gefundene seltenere Form mit den pomerellischen Urnen Aehnlichkeit hat. Diese Urnen sind nämlich an beiden Orten in Gräbern gefunden; das Gesicht befindet sich an dem Gefäße selbst (was bei den ägyptischen und der häufiger vorkommenden etruskischen Species nicht der Fall ist); die Arme sind, wo sie vorhanden, bald anliegend bald freistehend, und gleichwie der verschiedene Gesichtstypus der etruskischen Kanopen Rückschlüsse veranlaßte auf Alter, Geschlecht und Abstammung der Menschen, deren Asche sie bewahrten, so hat man auch in den Gesichtern der pomerellischen Urnen semitischen und finnischen Typus unterscheiden wollen.

In Betracht der merkwürdigen Uebereinstimmung in der Ausschmückung dieser Grabgefäße zweier räumlich so weit getrennter Fundorte hält Herr Virchow eine Zusammengehörigkeit beider für nicht unmöglich. Sind doch unter unseren Bronzealterthümern manche als etruskisches Fabrikat erkannt worden! Wir dürfen an der Mündung des Weichselstromes den Endpunkt einer sich tief gen Süden erstreckenden, lebhaften Handelsstraße suchen; Herr Virchow wagt sogar die Möglichkeit einer phönicischen Handelscolonie (— ?! —) an der Danziger Bucht zu befürworten.

Virchow's Ansichten sind verschiedenartig unterstützt worden. J. Mestorf hat *) auf die Ausgrabungen des Franzosen Fouqué auf Therasia und Santorin aufmerksam gemacht, über die wir seiner Zeit („Globus" XVI, 316) ausführlich berichtet haben. Unter den dort gefundenen (aus den Scherben zusammengesetzten) Urnen sind solche, die menschliche Gestalten nachahmen und für deren Ursprungsland Fouqué den Orient ansieht. J. Mestorf fügt hinzu: „In meiner Uebersetzung der Schrift Wiberg's: Ueber den Einfluß der Griechen und Etrusker auf die Bronzecultur, habe ich daran erinnert, daß Longe in den Ornamenten der von ihm beschriebenen Melischen Thongefäße assyrische Anklänge findet, und daß Melos vor der dorischen Einwanderung phönicische Bevölkerung hatte. Wir gerathen mit diesen Bemerkungen auf bedenkliche Abwege; allein gelänge es dereinst, auf Therasia oder Santorin wirkliche Gesichtsurnen aufzufinden und weiter ostwärts die Vorbilder der griechischen (?), etruskischen und vielleicht auch der oben beschriebenen deutschen Grabgefäße, so wäre der Weg zur Quelle nimmer zu weit gewesen."

Endlich hat der Aegyptolog Prof. G. Ebers in Leipzig in der Sitzung der dortigen anthropologischen Gesellschaft am 1. December 1871 seine Stimme in dieser Angelegenheit erhoben. Er betrachtet zunächst die ägyptischen Urnen aus Thon, Kalkstein, Alabaster u. s. w., die mit Menschen- und Thierköpfen verziert sind und die Eingeweide ꝛc. der Mumien enthielten, denen sie mit in die Gräber gegeben wurden. Hängen die Urnen an der Ostsee mit orientalischen Urbilden zusammen? fragt Ebers. Unter Vorbehalt bejaht derselbe alsdann diese schwierige Frage, wobei er sich auf einige Besonderheiten der baltischen Urnen stützt, so die merkwürdigen Glasperlen an den Ohrringen der Urnen, die auf den Orient hinwiesen. Die Kaurimuscheln stammen auch aus dem Orient, und die Bartformen der Urnen erinnern an den majestätischen Bartaufbau der Pharaonen. Schließlich argumentirt Ebers auf Grund der gefundenen Inschriftenreste, die er als hieroglyphisch anspricht. Wie der Zusammenhang mit dem Orient sich vollbracht habe, ob durch etrurische oder römische Kaufleute und die von solchen mitgebrachten Modelle, bleibt vor der Hand dahingestellt.

*) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. 1870. Nr. 5.

Für spruchreif halten wir diese Sache noch keineswegs. Die Urnen mit ihrem entschieden barbarischen Gepräge dürften doch wohl an Ort und Stelle entstanden sein, wenn auch die Zierrathen derselben, Perlen und Kaurimuscheln, auf dem Handelswege nach der Ostsee gelangten. Nothwendig ist es durchaus nicht, daß nach Vorbildern gearbeitet wurde, da unabhängig von einander viele Völker auf die Darstellung von Thongefäßen in Menschengestalt verfielen. Besonders belehrend sind in dieser Beziehung die amerikanischen Gesichtsvasen, die keineswegs zum Vergleich mit unseren rheinischen oder baltischen Urnen herangezogen werden. Karl Rau hat kürzlich über dieselben eine Abhandlung veröffentlicht *), aus der wir hier das Wichtigste im Auszuge mittheilen wollen.

Die europäischen Urnen waren Gefäße, in denen die Reste verbrannter Leichen beigesetzt wurden, die amerikanischen Gesichtsvasen dagegen dienten als Trinkgefäße und Flüssigkeitsbehälter und wurden nach dem Tode der Besitzer diesen mit in die Gräber gegeben. Die Töpferei, diese Urkunst, wurde bei den Indianern Amerikas schon lange vor der Ankunft der Weißen betrieben, und daß die Amerikaner ihre Gefäße auch künstlerisch zu gestalten wußten, lehren zahlreiche Funde. Nro. 7 stellt eine merkwürdige amerikanische Gesichtsvase dar, die vor etwa fünfzig Jahren in einem alten Erdwerke in Tennessee gefunden und schon 1820 von Atwater im ersten Bande der „Archaeologia americana" abgebildet wurde. Hier sind drei hohle menschliche Köpfe, offenbar von indianischem Typus, mit den Hinterhäuptern durch einen Flaschenhals verbunden. Die Gesichter sind bemalt, wie die nordamerikanischen Urvölker sich bemalten. Dieses eigenthümliche Gefäß, als Triune Vessel (Dreieiniges Gefäß) bekannt, hat sogar dazu herhalten müssen, um eine Bevölkerung Amerikas von Asien her glaubhaft zu machen. Atwater fand in den drei Köpfen tatarische (!) Gesichtszüge und wirft die Frage auf, ob nicht die Gottheiten der indischen Trimurti, Brama, Wischnu und Siva, hier dargestellt seien. Welche Verirrungen! Tataren und Trimurti!

Nr. 1 (S. 40), eine einfache nordamerikanische Gesichtsvase, wurde 1869 in einem indianischen Tumulus in Missouri gefunden. Sie ist elf Zoll hoch, der Thon ist nach indianischem Gebrauche mit zerstampften Muschelschalen gemengt und die Gesichtszüge sind die einer Indianerin.

Aber nicht nur die Indianer Nordamerikas fertigten derlei mit Menschengesichtern ausgestattete Gefäße, auch die Mexikaner und Peruaner, höher als jene stehend, leisteten darin Tüchtiges. Die Mexikaner liebten verzierte Gefäße sehr, wie Nro 2 und 5 unserer Abbildungen beweisen. Nro 2 erinnert sogar an Formen des classischen Alterthums. Den Vordertheil dieses Gesichtskruges ziert ein von Blätterwerk umrahmtes menschliches Antlitz; kleinere Köpfe an der Seite zeigen den charakteristischen mexikanischen Kopfschmuck aus Federn. Nro 5 ist ein gehenkelter dreibeiniger Küchentopf, ähnlich wie Töpfer ihn bei uns heute noch darstellen. Das Gesicht auf diesem Topfe hat unverkennbare Aehnlichkeit mit den Gesichtern der pomerellischen Urnen, ein Beweis mehr, wie ganz verschiedene Völker unabhängig auf dasselbe verfielen.

Die alten Peruaner waren gleichfalls sehr geschickte Töpfer; sie ahmten ganze Thiere, Affen, Papageien, Früchte ꝛc. aus Thon nach und benutzten solche als Gefäße. Die unter Nro 3 dargestellte Gesichtsvase ist besonders interessant; sie stammt aus der Sammlung des Generals Don Antonio Marik de Alvares in Cuzco und wurde von Thomas Ewbank in dem Werke „Life in Brazil", Neuyork 1856, be-

*) Archiv für Anthropologie. VI, S. 163 f.



Nr. 1. Nordamerika.



Nr. 2. Mexico.



Nr. 3. Peru.



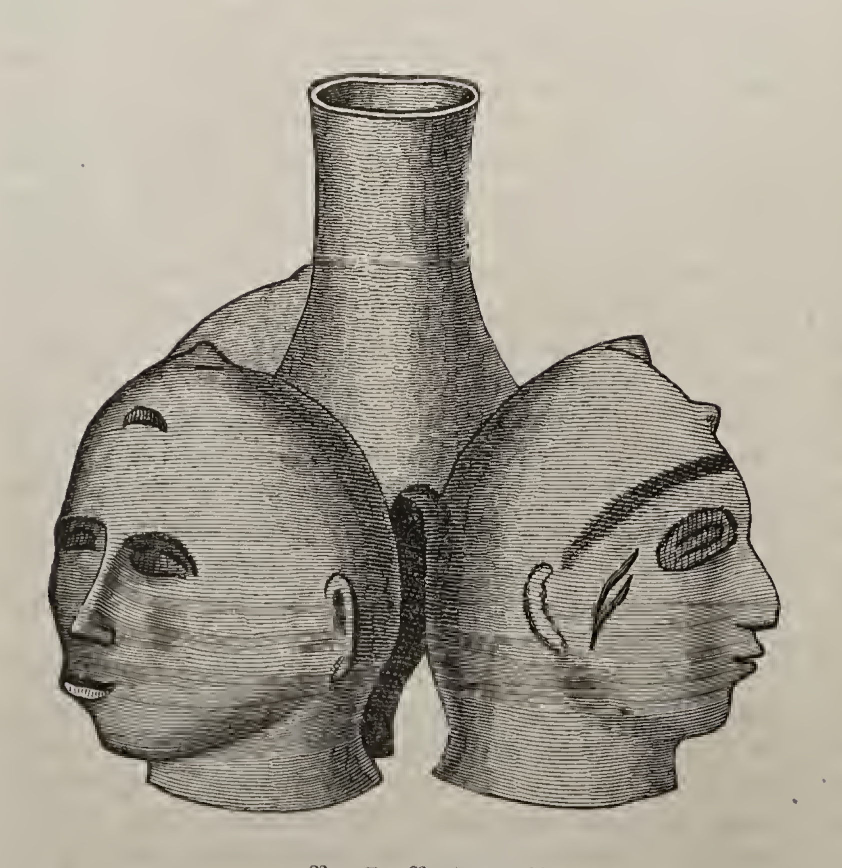
Nr. 4. Peru.



Nr. 5. Mexico.



Nr. 6. Peru. 10″ hoch.



Nr. 7. Nordamerika.



Nr. 8. Peru. 8″ hoch.

Amerikanische Gesichtsvasen. Nach Zeichnungen von Karl Rau.

schrieben. Nach Ewbank's Ansicht soll dies eine Porträtvase sein, die den Kaziken Rumiñavi darstellt, welcher zur Zeit der Eroberung Perus durch Pizarro eine Rolle spielte. Er war ein Wütherich, der nach Garcilasso de la Vega einst die Sonnenjungfrauen eines Klosters zu Quito sämmtlich lebendig begraben ließ. Das Gefäß ist, wenn es wirklich das Porträt Rumiñavi's darstellt, höchstens 340 Jahre alt, neun Zoll hoch und durch die strangweise Anordnung des Haupthaars ausgezeichnet.

Nro 4 zeigt ein anderes von Ewbank dargestelltes peruanisches Gefäß mit Gesicht; es ist eine Reiseflasche, wie der konische Boden beweist. Nro 8 ist das schönste bisher bekannt gewordene amerikanische Gefäß dieser Gattung, durchaus eigenthümlich in der Gestalt und fein modellirt. Es stammt aus dem Thale von Chicama bei Truxillo. Es ist ein behelmter Kopf mit rein menschlichen, schönen Gesichtszügen, die vollkommen proportionirt sind, bis auf die zu großen Augen. Der sichelförmige Aufsatz auf dem Helme stellt den Mond dar, welcher bei den alten Peruanern das Symbol des Himmels war. Der hohle Henkel des Gefäßes bildet zugleich den Flaschen- oder Gefäßhals.

Nro. 6 endlich ist ein silbernes Trinkgefäß mit Gesichtsdarstellung, das sich im Besitze des bekannten amerikanischen Reisenden und Alterthumsforschers Squier befindet. Gegossen ist dies schöne Stück nicht, sondern, wie Rau annimmt, wohl gelöthet, obgleich keine Löthstellen zu entdecken sind. Squier glaubt es sei gehämmert.

Rau schließt seine Abhandlung mit der Bemerkung, er habe nur beschreibend verfahren können. „Trotzdem dürfte der hier gegebene Nachweis, wie eine über einen großen Theil der Erde verbreitete eigenthümliche Geschmacksrichtung sich bei den Urvölkern Amerikas offenbarte, nicht ganz ohne Interesse sein."

Culturverhältnisse Rußlands und des skandinavischen Nordens in vorhistorischer Zeit.

Von **J. Mestorf.**

II.

Der asiatische Einfluß machte sich in Rußland auch in der folgenden Culturperiode geltend. „Von einem eigentlichen Bronzealter kann in Rußland nur in beschränktem Sinne die Rede sein," sagt Worsaae, dem wir das Material zu der nachfolgenden Uebersicht verdanken.

In den Ostseeprovinzen, Russisch-Lithauen, Weißrußland und Polen, wurden einzelne Bronzealterthümer gefunden, die einen norddeutschen oder skandinavischen Einfluß verrathen. In Mittel- und Südrußland hat man Gräber geöffnet, welche in hölzernen Särgen oder Steinkisten unverbrannte Leichen nebst einfachen Bronzewaffen und rohe Thongefäße enthielten. Weiter nach Westen, in der Ukraine, Podolien, Wolhynien, scheinen Steinzeit und Eisenzeit unmittelbar auf einander zu folgen, was um so auffälliger ist, da in dem nahe gelegenen Ungarn die Bronzecultur eine so überaus reiche Entwickelung erfuhr und von so langer Dauer war.

An eigentlichen charakteristischen Denkmälern der Bronzezeit ist Rußland baar. Von dem Finnischen Busen bis nach Wiatka und Perm finden wir keine Bronzealterthümer. Erst in der Nähe des Ural erscheinen solche, die aber nicht als Producte einer localen Industrie, sondern als Ausstrahlungen einer asiatischen Bronzecultur zu betrachten sind. Vielleicht bildeten sie das Eigenthum tschudischer Stämme, die, von vorrückenden tartarischen Nomaden gedrängt und vertrieben, den Ural überschritten.

In Asien ist die Bronzeindustrie uralt; doch kann dort wie in Europa von einem Bronzezeitalter von einer uniformen Cultur nicht die Rede sein: Assyrien, Indien, China, Sibirien bildeten gesonderte Gruppen. Man hat aus der Aehnlichkeit einiger chinesischen und sibirischen Bronzealterthümer auf eine einstmalige Berührung der Besitzer geschlossen; doch fehlen in Sibirien manche in China häufig vorkommende Gegenstände, z. B. die Schwerter. Bemerkenswerth ist, daß in Asien nirgend gehämmerte Kupfer- oder Bronzeartefacte gefunden worden sind, wie dies in gewissen Gebieten Nordamerikas der Fall ist; auch die ältesten Gegenstände sind gegossen.

Die sibirischen Bronzen sind von einfachen und zum Theil etwas plumpen Formen. Man findet Dolche und zwar mit angegossenen Griffen, Lanzenspitzen, flache Celte, Aexte, Messer und Spitzhauen für den Grubenbau. Dieselben Typen treffen wir im Westen des Ural. Eine im Gouvernement Wiatka bei Jelabugy gefundene blattförmige Lanzenspitze zeichnet sich durch halbkreisförmige Ausschnitte zu beiden Seiten des hohlen Mittelgrates aus. Merkwürdig genug findet man ähnliche Lanzenspitzen in Ungarn und in Irland, und von Eisen auch in der Schweiz. Franks erklärt diese Ausschnitte aus dem Bedürfniß, die Waffe möglichst leicht zu machen. Der Unterschied in dem Charakter der asiatischen und der europäischen Bronzeartefacte ist so auffällig, daß man in einer russischen Alterthümersammlung ohne den Fundort eines Bronzegeräthes zu kennen, bestimmen kann, ob es im östlichen Rußland oder in den Westprovinzen gefunden worden ist. Diese im Westen und namentlich die in Finland gefundenen Bronzealterthümer von nordischem Typus sind wie die vorhin besprochenen in Rußland gefundenen Flintsteingeräthe als versprengte Exemplare zu betrachten, welche durch Handel, oder in Finland vielleicht durch kühne Abenteurer, die auf einem Streifzuge sich weit in fremdes unwirthbares Gebiet wagten, dorthin gekommen sein mögen.

Im Ganzen genommen sind jedoch die zufälligen Funde und die methodischen Aufgrabungen auf dem großen Gebiete noch so spärlich, daß man um ein Urtheil zu fällen warten müßte, bis namentlich die antiquarischen Bestände Mittelrußlands genauer zu Tage liegen. Dennoch glaubt selbst der vorsichtige Worsaae schon jetzt aussprechen zu dürfen, daß die europäische Bronzecultur und die ostrussischen, die vom Kaukasus nordwärts nur die dem Ural nahe gelegenen Provinzen berührten, durch einen breiten Gürtel getrennt waren, und damit ist die Frage, ob die von Asien westlich und nord-

westlich vordringende Cultur durch Rußland nach dem skandinavischen Norden gekommen, verneinend beantwortet.

Die oft gestellte und oft erörterte Frage, woher der Norden seine ersten Bronzewaffen und Geräthe empfangen habe, ist seit den letzten Jahren ihrer Lösung um ein Bedeutendes näher gerückt. Nilsson ist wie bekannt der Ansicht, daß die ersten Bronzen mit phönicischen Seefahrern und Colonisten dem westlichen und nördlichen Europa zugeführt worden seien. Wäre dies geschehen, so müßte man auf den Zwischenstationen vom östlichen Mittelmeer nach der Nordsee und Ostsee dieselben schönen Bronzegeräthe finden, die wir in den nordischen Sammlungen bewundern, und dieses ist nicht der Fall, weder in den phönicischen Niederlassungen am Mittelmeer noch an den Küsten des Atlantischen Oceans. Den asiatischen Ursprung der europäischen Bronzecultur leugnen auch die jüngeren nordischen Forscher nicht, nur lassen sie dieselbe auf anderm Wege in die verschiedenen Ländergebiete Europas vordringen, wo die Bronzeindustrie, wie vorher die Steinindustrie, eine verschiedene Entwickelung erfuhr. Nach dem Norden kam sie völlig ausgebildet. Form, Technik, Ornamente sind im Hinblick auf die mangelhaften technischen Hülfsmittel bewundernswerth. Ueber Griechenland schritt diese Cultur nordwärts. Einen besonders günstigen Boden fand sie in dem alten Dacien, wo sie für lange Zeit feste Wurzel schlug und zur herrlichsten Blüthe gedieh. Abzweigungen dieser Cultur lassen sich durch Deutschland die kimbrische Halbinsel hinauf über Dänemark nach Schweden verfolgen. Man darf jedoch nicht etwa erwarten im Norden dieselben Typen zu finden wie in Ungarn. Ueberall macht sich eine selbständige Weiterbildung bemerkbar, die in der nordischen Gruppe ihren Gipfelpunkt erreichte. Eine andere Culturgruppe umfaßt, von den Alpen ausgehend, Frankreich, Spanien (?), Belgien und die britischen Inseln.

Worsaae ist der Meinung, daß die neuen Erzgeräthe mit Colonisten nach dem Norden gekommen seien, und daß die älteren Bewohner, die von ihrer Intelligenz und Bildungsfähigkeit der Beweise genug hinterlassen, von den höher gebildeten Fremden die schönen Geräthe empfangen und im Laufe der Zeit auch anfertigen gelernt haben. Andere, z. B. Dr. Hildebrand, glaubten dahingegen, daß die ersten Bronzegeräthe mit einem einwandernden Volke gen Norden kamen und daß diese neue Bevölkerung nach und nach mit der ältern verschmolz, nicht zum Vortheil seiner Industrie, in dem die jüngeren Bronzen einen minder edlen Stil und minder sorgfältige Arbeit offenbaren.

Die westeuropäische Bronzeculturgruppe erreichte niemals die reiche mannigfaltige Entwickelung, welche die nordische auszeichnet, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie zu früh die Bearbeitung des Eisens kennen lernte. Im Norden erhielt sie sich so lange, daß sie in zwei Perioden zerfällt. In der ältern wurden die Leichen in vollem Kleiderschmuck in großen Steinkisten oder in Baumsärgen beerdigt, und diese Gräber enthalten die schönsten, prächtigsten Bronzewaffen und Schmucksachen; in der jüngern wurden die Todten verbrannt und die Asche nebst den Grabgeschenken in kleinen Steinkisten oder irdenen Gefäßen bestattet. In der jüngern Periode spürt man einen neuen südeuropäischen Einfluß, eine größere Mannigfaltigkeit in den Waffen, Geräthen und Schmucksachen, neue Formen und neue Motive in den Ornamenten.

Das rechte Verständniß für die stufenweise vorgehende Ausbildung der verschiedenen Typen, wie z. B. die Entwickelung des Hohlcelts aus dem flachen Keil oder der ausschließlich nordischen Schwerter aus den ungarischen und süddeutschen &c., gewinnen wir erst durch die bahnbrechenden mühsamen Untersuchungen zweier schwedischen Archäologen, der Herren Hans Hildebrand und Oscar Monklins. Eine nähere Darlegung ihrer Methode würde nicht nur größern Raum erfordern, als für diese Mittheilungen bemessen ist, sondern auch zahlreiche Figuren, ohne welche es nicht möglich ist den mühsamen Untersuchungen Schritt für Schritt zu folgen. Müssen wir uns demnach hier mit einem Hinweis auf die schönen Arbeiten der genannten schwedischen Gelehrten begnügen, so dürfen wir doch aussprechen, daß nach unserer Meinung der von ihnen betretene Weg der einzige ist, auf dem wir über das Wesen der Bronzecultur, ihren Ursprung und ihre Verbreitung Licht empfangen können.

Wenn auch weniger auf die technischen Details eingehend, zeichnet doch Worsaae in freien Zügen ein gleiches Bild und zwar wird auch der Werth seiner hier besprochenen anziehenden Schrift erhöht durch zahlreiche Abbildungen ägyptischer, assyrischer, hindustanischer, griechischer, italienischer, irländischer, süddeutscher, west- und ostrussischer und sibirischer Bronzealterthümer, welche eine überaus lehrreiche Zusammenstellung bilden.

Gegensätze zwischen Nord- und Südfrankreich.

Während der letztverflossenen Jahre ist der Gegensatz zwischen Nord- und Südfranzosen nicht selten sehr scharf hervorgetreten, und mehrmals sogar von einer „Conföderation des Südens" gesprochen worden. Frankreich hat in Bezug auf die Verwaltung allerdings eine straffe Centralisation, und an dieser halten die jeweiligen Macht- und Gewalthaber, gleichviel wer sie seien, mit äußerster Zähigkeit fest. Deshalb ist bei den Franzosen bürgerliche Freiheit nicht vorhanden, und eben jetzt, Ende November 1873, gab die neue Verordnung über das Gemeindewesen die Ernennung der Bürgermeister theils der Pariser Regierung, theils den Präfecten der Departements in die Hand. Man will keine Unabhängigkeit der bürgerlichen Gemeinden; die Beamten derselben sind lediglich Werkzeuge der Centralregierung; Selbstverwaltung wird nicht geduldet. Durch solche Centralisation werden nur ungesunde Zustände geschaffen und aufrecht erhalten, aber die vorhandenen Gegensätze weder abgeschwächt noch aus der Welt geschafft.

Als Verwaltungsmaschine betrachtet ist Frankreich ein durchaus einheitlicher, sagen wir uniformirter Staat, ethnisch genommen aber nichts weniger als gleichartig, denn es leben in jenem Staate sehr verschiedene und gemischte Volksbestandtheile: germanische Flamingen im Norden, Breyzards in der Bretagne, keltisch-germanische Mischlinge in der Mitte des Landes, Basken an den Pyrenäen, Provençalen im Süden. Hier sind fünf keineswegs homogene Gruppen.

Ein ausgezeichneter belgischer Ethnolog, Leo van der Kindere in Brüssel, hat die Gegensätze zwischen Nord und Süd vom Standpunkte der Völkerkunde aus geistvoll erörtert. Er nimmt, von den kleineren Gruppen abgesehen,

zwei Hauptracen an, welche durch Ursprung und Typus von einander verschieden sind; die eine hat den Norden, die andere den Süden inne. Die erstere ist arischer Abstammung, die zweite nicht. Daraus erklärt sich, daß ihre geistigen und moralischen Anlagen und Begabungen wesentlich von einander abweichen und daß in Bezug auf Politik wie auf Civilisation überhaupt der Gang und die Entwickelung im Staatswesen der Franzosen durch diesen Urdualismus wesentlich beeinflußt wird.

Professor Eduard Böhmer in Straßburg hat in seinem Werke über die heutige Poesie der Provençalen diesen Gegensatz scharf hervorgehoben und gezeigt, daß Frankreich ungeachtet seiner straffen Centralisation, die wie ein verderblicher Mehlthau auf dem Lande liegt, doch keine nationale Einheit hat oder jemals gehabt habe.

Dr. van der Kindere hebt das ligurische Element hervor, welches in einem beträchtlichen Theile des heutigen Frankreich von jeher vorwaltet. Wer an Ort und Stelle, so sagt er, die verschiedenen Offenbarungen des ligurischen Genius in Kunst, Poesie, gesellschaftlichem Leben mit den geistigen Aeußerungen der Bewohner Südfrankreichs vergleichen wollte und eine Monographie über die Ligurer schriebe, würde nicht nur der Ethnographie, sondern auch der Wissenschaft der Politik einen großen Dienst erweisen. Dann würde sich klar herausstellen ob man, wie de Belloguet behauptet, ihnen folgende Eigenschaften des Charakters zuschreiben muß: „Lebhafte Intelligenz, natürliche Beredtsamkeit, scherzhaften Humor, unruhige Neu- und Wißbegierde, Verschlagenheit, Erfindungsgabe, Nachahmungstalent einerseits, andererseits aber auch prahlerische Ruhmredigkeit, Geiz, Plünderungslust, unstäten Geist, Mangel an Pietät und Mangel an Maßhalten.“

Der Antagonismus zwischen Kelten und Ligurern zieht sich, das ist Thatsache, durch die ganze Geschichte hindurch; selbst dann, wenn er nicht offen zu Tage trat, war er dennoch verhüllt da, war scheinbar latent, bis er dann zu gelegener Zeit wieder scharf zu Tage trat. Bekannt ist, wie hartnäckig die Südprovinzen sich gegen eine Einverleibung in Nordfrankreich gewehrt haben. Der Krieg gegen die Albigenser ist nur ein Act in dem langen und großen Drama. Mehr als einmal hat ein mächtiger Dynast den Plan verfolgt, das Languedoc zu einem unabhängigen Königreiche zu erheben. Dahin trachtete z. B. auch Bischof Bernhard de Saisset im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts; er wußte wohl, daß die Bevölkerung des Südens für seine Pläne günstig gestimmt war, und diese Südländer haben allezeit die französische Sprache als eine Feindin betrachtet. („Quae inimicatur linguae nostrae ab antiquo.“)

Auch heute, in den gegenwärtigen Tagen sind in Frankreich, dem Lande, welches sich für das am meisten einheitliche in Europa ausgiebt, weil es in den äußeren Formen Alles uniform gestaltet hat, ähnliche Anschauungen und Bestrebungen noch sehr lebendig und es giebt im Süden eine zahlreiche Partei, deren Stichwort lautet: Wiederaufrichtender provençalischen Nationalität. Der „Armana provençau“ von 1867 sagt: „Asseta nosto Prouvenço dins sa counsciencі de nacioun.“

Wie bei den Serben das Nationalgefühl durch die Poesie wieder erweckt und gekräftigt wurde, so ist es auch in Südfrankreich ein Dichter, welcher seine Landsleute aus ihrem Schlummer aufrüttelte. Der unter ihnen berühmt gewordene Poët Mistral schildert in seinem glänzenden Gedichte „Calendau“ die Provence als eine schöne Prinzessin, welche zu einer ihr verhaßten Heirath mit einem Barbaren gezwungen worden ist. Glücklicherweise ist jedoch Calendau da, der Held, welcher das provençalische Volk personificirt, und der es von dem Drucke der „estafiers und drôlesses“, die aus dem Norden gekommen sind, erlöst. Durch seinen Heldenmuth wird das provençalische Volk von den Barbaren befreit und erringt seine Freiheit.

Die Anmerkungen zu Mistral's „Calendau“ sind noch viel sprechender als diese doch sehr deutliche und durchsichtige Allegorie. Mistral spricht ganz unumwunden von einem „Antagonismus der Racen“; die Langue d'oc sei „auf die nackten Füße gestellt und geknebelt; sie werde unbarmherzig von den Universitäten ausgeschlossen“, und doch: zahlen denn die Südfranzosen nicht auch ihre Grund- und Blutsteuern?“

Wie stark und mächtig das Sprachen- und Racenelement auch heut zu Tage noch ist, geht aus der Thatsache hervor, daß die Catalonier in Spanien, welche bekanntlich eine Mundart der Langue d'oc sprechen, sich mit der Bewegung ihrer Stammesbrüder in Südfrankreich solidarisch fühlen. Die Société des Félibres provençaux und die Gesellschaft der Troubadours in Catalonien stehen in enger Verbindung mit einander. Mistral sagt: Von den Alpen bis zum Golf von Gascogne, von der Loire bis zum Ebro „hat die Bevölkerung zu allen Zeiten mit einander sympathisirt; sie hat ja ähnliches Klima, dieselben Neigungen, Instincte, Sitten, Glaubensansichten und Sprache. Sie waren im dreizehnten Jahrhundert nahe daran einen Staat der Vereinigten Provinzen zu bilden. Die Südländer haben stets gewünscht, daß ein solcher Staat ein Bundesstaat sei, nicht ein Einheitsstaat.“

Es erscheint beachtenswerth, daß die Catalanen ein Gedicht Mistral's, das den Titel „die Gräfin“ führt, als eine Art von Marseillaise betrachten und singen, und daß diese Ode als eine Art von Kriegsruf gegen die „Sorâtre“ der Nordfranzosen gilt. Ein solcher, Eugen Garcin, welchem derartige Bestrebungen sehr bedenklich erscheinen, hat ein Buch geschrieben (Les Français du Nord et du Midi), um darzuthun, daß dieselbe auf keiner wirklichen Unterlage beruhen; das Werk ist aber, weil durchaus unwissenschaftlich, ganz werthlos und beweist nichts. Doch hat es insofern einen gewissen Werth, als man aus demselben abnehmen kann, daß die Ideen der Felibres eine weite Verbreitung haben, und daß man es für nöthig hält, sie zu bekämpfen. Amadeus Gabourd, der eine Geschichte Frankreichs veröffenlicht hat, sagt mit dürren Worten: „Die Race des Nordens hat stets mit ihrem Druck auf dieser Race des Südens gelastet. Das Volk hier betrachtet sich als ein erobertes Volk. Es fügt sich und gehorcht nur dem Zwange, es übt widerwillige Entsagung, ist ohne Zuneigung. Wenn dermaleinst die französische Einheit einer Abminderung unterliegen sollte, so würden Anstoß und Bewegung zu einer solchen gegeben werden durch die bordelesischen Provinzen und jene des Languedoc.“

In Montpellier erschien vor Kurzem ein Gedicht von Octavien Bringuier, betitelt Prouvença. Ueber dasselbe sagt der „Armana prouvençau per 1872“, es schildere mit Flammenversen die Geschichte und die Größe „unserer Nationalität“.

Der Gegensatz zwischen Ligurern und Kelten tritt scharf und deutlich genug hervor, auch auf politischem Gebiete, und es ist wohl in Obacht zu nehmen, daß ein Gefühl der Unabhängigkeit sich in beiden Gruppen bemerklich macht. Bezeichnend ist z. B., daß Ernst Renan in seiner Abhandlung über die geistige und sittliche Reform Frankreichs mit nachstehender Aeußerung hervortritt: „Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir drängt sich mehr und mehr eine ethnographisch-historische Ansicht auf. Die Aehnlichkeit zwischen Nordfrank-

reich und England wird mir täglich klarer. Unsere Etourderie haben wir aus dem Süden, und wenn Frankreich nicht das Languedoc und die Provence in das Bereich seiner Thätigkeit einbezogen hätte, dann würden wir ernsthaft, thätig, protestantisch und parlamentarisch sein."

Aus dem Vorstehenden zieht van der Kindere einige Schlüsse. Wenn in Frankreich sich kein stätiger, zusammenhängender Fortschritt zeigt, so erkläre sich das aus seinen ethnischen Verhältnissen. Die Inferiorität der lateinischen Bevölkerungen habe ihren Grund nicht in der Sprache, welche sie reden, sondern in der Beimischung vorarischer Elemente, welche viel zu stark bei ihnen vertreten ist.

Ferner: die Zukunft Frankreichs hänge vielleicht davon ab, welche der beiden Gruppen einmal endgültig die Oberherrschaft gewinne. Die Anlagen und Begabungen der ligurischen Race scheinen nicht danach angethan, es bis zu solchem Grade politischer Entwickelung bringen zu können, wie solche Völker, bei welchen das arische Blut vorwaltet. „Wenn die Kelten des Nordens, ernste, bedächtige, moralische Leute, das Uebergewicht bekommen, dann mag Frankreich sich wohl wieder aufrichten."

Dazu macht van der Kindere, ein verständiger Flaming, einen wohl angebrachten Zusatz: „Leider aber gewinnt in unseren Tagen des allgemeinen Stimmrechts die rohe Zahl gar zu oft das Uebergewicht über Tüchtigkeit und wirkliches Verdienst. So war es ja auch im alten Rom, wo die Plebejer, als sie die Herrschergewalt übten, den Staat, welchen das arische Patriciat mächtig und geachtet gemacht hatte, zu Grunde richteten. Es giebt im Fortgange der Geschichte Fatalitäten, welche auch von den besten Männern nicht abgewandt oder beschworen werden können."

Wir sind mit dieser Aeußerung vollkommen einverstanden. Das „allgemeine Stimmrecht" ist eine Art von organisirter Barbarei; ist der Freiheit wie der Ordnung gleich gefährlich, wird allemal — die Geschichte zeigt es — verhängnißvoll, ruft Anarchie hervor und das Ende nach der unausbleiblichen Verwirrung ist Cäsarismus und Dictatur. Kein Ethnolog wird für eine so heillose Einrichtung günstig gesinnt sein können.

Russische Heldengesänge, gesammelt von A. Hilferding.

Selbst den Russen ist der weite, unfruchtbare Strich ihres Landes, der sich nordöstlich von Petersburg nach Archangel zu erstreckt, nur wenig bekannt. Es ist eine keineswegs sehr einladende Gegend, ein Land voller Sumpf und Wälder, in das man sich zum Vergnügen niemals begiebt. Die dünn gesäete Bevölkerung kämpft hart einen ungleichen Kampf mit der Natur um ihre Nahrung. Der Boden ist an vielen Stellen so marschig, daß ein Wagen nicht über denselben fortfahren kann und daher Schlitten angewandt werden müssen. Der Bauer begnügt sich mit einer dürftigen Haferernte, er kennt hier nicht die Bedürfnisse des Muschik in anderen Theilen Rußlands, das Korn, um daraus Kascha (Brei), oder Kohlköpfe, um daraus Schtschi zu bereiten. Höchstens in der Umgebung des Onega- und Ladogasees, die mit Petersburg in ununterbrochener Wasserverbindung stehen, würde ein Südrusse das Leben einigermaßen erträglich finden. Fürchterliches Klima, traurige Winternächte, undankbarer Boden, unaufhörliche Arbeit charakterisiren diesen Theil Rußlands, und doch sind die Bewohner, trotz ihres ewigen Kampfes mit der brennenden Sommerhitze, der eisigen Winterkälte, mit Fieber und oft mit dem Hunger, ein tüchtiges, kräftiges Geschlecht.

Aber noch wunderbarer erscheint es uns, daß diese traurige Region die eigentliche Heimat des russischen Minnegesangs ist, daß hier die schönsten Romanzen des Volks erwuchsen, daß in diesen finsteren Wäldern und melancholischen Sümpfen sich die Ueberreste des russischen Volksepos erhielten. Die schwielhändigen, ungebildeten Bauern und Fischer singen dort noch jetzt bei der Arbeit oder am häuslichen Herde die Heldengesänge aus alter Zeit, die im übrigen Rußland längst schon im Volksmunde erstorben sind.

Um seine schon sehr ausgedehnte Bekanntschaft mit diesen russischen Heldengesängen noch weiter auszudehnen unternahm der bekannte Slavist Alexander Hilferding im Sommer 1872 eine Reise in das Gouvernement Olonetz. Schon während früherer Reisen hatte er dort eine große Anzahl Volkslieder und Epen aus dem Munde der Bauern niedergeschrieben, die er jetzt durch neue vermehren wollte. Am 22. Juni schrieb er an seine Frau, daß er soeben eine siebzehnstündige Fahrt auf einer Barke zurückgelegt und, fortwährend im Verkehr mit dem Volke, wieder höchst schätzbare Beiträge zu seiner Arbeit gesammelt habe. Aber diese Fahrt, auf welcher er sich den Keim zu einem Typhus holte, war die Ursache seines Todes; bald darauf, am 2. Juli 1872, starb er zu Kargopol *). Indessen die Früchte seiner Arbeit sollten nicht verloren gehen und jetzt liegen die von ihm gesammelten Gesänge gedruckt vor **).

Der größere Theil der Gedichte gehört zu dem sogenannten Kiew- oder Wladimir-Kreise, welcher die beherzten Thaten einer kleinen Heldenschaar am Hofe des Großfürsten Wladimir von Kiew besingt. Gleich Karl dem Großen unter seinen Paladinen oder König Arthur unter seinen Rittern, bildet Wladimir den Mittelpunkt der Lieder, wenn er auch selbst nicht immer die hervorragende Persönlichkeit ist. Kiew, das altberühmte, mit seinen goldglänzenden Kirchenkuppeln, ist der Ort, von dem aus die Helden weit hinaus ins heidnische Land zu kühnen Thaten schweifen, zu dem sie aber stets an den Hof ihres bankettirenden und in Lust und Freude lebenden Herrn zurückkehren. Nur die schlimmen Nachrichten, welche dann und wann einlaufen, vermögen ihn in seinen Festlichkeiten zu stören. Feinde sind nahe, ein heidnischer Kämpe hat geschworen, die Mauern der herrlichen Stadt niederzureißen, „Gottes Kirchen" zu entweihen und den glänzenden Palast des Großfürsten zu zerstören. Wladimir verfällt sofort in helle Verzweiflung, untröstlich schreitet er die weiten Hallen auf und ab, weinend und wehklagend, bis einer seiner Helden ihm zu Hülfe eilt und die drohenden Feinde verjagt, wie der Wind die Spreu zerstäubt. Wladimir aber kehrt zu seinen Gelagen zurück, wieder klirren die Gläser und klappern die Teller, der süße Duft des gebratenen „weißen Schwans" labt die Nasen und der „grüne Wein" strömt die Kehlen hinab.

*) Vergl. „Globus" XXII, S. 381.

**) Onežskija Builinui u. s. w. Onega Builinas niedergeschrieben von A. F. Hilferding im Sommer 1871. Petersburg 1873.

Es mag billig Wunder nehmen, daß der Name Wladimir's, des Großen oder Heiligen, der recht eigentlich im zehnten Jahrhundert der Gründer des russischen Reiches ist und die griechische Kirche dort begründete, in der Romanze mit einem so weichlichen Herrscher identificirt wird, wie der Großfürst von Kiew in den Builinas. Doch in den Gedichten scheint hier im Laufe der Zeit eine Verwechslung oder Verschmelzung von Persönlichkeiten stattgefunden zu haben; immerhin bleibt es aber sehr beachtenswerth, daß nach 900 Jahren die Namen Kiew und Wladimir noch in Nordrußland unter den Bauern fortleben, dieses Kiew, das von den Mongolen zerstört wurde, das Litauern und Polen unterthan war, dessen Gedächtniß bei anderen Großrussen längst entschwunden ist. Hier im Norden aber, an der Grenze der Civilisation, singt der bäuerliche Rhapsode in arktischen Winterabenden in fremdartig archaistischer Weise noch von dem Glanze der berühmten Stadt, er erwähnt in seinem Liede Früchte und Blumen, die dort im Norden nicht mehr gedeihen, Ritter im glänzenden Harnisch, Höflinge und Helden. Das alles sind Beweise, wie diese Romanzen aus dem hohen Alterthum stammen, wie sie ungeschrieben vom Urahn auf den Enkel übergegangen sind, wie Geschlecht auf Geschlecht sie sang und unter keineswegs günstigen Umständen fortvererbte. So wunderbar erschien manchen diese Zähigkeit des Volksbewußtseins, daß es nicht an Zweiflern fehlte, welche die Authenticität derartiger russischer Volksgedichte anzweifelten, die im Laufe unseres Jahrhunderts veröffentlicht wurden. Als aber die großen Sammlungen von Ribnikow und Kirewski erschienen und ausführlich die Sänger und Erzähler schilderten, denen sie nachgeschrieben, da verstummten die Zweifler. Ihre letzten skeptischen Anwandelungen aber schwanden, als einer jener bäuerlichen Rhapsoden, ein Achtziger — sein Portrait ist im vorliegenden Bande mitgetheilt — in Petersburg erschien, wo er vor dem Hofe wie vor einem Kreise wissenschaftlich gebildeter Männer seine Gesänge citirte und mit einer Verdienstmedaille ausgezeichnet wurde.

Im Ganzen enthält die Sammlung 318 Gedichte, von denen allerdings viele lediglich Variationen desselben Themas sind, so daß nur 92 bestimmt abgegrenzte und selbständige Gedichte übrig bleiben. Am häufigsten ist die Geschichte von Dobrinja und Aljoscha vertreten, von der nicht weniger als 24 Versionen vorkommen. Dobrinja ist der Hauptheld an Wladimir's Hof, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, von adliger Herkunft, tapfer im Kampf, galant am Hofe. Aljoscha dagegen, ein Popowitsch, Priestersohn, kommt weniger gut weg; er hat „gefräßige Augen", welche das russische Sprüchwort den Pfaffen zuschreibt, behandelt die Damen unritterlich, auf sein Wort ist kein unbedingter Verlaß und seine Tapferkeit nicht frei von Verdacht. Das ist der Mann, welcher um Dobrinja's Weib wirbt, während der letztere sechs Jahre abwesend ist, ohne daß Nachricht von ihm verlautet. Wladimir, obgleich Dobrinja's Oheim, unterstützt die Bewerbungen Aljoscha's, doch die slavische Penelope weiß diesen hinzuhalten und will ihm erst nach Verlauf von zwölf Jahren ihre Hand reichen; diese sind verronnen und nun ist sie genöthigt Wort zu halten und seine Bitten zu erhören. Das Hochzeitsfest beginnt, alles ist stattlich vorbereitet und das Ende natürlich so, wie wir es seit Homer voraussetzen dürfen. Gleich Odysseus kehrt Dobrinja bei Zeiten heim um sein kluges, treues Weib zu erretten und den Werber zu bestrafen. Wie im deutschen Volksmärchen läßt er einen Ring in den Becher fallen, aus dem die Braut trinkt, und wie die Sonne nach langer Nacht wieder aus den Wolken bricht, so strahlt auch der verloren geglaubte Held Dobrinja wieder in vollem Glanze. Alles ist Lust und Freude und endet gut. Es ist die alte Geschichte, doch ihre Ausführung ist durchaus eigenthümlich russisch.

Weniger bekannt erscheint uns die Erzählung wie Dobrinja das seltene Mädchen gewann, welches später die Heldin des eben analysirten Gedichtes wurde. Auch diese finden wir in verschiedenen Varianten, nach deren einer das Mädchen, Wladimir's Lieblingsnichte, von einem Drachen entführt wurde. Dobrinja bestand bereits einen Kampf mit diesem Drachen, der ihn angegriffen hatte, als er gegen den bestimmten Befehl seiner Mutter in dem verzauberten Flusse Purtschai ein Bad genommen. Aber er hatte den Drachen bezwungen und ihn nur unter der Bedingung frei gelassen, daß er nicht länger im heiligen Rußland weilen und russische Seelen belästigen solle. Also wurde Dobrinja von Wladimir dazu ausersehen die schöne Gefangene zu befreien. Dies gelingt ihm, er geleitet sie zurück nach Kiew und trifft unterwegs die Hufspuren eines Riesenpferdes. Jetzt übergiebt er die Prinzessin dem Aljoscha und macht sich auf, um der Spur des geheimnißvollen Rosses zu folgen. Nachdem er eine Zeit lang geritten, trifft er auf eine Riesin, eine Art Brunhilde, die in Betrachtungen versenkt über die Ebene dahin gallopirt. Sofort versetzt er ihr drei klirrende Hiebe. Aber sie läßt sich in ihren Betrachtungen nicht stören, sie rührt sich so wenig wie Skrymir unter Thor's Streichen und erst als der dritte Schwertstreich fällt, bemerkt sie:

> Mich dünkt, die Mücken stechen;
> Schau, 's ist ein russischer Ritter, nasenstübernd!

Und nun ergreift sie ihn „bei seinen gelben Locken" und steckt ihn sammt seinem Rosse in ihre Tasche. Aber ihr eigenes Pferd beginnt unter dem Doppelgewichte zu ermüden, sie giebt ihm die Freiheit wieder und sagt:

> Wenn alt er ist, will ich das Haupt ihm abschneiden,
> Wenn ich ihn liebe, will ich ihn heirathen.

Nun reitet sie mit ihm nach Kiew, läßt sich taufen und wird sein Weib.

Diese Geschichte ist in mehr als einer Beziehung von Interesse, indem in ihr zwei geographisch weit getrennte Sagenkreise, einander beeinflussend, zusammentreffen, ein skandinavischer und ein centralasiatischer. Spuren von beiden Einflüssen, ebenso von byzantinischen, litauischen und finnischen Sagen finden sich in den meisten Gedichten, die ursprünglich höchst wahrscheinlich von alten Minnesängern oder Troubadours gebildet wurden, welche den Rahmen zu ihren Romanzen da nahmen, wo sie ihn fanden und dabei von den den Russen benachbarten Völkern entlehnten. Die Sagas des Nordens waren gewiß den Fürsten von Kiew bekannt, Rurik und seine Skandinavier hatten sie nach Rußland gebracht, wie die Tataren bei ihren Einfällen oder Handelszügen mittelasiatische Stoffe zuführten, so daß in der russischen Volksliteratur sich der Osten und Westen begegneten und mit einander vermischten.

Der volksthümlichste aller Helden in diesen Romanzen ist aber Ilja Murometz. Die Builinas, deren demokratischer Charakter nicht zu verkennen ist, lassen den Ilja eines Bauern Sohn aus der Nähe der Stadt Murom sein. Dreißig Jahre lang liegt er als ein Krüppel in der Asche neben dem Herde seines Vaters; da wird ihm von übernatürlichen Wesen (welche in den „Stichi" oder halbreligiösen Gedichten als „Gottes Engel" erscheinen) ein Wundertrank eingegeben und er erhebt sich als starker Held aus der Asche. Von da an verfließt sein Leben in einer Reihe von Heldenabenteuern, die von modernen Schriftstellern als russische „Iljade" zusammengefaßt wurden. Zuerst siegt der Held über eine Räuberbande in den düsteren Wäldern Muroms; dann schlägt er die Heiden zurück, welche die Stadt Tschernigow zu erstürmen drohen, drittens nimmt er den berühmten Stra-

genräuber Solovei gefangen, welcher den Weg nach Kiew verlegt hat, indem er von seinem „Nest“, das zwischen den Zweigen von sieben Eichen erbaut ist, auf die vorüberziehenden Kaufleute hernieder schießt, wie die Raubritter von den Burgen am Rhein auf die vorbeifahrenden Schiffe. Solovei's Hauptkraft liegt in seinem Geschrei, welches so fürchterlich ist, daß alle lebenden Wesen, die es hören, zu Boden stürzen. Ilja aber achtet dies Geschrei nicht, mit einer Lanze stört er den Unhold aus seinem Baumnest auf und führt ihn im Triumphe an den Hof Wladimir's.

Außer den erwähnten Hauptpersonen am Hofe Wladimir's finden wir noch manche andere Helden, von denen wir wenigstens kurz Notiz nehmen wollen. Da ist das mythische Wesen Dunai (Donau), welcher für Wladimir die Hand der litauischen Prinzessin Apraxia erlangte und nun seinerseits deren Schwester Anastasia gewinnt. Doch am Hochzeitsfeste geräth er in Streit mit seiner Braut, welche behauptet ein besserer Schütze als er zu sein. Dunai fordert sie heraus auf offener Ebene mit ihm den Wettkampf zu bestehen. Sie zersplittert einen Pfeil an einem Messer, das er auf sein Haupt gestellt, doch als er den gleichen Meisterschuß bei ihr versuchen will, weigert sie sich zuerst, da er beim Hochzeitsmahl zu viel Wein getrunken habe und seine Hand nicht sicher sei. Doch er besteht darauf, sie giebt nach und sein Pfeil durchbohrt „ihre weiße Brust“. Da, als der slavische Cephalus sein junges Weib sterben sieht, fällt er selbst in sein Schwert und vermischt sein Blut mit dem ihrigen.

Ein anderer Held ist Stavjor, dessen Weib eben so klug als schön ist. Eines Tages als Wladimir's Gäste an der Tafel einander in Prahlereien zu überbieten suchen, der eine seine Güter, der andere sein Gold rühmt, erklärt Stavjor, sein Weib sei so klug, daß sie Wladimir und alle seine Höflinge täuschen und hinters Licht führen würde. Da wirft Wladimir ihn in einen finstern Kerker, in welchem Stavjor lange Zeit trostlos liegt, bis sein Weib die traurige Sache hört. Sofort schneidet sie ihre langen Locken ab, verkleidet sich als Mann und tritt als Sohn des Polenkönigs vor Wladimir hin, um die Hand seiner Tochter werbend. Wladimir willigt ein. Beim Hochzeitsfeste aber klagt der vermeintliche Prinz über Trübsinn und verlangt nach Sängern, die ihn erfreuen sollen. Die Hofbarden thun ihr Möglichstes um den Prinzen zu erheitern, der aber wird immer trauriger und trauriger. Da holt man endlich Stavjor, der ein berühmter Sänger war, aus dem Kerker hervor. Und wie sein Gesang erschallt, weicht mehr und mehr des Trübsinns Wolke von des Prinzen Stirn, der nun eine geheime Unterredung mit Stavjor verlangt. In dieser entdeckt sie sich ihm und beide treten dann vor Wladimir hin, ihm die volle Wahrheit offenbarend. Der Fürst aber senkt sein kühnes Haupt und schaut lange mit seinen hellen Augen auf den Ziegelboden. Dann vergiebt er beiden und kehrt zu seinem unterbrochenen Zechgelage zurück.

Sehr verschieden von der schlauen Heldin dieser Geschichte ist das erste Weib von Michailo Potok, eine Helena, die mit einem lithauischen Paris entläuft und die, als Potok ihr nacheilt, ihren Menelaos zuerst in einen weißen Stein verwandelt und dann, als er wieder entzaubert ist, ihn mit vier Nägeln an eine Mauer kreuzigt. Ebenso schlimm ist das Weib Besmjer's, deren Reize dem sie verfolgenden Tschurilo gefährlich werden, und gleich gefährlich erscheint Marina, eine Circe, die durch magische Mittel den jungen Dobrinja in ihre Gewalt bekommt und ihn dann in der Gestalt eines Stieres fortschickt. Im Allgemeinen sind die jüngeren Heldinnen in den Builinas nicht zu ihrem Vortheil gezeichnet, doch sie scheinen sich mit zunehmendem Alter zu bessern.

Noch viel ließe sich so aus der Sammlung ausziehe vom reichen Solovei Budimirowitsch, der über das Blaue Meer nach Kiew gefahren kommt, von den auf Moskau bezüglichen historischen Gesängen — doch wir müssen abbrechen und uns damit begnügen den deutschen Leser auf diese höchst interessanten und orginellen Romanzen russischer Bauern hingewiesen zu haben.

Aus allen Erdtheilen.

Die Republik Uruguay.

In diesem so oft und so schwer durch Revolutionen heimgesuchten Lande am untern Rio de la Plata herrscht seit einiger Zeit Ruhe; nur dieser bedarf dasselbe, um rasch zu gedeihen. Dem „Buenos Ayres Standard“, der eine ausführliche Statistik giebt, entlehnen wir die nachstehenden Angaben.

Im Jahre 1852 betrug die Gesammtzahl der Einwohner dieser sogenannten Banda Oriental 131,969 Köpfe; 1860 war sie gestiegen auf 221,248 und für 1872 nahm man 450,000 an. Die Stadt Montevideo ist rasch angewachsen; 1818 zählte sie erst 3500 Einwohner; 1843 hatte sie 31,189, im Jahre 1860 schon 49,543 und 1872 ergab die Zählung 105,296 Köpfe. Stadt und Vorstädte hatten 7164 Häuser, wovon 2528 mit Gasbeleuchtung; es brannten 2292 Gaslampen auf den Straßen, Röhrenlänge 54 Miles. Die Wasserleitung, welche gutes Wasser von Santa Lucia her zur Stadt bringt, ist 34 Miles lang; Länge der Gesammtröhren mehr als 95 Miles. Auf den Viehmarkt der Stadt kamen 1872 an Hornvieh 92,377 Stück, Schafe 76,775. Sterbefälle 9 von 1000; die Sterblichkeit unter den kleinen Kindern ist so groß, daß 42 Todesfälle unter 100 auf Kinder unter 2 Jahren entfallen.

Der Viehstand ist für ein so kleines Land geradezu colossal. Er betrug 1872:

	Stück.	Werth.	
Rindvieh	7,200,000	50,400,000	Dollars
Maulthiere . . .	1,600,000	9,600,000	„
Pferde	120,000	1,800,000	„
Schafe	20,000,000	24,000,090	„
Schweine	100,000	800,000	„
Ziegen	600,000	90,000	„
		86,690,000	Dollars.

Seit 1860 hat der Viehbestand sich verdoppelt. Der Ackerbau verschwindet dagegen, denn für 1870 wird der Werth der Weizenernte auf 2,905,000, der der Maisernte auf 752,000 Dollars angegeben. Aber die Mühlen in Mondevideo haben 1872 doch 62 Millionen Pfund Mehl geliefert, für jeden Kopf in der Republik also 160 Pfund.

In den vier mit December 1871 abschließenden Jahren kamen in Montevideo 93,743 Fahrgäste aus Europa an; von diesen sind aber reichlich drei Viertel weiter nach Buenos Ayres befördert worden, so daß im Jahre nur etwa 6000 in Montevideo zurückblieben; davon waren Italiener 35 Procent, Basken aus Spanien 27, Basken aus Frankreich 14, Eng-

länder 7, Deutsche 3, verschiedene Nationalitäten 14 Procent. — Die Frage nach Arbeitern ist so groß, daß 1872 die Estancieros im Einwandererhause 6133 Arbeiter verlangten und nur 877 erhalten konnten. Die Colonien der Schweizer und der Piemontesen bestehen seit nun 15 Jahren und sind gut gediehen.

Polizei und Armee zählen 9170 Mannschaften, und dazu kommen — 833 Offiziere; Zahl der katholischen Kirchen 47, der protestantischen 3, der Klöster 4. Den Steuerlisten zufolge beträgt das abgeschätzte Vermögen 361,211,000 Dollars; in Montevideo entfallen davon auf den Kopf etwa 200, auf das übrige Land 140 Pf. St.

Von den 9989 „Geschäftshäusern" entfallen 5663 auf Montevideo; davon sind 3 Dampfsägemühlen, 8 Gießereien, 93 Fabriken, 13 Gerbereien, 52 Ziegeleien, 9 Saladeros, 7 Dampfmahlmühlen 2c.

Was die Handelsbewegung anbelangt, so stellte sich dieselbe folgendermaßen:

	Einfuhr.	Ausfuhr.
1870 . . .	15,003,342 Dollars	12,779,051 Dollars
1871 . . .	14,864,247 „	13,334,324 „
1872 . . .	18,859,724 „	15,489,532 „

Die Ausfuhren stellten sich auf 8 Pf. St. für den Kopf. Der Handel der Republik hat sich in neun Jahren verdoppelt. Im Jahre 1871 wurden ausgeführt 1,278,173 Rindshäute und 67,368,000 Pfund Wolle, dazu kommen eingesalzenes Fleisch, Talg, Schaf- und Seehundsfelle. Die vorstehenden Ziffern beziehen sich nur auf die Ausfuhren über See, außerdem geht viel Vieh über die brasilianische Grenze, z. B. nach Pelotas, wo es in den Saladeros geschlachtet wird.

Die Zolleinnahmen, welche sich 1870 auf 4,538,353 Dollars stellten, sind 1872 auf 7,207,907 Dollars gestiegen. — Die Schulden der Republik betragen 41,481,235 Dollars.

Die Schifffahrtsbewegung des Hafens von Montevideo ist sehr beträchtlich angewachsen. Es liefen ein und aus 1869: Seeschiffe 2160 mit einem Gehalte von 967,057 Tonnen, 1871 schon 2876 mit 1,424,577 Tonnen. Dazu kommen für die Stromdampfer 366,183 Tonnen und 3601 kleine Küstenschiffe, Kähne 2c. aller Art. Von der Seeschifffahrt entfielen 1871 auf die englische Flagge 45 Procent, die französische 18, die italienische 10, die deutsche (68,359 Tonnen) 5 Procent; seitdem laufen aber auch deutsche Dampfer Montevideo an; auf die nordamerikanische Flagge kommen 5 Procent.

Die 40 Miles lange Eisenbahn von Montevideo nach Santa Lucia wird demnächst nach Florida und Durazno befahren.

Mit Buenos Ayres ist Montevideo durch ein Kabel verbunden, hat also über Land Anschluß nach Valparaiso; ein anderes Kabel wird nach Rio de Janeiro gelegt und ein Draht nach Rio grande. — In den Gewässern der Republik findet man 8 Leuchtthürme zwischen Cap Sta. Maria und der Insel Martin Garcia; auf derselben Strecke haben die Argentiner gleichfalls deren 8. — Von den drei trockenen Docks ist das Mauadock in Montevideo das größte; dasselbe kann Schiffe von 275 Fuß Länge aufnehmen, die 12 Fuß Tiefgang und 45 Fuß über dem Deckbalken haben; das in Colonia nimmt Schiffe von 1000 Tonnen auf.

Der gegenwärtige, auf vier Jahre gewählte Präsident ist Dr. Ellauri; seit 1864 sind das metrische und das Decimalsystem in Geltung.

Die schwarze Göttin Tina.

Die Neger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehören zum großen Theile der methodistischen Kirche an. Die Lehre von ewiger Verdammniß, ewigen Höllenstrafen und dergleichen wunderliche Glaubenssätze haben für die schwarzen Leute eine gewisse Anziehungskraft und während der bekannten Campmeetings, dieser Zerknirschungsandachten unter freiem Himmel, zeichnen sie sich durch wildes Geschrei und Heulen aus, dadurch auch, daß sie sich dröhnende Schläge auf den Brustkasten versetzen, weil aus der Brust die Sünde komme. Daß dabei auch allerlei Fetischkram mit unterläuft, versteht sich von selbst. Der Neger verliert den Dogmen gegenüber, welche man ihm einprägt und die er noch weniger begreifen kann als andere Leute, sein inneres Gleichgewicht und wird, geistig genommen, zur Carricatur. Auch bildet er gern Secten, die wunderlich genug sind.

In Nordcarolina, etwa acht deutsche Meilen von Wilmington, unfern der Carolina-Centralbahn, steht „das Allerheiligste der Tina".

Die „Göttin" Tina — so berichtet ein Augenzeuge in dem Wilmingtoner „Evening Journal" — ist eine etwa funfzig Jahre alte Negerin mit schneeweißem Haare; im Uebrigen ist nichts Auffallendes an ihr zu bemerken. Als Mitglied der Methodistenkirche in der genannten Stadt benahm sie sich während des Gottesdienstes ungemein lärmend und demonstrativ; manchmal lief sie aus der Kirche fort, kletterte auf einen vor derselben stehenden Baum und erhob, um ihre Frömmigkeit zu bethätigen, ein wildes Geheul in den Zweigen. Als sie trotz aller Warnungen bei solchem Unfuge verharrte, wurde sie aus der Gemeinde verstoßen und wohnte seit 1863 in dem Dorfe Brown Marsh. Dort gründete sie sofort eine „Kirche" unter den farbigen Leuten, trat anfangs als „Prophet" auf, erklärte sich aber einige Zeit nachher für eine „Göttin". Den Negern verkündet sie, daß alle Zukunft klar und offen vor ihren Augen liege und daß sie vom Himmel die Gabe der Prophezeiung erhalten habe; es versteht sich, daß die Schwarzen an sie glauben und jedes ihrer Worte für bare Münze nehmen.

Das Allerheiligste ist nicht mehr und nicht weniger als eine Blockhütte armseligster Art; sie hat nur ein Zimmer und der Lehm, mit welchem die Balken ausgeftigt sind, ist vielfach herausgebröckelt; nur durch diese offenen Löcher dringt Luft und etwas Licht in die Hütte, welche kein Fenster hat. Außerhalb des Allerheiligsten sieht man zwei 40 Fuß hohe Stangen, die 8 Fuß weit auseinander stehen; auf jeder hängt ein Mannshemd von gewöhnlichem Kattun. Der eingezäunte Hofraum der Hütte wird durchaus sauber gehalten; die Göttin duldet dort auch nicht einmal einen kleinen Halm, denn ein solcher würde Unglück bedeuten. Zwischen der Einzäunung und der Eingangsthür zum Allerheiligsten steht eine kleine Bude und inmitten derselben liegt ein Klotz, welcher der Göttin als Sitz dient. In diesem „Singhause" tanzen und singen die Gläubigen. An der einen Ecke des Allerheiligsten hat man in den Thon ein eigenthümlich gestaltetes Loch gegraben; aus diesem nehmen die Frommen eine Handvoll Erde, aus welcher sie Kugeln kneten, die auf einer Bank getrocknet werden. Unweit der Thür sieht man noch vier im Quadrat aufgestellte Pfähle; auf jedem derselben hängen zwei Frauen- und zwei Mannshüte. An „heiligen Tagen" tanzen die Gläubigen um diese Pfähle herum. Während der Gebete hat die Göttin Tina zwei Ehrensitze, einen auf dem Feuerherde, den andern in einem Bette; während der Andachten sitzt sie stets mit übereinander geschlagenen Beinen, die Uebrigen knien. An ihren Bußtagen „opfert" sich die Göttin für die Sünden ihrer Bekenner, indem sie Asche vom Herde auf ihren Kopf streut und dann über jeden der am Boden liegenden Gläubigen hinwegschreitet. Diese gehorchen ihr blindlings, und an jedem Mittwoch muß jedes Mitglied der Kirche ihr ein Körbchen mit Lebensmitteln bringen; wer das etwa einmal versäumt, wird bestraft. Die Neger in der ganzen Umgegend fürchten sich sehr vor der Göttin, die ihnen ja, wie sie meinen, bösen Zauber anthun könne.

Von der Bonin-Inselgruppe.

Südöstlich von Japan, östlich von der Küste des mittlern China, liegt im nördlichen Großen Ocean die Gruppe der Bonininseln, die man auch wohl als Arzobispo-Eilande zu bezeichnen pflegt. Sie befinden sich nicht in der großen Fahrbahn des Welthandels, werden aber nicht selten von Walfischfahrern angelaufen, weil diese an der Westseite der Peelsinsel den vortrefflichen Hafen Port Lloyd finden, 28° 5½′ N., 142° 11′ O.

von Greenwich. Schon vor etwa acht Jahren hatten die Nordamerikaner einen begehrlichen Blick auf die Boninінseln geworfen und dort zeitweilig eine Kohlenstation für ihre nach Ostasien fahrenden Dampfer angelegt. Die Gruppen wurden bisher als von Japan abhängig geschildert, jetzt aber lesen wir, daß ein „amerikanischer Bürger" ohne Weiteres den Lloydhafen in Besitz genommen habe. Bis 1826 sei die Insel unbewohnt gewesen; späterhin kamen einige Seeleute und ließen sich dort nieder, und Commodore Perry, welcher 1853 die verschlossenen Pforten Japans „einrannte", machte auf die günstige Lage aufmerksam. Das merkte sich ein Yankee Namens Pease; er pflanzte die amerikanische Flagge auf, ohne dafür in Japan Erlaubniß nachzusuchen, und erklärte Peelsinsel für sein Besitzthum. Seitdem treibt er dort Schafzucht, die ihm guten Nutzen abwirft. Trotzdem hat er sich geneigt erklärt, gegen ein gutes Stück Geld seine „Souverainetätsrechte" an die Vereinigten Staaten abzutreten; Japan, so sagt er, beanspruche kein Besitzrecht auf die Gruppe.

Gumesindo Mendoza über die Otomi-Sprache.

„Die Otomi-Sprache ist ein Modell für den Ursprung der Wörter in den Ursprachen und ein Beispiel, wie die Urracen ein Idiom bildeten." So lautet der Titel einer in der Februarnummer des Boletin de la sociedad de geographia y estadistica de la republica mexicana (1872) enthaltenen Abhandlung von Gumesindo Mendoza. Der Verfasser führt aus, wie die Wörter der Ursprachen anfangs Onomatopöa waren und die Laute der Natur nachahmten. So bedeutet Donner im Otomi thoo, gerade wie in den indogermanischen Sprachen auch; französisch tonnerre, englisch thunder, griechisch tonitru ꝛc. Dieses Wort bedeutet auch den Tod, oder alle Acte der Heftigkeit, welche Jemanden des Lebens berauben, wobei der Verfasser sich auf die deutschen Wörter Tod und tödten beruft. Weitere Beispiele sind tukurn, Uhu (französisch hibou, lateinisch bubo, spanisch buho); Coa, Krähe, corvus, crow, corbean.

Die Otomis besaßen auch für abstracte Begriffe Wörter, wie Raum, Zeit, Gott, Seele. Ma-pa heißt Zeit, von ma, mit, verlängert, und pa, Tag, so daß die Zeit ein verlängerter Tag ist. Maschki ist Raum von mâ, Ebene, scha, ist, und ki, ehrwürdig. Für sie ist der Raum eine große Ebene. Oka oder Okua, Gott von O = gedenken, und kua, des Innere, weil Gott sich im Gewissen der Menschen manifestirt. Tzahia, der Geist, die Seele von tza, die Macht, das Können, und hia, der Hauch (spiritus). Uschkua, der Satan, dunon von ü = Schmerz, und kua, das Innere.

* * *

— Ein japanischer Gelehrter schreibt in der Zeitung „Nischin Sinjischi": „Die Chinesen machen sich von den Ausländern keine richtige Vorstellung; sie leben in dem Wahne, daß diese im Vergleiche zu ihnen niedriger ständen und sind gleich mit dem Worte Iteki, Iteki (Barbaren) da. Sie hassen und verachten den Ausländer und machten sogar einst den Versuch, dieselben aus dem Lande zu verjagen. Da sind sie freilich schön angelaufen, aber bis zur Selbsterkenntniß haben sie es auch heute noch nicht gebracht!" — Dasselbe Blatt macht sich über einen Japaner lustig, der Ohaschi Masajiro heißt und sein Leben damit hinbringt, die Bücher der alten chinesischen Weisen zu studiren, weil nur in diesen allein, sonst aber nirgends die Wahrheit zu finden sei. Er verabscheut alle Fremden, welche ja doch nur Wilde seien. Wenn ihn Jemand besuchen will, läßt er ihn sofort durch einen seiner Schüler genau betrachten. Hat der Mann irgend etwas von europäischer Kleidung am Leibe, trägt er z. B. Schuhe oder kurz geschnittenes Haar, dann wird ihm unbedingt der Zutritt verweigert. Da manche seiner alten Freunde sich derartiger Vergehen schuldig machen, so hat er sie für wilde Barbaren erklärt und allen Verkehr mit ihnen abgebrochen. „Der Mann hat doch gar zu viel chinesisch studirt und ist wohl dadurch verrückt geworden."

— Im September 1873 hat sich Folgendes ereignet. Die Männer in China betrachten das Weib als eine untergeordnete Creatur, welche keine Seele habe, und es gilt für ein Mißgeschick von Seiten des Himmels, wenn ein Mädchen zur Welt kommt. Nun finden wir in der „Overland China Mail" (Nr. 543) einen Bericht aus Canton, in dessen Nähe Whampoa liegt. In einem Dorfe unweit dieser Stadt waren neun Jungfrauen, welche alle den größten Abscheu vor einer Verheirathung hatten; sie klagten einander ihr Leid über die Sklaverei der Frauen, welche den Männern gegenüber zu blindem Gehorsam verpflichtet sind, und beschlossen, einem Leben ein Ende zu machen, das ihnen in Zukunft doch nur Jammer und Trübsal bringen werde. In der britischen Besitzung Hongkong schaffen sich die Selbstmörder dadurch aus der Welt, daß sie eine große Menge Opium verschlucken; die Jungfrauen von Whampoa gingen in ihrer Art sinnreich zu Werke, indem sie alle neun ihre schwersten Winterkleider anlegten, diese und damit sich fest aneinander näheten und sich dann zumal ins Wasser warfen, in welchem sie sofort untersanken. Da dieses kurz vor dem Feste der Sieben weiblichen Genien geschehen ist, welche vom Himmel herabkommen und vom Volke als die Sieben Schwestern bezeichnet werden, so hat diese romantische Geschichte großes Aufsehen gemacht.

— An promotionslustigen Studenten fehlt es in China nicht. Im September waren in der Stadt Canton mehr als 10,000 derselben eingetroffen, um sich der wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen und den Küyan-Grad zu erwerben.

— Im October 1873 hielt der Erzbischof von Canterbury eine Predigt über die „Erfolge" der protestantischen Missionen in Indien; die letzteren sind jetzt über 100 Jahre in Thätigkeit. Der hochgestellte Geistliche bemerkte, daß die Zahl der Inder, welche der Königin Victoria unterworfen seien, 180,000,000 betragen und daß bis in die Mitte des Jahres 1873 von diesen 318,000 zum Protestantismus bekehrt worden seien. In dem genannten Jahre waren mehr als 600 protestantische Missionäre an der Arbeit.

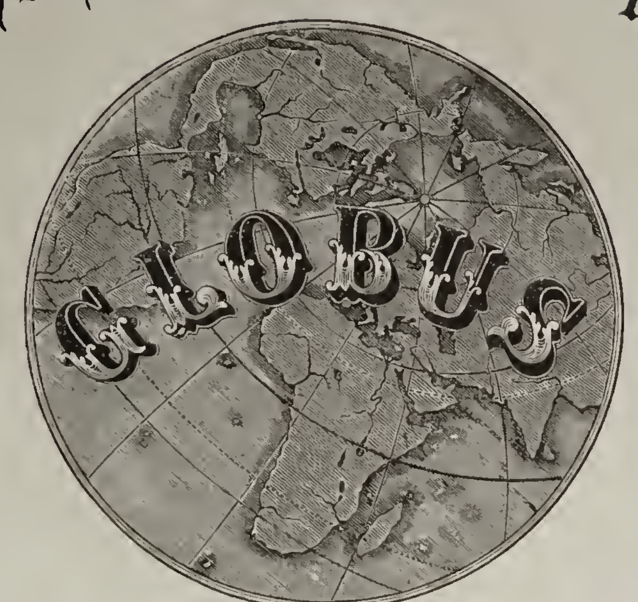
— Die Kohlenproduction in Großbritannien hat im Jahre 1872 sich auf 123,393,853 Tonnen gestellt; 5,954,602 Tonnen mehr als im Vorjahre. Die Kohlenförderung in Irland ist ganz unbedeutend; diese Insel bezog mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen aus Großbritannien, das im genannten Jahre mehr als 13,000,000 Tonnen ausführte.

— Der Tabacksbau kommt in den deutschen Colonien der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul immer mehr in Aufnahme. Die Ernte der zur Ausfuhr geeigneten Blätter hat sich 1873 auf ungefähr 100,000 Arroben gestellt, von denen etwa 75,000 auf die Colonie Santa Cruz entfallen. Je 5 Arroben geben einen Ballen.

— In Bolivia ist wieder eine Goldgrube entdeckt worden, bei Chuchipuiru, über welche ein „alter Australier", Namens Matthews, nach sorgfältiger Untersuchung einen Bericht veröffentlicht hat. Je tiefer er graben ließ, um so besser wurde das Gold, welches unter ähnlichen Bodenverhältnissen vorkommt wie das der Rich Bar in Californien.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XXV. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Streifzüge auf den Sandwichinseln.

I.

Unter den im nördlichen Theile des Großen Oceans zerstreueten Eilandgruppen nimmt der Hawaii-Archipelagus die wichtigste Stellung ein, denn er bildet recht eigentlich einen Centralpunkt zwischen Ostasien und der Westküste Nordamerikas, und Honolulu auf der Insel Oahu ist nach und nach zum bedeutendsten Handelsplatze in jener Region des Stillen Weltmeeres geworden; noch immer laufen zahlreiche Walfischfahrer dort an und ein Gleiches geschieht von den Dampfern, welche zwischen San Francisco und Neuseeland fahren.

So ist diese Inselgruppe, welche uns erst durch Cook bekannt wurde (1778), in den großen Weltverkehr hineingezogen worden. Von den zwölf Eilanden, die zusammen einen Flächeninhalt von ungefähr 360 Geviertmeilen haben, sind acht bewohnt, und alle haben einen vulcanischen Ursprung. Der Entdecker gab ihnen, nach einem Lord der Admiralität, den Namen der Sandwichinseln. Sie liegen etwas südlich vom Wendekreise zwischen 18° 54′ und 22° N. und werden von 161° O. von Greenwich durchschnitten.

Der üppige Pflanzenwuchs und die Fruchtbarkeit der Gruppe sind häufig geschildert worden; sie wäre in der That ein Paradies, wenn nicht die Vulcane oftmals entsetzliche Verheerungen anrichteten, wenn Pele, die böse Göttin der Feuerberge, weniger ungnädig wäre. Aber „wunderbar herrlich“ ist das Klima. Die Temperatur ist gleichmäßig und der Wechsel übersteigt 10 Grad nicht; der Wärmestand hält sich im Durchschnitt auf 30° C. Der Himmel ist zumeist unbewölkt, aber erquickender Regen fehlt nicht und die ganze Natur hat etwas Duftiges und Frisches. Stürme und Windstöße, von denen so viel tropische Inseln und Küstengegenden heimgesucht werden, kommen selten vor. Die Nächte sind über alle Beschreibung reizend, namentlich um die Zeit des Vollmondes, und die Luft ist so klar und durchsichtig, daß man um Mitternacht Gedrucktes lesen kann.

Der Seefahrer, welcher sich der Stadt Honolulu nähert, erblickt schon aus weiter Ferne als Landmarke die Diamantspitze. Dieser vulcanische Berg erhebt sich wie eine ausgestellte Schildwache an der Westseite der Insel Oahu und ragt mächtig über den Hafen empor. Auf der einen Seite zieht sich ein langer, sandiger Strand hin, auf welchem schlanke Kokospalmen sich erheben, auf der andern Seite hat man einen Blick auf die Hügel von Waianae und auf den herrlichen, vollkommen sichern Hafen, der mit Schiffen angefüllt ist, von denen manche dicht am Kai liegen. Wer aus Europa oder Californien kommt, findet sich wirklich in eine neue Welt versetzt; die merkwürdigsten Gegensätze treten ihm höchst auffallend entgegen; neben den braunen Eingeborenen, den Kanakas, welche eine Halbcivilisation angenommen haben, bewegen sich die Hunderte von Weißen, welche aus der Neuen Welt oder aus Europa gekommen sind, um in dem „Paradiese“ Handel, Ackerbau und Viehzucht zu treiben, oder als Geistliche zu wirken; manche auch sind Richter und Politiker geworden.



Das Dorf Waikiki auf Oahu.

Der Fremde versäumt nicht die Diamantspitze zu besteigen, gewöhnlich vom Dorfe **Waikiki** aus, das so ziemlich am Fuße derselben liegt. Dieser ehemalige Vulcan, dessen Krater erloschen ist, erhebt sich majestätisch bis zu einer Höhe von etwa 3000 Fuß über die vom Meere bespülte Ebene und bildet im eigentlichen Sinne des Wortes ein **Vorgebirge**. Das vulcanische Gestein und die Schlacken, mit welchen das ganze Unterland bedeckt ist, zeugen dafür, daß die Ausbrüche sehr heftig gewesen sein müssen; seit manchem Jahrhundert hat indeß keine Eruption mehr stattgefunden. Der Aufstieg von der Seeseite ist unthunlich, weil viel zu jäh und höchstens bis zu einer Höhe von etwa tausend Fuß möglich. Man wählt deshalb die Hinterseite, welche keine erheblichen Schwierigkeiten darbietet; in etwa anderthalb Stunden kann man den Gipfel erreichen. Von unten gesehen gleicht der Berg genau einem gigantischen hohlen Zahne; oben jedoch gelangt man auf einer sanft geneigten, mit Rasen bedeckten Fläche zum Centrum des Vulcans in eine grüne Ebene, auf welcher viele verwilderte Ziegen weiden. Sobald Menschen sich nähern, rennen sie eilig fort, die Abhänge hinunter und hinter ihnen her rollen Steine in Massen in die vielen Schluchten, von welchen die äußeren Seiten des Berges durchzogen sind. Diese innere Ebene hat etwa 300 Fuß Tiefe; inmitten derselben befindet sich ein von Regenwasser genährter Teich, welcher den Ziegen als Tränke dient.

Von der hohen Spitze, welche auf unserer Illustration deutlich hervortritt, hat man einen herrlichen Umblick. Vor dem Beschauer dehnt sich der weite blaue Ocean hin; Honolulu tritt deutlich in Sicht; gerade unten liegt Waikiki; nach Norden und Westen erheben sich die Berge, durch welche die Insel scharf in zwei Abtheilungen zerfällt. In dieselben schneiden schattige Thäler ein, deren jedes von einem Bache bewässert wird; am Ufer derselben liegen mit Taro bepflanzte Felder und Reisäcker. Die Rückwanderung ist anstrengender als der Aufstieg; man macht sie gewöhnlich so, daß man nach Cocoa Head hinabgeht, welches die äußerste Südspitze der Insel Oahu bildet. Dieser Weg führt über eine mit allerlei vulcanischem Gestein, Lava und Schlacken in wilder Unordnung bedeckte Ebene, die mit Cactus bestanden ist, und



Die Diamantspitze auf Oahu.

als eine Steinwüstenei bezeichnet werden kann. Nachdem man sie durchschnitten oder vielmehr durchritten, bemerkt man auf einer Anhöhe, welche sich an die Diamantspitze lehnt, zwei einsam stehende Kokospalmen in der Nähe einer nun in Ruinen zerfallenen Opferstätte, eines jener **Heiaus**, wo einst Menschen abgeschlachtet wurden.

Waikiki war ehemals ein Fischerdorf, dessen überaus reizende Lage viele Besucher aus Honolulu anzog. Es liegt in der Nähe dieser Hafenstadt und als dieselbe mehr und mehr in Aufnahme kam, bauten sich Europäer Landhäuser neben den Hütten der Fischer, inmitten der Kokospalmen; so oft sie Muße finden, besuchen sie diese zumeist im Stile der Cottages aufgeführten Villen, die alle von Holz sind und eine um das ganze Haus laufende Verandah haben. Die Straße, welche nach der nur etwa zwei Stunden entfernten Stadt führt, wird sehr gut unterhalten, und Waikiki ist nun zu einem Seebade geworden. Etwa eine gute Viertelstunde weit vom Strande zieht sich ein Gürtel von Korallenriffen in weitem Bogen und gewährt dem Binnenwasser Schutz gegen die Haifische. Bei Tage ist die Hitze allerdings stark, aber Abends, Nachts und Morgens hat man stets eine erfrischende Seebrise.

An dieses Fischerdorf knüpfen sich geschichtliche Erinnerungen. **Kamehameha**, der Gründer des hawaiischen Königreiches, bezwang die Häuptlinge der verschiedenen Inseln, war von 1817 an Alleinherrscher über die ganze Gruppe, und seitdem eifrig bestrebt, der Civilisation unter seinem Volke eine Stätte zu bereiten und der herkömmlichen Barbarei ein Ende zu machen. Nach Kräften beförderte er Handel und Schifffahrt, begünstigte die Fremden und dadurch kam Honolulu, wo er residirte, empor; vorher hatte er seinen Wohnsitz auf Hawaii, das er verließ, um mit den Kaufleuten und Schiffern bequemern Verkehr unterhalten zu können. Sehr gern verweilte er in Waikiki, wo er auch Hof hielt und wo auch seine Nachfolger bis heute gern sich aufhalten und zum Zeitvertreib Fische fangen. Der jüngstverstorbene Kamehameha hat dort Badesäle, Pferdeställe und Wagenschuppen bauen lassen; er trieb Geflügelzucht; insbesondere widmete er den aus China und Japan verschriebenen Gold- und Silberfasanen große Aufmerksamkeit. Auch gab er sich

Mühe mit dem Eingewöhnen ausländischer Vögel und sie lohnte sich, indem nun viele derselben auf der ganzen Gruppe ihre neue Heimath haben und die Wälder beleben.

Diese waren bis vor wenigen Jahren fast ganz ohne Vögel. Ehemals war an solchen gar kein Mangel und viele zeichneten sich durch prächtiges Gefieder aus. Einer derselben hatte zwei schöngelbe Schwungfedern; das Recht, dieselben als Schmuck am Kopfputz oder an den Halsbändern zu tragen, war ein Privilegium der Edelleute. Kamehameha der Erste beschloß, sich aus solchen Federn einen Königsmantel verfertigen zu lassen. Um diese Grille zu befriedigen, mußte man viele Tausende jener Vögel tödten, und mehr als zehn Jahre vergingen, bevor der Mantel fertig wurde. Wenn man Zeit und Arbeit in Anschlag bringt, welche die Herstellung erforderte, kann man die Kosten auf mehr als eine Million Francs annehmen. Das ist die Ansicht des Herrn von Varigny, der vierzehn Jahr auf den Sandwichinseln gelebt hat und eine Zeit lang auch Staatsminister des jüngst verstorbenen Königs war. Der Mantel wird in einem Kasten aus Kampferholz bewahrt und nur bei hohen Galafesten, z. B. bei einer Krönung, bei Eröffnung und Schluß des Parlaments, herausgenommen; man breitet ihn über den Thronsessel. Die Eingeborenen legen großen Werth auf diesen Federmantel, weil eben der Gründer des Reiches ihn getragen hat.

Kamehameha der Fünfte hielt es, wie er meinte der Civilisation wegen, für nothwendig, einen Verdienstorden zu stiften, welchen er nach seinem großen Vorfahren benannte, und dessen Sinnspruch aus den letzten Worten besteht, welche jener sprach bevor er starb. Er sagte nämlich zu seinem Sohne Liholiho: „Hookanaka, sei ein Mann und des Mannesnamens würdig."

Aus dem illyrischen Dreieck.

IV.

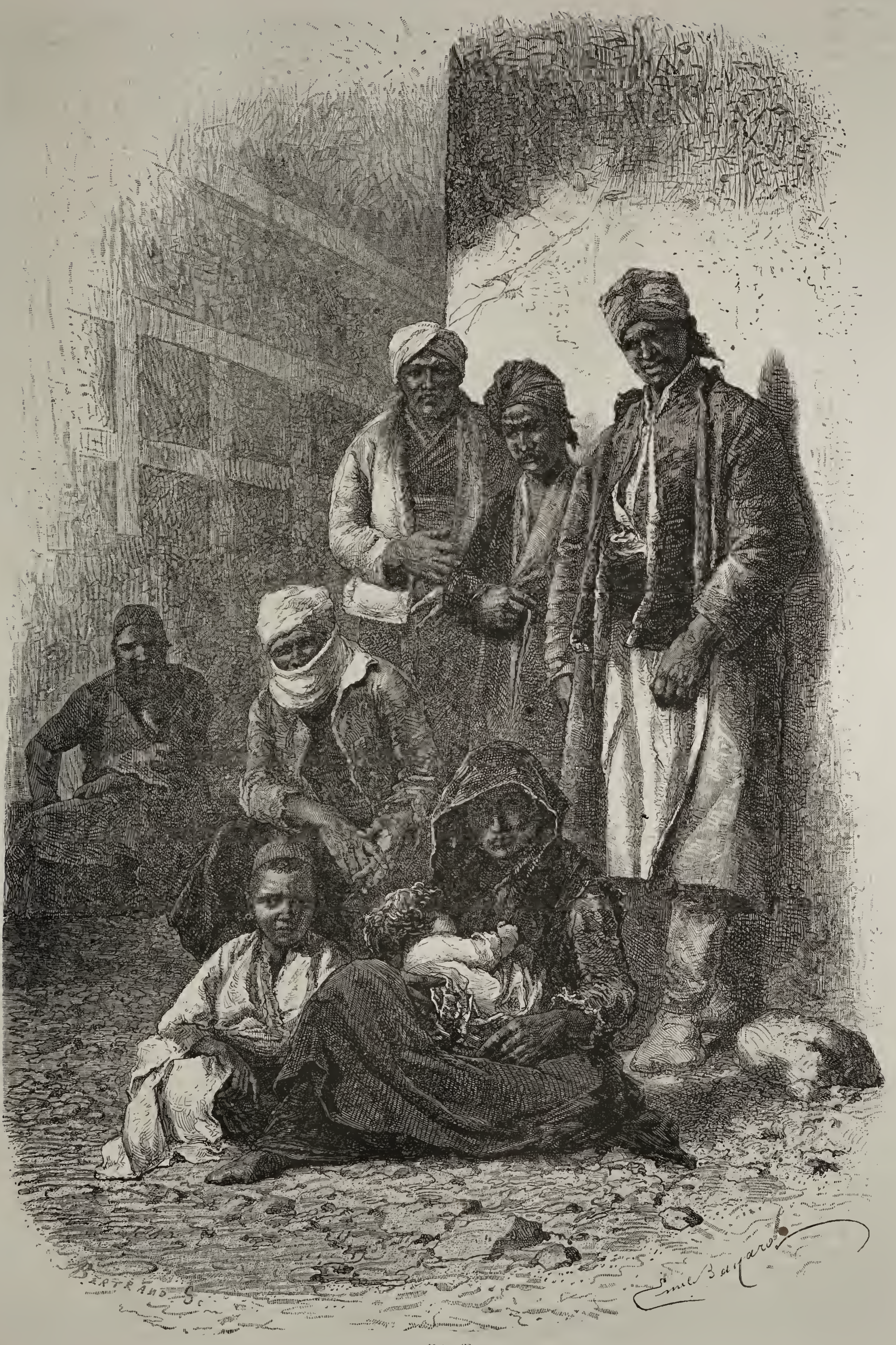
Bulgarien hat, wie ein Blick auf die Karte zeigt, als Nordgrenze den ganzen Lauf der Donau von Widin bis zu den Mündungen ins Schwarze Meer, von welchem im Osten die Gestade bespült werden, bis zum Balkan, welcher die Scheidelinie nach Süden hin, gegen Rumelien bildet; nach Westen hin ist keine natürliche Grenze. Mit Recht hat man dieses Land als eine plateauartige Vorstufe des Balkan bezeichnet, die vom Süduser der Donau allmälig bis zu den Vorbergen des Gebirges aufsteigt.

Diese Region hat fast mehr als irgend eine andere des südöstlichen Europas durch Völkerstürme, blutige Kriege und Verheerungen gelitten; Heimsuchungen schwerster Art sind in dieser Moesia inferior der Römer und Byzantiner, vom frühesten Mittelalter an, ein ganzes Jahrtausend hindurch auf einander gefolgt. Dort war der Tummelplatz für eine ganze Reihenfolge barbarischer Völker, unter deren eisernem Tritte Alles was von römischer Cultur ins Land gebracht war, gleichsam niedergestampft wurde. In ethnischer Beziehung finden wir ein förmliches Gewirr, über das wir einige kurze Andeutungen geben wollen.

Schon in der Mitte des sechsten Jahrhunderts war Osteuropa, von Rügen in der Ostsee an bis nach der Südspitze unseres Erdtheils in Morea, dem Cap Matapan, mit slavischen Ansiedelungen dermaßen übersäet, daß dieser ausgedehnte Ländercomplex von den byzantinischen Geschichtschreibern als Sklavinien bezeichnet werden konnte. Zur Zeit des Kaisers Justinian brachen die Barbaren vom Norden der Karpathen her in das oströmische Reich ein; die Slaven, einmal in Bewegung gerathen und von den Awaren gedrängt, ergossen sich förmlich über die Länder im Süden der Donau; ein großer Theil der alten Bevölkerung wurde niedergemetzelt oder hinweggeschleppt; ihre Stelle nahmen Slaven ein, welche, unähnlich den zumeist nomadischen Barbaren, sich nicht wie diese mit Raubzügen begnügten, sondern als Ackerbauer sich fest auf dem platten Lande ansiedelten, namentlich im Norden des Balkan; südlich von diesem Gebirge machte das slavische Element weniger bedeutende Fortschritte.

Gegen Ende des fünften Jahrhunderts treten die Bulgaren auf den Schauplatz, ein ugrisch-finnisches Volk, das seit langer Zeit Sitze an den Ufern der mittlern Wolga (des Atel, wie sie damals hieß) inne gehabt hatte und ein Reich zwischen dem Kuban und dem Don gründete. Vom Jahre 642 an zog ein beträchtlicher Theil über den Don in die große russische Pontussteppe bis zum Dniester, von wo aus dann die Byzantiner beunruhigt wurden. Diese boten gegen die Bulgaren Söldner auf, Anten und Sklavinen. Von den Awaren wurden sie bezwungen und blieben Unterthanen derselben bis gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts; dann aber warf ihr Fürst Kubrat das Joch ab und bildete ein eigenes Reich. Die Donau war von den Bulgaren zum ersten Mal im Jahre 485 überschritten worden; seitdem brachen sie oftmals in das Gebiet der Byzantiner ein; in den Jahren 678 bis 680 überwältigten sie die Slavengaue in ganz Mösien und erzwangen vom Kaiser Konstantin dem Zweiten die Abtretung des Landes. Seitdem wurden das untere Mösien, die beiden Dacien und Kleinscythien, also diese Dobrudscha, als Bulgarien bezeichnet. Diese finnisch-ugrischen Bulgaren nun, das herrschende Volk im Lande, verlor in der zahlreichen Slavenmasse, welche sie umgab, schon nach etwa anderthalb Jahrhunderten seine heimische Sprache; es erging ihnen ähnlich wie den Westgothen, Longobarden und Franken; diese romanisirten, jene slavisirten sich.

Die Awaren erlagen in Pannonien gegen Ausgang des achten Jahrhunderts den Waffen der Franken unter Karl dem Großen; diese wurden Nachbaren der Bulgaren; die untere Save bildete die Grenze. In jener Zeit rückte das gleichfalls finnisch-ugrische Volk der Magyaren, diese „schwarzen Ugren", vom Jaik her allmälig gegen Westen; sie leisteten zunächst den Franken Söldnerdienste gegen die mährischen Slaven; nachher wurden sie von den Byzantinern gegen die Bulgaren aufgeboten, welche von ihnen besiegt wurden. Diese aber stellten ihnen die Petschenegen entgegen, welche hinter den Magyaren am Don hausten. Die schwarzen Ugren, nun zurückgedrängt, warfen sich dann auf die mährischen Slaven im nordöstlichen Ungarn, und entrissen auch den Franken die pannonischen Marken, während die Petschenegen alles Land vom Asowschen Meere bis nach Siebenbürgen und der Walachei unterworfen hatten und sowohl



Bulgarische Bauern.

die Chazaren und Russen, wie die Bulgaren und Magyaren unablässig befehdeten.

Die an der Wolga zurückgebliebenen Bulgaren blieben von ihren Stammgenossen in den Donauländern geschieden. Man bezeichnete das Wolga-Bulgarien als Schwarz- oder Großbulgarien, das an der Donau als Weißbulgarien, gemäß dem Gebrauche der finnisch-türkischen Völker, das Gebiet der Hauptkorde oder der in höherm Ansehen stehenden weiß, das ist groß, das der geringern von ihr abgezweigten oder schwächern als schwarz, d. h. klein, zu nennen. Auf die Geschichte der Bulgaren, ihrer Könige, ihrer Kriege gehen wir hier nicht ein, weil dieselbe keine Culturbedeutung hat und bemerken nur, daß das Land seit dem Jahre 1392 von den Osmanen beherrscht wird.



Bulgarische Bettler; ein Blinder spielt die Gusla.

Die Sitten und Gebräuche der finnisch-ugrischen Bulgaren vor der Slavisirung derselben bieten manche Eigenthümlichkeiten dar. Längere Zeit blieben sie von ihren slavischen Landsleuten noch so geschieden, wie z. B. die Germanen in Gallien oder Italien; viele derselben wurden zu Sklaven oder Leibeigenen gemacht. Gesetze und Rechtsgewohnheiten waren streng; einem Diebe, der seine Verbrechen nicht eingestehen wollte, versetzte der Richter Schläge auf den Kopf oder stach ihm mit einem spitzen Haken in die Seite. Wer vor Beginn einer Schlacht bei der Musterung ein schlechtes Pferd oder eine mangelhafte Rüstung hatte, wurde mit dem Tode bestraft.

Das Haupthaar wurde bis auf einen Büschel abgeschoren; dasselbe war auch bei den Kumanen und Magyaren der

Fall. Feldzeichen war ein Roßschweif, so lange sie keine Christen waren; dann befahl der Papst ihnen, statt dessen ein Kreuz anzunehmen. Zauberer, Schamanen, bestimmten Tag und Stunde des Kampfes; man suchte den Ausgang desselben durch allerlei Opfer und Zeichen zu erforschen. Ueberhaupt spielten Zaubermittel und Amulette bei ihnen eine wichtige Rolle. Den Eid leistete man auf ein in die Erde gestecktes Schwert; beim Abschlusse von Verträgen wurden unter Gebeten an die Götter Hunde entzweigehauen; das war ein Opfer. Die abschließenden Parteien tranken dann aus demselben Becher. Das Hundeopfer war auch bei den Magyaren Brauch. Schädel erschlagener Feinde wurden auch als Trinkbecher verwandt. Zur heidnischen Zeit war Vielweiberei im Gebrauch und das Harem wurde von Eunuchen bewacht.

Der Chagan, Herrscher, hatte unumschränkte Gewalt. Den Titel König erhielt er durch eine päpstliche Bulle vom Jahre 1203 gleichzeitig mit dem Rechte, Münzen zu prägen. Bei der Mahlzeit saß der Chagan auf einem Pfühl allein am Tische; die anderen, selbst seine Gemahlin und die Bojaren, d. h. die Großen, welche vor Einführung des Christenthums die Macht des Chagan einigermaßen einschränkten, saßen daneben an anderen.

Neben dem altfinnisch-ugrischen Schamanenthum hatte bei den Donaubulgaren auch der Islam eine Bedeutung, der aber in Mösien nie so allgemein war wie an der Wolga, wo er herrschend wurde *).

Auch die Ostbulgaren, die schwarzen, standen unter einem despotisch regierenden König, den die arabischen Schriftsteller auch als solchen, Melik, bezeichnen; er heißt auch Wlatavaz, d. h. Herrscher, bei den ihm unterworfenen slavischen Stämmen. Beim Ausreiten wurde er von Trabanten begleitet; wenn er den Marktplatz besuchte, standen alle dort befindlichen Leute auf und nahmen die rasch abgezogene Mütze unter den Arm. Ueberhaupt mußte Jedermann ohne Ausnahme die Mütze abnehmen, sobald der Chagan erschien, eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe machen und stehen bleiben. Wer sich vor ihm niederließ, that es kniend oder auf den Fersen sitzend. Sommers wohnten die Ostbulgaren in Jurten, Winters in hölzernen Häusern; jede Familie hatte an den Chagan als Abgabe eine Rindshaut zu zahlen. Diebe und Ehebrecher wurden mit Händen und Füßen an vier Pflöcke gebunden; dann schlug man ihnen mit einem Beile den Kopf ab. Hauptnahrungsmittel waren Hirse und Roßfleisch; man trank Meth und Birkensaft.



Bulgarische Frau in Sophia.

Als Ehrenplatz galt wie bei den hunnischen Vorfahren und wie bei den Mongolen die linke Seite. Ein Haus, in welches der Blitz eingeschlagen hatte, wurde nicht mehr betreten, weil auf demselben der Zorn des Himmels laste. Dieselbe Ansicht finden wir noch heute bei den Wotjaken und bei den Kalmücken, welche die vom Blitze getroffene Jurte niederreißen. Die Schlange galt für unantastbar; im Hundegeheul fand man eine glückliche Vorbedeutung, aus welcher man Vorhersagungen zog, z. B. über Fruchtbarkeit. Auch mit dem Geheul des Wolfes wird es sich wohl eben so verhalten haben. Der alte russische Annalist Nestor erzählt von den Kumanen: „Um Mitternacht stand Bonjack, Fürst der Polovzer, auf, ging vom Heere fort und heulte wie ein Wolf. Ein Wolf antwortete ihm und noch viele andere fingen an zu heulen. Als aber Bonjack zurückgekommen war, theilte er seinem Bundesgenossen David mit: Unser ist am Morgen der Sieg über die Ugren!" Wenn die Jakuten an der Lena das Zischen vernehmen, welches das Aufflammen der Strahlen des Nordlichtes begleitet, dann sagen sie, der rasende Geist ziehe vorüber, und die Wolgabulgaren erblickten in den Strahlenbüscheln des Nordlichts einander bekämpfende Dämonen *).

---

*) In Friedrich Ruhs', Handbuch der Geschichte des Mittelalters, Stuttgart 1840 (Nachdruck der Berliner Originalausgabe von 1816), S. 251, heißt es: „Selbst Juden fanden sich unter ihnen ein und suchten sogar Proselyten zu machen." Professor Max Müller aus Oxford hat neulich in London einen Vortrag über die Verhältnisse der verschiedenen Kirchen zum Missionswesen gehalten und dieselben in solche eingetheilt, deren Grundlehren Missionen zur Pflicht machen und solche, die es nicht thun. Zu den letzteren rechnet er die Juden. Streng genommen trifft das wohl nicht zu, denn bekanntlich sind die Chazaren zum Judenthum bekehrt worden, und daher rührt es wohl, daß im Osten so viele Juden blondes Haar haben und helle Augen. Die Juden sind nicht etwa streng ungemischten Blutes. Schon während der babylonischen Gefangenschaft sind viele melanische Zuthaten in sie gekommen und noch heute beweist dieses der Atavismus bei manchen. Rückschlag ins Melanische ist nicht zu verkennen.

*) Was die byzantinischen Geschichtschreiber über die Bulgaren beibringen, ist zum ersten Mal mit großem Fleiße zusammengestellt worden von dem St. Petersburger Akademiker Stritter in den Memoriae populorum olim ad Danubium, mare Caspium etc. incolentium, Petropoli 1771—1779. Die Bulgarica stehen Band II, S. 441 bis 890. Ueber die Ostbulgaren haben wir durch Frähn in St. Petersburg Alles, was die arabischen Schriftsteller über dieselben enthalten. — Was Fr. Ruhs in seiner Geschichte des Mittelalters beibringt, ist zumeist den von Stritter abgedruckten Byzantinern entlehnt. — Kaspar Zeuß: „Die Deutschen und die Nachbarstämme," München 1837 (S. 710 bis 727), hat die wichtigsten Momente aus den Quellen zusammengestellt. — Vollkommene Klarheit in die verwirrte Geschichte der danubischen Völker haben wir erst in der jüngsten Zeit durch Robert Rösler erhalten: „Romänische Studien, Untersuchungen der ältern Geschichte Romäniens, Leipzig 1871." Der Abschnitt über die Völkerstellung der Bulgaren, S. 233 bis 260, ist eine meisterhafte Arbeit, wie das ganze Werk. Rös-

Das gelbe Fieber in Louisiana.

Es hat sich mehr und mehr herausgestellt, daß die Cholera eine sogenannte Schmutzkrankheit ist und ein Gleiches gilt vom gelben Fieber. Beide Seuchen werden durch die Unsauberkeit der Menschen wesentlich gefördert. Ueber die erstere ist in diesen Blättern vielfach gesprochen worden; sie ist im Verlaufe der letztverflossenen Jahre ein kosmopolitisches Unheil geworden, von welchem alle Himmelsstriche ohne Ausnahme heimgesucht werden. Sie verschont weder die Länder unter dem Polarkreise noch jene unter dem Aequator, weder die Gestaderegionen noch die strenge Puna in Peru, wo sie bis in die Höhe von mehr als zwölftausend Fuß gegangen ist.

Das gelbe Fieber dagegen reicht in die gemäßigte kalte Zone nur ausnahmsweise und dann nur sporadisch hinein; es gehört vorzugsweise den tropischen Gegenden Amerikas und Afrikas an. Vor der Entdeckung Amerikas war es dort unbekannt und man nimmt an, daß es seine heutigen Merkmale, jene des schwarzen Erbrechens (vomito negro; yellow jack), erst seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts angenommen habe und zwar in Westindien. Schon vor etwa vierzig Jahren hat der französische Arzt Audouard nachzuweisen gesucht, daß es aus Afrika stamme, wo an der Sierra-Leone-Küste das sogenannte Bulamfieber einen festen Standort hat; von dort sei es durch den Sklavenhandel nach Amerika hinüber verschleppt worden. Es scheint als ob das Racenelement auf die Entwickelung der Krankheitsform nicht ohne Einfluß geblieben sei.

Ein französisches Linienschiff, die „Oriflamme", kam aus dem Meerbusen von Siam, also aus dem südöstlichen Asien, im Jahre 1695 nach der westindischen Insel Martinique. Während es vor Anker lag, brach auf demselben ein „gelbes" Fieber aus, welches man als siamesische Krankheit bezeichnete. Späterhin kam die Seuche öfter und vorzugsweise auf Negerschiffen zum Vorschein. Vielfach ließ man die Sklaven nicht auf Deck, sondern hielt sie unten im Raum eingeschlossen, wo sich Unreinlichkeit aller Art anhäufte; das mit fauligen Stoffen geschwängerte Holz wurde in den heißen Himmelsstrichen zu einem Herde der Ansteckung, indem es verderbliche Miasmen entwickelte. Der genannte Arzt bemerkt: „Wahrscheinlich fügte die Eigenthümlichkeit der schwarzen Race noch etwas Besonderes hinzu und so entwickelte sich eine Krankheit, welche vor dem Betriebe des Sklavenhandels aus Afrika nach Amerika nicht bekannt war."

An einem andern Orte haben wir auf eine bemerkenswerthe Angabe hingewiesen, die wir in dem Buche des Nordamerikaners B. M. Norman fanden (Rambles by Land and Water, or notes of travel in Cuba and Mexico, Newyork 1845, p. 94). Derselbe betont, daß das gelbe Fieber auf dem amerikanischen Festlande zuerst im Jahre 1699 aufgetreten sei und zwar kam es durch ein mit Negersklaven beladenes Schiff aus Guinea nach Veracruz am Mexicanischen Meerbusen. Die Schiffer waren Engländer, auf dem Fahrzeuge brach unter den Schwarzen ein Fieber aus, das sich den Weißen mittheilte und dann auf dem Lande auch die Indianer und Mischlinge ergriff. So packte jenes „Fieber" Individuen dreier verschiedener Menschenracen, deren jede ihre besonderen anthropologischen Anlagen hat. Die Physiologen mögen untersuchen, welche Einflüsse durch die Uebertragung einer Krankheit auf drei verschiedene Racen sich entwickelt haben.

„Diese Seuche übt einen unheilvollen Einfluß. Die feste Bewurzelung einer höhern Cultur hat keinen gefährlichern Feind als dieses gelbe Fieber, welches den Boden, den es sich einmal erobert, nicht wieder verläßt. Die Civilisation ist in den tropischen Ländern Amerikas dadurch bedingt, daß eine möglichst große Anzahl weißer Menschen dort leben und ihren Antrieben folgen können; daß durch sie europäische Intelligenz und Thätigkeit sich einbürgern, indem unablässig frischer Zuwachs aus der Alten Welt anlangt. Aber wie mag ein weißer Mensch sich wahrhaft heimisch und dauernd wohlfühlen in Gegenden, wo die verderbliche Seuche mit grauenhafter Regelmäßigkeit sich einstellt und wo heute Keiner weiß, ob er nicht morgen schon auf der Todtenbahre liege? Die von einer solchen Geißel heimgesuchten Länder werden von Einwanderern gemieden; in die sogenannten Gelben-Fieber-Häfen wagt sich in der Fieberzeit nur der Schiffer und der Kaufmann, weil er muß, und er schwebt dort immer in Lebensgefahr" *) (Karl Andree, Geographie des Welthandels I, S. 346 bis 352).

In den Vereinigten Staaten dringt es an der Küste nach Norden hin über Südcarolina jetzt selten hinaus; und im Allgemeinen von dem Gestade des Mexicanischen Meerbusens landein nicht weiter als über die Linie, welche die Nordgrenze der Staaten Georgia, Alabama und Mississippi bildet. Und gerade an dieser Grenze liegt eine der beiden Städte, in welcher es eben jetzt eine große Menge Menschen hinweggerafft hat: — Memphis am Mississippi im Staate Tennessee. In Shreveport am Redriver in Louisiana ist es nicht minder entsetzlich aufgetreten.

Ueber Shreveport liegt eine ausführliche Schilderung vor uns, die ein Telegraphenbeamter entworfen hat. Die Stadt zählte vor Ausbruch der Seuche, die am 28. August 1873 ausbrach, etwa 11,000 Einwohner; am 4. September wurde sie epidemisch und sofort verließen etwa 8000 Menschen die Stadt, welche dann von allen Seiten her so streng

ler bringt mit großer Sicherheit lichtvolle Ordnung in ein Chaos; seine Kritik ist eben so besonnen als scharf; seine gründliche Gelehrsamkeit weit umfassend, seine Darstellung läßt nichts zu wünschen übrig. Das Werk nimmt eine Ehrenstelle in unserer historischen Literatur ein.

*) Die Hauptherde des gelben Fiebers finden wir an der Ostküste Amerikas, vom nördlichen Gestade des Mexicanischen Meerbusens bis zu den Mündungen des Amazonenstromes und, seit 1849, nach Süden hin bis Rio de Janeiro, sodann in Westindien. In diesem Gebiete sind alle Häfen ohne Ausnahme der Seuche unterworfen. Sie ist indeß auch über die Landenge von Panama und um das Cap Horn herum an die Gestade des Großen Oceans vorgedrungen und z. B. nach Lima in Peru gebracht worden, wo sie von 1852 bis 1854 herrschte; auf demselben Wege kam sie auch nach Valparaiso in Chile. Das Fieber hat seine eigentliche amerikanische Wiege längst verlassen und ist dem Menschen auf seinen oceanischen Fahrten und mit der größern Ausdehnung des Verkehrs immer weiter gefolgt. So übersprang es im Jahre 1849 die Mündung des Amazonenstromes, vor welchem es bis zu jener Zeit Halt gemacht hatte, und als es 1851 in Rio de Janeiro zum zweiten Mal auftrat, erkrankten dort von 300,000 Einwohnern nicht weniger als 120,000. Davon hat Dr. Avé Lallemant aus Lübeck, der als Arzt thätig war, seiner Zeit eine ergreifende Schilderung gegeben. Seitdem ist das Fieber bis Montevideo vorgedrungen; es hat vor zwei Jahren nun auch den Sprung über die Mündung des Rio de La Plata gemacht und in Buenos Ayres viele Tausend Menschen hinweggerafft. Durch Verschleppung ist es weit nach Norden hin gekommen, z. B. nach Canada; in Europa sind dann und wann Hafenplätze von ihm heimgesucht worden, z. B. Cadiz, Gibraltar, Lissabon, Barcelona, Marseille, Livorno, Brest, Los Passages.

unter Quarantaine gestellt wurden, daß die für Texas bestimmten Postsachen bis zum Erlöschen der Krankheit nicht befördert werden durften. Die geringste Zahl der Sterbefälle in 24 Stunden betrug 3, die höchste 36. Bis zum 25. October waren 720 von etwa 3000 gestorben!

Die Ursache der intensiven Verbreitung und des gefährlichen Charakters ist ohne Zweifel in der entsetzlichen Unsauberkeit der Stadt zu suchen; dann auch darin, daß die Sümpfe und Moräste der Vorstädte bei der großen Hitze Malaria erzeugten; dazu kam Folgendes. Zweihundert Stück gefallenen Rindviehs ließ man, nachdem die Haut abgezogen war, unterhalb der Stadt am Flusse offen liegen. An jener Stelle war ein mit Vieh beladener Dampfer gesunken; die Neger zogen die todten Ochsen und Kühe ans Land, gaben sich aber nicht die Mühe, dieselben beizuscharren; sie gingen in Fäulniß über und ein lange anhaltender Südwestwind trieb den verpestenden Geruch in die unglückliche Stadt. Der erste Fieberfall kam bei einem aus Neuorleans hergewanderten Manne vor; dieser schleppte die Seuche ein, welche unter den angegebenen Verhältnissen die allergünstigsten Bedingungen fand. Während ihrer intensivsten Zeit raffte sie von 100 Erkrankten 95 hinweg! Der Durchschnitt der Gestorbenen stellt sich auf 60 Procent und nie ist er unter 40 gewesen. Die Krankheit begann mit Schmerz in Kopf und Schultern; dann kamen Fieberanfälle und eine Art Lähmung in den Gliederknochen, nachher stieg der Puls auf 120 bis 140 in der Minute. Gewöhnlich trat nach drei Tagen die Krisis ein, wenn die Fieberanfälle aufgehört hatten; falls dann der Kranke die Waden gerade ausstrecken konnte, war noch Hoffnung. Der Tod erfolgte nach dem schwarzen Erbrechen, einer Folge des verfaulten Magens, oder dadurch, daß alles Urinlassen aufgehört hatte. Bei fast allen Kranken hat man kathetrisiren müssen. Die stärksten Leute überlebten keine Woche. Man behandelte die Kranken mit Castoröl und setzte sie in heiße Senfbäder; Calomel, das früher für ein Heilmittel galt und auch wohl noch gilt, kam nicht zur Verwendung. Viele wurden aus Furcht krank. Ein wohlthätiger Verein, die Howard Association, leistete aufopfernde Dienste; der Vorsitzende derselben kam selber aus Neuorleans und brachte Wärterinnen und Aerzte mit; von den ersteren sind nur fünf der Seuche erlegen. Katholische und protestantische Geistliche thaten in vollem Maß ihre Schuldigkeit; von sechs Telegraphenbeamten erlagen vier. Alle Läden waren geschlossen mit Ausnahme der Apotheken und der — Schnapsschänken! Auch die Kirchen wurden nicht geöffnet. Von anständigem Begräbnisse konnte keine Rede sein; man legte die Leiche in einen Kasten, der im Galop nach dem Friedhofe gefahren und vom Todtengräber, der in unablässiger Thätigkeit war, in die Erde gebracht wurde. Der Friedhof sieht nun aus, als ob dort eine Schlacht geliefert worden sei, nach welcher man die Gefallenen an Ort und Stelle beigescharrt hat. Kein Zeichen deutet an, wer an einer Stelle begraben liegt; Leichengefolge fand nicht statt; die Gesunden hatten alle genug zu thun, um die Kranken abzuwarten. Ganze Familien sind völlig ausgestorben; etwa 120 Kinder haben Vater und Mutter verloren; man wird sie auf Kosten des Staates Louisiana erziehen.

Die Seuche erlosch am 26. October als Frost eingetreten war, welcher der Ausdünstung der Malaria ein Ende machte. So weit die Schilderung des Telegraphenbeamten. —

In Neuorleans athmet man freier auf, sobald der erste Reif fällt; dann ist alle Gefahr vorüber; man sagt daß das Fieber die Kälte nicht vertragen könne. Wenn man jene Vorgänge in Shreveport in Erwägung zieht, so begreift man sehr wohl, daß noch weit mehr wie bei der Cholera in dem vom schwarzen Erbrechen heimgesuchten Platze in das ganze Leben der Menschen etwas Unsicheres kommt. Sie lassen sich von der Furcht packen oder werden gleichgültig gegen Alles; die moralischen Zustände verlieren das Normale. Das gelbe Fieber ist ein grimmiger Feind gerade der weißen Menschen, denn die Neger und deren Mischlinge werden in Amerika nur wenig von demselben heimgesucht. Diese brauchen ihm nicht aus dem Wege zu gehen und deshalb werden manche der schönsten Landstrecken auf Erden den dunkelfarbigen Typen überlassen bleiben, die nirgends Träger oder Bewahrer einer höhern Civilisation sind, weil ihnen das Verständniß für eine solche abgeht. Deshalb muß sich auf den vom gelben Fieber heimgesuchten tropischen Inseln und in den Tiefländern jener Zone ein eigenthümliches Civilisationsverhältniß bilden, zu welchem wir in Westindien schon die beklagenswerthen Anfänge beobachten können.

Culturverhältnisse Rußlands und des skandinavischen Nordens in vorhistorischer Zeit.

Von **J. Mestorf.**

III.

Das Volk der Dolmen und der geschliffenen Steingeräthe war längs den Meeresküsten und Flußufern nach dem Norden hinauf gekommen; die Bronzealtercultur erreichte auf kürzerm Wege mitten durch das Innere Europas dasselbe Ziel, und über Mitteleuropa drang auch, obwohl spät, die Kenntniß des Eisens nach Norden. In den Alpenländern hatte sich unter italienischem und griechischem Einfluß eine halb barbarische, halb classische Cultur entwickelt, welche ihrerseits einen starken Einfluß auf die nördlicher gelegenen Länder übte, der sich im Norden schon während der jüngern Bronzealterperiode bemerkbar machte, und die den nördlichen Barbaren vielleicht auch die ersten Eisensachen zuführte. Einen Mittelpunkt dieser Cultur bildete das alte Noricum.

Die Meinungen der nordischen Alterthumsforscher über die Einführung des Eisens sind indessen verschieden. Worsaae nimmt an, daß schon in der Bronzezeit gothische Stämme an der Ostsee saßen, welche nach Süden und nach Norden Handel trieben und auf dem Wege des Zwischenhandels auch Eisenwaaren empfingen und weiter vertrieben. Die Eroberungen der Römer in Gallien und Deutschland trugen ihrerseits nicht wenig bei, die Barbaren mit einer höhern

Cultur in Contact zu bringen und bald führte ein lebhafter Handel mit den eisernen Waffen und Geräthen römische Kunstsachen und römische Münzen nach Norden. Wichtige Handelsplätze scheinen die Inseln Bornholm, Öland und Gotland gewesen zu sein, wo, namentlich auf der letztgenannten, römische Silberdenare der Kaiserzeit zu Tausenden gefunden worden sind, die jüngsten vom Kaiser Alexander Severus.

Worsaae unterscheidet in der nordischen vorhistorischen Eisenzeit zwei Hauptperioden; die jüngere theilt er in ein mittleres und jüngeres Eisenalter, und selbst in der ältern glaubt er für Dänemark einen zwiefachen Charakter wahrzunehmen. In der ersten dauerte der während der jüngern Bronzezeit übliche Leichenbrand fort, in der zweiten trifft man in Dänemark, wie in Mecklenburg, dem Rheinlande, Baiern, Gallien, England, Reihengräber oder große Steinkisten mit unverbrannten Leichen und prächtigen Grabgeschenken und Gefäße von Silber, Bronze, Glas, Perlen, Schmuck, theils römischen Ursprunges, theils römischen Mustern nachgebildet, und mit diesen erscheint im Norden die erste Runenschrift. In die Zeit der Reihengräber fallen auch die großen dänischen Moorfunde, deren bis jetzt weder in Schweden noch in Norwegen entdeckt worden sind. Von 250 bis 350 stockt die Zufuhr römischer Münzen im Norden und als danach der Verkehr aufs Neue angeknüpft ward, scheint er einen westlichern Weg eingeschlagen zu haben, indem Dänemark von denselben mehr berührt worden ist als Schweden. Diese zweite Einwanderung war verursacht durch das Vordringen der Slaven, welche die älteren germanischen Stämme zwangen, neue Wohnplätze zu suchen. Diesen Zuwachs der Bevölkerung im Norden verdankt nach Worsaae's Meinung das nördliche Norwegen und Nordschweden seine erste Besiedelung.

Die jüngere Periode, oder das mittlere Eisenalter, hub an als nach der Auflösung des weströmischen Reiches die ehemaligen römischen Provinzen in Gallien, Britannien und im Rheinlande Hauptsitz einer neuen Cultur wurden, welche eine große Prachtliebe und eine eigenthümliche Geschmacksrichtung bekundet. Gold, Silber, bunte Steine und gefärbte Glasstückchen zieren nicht nur den Schmuck und die Geräthe, sondern die Waffen. In den süddeutschen Reihengräbern läßt sich diese Cultur studiren, welche auch nach dem Norden drang, wo neben diesen germanischen Kunstproducten oströmische Goldmünzen und byzantinische Goldsachen auftreten, sowie ein nur dem Norden eigenthümlicher Schmuck, die Goldbracteaten, ursprünglich Nachbildungen römischer Kaisermünzen, denen wir in einem frühern Bande des „Globus“ unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben. Die slavischen Völker blieben von dieser Cultur unberührt. Der auf östlichen Wegen sich bewegende Handel mit Byzanz stockte, nachdem er etwa hundert Jahre geblüht hatte, wahrscheinlich in Folge des Einbruches der Chasaren, welche im Anfang des 7. und 8. Jahrhunderts das südliche und westliche Rußland und das byzantinische Reich verheerten.

Die letzte charakteristische Periode der nordischen Eisenaltercultur endlich erklärt Worsaae aus der Sonderstellung der heidnischen Skandinaven gegenüber den zum Christenthum bekehrten Brüdern diesseits der Ostsee; denn nicht nur ging mit der neuen Lehre eine neue weltliche Ordnung der Dinge Hand in Hand, selbst in dem Kunst- und Gewerbestil machte sich eine neue Geschmacksrichtung geltend. Da entwickelte sich eine selbständige nordgermanische Cultur, ein nordgermanischer oder skandinavischer Stil, ernst, schwerfällig, bizarr. Der Verkehr mit dem Festlande war jedoch nicht abgebrochen. Ein neuer Handel mit dem Orient führte Ströme arabischen Silbers, theils in Münzen und Barren, theils zu Schmuck verarbeitet an die Ostsee und weiter hinüber nach Schweden. Deutsche und angelsächsische Münzfunde bezeugen einen lebhaften Verkehr mit dem Westen. Die wichtigsten Handelsplätze waren zu jener Zeit Kiew, Moskau, Nowgorod, die Inseln Gotland, Öland und Bornholm, die schwedische Stadt Birka, Jumne (Wollin), Truso an der Weichsel, Hedeby (Schleswig) u. s. w. Jetzt erst wurde auch Rußland in die europäischen Culturströmungen hineingezogen und von Asien losgerissen; Schweden übte nun einen civilisirenden Einfluß auf den Osten, wie er in einer frühern Periode von Dänemark auf Schweden geübt worden war.

So weit Worsaae, der die Einwanderungen von Süden stark betont, weil von norwegischen Gelehrten die Besiedelung Skandinaviens vom Norden her angenommen war, d. h. über Rußland vom Weißen Meer seewärts nach den Nordprovinzen und die Halbinsel herab nach Dänemark.

Anders zeichnet Hildebrand die Wege und das Verhältniß der skandinavischen Stämme zu einander*). Von der Urheimath aufbrechend, zogen germanische Völkerstämme durch russisches Gebiet, bis sich am Saratowschen Gebirgsknoten ihre Wege schieden. Einige zogen westwärts, setzten sich zum Theil an der Ostsee fest und zogen von dort hinüber nach Dänemark und weiter nach Schweden und Norwegen. Diese Stämme (Götar oder Gauten nennt sie Hildebrand) waren auf ihren Wanderungen mit höher gebildeten Völkern in Berührung gekommen, blieben auch in ihren nördlichen Wohnsitzen mit dem Festlande im Verkehr und so erklärt sich, daß ihre Culturerzeugnisse einen classischen Einfluß offenbaren und der übrigen germanischen Eisenalterindustrie nahe verwandt blieben. Diese Völkerstämme hatten ihre eigene Schrift. Als aber die Slaven sich am südlichen Gestade der Ostsee festsetzten, sahen die im Norden sitzenden Germanen sich gleichsam vom Festlande abgeschnitten und diese Isolirung blieb nicht ohne Einfluß auf die weitere Ausbildung ihrer Cultur.

Mittlerweile hatten die am Saratowschen Gebirge sich von den Stammesgenossen trennenden Horden die Wolga hinauf ziehend die Küste des Finnischen Busens erreicht, von wo aus sie nach den Alandinseln hinüber und weiter nach der schwedischen Küste gingen, wo sie sich in dem heutigen Uppland ansiedelten. Fern von den europäischen Culturvölkern, war ihre Entwickelung eine durchaus selbständige, aber in mancher Beziehung hinter derjenigen ihrer früheren Genossen weit zurückgeblieben; selbst in der Sprache und in den Schriftzeichen spürt man dies, und doch war dieses Volk, Svear nannte es sich, berufen, die Herrschaft über den ganzen Norden zu gewinnen. Von seinen ersten Niederlassungen in Uppland breitete es sich aus, erst über Südschweden, dann über Nordschweden, Norwegen und Dänemark bis an die Eider. Und dieses schwedische Element steht dem germanischen diesseits der Ostsee so fremd gegenüber, daß man es zum Unterschied von dem südgermanischen als das nordgermanische bezeichnet.

Dr. Hildebrand meint, daß die Dänen den Beginn der Eisenzeit zu spät ansetzen. Nach ihm wohnten schon zu Anfang unserer Zeitrechnung in Dänemark, Norwegen und Schweden götische Stämme, auf der Insel Gotland die Guten, in Uppland waren die ersten Svear-Colonien gegründet worden. Eine zweite Einwanderung in Dänemark, diejenige der Danen, fand etwas später statt. In Schweden ist das Andenken der beiden verschiedenen Nationalitäten noch

*) Das heidnische Zeitalter in Schweden. Eine archäologisch-historische Studie von Dr. Hans Hildebrand. Hamburg, Otto Meißner, 1873.

jetzt bewahrt, nicht nur in den geographischen Namen, welche noch jetzt das Göta- und Sveareich bezeichnen, sondern auch in den Dialekten, Sitten und im Volkscharakter. „Noch jetzt bezeichnet der schwedische Bauer (d. h. der Bewohner des alten Sveareiches) die Einwohner der übrigen Provinzen als Ausländer.“ (Hildebrand.)

Hier sehen wir zwei nordische Gelehrte, beide erfahrene Archäologen, eine grundverschiedene Ansicht vertreten. Worsaae läßt die Eisenaltercultur vom Süden gen Norden dringen ohne Wechsel der Bevölkerung, Hildebrand führt mit jeder neuen Culturperiode neue Einwanderer ins Land, die letzten germanischen auf getrennten Wegen und nach einander, beide durch Rußland nach Westen und Norden sich bewegend. Um die Unwahrscheinlichkeit dieser Völkerbewegung durch Rußland darzulegen, giebt Worsaae eine Skizze von den russischen Zuständen in jener Zeit.

Schilderungen aus dem Gran Chaco in Südamerika.

Der Paraguay, welcher einen großen Theil Südamerikas in der Richtung von Norden nach Süden durchzieht, gehört zu den herrlichsten Strömen der Welt. In ihn fallen auf seinem linken Ufer der Paraná und der Uruguay; auf der rechten Seite empfängt er den Rio Salado, den Vermejo und den Pilcomayo. Im Osten des Salado dehnt sich nach Norden hin bis zur bolivianischen Provinz Chiquitos eine im hohen Grade interessante, zum Theil noch nicht näher erforschte Region aus, die auf der Ostseite vom Paraguaystrome begrenzt wird; wir meinen el Gran Chaco oder Chacu, den großen Schlupfwinkel (Guarida) für die wilden Thiere, das Jagdgebiet vieler Indianerstämme, welche dort eine sichere Zuflucht vor den Spaniern gefunden haben. Ueber den südlichen Theil, zwischen dem Salado und dem Vermejo, wissen wir Näheres; vom mittlern Theile, zwischen dem Vermejo und Pilcomajo, haben wir Kunde nur über die Uferstrecken; der nördliche Theil bis zum Latiriquiqui oder Otuquis ist noch nicht genauer erforscht worden.

Auf weiten Strecken bieten die ausgedehnten Ebenen des Gran Chaco, welches zwischen Argentinien und Bolivia getheilt ist, während der Regenmonate, vom October bis März, den Anblick eines Oceans, in welchem grüne Inseln zerstreut liegen, aber von diesen Ueberschwemmungen werden doch nur einzelne Gegenden heimgesucht. Manche Strecken haben eine einförmige Vegetation und sind zumeist nur mit einer einzigen Pflanzenart bestanden. So findet man z. B. unabsehbare Wälder von Palmen, die sogenannten Palmares, und von Algarroben, Algarrobales; an Stellen, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, wächst vorzugsweise der Vinal, eine schöne Mimose; auch der Guayacbaum (Palo Santo) bildet allein ganze Wälder.

Aber in manchen Gegenden ist der Pflanzenwuchs wunderbar üppig und reich. Unser Landsmann Franz Host, Major im argentinischen Geniecorps, hat dieselben prächtig geschildert (in der inhaltreichen „Deutschen Zeitschrift vom Rio de la Plata“), und da es sich um eine noch wenig bekannte Region handelt, wollen wir es uns nicht versagen, seine Darstellung unseren Spalten einzuverleiben.

„Dem von Europa oder von den Gestaden des la Plata kommenden Reisenden tritt die Natur in den Wäldern des nördlichen Chaco in einer imposanten, ihn überwältigenden Gestaltung entgegen. Mit jedem Schritt, den er in den Chacowäldern macht, fühlt er es mehr, daß er sich hier nicht an der Grenze, sondern im Mittelpunkt des heißen Erdstriches, auf einem ausgedehnten Festlande befindet, wo Alles riesenhaft erscheint, die Berge, die Flüsse und der Pflanzenwuchs. Ist er für Naturschönheiten empfänglich, so wird es ihn Mühe kosten, sich deutlich zu werden über die sich ihm aufdrängenden Gefühle; er weiß den Eindruck, den er empfängt, nicht zu classificiren; er kann sich nicht Rechnung ablegen über das Neue, das sich ihm auf Schritt und Tritt geradezu aufdrängt, und wird sich nicht klar darüber, welcher der so verschiedenartigen Eindrücke ihm die meiste Verwunderung abringt, ihn am innigsten berührt. Die stille Ruhe des landschaftlichen Prachtbildes, die classische Schönheit der einzelnen Formen, die Contraste, welche diese Formen unter sich bilden, die Kraft und Frische des den Tropen heimischen vegetabilischen Lebens, Alles ruft sein Staunen wach und nimmt seine Sinne in so überwältigendem Maße gefangen, daß er sich diesen Zeugnissen der Allmacht der Natur gegenüber ohnmächtig fühlt, und es erst nach einer längern Bekanntschaft mit ihnen wagt, die kritische Sonde seines Geistes an sie zu legen, sie in ihren Einzelheiten zu studiren und zu classificiren.

So überaus üppig ist das Pflanzenleben, daß man nicht begreifen kann, wie eine so kleine Bodenfläche eine solche Masse Pflanzen hervorzubringen und zu ernähren vermag, und in der That genügt auch der Raum auf dem Boden nicht für alle seine Kinder; die Baumstämme müssen die verschiedenartigsten Schlingpflanzen tragen, die sie wie mit einem wundervoll schattirten grünen, mit Blumen aller Farben übersäeten Teppich umgeben. Wollte man diese Orchis-, Piper- und Pothospflanzen, die sich an den Baumriesen hinaufschlängeln, kunstgerecht versetzen, zwischen jeder Pflanze einen, wenn auch noch so kleinen Abstand lassen, so würde man wohl eine fünfzigfach so große Bodenfläche, als die, welche sie jetzt einnehmen, bedürfen; man könnte mit den Pflanzen, die hier auf einem Stückchen Land von 10 Quadratfuß nicht nur an einander, sondern selbst auf einander gedrängt sind, eine große Parkanlage schaffen! Durch diese seltsamen Gruppirungen erweitern die Wälder wie die Flanken der Berge und Felsen das Gebiet der organischen Natur; die nämlichen Lianen, welche auf der Erde kriechen, erklimmen auch die Gipfel der Bäume und schicken ihre Ranken, bis hundert Fuß hoch, vom einen zum andern Baumcoloß hinüber.

So wanderte ich tagelang im Schatten dieser Pflanzengewölbe, die nur selten den tief-dunkeln Azurhimmel durchschimmern ließen. Hier war es, wo ich zum ersten Male die flaschen- und sackähnlichen, bewunderungswürdig künstlich gearbeiteten Nester der Oriole bewundern und dem Gesange dieser Vögel lauschen konnte, der freilich in dem disharmonischen Geschrei ungezählter Papageienschwärme eine für das Ohr nicht angenehme Begleitung fand. Man muß sich in diesen Gegenden aufgehalten haben, um sich eine annähernde Vorstellung von der Masse der hier vorkommenden Papageien machen zu können, und ihr Alles — selbst das Gebrause naher von Felsen herabstürzender Waldbäche — über-

täubendes Geschrei kennen zu lernen. Der Reisende, der auf einem schnaubenden Dampfschiffe nahe an dem hohen Ufer des Parana vorbei fährt, und das wüthende Gekreisch und Gezeter der in ihrer Ruhe gestörten dort brütenden Papageien vernimmt, hält sich wohl erschrocken die Ohren zu und glaubt, ein mehr das Ohr belästigendes Geschrei könne es gar nicht geben, und doch ist diese angreifende und selbst den Geist des Neulings momentan verwirrende Dissonanzverbindung Nichts im Vergleich mit den Leistungen der Hunderttausende von grün, roth und bunt befiederten Kehlen an den oberen Ufern des Vermejo!

Dieser Reichthum des Bodens, diese erhöhte Kraft des organischen Lebens hemmen, während sie die Nahrungsquellen hinwieder vervielfachen, die Fortschritte der Völker auf der Bahn der Civilisation; denn mitten im Ueberfluß dieses Klimas entwickeln sich die Geisteskräfte der Bewohner langsamer, als unter einem weniger milden Himmel, wo der Mensch unaufhörlich mit den Elementen zu kämpfen und zu ringen hat. Hier erleichtert die Natur dem Menschen in jeder Weise den Erwerb seines Unterhaltes, wenn man überhaupt von Erwerb sprechen kann; ein kleines mit Getreide bepflanztes Feld giebt hier zwanzig und mehr mal so viel Nahrungsstoff als ein gleich großes Stück Land in den nördlichen Zonen. Eine kleine Bambus- oder Rohrhütte wird hier leicht zum Palast, zum Sanssouci oder Monrepos der Menschen, die keine anderen Bedürfnisse kennen, als die materiellen, und welche, um dieselben zu befriedigen, nur den Mund aufzumachen brauchen, da die allgütige Natur sie ihnen sozusagen in den Mund wachsen läßt.

Diese bemerkenswerthen Umstände haben gleich wesentlichen Einfluß auf die physische Gestaltung des Bodens wie auf den Charakter seiner heutigen Bewohner. Fast alles menschlichen Umgangs entbehrend, bildet jeder Haushalt einen von der Außenwelt abgeschlossenen, selbständigen Stamm, und hemmt diese Vereinzelung die Fortschritte der Menschen zur Sittigung, während sie der Landschaft ein wildes Aussehen verleiht; selbst in der Nähe der bevölkertsten Städte bleibt das Land mit Wäldern bedeckt, oder von einem dichten Teppich, den noch keine Pflugschaar durchschnitten hat, überzogen. Wahrscheinlich werden diese Zustände nur höchst langsam sich ändern, und mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß diese Gegend selbst bei sich mehrender Bevölkerung ihre landschaftlichen Reize und den Ausdruck einer jungfräulichen, unentweiheten Natur beibehalten werde, die ihr ein so anziehendes und malerisches Wesen verleihen. Der Mensch, so sehr er sich im Allgemeinen mit dem alttestamentarischen Lehnsdiplom seiner Erdenherrschaft brüstet, dehnt hier seine Macht weniger aus; man möchte sagen, er erscheine hier nicht als gebietender Herr, der nach Ermessen und Willkür über die Erde verfügt, sondern als Gast, welcher friedlich und dankerfüllt die Wohlthaten der Natur genießt.

Ueberblickt man diese ausgedehnte reiche Landschaft so bedauert man kaum, sie von allen Wahrzeichen der Civilisation entblößt zu sehen. Ueberall wo in der heißen Zone eine pflanzenreiche Landschaft ihre ursprüngliche Gestaltung beibehielt, verlernt man, an die Anmaßung des Menschen zu denken: Herr der Schöpfung zu sein; weit entfernt, hier die Elemente zu beherrschen, geht sein Bestreben vielmehr dahin, sich ihrer Gewalt zu entziehen. Was hier die Bewohner seit Jahrhunderten zu verändern oder zu „verbessern" sich bemüht haben an dem Sein und Wesen ihres Landes, das wischen, durch unterirdisches Feuer, durch Ueberschwemmungen oder durch Orkane hervorgerufene Umwälzungen in einem Augenblicke wieder aus. Dem Europäer kommt eine derartige Gegend als ein von seinen Bewohnern verlassener Landstrich vor, denn an das Menschengewühl in seinem Geburtslande gewöhnt, kann er sich mit dieser majestätischen Einsamkeit nicht befreunden. Wer aber in Südamerika in den Wäldern des flachen Landes oder auf den Höhen der Cordilleren Jahre lang gelebt und in Landschaften, die an Ausdehnung Deutschland gleichkommen, nur einzelne zerstreute Hütten sah, dessen Phantasie entsetzt sich nicht mehr vor solchen Einöden, die dennoch so voll pulsirenden Lebens sind, wenn ihnen auch der „Herr der Schöpfung" sein Amtssiegel noch nicht aufgedrückt hat.

Man wird vertraut mit dem Gedanken an eine Welt, die nur von einigen Tausend Indianern, von wilden, d. h. ungezähmten Thieren und von Pflanzen bevölkert wird, und wo menschliche Freuden und Leiden ihre Jubel- und Klagetöne nie hören ließen.

Fehlt hier auch der Stempel der Civilisation, dem offenen, empfänglichen Sinn bietet doch die Natur auch hier — und mehr noch hier als da, wo sie sich den Menschen fügen mußte — die Wahrzeichen, die Symbole einer höhern Bedeutung. Wie sie vom krachenden Toben des Sturmes bis zu dem geschwätzigen Rieseln des sprudelnden Quells, von dem entsetzenden Tigergebrüll bis zu dem leisen, wehmüthigen Zirpen des einsamen Heimchens die Tonleiter menschlicher Gemüthsstimmung anstimmt — so finden auch die Schattirungen menschlicher Gefühle und Empfindungen passende Farben. Von dem freundlichen, das Auge mit sanftem Reize fesselnden Grün bis zu den flammenden Prachtfarben Gelb und Roth, welche unser Gemüth freudig überraschen, aber bald ermüden, — zu der lichten Azurbläue des Himmelsgewölbes, die uns erheitert und aufrichtet, den Blick immer aufs Neue anzieht und in die unbegrenzten Fernen einer himmlischen Unendlichkeit hinauflockt — alle diese Schattirungen und Abstufungen, sie sind Spiegelbilder oft empfundener Gemüthsstimmungen.

Und ist der Tag mit seiner Pracht so unbeschreiblich verlockend für den Naturfreund, so bieten auch die wundervollen Nächte ihm nie geahnten Genuß. Nichts ist mit dem Eindruck erhabener Ruhe zu vergleichen, welchen der Anblick des Sternenhimmels in diesen Gegenden gewährt, namentlich in den auch hier vorkommenden ausgedehnten Wiesengründen. Man muß unwillkürlich an eine jener unbeschreiblichen Nächte auf dem Meere denken, wo ein sanfter Wind das Segelschiff wie mit Geisterhänden auf der spiegelglatten Meeresfläche unter dem tropischen Himmelszelte forttreibt! Und dann die reizenden Lichteffecte, welche die oft scharenweise in allen Richtungen auftauchenden und eben so plötzlich wieder verschwindenden Leuchtkäfer hervorbringen! Doch man muß dies empfinden, man muß solche Nächte selbst erlebt haben, beschreiben läßt sich der Eindruck ebensowenig, wie man ihn je vergessen wird.

Zu diesem Bilde, dem schönsten Stillleben, das je die Phantasie eines Künstlers erdenken kann, gesellt sich nicht selten der Anblick entfesselter Elemente. Plötzlich wird der Horizont in jener Richtung von einer mächtigen Rauchwolke verdunkelt, welche bald eine röthliche Färbung zeigt, sich lichtet und einer ungeheuern Flamme Platz macht. Die Indianer sind nicht gerade vorsichtig bei dem Gebrauch von Feuer, sie verursachen aus Nachlässigkeit häufig genug die großartigsten Waldbrände, oft aber ist die Ursache derselben nicht der Zufall, sondern ein wohlbedachter Plan der wilden Kinder dieser erhabenen Natur; die Indianer wollen am nächsten Tag eine große Treibjagd halten, und da es ihnen zu mühsam dünkt, das Wild in seinem fast unzugänglichen Versteck im Walde aufzusuchen, so stecken sie einfach einige Harzbäume in Brand, welche bald das Feuer einem viele Meilen großen Wald mittheilen. Das unbändige Element muß sich hier die Rolle des Treibers gefallen lassen; vor

ihm fliehend bricht das Wild zu Tausenden in die nächste Prairie aus, wo es — zudem es von der nächtlichen Flucht und von der furchtbaren, dem brennenden Walde entströmenden Hitze ermattet ist — am nächsten Tage von dem von der Civilisation noch unbeleckten Jäger mit derselben Mühelosigkeit erlegt wird, als wohnten sie einem Treibjagen fürstlicher Herren in Europa bei."

Verfall des großen Kaisercanals in China.

Diese seit Jahrhunderten berühmte Wasserstraße hat nun definitiv ihre allgemeine Bedeutung verloren und ist fortan nur noch auf einzelnen Strecken von örtlicher Wichtigkeit. Es war ein großartiges Werk, welchem Europa nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat, und bildete den Hauptstamm eines weit verzweigten Canalsystems. In unserm Erdtheile würde solch ein Stamm die Ostsee mit dem Schwarzen und dem Asiatischen Meere verbinden, denn die Länge jenes von der Kunst geschaffenen Kaiserstromes (Yu ho) beträgt etwa drittehalbhundert deutsche Meilen. Er verbindet den Süden mit dem Norden, die Häfen Ningpo und Hankau mit der Hauptstadt des Reiches, Peking. Er ist darin ganz eigenartig, daß er, je nach der Verschiedenheit des Geländes, eine ganz verschiedene Gestaltung hat, viele Windungen macht, die Breite von 1000 bis 2000 Fuß beträgt und zumeist fließendes Wasser hat. Manchmal beträgt das Gefäll 2 bis 3 Fuß auf die halbe deutsche Meile. Er läuft durch Moräste und Seen, ist tief in Höhenzüge eingeschnitten worden, zieht in riesigen Aquäducten über weite Felder hinweg, berührt dichtbevölkerte, trefflich angebauete Gegenden, aber auf manchen Strecken liegen Dörfer und Städte tiefer als sein Bett. Auf ihm bewegen sich viele schwimmende Dörfer hin und her und bis in unsere Zeit hinein war er stets mit unzähligen Transportschiffen bedeckt. Er verband nicht nur alle Provinzen des chinesischen Niederlandes unter einander, sondern brachte Süden und Norden auf Binnenwegen in unmittelbare Verbindung und machte die Versorgung des letztern mit den erforderlichen Reisvorräthen möglich. So lange er in gutem Stande war, fuhren stets etwa zehntausend mit Getreide beladene Boote auf ihm, er ist aber in unseren Tagen sehr in Verfall gerathen und schon 1867 war er, als Ganzes betrachtet, nicht mehr vorhanden. Insbesondere schwer wurde er beschädigt, als der Gelbe Strom, dieser Hoang ho, seinen Lauf nach Osten hin verließ, sich einen Weg nach Norden hin zum Busen von Pe tschi li bahnte und dabei weit und breit gewaltige Verheerungen anrichtete. Dadurch wurde der Kaisercanal auf weite Strecken unfahrbar. Im Jahre 1856 ergab eine Untersuchung, daß von 1851 an abermalige Ueberströmungen den Schaden noch beträchtlich vergrößert hatten; man fand, daß manche Sammelbecken, die früher bis zu 14 Fuß Tiefe hatten, nun trocken lagen. (Karl Andree, Geographie des Welthandels II, S. 318.)

Jetzt lesen wir in der „Overland China Mail" (27. September), daß der Canal kürzlich wieder Deiche durchbrochen hat und zwar ganz in der Nähe der großen Handelsstadt Tientsin, welche bekanntlich den Einfuhrhafen für Peking bildet. Die Länge des einen Durchbruches beträgt 70 Tschang, d. h. etwa 700 Fuß. Landein ist ein noch zweiter, halbkreisförmiger Binnendeich, der seinerseits auch auf einer Strecke von etwa 100 Fuß nachgab, und durch dieses Loch stürzte dann das Wasser mit großer Gewalt über die weiten Ebenen hin und überdeckte dieselben schon nach Verlauf weniger Stunden mehrere Fuß hoch. Die Ueberschwemmung kam so plötzlich, daß manches Menschenleben verloren ging, und daß von der aufgespeicherten Ernte wenig oder nichts zu retten war. Die Bauern bestiegen ihre Kähne und versuchten das was noch im Felde stand abzumähen, die ganze Umgegend war zu einem großen See geworden.

Es hat sich nun getroffen, daß beinahe gleichzeitig mit dieser Ueberschwemmung die kaiserliche Regierung zu Peking einen Befehl veröffentlichte, demgemäß fortan der für den Bedarf der Hauptstadt erforderliche Vorrath an Reis dorthin auf dem Seewege gebracht werden soll. Volle sechshundert Jahre hindurch ist er auf dem Canale dorthin geschafft worden, von Lint sing tschëu in der Provinz Schantung, 250 deutsche Meilen weit her, bis Tientsin. Es war ein mongolischer Kaiser, welchem das großartige Werk sein Entstehen verdankt und die Chinesen halten diesen Gründer bis heute in dankbarem Andenken. Um das Jahr 1308, unter der Regierung Tung lo's, begann der Reistransport auf dem Canale, bisher war das Getreide auf dem Seewege befördert worden. Viele Steuern werden bekanntlich in Reis bezahlt. Die Regierung erkannte wohl die große Wichtigkeit eines Wasserweges, der fruchtbare Provinzen durchzog, und ließ es sich angelegen sein, die häufig eintretenden Beschädigungen rasch auszubessern. Aber seit 1851 war, wie schon oben bemerkt, der Canal in seiner ganzen Länge nicht ferner ununterbrochen zu befahren und schon seit 1853 kam viel Reis auf dem Seewege nach Peking. In dieser Beziehung lag jedoch kein kaiserlicher Befehl vor; man gab sich immer noch der Hoffnung hin, den Canal wieder praktikabel machen zu können; aber das oben erwähnte Decret beweist, daß man nun dieselbe hat fallen lassen.

Die chinesischen Oberbehörden müssen sich den Anforderungen der neuen Zeit fügen. Sie können sich nicht verhehlen, daß an die Stelle der schwerfälligen Dschonken raschfahrende Dampfer treten müssen; sie zeigen ihre Abneigung gegen die Betriebsamkeit der Ausländer auch darin, daß sie das Monopol des Reistransportes einer chinesischen Dampfschifffahrtsgesellschaft übertragen haben. Darin aber, daß man überhaupt den Transport des Getreides durch Dampfer, nicht mehr allein durch Dschonken bewerkstelligen läßt, ist eine für China bemerkenswerthe Neuerung eingeführt worden, zu der man sich wohl nicht leichten Herzens verstanden haben wird. Kriegsdampfer hat die Regierung allerdings schon seit einer Reihe von Jahren. Jetzt wird dann und wann angedeutet, die Zeit sei gekommen, in welcher mancherlei Aenderungen in dem bisherigen System nicht mehr weit hinausgeschoben werden dürften. Indem man sich überzeugt habe, daß eine Wiederherstellung des großen Canals zu den unmöglichen Dingen gehöre, folge man aber nicht etwa den Ansichten der Europäer sondern dem Zwang der Natur! Man will sich von nun an darauf beschränken, so viel als möglich großen Ueberschwemmungen vorzubeugen: über kurz oder lang wird man aber die stupide Abneigung gegen europäische Wasserbauverständige überwinden müssen, denn als Ingenieure wollen die chinesischen jenen gegenüber so viel wie nichts bedeuten.

Aus allen Erdtheilen.

Die Beschäftigungen der Deutschen in den Vereinigten Staaten.

Eine sorgfältige Prüfung der Censustabellen, schreibt der „Cincinnati Volksfreund", führt zu dem Ergebnisse, daß im Allgemeinen der Anglo-Amerikaner die harte Arbeit scheut und sich die Arbeit Anderer zu Nutze macht, daß der Deutsche Handwerk, Fabrikarbeit und Beschäftigung liebt, welche nicht ganz und gar roh und geistlos ist, und daß der Irländer die schwere Arbeitskraft liefert, namentlich aber eine Vorliebe zu Brechaxt und zum Spaten zeigt, obwohl auch eine Masse Irländer, beiläufig gesagt eben so viele wie Deutsche, als Handelsleute und ihrer eine erstaunlich große Menge als Angestellte bei dem Betriebswesen der Eisenbahnen beschäftigt sind.

Die Stärke des deutschen Elements (Eingewanderte und deren hier geborene Kinder) wird auf etwas über 10 Millionen angeschlagen, die der Irländer auf etwas weniger und die der Eingeborenen, incl. Neger, auf nahezu 17 Millionen. Von 5 Millionen Ackerbauern (wir bedienen uns runder Zahlen) sind nahezu 250,000 Irländer. Obwohl die beiden letzten dem Census entnommenen Zahlen, um die erste hier geborene Generation einzuschließen, verdoppelt werden müßten, so beweisen sie doch, daß die Einwanderer sich mehr in den Städten halten als man glaubt, denn nach dem allgemeinen Bevölkerungsverhältnisse müßte man vermuthen, daß wenigstens zwei Millionen Deutsche und Irländer sich auf den Farmen befinden sollten. Die Deutschen zeigen jedoch mehr Vorliebe für den Ackerbau als die Irländer.

In dem Staate, in welchem die meisten Deutschen leben, in Wisconsin, bilden sie die große Mehrzahl der Farmer, deren Zahl 70,000 beträgt, wovon 37,000 eingewanderte und noch eine Menge dort geborene Deutsche sind, während nur 14,000 irische Farmer gezählt werden. In Ohio sind 350,000 Ackerbauer, darunter 25,000 eingewanderte Deutsche und nur 7500 Irländer angegeben. — Zum Dienen scheinen die Amerikaner wenig Lust zu haben, die Irländer um so mehr. Unter einer Million Dienstboten befinden sich 42,000 Deutsche und 120,000 Irländer. Die Neger, welche nicht apart aufgeführt sind, werden ungefähr drei Viertel des Restes ausmachen. — In Handel und Spedition sind 862,000 Personen beschäftigt, davon sind 112,000 Deutsche und 119,000 Irländer. — Als Unterbeamte in Regierungsämtern figuriren mehr Irländer als Deutsche, aber dreimal so viele Amerikaner als jene beiden zusammengenommen. — Aus dem Kirchenwesen verstehen auch unsere Natives mehr Vortheil zu ziehen als die Eingewanderten; denn unter 43,000 Geistlichen giebt es nur 2745 Deutsche und etwa 1700 Irländer. — Journalisten werden 5286 gezählt, davon 314 Deutsche und 174 Irländer von Geburt. Im ganzen Lande existiren nur 31 deutsche „Showmen und Showwomen", ein Beweis davon, daß die Deutschen sehr wenig vom Humbug halten. Auch den Militärdienst scheinen sie nicht zu lieben, denn in der regulären Armee sind doppelt so viel Irländer als Deutsche eingeschrieben. — Von 120,000 Lehrern sind sonderbarer Weise nur 3000 deutsche und gar nur 2000 irländische, dagegen finden sich unter 6500 Musikern 2400 Deutsche und 351 Irländer. — Den Deutschen wird eine besondere Neigung zum „Salonhalten" zugeschrieben, aber der Census liefert keinen Beweis dafür, denn unter 35,000 Kneipenwirthen sind nur 11,000 Deutsche aufgeführt, aber auch nur 4000 Irländer; unter 14,000 Kellnern 3500 Deutsche, 1259 Irländer. — Ladendiener werden 229,000 gezählt, darunter 16,000 Deutsche, 9000 Irländer; Wäscherinnen 70,000, davon Deutsche 2700, Irländerinnen 11,500, ein Zeichen, daß die Irländer das Waschen lieben. — Unter mehr als einer Million Taglöhnern befinden sich 229,000 Irländer und nur 96,000 Deutsche; unter 154,000 Eisenbahnarbeitern 37,000 Irländer und nur 7800 Deutsche. Wir kommen hier darauf zurück, daß als Arbeiter sehr viele in Amerika geborene, aber noch ihre Nationalität festhaltende Deutsche und Irländer aufgeführt sind, daß es sich also im Allgemeinen der Amerikaner ziemlich bequem macht.

Aus Argentinien.

Zwischen Buenos Ayres und Europa fahren jetzt regelmäßig nicht weniger als 92 Dampfer. Wenn man auf jeden derselben nur drei Fahrten im Jahre rechnet, so ergeben sich 328 Fahrten, so daß auf jeden Wochentag mindestens eine Ankunft erfolgt. Da nun die Reisegelegenheiten so sehr vervielfältigt und beschleunigt worden sind, erklärt sich die beträchtlich gesteigerte Einwanderung. Im Jahre 1872 kamen 41,092 Einwanderer an; 8253 Personen gingen nach Europa ab. Einer der Directoren des Einwandererhauses, in welchem die Ankömmlinge Aufnahme und so weit sie es bedürfen Verpflegung finden, Herr Wilcken, meint, daß bis Ende 1873 die Jahreseinwanderung wohl mehr als 80,000 Köpfe aufzuweisen haben werde. In Betreff der Nationalität stehen die Italiener voran, sie machten in den Jahren 1871 und 1872 je 56 Procent aus; auf die Basken, die als „Franzosen" aufgeführt werden, entfallen respective 13½ und 17 Procent; auf die Spanier, gleichfalls zumeist Basken, 17½ und 17; auf die Engländer 5 und 4; auf andere Nationalitäten zusammen 8 und 6 Procent. In den drei letztverflossenen Jahren betrug die Einwanderung von Personen weiblichen Geschlechtes nur 20 Procent. — Im Einwandererhause zu Buenos Ayres suchten 1872 ein vorläufiges Unterkommen 8594 Personen; davon bekamen 5715 sofort Beschäftigung in der Stadt, 992 gingen nach den Colonien in der Provinz Santa Fe, 927 bekamen Arbeit in der Umgegend von Buenos Ayres und 840 gingen nach den oberen Provinzen. — Der Arbeitslohn stellte sich im October durchschnittlich, neben Kost und Wohnung im Jahr für: Ackerleute 30 bis 60 Pfund Sterling; Köche 40 bis 120; Kutscher 40 bis 60; Ladendiener 20 bis 200; Apotheker 80 bis 150; Gärtner 40 bis 100; Schullehrer 60 bis 100; Bäcker 40 bis 70; Hausmägde 30 bis 60; Kindsmägde 80. — Ohne Wohnung und Kost betrug der Taglohn für Zimmerleute 6 bis 12 Schilling; Grobschmiede 5 bis 10; Buchbinder 5 bis 10; Steinhauer 7 bis 10; Lithographen 7 bis 20; Uhrmacher 8 bis 11; Schneider 7 bis 11; Anstreicher 5 bis 8; Sattler 6 bis 10; Schuhmacher 4 bis 7.

Aus Japan.

Am 9. October ist in Yeddo die polytechnische Abtheilung der kaiserlichen Hochschule feierlich eröffnet worden. Dieselbe enthält an Classen: 5 englische, 3 deutsche, 2 französische. Der Mikado erschien zur Einweihung, von den Staatsministern begleitet, und sämmtliche von der Regierung angestellte Lehrer bildeten ein zahlreiches Gefolge. Professor Murray hielt eine Anrede an den Kaiser, der eine Antwort verlas, in welcher er den Lehrern dankte für ihre Bemühungen, den Unterricht in Japan zu fördern. Dann wurde mit den Studenten eine kurze Prüfung vorgenommen und nachdem der Mikado sich entfernt hatte, nahmen sämmtliche Lehrer und japanischen Beamten gemeinsam ein Frühstück ein. Zum 17. October waren alle Beamte des Unterrichtsdepartements und die europäischen Lehrer zu einem Festmahl bei Sr. kaiserlichen Majestät eingeladen. Hat dergleichen sich jemals in Europa begeben?

In der Zeitung „Kobun Tsuschi" hält ein Japaner sei-

nen Landsleuten eine Strafpredigt. Es verdrießt ihn, daß „so viele Millionen“ die Wissenschaften des Abendlandes studiren und dabei ihre eigene Muttersprache vernachlässigen. „Sie gehen aus den Provinzen, aus dem elterlichen Hause fort nach Tokeï (Jedo) oder irgend einer andern großen Stadt, um Englisch zu lernen, sind aber nicht im Stande, einen Brief an die Ihrigen zu schreiben, weil sie weder japanisch noch chinesisch zu schreiben gelernt haben. Ja, nicht einmal die Erlasse und Verordnungen der Regierung können sie lesen!“

Sogenannte Sake-Schmäuse kommen in Häusern von Provinzialbeamten nicht selten vor. Es wird dabei Musik gemacht, getanzt, gescherzt und schöne Mädchen mit klaren Aeuglein dürfen nicht fehlen. Eine Geischa, d. h. ein Singmädchen für jeden Gast, gehört zur Sache. Nun hat ein kluger Beamter, der Kenrei von Tauruga Ken, darüber nachgedacht, und es wollte ihm nicht einleuchten, wie ein Beamter, der monatlich 15 Dollars Gehalt bezieht, 50 Dollars im Monate für Sake und Singmädchen verausgaben könne. „Woher kommt solch ein Satsu?“ Mit rechten Dingen konnte das nicht zugehen, und der Oberbeamte durchschnitt ohne Weiteres den Knoten. Sein Befehl lautet, daß in Tauroga Ken kein Beamter Singmädchen in seinem Hause haben darf; thut er es doch, muß er Strafe bezahlen. Will er eine solche Musikantin heirathen, so hat er an die Gemeindecasse 250 Dollars abzugeben. Das ist bitter für die armen hübschen Geischas, deren manche bisher, europäisch zu reden, unter die Haube kamen, indem sie Frauen von Unterbeamten oder von Männern gleiches Standes wurden. Aber 250 Rios (Dollars) ist für solche Leute eine schwere Summe.

Die japanische Regierung hat aus Nordamerika 40 Stück Kühe verschrieben, um gute Zucht zu bekommen. Der uneigennützige Yankee, welcher den Auftrag besorgte, ist bescheiden gewesen; er hat ihr für jede Kuh nur — 1000 Dollars berechnet. — Dem Mikado wurde bisher der Reisbedarf für seinen Hofhalt in Natura geliefert, das fällt von nun an weg und er bekommt statt des Korns jährlich 60,000 Dollars.

Die Regierung hat einige höhere Offiziere nach dem Indischen Archipelagus geschickt; sie sollen sich auf dem holländischen Geschwader den Verlauf des Krieges gegen den Sultan von Atschin betrachten und über denselben Bericht nach Haus erstatten.

Eine Mekaki, d. h. Nebenfrau, Namens Mitzko Hamuro, gebar am 18. September, „um halb 4 Uhr Nachmittags“, dem Mikado einen Prinzen, der gleich nachher starb. Sofort erschien eine Proclamation mit dem Befehle, daß drei Tage nach Bekanntmachung derselben in japanischen Häusern keine Musik gemacht werden dürfe. Das Leichengepränge fand am 25. September statt und der Sarg wurde in Toschi Oka, dem neuen kaiserlichen Begräbnißplatze, beigesetzt. Alle Beamten vom siebenten Hofrange aufwärts und alle Kuasoka, d. h. Edelleute, wurden befohlen, beim Hofmarschallamte (Kunaischo) zu erscheinen, um dort den Ausdruck ihrer Condolenz abzugeben. — Das muthet uns ganz hofeuropäisch an, ist aber alter Brauch in Japan.

Im Frühjahr 1873 erschien der wunderliche Erlaß, welcher allen Regierungsbeamten das Anlegen europäischer Kleidung anbefahl. Sie sollten unsere erbärmlich geschmacklosen Cylinder auf den Kopf stülpen, nachdem sie den japanischen Haarknoten hatten abschneiden lassen; sie sollten Beinkleider, enge Stiefel, Halsbinden und Handschuhe tragen. Die Regierung schickte im ganze Reiche lithographirte Bilder umher, die Figuren auf denselben zeigten die Musteranzüge. Die Europäer schüttelten über solch einen kindischen Befehl den Kopf und sagten voraus, daß diese Kleiderposse nicht durchgeführt werden könne. So ist es auch gekommen. Namentlich die mittleren und unteren Beamten, die keine Auslagen für solche Kleidung machen wollten, ließen den Befehl unbeachtet, und nun muß die Regierung durch die Finger sehen. Allerdings wird mit der Zeit und allmälig die europäische Art der Bekleidung allgemein werden, aber nicht die, welche Modegecken tragen, nicht der alberne Frack, sondern der bequeme Kittelrock, der freie Bewegung der Arme und des Körpers überhaupt gestattet und kleidsam aussieht. Inzwischen hängen überall im Lande jene Lithographien aus, welche das Volk mit Verwunderung betrachtet. Die Erläuterung ist mit chinesischen Schriftzeichen gegeben, welche das Volk nicht lesen kann!

* * *

— Die Sklavenemancipation auf der westindischen Insel Puerto rico hat gar keine Schwierigkeit. Die Bevölkerung stellte sich im Jahre 1872 auf 617,327 Köpfe, und die überwiegende Mehrzahl bestand aus Weißen. Die Zahl der Sklaven betrug nur 31,706, so daß nur etwa 5 Procent keine freien Leute waren. Ein Drittel sind Hausdiener, welche mit dem Ackerbau nichts zu schaffen haben; dazu kommen zwei Drittel Frauen und Kinder, so daß der Uebergang zu freier Arbeit keinerlei Störungen verursachen wird. Es sind schon etwa 10,000 Neger freigelassen worden. Im Jahre 1872 war der Preis für einen Sklaven in der Hafenstadt Ponce schon auf 150 bis 200 Dollars gefallen und die Nachfrage war sehr gering. Mehr als zwei Drittel der Arbeit auf den Zuckerplantagen wurde durch freie Leute beschafft; der Arbeiter bekommt täglich 50 bis 75 Cents und eine Mahlzeit. Hausdiener erhalten 6 bis 10 Dollars monatlich, nebst Wohnung und Kost. Allgemein ist aber die Klage, daß die freien Neger höchst unfleißig seien. Im Jahre 1872 hat die Zuckerernte auf Puerto rico sich auf 110,218 Tonnen, die Gesammtausfuhr der Insel auf 2,895,945, die Einfuhr auf 2,150,620 Pf. St. gestellt. Von 31,706 Sklaven konnten 31,209 weder lesen noch schreiben.

— Auf dem Champlainsee, zwischen den Staaten Vermont und Neuyork, ließ ein speculativer Yankee einen „Branntweinpalast“ schwimmen. Dieser Palast war ein Floß mit einer Bretterbude, die ganz mit Rum- und Branntweinfässern angefüllt war. Basset, der Yankee, zahlte keine Steuern, mißachtete das Temperanzgesetz von Vermont und erklärte, daß sein Palast keinerlei Jurisdiction unterworfen sei. Die Arbeiter kamen an Zahltagen auf das Floß, betranken sich toll und voll und verübten auch sonst allerlei bösen Unfug. Da keine Behörde demselben steuerte, beschlossen vierzehn Männer die Vollziehung des Gesetzes in ihre eigene Hand zu nehmen und das geschah in folgender Weise. An einem trüben Tage zu Anfang Novembers bestiegen gegen Abend vierzehn Männer einige Boote nördlich von der Stadt Whitehall, ruderten in aller Stille an das Floß, legten dem Schänkkellner Daumschrauben an und verbanden ihm die Augen; dann brachten sie zwei Uhren, dreißig Faß Branntwein und eine geladene Doppelflinte in ihre Boote, steckten den Palast in Brand und fuhren mit dem Gefangenen und der Beute dem Ufer zu. Als Basset, der am Lande war, die Flammen sah, ruderte er den Booten entgegen und feuerte 15 Schüsse gegen dieselben, aber keiner traf. Darauf knallte es von den Booten her und Basset bekam nicht weniger als 17 Kugeln in den Leib. „Ist ihm recht geschehen!“ sagten die Leute am Lande als Todtenschau gehalten wurde. Es wäre interessant, einmal eine Zusammenstellung der Fälle zu lesen, in welchen die rechtlichen Leute dem Unfuge der Bösewichte ein Ende machen, weil die Behörden nur gar zu oft in nichtsnutzigster Weise ihre Pflicht versäumen. Dann geht Richter Lynch an die Arbeit.

— Im Territorium Utah sind bei Alta zwei Mastodonzähne gefunden worden; man hat dieselben im Museum der Stadt am Großen Salzsee niedergelegt.

— Manitoba, diese neugebildete Provinz am untern nördlichen Redriver und Winipegsee, zieht bereits die Einwanderung an, wenn auch noch nicht in beträchtlicher Menge. Im Jahre 1870 — weiter reichen die vor uns liegenden Nachrichten nicht — kamen 1400 Ansiedler; davon 954 aus Obercanada, 115 aus den Vereinigten Staaten, 78 aus Untercanada, 44 aus Großbritannien, 10 aus Neuschottland und 9 aus Neubraunschweig. Die Stadt Winipeg, aus welcher man eine große Capitale zu machen gedenkt, zählte zu Ende 1871 erst 1467

Einwohner, wovon nur 448 weiblichen Geschlechts; aber im Jahre 1872 sind doch 124 neue Wohnhäuser gebaut worden.

— Ein Lehrstuhl für das Völkerrecht in Japan ist dem Engländer Grigsby übertragen worden. Bisher haben unter seiner Leitung fünf japanische Studenten diese Wissenschaft in Oxford studirt. Grigsby hielt ihnen seine Vorträge in englischer Sprache und sie übersetzen dieselben dann ins Japanische.

— Japanische Fußkünstlerinnen erregen das Erstaunen der Europäer in Schanghai in hohem Grade; die dortigen Blätter sagen, so etwas sei doch noch nicht dagewesen. Ein Dutzend japanischer Mädchen kamen aus dem Reiche des Sonnenaufgangs, um ihre Künste zum Besten zu geben. Jede hat ihre besondere Specialität; die Hände bleiben ganz müßig. Die eine hat einen Knochen zwischen den Zehen und schlägt damit auf die Kesselpauke; eine andere spielt auf einer japanischen Zither (Laute, Samitun). Eine dritte spinnt, eine vierte näht, eine fünfte schlägt mit Stahl und Stein Feuer, eine sechste zieht Hunderte von Sapeken (— diese Bronzemünzen, Cash, haben in der Mitte ein viereckiges Loch —) auf einen Bindfaden und knotet beide Enden zusammen, und so fort. Ein Mädchen schreibt mit den Füßen, ein anderes schießt mit Bogen und Pfeil nach einem Ziele und fehlt nie; eine andere schneidet aus Papier Vögel und Schmetterlinge, wieder eine stopft sich die Tabackspfeife und zündet sie an, — Alles mit den Zehen. Diese Gesellschaft wird Europa besuchen. Bis auf Weiteres sind diese „podarkistischen Künstlerinnen engagirt" für das Yang-king-pang-Theater in Schanghai.

— Der nachstehende Vorfall erregt unsere Heiterkeit; er zeigte wie schlau die Chinesen sind. Zu Sutschëu in der Provinz Kiangsu am Großen Strome haben die Behörden die Reinigung der fahrbaren Stadtcanäle arg vernachlässigt. Als nun im Frühherbst lange Dürre herrschte, lagen sie fast trocken, worüber die Bürger murrten und dem Gouverneur aufsässig wurden, trotzdem Seine Excellenz täglich um Regen betete und ein strenges Verbot gegen das Schlachten von Thieren erlassen hatte, weil im gegentheiligen Falle die trockene Witterung noch länger andauern werde. Welch ein Zusammenhang zwischen einem geschlachteten Thier und dem Mangel an Regen ist, werden wohl die chinesischen Mandarinen am besten wissen. Nun erhält im September der Gouverneur Besuch von dem Tschi tseu, d. h. dem Beamten, welcher die Anstalt, in der die Kleider für Seine Majestät den Kaiser verfertigt werden, zu beaufsichtigen hat. Dieser hohe Beamte wurde, wie gebräuchlich, von der Excellenz zur Tafel eingeladen, und der Gouverneur ließ dem Stadtrathe sagen, derselbe solle ihm so und so viel Schweinsfleisch besorgen; der Stadtrath war gern bereit, dem Befehle nachzukommen, aber klug genug, nicht in die ihm gestellte Falle zu gehen. Er übermachte also dem Herrn Gouverneur ein lebendiges Schwein und ließ dabei sagen, daß ja das Schlachten verboten sei. Der Gouverneur ließ das dann durch seine Dienerschaft besorgen und das Schwein wurde verzehrt. Nun aber kam das Volk mit seiner Logik, die so lautete: „Der Drachengott kennt und weiß, wie scheinheilig und heuchlerisch der Gouverneur ist und deshalb hat er so lange keinen Regen geschickt. Also ist Seine Excellenz für die lange anhaltende Dürre verantwortlich zu machen; er trägt die Schuld, daß die Preise der Lebensmittel so hoch gegangen sind." Es wurde erklärt, daß der scheinheilige Gouverneur nicht mehr im Tempel beten solle, und siehe da, nachdem er das Schwein verzehrt und nicht mehr beten durfte, — fiel am nächsten Tag ein langer, erfrischender Regen.

— Die weißen Ameisen sind in vielen tropischen Gegenden eine wahre Landplage und richten großen Schaden an, namentlich dadurch, daß sie das Holz in den Häusern zerfressen. Nur wenige Arten Hölzer widerstehen den scharfen Freßzangen dieser winzigen Geschöpfe, und man wußte bisher kein wirksames Mittel, ihren Verwüstungen zu steuern. Man ist nun, z. B. in Hongkong, sehr froh, in der Carbolsäure ein solches entdeckt zu haben. Die Ameise kann dem mit solcher gut imprägnirten Holze platterdings gar nichts anhaben. Im Museum auf dem Rathhause ist ein Ausbau vorgenommen worden; bei einer Untersuchung des verwandten Holzes stellte sich nun heraus, daß alles nicht imprägnirte Holz schon von den Ameisen tüchtig in Arbeit genommen, das imprägnirte aber ganz und gar verschont geblieben ist. Bei dieser Gelegenheit wurde auch nachgewiesen, daß Carbolsäure sehr wirksam gegen Schlangengift sei und daß einige wenige Tropfen hinreichen, die so gefürchtete Cobraschlange zu tödten. Seit Kurzem weiß man das auch in Indien; die Schlangen meiden alle Wohnungen, wo Holz und Wände carbolisirt worden sind.

— Ein Hofball beim Könige der Sandwichinseln. Das deutsche „Neuyorker Journal" entnimmt dem Brief eines deutschen Kaufmannes in Honolulu Folgendes: „Kürzlich hatten wir einen Ball im Palaste unseres Königs Lunalilo I. Er ist mein Freund. Als er noch Kronprinz war, pumpte er mich um zwei Dollars an, nur auf einen Tag, wie er sagte. Als ich ihn ein Jahr später traf, erinnerte ich ihn an seine Schuld; aber er sagte mir, ich sollte warten bis er König sein würde, wiewohl seine Aussichten damals noch schlecht waren. Jetzt aber ist er König, und ich habe ihm ganz in der Stille die zwei Dollars geschenkt. Der besagte Ball, den König Lunalilo zu Ehren des englischen Admirals gab, war sehr hübsch. Der König betrank sich von allen Gästen zuerst, dann thaten es die Musikanten, hernach die Gäste, und schließlich hatte auch ich einen kleinen Rausch. Ich sah, wie ein junger Marineoffizier mit einem Mädchen von Honolulu sich's auf dem königlichen Thronsessel bequem machte, während der König und die Königin Emma zu seinen Füßen saßen. Darauf nahm der König eine Trommel, ging im Saale umher und schlug dazu den Zapfenstreich. Später begannen die Musikanten in der echten Manier John Bull's sich zu prügeln und nicht einmal der Admiral konnte sie auseinander bringen. Alles dies geschah auf dem Hofball! Aber wie man hört, vergnügte sich unser König ganz vortrefflich, zumal da trotz der großen Getränkevertilgung ein beträchtlicher Rest von Getränken für ihn übrig blieb. Ob er allein mit denselben fertig wurde, weiß ich nicht; aber wie man hört, ist er in den zwei Wochen nach dem Balle nicht nüchtern geworden, wiewohl er einen gehörigen Stiefel vertragen kann. Im Uebrigen ist König Lunalilo ein guter Kerl, und namentlich ist er ein großer Freund der Deutschen — vielleicht auch deshalb, weil wir ihn so oft tractirten, als er noch Prinz war. Er hat sogar einige deutsche Lieder auswendig gelernt, die er nicht so übel singt, z. B. Wenn die Schwalben heimwärts ziehn; Grad aus dem Wirthshaus ꝛc.

— Der Staat Delaware hatte vor hundert Jahren noch eine zahlreiche indianische Bevölkerung. Jetzt lesen wir, daß in demselben noch Ueberreste von vier verschiedenen Stämmen (der Leni Lenapes) übrig sind. Die Zahl dieser „vier vereinigten Nationen" beläuft sich auf — 16 Köpfe!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

bilden; namentlich bei Frauen und Kindern derselben finde man eine für jenen Himmelsstrich ungewöhnlich weiße Haut. Die Bourbon's sind bei ihren Heirathen sehr vorsichtig gewesen, haben an ihrer Religion festgehalten, konnten deshalb keine Verbindungen mit Mohammedanerinnen eingehen und wählten ihre Frauen unter den christlichen Sklavinnen, welche mit den Karawanen aus dem nordwestlichen Asien nach Indien kamen; späterhin ist auch etwas portugiesisches und englisches Blut hinzugekommen. Sie verheirathen ihre Töchter nicht vor vollendetem sechszehnten und manchmal erst im zwanzigsten Jahre, was in Indien eine ganz merkwürdige Ausnahme bildet. Von indischen Sitten haben sie nur die angenommen, die Frauen im Hause zu halten; vom Französischen haben sie nur einige wenige Wörter behalten, die obendrein entstellt sind.

„Die Bourbon's, die Häuptlingsfamilien, wußten im Jahre 1867 noch nichts davon, daß eine diesen Namen führende Dynastie jemals in Frankreich regiert habe (— was uns beiläufig bemerkt sehr wundert, da man wohl annehmen könnte, daß General Malcolm, dem gerade dieser Name so sehr auffiel, sie über den Sachverhalt in Kunde gesetzt haben würde —); seitdem sie das wissen, bilden sie sich aber nicht etwas darauf ein. In ihren Familienarchiven findet sich übrigens ein Wappen und mit Lilien; Jean de Bourbon soll, ihrer Ueberlieferung zufolge, in Frankreich Herr von Barri und Migurh (etwa Berry und Merivaux?) gewesen sein.“ —

So viel wir aus diesen Aussagen Rousselet's folgern können, ist in den Adern dieser Frantsis, Alles als richtig angenommen, doch sehr wenig französisches Blut, denn die Frauen sind, einige portugiesische abgerechnet, seit dreihundert Jahren alle Asiatinnen gewesen, und daraus erklärt sich auch, daß die Acclimatisirung keine Schwierigkeiten gehabt hat.

Culturverhältnisse Rußlands und des skandinavischen Nordens in vorhistorischer Zeit.

Von **J. Mestorf.**

IV.

Südrußland, sagt Worsaae, gegenüber Hildebrand's im vorigen Aufsatze entwickelten Ansichten, wurde durch die griechischen Colonien am Pontus schon im 7. und 6. Jahrhundert vor Chr. der Sitz einer blühenden Cultur, der es an schönen Eisengeräthen nicht mangelte. Die Berührung mit den hoch gebildeten Nachbaren konnte auf die nördlich anwohnenden Skythen nicht ohne Wirkung bleiben und der Inhalt ihrer Gräber zeugt davon, daß sie nicht nur Waffen, Schmuck, Gefäße u. s. w. von den Griechen erwarben, sondern die schönen Kunsterzeugnisse auch selbst nachzubilden versuchten. Es blieb jedoch bei diesen vereinzelten Versuchen. Von einem aus den classischen Vorbildern sich entwickelnden selbständigen Kunststil findet man keine Spur. Ja selbst die Skythengräber, welche griechische und halbgriechische Gegenstände und neben diesen noch plumpe Bronzegeräthe von asiatischem Typus enthalten, finden in den Gouvernements Kiew und Pultawa ihre Grenze. Selbst an Nachbildungen griechischer Münzen fehlt es, auch scheint der Weg, der um des Bernsteines willen früher längs dem Dniepr und der Weichsel an die Ostsee führte, kein sonderlicher Culturverbreiter gewesen zu sein. — Noch geringer als der griechische scheint der römische Einfluß auf Mittelrußland gewesen zu sein, obgleich man glaubt, daß die römische Cultur den ersten Anstoß zu der Slavenwanderung nach Westen gegeben habe. Völkerbewegungen in Asien und Rußland, sowie die weiten Steppen mögen das Vordringen einer höhern Cultur nach Norden gehindert haben. Von einer speciell russischen Eisenaltercultur kann somit nicht die Rede sein; auch für Nord- und Ostrußland nicht, wo die Eisengeräthe: kleine Dolche und andere Waffen und Werkzeuge, wiederum sibirischen Typus offenbaren. Eisengeräthe, die als Vorbilder der um Christi Geburt in germanischen Ländern auftretenden römisch-germanischen Eisencultur zu betrachten wären, fand Worsaae in Rußland nirgends. In den Westprovinzen spürt man allerdings den Einfluß der norddeutschen oder skandinavischen Eisenaltercultur. Zwischen Libau und Mitau wurde sogar ein Moorfund gehoben, der stark an die dänischen erinnert. Auf einem Flächenraum von einigen Quadratfuß fand man etwa 1½ Fuß unter der Oberfläche des Bodens, theils in einem irdenen Gefäß, theils im bunten Durcheinander, gegen 1200 Gegenstände; z. B. 472 eiserne Lanzenspitzen, davon 46 mit krummgebogener Spitze, 186 Lanzenfragmente, 131 eiserne Celte, 40 Aexte, ferner eine Menge von Bruchstücken, Werkzeugen, darunter Schmiedewerkzeuge, Armspangen, Gewandnadeln, Ringe von Eisen, Bronze und Silber, 60 Wetzsteine (sogenannte Weberschiffchen), 2 Schleifsteine 2c. —

Daß dieser und andere Eisenalterfunde als Ausstrahlungen der germanischen Eisenaltercultur und nicht als local zu betrachten, findet darin Beleg, daß in Rußland selbst derartige Funde bisher nicht gemacht worden sind. Freilich kann man sich hier darauf berufen, daß die Eisenalterfunde dort überhaupt noch nicht genügend studirt, die schon gesammelten noch nicht chronologisch gesondert wurden. Allein bis jetzt fehlt alles und jegliches Material, um die Hypothese, daß die germanische Bevölkerung des skandinavischen Nordens durch Rußland nordwärts gezogen sei, zu stützen. Noch sind in Rußland keine Runeninschriften weder ältern noch jüngern Stils gefunden, auch nicht das charakteristische Gewirr und Geschlinge von Drachen- und seltsamen Menschen- und Thierfiguren, welches den nordgermanischen Ornamentstil charakterisirt an Gegenständen, welche aus so früher Zeit stammen, daß sie als vorskandinavisch erklärt werden können. Die in Rußland gefundenen unzweifelhaft skandinavischen Alterthümer aber zeugen von einem schwedischen Einfluß auf Rußland, der auch für das 9. bis 11. Jahrhundert historisch beglaubigt ist; derselbe mag durch den durch Rußland gehenden Handelsverkehr mit dem Orient angebahnt worden sein und gipfelt in der Gründung einer skandinavischen Dynastie auf russischem Boden.

Nach Worsaae wurde nur der Süden Rußlands einmal in der Steinzeit, dann in der classischen Eisenzeit von einer höhern Cultur berührt, die jedoch keinen civilisirenden Einfluß auf das nördlichere Gebiet geübt hat. Auch die Westgrenze empfand die Nachbarschaft höherer Culturverhältnisse ohne Befähigung oder Neigung zu verrathen Nutzen daraus zu ziehen.

Von einer eigentlichen russischen Culturgruppe kann deshalb zu keiner Zeit die Rede sein. In Mittel- und Nordrußland, namentlich nach dem Ural hin, finden wir eine asiatische Cultur, und zwar läßt sich der sibirischen Steinaltercultur eine große Ausdehnung beimessen von Kamtschatka, ja streng genommen von dem russischen Amerika westwärts bis nach Drontheim. Auffallend ist es, daß Rußland keinen Theil an der europäischen Bronzecultur hat, die im Beginn und am Schluß dieser Periode in seiner Nähe die höchste Ausbildung erreichte (Ungarn, Norddeutschland und Skandinavien). Erst am Schluß des heidnischen Zeitalters vermochte die von Westen eindringende germanische Cultur das große Land in die europäische Strömung hineinzuziehen und von Asien loszureißen.

In Betreff der älteren Perioden einigen sich die Meinungen der genannten nordischen Forscher weniger schwer, nur hinsichtlich der Einführung des Eisens und der Einwanderung der germanischen Stämme gehen sie weit auseinander. Nehmen wir mit Worsaae an, daß die Kenntniß der Nutzanwendung des Eisens dem Norden auf dem Wege des Handels oder sonstigen friedlichen Verkehres zugeführt worden und die exclusiv skandinavische sogenannte jüngere Eisenaltercultur aus der Sonderstellung der heidnischen Skandinaven gegenüber den christlichen deutschen Stämmen zu erklären sei, so bleibt, von anderen weniger erheblichen Dingen abgesehen, doch ein Punkt unerklärlich: die aus inneren Gründen ohne äußern Zwang vollzogene Umwandelung der Schriftzeichen. Im ältern Eisenalter besaßen die an der Ostsee und in Skandinavien sitzenden Germanen eine Schrift, mittelst welcher sie alle Sprachlaute auszudrücken vermochten. Im jüngern Eisenalter finden wir dahingegen bei den Skandinaven eine knappe sechszehnstäbige Runenzeile, welche so wenig die gebräuchlichen Sprachlaute auszudrücken genügte, daß man sich gemüßigt fand neue Zeichen zu schaffen, die sogenannten punctirten Stäbe. Ganz richtig sagt nun Dr. Hildebrand: „Was wäre es anders als Laune, wenn ein Volk plötzlich eine Anzahl unentbehrlicher Schriftzeichen aus seinem Alphabet striche und bald darauf, einsehend, daß es derselben nicht entrathen kann, nicht etwa die ausgeschiedenen wieder aufnähme, sondern dem Bedürfniß durch neue Zeichen abhülfe?“ Zu erklären wäre solche Caprice allerdings kaum. Nach Hildebrand's Auffassung hätten die westwärts wandernden Stämme bei fortschreitender Entwickelung ihrer Bildung und folglich auch ihrer Sprache das Bedürfniß neuer Schriftzeichen empfunden und ihre Runenzeile um dieselben bereichert, während die nordwärts ziehenden lange isolirten Svear ihr knappes Futhork (Runenzeile) behielten und erst als sie in Schweden mit den götischen Stämmen verkehrend den Mangel ihrer Schrift fühlten, auch ihr altes Futhork nach Bedarf erweitert und zwar nicht etwa durch Annahme der entsprechenden götischen Stäbe, sondern durch eine Neubildung der eigenen. Demnach wäre die kürzere, sogenannte jüngere Runenzeile in Wirklichkeit die ältere und nur bezüglich ihres spätern Auftretens im Norden als jüngere zu bezeichnen.

Diese nicht gleichzeitig sondern nach einander auftretenden Runenzeilen, die späteren dürftiger und knapper als die älteren, sind eine merkwürdige Erscheinung, an deren Erklärung die nordischen Sprach- und Alterthumsforscher sich bisher vergeblich versucht haben. Es giebt der dunklen Punkte indessen noch manche. Selbst die obigen Mittheilungen, nach den Ergebnissen der neuesten Untersuchungen, dürften bei dem raschen Fortschreiten der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Alterthumskunde noch manche Berichtigung erfahren. Wichtige Aufschlüsse haben wir z. B. von Norwegen zu erwarten, welches erst beginnt sein überreiches Material für das Studium der germanischen Vorzeit zu heben und zu verarbeiten.

Die Missionen und die Matacos-Indianer im Gran Chaco.

Wir theilten in der vorigen Nummer die Schilderung mit, welche Major Franz Host über die Vegetation des Gran Chaco und das Thierleben in der Waldregion dieser Gegend in der „Deutschen Zeitschrift am Rio de la Plata“ veröffentlicht hat. Heute lassen wir folgen, was er über die Missionen in jener Wildniß und über einen Stamm der Chacoindianer sagt.

„Auf meiner Rückreise aus den Urwäldern des Chaco besuchte ich die am rechten Ufer des Vermejo-Flusses ungefähr fünf Stunden von der letzten christlichen Ansiedelung entfernt gelegene Mission San Antonio, gegründet und unterhalten von Mönchen der Propaganda des heiligen Franciscus. Nach Passirung des Vermejo — unter 23° 58′ südlicher Breite und 64° 8′ westlicher Länge — brachte uns ein dreistündiger Marsch in nördlicher Richtung in eine schöne Allee von Bananenbäumen, die ins Kloster führte. Vor dem Kloster, mitten auf einem geräumigen Platze, befindet sich ein aus Rosenholz gefertigtes großes Kreuz, umgeben von Bänken, auf welchen die Mönche ihre Andacht zu verrichten pflegen. Das Kloster ist an einer reizenden, von dichtem Pflanzenwuchs umgebenen Stelle angebaut, und man kann sich nicht leicht eine malerischere Lage denken; eine die Bewunderung wachrufende Mischung von wilden und von angebauten Pflanzen aller Gattungen verleiht der Mission einen eigenthümlichen, die Sinne gefangennehmenden Reiz. Das Kloster hat einen von Säulen umringten Hof, welcher sich vorzüglich zur Aufstellung meiner Instrumente eignete. Die Bewohner des Klosters — aus Italien stammende Mönche — empfingen uns mit anerkennenswerther Gastfreundschaft, und das Kloster erinnert an jene Anstalten, die sich im frühern Mittelalter in den ungelichteten Wäldern Europas erhoben und Pflanzstätten und Geburtsorte der Cultur waren. Ich fand im Kloster zahlreiche Gesellschaft, — junge, kürzlich aus Italien angekommene Mönche rüsteten sich zur Weiterreise nach der Mission La Purisima, während kränkliche Mitglieder dieser Mission nach San Antonio gekommen waren, um sich von dort aus nach den Berggegenden Saltas zu begeben und in der dortigen scharfen und gesunden Luft Genesung zu suchen.

In der Zelle des Guardians (Abtes) Padre Joaquin

eines ziemlich gebildeten Mannes, entdeckte ich sogar eine kleine Büchersammlung, wohl die einzige, welche ihren Weg bis in diese noch unerforschten Gegenden gefunden hat. Besonders freundlich wirkte auf mich der Umstand, daß ich während meines Aufenthaltes keine Spur von religiöser Unduldsamkeit wahrgenommen habe; kein Versuch polemischer Gespräche hat den Werth einer überaus redlich und wohlmeinend geübten Gastfreundschaft vermindert.

Ueberall zeigte sich der heilsame Einfluß der Mission auf die Urbarmachung des Bodens und die Einführung exotischer Pflanzen. Die Eingeborenen müssen jeden Morgen von 6 bis 10 Uhr in den Chacras (Gemüsegärten) der Mission arbeiten, wobei sie von Alcaldes und Alguaziles (Aufsehern) überwacht werden. Der Vorsteher der Mission ernennt die Aufseher, die als Zeichen ihrer Würde einen Rohrstock führen, auf welche Auszeichnung sie einen großen Werth legen. Wie weiland die Jesuiten in ihren mit Recht weltberühmten — und nebenbei sei es gesagt, sehr wohlthätigen — Missionen in Paraguay, so haben auch die Franciskanermönche im Chaco die Eingeborenen an ihrer einzig zugänglichen Seite, an ihrer Eitelkeit und ihrer Vorliebe für Repräsentation, zu packen verstanden. Kein Hofmarschall kann seinen Stab mit größerer Würde führen, als diese indianischen Würdenträger ihren Rohrstock; ihr pedantischer, stiller Ernst, ihr kaltes und geheimnißvolles Betragen, ihr gespreiztes Benehmen bei der ihnen so sehr gefallenden Repräsentation in der Kirche, erregen bei dem Europäer ein unwillkürliches Lächeln, das man die Leute aber ja nicht wahrnehmen lassen darf, will man sie nicht tödtlich beleidigen. Selbst bei den Besuchen, welche die Alcaldes mir jeden Morgen abstatteten, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, eigentlich aber, um Taback und Branntewein zu erbitten, verließ ihr Amtsstock sie nicht.

Oefters wohnte ich dem Religionsunterricht bei, den die Missionäre den Indianern ertheilen. Diese fromme Pflicht ist wohl eine der schwierigsten der Mönche, die die Sprache der Matacos, zu welchem Stamme die Indianer der Mission gehören, gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen kennen, und daher in spanischer Sprache unterrichten. Die Aehnlichkeit mancher Wörter und vollends die Dogmen der katholischen Kirche verwirren den Geist der armen Indianer. So bemühete sich eines Tages Padre Canuto, seinen Pfarrkindern darzuthun, daß infierno die Hölle und invierno der Winter heiße, und daß beide so entgegengesetzte Begriffe seien, wie Wärme und Kälte. Die Matacos aber, die keinen andern Winter kennen als die Regenzeit, glaubten die Hölle sei ein Ort, wo die Bösen stets von Regen durchnäßt würden. Ich konnte nicht umhin, über diese Vorstellung zu lachen, dem frommen Mönch dagegen dünkte sie frevelnde, gottlose Ketzerei; aber kein Wort wollte trotz allen Eifers kein Wunder thun und die Vorstellungen der unschuldigen Matacos berichtigen.

Der Stamm der Matacos bewohnt die beiden Ufer des obern Vermejo, von 24° 46′ bis 23° 10′ südlicher Breite und 63° 13′ bis 65° 18′ westlicher Länge; sie leben in Dörfern ruhig zusammen von der Jagd und dem Fischfang, und sind kaum mehr uncivilisirt, als ihre nackten Stammesbrüder der Missionen, welche man gelehrt hat, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Was man den Missionen zu verdanken hat, besteht in vermehrter Anhänglichkeit an den Grundbesitz und an ein feßhaftes Wesen, was der Neigung für eine mildere und friedlichere Lebensweise Eingang verschafft, und als Vorbereitung für die Civilisation immerhin von einiger Bedeutung ist. Dagegen besteht die Politik der Missionen in einem Abschließungssystem; sie suchen die Berührung ihrer Untergebenen mit denen anderer Missionen zu vermeiden, wodurch gleichsam die Verschiedenheit der Stämme verewigt wird, was natürlich sehr nachtheilig auf die Entwickelung der Geisteskräfte der Indianer einwirkt, denn nur der Verkehr und selbst Reibung mit anderen Menschen kräftigt das Geistesleben eines Volkes, das auf einer noch so niedrigen Stufe der Cultur steht. Diese Menschen sind daher stumpf und ihr Ideenkreis ist eng und nur auf die nächste Umgebung beschränkt. Das augenblickliche Bedürfniß beherrscht sie, und da dieses um so geringer ist, je weniger sie die Cultur kennen, so sind sie sehr arm an Gedanken. Daher der Ernst, die Verschlossenheit, das freudenlose, geheimnißvolle Wesen und Benehmen, welches Viele, durch den ersten Anblick getäuscht, für Neigung zum Nachdenken und stille Melancholie halten, während es doch nur aus Geistesarmuth und dumpfer Trägheit entspringt.

Die Mönche haben jetzt ihre festen Ansiedelungen mitten zwischen den Besitzungen der Colonisten und der von mit Linientruppen besetzten Forts gebildeten Grenzlinie errichtet, und können nicht mehr weiter vordringen. In gleichem Schritt mit dem Vordringen der Grenzlinie in das Gebiet der freien Indianer rücken aber die Colonisten vor; die von den Truppen geräumten alten Forts werden von unternehmenden Ansiedlern besetzt und bald in Dörfer verwandelt, so daß die Civilisation immer tiefer in die Wildniß dringt, wenn auch nicht mehr Mönche, sondern rauhe Grenzsoldaten und nicht minder derbe Colonisten ihre Bannerträger sind. Fort und fort werden neue Indianerstämme bezwungen und ihre Glieder dem argentinischen Volke einverleibt. Gar bald verlieren die botmäßig gemachten Indianer selbst die Erinnerung an ihre Nationalsprache.

Einer der wichtigsten dieser Stämme ist der der Matacos. Die Matacos, wovon mehr als zweitausend die argentinischen Colonien bewohnen, haben einen Theil des obern und mittlern Vermejo inne. Der erste Versuch, sie der Cultur zu unterwerfen, wurde in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gemacht; die nach und nach unter diesem Volke errichteten Missionsanstalten erlitten aber schon in den Jahren 1720 durch die Einfälle der Chunupis und Tobas bedeutende Verluste; von 1730 an wurde die Bevölkerung durch Pockenepidemien vermindert.

Die Matacos sind im Allgemeinen von kleiner Statur — im Vergleich gegen ihre Nachbarn — und erreichen im Durchschnitt keine 5 Fuß. Ihr Körper ist dick und untersetzt, sehr breitschulterig, die Brust platt gedrückt und die Glieder sind rund und fleischig. Die Hautfarbe ist die allgemeine amerikanische Landesfarbe, dunkelbraun. Ihre Gesichtszüge sind, ohne gerade hart oder wild zu sein, einigermaßen ernst und finster. Ihre Stirn ist klein und wenig vorspringend, und man sagt in verschiedenen Sprachen dieser Landesgegenden, um eine weibliche Schönheit zu bezeichnen, „sie sei fett und habe eine schmale Stirn“. Die Augen der Matacos sind schwarz, tiefliegend und in die Länge gedehnt; doch liegen sie weder so schräg, noch sind sie so klein wie bei den Völkern von mongolischer Abstammung. Die Sitte, wie sie auch häufig bei uns stattfindet, durch Verunstaltung sich verschönern zu wollen, läßt die Matacos ihre Wangen roth und gelb färben. Bemerkenswerther als ihre im Allgemeinen kleine Hand und großer Fuß ist die bei Allen gleichförmige Gesichtsbildung, die um so mehr auffällt, als sich zwischen zwanzig und fünfzig Jahren das Alter keineswegs durch Hautrunzeln, graues Haar oder Körperschwäche verräth, so daß es beim Eintritt in ein Dorf oft schwer fällt, unter seinen erwachsenen Bewohnern den Vater vom Sohne zu unterscheiden, und eine Geschlechtsfolge nicht mit der andern zu verwechseln.

Die Matacosweiber sind, nach unseren Begriffen von

Schönheit, nicht hübsch, doch haben die jungen Mädchen etwas Sanftes und Melancholisches im Blick, welches gegen den einigermaßen harten und wilden Ausdruck des Mundes angenehm absticht. Die Haare tragen sie aufgelöst; die Haut färben sie, und bei ihrer großen Armuth kennen sie auch keinen andern Zierrath, als Hals- und Armbänder, welche sie aus Muscheln, Vogelknochen und Beeren oder Körnern zusammensetzen. Verwachsene und mißgestaltete Personen giebt es gar nicht, oder vielleicht höchst selten. Ueberhaupt habe ich bei diesen Völkern Mißbildungen äußerst selten bemerkt, und zu den Ursachen, welche diese Gleichheit unter den Wilden bedingen, mag die Abwesenheit der Schnürleiber und anderer dem freien und natürlichen Wuchs hinderlichen Kleidung gehören. Den Matacos ist, gleich den Tungusen und anderen Völkern mongolischer Race, keiner gewachsen, nämlich — Bart; das Volk äußert fortwährend eine eben so große Abneigung gegen den Bart, als die Morgenländer denselben in Ehren halten. Die Lebensart der Matacos ist höchst einförmig; sie gehen regelmäßig mit Sonnenuntergang zu Bett, schlafen auf Thierfellen, und bei jeder Lagerstelle brennt ein Feuer; sie sind — besonders die Weiber — so frostig, daß sie vor Kälte zittern, wenn das Reaumur'sche Thermometer noch nicht unter 14 Grad Wärme gesunken ist. Ihre Hütten sind sehr unreinlich gehalten. Die kleinsten Kinder laufen öfters von ihren Eltern weg, streichen vier bis fünf Tage in den Wäldern herum und nähren sich mit Früchten, Palmkohl und Wurzeln. — Beim Reisen durch die Missionen trifft man nicht selten ganze Dörfer beinahe leer an, weil die Einwohner sich in den Wäldern aufhalten, ihrem unwiderstehlichen Triebe folgend, die Gesellschaft zu fliehen und zum wilden Leben zurückzukehren.

Das Verhältniß der Frauen ist bei den Matacos, wie bei allen barbarischen Völkern, ein Zustand von Entbehrungen und Leiden; die härtesten Arbeiten sind ihr Loos.

Nur mit äußerster Schwierigkeit erlernen die Indianer die spanische Sprache; sie ist ihnen verhaßt, so lange sie den Ehrgeiz nicht kennen, für civilisirte Indianer gehalten, oder, wie man in den Missionen sagt, lateinische Indianer genannt zu werden. Man sollte sie überhaupt für blödsinnig und einfältiger als Kinder halten, wenn man sie über Dinge fragt, die ihnen doch von der Wiege an am bekanntesten sein müssen. Je weiter der Mensch in der Cultur zurücksteht, desto steifer und moralisch unbiegsamer erscheint er. Mit dem Rechnen ist es vollends schlecht bei ihnen bestellt; wenn man auch nicht sagen kann, daß sie nicht bis drei zu zählen vermöchten, so haben sie es doch nicht viel weiter gebracht. Es giebt viele Indianer, die nicht über 5 oder 6 zu zählen im Stande sind; ich traf keinen Einzigen, der auf die Frage, wie alt er sei, nicht geantwortet hätte: 18 oder 60 Jahre. Auch ihre Sprachkenntniß ist sehr beschränkt; das Spanische ist den meisten gar zu spanisch und unbegreiflich.

Die russischen Kämpfe gegen die Turkomanen*).

Von **Hermann Vambery.**

I.

In dem jüngst gegen Chiwa geführten Kriege der Russen hebt sich der Kampf mit den Turkomanen in einem besonders interessanten Lichte hervor. Wir sahen hier das erste Mal den am meisten kriegerischen turanischen Volksstamm der Macht des Abendlandes gegenüberstehen; zum ersten Male werden jene wilden, räuberischen Nomaden, die als mächtiges Bollwerk dem abendländischen Einflusse auf dem natürlichen Wege ein Hemmniß darboten, die bis jetzt von aller Welt verabscheut und gefürchtet waren, zur Ueberzeugung gelangen, daß es doch eine Macht giebt, die ihnen, ihrer flüchtigen und der schrecklichen Natur ihrer Heimath gewachsen sei.

Daß die Russen bei ihrem Unternehmen gegen Chiwa den eigentlichen Feind in den Turkomanen finden werden, war vorauszusehen, und wurde auch schon früher von jedem der Landesverhältnisse Kundigen angedeutet. Eben so ließ es sich mit apodiktischer Gewißheit voraussagen, daß die Turkomanen selbst nach den härtesten Schlägen sich nicht der russischen, ja keiner Autorität unterwerfen und zur Zahlung einer Contribution am allerwenigsten hergeben würden. 300,000 Rubel forderte General Kaufmann von den Jomuten Chiwas; eine Summe, deren Zahlung ihnen nicht besonders schwer gefallen wäre, da sie hier, an den Grenzen des Chanates, bei der durchweg ansässigen Lebensweise eines ziemlichen Wohlstandes sich erfreuen. Doch Turkomanen sind bekanntlich die abscheulichsten Geizhälse der Welt. „Lieber Blut als Gut!" war ihre Devise; und als nun eine ernste Mahnung zur Zahlung des fälligen Theiles der Contribution anlangte, versammelten sich die Graubärte der Jomuten auf dem Felde Buz Kungan, im Südwesten von Toschhauz, zu einer Berathung, und es wurde der Krieg, der Kampf aufs Aeußerste beschlossen. — Weib und Gesinde wollte man in der Steppe Kizil Takir in Sicherheit bringen, während die waffenfähigen Männer dem eindringenden Feinde die Spitze zu bieten sich bereit erklärten.

Das unter Generalmajor Golowatschew in Gazawat stehende russische Beobachtungscorps war indeß von diesen Vorgängen genau unterrichtet. Jakub Bei, ein Oezbege, den der Chan von Chiwa den Russen als Wegweiser mitgegeben, hatte die nöthigen Informationen gesammelt. Die russischen Soldaten verbrachten ein paar Tage am rechten Ufer des Canales von Gazawat, auch Zaikesch genannt, welcher hier in südwestlicher Richtung der Sandsteppe zufließt, und die Marschroute der Russen bei ihrem Vordringen bezeichnete. Schon am ersten Tage stellte sich der turkomanische Graubart Ata Mehmed Serda dem Generalmajor Golowatschew vor, mit der Erklärung, daß alle Turkomanen die Contribution zu zahlen bereit wären; im Grunde aber, um einen Spionendienst zu versehen, und, wie es sich später herausstellte, um die zum Rückzuge der Seinigen nach Mahmut Ata, Izmukschir, ja möglicherweise nach Kizil Takir nöthige Zeit zu gewinnen.

Diese List aber vermochte der Energie des russischen Generals gegenüber nichts auszurichten. Schon am 10. Juni

---

*) Nach amtlichen russischen Berichten.

wurde von Gazawat aufgebrochen, um in einer stark nordwestlichen Richtung den eben von Turkomanen bewohnten Steppensaum entlang, nach Jilali, dem Hauptneste der Chiwaer Turkomanen, vorzudringen. Von dem Augenblicke an, daß Gazawat verlassen wurde, befanden sich die Russen auf feindlichem Gebiete. Der Weg führte durch einzelne Gehöfte, die beinahe sämmlich verlassen waren; nur hier und da zeigten sich einige Bewaffnete, welche aus der Ferne die sehr naive Frage stellten: warum die Russen denn eigentlich ihre Heimath angriffen? Sie feuerten sodann einigemal ab, und zogen sich sogleich wieder zurück.

Die russische Marschroute ging anfangs dem rechten Ufer des Gazawaer Canales entlang, und nur Oberst Blok erhielt Befehl, mit einer Kosackenabtheilung am linken Ufer wennmöglich über das ungefähr 18 Werst entfernte Ismahmut-Ata nach dem Fort Bazarked vorzudringen, und daselbst sich mit dem Detachement wieder zu vereinigen. Das auf diese Weise bewerkstelligte Vordringen hatte den Zweck, in Ermangelung eines Feindes, dessen verlassene Wohnungen und Saaten zu vernichten. Es war eben jene Jahreszeit, in der ein großer Theil der Frucht bereits in Schobern gesammelt dastand. Das Feuer wurde von mehreren Seiten angelegt, und die aus dem dichten Rauchqualm hervorzüngelnden Flammen schlugen hoch gen Himmel empor. Der Wind, der die verheerenden Funken und Brände weit und breit umhertrug, unterstützte die Russen in ihrem Zerstörungswerke. Gärten, Felder und Häuser, alles wurde der Vernichtung preisgegeben, und schon am ersten Tage wurden die Ortschaften: Buz-Köngen, Bazarked und Jengi-Jap eingeäschert. In der Nacht nach diesem ersten Marsche sollte ein tiefer Graben zum Lagerplatze dienen, da kam der Hauptmann Baron Stakelberg an mit der Nachricht, daß eine bedeutende Anzahl von Wagen unter starker turkomanischer Bedeckung in Sicht wäre, zu deren Verfolgung nun der commandirende General eine kleine Abtheilung aussandte. Die Verfolgung war eine ziemlich heftige. Die sich Widersetzenden wurden niedergemacht, auf der Straße begegnete man einzelnen Wagen mit Weibern, Kindern und Greisen, die unter zitterndem „Aman, Aman!“ (Pardon) um ihr Leben fleheten.

Bis an die Ufer des Saikesch setzten die Russen den Fliehenden nach, und hatten gegen 7 Uhr Abends schon wieder das Nachtquartier von Bazarked mit einer bedeutenden Anzahl erbeuteter Thiere (780 Stück Rindvieh, 1589 St. Schafe, 305 Kälber, 18 Kameele, 12 Esel und 3 Pferde) erreicht, von welcher Beute ein großer Theil nach Chiwa geschickt wurde, wo es eben an Fleisch mangelte. Der Marsch am 11. ging auf Ismahmut-Ata; so wie Tags zuvor galt es der Vernichtung turkomanischen Hab und Gutes. An diesem Tage fielen als Raub der Flammen die Ortschaften: Jschmai-Tavan, Jefren, Almandschi, Bedarak und Kirpischli. Aehnliches geschah am dritten Tage, an welchem wieder die Orte: Ak-Tepe, Puli-Sultan, Jengli-Jap, Groß-Karakulak, Terekli und Bisch-Kir eingeäschert wurden. Die Russen begegneten auf ihrem Marsche nach Ismahmut-Ata unterwegs einem unglücklichen persischen Sklaven, der, die allgemeine Verwirrung benutzend, seinem Tyrannen entkommen wollte, was ihm jedoch mißlang, denn er wurde eingeholt und jämmerlich zusammengehauen. Als er von den Russen aufgefunden wurde, war noch einiges Leben in ihm, er wurde aufgepackt und dem Wundarzt übergeben. In den nächst folgenden Tagen begegnete man mehreren solchen unglücklichen Opfern turkomanischer Grausamkeit, was selbstverständlich die russischen Soldaten gegen ihren Feind aufs Aeußerste erbitterte.

So langte man endlich bei den Ruinen von Jzmukschir an. Jzmukschir wird dieser Ort von den Russen genannt, die Oezbegen nennen ihn Zamakschar, richtiger sollte es Zamachschar sein; wenigstens giebt uns die Geschichte Kunde von einem im Mittelalter noch blühenden Orte dieses Namens in Charezm, und dort wurde Ez Tamachschari, der größte arabische Lexicograph, geboren. Schon im Alterthume war dieser südliche Punkt Charezms als Grenzfestung gegen die Einfälle der Nomaden von Wichtigkeit, seine eigentlichen Zerstörer sollen die Mongolen gewesen sein. Nur einige kahle Wände, als Ruinen der ehemaligen Stadt, ragen aus dem Sandmeere empor, Todesstille herrscht zwischen diesen sowie auf der ganzen Umgebung der nackten Steppe; denn bei Jzmukschir beginnt jene schreckliche Sandwüste, die einerseits bis nach Merw, andererseits bis zum Kaspischen Meere reicht.

Noch während des Aufenthaltes in Jzmukschir langte vom General Kaufmann der Befehl an, die Feindseligkeiten einstweilen einzustellen, und noch einmal eine friedliche Beilegung zu versuchen, zu welchem Zwecke denn auch ein turkomanischer Bote Namens Kökgüz zu dem in vollen Waffen stehenden Feinde abgeschickt wurde. Wie sich bald herausstellte, war auch dieser Versuch vergebens. Kökgüz kehrte bald darauf mit dem Schreiben einiger turkomanischen Graubärte zurück, in welchem nebst einer Verlängerung des Zahlungstermins verlangt wurde, den Betrag des durch russische Feindseligkeiten bis jetzt erlittenen Schadens an Getreide und Vieh mit in die Summe einzurechnen. Dies wurde natürlich abgeschlagen, und um die Rückantwort abzuwarten, hielten die Russen auf der Ebene von Tschandir einen Rasttag. Eben an diesem Tage um 3 Uhr Nachmittags zeigte sich eine beträchtliche Anzahl von turkomanischen Reitern in solcher Entfernung und solcher Stellung, die auf eine beabsichtigte Ueberrumpelung des Lagers schließen ließ. General Golowatschew schickte dem Feinde sofort den Oberstlieutenant Nawamlinski mit vier Compagnien Infanterie und zwei Kanonen mit dem Andeuten entgegen: eine Schlachtlinie herzustellen und den Ueberfall möglichst zu vereiteln.

Man war eben im Begriffe, die Anordnung zu vollziehen, als schon die Turkomanen in dichten Massen auf die Frontseite des Lagers, später auf die rechte und linke Seite desselben heranstürmten. Hier stand natürlich alles in Bereitschaft. Der Commandirende ließ in aller Eile aus der rechten Seite sechs Sotnien Reiterei mit zwei Raketenbatterien hervorbrechen; er selbst begab sich zu der Abtheilung des Obersten Nowamlinski, gegen dessen Soldaten die Turkomanen auch bald eine heftige Attake eröffneten. Andere Feindeshaufen stürzten sich gleichzeitig rechts und links auf das Lager los.

Von der Front sogleich zurückgeschlagen, zogen sich die Turkomanen bald hinter die Garben zurück, bald stürzten sie sich wieder auf die rechte und linke Flanke. Einmal gelang es ihnen sogar einige Kameele wegzunehmen, doch das gutgezielte Kartätschenfeuer, die eiserne Ausdauer und die wahre Todesverachtung der Russen nöthigte sie bald zum Rückzuge. Auf beiden Seiten wurde mit Erbitterung gefochten; in diesem Gefechte fiel der Fähnrich Kamenitzki mit drei Kosacken, die auch dort mit militärischen Ehren begraben wurden.

Einen ähnlichen harten Strauß mußte auch Oberst Nowamlinski bestehen. Die Turkomanen hatten schon an diesem Tage sich in überaus großer Anzahl an dem Kampfe betheiligt; und es ist in der That zu verwundern, daß sie auf dem ihnen wohl bekannten Terrain nichts auszurichten vermochten; sie wurden in die Flucht geschlagen und mehrere Werst weit verfolgt. Um 7 Uhr Abends war ihre Niederlage eine vollkommene. Mehr denn 300 Todte bedeckten

das Schlachtfeld, und nach Sonnenuntergang konnten die Russen nach harter Tagesarbeit wieder ihr Lager beziehen.

Der darauf folgende Tag ward den Soldaten als Rasttag gegönnt. Die Stellung auf der Ebene von Tschandir wurde beibehalten. Es langte nun wieder der Söldling Kökgüz mit einigen turkomanischen Graubärten an, deren abgenutzte zerrissene Kleidungsstücke und der verdächtig umhergeworfene Blick den Russen alles, nur keine Zuversicht einflößen konnte. Es waren nun wieder diese alten lügenhaften Behauptungen, daß die bisherigen Angriffe nur von einigen Tollkühnen, nicht aber von den Graubärten geschehen seien, die man als Entschuldigungen vorschützte. Die Russen hatten natürlich das Lügengewebe dieser Leute bald durchblickt, ja man gelangte zu der Ueberzeugung, daß selbst Kökgüz für russisches Gold turkomanische Interessen beförderte, so daß General Golowatschew, der, nebstbei bemerkt, kein Cunctator ist, eine gesunde Strategie befolgte, indem er sofort von der Ebene von Tschandir aufzubrechen beschloß um nach Kizil Takir, der möglichst letzten Zufluchtsstätte der Turkomanen, zu ziehen. In Anbetracht des dahinführenden äußerst schwierigen Steppenmarsches sollte die Mannschaft nur einen dreitägigen Mundvorrath im Tornister mitnehmen, und zur Bewachung des zurückgelassenen Gepäcks wurde eine Wagenburg errichtet, in welcher man zwei Kartätschengeschütze nebst zwei Compagnien Infanterie unter dem Befehle des Oberstlieutenant Omeljanowitsch zurückgelassen hatte.

Die Anordnungen waren noch nicht getroffen, als um 10 Uhr Abends Lärm geschlagen wurde. Ein kleiner turkomanischer Haufe hatte die russischen Vorposten angegriffen, und da man in nicht großer Entfernung auch einige feindliche Wachtfeuer gewahrte, wurde der auf 1 Uhr bestimmte Ausbruch bis zur Morgendämmerung aufgeschoben. Schon um $3^1/_2$ Uhr früh war die Wagenburg gänzlich hergestellt, und die Zelte waren abgebrochen.

Einzelne Kosackensotnien und Raketenbatterien hatten sich kaum auf den Weg gemacht, als urplötzlich um das ganze Lager herum ein betäubendes Geschrei sich erhob. Die ganze Steppe ertönte weit und breit von dem Gepolter und Wiehern der Pferde. Es waren die Turkomanen, welche in einer überaus großen Anzahl in nächtlicher Dunkelheit sich den Russen genähert, und nun bei Tagesanbruch — einer für den Kampf von ihnen am günstigsten gehaltenen Zeit — mit einem seltenen Ungestüme und wildester Erbitterung die russische Armee angriffen, welche sie im sorglosen Schlafe glaubten. Natürlich hatten die Nomaden sich auch diesmal verrechnet. Die Russen, welche in Erwartung auf den Aufbruch beinahe die ganze Nacht auf den Beinen waren, empfingen den Feind in angemessener Weise. Kaum waren einige Minuten verflossen, als schon die Raketenbatterie ihr Feuer eröffnet hatte; gleichzeitig erhob sich auch die Division Jesipow, die Division des Fürsten Eugen Maximilianowitsch und jene des Baron Krüdner, während der Commandant der sämmtlichen Reiterei noch die kaukasische Division des Oberstlieutenants Kwinitaze dazu beorderte. Die Sotnien rückten vor und bildeten eine Schlachtlinie, als erste Barriere gegen den heranstürmenden Feind. Durch Dunkelheit daran verhindert die Offensive zu ergreifen, mußten die Russen sich einstweilen durch ins Unbestimmte abgefeuerte Schüsse wehren; mittlerweile hatte sich auch die Infanterie hinter der Cavalerie gesammelt.

Aus allen Erdtheilen.

„Das gesegnete Land Californien."

Es ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hergebracht, daß gegen den Schluß eines Jahres der Präsident zur Feier eines Danksagungstages auffordert. Dann pflegen die Zeitungen eine Umschau zu halten und die Zustände des ganzen Landes einer Betrachtung zu unterziehen. Für die Staaten im Osten der Felsengebirge ist dieselbe nicht tröstlich ausgefallen, in jenen am Großen Ocean dagegen ist man hoch befriedigt. Aus Nordamerika kamen, seitdem die radical-republikanische Partei dort gewaltet hat, so viele unerquickliche und unerbauliche Nachrichten, daß es uns wahrhaft zur Freude gereicht, die nachstehenden Betrachtungen der zu San Francisco erscheinenden „California Staatszeitung" mitzutheilen. Man ersieht aus der ganzen Fassung, daß ihr am Danksagungstage das, was sie an demselben sagte, aus vollem Herzen gekommen ist.

„Wenn irgend ein Land der Erde Ursache hat, der Vorsehung dankbar zu sein für die Gaben, mit denen sie es überschüttet, so ist es Californien. Während Europa leidet unter den Folgen einer schweren finanziellen Krisis, die durch eine Mißernte nur noch fühlbarer gemacht wird, während in den östlichen Staaten Tausende ohne Brot sind und der Krach in höchsten Finanzkreisen dem Wohlstande schwere Wunden geschlagen, blickt hier Alles voll Vertrauen in die nächste Zukunft, sind wir verschont geblieben von all den schweren Leiden, welche andere Länder betroffen. Nach vier bangen, schweren Jahren, in denen Californien gegen Noth und schwere Zeiten gekämpft, ist der Ueberfluß bei uns eingekehrt, und wir können uns sagen: Wir sind in diesem Jahre das bevorzugte Land der Erde.

Zum ersten Male seit einer Reihe von Jahren hat die Einwanderung sich unserm Staate zugewendet und damit ist die Bevölkerung von San Francisco rasch gestiegen, so daß man annimmt, daß sie nun die Ziffer von 200,000 Seelen erreicht hat. Trotz verstärkter Bauthätigkeit stehen keine Wohnungen leer, und die ersehnte Wohnungsnoth hat bei uns ihren Einzug gehalten, während in allen anderen Städten der Vereinigten Staaten und Europas, die seither über Wohnungsnoth geklagt, der Krach in allen Verhältnissen die ganze Speculation in Grundeigenthum vernichtet. Bei uns findet eben jeder Arbeiter seine lohnende Beschäftigung, alle Fabriken arbeiten mit voller Kraft, wir sehen Verbesserungen, Wohlstand und Gedeihen nach allen Richtungen. Während zahlreiche große Bauten den ganzen Sommer über große Summen in den Verkehr brachten, sehen wir weiteren großen Bauten entgegen. Man rechnet, daß in diesem Jahre 1500 Häuser in unserer Stadt gebaut wurden, darunter eine Anzahl Prachtbauten für Banken, das Riesengebäude der Eisenbahn, die Münze, die Appraisers Office, ein Theater ꝛc., und rechnet, daß diese Bauthätigkeit sich noch verstärken wird.

Während in den letzten Jahren der ganze Staat schwer unter den Folgen einer Mißernte litt, sehen wir jetzt überall Wohlstand, sehen wir überall Tausende von fleißigen Farmern sich neue Heimstätten gründen, sehen wir überall längs den Eisenbahnen Dörfer und Städtchen erstehen, überall neue Bah-

nen ihre Arme nach allen Richtungen ausstrecken. Zwei gute Ernten haben alle Herzen mit Vertrauen für die Zukunft erfüllt, überall dem Unternehmungsgeist einen neuen Anstoß gegeben. Jeder Zug, welcher ankommt, bringt Hunderte von Einwanderern, die, mit Mitteln wohl versehen, mit Weib und Kind bei uns eine neue Heimath suchen. Jeder Zug aus dem Lande, welcher ankommt, ist schwer beladen mit Getreide und Producten des Bodens, unser Hafen ist voll von Schiffen, diesen Segen nach allen Ländern zu bringen, der über 20 Millionen aus dem Auslande allein in die Taschen unserer Farmer bringt, ungerechnet was wir selbst consumiren. Getreide, Taback, Baumwolle, Honig, Oel, Wein, Südfrüchte, Früchte aller Art, Häute, Fleisch, — Alles, was nur in den gesegnetsten Ländern der Boden erzeugt, figurirt auf der Liste des Segens, mit dem unser Land überschüttet ist. Während in den Staaten 15 Millionen Werth an Getreide allein auf den Canälen und sonstigen Verkehrswegen eingefroren ist, während die ganze reiche Ernte des Westens, so weit sie noch nicht transportirt ist, bis zum Frühjahr des Transportes harrt, hemmen bei uns nicht Schnee und Eis die Transportwege. Während im Osten schon die Schneestürme heulen, und Hunderttausende armer Arbeiter voll Angst an den langen Winter mit seinen Kohlenpreisen denken, scheint bei uns eine italienische Sonne, kennt man die halbnackten Gestalten nicht, die sich zitternd um einen Ofen drängen, der kaum noch Wärme giebt.

Californien, welches früher das theuerste Land der Erde war, ist zum wohlfeilsten geworden, das keinen Hunger kennt, wo der Tisch für Jeden gedeckt ist, und wo der Aermste täglich dreimal Fleisch ißt, wie ein Geheimrath in Deutschland. Bei uns sind Fleisch, Butter, Fische, Eier, Brot 2c. billiger als im alten Vaterlande, und das reiche England holt Brot bei uns. Der Tisch der Aermsten ist heute bei uns mit einer Festspeise gedeckt, das herrliche Klima ist für Reich wie Arm, das Land bietet, wie Canaan einst den Kindern Israels, Trauben und Milch und Honig für Alle.

Und doch bezeichnet dieser Segen erst den A n f a n g des Gedeihens, und wir stehen erst am Anfang einer Entwickelung, in einem Lande, welches seine 15 Millionen Menschen ernähren kann, das herrlicher aufblühen wird, als die reichste Phantasie nur zu denken vermag; ein Garten, welcher erst der Hand des Gärtners wartet. Und dieser Wohlstand gründet sich auf gutes, hartes Cash (Baargeld). Wir haben keine Krisen zu fürchten, wie solche eine werthlose Papiercirculation in den Staaten erzeugt. Während man in den Staaten jetzt endlich die Fehler des seitherigen Systems einzusehen anfängt, und nach einer Cashbasis schaut, erfreuen wir uns dieses Segens schon lange. Unsere Fabriken sind in raschem Aufschwung begriffen. In ganzen Stadttheilen sehen wir jetzt schon, wo früher Land und Schlamm war, Fabrik sich neben Fabrik erheben, unsere Wollenwaaren erscheinen schon auf allen Märkten der Welt, unsere Maschinenfabriken können die Arbeit kaum bewältigen, Baumwollen-, Zucker-, Schuh-, Möbel- 2c. 2c. Fabriken erheben sich überall.

Unsere Minen sind vielversprechender als je. Sie haben in diesem Jahre mehr Gold und Silber geliefert, als seit vielen Jahren; unsere Münze liefert größere Summen an Doppeladlern, als je zuvor, und daneben noch die „Trade-Dollars“, die unser Land zum ersten Wechselplatze der Welt machen werden; unsere Bahnen können den großartigen Waarenverkehr nicht mehr bewältigen, und neue Verkehrswege entstehen täglich, bis sich das ganze Land mit einem Eisenbahnnetz überzogen hat.

Geht heute in unsere Riesenhotels und betrachtet Euch die Tausende, die dort an endlosen Tafeln ihr Mahl verzehren. Es sind Gäste, die herübergekommen sind, um in unserm herrlichen Klima der rauhen Luft der Heimath zu entgehen, und von denen gar mancher, wenn er den Reiz unseres Zauberlandes gekostet, sich dauernd bei uns niederläßt. Aus allen Gegenden der Welt strömen uns solche Besucher zu. Ihr findet sie im ganzen Süden, in San Luis Obispo, Santa Barbara und San Diego, und Californiens milde Lüfte, seine helle Sonne sind beredte Dolmetscher der Gefühle, die uns heute alle durchdringen sollen in dem stillen, glücklichen Winkel der Erde, wo man von der Noth nichts kennt, welche eben die ganze Welt drückt.“

A u s C h i n a.

Die Prüfungen der Studenten, welche sich um Ertheilung des Kuyen-Grades bewerben, ist eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten in China. In Canton hatten sich diesmal so viele zum Examen gemeldet, daß mehr als 2000 Candidaten kein Unterkommen in den Prüfungsgebäuden fanden. Am 29. September wurde zwischen denen, welche sich in der „Prüfungshalle“ befanden, und der Außenwelt jede Verbindung abgesperrt, und es wird damit überaus streng genommen. Als z. B. im Jahre 1856 der späterhin als Mandarin sehr bekannt gewordene Yeh eingeschlossen war, kamen wichtige Depeschen von Seiten der Engländer an ihn, aber sein Secretär wagte nicht, ihm, der Vorsitzender der Prüfungscommission war, dieselben zu überbringen. Diesmal sind ungefähr 11,000 Studenten in Canton zugelassen worden. Jeder bekam eine etwa drei Fuß breite Bettstelle, die gerade lang genug ist, daß ein Mensch darin sich ausstrecken kann. Außerdem hat er einen Stuhl und ein Brett, worauf er schreiben kann und das ihm beim Essen den Tisch ersetzt. Sobald die schriftlichen Arbeiten abgegeben worden sind, wird die Halle geräumt und die Examinatoren gehen an die Prüfung derselben. Es wird ein löbliches, streng beobachtetes Herkommen gewahrt und die größte Unparteilichkeit wird beobachtet. Unter den Candidaten befinden sich keineswegs selten auch Männer in reifen, ja selbst hohen Jahren, und wer ein rühmliches Zeugniß bekommen hat, wird in seiner Vaterstadt mit allgemeinem Jubel empfangen; man zeichnet ihn auf alle mögliche Weise aus.

Uebrigens scheint es, als ob die chinesischen Herren Studiosi sich manchmal auch etwas unnütz machen. Wir finden in den Zeitungen eine Proclamation, welche der Vicekönig von Hu kuang erlassen hat zur Nachachtung für Alle, welche nach Wu tschang kamen, um dort sich prüfen zu lassen. Die genannte Stadt liegt dicht bei Hankëu und in dieser letztern Hafenstadt am Yangtse kiang wohnen europäische Kaufleute. Nun befiehlt der Vicekönig: „Da gegenwärtig eine sehr große Anzahl von Literaten in der Hauptstadt versammelt ist, um die Prüfungen zu bestehen, so kann es sich treffen, daß einige Ausländer der Erholung wegen nach der Stadt kommen. Wenn nun die Studenten die fremde Sprache derselben hören und die fremde Kleidung sehen, so starren sie wohl diese Fremden an und lachen dieselben aus; ja möglicherweise insultiren sie dieselben und verursachen einen Auflauf. Es kann auch vorkommen, daß vor und nach der Prüfung Studenten und deren Begleiter nach Hankëu hinüber (d. h. nach dem andern Ufer des Yangtse kiang) gehen, sei es in Geschäften, sei es zum Vergnügen. Wenn sie dann bemerken, wie ganz anders die Kleidertracht und die ganze Erscheinung der Fremden ist, so könnten sie sich wohl verleiten lassen, über dieselben zu lachen und sie verächtlich zu behandeln. Es ist deshalb dieser Erlaß nöthig, welcher solch ein Benehmen auf das Strengste untersagt. Ich habe bereits den Tautai amtlich angewiesen, mit den fremden Consuln sich dahin zu verständigen, daß während jener Zeit der Prüfungen die Ausländer nicht in der Stadt umhergehen. Ich erlasse nun folgende Proclamation: Allen Studenten sei hiermit kund und zu wissen gethan, nicht minder wird Allen vom Civil und vom Militär, sodann auch sämmtlichen Leuten, welche mit den Studenten hierher gekommen sind, anbefohlen, daß diese Alle sich gegen die Ausländer eben so zu benehmen haben wie gegen ihre eigenen Landsleute. Die Jünger der Wissenschaft aus der Provinz Hupeh haben den Beweis zu liefern, daß sie es verstehen, sich angemessen und anständig aufzuführen und daß sie keinen Ausländer beleidigen. Dann wird der Ruf unserer guten Aufführ-

rung bis in ferne Länder verbreitet werden und man wird mit Bewunderung über dieselbe Betrachtungen anstellen."

In der westlichen Provinz Sze tschuen schweben die katholischen Missionäre nicht selten in Lebensgefahr, und zu Anfang des Septembers 1873 sind abermals zwei derselben in empörender Weise ermordet worden. Der mit regelrechten Pässen aus Peking versehene Pater Hué reiste nach der Stadt Kuen kiang huen, und bezog dort ein kleines von ihm angekauftes Haus. Die Oberbehörden der Provinz hatten ihm dazu ausdrücklich die Erlaubniß gegeben und das Volk zeigte keine feindseligen Gesinnungen. Aber der oberste Mandarin in der Stadt stachelte einen Pöbelhaufen zu Gewaltthätigkeiten auf. Derselbe erstürmte das Haus, in welchem Hué mit einem andern Missionär wohnte, schleifte beide auf die Gasse hinaus und schlug sie todt. Jener Mandarin, Namens Koui, ließ den Pöbel gewähren. Die Missionäre haben vertragsmäßig das Recht, sich im Innern niederzulassen, und für alle Unbilden, die ihnen zugefügt werden, sollen eigentlich die Ortsmandarinen verantwortlich sein. Binnen acht Jahren sind in der Provinz Sze tschuen drei Mal Missionäre ermordet worden.

Der Hochmuth des chinesischen Volkes ist bekannt; als eine ergötzliche Probe können wir Folgendes mittheilen. Der junge Kaiser hat sich, auf Andrängen der europäischen Mächte, dazu verstehen müssen, die Gesandten derselben in feierlicher Audienz zu empfangen, ohne Beobachtung des chinesischen Ceremoniels und nach europäischer Art. Dazu hat man sich in Peking nur ungern verstanden, aber man mußte nachgeben. Wie wird nun dem Volke in den Provinzen eine so abscheuliche Neuerung dargestellt? Oeffentliche Anschläge, z. B. in Kuli yang fu in der Provinz Kueitscheu, verkündigen, daß den fremden Gesandten auf inständiges Bitten die Gnade gewährt worden sei, am Hofe zu erscheinen. „Als sie vor dem erhabenen Antlitze Seiner kaiserlichen Majestät erschienen, waren sie wie vom Schlage gerührt, und so verwirrt, daß keiner von ihnen ein Wort zu sprechen vermochte. Die meisten wurden ohnmächtig und mußten aus dem Audienzsaale hinausgeführt werden!"

Seit einiger Zeit ist eine Bewegung gegen das Opiumrauchen im Gange. In der großen Stadt Tschang tscheu sind Proclamationen erlassen worden, welche dasselbe allen Regierungsbeamten streng verbieten, und in Plakaten wird kund gegeben, daß demnächst ein ähnliches Verbot für alle Volksclassen erscheinen solle. Der zu Schanghai erscheinende „Courier" meint, dasselbe werde schwerlich durchgreifende Wirkungen haben; es sei aber doch die allerhöchste Zeit, Maßregeln gegen einen Unfug zu treffen, der leider mehr und mehr um sich greife und unbeschreibliches Elend über die Chinesen bringe. In Amoy z. B. hat in der letzten Zeit die Zahl der Opiumraucher sich in geradezu Schrecken erregender Weise vermehrt. Vor etwa dreißig Jahren war die Zahl derselben ganz gering und sie mußten sich vor den Behörden verbergen; „gegenwärtig kann man sie nach Zehntausenden zählen; es giebt mehr Opiumläden als Reisläden, und auf Schritt und Tritt bemerkt man, wie allgemein verbreitet diese unheilvolle Gewohnheit ist. Aber an Abschaffung wird nicht zu denken sein, so lange die christlichen Nationen an den von ihnen der Pekinger Regierung aufgezwungenen Verträgen festhalten und nicht Rechte aufgeben, durch welche der kaiserliche Hof verhindert wird, in seiner Weise einen so gigantischen Uebelstand zu bekämpfen."

* * *

— Der Dodo-Dronte noch nicht ausgestorben. Bisher hat man bekanntlich angenommen, daß von diesem merkwürdigen Vogel, welchen die Europäer auf Mauritius und Rodriguez im Indischen Ocean fanden, seit langer Zeit kein Exemplar mehr am Leben sei. Wenn nun die folgende Angabe sich bestätigte, so wäre dem nicht so, und dieser Vogel in der Südsee noch vorhanden. Manley Hopkings, britischer Generalconsul auf der Hawaiigruppe, gegenwärtig in London, schreibt der „Times" (vom 29. December): „Aus den Zeitungen, welche mir soeben aus Hawaii zugekommen sind, ersehe ich, daß der Skuner „Fanny" mehrere seltene Vögel von den Samoa-Inseln (Navigatoren) dorthin gebracht hat. Darunter befindet sich auch ein Exemplar von jener rara avis in terra, der Dodo. Ohne Zweifel wird es Ihre Leser interessiren, zu hören, daß dieser Vogel, den man schon vor länger als einem halben Jahrhundert für ausgestorben hielt, noch vorhanden ist auf den bis jetzt noch wenig erforschten Samoa-Eilanden im südlichen Stillen Ocean." — Wir geben diese Notiz, wie wir sie finden. Es wird ja wohl ermittelt werden, ob es sich in der That um einen Dodo-Dronte handelt.

— Der australische Eucalyptusbaum (Eucalyptus globulus) kann nun, da er in so vielen Gegenden angepflanzt worden ist, als kosmopolitisch betrachtet werden. Er wächst ungemein rasch; ein Exemplar im Garten der Londoner botanischen Gesellschaft, im Regentspark, ist erst wenige Jahre alt und schon 15 Fuß hoch. Der Baum kann einen mitteleuropäischen Winter im Freien nicht vertragen. Seine Blätter werden in Australien und auch in anderen Ländern als Mittel gegen Wechselfieber mit Erfolg angewandt; aus chemischen Untersuchungen hat sich indeß ergeben, daß der Baum keine Cinchonaalkaloide enthält, obwohl man das bisher angenommen hatte. Fest behauptet wird, daß er Gegenden, die von Malaria heimgesucht werden, gesunder und bewohnbar mache. Er wächst ungemein rasch und wenn man ihn auf sumpfigem Boden anpflanzt, zieht er die Nässe aus; er wirkt so zu sagen wie ein großer Schwamm. Es ist neuerdings gezeigt worden, daß in Algerien und in anderen Gegenden am Mittelmeere, wo früher Fieber einheimisch waren, diese aufgehört haben, seitdem man auf solchen Strecken Eucalyptusbäume in Menge angepflanzt hat. Eucalyptusöl wird jetzt in England etc. in beträchtlicher Menge eingeführt; der Baum giebt auch eine adstringirende Substanz, wie das Kino und Katechu, und wird in der Medicin, zum Gerben und in Färbereien angewandt.

— Bei Schanghai ist der Tempel der 500 berühmten weisen Männer, Wu ye ming hien sze, welchen einst die Taipingrebellen zerstört hatten, ausgebessert und wieder eröffnet worden, aber zum Mißvergnügen Vieler nicht in streng conservativer Weise. Es ist schrecklich. Auf einer Wand ist ein europäisches Haus mit flachem Dache gemalt; auf diesem stehen rothborstige Barbaren und deren Frauen, bei welchen auch ein geschmackloser Chignon nicht vergessen ist; sie sehen durch Fernrohre nach vorüberfahrenden Dampfschiffen. Auf einer andern Wandfläche sieht man einen Dampfer mit Matrosen. Den Bildern mangeln Verhältnisse und Perspective, so daß sie wie Carricaturen aussehen. Als der Gouverneur den Tempel besuchte, mißfielen ihm solche Neuerungen; unter dem schlauen Vorwande, daß die Ausländer daran Anstoß nehmen könnten, befahl er die Gemälde zu überpinseln.

— Auf den Faröern ist das Klima gegenwärtig sehr ungesund, und in der Mitte des December lagen allein in der kleinen Stadt Thorshavn mehr als 300 Leute am Fieber darnieder, indeß waren erst 8 oder 9 an der Krankheit gestorben. Der Abbau der Steinkohlenlager mußte eingestellt werden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 1.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Streifzüge auf den Sandwichinseln.

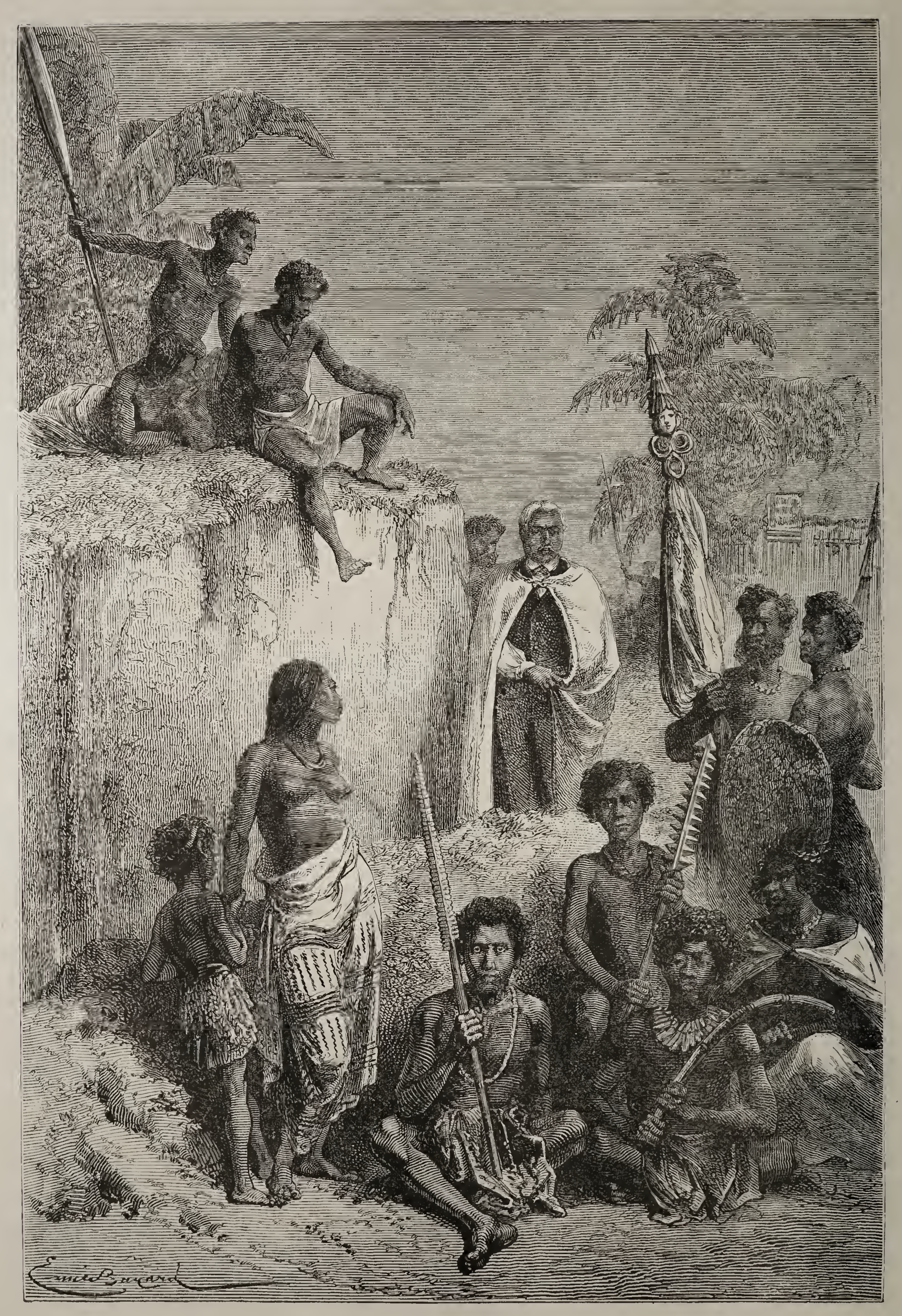
II.

Cook, der Entdecker, besuchte die Hawaiigruppe am 26. November 1778. Er fand dieselbe von braunen Leuten polynesischen Stammes bewohnt, die unter einer Anzahl von Häuptlingen standen; diese befehdeten einander mit großer Erbitterung. Die Kriegsgefangenen wurden abgeschlachtet, Menschenopfer waren an der Tagesordnung. Man wollte durch solche die schrecklichen Götter versöhnen, insbesondere die Pele, Göttin der Vulcane, welche nebst einer Anzahl ihr beigegebenen Untergötter im Krater des Mauna Loa ihre Residenz hatte. Das unterirdische Toben war die Musik, nach welcher diese Götter tanzten, und vergnüglich in dem Flammenmeer umherschwammen, so lange die Priester ihnen Menschen als Opfer darbrachten. Falls das unterlassen wurde, zogen sie auf unterirdischen Pfaden nach anderen Feuerbergen, welche dann ausbrachen und glühende Lava weit ins Land hinein ergossen.

Die Zustände, in welchen sich das wohlbegabte, kräftige Volk befand, waren überaus barbarisch und wild, dabei jedoch in eigenthümlicher Art man kann sagen raffinirt entwickelt, namentlich in Bezug auf die gegenseitige Stellung der verschiedenen Volksclassen zu einander und auf die Priesterschaft, welche auch auf dieser Eilandgruppe unheilvollen Einfluß übte.

Unter diesen Sandwichinsulanern, Kanackas wie man sie bezeichnet, erhob sich vor nun etwa achtzig Jahren ein Mann, der als eine in der That großartige Erscheinung dasteht, Kamehameha, welcher um 1789 die Häuptlinge aller acht bewohnten Inseln besiegt hatte, sie dauernd in Abhängigkeit erhielt und als König die Krone auf seine Nachkommenschaft vererbte. Mit den Europäern, deren Schiffe in jedem Jahre die verschiedenen Eilande besuchten, stand er im besten Einvernehmen; er begriff, worin die Macht und Ueberlegenheit der weißen Fremdlinge ihren Grund habe und beschloß, die öffentlichen Verhältnisse und die Sitten und Gebräuche des Volkes gründlich umzuwandeln; er wollte, wie wir sagen, civilisiren. Die Aufgabe war überaus schwierig, aber der Mann, welcher einst bei vielen Menschenopfern zugegen gewesen, hat dieselbe glänzend gelöst.

Vor allen Dingen bemühete er sich, den Handelsverkehr zu fördern, und bald wußten seine Unterthanen, welche Bedeutung gemünztes Geld beim Waarenaustausch habe. Engländer und Nordamerikaner erschienen, um Sandelholz zu holen, das in China stets willigen Absatz findet; die Kanackas arbeiteten als Holzschläger, und wurden für ihre Dienste mit Waffen, Eisen und Glasperlen bezahlt. Der König selbst kaufte europäisch gebauete Fahrzeuge und besaß im Jahre 1804 eine aus 21 kleinen Goeletten bestehende Flotte; auf manchem dieser Schiffe befanden sich einige Kanonen. Er war als Herrscher unumschränkt, aber bei seinem Werke des Civilisirens übte er keinen Zwang; er wirkte durch Ueberredung und durch sein eigenes Beispiel. Alle Europäer die mit ihm in Berührung gekommen sind, loben seinen Charakter, sein angemessenes Benehmen, seine verständigen Maßregeln und sein mildes Regiment. Der Seefahrer Turnbull,



Hawaiier im Jahre 1818.



Hawaiier im Jahre 1871. Am Hofe Kamehameha des Fünften.

der 1802 Hawaii besuchte, erzählt, daß Kamehameha sich damals dem Trunk ergeben hatte und im berauschten Zustande sich zornig und gewaltthätig benahm. Zwei Engländer, Young und Davis, die schon seit einem Vierteljahrhundert seine Vertrauten waren, erklärten, daß sie ihn verlassen würden, falls er sich nicht bessere. Sofort antwortete er: „Nun, ich werde mich nie wieder betrinken!“ Er hielt Wort; bis zu seinem Tode hat er an keinem Tage mehr Rum getrunken, als die kleine Quantität, welche er sich dann ein- für allemal zugemessen.

Die fremden Schiffe ankerten vorzugsweise im Hafen von Ho'nolulu (oder Honoruru) auf der Insel Oahu, wo auch viele Walfischfahrer anliefen und der Handelsverkehr sich mehr und mehr belebte. Deshalb nahm der König dort seine Residenz. Ein Spanier, Marini, hatte europäische Gemüse, Weinreben und Südfrüchte aus Andalusien dorthin verpflanzt; Rindvieh war aus Asien und dem Indischen Archipelagus gebracht worden und es vermehrte sich ungemein rasch, ähnlich wie die Ziegen, welche der englische Seefahrer Vancouver zurückgelassen hatte.

Es war in Hinblick auf die Priester ein kühner Schritt, daß er das Abschlachten der Kriegsgefangenen unbedingt verbot, daß er überhaupt diesen Priestern untersagte fernerhin Menschen zu opfern; sie thaten es bis dahin, indem sie die dem Tode Geweiheten mit Keulen todt schlugen. Er gab Verordnungen über das Rechtswesen, welche den Bedürfnissen des Volkes angepaßt waren; er zahlte seinen Kriegern Sold, damit sie nach einem Siege nicht mehr plündern sollten, was bis dahin bräuchlich gewesen war. Er hatte nichts dagegen, daß die Ausländer ihre christlichen Dogmen predigten; sie hatten aber geringen Erfolg, weil die Kanackas dem Beispiel ihres verehrten Herrschers folgten. In diesen drangen die Sendboten oftmals, aber stets vergeblich, die neue Lehre anzunehmen. Seine Entgegnung lautete allemal: „Nein, das will ich nicht. Möglicherweise ist Eure Religion besser als die meinige, aber ich würde mit jener jetzt mein Volk nicht in Gehorsam halten können.“ Als Kotzebue mit dem russischen Schiffe „Nurick“ auf der Rhede von Kailua erschien, wo der König damals verweilte, gab dieser ein Gastmahl in Kealakekua; der König trank, genoß aber keine Speise. Nach aufgehobener Tafel geleitete er die Gäste zu der Begräbnißstätte, dem Morai, die er oft besuchte um seine Andacht zu verrichten. Dort standen die häßlichen Götzenbilder; vor einem derselben kniete er nieder und sprach zu Kotzebue: „Das sind unsere Götter, die ich verehre. Ich weiß nicht, ob ich damit recht oder unrecht thue, aber ich meine, daß mein Glaube ein böser nicht sein kann, denn er gebietet mir, nichts Böses zu thun.“ Nachher trat er in die Capelle des Morai, und kam dann nach einigen Ceremonien ins Speisezimmer zurück, um nun zu essen. Dabei sprach er: „Ich habe gesehen wie die Russen speisen; Sie sollen nun sehen wie ich esse. Ich speise mit meinen Fingern, das ist unser Landesbrauch.“ Aber er war doch europäisch gekleidet, trug Halstuch, baumwollenes Hemd und zugeknöpften Rock. Damals war er schon wohlbeleibt, so wie er auf unserer Illustration (Hawaiier im Jahr 1818) dargestellt ist. Am liebsten trug er die Uniform eines englischen Marinecapitains und über derselben den aus gelben Federn verfertigten Königsmantel.

Dieser ausgezeichnete Mann starb am 8. Mai 1819 in hohen Jahren. Obwohl man schon seit Monaten sein Ableben erwartet hatte, war doch die Bestürzung auf der ganzen Gruppe allgemein. Weiber und Männer weinten und wehklagten, rauften sich das Haar aus und wälzten sich im Staube. Jeder wollte sich als Zeichen der Trauer und des Kummers zwei Zähne ausschlagen, alle Hausthiere opfern und manche rissen ihre Hütten nieder. Viele ließen sich nach altem Brauche die Zunge tättowiren, viele wieder mit lateinischen Buchstaben, nach Art der Matrosen, den Arm und zwar mit den Worten: „Unser großer und guter Kamehameha ist gestorben am 8. Mai 1819.“ Die Frauen brachten sich Brandwunden bei; Männer, die einander begegneten, verwundeten sich einer den andern im Antlitz. In Kailua blieb alles Volk drei Tage und drei Nächte im Freien stehend, ohne zu essen, zu trinken oder zu schlafen. Die Leiche des Königs wurde verbrannt, die Knochen setzte man in dem großen Morai auf Kailua bei; nachher wurden sie unter den Häuptlingen vertheilt. Das Grabmal aber gilt für das Allerheiligste auf den Inseln und das Tabu ist unverletzlich.

Sein Sohn Liolio folgte ihm auf dem Throne; die Oberpriesterschaft ging auf seinen Neffen Kekua oka lani über. Die Zügel waren nicht mehr in der festen Hand Kamehameha's und manche Häuptlinge zeigten sich unbotmäßig. Damals, im August 1819, erschien der französische Seefahrer Freycinet auf der Gruppe und wirkte beruhigend. Auf seinem Schiffe, der „Urania“, ließ der erste Minister Liolio's sich taufen und der König war bei der Ceremonie zugegen. Einige Jahre später wurden das Tabu und der Götzendienst abgeschafft, nachdem eine Versammlung von Häuptlingen einen ganzen Monat lang darüber berathschlagt hatte. Die Königin-Mutter gab die erforderliche Einwilligung zu der Neuerung nur ungern: „Was, haben uns die Götter etwa Böses gethan?“ — Man entgegnete: „Haben sie uns denn Gutes gethan? Wir brauchen sie nicht mehr; sie verlangen Menschenopfer. Auch haben wir ja erfahren, daß unsere Kriegsgötter gar keine Macht haben, uns gegen die Fremden zu schützen. Die Menschenopfer sind eine unnütze Grausamkeit.“ Zuletzt sprach die Königin: „So macht, was Ihr wollt!“ Und sofort hörten die Morais und die Heiaus auf, geheiligte Stätten zu sein; nur da, wo Knochen von Häuptlingen beigesetzt waren, zerstörte man das Grab nicht und ließ einige alte Priester als Wächter zurück.

Es folgten nützliche Reformen, die sehr bezeichnend sind. Die Frauen waren durch das auf ihnen lastende Tabu sehr zurückgesetzt. Sie durften nicht gemeinschaftlich mit den Männern essen und manche Speisen waren ihnen verboten; auf Uebertretung stand Todesstrafe. Um dem Volke die Abschaffung dieses widersinnigen Tabu recht anschaulich zu machen, veranstaltete Liolio ein großes Gastmahl und vor dem Palaste versammelte sich eine große Menschenmenge. Die Matten, auf welchen die Speisen standen, waren nach altem Brauche für beide Geschlechter getrennt hingelegt. Da nahm der König von seiner Matte die bisher den Frauen verbotenen Gerichte, ging damit zu den Prinzessinnen, setzte sich zu denselben und aß mit ihnen. Das über eine solche Verletzung unwillige Volk rief Tabu! Tabu! Liolio ließ die Menge schreien so viel sie wollte und ging noch einen Schritt weiter. Raschen und festen Trittes ging er zum Morai und holte die Priester dieses Heiligthums herbei. Dabei sprach er: „Der Himmel wird solche Verletzung geheiligten Herkommens wohl rächen, nicht wahr?“

„Ja,“ riefen die Priester, denen ihre Rolle im Voraus zugetheilt worden war, „ja, das Tabu ist verletzt und geschändet worden! Aber weshalb nehmen die Götter keine Rache dafür? Sie lassen sich schmachvoll im Beisein Aller verhöhnen, von welchen sie angebetet werden! Sie sind ohnmächtige Götter, falsche Götter, wenn sie nicht sofort Rache nehmen! Aber sie nehmen keine Rache! Also müssen wir sie vernichten! Kommt, Leute, kommt mit uns Alle; wir wollen an diesen falschen Göttern Gerechtigkeit üben!“ Und nun zogen sie zum geheiligten Morai, wo der Oberpriester

sofort die Brandfackel anlegte. Das Volk half bei der Zerstörung, die alten Tempel fielen und mit ihnen die alten Götter. Von Menschenopfern war keine Rede mehr; alle Heiaus wurden dem Boden gleich gemacht.

Man findet noch jetzt auf den verschiedenen Inseln manche Spuren von Heiaus, jenen Opferstätten, wo von den Priestern Menschen geschlachtet wurden; die Zeit hat diesen gewaltigen Steinmassen wenig anhaben können. Fast alle lagen auf Anhöhen, gewöhnlich an dürren, wüsten Plätzen und ihre Gestalt bildete ein unregelmäßiges Parallelogramm. Herr von Varigny hat mehrere derselben gemessen; einige waren 224 Fuß lang und etwa 100 Fuß breit; die Mauern sind an der Basis durchschnittlich 10 bis 12 Fuß dick, 8 bis 20 Fuß hoch und oben von 2 bis 6 Fuß dick. Das vulcanische Gestein ist ebenmäßig ohne Mörtel über einander geschichtet. Der Eingang war schmal; das Innere bestand aus abgestuften Terrassen, deren höchste mit flachen Steinen belegt war. An der Südseite stand in einem innern Hofraume die Statue des Hauptgötzen, der von einer Anzahl Götzen geringern Ranges umgeben war. In der Mitte dieses Hofraumes, den das Volk nicht betreten durfte und wo nur der Opferpriester, der König und die Häuptlinge Zutritt hatten, befand sich eine Art Käfich aus Bambus; er hatte, wie unsere Illustration (S. 70) zeigt, die Gestalt eines Obelisken. In denselben begab sich der Priester, um mit dem Gotte zu verkehren und die allemal dunkelen Orakelsprüche zu verkündigen.

Dieser Opferpriester hatte in Bezug auf alle wichtigen Angelegenheiten das Hauptwort zu sprechen. Das Orakel wurde zuerst dem König und den Häuptlingen kund gethan und dann hinterher dem Volke mitgetheilt. Dieses hatte Zutritt in einem größern Hofraume, neben welchem sich noch ein anderer befand, in welchem die tapfersten Krieger oder solche, denen der König es befahl, sich aufstellten. Aber dieses Vorrecht war von bedenklicher Art. Die Ueberlieferung weiß, daß ein König Namens Umi nach einem Siege dem Kriegsgotte Kaili ein Opfer darbrachte, zunächst Schweine, Geflügel und dann auch einige Kriegsgefangene. Der Priester verkündete, daß damit der Gott noch nicht zufrieden sei; Kaili verlange, daß Umi ihm auch einige seiner eigenen



Hawaiische Frauen.

Krieger als Opfer darbringe. Fünf derselben wurden, ohne zu ahnen was ihnen bevorstand, hereingerufen und sofort abgeschlachtet. Das war noch nicht genug; es mußten noch einmal fünf eintreten, und nach diesen wieder fünf; der Gott war unersättlich und am Abend befanden sich in diesem Schlachthause nur noch Zwei am Leben: der Opferpriester und König Umi. Jener erklärte, daß nun Kaili satt sei.

Die Schlachtopfer, deren Blut auf diesen schauderhaften Altären geflossen war, scharrte man unweit vom Heiau im Sande bei. Ihre Zahl muß sehr beträchtlich gewesen sein; beim Nachgraben findet man eine Menge vortrefflich erhaltener Gerippe jeden Alters und Wuchses, denn auch Kinder wurden als Opfer geschlachtet. Doch überwiegt die Zahl von Männern kräftigen Alters; insgemein sind namentlich auch die sehr weißen Zähne ausgezeichnet gut erhalten; die Osteologen und Craniologen können überall reiche Sammlungen veranstalten. Manchmal werden Theile solcher Gerippe von den Hufen gallopirender Pferde bloßgelegt.

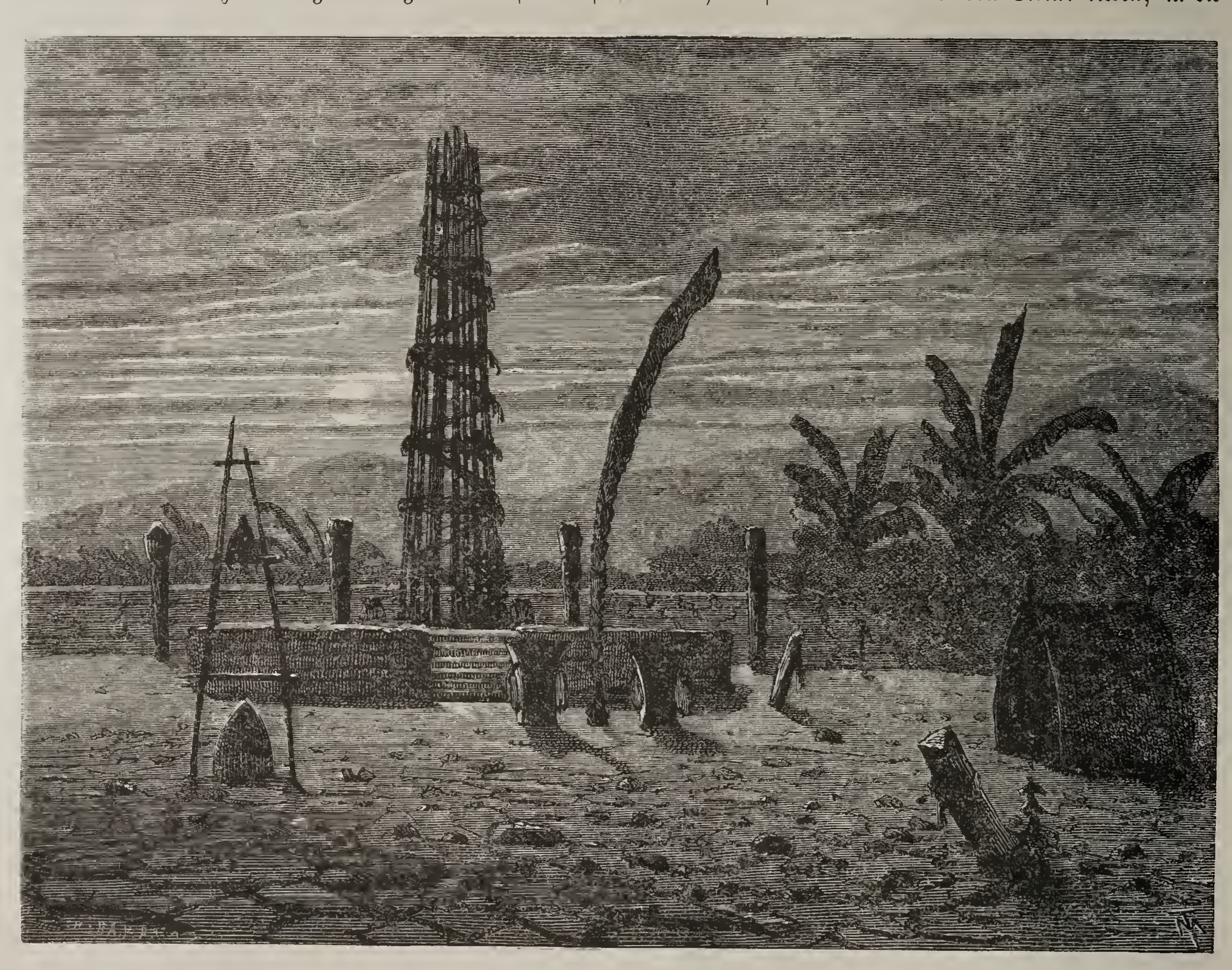
Die Priester prüften die Haltung und die Mienen dessen, welchen sie schlachteten, und ob er auf die eine oder die andere Seite hinfiel; sie prüften auch die Eingeweide und zogen aus dem allen günstige oder ungünstige Vorbedeutungen.

Neben dieser abscheulichen Barbarei finden wir aber auch einen Gegensatz, der von menschlichem Gefühle zeugt. Die Hawaiier hatten Asyle, Zufluchtsstätten. Die Zahl dieser Pahunas war beschränkt. Auf Hawaii gab es deren zwei, auf Oahu, Maui und Kauai je ein solches Asyl. Ein großer Hofraum war auf drei Seiten mit Steinen umschlossen; an der vierten befand sich eine hölzerne Einfriedigung, deren Thür stets offen blieb. Keinem war der Eingang verwehrt. Wer vor einem Feinde entfloh, sich vor dem Zorne des Häuptlings in Sicherheit bringen wollte, wer das Tabu verletzt, einen Diebstahl verübt, einen Mord begangen oder eines der vielen religiösen Gebote übertreten hatte, war gerettet, sobald er das Pahuna, Asyl, betrat. Er warf sich vor dem Altare der Schutzgottheit nieder, brachte irgend ein Opfer dar und hatte damit Verzeihung erwirkt. Während der Fehden zwischen den verschiedenen Stämmen flüchteten Weiber und Kinder und nichtstreitbare Männer mit Habe und Vorräthen dorthin und waren sicher, weil die Rache der

Götter auf jeden fiel, der das Asyl verletzen würde. Im Innern standen viele Hütten, die in gutem Zustande erhalten wurden. Das Pahunna von Honanau, von welchem jetzt kaum noch schwache Spuren übrig geblieben sind, war 715 Fuß lang und 400 breit; es war vor etwa 300 Jahren unter der Regierung Keawes aufgeführt worden. Auf den Gesellschaftsinseln, auf den Navigatoren und den Tongainseln herrschten ähnliche religiöse Ansichten und barbarische Bräuche; die Kanackas der Hawaiigruppe haben aber mit einer schlimmen Vergangenheit völlig gebrochen. Zwei unserer Illustrationen veranschaulichen den Gegensatz zwischen 1818 und 1871 (s. S. 66 u. 67).

Gegen früher bieten die Inseln vielfach einen veränderten Anblick dar und zu der eigenen Vegetation derselben ist auch eine fremdartige gekommen, z. B. durch den Anbau des Kaffees, des Tabacks, durch die Zuckerplantagen, die Gemüse und die Südfrüchte und nicht bloß auf Oahu. Dieses Eiland wird der Länge nach durch eine Gebirgskette in zwei nahezu gleiche Hälften getheilt. Honolulu liegt im südlichen Theile, der nicht so häufigen, erquickenden Regenfall hat, wie die weit fruchtbarere nördliche und östliche Abtheilung. Diese Kette hat nur eine einzige Oeffnung, den Pali, d. h. die Schlucht von Nuuanu; nur durch sie stehen die Bezirke Koolau und Kona (d. h. wörtlich: Theil im Winde und Theil unter dem Winde) mit einander in Verbindung.

Dieser Pali liegt etwa eine deutsche Meile nördlich von Honolulu, am Ende zweier hoher Hügelketten, die gegen das Meer hin abfallen und eine Art von Circus bilden; in diesem liegt die Stadt. Heute führt eine gute Straße zum Pali, der jetzt auch für Wagen zugänglich gemacht worden ist. Vor etwa 20 Jahren war er dadurch wegsam gemacht worden, daß man auf der ganzen Länge Ketten in Krampen in den Fels befestigt hatte; an diesen arbeiteten sich die Wanderer bis zu 1200 Fuß Höhe empor. Zu beiden Seiten der Straße stiegen die Felswände steil an; man begegnet dort häufig Kanackas, die namentlich Lebensmittel nach der Stadt bringen. Die Männer sind nur leicht bekleidet mit dem Malo, einem kurzen Beinkleide; die Frauen treiben Schweine vor sich her und jede trägt obendrein ein Ferkel auf den Armen. Sie grüßen mit dem Worte Aloha, was einer Achtungsbezeugung gleichkommt.



Ruinen eines Heïau auf Oahu.

Die Schlucht ist großartig und der Blick von ihrer Höhe bezaubernd. Man hat unten eine weit ausgedehnte, mit Dörfern übersäete Ebene, grüne Gefilde, aus welchen Hügel emporsteigen; den Horizont begrenzt das blaue Meer, an dessen Gestade sich zur Linken ein erloschener Vulcan erhebt. Weiße Silberbänder bezeichnen den Lauf der kleinen Flüsse. Den Abstieg bildet ein schmaler, in den Fels eingehauener steiler Pfad mit Treppenstufen, die für beschlagene Pferde beschwerlich zu passiren sind.

Das Nachstehende ist bezeichnend für die hawaiischen Krieger vergangener Tage. Im Jahr 1794 hatte Kamehameha schon die Inseln Hawaii und Mauï seiner Herrschaft unterworfen und erschien dann auf Oahu, um auch dieses Eiland zu erobern. Der König desselben bot seine Krieger auf, leistete Widerstand und nahm seine Stellung im Thale

beim Pali; er wollte die entscheidende Schlacht hier liefern, wo ein Rückzug gar nicht möglich und zwischen Sieg und Vernichtung keine Wahl blieb. Kamehameha sollte mit seinen Kriegern ins Meer geworfen werden. Aber dieser blieb Sieger in einem Kampfe, der von früh bis zum Abend dauerte. Die Oahuer, nur noch etwa dreihundert an der Zahl, wurden in die Schlucht zurückgedrängt und zur Uebergabe aufgefordert. Ihre Antwort bestand darin, daß sie sich alle, bis auf den letzten Mann, in den Abgrund hinabstürzten. Noch heute zeugen die in jener Gegend umherliegenden Knochen von dem Ereigniß, welches noch in der Sage fortlebt. Im Dorfe Heiia beim katholischen Missionär Pater Martial unterhielt sich Herr von Varigny mit einigen hochbetagten Männern, welche mancherlei von Kamehameha zu erzählen wußten und von denen er die Kunde erhielt, daß sich fast an jeden Berg, an jedes Thal eine Sage knüpft. Vormals waren ja die Götter überall und vielfach gaben sie Beweise ihres Zornes, namentlich that es Pele, die Göttin der Vulcane, von der auch jene alten Männer, obwohl sie für Christen galten, nur befangen und scheu redeten. Das jüngere Geschlecht kennt eine solche Zurückhaltung nicht.

Die Frauen sind dem Christenthume schon deshalb zugethan, weil sie seit Einführung desselben eine viel bessere Stellung im Leben gewonnen haben; hat doch dasselbe die Vielweiberei abgeschafft und sie ihren Männern gleichgestellt, mit denen sie gemeinschaftlich die Arbeit verrichten. Im Allgemeinen kann man ihren Typus als hübsch bezeichnen; sie sind wohlgestaltet und bewahren bis etwa zum dreißigsten



Der Pali von Nuuanu.

Jahr ihre jugendlichen Formen; nachher altern sie schnell. Als Arbeiterinnen thun sie es den Männern gleich und zum Reiten haben sie große Anlagen; sie sitzen furchtlos und allemal rittlings zu Pferde. Auf das Haar verwenden sie große Sorgfalt; dasselbe ist lang, voll, schwarz aber grob; sie ordnen dasselbe auf sehr mannigfache Weise und schmücken es gern mit Orangeblüthen und Kränzen. Die Pferde werden mit Blumengewinden verziert, was sich hübsch ausnimmt und auch den praktischen Zweck hat, die Stechmücken und Fliegen abzuwehren.

Zur Völkerkunde Indiens.

Negritos im Windhyagebirge. — Die Frantsis in Bhopal.

Es ist wahr, daß aus Afrika immer etwas Neues kommt, aber dieses alte Wort paßt nicht minder auf Indien, das man mit vollem Recht als eine ethnographische Musterkarte ansehen kann.

L. Rousselet, der tüchtige französische Reisende, von dem wir im „Globus" eine ganze Reihenfolge illustrirter Mittheilungen gebracht haben, machte auf seinen ausgedehnten Wanderungen in Indien auch zwei Entdeckungen, welche in Bezug auf Völkerkunde nicht ohne Interesse sind. Als er sich im März 1867 im Sonthale befand, südlich von Rinah (Rewah der Engländer), im Norden der Hochebene von Amarkantak, erfuhr er, daß in einem benachbarten Dorfe eine große Anzahl von Ghonds (Khônds) beisammen seien, welche bei den Jagden des Königs von Rinah als Treiber verwandt werden sollten. Man sagte ihm, daß bei jenen Ghonds sich auch ein Mann aus dem Sirgudschagebirge befinde, der zu einem wilden Stamme gehöre; dieser hause in den unzugänglichsten Ketten der Windhyaberge, zwischen dem Son und der Nerbadda. Man bezeichnet diese Wilden als Bandra lokh, was wörtlich Affenmenschen bedeutet. Sie leben auf Bäumen oder in Hütten, welche sie aus Baumzweigen verfertigen; mit den Stämmen, welche im

Thale wohnen, und auch mit ihren Nachbaren, den Ghonds und Sonthals, stehen sie in gar keinem Verkehr.

Seitdem Rousselet in die Region des Windhyagebirges gekommen war, hatte er von den Landleuten manches über diese merkwürdigen Waldmenschen gehört; er glaubte indessen daß die Erzählungen sich auf Hanuman-Affen bezögen, welche in den Aravalibergen in Menge vorkommen. Diese Affen leben bekanntlich in Gruppen beisammen und haben unter sich eine Art von gesellschaftlicher Organisation. Jetzt ließ er sich natürlich die günstige Gelegenheit nicht entgehen, um zu prüfen, wie viel von dem was er vernommen hatte, Uebertreibung sei.

Ein Harkara (Bote) des Radscha von Rinah brachte ihm dann auch am andern Tage den Menschen aus dem Stamme der Bandras. Derselbe mochte etwa dreißig Jahr alt sein, war abschreckend häßlich und bot einen höchst widerwärtigen Anblick dar. Er war etwa 5 Fuß hoch, die Arme waren unverhältnißmäßig lang und sehr mager und seine bestialische Physiognomie rechtfertigte vollkommen den Namen, welchen die Landleute diesen Wilden geben. Ueber die niedrige Stirn fielen dicke Locken eines harten, wolligen Haares herab; die kleinen Augen lagen tief, die Backenknochen standen weit vor, die Nase war oben tief eingedrückt und am untern Ende sehr dick; die Nasenlöcher waren groß und nach oben hinstehend, die Unterlippe war hängend, das Kinn nicht fleischig. Was aber diesen häßlichen Anblick noch widerwärtiger machte, das waren die vielen tiefen Falten oder Furchen, welche von den Mundwinkeln aus vertical über die Wangen zogen. Der Körper war zum Erschrecken mager, die dunkel-chokoladenfarbige, nahezu schwarze Haut ähnelte gegerbtem Leder und fiel in Falten über die Glieder hinab; der Unterleib war wie ausgetrocknet, aber in der Mitte unförmlich dick, so daß der Nabel verdeckt war.

Die Anwesenheit eines Europäers und die etwas zudringliche Neugier mancher Indier brachten den armen Wilden völlig in Verwirrung. Er verstand und sprach allerdings die Sprache der Ghonds, jetzt aber waren nur wenige, rauh hervorgestoßene Worte aus ihm herauszubringen.

Rousselet bekam von einem der Ghonds allerlei Nachrichten, welche dieser von dem Wilden selbst erhalten hatte. Der Mann gehörte zu einem wenig zahlreichen Stamme in den Sirgudschawäldern; dieser Stamm heiße Dschengah oder Dschengahl; so nennt er sich jedoch auf keinen Fall selber, denn Dschengel, Wald, Waldgestrüpp, ist ein fremdes Wort, und hier bedeutet jener Name, welchen die Indier diesen Wilden beilegen, weiter nichts als Waldbewohner. Jener Mann hatte seinen Stamm in Folge der großen Hungersnoth von 1866 verlassen.

Der Reisende mußte sich mit diesen wenigen Nachrichten begnügen; sein photographischer Apparat war in Govindgarh zurückgeblieben, und er konnte nur eine flüchtige Skizze entwerfen. Er gab dem Wilden Geld, damit derselbe nach der eben genannten Stadt komme; der Mann war jedoch über alles was an ihm herumgefragt wurde so erschrocken, daß er in der Nacht davon lief und am andern Tage nicht wieder herbeigeschafft werden konnte.

So viel ist ausgemacht, daß im östlichen Theile der Windhyagebirge ein Menschenstamm lebte, der alle Kennzeichen der Negritos trägt, die einst an den Gestaden des Bengalischen Meerbusens vorhanden gewesen sind.

Derselbe Reisende Rousselet war, gleichfalls im Jahre 1867, nicht wenig erstaunt, im Windhyagebirge, im Königreiche Bhopal, einen kleinen Stamm anzutreffen, der europäisches Blut in seinen Adern trägt und die Kennzeichen desselben wohl bewahrt hat.

Dieser Stamm, dessen Ursprung in das sechszehnte Jahrhundert hinaufreicht, wird als Frantsis bezeichnet, was der indische Name für Français ist. Er bildet in Bhopal eine aus etwa zweihundert Familien bestehende Gruppe und wird von einem erblichen Häuptlinge regiert, welcher den Namen Bourbon trägt. Diese Frantsis, welche inmitten der Dschats und Ghonds wohnen, haben folgende Ueberlieferungen.

Im Jahr 1557 oder 1559 erschien am Hofe des Großmogul Akbar ein gewisser Jean de Bourbon, ein Franzose, der angeblich von der Familie Bourbon abstammte. Er wollte 1541 aus Sicilien nach Frankreich segeln, wurde von Seeräubern gefangen genommen und nach Aegypten gebracht, wo er im Dienste des Sultans sich bald zu einer hohen Stellung hinaufarbeitete. Bei einem Kriegszuge wurde er in Abyssinien gefangen genommen, und gelangte nach einiger Zeit an die Malabarküste, wurde nach Agra gebracht, dem Kaiser Akbar vorgestellt und zum Director der Artillerie des Großmogul ernannt. Mit Würden und Ehren überhäuft starb er in Agra und hinterließ zwei Söhne, welche er mit einer weißen Sklavin des Serails gezeugt hatte. Der älteste, Sekander (Alexander) Bourbon, stand in hoher Gunst beim Kaiser Jehanghir, der ihn zum erblichen Gouverneur des Palastes der Begams (Kaiserinnen) machte und gab ihm den Bezirk Sirgarh in Malwa zum Eigenthum.

Die Bourbon's blieben am Hofe des Großmogul zu Delhi bis 1739, als der persische Schah Nadir nach Indien hinein stürmte. Der letzte Palastgouverneur war Furadi Bourbon. Sein Sohn Salvador zog sich, als das Reich des Großmogul zerstückelt wurde, nach Sirgarh zurück, erklärte sich unabhängig und nahm den Titel Nawab Messiah, christlicher Herrscher, an.

Im Jahre 1794 wurde Bhoba Bourbon, der unter dem Namen Nawab Messiah Ragu Chan bekannt geworden ist, von einem französischen Abenteurer, Fanthome, entthront, der im Dienste der maharattischen Scindiahs stand; der Nawab flüchtete an den Hof des Radscha von Narwar, wo er meuchlings ermordet wurde. Sein Sohn Enayet Messiah oder Tschohur Bourbon flüchtete sich mit dem größten Theile der Frantsis an den Hof des Königs von Bhopal, leistete diesem wichtige Dienste im Kriege gegen die Maharatten und bekam zum Lohn den Bezirk Bhilwani als Lehn. Im Jahre 1816 wurde Schahsahad Bourbon, „der christliche König", der Balthasar hieß, Premierminister in Bhopal und zwei Jahre später, als der König starb, Regent dieses Landes. Als solcher hat er wesentlich dazu beigetragen, daß das letztere unter den Staaten Indiens eine hervorragende Stellung einnimmt. Als er sich von den Maharatten bedrängt sah, wandte er sich an die Engländer und schloß mit dem General Malcolm einen Vertrag ab, der noch heute gilt. Malcolm erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, wie es ihn überrascht habe, dort den Namen Bourbon anzutreffen. Balthasar sei ein schöner, sehr intelligenter Mann gewesen. Er starb im Jahre 1830; Erben waren seine Wittwe Madame Elisabeth de Bourbon, genannt Dulan Sirkar, und sein Neffe Merban Messiah.

Als Rousselet in Bhopal war, zählte sie etwa 70 Jahre und regierte den Stamm; sie hat den Rang des höchsten Würdenträgers im Königreiche und besitzt Stadt und Bezirk Bhilwani mit voller Souverainetät. Der Reisende erfuhr alles eben Mitgetheilte aus ihrem Munde.

Die Frantsis haben begreiflicherweise den europäischen Typus nicht in voller Reinheit bewahrt, aber bei vielen ist er doch vorhanden, insbesondere bei den etwa dreißig Familien, welche den Namen Bourbon führen und die Aristokratie

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XXV. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Streifzüge auf den Sandwichinseln.

III.

Die Kanackas sind vielleicht die besten und kühnsten Schwimmer der Welt, und auf den Fischfang verstehen sie sich meisterhaft. Bei allen Dörfern am Strande haben sie nicht selten neben Kokospalmen und schattigem Pandanus Teiche angelegt, die in ihrem wirthschaftlichen Leben, falls dieser Ausdruck erlaubt ist, eine wichtige Rolle spielen und für manche Haushaltungen so ziemlich die einzige Habe bilden. Solch ein Fischteich vererbt sich von Vater auf Sohn und allemal ist er in sinnreicher Weise angelegt worden. Manche sind bis zu sechszig oder gar einhundert Morgen groß und die kleinsten halten doch wenigstens einige Morgen. Jene größeren sind insgemein Eigenthum des Königs oder der Häuptlinge, die anderen alle Privateigenthum. Man hat sie an solchen Stellen angelegt, wo das Ufer auf drei Seiten von Land umschlossen ist und eine Art von natürlichem Hafen bildet; die vierte Seite besteht aus Korallenblöcken, die derart geordnet und gelegt worden sind, daß sie kolossale Mauern oder Wände bilden, den Wellen Trotz bieten aber doch dem Seewasser Zugang gestatten. Nur höchst selten kommt es vor, daß sie an der einen oder andern Stelle durch Andrang der Wogen einige Beschädigung erleiden, weil dieselben bei heftigem Sturm über die Wand hinüberschlagen.

In diesen Teichen oder Becken wimmelt es von einer überaus großen Menge von Fischen, insbesondere von einer Art Barben, deren Fleisch unvergleichlich feiner schmeckt, als das der europäischen vom Mittelländischen Meere. Die Kanackas nähren sich vorzugsweise von Taro und getrockneten Fischen; seit einem Vierteljahrhundert ist indeß, als Folge der häufigen Berührung mit den Fremden, auch Fleisch und Brot mehr und mehr in Aufnahme gekommen.

Herr von Varigny trat in der Nähe von Kaualua in eine Hütte ein; die Männer arbeiteten auf dem Felde; die Frau, stark beleibt wie alle in mittlerm Alter, empfing die Fremden sehr freundlich, bot ihnen eine Matte zum Sitzen an, fragte in höflichster Weise, woher die Fremden kämen und ob sie nicht etwas genießen wollten. Als eine bejahende Antwort erfolgte, ging sie aus der Hütte und brachte bald nachher ihren Mann mit. Dieser war nicht minder zuvorkommend. Er holte unter einem mit Pandanusblättern gedeckten Schuppen einen Kahn hervor, der aus einem Kokosstamme verfertigt war, hob ihn, als sei er federleicht, auf die Schulter und ging nach seinem Teiche, in welchem er ein Netz auswarf. Nach wenigen Minuten zog er dasselbe auf; es war reichlich gefüllt. Nachdem er zwei Fische, die ihm passend erschienen, herausgesucht, wirft er die anderen wieder ins Wasser und bringt jene seiner Frau. Diese schlägt sie sorgfältig in Blätter des Tibaumes (Dracaena terminalis), thut sie in ein Erdloch, legt geglühete Steine umher und bedeckt das Ganze mit feuchten Blättern und Kräutern. Als sie rechtzeitig die Ueberlage fortgeräumt hat, duftet ein köstlicher Wohlgeruch hervor; das Gericht mundet herrlich und die europäische Kochkunst kann sich in Bezug auf Zubereitung von Fischen mit jener hawaiischen gar nicht messen.

Der Pali oder Absturz von Mokapua hat mit dem



Ländliches Fest im Dorfe Ewa auf Oahu.

früher geschilderten von Nuuanu keine Aehnlichkeit; er ist nicht so hoch wie dieser, fällt aber noch viel jäher ab. Auf der Höhe befindet sich ein erloschener Krater, welcher nach der Landseite hin sich allmälig abdacht. Hier ist das vulcanische Gestein, wie überall auf Oahu, mit Grün überzogen. Nach der Seeseite hin fällt der Berg steil ab und überhängt, wie unsere Illustration veranschaulicht, an manchen Stellen das Meer, dessen Wellen im Fortgange der Zeit ihn unterwaschen haben; sie peitschen förmlich in diese unterhöhlten Stellen hinein. Neben der tief unterwaschenen Stelle liegt ein steiler aber glatter Abhang, und dort belustigten sich die Insulaner in einer eigenthümlichen Weise.

Der Mann legte sich der Länge nach auf ein etwa 10 Fuß langes, reichlich 3 Fuß breites und an beiden Enden zugespitztes Brett; durch eine leichte Handbewegung gab er demselben einen Anstoß und es sauste dann förmlich mit ihm hinab ins Wasser und verschwand mit ihm unter den Wellen. Rasch taucht er wieder auf, benutzt beide Arme als Ruder und lenkt sein Brett der Woge entgegen, welche von der See herkommt und anbranden will. Man sieht, wie er sich auf dem Kamm der Welle emporhebt, mit ihr hinabsinkt, dann wieder auftaucht und so fort. Nachdem er sich eine gewisse Strecke weit vom Ufer entfernt hat, wendet er um, den vom Ufer zurückprallenden Wellen entgegen arbeitend, und diese heben ihn wie eine leichte Feder auf ihren Kamm. Herr von Varigny war Augenzeuge, wie ein Insulaner alle diese Wagstücke vollführte und dabei auf dem Brette stand; das nahm sich aus, als sei er festgenagelt worden, und wenn er



Wie die Haitier mit der See spielen.

nur einen Nu das Gleichgewicht verloren hätte, wäre er hinabgestürzt. Er war fast ganz von Schaum eingehüllt; zumeist sah man nur seinen Oberkörper, aber er wankte und schwankte auch nicht einen Augenblick. Fast alle Spiele dieser Insulaner waren gewagt; es kam darauf an, der Gefahr zu trotzen, sie durch Gewandtheit und Kaltblütigkeit zu besiegen; für die Häuptlinge war es ein Ehrenpunkt, es darin wo möglich den Anderen zuvorzuthun. Allmälig kommen sie mehr und mehr in Abgang, wie die alten Gesänge und Sagen auch.

Man hat den protestantischen Missionären auf den Sandwichinseln oftmals vorgeworfen, daß sie habsüchtig seien und, die Umstände ausbeutend, sich bereichert hätten. Diese Anklage enthält einiges Wahre. Die weißen Ansiedler fanden bei ihrer Ankunft, daß viele der besten Ländereien von jenen Sendboten in Besitz genommen worden waren, während die katholischen Missionäre mit den für ihren Lebensunterhalt nöthigen kleinen Gärten und Feldern sich begnügten. Aber die protestantischen hatten eine zahlreiche Familie und mußten auf das Forkommen ihrer Kinder bedacht sein. Sie hatten kein Capital um Handel treiben zu können; der Grund und Boden hatte nur sehr geringen Werth als sie ihn in Besitz nahmen und man muß nicht vergessen, daß sie es waren, durch welche einige Civilisation möglich wurde; ihren Bestrebungen verdankt man es, daß weiße Ansiedler sich in Ruhe und Sicherheit auf den Inseln niederlassen konnten.

Sehr ausgedehnte Landstrecken liegen auf der Insel ohne allen Anbau da, andere werden zur Viehzucht benutzt, die sehr bedeutend geworden ist. Der englische Seefahrer Vancouver hatte von der Westküste Amerikas zwei Bullen und

einige Kühe mitgebracht, welche er dem Könige Kamehameha dem Ersten zum Geschenke machte. Sie wurden sorgfältig gehegt und vermehrten sich außerordentlich rasch. Der König begriff sofort, wie nützlich dieses Hornvieh sei und erklärte es für Tabu; dadurch war jedes Thier gesichert; wer sich an einem solchen vergriffen hätte, wäre mit dem Tode bestraft worden.

Die Kühe fanden Alles was für ihr Fortkommen dienlich und günstig war: üppige Weiden, klares Wasser und zusagendes Klima und nach einem Menschenalter gab es auf den Inseln zum mindesten ebenso viele Häupter Rindvieh wie menschliche Bewohner. Man hatte sie nach allen Inseln gebracht, wo sie sich vorzugsweise gern in den Einöden der Gebirge aufhalten. Sie sind nun längst nicht mehr Tabu und die Jagd auf dieses verwilderte Rindvieh bildet einen Lieblingssport der Ansiedler, an welchem sich auch angesehene Kanackas gern betheiligen. Die Eilandgruppe hat mehr Rindfleisch, als dort verzehrt werden kann; sie führt davon aus und auch der Export von Häuten ist keineswegs unbeträchtlich. Manche europäische und nordamerikanische Ansiedler haben Herden von Hunderten und bis zu eintausend Häuptern; dazu kommen dann noch die Schafe, die Pferde und die Ziegen. Der Sohn eines amerikanischen Missionärs, auf dessen Landgute Varigny verweilte, verwandte etwa funfzig Insulanerfamilien zur Ueberwachung des Viehs, zum Melken der Kühe und zum Verfertigen von Butter und Käse. Jede Familie hat für sich ein Kuleana, d. h. ein Stück Land von 5 bis 20 Hektaren, die innerhalb des großen Gutscomplexes liegen.

Manche Colonisten treiben vorzugsweise Schafzucht, für welche sehr günstige Bedingungen vorhanden sind. Das Gras ist kurz und in den Ufergegenden in Folge der Seewinde etwas salzig; dort wächst nicht das hohe Piligras, welches auf manchen Strecken die Schafzucht geradezu verbietet. Einmal fressen die Thiere es nur sehr ungern, sodann sind die Samenkörner scharf und ähneln einem winzigen Spieße; sie setzen sich in der Wolle fest, und bilden in Masse angeflogen dicke, graue Kugeln, dringen bis auf die Haut und peinigen die Thiere dermaßen, daß diese sterben. Eine andere Plage sind die namentlich auf Hawaii sehr zahlreichen und höchst gefräßigen verwilderten Hunde. Auf Oahu, das viel kleiner und stärker bevölkert ist, hat man sie fast ausgerottet und sie kommen dort nur noch in einigen abgelegenen Thälern vor; ins platte Land wagen sie sich nur selten.



Das Dorf Waikiki auf Oahu.

Ewa ist eines der anmuthigsten Dörfer auf Oahu; dasselbe bildet eine liebliche Oase inmitten einer ausgedehnten Landschaft und liegt am Meeresufer. Dort arbeiten seit langer Zeit protestantische Missionäre und als diese eine große Anzahl von Anhängern gewonnen hatten, kam dann auch ein katholischer, der auch Proselyten machte und von da an hatte es natürlich mit dem Frieden ein Ende. Es ist dieselbe ekelhafte Geschichte, die sich leider auch anderwärts so häufig wiederholt. Statt daß diese Seelenfänger jeder sich auf ein bestimmtes Feld beschränkten, machen sie einander die grimmigste Concurrenz und richten Verwirrung an. Varigny schreibt als Augenzeuge: „Sie führen einen lebhaften und erbitterten Kampf gegen einander; sie reißen sich um die Kinder, welche jeder in seine Schule hineinzerren möchte. Katholische und protestantische Kanackas halten sich fern von einander, besonders aber werden Zank und Streit lebhaft und grimmig, wenn es sich um die Wahl eines Abgeordneten zum Parlamente handelt. Dann treten die religiösen Zänkereien in den Vordergrund; man stimmt nicht für einen tüchtigen politischen Candidaten, sondern für einen Protestanten oder Katholiken und die siegreiche Partei jubelt aus allen Kräften. Als die Katholiken jüngst in Ewa zum ersten Mal einen der Ihrigen bei der Wahl durchsetzten, war die Bestürzung unter den protestantischen Missionären groß. Insbesondere in kleinen Ortschaften richten diese nichtswürdigen kirchlichen Zänkereien das größte Unheil an.“

Ackerbau und Viehzucht sind in Ewa in gedeihlichem Zustande; Honolulu ist nahe und bildet einen stets sichern Absatzmarkt; die Straße dorthin ist in gutem Stande. Auf halbem Wege dorthin liegen zwei kleine Seen, welche nur durch eine Hügelreihe von einander getrennt sind. Der, welcher dem Meere zunächst liegt, hat süßes, der andere dagegen salziges Wasser. An diese Seen knüpft sich eine Sage. Als Pele, die schon mehrfach erwähnte Göttin der Vulcane, in jener Gegend umherwanderte, verspürte sie Durst und

grub ein Loch in die Erde. Nachdem sie sich etliche Stunden dabei abgemüht hatte, kam auch Wasser, aber dasselbe war salzig. Deshalb verfluchte sie diesen See, grub an einer andern Stelle in die Tiefe und dort kam süßes Wasser zum Vorschein. Beide sind erloschene Krater, wie man sie so häufig in diesem Archipelagus findet.

Die nordwestlichste Insel desselben ist Kauaï, vielleicht die schönste und fruchtbarste von allen, aber noch am wenigsten näher erforscht. Die Entfernung nach Honolulu beträgt in gerader Linie nur etwa einhundert Seemeilen, deren vier auf eine deutsche Meile gehen; aber die meist conträren Winde und Strömungen machen die Ueberfahrt lang und unangenehm. Aus der Ferne gesehen zeigt dieses Eiland eine drohende, abschreckende Küste; man bekommt schwarze, jäh abstürzende Felsen in Sicht, ohne Strand und ohne Grün; Alles auf dieser Ost- und Südseite nimmt sich unfreundlich aus. An dieser letztern liegt der Hafen Koloa, der aber nur bei gewissen Winden zugänglich ist und sich nichts weniger als anmuthig ausnimmt, aber sobald man von dort eine Strecke weit ins Innere geht, gelangt man in eine reizende grüne Ebene, die mit Pandanusbäumen gleichsam besäet ist. Im Hintergrunde steigen hohe Berge empor, die von duftigem Nebel umwoben sind, man möchte sagen von einem transparenten Schleier aus Gaze umzogen. Die vortreffliche Straße jenseit der Ebene zieht bald aufwärts bald abwärts. Die Landschaft mit ihren vielen prächtigen Bäumen gleicht einem wohlgepflegten englischen Park, der von einem breiten und klaren Flusse durchzogen wird. Aus der



Waimea auf der Insel Kauai.

Ferne her vernimmt man das dumpfe Getöse des Wasserfalles von Waialua. Von diesem Dorfe bis Hanalei, wo sich eine große Zuckerplantage befindet, hat man etwa acht deutsche Meilen weit zu wandern.

Hanalei bietet ein herrliches, wunderbar großartiges Panorama dar; auf den Hawaii-Inseln giebt es kein zweites, das sich mit demselben messen kann. Die Zuckerplantage Princeville liegt auf der Hochfläche, von welcher man das ganze Thalgelände übersieht, in einer Höhe von etwa 900 Fuß. Von den benachbarten Hügeln plätschern unzählige Cascaden herab und bilden dann einen Fluß, der sich durch üppig fruchtbare Felder schlängelt, die mit Zuckerrohr, Baumwolle und Kaffeebäumen bepflanzt sind. Dieser Fluß ist von der See her bis ins Innere des Thales für Kähne schiffbar und so können die Producte ohne alle Mühe an den Hafen geschafft werden.

Unweit von Hanalei liegen die drei Höhlen von Hanëa. Am Fuße eines etwa 3000 Fuß hohen Berges befindet sich eine Höhle, in welche gleichzeitig zehn Reiter neben einander eindringen können. Von einer mehr als 60 Fuß hohen Decke hängen gewaltige Stalaktiten herab und bilden natürliche Säulen, welche das Gewölbe zu stützen scheinen. Diese erste Höhle hat eine Fläche von reichlich einer Hektare. Zur Rechten führt ein enger Eingang in die zweite Höhle. Die Kanackas zündeten Fackeln und Stränge von ölhaltigen Kukuinüssen (— von der Aleurites triloba —) an; aus einer Hütte in der Nähe war ein kleiner Kahn herbeigeschafft worden, der auch nöthig war, denn die zweite und dritte Höhle sind eigentlich unterirdische Seen, die mit einander in Verbindung stehen. Der erstere derselben nimmt eine Fläche von etwa drei Hektaren ein; sein Wasser ist ungemein durch-

sichtig und täuscht über die Tiefe, die etwa 60 Fuß vom Ufer gegen 130 Fuß betrug. Die Fackeln wurden ausgelöscht und die Finsterniß war undurchdringlich. Als man Steine ins Wasser warf phosphorescirte dasselbe und die hinuntersinkenden Steine ließen einen blassen Lichtzug hinter sich. Die Eingeborenen bezeichnen diesen See als Wai a kapa lae, d. h. Wasser des Schreckens.

Der dritte unterirdische See, Wai a kana loa, Wasser der großen Verwüstung, ist vielleicht noch merkwürdiger; man fährt im Nachen unter einem durch vulcanische Mächte gebildeten gothischen Bogen, einem förmlichen Portal, hin; das Wasser hat einen starken Schwefelgeruch und die Wände sind mit einer blaßgelben, unterirdischen Vegetation überzogen. Das Echo ist betäubend.

Das Dorf Waimea am westlichen Ende der Insel hat eine freundliche Lage; man sieht dort noch Trümmer von einem Fort, welches die Russen einst erbaut hatten, unter dem Vorwande, dort eine Waarenniederlage zu errichten; Kamehameha gestattete ihnen jedoch nicht, Kanonen in dasselbe zu bringen. —

Mit den russischen Plänen verhielt es sich folgendermaßen. Im Jahre 1804 war ein russischer Unterthan Namens Scheffer auf Kauai erschienen, hatte sich dort niedergelassen und die Offiziere eines sogenannten Colonialschiffes, des „Petropawlowski“, ins Einverständniß gezogen, um der Insel ein russisches Protectorat aufzuerlegen. In St Petersburg ging man aber nicht auf Scheffer's Pläne ein. Weiteres erfahren wir durch Kotzebue, der mit seinem



Jagd auf verwildertes Rindvieh.

Schiffe „Rurick“ im November 1816 bei Kailua Anker warf. Wir haben schon früher erzählt (S. 68), daß er mit dem gerade dort anwesenden Kamehameha zusammen traf. Der König war, als er die ihm fremde Flagge sah, mißtrauisch und zurückhaltend, bis ihm Kotzebue auseinander gesetzt hatte, daß er als Entdecker und zu wissenschaftlichen Zwecken gekommen sei. Dann schwand alle Zurückhaltung und der König sprach: „Ich weiß, Du befehligst ein Kriegsschiff und hast ähnliche Zwecke wie Cook und Vancouver, treibst also keinen Handel; ich meinerseits will auch keinen Handel mit Dir treiben. Du sollst Alles von mir bekommen, dessen Du bedarfst, so weit meine Inseln das liefern können. Das also ist abgemacht; reden wir nun von anderen Dingen. Sag mir: ist es denn mit Wissen und Willen Deines Kaisers, daß seine Unterthanen mir meine alten Tage beunruhigen? Seit ich, Kamehameha, König dieser Eilande bin, hat meines Wissens Niemand sich über irgend welche Ungerechtigkeit zu beklagen. Hier haben alle freien Zutritt, finden Schutz und erhalten Lebensmittel. Da kamen aber von Sitka in Amerika Leute hierher, die sich Russen nannten. Sie wurden freundlich empfangen, bekamen Lebensmittel, benahmen sich aber feindselig und droheten uns daß neue Kriegsschiffe kommen würden um diese Inseln zu erobern. Das soll und wird aber nicht sein, so lange ich, Kamehameha, am Leben bin. Unter jenen Leuten befand sich ein gewisser Scheffer, ein russischer Arzt. Er sagte, Kaiser Alexander habe ihn geschickt, um auf diesen Inseln Pflanzen zu sammeln. Ich habe viel Gutes über Kaiser Alexander

gehört und Scheffer erhielt von mir großen Vorschub; ich gab ihm Land und Arbeiter, damit es ihm an nichts fehle. Was geschah? Er war undankbar gegen mich, selbst auf Hawaii, wo ich ihm viele Wohlthat erwies; dann durchstöberte er alle Inseln, ging nach Oahu, und trat dort als mein erbitterter Feind auf; er zerstörte das Morai, und hetzte den König gegen mich auf; er treibt sich noch hier herum." Kotzebue desavouirte natürlich jenen Abenteurer und stellte den wackern Heiden vollständig zufrieden.

Ueber die Vulcane auf Hawaii werden wir später Einiges mittheilen.

Die russischen Kämpfe gegen die Turkomanen.

Von **Hermann Vambery.**

II.

Den feurigsten Angriff machten die Turkomanen auf die rechte Flanke der Russen, und es ist in der That zu verwundern, wie die Soldaten, welche beim gewaltigen Lärm des turkomanischen Angriffes kaum das Commandowort ihrer Offiziere vernahmen, die nöthigen Stellungen einnehmen, und mit einer von seltener Kaltblütigkeit zeugenden Ruhe dem wilden Ungestüme des Feindes gegenüber sich behaupten konnten. Daß unter solchen Umständen der erste Anprall des Feindes glücklich ausgehalten, ja sogar zurückgeschlagen wurde, ist selbstverständlich. Schon hatten die Turkomanen sich ungefähr nur 10 Schritte weit von der russischen Front befunden, die Pelzmützen bis in die Augen gedrückt, ein Zeichen der Todesverachtung bei den Nomaden; sie drangen mit Schwertern und Aexten bewaffnet auf die Bemannung jener Kanonen, die eben das Feuer eröffnet hatten. Es kam zu einem wilden Handgemenge, und ein lebhafter Kampf entbrannte auf der ganzen Schlachtlinie. Die Turkomanen gaben für einige Minuten die Heftigkeit des Kampfes auf, stürmten aber sodann mit doppelter Wuth wieder los. Doch was half diese übermenschliche Anstrengung? Oberstlieutenant Tereikowski war indeß mit seiner Artillerie soweit vorgedrungen, um in einer Entfernung von 70 Schritten die Heranstürmenden mit einem Kartätschenregen zu empfangen. Nach sechs Schüssen verstummte allmälig das Schlachtgeschrei der Turkomanen auf einer Seite, erhob sich aber wieder auf der andern, wo neuere vier Salven bald ein ähnliches Resultat erzielten. Die Verheerung dieser Kartätschen war grauenvoll. Das Schlachtgeschrei verstummte gänzlich, und bald darauf fielen die Kartätschen und Granaten nur im Rücken des fliehenden Feindes. Gleichzeitig mit dem Angriffe auf die russische Front erfolgte ein Versuch, die Wagenburg zu erstürmen. Auch hier hatten die Turkomanen sich äußerst tapfer geschlagen, wurden aber auch hier von der Artillerie in die Flucht gejagt.

Der amtliche Correspondent der „Turkestaner Zeitung", welcher ich diesen Bericht entnehme, hat Recht, wenn er sagt: „Auf keinem Schlachtfelde Mittelasiens hatten die Eingeborenen so viel Kühnheit und Energie zur Schau getragen, und daß sie hier in der That sich auf Tod und Leben schlugen." — Jeder turkomanische Reiter hatte hinten am Sattel noch einen Fußgänger mitgenommen; es waren dies die eigentlichen Wagehälse, die, mit allen Gattungen der Hau- und Stichwaffen ausgerüstet, mit einer wahren Berserkerwuth auf die Russen losrannten.

In der Entfernung von einigen Schritten vor der Front sprangen sie hurtig vom Pferde und machten sich in leichtem Anzuge mit aufgeschürzten Armeln an die blutige Arbeit. Auch die turkomanischen Frauen hatten an dem Kampfe Antheil genommen; sie hielten sich hinter ihren Kriegern, nahmen die Verwundeten unter ihre Obsorge, und viele wurden bei dieser Beschäftigung erschossen.

Was die Russen von dem Tags zuvor von den Turkomanen abgehaltenen Blutmahle, bei welchem Blut getrunken worden sein soll, erzählen, ist eine eitle Erfindung. Sie hatten jedenfalls alle ihre Kräfte zusammengerafft, und waren aufs Aeußerste entschlossen. Natürlich hatten auch die Russen eine diesem entsprechende Gegenwehr geleistet; nicht nur hatte jeder Soldat seine Pflicht in einem Maße erfüllt, wie es unserer vollen Bewunderung würdig ist, selbst die höheren Offiziere nahmen thätlichen Antheil an dem Kampfe. Mehrere von ihnen wurden verwundet, unter diesen befand sich auch der Oberstcommandirende General Golowatschew, dem ein turkomanischer Fußgänger eine Säbelwunde auf die rechte Hand versetzt hatte.

Als der Tag völlig herangebrochen war, fanden die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne den Feind schon auf allen Punkten geschlagen und auf der eiligsten Flucht begriffen. Das Schlachtgeschrei ertönte nur leise aus der Ferne, während die russische Infanterie und Cavallerie in der bezeichneten Stellung verharrten, und die Kanonen noch immer ihren Kartätschenregen dem Feinde nachsandten. Eine ungeheure Masse von todten Turkomanen bedeckte den Wahlplatz. Im Ganzen belief sich ihr Verlust auf 800 Mann an Todten, die Zahl der Verwundeten ist ganz unbekannt.

General Golowatschew, der nun vorritt und den Soldaten zu ihrem Siege Glück wünschte, ließ die Verwundeten in die Wagenburg bringen, und ertheilte sogleich Befehle zum Abmarsche gegen Iilali, um den Feind bis auf die Ebene Kizil Takir zu verfolgen, um den errungenen Sieg auf diese Weise möglichst vollkommen zu machen. Der Marsch nach Iilali konnte in ziemlicher Ruhe ohne einen Schuß vollbracht werden. Ueber eine Meile von der Ebene von Tschandir hatte sich kein Turkomane gezeigt. Nur als letztgenannter Ort passirt wurde, und man auf dem den Iimreli-Turkomanen gehörenden Felde angelangt war, dann erst wurden zu beiden Seiten einzelne Reiterhaufen sichtbar, welche die russischen Colonnen umschwärmten.

Die ganze Oertlichkeit von den Gärten von Iilali angefangen bis zum Canale Ana-Muratbai und noch weiter besteht aus einer breiten von kleineren Canälen durchschnittenen Ebene voll mit Getreide-, Klee- und Sorghofeldern. Hier und da begegnet man auch einzelnen Baumgruppen. Die Russen mußten im Angesicht des sie stets bedrohenden Feindes in steter Kampfbereitschaft einherziehen; sie marschirten in Form eines geschlossenen Viereckes, aus dessen Mitte die Artillerie sich immer hervorhob, so oft eine größere

Feindesmasse den Angriff versuchte. Die Hinterseite des Viereckes hielten die Kosacken inne, die auch vollauf beschäftigt waren; denn so oft über einen Canal gesetzt wurde, fielen die Turkomanen den Russen in den Rücken und erneuerten den Kampf.

So schritt man langsam unter dem Schutze eines steten Kartätschen-Granatenfeuers immer vorwärts. Um 11 Uhr Vormittags schließlich war jede Spur von Turkomanen verschwunden und die Russen konnten sich ganz bequem an den Ufern des Canales Ana-Muratbai niederlassen. — Als sie um 3 Uhr Nachmittags zum Weitermarsch aufbrechen wollten, erhielten sie durch persische Gefangene, die sich mit den Russen immer gern in Verbindung setzten, die Nachricht: die Turkomanen hätten sich nicht nach Kizil Takir, sondern nach den Niederungen der Canäle Ana-Muratbai und Kujanli-Jap zurückgezogen. Um ihnen daher auf die Spur zu kommen, mußte auf den vortägigen Marsch zurückgegangen und mußten in südlicher Richtung noch fernere 5 Werst gemacht werden. Dies konnte aber bei der Mattigkeit der Truppen an demselben Tage nicht ausgeführt werden; man übernachtete daher daselbst, und am 16. Juli 6 Uhr früh brach man nach Köktschek auf, wo die Turkomanen sich in großen Massen concentrirt hatten.

Die Gegend nimmt hier schon einen mehr steppenähnlichen Charakter an. Nur im Anfange der Ebene sind die hohen Ufer tiefer Canaleinschnitte bemerkbar, man begegnet auch einigen Weizen- und Kleefeldern, mitunter auch tiefen Gruben, in denen die Turkomanen Getreide aufzubewahren pflegen, während von weiter Ferne nur ärmliches Wüstengestrüpp und Salzmoräste dem Auge entgegenscheinen. Auf ihrem Wege bemerkten die Russen frische Spuren der dahingezogenen turkomanischen Wagen und ihres Viehes; es waren dies die Zeichen der eben vollzogenen Flucht. Von nun an blieben die Russen selbst bei den mühseligen Uebergängen über die Canäle von dem Feinde unbehelligt, und nur auf dem südlichen Rande der Steppe, in der Umgebung von Izmukschir zeigten dichte Staubwolken die Massenbewegung der Turkomanen an.

Der Abend des 16. wurde an den Ufern des Canales Chodscha-Köhne-Chan zugebracht. Nur der blinde Lärm, welchen einige losgerissene Pferde verursachten, hatte die nächtliche Ruhe gestört; derselbe kostete zweien Menschen das Leben: einem Kosacken, der unversehens erschossen wurde, und einem persischen Sklaven, den man in der Finsterniß für einen Turkomanen hielt.

Um 4 Uhr Morgens des darauffolgenden Tages lief wieder durch einen persischen Sklaven die Nachricht ein, daß ein Theil der Turkomanen den Weg nach Köktschek eingeschlagen, ein anderer jedoch nach Izmukschir sich gewandt habe. Bald darauf zeigte auch der aufgewirbelte Staub die Richtung des Feindes an, der nun mit aller möglichen Energie von Kosacken und der Artillerie verfolgt wurde. Unterwegs stieß man auf glimmende Feuer, welche die Turkomanen angezündet hatten.

Das Bild, welches die in der Eile auf dem Wege Zurückgelassenen darboten, war jedenfalls mitleiderregend. Hier fand man ein altes krankes Weib, welches sich vor den heranstürmenden Russen zwischen zwei Wagen verbergen wollte; — nicht weit davon lag ein Kameel auf der Erde, im Sattel ein kläglich weinendes Kind tragend. Hier und da fand man übereinander geworfene Wagen, hinter welchen sich die Nomaden wahrscheinlich zu verschanzen suchten, und jemehr die Armee der vorangeeilten Cavallerie nachrückte, desto häufiger stieß man auf nackte Leichen der Turkomanen, als Spuren eines frischen Kampfes. So fand man auch die todten Ueberreste eines jungen weiblichen Wesens, das vielleicht im Kampfe um Mann und Familie hier seinen Tod fand. Wieder weiter ein ganzes Viereck von umgeworfenen Wagen mit weinenden Kindern, während die Mütter sich ängstlich verbargen, und die Väter als Leichen umhergestreut lagen. Dreien solcher Wagenburgen begegnete man unterwegs. — Die Turkomanen scheinen hier den letzten Kampf gefochten zu haben, denn sie hatten sich nur mit ihren Pferden gerettet, um das letzte Heil in den unwegsamen Steppen zu suchen.

Erst beim Canale Kasim-Jap hielt Oberst Block, der die zur Verfolgung ausgesendeten Truppen befehligte, inne, und erwartete daselbst, wo die eigentliche unwegsame Steppe beginnt, die übrigen Truppen. Hier wurde ein Rasttag gehalten, und als man das auf dem Wege aufgesammelte Vieh zählte, fand man, daß 5300 Stück erbeutet worden waren. Von hier wurde bald zum Rückmarsche über die Station Kujanli-Jap aufgebrochen, an welch letzterm Orte die Russen einem Hülfscorps unter dem Commando des Oberstlieutenant Sarantschew begegneten, welches natürlich nun nach gethaner Arbeit angelangt war. Ebenso langte auch General Kaufmann mit seinem Hülfstrupp zu spät an.

Der Kampf, der somit beendet war, wurde zumeist gegen den Uschakzweig der Chiwaer Jomuten geführt, da deren Nachbarn: Urus-Tschuktscha und Kodschuk schon früher gezüchtigt wurden. — Im Ganzen genommen hatte diese Lection einen für den Augenblick jedenfalls wirksamen Erfolg; denn die Graubärte der Chiwaer Turkomanen erschienen bald mit der Erklärung einer vollständigen Unterwerfung, und es wurde demgemäß die Kriegscontribution den einzelnen Stämmen in folgender Weise auferlegt:

Imreli (2500 Zelte)	37,500	Tillas.
Tschaudor (3500 Zelte)	52,500	„
Karadaschli (2000 Zelte)	30,000	„
Alieli und Göklens (1300 Zelte)	22,500	„
Karadschengilli (1500 Zelte)	30,000	„

Die ganze Summe betrug also 172,500 Tillas, oder die Tilla zu 2 Rub. 80 Kop. berechnet 483,000 Rubel. Die Hälfte dieser Summe muß in baarem Gelde bezahlt werden, die andere Hälfte wird auch in Werthsachen angenommen; es wurde zum Beispiel festgestellt, daß Silber zu 25 Rubel das Pfund, Kameele aber von 50 bis 70 Rubel das Stück gelten sollen. Als letzter Termin ward der 2. August festgesetzt. — So lange die Russen noch in Chiwa waren, haben sich einzelne Turkomanen mit der Zahlung eingefunden, doch kaum daß General Kaufmann den Rückweg angetreten, hatten sich die so hart mitgenommenen Nomaden eines andern besonnen: sie brachen in eine Revolution aus, und sind eben jetzt auch im Rachekriege gegen die eben so unschuldigen als ohnmächtigen Oezbegen begriffen. Doch hiervon ein anderesmal. Für den Augenblick ist festgestellt, daß den Turkomanen selbst die stärkste Züchtigung nicht frommt, sie müssen total gebrochen werden.

Schwarze Hülfsgenossen der Engländer an der Guineaküste.

3. Menschenfresser aus dem Nigerdelta.

Die Engländer haben mehrfach ein wahres Talent gezeigt, sich in Kriege zu verwickeln, bei denen weder auf Ruhm noch Ehre oder Vortheil zu rechnen war. Dahin gehört der Feldzug in Abyssinien, das sie als ein Chaos hinterlassen, nachdem sie für geradezu nichts viele Menschen geopfert und etwa 60 bis 70 Millionen Thaler vergeudet hatten. Mit den Aschantis werden sie kein leichtes Spiel haben und schon im October waren bösartige Fieber ausgebrochen.

Man begreift, daß sie ihre weißen Soldaten so viel als möglich schonen möchten, aber ohne dieselben können sie mit den schwarzen Barbaren, die ihnen als Söldner dienen, gegen das tapfere Volk der Aschantis nichts ausrichten. Die Fantis, über die England ein Protectorat übt, und welche für ihre gegen die Aschantis verübten Missethaten nicht bestraft worden sind, haben sich im Felde als feig und unbrauchbar gezeigt. Die Kossohs, die wir vor Kurzem geschildert haben (S. 15), thun ihre Schuldigkeit schon besser und laufen vor dem Feinde nicht gleich davon; sie schreien zwar gewaltig, schießen aber auch. Wir wollen hier bemerken, daß ihr Land östlich und nordöstlich von jenem der Weys liegt; zu Hause sind ihre Stämme unablässig mit einander in Fehde und im Kriege mit ihren Nachbarn, den Timmanis. Was die Haussas (s. S. 29) betrifft, so halten sie sich gut, wenn sie auch nicht alle Erwartungen erfüllen, die man von ihnen hegte. Man verwehrt ihnen nicht, daß sie gefangenen oder verwundeten Feinden den Hals abschneiden, aber es verstimmt sie doch, daß sie die Schädel nicht an ihre Trommeln hängen dürfen.

In den schwarzen, sogenannten westindischen Regimentern verwenden die Engländer Neger aus vielleicht einem halben Hundert verschiedener Stämme. Als sie dem Sklavenhandel über See steuerten, wurden die durch Kreuzerschiffe befreieten Neger theils als sogenannte freiwillige Arbeiter in die Colonie oder nach Freetown in Sierra Leone gebracht. In Stadt und Landschaft haben dort die meisten sich in Sippen, Clans, bei einander gehalten und in besonderen Dörfern und Stadttheilen niedergelassen. Fast alle Völker Westafrikas haben in Sierra Leone ihre Vertreter und dort ist ein verwirrtes Babylon. Unter den auf den Sklavenschiffen weggenommenen und befreieten Afrikanern sind hier mehr als fünfzig verschiedene Sprachen im Gebrauch; viele Stämme unterscheiden sich wesentlich von einander in Lebensweise und Gesittungsstufe. Fast alle tragen ihr Volkswappen im Gesicht, auf den Armen oder am Leibe eingeschnitten; bei einigen Stämmen haben jedoch die Sklaven andere Merkzeichen als die Freien. In Sierra Leone kommt es noch vor, daß man die dort geborenen Kinder mit den Stammeszeichen versieht *)."

Aber Kossohs und Haussas reichen doch nicht aus und man rafft deshalb schwarze Leute zusammen, wo man sie nur haben kann. Niemand wird behaupten, daß man dabei wählerisch zu Werke gehe. Die Franzosen schämten sich nicht, Turcos gegen Deutschland loszulassen, die christlichen Briten führen gegen die Aschantis die ärgsten Cannibalen Afrikas ins Feld. Sie haben dergleichen von den sogenannten Oelflüssen im Nigerdelta geholt und verwenden sie nun am Rio Volta, wo ein Capitain Hopkins die Ehre hat, diese Menschenfresser anzuführen und unter Capitain Glover's Befehl zu stellen. Man fängt aber die Sache nobel an, denn „Prinz" Charles Pepple von Bonny ist mit dabei und noch ein anderer Prinz, welcher den tönenden Namen John Dschumbo führt, Sohn Oko Dschumbos, welcher der mächtigste Mann in Bonny ist. Wir lesen diese erbaulichen Nachrichten in einer Correspondenz, welche die „Times Mail" vom 26. December bringt. Die „Prinzen" haben „die besten Krieger" aus Bonny nach dem Volta gebracht. Der Correspondent fügt die sehr bezeichnenden Worte hinzu:

„Es steht zu hoffen, daß diese Krieger nicht darauf beharren, ihre getödteten Feinde aufzufressen, was sie kürzlich in dem Kriege gegen die Dscha-Dschas gethan haben. John Dschumbo selbst erzählte mir, daß die Dscha-Dscha-Leute die gefangenen und erschlagenen Feinde als Rationen vertheilten. Capitain Hopkins war Augenzeuge, wie vor nun zwei Jahren bei der Stadt Bonny 17 Männer geschlachtet, gekocht und verzehrt wurden. König Pepple und seine Häuptlinge finden freilich an dergleichen keinen Gefallen; es läßt sich aber nicht abstellen, daß die Leute in den Landstrichen gelegentlich sich eine Güte mit man beefee (Menschenochsenfleisch) thun; ohnehin hat ja ein Bonnyhäuptling öffentlich erklärt, daß man beefee viel besser schmecke als beefee beefee. Oko Dschumbo, der in Bonny jetzt mächtiger ist, als König Pepple, war einst Cajütenjunge an Bord eines Oelhulks (abgetakelten Schiffes im Niger, welches Palmöl sammelt,

---

*) R. Clarke hat einen förmlichen Katalog der in Sierra Leone neben und durch einander wohnenden Negerstämme zusammengestellt. (Sketches of the colony of Sierra Leone and its inhabitants etc., in den Transactions of the Ethnological society of London 1863. Vol. II, p. 320 — 363.) Clarke war Arzt im Colonialdienst, Mitglied des vollziehenden Raths und Gerichtsassessor. Er beschreibt Typen aus nicht weniger als 44 Stämmen, und hat auf einer Anzahl geradezu schauderhaft lithographirter Tafeln dieselben bildlich zu veranschaulichen gesucht, nach Zeichnungen seiner Frau; aber Neuruppiner Bilderbogen sind dagegen gehalten malerische Meisterwerke. Doch dies beiläufig. Clarke fand in Sierra Leone: Haussafrauen; — Mandingo-Kaufleute aus Futa Djiallon; — Fulbe; — Serrakollets vom obern Niger; — Mokos aus der Gabunregion; — Mohammedaner vom Rokelle; — Leute vom Flusse Casamance in der Sherbroregion und von den Flüssen Dibbi und Buhm; diese Sherbroleute haben als östliche Nachbarn die Kossohs; — Susus aus der Gegend nordöstlich von Sierra Leone bis zum Rio Nuñez; — Mandingos vom Flusse Scarcies: — einen Knaben aus Angola; — manche Haussas verschiedener Stämme; — Ekus (Akoos) vom Egbastamm aus Yoruba, von denen sehr viele zum Schrecken der Missionäre Mohammedaner geworden sind; — Aschantis; — Leute aus Kakonda; — viele Timmanis, zum großen Theil Fetischverehrer; — Kanori aus Bornu; — Neger vom Südufer des Tsadsees, die keine Kanori sind; — Pikaleute, deren Gebiet südwestlich von Bornu liegt; — Kruleute aus Liberia in Menge; — Leute aus Yola und aus Mandara; — Ifes aus Yoruba; — Leute vom Kalabar; — Ibus (Eboes) aus dem Nigerdelta; — Leute aus Congo, welche das Bhang- (Hanfrauchen) im Jahre 1852 in Sierra Leone eingeführt haben; — Akus; — Kossohs; — Joloffen vom Senegal; — Bambarras; — sogenannte Donkus, Sklaven von der Goldküste, die aber aus dem gebirgigen Hinterlande der Aschantis stammen; — Krobbus von der Goldküste am Rio Volta; — Leute aus Nyffe an der Spitze des Nigerdeltas; — Fantis von der Goldküste; — Leute aus Mosambik an der Ostküste. Das ist eine Collection von Barbaren, wie man sie nicht besser wünschen wird, und beneidenswerth finden wir den Ethnographen, der sie mit Muße studiren kann. A.

das die Neger dorthin bringen) und ist nun längst ein reicher, angesehener Mann."

Also fetischdienende Menschenfresser und christliche Engländer sind mit einander verbunden. Ehrenvolle Genossenschaft, Ruhm der Civilisation! Wir wollen uns diese Bundesgenossen der weißen Leute näher ansehen. Das ist allerdings widerwärtig, aber in der Völkerkunde giebt es manche Capitel, die keine Delicatesse aber doch sehr kennzeichnenden Inhalt haben. Damit in unseren Lesern keine Zweifel aufkommen, geben wir zweien der gründlichsten Kenner afrikanischer Verhältnisse das Wort: dem Consul Hutchinson und Burton.

* * *

Hören wir zunächst Hutchinson.

Der Cannibalismus, so sagt er, geht an der Westküste in unseren Tagen ebenso arg im Schwange wie nur je zuvor, auch im Hinterlande von Sierra Leone und Liberia. Im Jahre 1860 wurde in dem zu Freetown erscheinenden „African" ein Bericht des schwarzen Missionärs Samuel Priddy abgedruckt. Dieser Mann hatte Jahre lang in Sherbro-County „gearbeitet"; er beklagte bitter, daß während der letzten Fehden zwischen einzelnen Stämmen das Menschenfressen an der Tagesordnung gewesen sei; er sah mit eigenen Augen, wie die Cannibalen große Stücke Menschenfleischs auf ihren Schultern forttrugen, um dasselbe zu verzehren. Ein anderer Missionär, Namens Caulker, veröffentlicht in demselben Blatte die Notiz, daß im Bezirke Boorhdy (Buhrdy) der Cannibalismus Brauch sei.

Ueber Bompeh erzählte Priddy Folgendes. Wer erkrankt, wird von seinen Angehörigen aufgefordert, auszusagen, was er Alles gethan habe, um sein Leben zu erhalten. Wenn er dann eingesteht, daß er in den Leib eines Leoparden oder eines Alligators gefahren sei, um einen Menschen aufzufressen, der von einem solchen Thiere getödtet wurde, oder wenn er einem lebendigen Menschen das Blut ausgesogen habe, dann wird er von den Angehörigen des letztern zu Tode gepeitscht oder verbrannt oder lebendig begraben.

Im Lande Omun am Croß-River herrscht Cannibalismus. Leute vom Bulastamme, der im Hinterlande der Coriscobay wohnt, kamen herab an den Munifluß, um dort Menschen zu rauben und „Tschopp" aus ihnen zu machen, weil dieselben, wie sie meinen, ein nach Salz schmeckendes Fleisch haben. Man sieht, es giebt Epicuräismus auch unter den Cannibalen.

Consul Campbell in Lagos bemerkt in Betreff der Edschu (Ejoemen) oder Dscholeute (Jomen), daß diese, welche an manchen Nebenflüssen im Nigerdelta wohnen, allgemein für Cannibalen gelten.

Im Jahre 1859 ward auf dem Markt in Duketown in Altkalabar Menschenfleisch in Menge ganz öffentlich feilgeboten, gerade wie bei uns Rind- oder Schweinefleisch. In Braß kommt Cannibalismus häufig vor. Im Jahre 1860 erschlug Imamy, der Häuptling dieses Bezirks, zwei Afrikaleute als Opfer für seinen verstorbenen Vater und fraß sie auf. In Braß wie in Bonny werden alle Kriegsgefangenen aufgefressen. Man wähnt dort, daß man tapferer werde, wenn man einen Feind verzehrt habe. —

Nicht bloß durch Du Chaillu wissen wir, daß die Pongues im Hinterlande des Gabun arge Cannibalen sind. Der mit Land und Leuten durch vielfache Berührung genau bekannte Capitain Townsend schrieb an Consul Hutchinson, es sei vollkommen richtig, daß diese Pongues die Leichen ihrer Angehörigen, nachdem dieselben sechs bis acht Tage in der Erde gelegen, ausscharren und dann verzehren. Ein schwarzer Handelsmann vom Gabun, der im Dienst eines weißen Supercargo stand, ging plötzlich mit Tode ab. Seine Familie nahm an, daß er durch Hexerei umgebracht worden sei und zwei seiner Schwestern wurden beauftragt, seinen Kopf aus dem Grabe zu holen, damit die Probe gemacht werden könne. Sie besteht darin, daß man einen eisernen Topf mit frischem Wasser auf die Erde und daneben den Kopf des Verstorbenen stellt; auf der andern Seite sitzt der Fetischdoctor. Dieser steckt etwas Kraut in den Mund; indem er dasselbe kauet, erhält er göttliche Eigenschaften. Dann bildet er einen Zauberkreis, indem er um den Topf herum, auf den Kopf und auf sich selbst Speichel wirft. Nachdem er einige Beschwörungsformeln hergemurmelt, wird angenommen, daß der Kopf des Mörders sich in dem Wasser des Topfes spiegele. Nun spricht der Fetischdoctor, daß er den Thäter sehe und erkenne; er werde ihn bezeichnen. Der abgeschnittene Kopf wird dann wieder ins Grab zurückgebracht. Inzwischen überlegt der geriebene Fetischpriester, welchen wohlhabenden Mann er des Verbrechens zeihen solle; es ist nämlich darauf abgesehen, daß derselbe sich bei ihm loskaufen solle. Das geschieht dann auch, und den Angehörigen des Verstorbenen erklärt der Priester, daß in diesem Falle der Fetisch sich geirrt habe! Als diesmal die beiden Schwestern den Kopf wieder ins Grab zu legen gedachten, war die Leiche verschwunden. Während das Haupt vom Rumpfe getrennt wurde, waren einige Pongue zugegen gewesen; sie hatten die günstige Gelegenheit hinterher benutzt, um sich ein leckeres Mahl zu verschaffen. Ueber den Geschmack ist bekanntlich nicht zu streiten; ländlich, sittlich.

Ein Herr Oates, der für das Liverpooler Haus Horsfall und Söhne auf dem Kalabar sein Schiff liegen hatte, erstattete an Consul Hutchinson Bericht. Im August 1858 waren zwei Leute aus Neu-Kalabar unterwegs nach dem Oelmarkt Aboh (Ibu); sie wurden von zwei Akrikas überfallen, geschlachtet und aufgefressen. Die Leute in Neu-Kalabar erhielten Kunde davon und kamen überein Repressalien zu nehmen. In einem großen Palaver beschlossen sie, die Auslieferung der Mörder zu verlangen; falls diese verweigert werde, solle ein Vernichtungskrieg nicht ausbleiben. Die vier Mörder wurden sammt einem Knaben, der Zeugniß ablegte, ausgeliefert, vor den Fetischkönig gestellt und verurtheilt. Man führte sie auf den Marktplatz, stellte sie ins Wasser und der Knabe mußte ihnen gewisse Körpertheile abschneiden. Alle Zuschauer tranken von dem in Folge dieser abscheulichen Verstümmelung blutigen Wasser. Nun schleppte man die vier Akrikas aufs Trockne und hieb oder schnitt ihnen nach und nach den Körper Glied nach Glied in Stücke, die dann unter das Volk vertheilt wurden. Einige kochten ihren Antheil, andere brieten ihn, noch andere kochten sich Suppe daraus, die mit rothem Pfeffer und Palmöl recht kräftig gemacht wurde!

Consul Hutchinson, der solche Mittheilungen in amtlicher Eigenschaft erhielt, wollte sich wo möglich durch eigene Beobachtung überzeugen, ob derartige Greuel in der That verübt würden. An dem großen Fetischhaus in Bonny (über welches wir weiter unten einen Bericht Burton's geben) sah er zu seinem Entsetzen, daß die Thürpfosten und der Erdboden im Tempel mit Negerschädeln „geschmückt" worden waren. Er sah in dieser Fetischkathedrale, daß auf den Hochaltar Arme und Beine von Menschen niedergelegt waren. Sie gehörten Kriegsgefangenen aus dem Adoneyland an und es wurde gar nicht in Abrede gestellt, daß diese Leute aufgefressen worden seien. Er selbst aber wollte Zeuge sein, wie es bei den Cannibalenfesten hergeht. Schon vor etwa zehn Jahren haben wir im „Globus" darüber ausführliche Mittheilung gegeben; heute wollen wir nur einige kenn-

zeichnende Einzelnheiten hervorheben, die vollkommen genügen *).

Zu Anfang des Jahres 1860 hatte er amtlich Bonny besucht; er erfuhr, daß im Jujutempel ein Mensch abgeschlachtet und nachher aufgefressen werden solle. Der Verbrecher hatte seinerseits einen mit Palmöl handelnden Obersklaven ermordet und gefressen. Man hatte ihn abgefangen; die Execution wurde vor den Weißen geheim gehalten. Hutchinson verdankte es einem Eingeborenen, daß er in einem dem Jujuhause gegenüberstehenden Hause versteckt wurde, von welchem aus er den freien Platz vor dem Tempel übersehen konnte; dort war die Mordstätte. Nachdem er ein Bad genommen, Kaffee und ein Glas Wein mit Chinin genommen hatte, schlich er Morgens vier Uhr in das Haus, wo er allein war. „Da befand ich mich nun vor Tagesgrauen am Ufer eines afrikanischen Stromes und fühlte mich unaussprechlich beklommen. Als die Dämmerung anbrach, stiegen dicke, stinkende Nebel aus dem Wasser und abscheuliche Gerüche aus den Mangrovegebüschen empor; die Malaria zog über die Ufer hin, die Atmosphäre übte schweren Druck. Und ich war inmitten von Cannibalen; obwohl von einem in der Nähe liegenden Kriegsschiffe geschützt, lag mir doch eine unbeschreibliche Angst auf der Seele."

„Der Tag brach an. Noch einige Zeit war Alles still; dann aber erschien eine Gruppe von Negern jeden Alters und Geschlechts, die laut durcheinander schwatzten, aber man vernahm doch das Gerassel einer nachgeschleppten Kette. Es wurde still; ein Mann rief ein einziges Wort, Alle setzten sich und bildeten einen Kreis um zwei Männer, welche stehen blieben. Der eine war der Fetischhenker, der eine Kappe und einen Säbel trug, der andere war der Cannibale; er hatte Ketten um den Hals, um Arm- und Beingelenke. Er zeigte nicht die Spur von Furcht oder innerer Bewegung und stand kerzengrade da; alle Anwesenden blieben durchaus gleichgültig. Der Henker trat einige Schritte zurück, um die richtige Weite für den Schlag abmessen zu können und er that das so gut, daß mit einem Streiche der Kopf vom Rumpfe getrennt war; es wurden zum Ueberflusse noch einige Hiebe hinzugefügt. Die Menge hatte sich bisher ganz still verhalten. Der Kopf wurde vom Fetischhenker in eine Calebasse gethan und von einer Frau zum Kochen fortgetragen. Der Henker sprach dann ein geheimnißvolles Wort, entfernte sich und die Menge stand auf, schrie und brüllte, schwang die Messer in der Luft und drängte sich zum Leichnam, der zertheilt wurde. Alle, auch Kinder und Mädchen, griffen zu und rissen sich um die Fleischstücke. Die Eingeweide wurden dem Schutzgotte der Bonnyleute, der großen Eidechse, dargebracht; Hunde leckten die Blutlache auf; dann kamen zwei Männer und streueten Sand. Alles war vorüber und jede Spur verwischt, als die Böttcher erschienen und an den Palmölfässern herumhämmerten. Es war längst heller lichter Tag geworden. So ist das Volk, unter welchem der britische Handel seit länger als einem halben Jahrhundert seinen civilisirenden Einfluß geübt hat! Die Bonnyleute hatten eben damals auch einen Eid geschworen, den ganzen Obetastamm auszurotten und aufzufressen."

Die Zustände in der Stadt Bonny schildert auch Rich. Burton aus eigener Erfahrung, und er, der gleichfalls als Consul auf Fernando Po die sogenannten Oelflüsse im Nigerdelta zu besuchen hatte, muß unbedingt als Autorität betrachtet werden.

Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Sklaven, die von ihren schwarzen Gebietern nicht selten ganz barbarisch behandelt werden. Der Herr nagelt z. B. dem Sklaven die Hände an ein Oel- oder Rumfaß, oder verstümmelt ihn an verschiedenen Theilen des Körpers, reibt ihm rothen Pfeffer in die Augen, schneidet ihm die Ohren ab, und die Peitsche besteht aus zusammengedreheten Strängen von Rinds- oder Hippopotamushaut, die vierkantig und an der Sonne getrocknet worden sind. Manchmal hat man sie auch mit Kupferdraht umwunden, und jeder Schlag reißt die Haut auf. Frauen, die sich eine Untreue haben zu Schulden kommen lassen, ritzt man den Bauch auf, zerhackt sie in Stücke und wirft diese den Haifischen vor. Zwillinge werden gleich nach der Geburt getödtet, und wenn ein angesehener Mann stirbt, werden Sklaven mit ihm begraben oder an Bambusstäbe gebunden; so wirft man sie lebendig in den Fluß, damit sie zu Ehren der Verstorbenen stückweis von den Haifischen aufgefressen werden.

Das Fetischhaus in Bonny (Jujuhaus, gleichsam eine Kathedrale der Fetischdienerei) fand Burton ziemlich in Verfall. Es bestand aus mit Lehm beworfenem Fachwerk und bildete ein zwischen 30 bis 40 Fuß großes Oblongum. An der einen Seite stand eine Art von Altar, über welchen eine Matte gespannt war, um den Regen abzuhalten. Unter derselben sah man viele mit allerlei Farben bemalte Menschenschädel; an einem derselben war ein dichter schwarzer Bart befestigt worden. Zwischen diesen zwei Reihen Menschenschädeln befanden sich Reihen von Ziegenköpfen, die roth und weiß bemalt waren; in einer Ecke hing ein Flintenlauf, der wohl als eine Art von Keule gedient hat, wenn man Opfer todtschlug. Auf der Erde vor diesem Altar lag ein Brett, das gleich den Schädeln mit Streifen bemalt war; hinter demselben befand sich ein rundes Loch, das man mit einem Thonrand umgeben hatte; dasselbe ist bestimmt, das Blut der Geopferten aufzunehmen. Schräg an die Wände gelehnt sah man Stangen, auf deren jeder ein Menschenschädel befestigt war. An einem aus Stäben verfertigten Flechtwerke waren gewisse hier nicht näher zu bezeichnende Körpertheile festgenagelt, dieselben, welche bei den christlichen Abyssiniern (— wie wir insbesondere aus Ludwig Krapf's Mittheilungen wissen —) als Trophäen betrachtet werden.

In dieser Fetischkathedrale lief eine Rieseneidechse, eine Iguana, wohlgemuth umher; sie war jetzt Juju (Fetisch); einige Jahre vorher war ein Affe zum Gott erhoben worden; man setzte ihn jedoch ab, weil er gar zu unverschämt stahl, und alle seiner Art, deren man habhaft werden konnte, wurden „getschoppt", d. h. niedergehauen. Neben der Eidechse war jetzt auch ein weißes Kleid Juju; so hatte der Oberpriester verordnet.

In jenen Negern im Nigerdelta steckt ein abscheulicher Hang zur Grausamkeit gegen Menschen und Vieh. In sämmtlichen Ortschaften an den Oelflüssen sieht man todte oder langsam hinsterbende Thiere in Lagen oder Stellungen, die Schmerz und Qual bereiten müssen. Die Sklaven dürfen weder Eier noch Milch genießen; Hühner hängt man lebendig an den Beinen auf, den Kopf nach unten und läßt

*) Ten years wanderings among the Ethiopians; with sketches of the manners and customs of the civilized and uncivilized tribes from Senegal to Gaboon, by Thomas J. Hutchinson. London 1861, p. 66 sqq. Das Buch ist, wie zwei andere Werke desselben Verfassers über Afrika, werthvoll wegen der Thatsachen, die es beibringt; sodann ist Hutchinson für einen Engländer ziemlich vorurtheilsfrei und trägt keine Scheu, Dinge offenzulegen, welche den „Philanthropen", die im Wahne taumeln, und den Missionären und Missionsfreunden, die sich immer mit Hoffnungen trösten, keineswegs gefallen. Diese sind ihm, wie auch Burton und Allen gram, welche die Verhältnisse vom culturanthropologischen Standpunkte schildern und die Thatsachen reden lassen. Hutchinson war, seitdem er das Consulat für die Biafrabay und Fernando Po aufgegeben, Consul in Argentinien und dann bis heute in Peru; er ist ein wissenschaftlich gebildeter Mann, dem ich vollen Glauben beimesse. A.

sie baumeln, bis sie verfaulen und abfallen. Ein Mann, der sich unwohl fühlt, hängt ein Huhn um den Hals, damit seine Schmerzen auf dasselbe übergehen. Ziegen schlachtet man so, daß man ihren Kopf an einen Baum oder Pfahl schlägt, dann werden sie auf die Erde geworfen und müssen langsam sterben; selbst die harmlose Schildkröte wird gepfählt. Die Männer beschmieren sich das Antlitz mit Blut. Einen Verstorbenen besprenkelt man mit dem warmen Blute geopferter Ziegen und Hühner; nachdem man diesen den Kopf abgeschnitten, legt man sie auf die Leiche; wenn dann die eben getödteten Hühner noch ein paar Mal mit den Flügeln klappen, hat man ein gutes Vorzeichen für den todten Mann. Kriegsgefangenen schlägt der Oberpriester den Kopf ab; für gewöhnliche Hinrichtungen hat jeder Häuptling seinen besondern „Kopfmann“; das Fleisch wird gegessen. Dafür liegen die Aussagen von Augenzeugen vor. Als der alte König Pepple, Vater des jetzigen Königs Pepple, den König Amakri von Neukalabar gefangen genommen hatte, gab er den europäischen Sklavenhändlern ein stattliches Gastmahl. Er selbst verzehrte als Leibgericht das warme, soeben seinem Feinde aus der Brust herausgerissene Herz. Er nahm dasselbe in die Hand; und als er eben anbeißen wollte, zeigte er es triumphirend den Gästen und rief: „So gehe ich mit meinen Feinden um!“

Bald nach Burton's erstem Besuch in Bonny wurden fünf Kriegsgefangene eingebracht; einige Zeit nachher sah er im Jujuhause ihre Schädel, die glänzend sauber waren; wahrscheinlich hatte man sie gekocht; die Leute waren aufgefressen worden, daran war kein Zweifel. (Wanderings in West Africa from Liverpool to Fernando Po, by a F. R. G. S. (Consul R. Burton). London 1863. II, 280 sqq.)

Sprachwissenschaftliches.

Von **Georg von der Gabelentz.**

I.

1. Einleitung.

Unter dieser Ueberschrift beabsichtigen wir nach und nach eine Reihe Aufsätze zu liefern, deren Gegenstand dem dieser Zeitschrift nahe verwandt ist. Wir wählen die freieste Form, und wenn mancher Leser bei dem bloßen Gedanken an das Sprachstudium mit Entsetzen all der Mühen und Thränen gedenken sollte, die ihm weiland die lateinische Grammatik mit ihren unregelmäßigen Verben und anderen schwierigen Capiteln gekostet hat: so versprechen wir hiermit feierlichst, daß er von uns eine Wiederkehr jener Trübsale nicht zu besorgen hat.

Aber wie kommt der „Globus“ zu sprachwissenschaftlichen Erörterungen, was berechtigt die Linguistik sich als Verwandte der Völkerkunde einzuführen?

Zweck der Sprachstudien, Philologie. Man kann mit dem Sprachstudium sehr Verschiedenerlei beabsichtigen. Mich reizt es nur, die Literatur eines Volkes, seine Geschichte, seine Poesie, die Schätze seines Wissens zugänglich zu machen, und um dies zu erreichen erlerne ich seine Sprache. Ich habe eine Reise ins Ausland vor, ich wünsche mit den Eingeborenen zu verkehren: dies kann ich nur, wenn ich ihrer Sprache mächtig bin. Das sind die nächstliegenden Gesichtspunkte, an sie denken wir, wenn wir in der Schule Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, Französisch und Englisch treiben. Das Sprachstudium ist dabei doch nur Mittel zum Zwecke. Und noch einen andern Zweck verfolgen unsere Lehrer, wenn sie uns unerbittlich mit dem Einlernen grammatischer Regeln quälen: wir sollen daran denken, die Gedanken analysiren lernen. Sprache ist nicht Logik oder Metaphysik, aber Logik und Metaphysik liegen dicht dahinter, so dicht, daß ein Aristoteles von der Sprache ausgehen konnte um die Wissenschaft vom Gedanken zu ergründen.

Es gab eine Zeit wo die Botanik eine Hülfswissenschaft der Medicin war. Was sollen die Pflanzen, wenn sie uns nicht ernähren, heilen? Das ist nun anders geworden. Heute ist die Medicin ein Zweig der Naturwissenschaft, und dem Naturforscher ist kein Gräschen, kein Moderpilz zu gering. So hat sich auch die Sprachwissenschaft emancipirt, seit man die Sprachen treibt um der Sprachen willen.

Linguistik und Völkerkunde; Völkerpsychologie. Die Wissenschaft kennt keinen Schmutz, sagt Baco; sie kennt kein Unkraut, sagt der Botaniker; sie kennt auch keine Sprachen die des Erforschens nicht werth wären, sagt der heutige Linguist; so moduliren sie Alle den Einen, unumstößlichen Satz, daß Alles, was ist, auch verdient gewußt, erkundet zu werden. Wir lernen aus jeder Sprache, denn in jeder äußert sich der menschliche Geist und zwar der Geist des Volkes, dessen Gemeingut die Sprache ist. Der Stil ist der Mensch, denn wenn auch leider nicht Jeder spricht und schreibt was er denkt, so spricht und schreibt doch ein Jeder, d. h. er ordnet seine Gedanken so, wie er sie denkt. Und wie dem Einzelnen der Stil, so ist die Sprache dem Volke eigen, eine Aeußerung seines innersten Wesens. Ein confuser Kopf wird nicht klar reden, ein aufs Concrete, Handgreifliche gerichteter Geist sich nicht in Abstractionen bewegen. Weil nun die concrete Geistesrichtung im englischen Volke die herrschende ist, so besitzt die englische Sprache einen gewaltigen Schatz an Wörtern für Erfahrungsbegriffe, erweist sich aber als unbeholfen und unzulänglich, sobald sie auf abstracteren Gebieten verwendet werden soll. Die Hellenen verfügten bekanntlich über weit weniger positives Wissen als die heutigen Briten, aber im Verbinden und Zerlegen der Gedanken waren sie Meister: ihre Sprache in ihrer wunderbaren Feinheit war ihnen freilich auch ein treffliches Werkzeug, mehr noch, geradezu eine Anregung zum Philosophiren.

Culturwissenschaft. Was uns am nächsten liegt, das sehen wir am genauesten, unterscheiden wir am schärfsten; von fern erkennen wir bloß den Wald, in der Nähe auch die einzelnen Bäume mit ihren Zweigen und Blättern. Wie mit der sinnlichen Wahrnehmung, so verhält es sich nun auch mit der geistigen Auffassung der Dinge. Es ist kein Zufall, daß wir für unsere Hausthiere je nach Alter

und Geschlecht, wohl auch nach Gestalt, Farbe, Verwendung, so verschiedene Namen haben, während uns ein Kameel ein- für allemal ein Kameel ist. Der Araber hat für sein Schiff der Wüste eine Menge Namen, bei deren jedem er sich etwas Besonderes denkt.

Genug für jetzt der Beispiele. Die hier gegebenen sollten nur andeuten, welche Blicke die Sprachenkunde in die Völkerpsychologie und in die Culturgeschichte eröffnen kann; dies näher ausführen hieße die Grenzen dieser Einleitung überschreiten.

Sprachstämme. Man sieht, Anlaß genug für den Ethnologen, sich mit dem Sprachforscher auf Freundesfuß zu stellen. Und doch ist eines Berührungspunktes zwischen den Beiden noch gar nicht gedacht worden, — vielleicht des wichtigsten. Der Sprachforscher untersucht nicht nur die Sprachen als Einzelwesen, er will auch ihren Zusammenhang unter einander ermitteln. Zwei Sprachen sind einander in den und den Beziehungen ähnlich: sind sie auch verwandt? Das zu prüfen und zu entscheiden ist Sache der Sprachvergleichung; diese lehrt uns die Sprachstämme kennen. Fassen wir einmal die Sache abstract. Gesetzt, wir wissen von einer Anzahl Sprachen, sie sind unter sich verwandt, gehören einem Stamme an. Was folgt daraus? Zunächst daß sie Aehnlichkeiten unter einander haben, — denn sonst wären sie nicht verwandt, — und daß sie Verschiedenheiten haben, — denn sonst wären sie nicht mehrere Sprachen, sondern nur eine einzige. Was aber heute verwandt ist, muß früher einmal Eins gewesen sein: aus dem Sprachstamme ist nothwendig auf eine Stammsprache zu schließen und diese muß einer Volkseinheit angehört haben. Zwischen diesem Volke und allen denen, welche die Tochtersprachen reden, müssen gewisse Beziehungen bestanden haben, vermöge derer die Sprache von jenem auf diese übertragen wurde. Es kann dies auf verschiedene Weise erfolgt sein, und nur wo und soweit es durch Erbgang erfolgt ist, darf das Volk, in welchem sich die Stammsprache entwickelt, auch als Stammvolk, der Sprachstamm auch als Kennzeichen des Völkerstammes betrachtet werden. Nun ist aber der Erfahrung nach die Uebertragung der Sprachen durch Vererbung weitaus die vorwiegende, und darum bietet die Sprachverwandtschaft, wennschon kein unfehlbares Kennzeichen, so doch Grund zu einer starken Vermuthung der ethnologischen Zusammengehörigkeit.

Mischvölker und Mischsprachen. Man wende nicht ein, daß ja kein Volk nachweislich unvermischt sei. Die Thatsache darf man zugeben, aber sie erläutert unsern Satz, sie widerlegt ihn nicht. Wo zwei Völker sich vermischen, pflegt eines derselben in der Uebermacht zu sein, sei es nun numerisch oder moralisch. Gerade hier erweist sich aber die Sprache als sehr empfindlich, und es ist höchst interessant zu beobachten, wie sich in ihr die Stärke des Mischungsverhältnisses, ja die Art und Richtung, in welcher der eine Mischungsfactor den andern beeinflußt hat, kundgiebt. Man denke an Großbritannien, wie da die keltischen Urbewohner je mehr und mehr mit ihrer Sprache auch ihre Nationalität zu Gunsten der angelsächsischen aufgegeben, und wie sie dann, gemischt mit ihren ersten Unterdrückern, französische Volks- und Sprachelemente in sich aufgenommen haben. Und wenn nun im heutigen Englisch fast alle Begriffe die der höhern Cultur und Verfeinerung angehören, durch französische Wörter ausgedrückt werden: liegt da der Rückschluß nicht nahe?

Sprachwissenschaft ein Zweig der Naturwissenschaft? Der Zweck dieser Bemerkungen kann es nicht sein, die Stellung der Linguistik innerhalb des weiten Gebietes der Wissenschaften zu bestimmen; einem Irrthume muß aber doch vorgebeugt werden. Die Naturwissenschaften haben in unserer Zeit gewaltige Fortschritte gemacht, so glänzende Erfolge errungen, daß einem Theile ihrer Jünger nachgerade der Uebermuth zu Kopfe gestiegen ist. Schon machen sich Annexionsgelüste breit: die Naturwissenschaft soll Alles beherrschen; was jenseits ihrer liegt, ist nichts, ist Unsinn! Das ist die Richtung unserer materialistischen Ultras, so sprechen die Dogmatiker des Mikroskops und des prismatischen Spectrums. Wie sich die anderen Wissenschaften dazu verhalten, geht uns hier nichts an; der Sprachforscher aber darf nicht capituliren, er muß die Zähne weisen, wenn er nicht zu Kreuze kriechen will und bekennen: meine Sache war eitel Wind und Wahn — pater, peccavi!

Metaphysik. Wir müssen hier einen Gegenstand berühren, bei dessen bloßer Nennung Mancher schon ausreißt: die Metaphysik. Fassen wir uns wenigstens so handgreiflich wie möglich. Gesetzt, der Leser hätte hier das Bild eines Mannes und daneben das einer Frau vor sich und er würde gefragt: was siehst Du da? ich wollte wetten, die Antwort würde lauten: einen Mann und eine Frau. Aber weit gefehlt! Was Du siehst, ist nur: Mann, Frau, oder noch genauer: gerade dieser bestimmte Mann und diese bestimmte Frau. Die Einheiten und das und siehst Du nicht, die denkst Du bloß. Diese Wörter drücken Begriffe aus, so gut wie die Wörter Mann und Frau. Aber die Begriffe sind verschiedenartige. Einen Mann und eine Frau können wir wahrnehmen, und durch Wahrnehmung, durch Erfahrung haben wir die Begriffe Mann, Frau erlangt. Darum nennen wir sie Erfahrungsbegriffe. Aber die Ein und das Und sind doch auch da; es sind Wörter, denen doch wohl auch Begriffe zu Grunde liegen müssen. Gewiß, aber was für Begriffe? Die Antwort ist: solche, vermittelst deren wir denken. Sind in unserm Beispiele Mann, Frau die Materialien, die unser Gedanke bearbeitet, so bezeichnen ein, und, ein die Werkzeuge, durch welche dies geschieht. Das Denken bedarf mannichfacher Werkzeuge dieser Art — man nennt sie die reinen Begriffe, und die Lehre von diesen ist eben die Metaphysik. Ohne diese Begriffe kein Denken, folglich kein Wissen, folglich keine Wissenschaft. Freilich braucht darum der Naturforscher nicht zugleich Metaphysiker zu sein, ebensowenig wie ein Tischler nebenher Leimsiederei zu treiben braucht, — dazu sind eben Andere berufen. Nur soll jener nicht der metaphysischen Begriffe, dieser nicht des Leimes entrathen wollen, sonst schaffen sie Beide nichts! Jedes ist, jedes und, jedes folglich u. s. w., dessen sich der Naturforscher bedient, ist eine Anleihe, die er bei dem Metaphysiker macht, „er erkläre uns die Erscheinungen der Welt, — aber sich selbst, das ist seine Erklärungen, vermag er nicht zu erklären," — so etwa pflegte mein hochverehrter Lehrer Kuno Fischer zu sagen.

Kategorien und Spracherscheinungen. Und der Sprachforscher hat doppelten Grund, die Metaphysik zu achten. Denn nicht nur bedarf er ihrer als Mittel wie jeder denkende Mensch, sondern der Stoff selbst, den er bearbeitet, muß ihn immer und immer wieder an jene Begriffe erinnern, die wir „reine" nannten, und die kein Mikroskop, keine Goldwage, kein Prisma und keine Retorte unseren Sinnen wahrnehmbar zu machen vermögen. Die Begriffe des Seins und Werdens, der Negation, des Könnens und Müssens — Bedingung —, Nothwendigkeit, der Quantität und Qualität, die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse u. s. w., sie alle finden in den Sprachen mannichfachen Ausdruck, bald durch besondere Wörter — Partikeln —, bald durch Wortformen oder durch Wortstellungsgesetze. Die Vollständigkeit, Feinheit und Klarheit, die eine Sprache hierin entwickelt, ist wesentlich bestimmend für ihren Werth. Wer sich nur in unseren hochgebildeten europäischen Sprachen umgesehen

hat, der kann sich wohl denken, daß in anderen Sprachen der Plural, der Genitiv, Dativ, Accusativ, das Imperfectum ꝛc. anders ausgedrückt werden, als bei uns; daß aber manche Völker für Geschlecht, Casus, Mehrzahl, Präsens gar keinen Ausdruck besitzen, daß wieder andere, z. B. die finnischen, weit mehr als unsere, vier bis acht Casus, wieder andere, die Melanesier, außer dem Singular, Dual und Plural noch einen Trial, eine besondere Form für die Dreizahl der Dinge, haben: daran denkt und glaubt man erst, wenn man es erfahren hat. Auch der Laie mag fragen: wie sieht es wohl in dem Kopfe so eines Wilden aus? Nun wohl, der Sprachforscher kann darauf Antwort geben; und auch hierin kann sich der Ethnolog seine Kameradschaft gefallen lassen. Wir sind zum Glück längst darüber hinaus, jene unzähligen Völker, die an Cultur unter uns stehen, in Einen Topf zu werfen, nach Einem Maße zu messen. Vage Begriffe, wie die der Barbaren und Wilden, der Heiden und Ungläubigen, müssen je länger je mehr über Bord geworfen werden, und der Begriff roher Sprachen bedarf, soll er überhaupt bestehen, gar erheblicher Läuterungen und Erläuterungen. „Hat denn die Sprache jenes Volkes auch eine Grammatik?" so ist der Verfasser oft und zwar von recht gebildeten und gescheuten Leuten gefragt worden, wenn just von dem oder jenem „wilden" Volksstamme die Rede war, und diese Frage sollte nicht etwa bedeuten: ist schon eine Grammatik der Sprache bearbeitet worden? Nein, die Frager glaubten alle, es gäbe Sprachen ohne Grammatik!

Grammatik. Sind solche denkbar? Ich suche und suche, aber ein Wie, eine Möglichkeit finde ich beim allerbesten Willen nicht. Was heißt denn Grammatik einer Sprache? Doch wohl das System ihrer Gesetze und Regeln. Nun wollen wir einmal das Bild einer Sprache ohne Grammatik, also ohne Gesetze und Regeln entwerfen. Das Französische und Englische haben nur noch wenige Formen, die des erstern leben zum guten Theile nur noch in der Orthographie fort. Aber auch diese verkümmerten Reste müßten beseitigt werden. Diese Sprachen ersetzten nun ihren Formenmangel durch Hülfswörter, z. B. Artikel, Präpositionen, Hülfsverba. Auch diese müßten wir streichen, denn auch sie sind grammatische Factoren. Endlich hat namentlich das Französische sehr feste Grundsätze der Wortstellung, die Folge der Wörter läßt oft allein ihre Beziehungen zu einander erkennen. Diese Gesetze sind also auch grammatische: weg darum auch mit ihnen! Was bliebe dann? Der Leser kann es ausprobiren, wenn er einen französischen Satz mit Hinweglassung aller grammatischen Formen und Hülfswörter aufschreibt, dann den beschriebenen Zettel so zerschneidet, daß jedes Wort auf einem besondern Blättchen steht, darauf diese Blättchen mischt und in willkürlicher Folge aneinanderreiht. Damit wäre die Probe einer Sprache ohne Grammatik geschaffen. Aber jede Sprache dient dem Gedankenverkehre, muß folglich verständlich sein: wird sich dieses Wortgemisch als verständlich erweisen? Oder sollen jene unglücklichen Wilden, deren Sprachen ihm ähneln, bei jedem Satze, den sie von einander vernehmen, tüfteln und ausprobiren, bis sie den wahrscheinlichen Sinn der Rede errathen haben? Geistig armen Leuten gegenüber muß man aber bekanntlich sich doppelt deutlich ausdrücken.

Also jede Sprache muß ihre Regeln, muß folglich ihre Grammatik haben; ohnedem wäre sie nicht verständlich, mithin ihrem Zwecke als Sprache nicht entsprechend. Wo eine Sprache, da ist auch eine Grammatik vorhanden, mit anderen Worten, da liegen den einzelnen sprachlichen Erscheinungen Nothwendigkeiten zu Grunde. Ob diese Nothwendigkeiten bereits wissenschaftlich erkannt sind, ob man schon eine Sprachlehre aufgestellt habe, das ist eine andere Frage.

Freilich der grammatische Bau der Sprachen ist ein sehr mannichfaltiger, und wer an das Studium des Chinesischen oder Malayischen, des Neuseeländischen, des Aztekischen oder einer afrikanischen Negersprache mit der Erwartung ginge, hier Capitel für Capitel wiederzufinden, was ihm von den lateinischen Schulstunden her geläufig ist, der wird sich arg enttäuscht finden: hier ganz andere Redetheile, da ein wahres Monstrum von Conjugationssystem, dort gar keine Wortformen, und wieder dort keine scharfe Grenze zwischen Wort und Satz! Aber Gesetzmäßigkeit überall, und wenn diese sich anders bethätigt als bei uns, folgt daraus wohl, daß sie fehle? Der Chinese trägt keinen Frack, seine Frau kein Schnürleib: soll man darum sagen, sie gingen nackt?

Gerade in dieser Mannichfaltigkeit des Sprachbaues liegt ein Hauptreiz unserer Wissenschaft. Aber auch deren Schwierigkeit. Der Geist der Sprachen ist verschieden wie der der Völker, in diesen muß ich dringen, wenn ich jenen erfassen will. Wie oft haben uns unsere Lehrer gesagt, wir sollten lateinisch oder französisch denken, nicht aus dem Deutschen in die fremden Sprachen übersetzen. Was hieß das? Von einem neunjährigen Kinde, das dreier Sprachen ziemlich gleich mächtig war, hörte ich einmal den Ausspruch: „Es ist doch komisch, wenn ich über eine Sache deutsch oder französisch oder englisch nachdenke, — immer nimmt sie sich anders aus!" Und ein berühmter Petersburger Sprachforscher sagte mir: „Mit jeder neuen Sprache, die ich erlerne, geht mir eine neue Welt auf." Beides besagt ungefähr das Nämliche. Ich erlerne die Sprache eines Volkes, das heißt: ich lerne die Dinge durch seine Augen betrachten. Wird mir dies gelingen?

Aus allen Erdtheilen.

Eine Disputation zwischen Christen und Buddhisten auf Ceylon.

Zank über religiöse und kirchliche Dinge macht eben jetzt als Seuche den Rundgang auf dem Erdball von Chile bis Japan unter Christen, Mohammedanern, Brahminen und Buddhisten. Die Brahminen und die Anhänger des deistischen Brahmo Somadsch haben seit Jahren eine scharfe Polemik gegen die englischen Missionäre eröffnet und wir haben im „Globus" mehrmals einige kennzeichnende Proben derselben gegeben. Japanische Priester sind ihrerseits nicht zurückgeblieben und jetzt lesen wir, daß auch die Buddhisten auf Ceylon mit Entschiedenheit angriffsweise verfahren. Sie bedienen sich derselben Waffen wie die christlichen Missionäre, stellen Glauben gegen Glauben, Argumente gegen Argumente, und errichten ihrerseits viele Schulen und „Lehrhallen". Auf Ceylon fordern sie die wesleyanischen Missionäre zu öffentlichen Controversdisputationen auf, und der „Ceylon Observer" erstattet über dieselben unparteiisch Bericht.

Die jüngste Disputation fand statt in Panadura, das unweit von Colombo liegt, unter einem Pandal, d. h. einer an den Seiten offenen Halle, die geschmackvoll verziert und so

hergerichtet war, daß alle Anwesenden bequem sehen und hören konnten. Die Redner standen auf einer Emporbühne. Christlicherseits hatten sich die Reverends de Silva, Tebb, Langdon, Coles und noch mehrere andere eingefunden; die drei erstgenannten sind wesleyanische Missionäre, die auf Ceylon arbeiten. Unter den Kämpen für den Buddhismus nahm der Priester Magatuwatta eine hervorragende Stelle ein; er war es, der am 28. September die Controverse eröffnete. Dem Christenthume legte er zunächst fünf Hauptirrthümer zur Last:

„Die Christen geben ihrem Gotte verschiedene Benennungen, um nicht gegen die Ansichten derer zu verstoßen, zu denen und für welche sie predigen; ihr Gott ist ein eifersüchtiger, neidischer und grausamer Gott, wie das aus der Bibel hervorgeht. Diese Bibel ist sehr verschieden übersetzt worden, ihr Text nicht festgestellt, nicht sicher, und man darf daher dieser Bibel nicht trauen, ihr keine Wahrheit beimessen. Aus dieser Bibel geht übrigens so viel hervor, daß der Christengott nichts weniger als allwissend ist, und allmächtig ist er, der Bibel zufolge, auch nicht." Dafür brachte Magatuwatta Bibelstellen bei.

De Silva nahm dann das Wort, um diese Sätze der Reihe nach zu widerlegen und die „Absurditäten" des Buddhismus nachzuweisen. Nach ihm sprachen noch einige andere Missionäre, denen aber der redegewandte Magatuwatta mit Nachdruck antwortete. Es ging übrigens mit dieser Controverse wie bei allen religiösen Streitereien: die Christen rühmten sich, daß sie die Abgeschmacktheiten des Buddhismus klar dargethan hätten, und die Buddhisten waren überzeugt, daß von ihnen die Untauglichkeit und die dicken Irrthümer des Christenthums siegreich nachgewiesen worden seien. Beide Parteien waren so klug oder nicht klug wie vor der Disputation; aber der „Ceylon Observer" bemerkt doch: „Einen Sieg über das Heidenthum haben wir nicht zu verzeichnen. Es ist aber wohl ein Zeichen für einen gewissen Erfolg der Missionäre, wenn diejenigen, deren Glauben angegriffen wird, denselben zu vertheidigen suchen. Wir können nicht umhin, einige Zeilen dem Berichte über die Disputation zu entlehnen, welche darthun, mit welchem Scharfsinne die Singalesen die verschiedenen wissenschaftlichen Ansichten und Gegensätze zu verwenden wissen. Magatuwatta legte in Betreff des Maha Meru (heiligen Berges der Inder) dar, daß in Bezug auf Geographie die neuere Wissenschaft mit den Angaben der Bibel gar nicht übereinstimme. Dann warf er den anwesenden Christen ein in englischer Sprache geschriebenes Buch zu und rief: „Seht hier, wie ein so ausgezeichneter Mann wie Herr Morrison gezeigt haben will, wie Newton's Theorie von der Umdrehung der Erde auf Irrthümern beruhe. Belastet doch ja Buddha nicht mit Irrthümern, so lange Ihr untereinander nicht allesammt übereinstimmt und einig seid! Wie könnt Ihr behaupten, daß der große Berg Meru nicht im Norden liege; ist denn einer von Euch dort gewesen?" —

„Es ist wohl nur Zeitvergeudung, mit Jemand über die Wahrheiten oder Irrthümer des Christenthums zu streiten, welcher das Dasein des Judengottes nicht zugiebt. Die Controverse drehete sich wesentlich um den Punkt, ob ein Christengott überhaupt existire und ob jeder Mensch unsterblich sei oder nicht. Die Missionäre und ihre Anhänger waren höchlich verstimmt als die Nachricht verbreitet wurde, daß angeblich der Gouverneur den Buddhismus patronisire. Angesehene Buddhisten hatten ihren Glaubensgenossen mitgetheilt, daß Magatuwatta von Sr. Excellenz über seine ganze Haltung bei der Disputation beglückwünscht worden sei. Hier, so sagten sie zu den christlichen Singhalesen, seht ihr, wie der Vertreter Ihrer Majestät denkt. Auf Seiten des Buddhismus ist Recht und Wahrheit und die Königin ist für unsere Sache günstig gesinnt." Der Gouverneur hatte sich einige Exemplare des nach stenographischen Aufzeichnungen gedruckten Berichtes kommen lassen und vielleicht dem Buddhisten Magatuwatta einige freundliche Worte gesagt. Daraus haben denn die Buddhisten etwas Capital für sich geschlagen.

Kumassi, Hauptstadt der Aschantis.

Die Engländer wollen und müssen nun auch um jeden Preis diese Hauptstadt einnehmen; sie werden jedoch, gleichviel ob sie siegen oder nicht, unverhältnißmäßige Opfer an Geld und Menschen zu bringen haben. An dem Kriege selbst haben die meiste Schuld sie selber; ihr ganzes Verfahren an der Goldküste, das räumen die Vorurtheilsfreien unter ihnen selbst ein, war in hohem Grade unverständig und kurzsichtig. Doch darüber ein anderes Mal. Wenn sie Kumassi einnehmen und, was ihre Absicht zu sein scheint, die Stadt dem Boden gleich machen, so haben sie darum doch nicht das Königreich Aschanti vernichtet, denn dasselbe reicht weit ins Innere hinein und dahin können die Engländer ihren Gegnern nicht folgen. Sie müssen nach der Küste zurück und sich hier auf einige Forts und Handelsfactoreien beschränken, die Aschantis aber werden ihre Hauptstadt wieder aufbauen oder dieselbe an einen andern Platz verlegen. In dem chaotischen Gewirr an der ganzen Goldküste von Cap Palmas bis zum Rio Volta werden dann zeitweilig allerdings die vielen Häuptlinge gegen die Weißen sich freundlich und friedlich stellen, aber mit Sicherheit ist auf sie nicht zu rechnen, und die Kriege mit den Aschantis werden erst aufhören, wenn diese, wozu sie volles Recht haben, vollkommen freien Zugang nach der Küste gewinnen, an derselben einige Häfen besitzen und nicht länger von den feigen und miserabelen Fantihäuptlingen beläſtigt werden, wenn also das widersinnige britische Protectorat aufgehört hat. Gerade dieses ist es, welches den Engländern alle Verlegenheiten gebracht hat; die Fantis glaubten sich unter demselben straflos vielfache Unbilden gegen die Aschantis erlauben zu dürfen und wurden dann noch von den britischen Behörden in Schutz genommen.

Kumassi liegt auf einer Hochebene am Bache Subim, der sich mit dem Orda vereinigt; dieser letztere fällt in den Prah. Der Weg nach Cape Coast Castle führt über ebenes Land durch dichten Buschwald und ist sehr schmal. Die Engländer müssen auf ihrem Zuge den Prah oder Bassom Prah überschreiten, der bei Tschama ins Meer fällt. In seinem Bette liegen viele Felsen, die Ufer sind steil; bei Prasah ist er in der trockenen Jahreszeit zwei, in der Regenzeit zehn Meter tief. Ein anderer Fluß, der Gunahan, kann durchwatet werden. Die Straßen in Kumassi sind breit und mit Bäumen bepflanzt, die Häuser mit Schnitzwerk verziert und bunt angestrichen. Schon seit längerer Zeit haben sich Mollahs dort eingefunden, wie denn überhaupt die Mohammedaner eine freundliche Aufnahme gefunden haben; sie dienen den Aschantis als Späher, Gesandte, Unterhändler, Makler, je nachdem es paßt.

Der französische Viceadmiral Fleuriot de l'Angle, der mit der Guineaküste seit langer Zeit vertraut ist und noch 1868 dort Station hatte, bemerkt ganz richtig, daß der Hof von Kumassi seit 200 Jahren eine sehr energische Politik befolgt habe. Die große Anzahl von Stammeshäuptlingen, welche man bei uns als „Könige" bezeichnet, waren oftmals rebellisch gegen den Beherrscher der Aschantis, welcher sie besiegt hatte und in Unterwerfung hielt. So wurde das Volk durchaus kriegerisch. Gaman und Denkera wurden erst im vorigen Jahrhundert einverleibt; die Bambarras im Konggebirge, welche Krieg gegen den König begannen, um dessen wachsende Macht zu brechen, wurden geschlagen und zurückgedrängt. Die Fantis fingen im Jahre 1807 an sich ungebührlich zu benehmen, sie wurden geschlagen und die Aschantis drangen bis ans Meer bei der englischen Factorei Annamabu, dessen Gouverneur mit ihnen unterhandeln mußte.

Um 1820 empörten sich einige Häuptlinge, die Aschantis verloren eine Schlacht bei Tin und damit die Provinz Gaman. Darüber jubelten die Fantis, verhöhnten jene und dafür wurde ihr Land verwüstet. Im Jahre 1824 wurden die Engländer unter Mac Carthy am Prah aufs Haupt geschlagen und die Aschantis drangen bis Cape Coast Castle vor. König Osai Okoto ließ volle zwölf Stunden lang Sturm gegen die Citadelle laufen, die jedoch Stand hielt gegen den Feind, in dessen

Reihen die Blattern und Dysenterie viele Menschen hinwegraffte. Im Jahre 1826 war wieder Krieg und die Aschantis wurden geschlagen; 1831 traten sie die Provinzen Denkera und Wassah ab.

Die gegenwärtigen Wirren haben ihren Grund in Folgendem. Mehrere Fantis hatten 1866 in Aschanti Goldkörner gestohlen; ein solcher Diebstahl wird dem Hochverrath gleich geachtet. Dem Friedensschlusse von 1831 zufolge mußten diese Diebe ausgeliefert werden; der Gouverneur von Cape Coast verweigerte die Auslieferung, nahm die Diebe in Schutz und verletzte somit den Vertrag. Daher die feindselige Stimmung der Aschantis, die noch gesteigert wurde, nachdem 1871 die Holländer ihre Factoreien an die Engländer abgetreten hatten. Die Holländer waren eben damals in offenem Kriege mit den Fantis in der Umgegend von Elmina und die Aschantis, die stets mit den Holländern in Frieden und Freundschaft gelebt hatten, leisteten diesen Hülfe. Die Neger in den holländischen Besitzungen, welche man gegen ihren Wunsch und Willen den Engländern überantwortet hatte, hielten es mit den Aschantis, welche nun im Juni 1873 das ganze Protectorat, d. h. die Fantiregion von Cape Coast bis Apollonia, überzogen. Am 13. Juni wurden sie von Elmina, das sie umlagerten, zurückgeschlagen, und am 5. und 6. November erlitten sie bei Abrakrampa nicht unbeträchtliche Verluste. Unter ihrem tapfern Feldherrn Amanquatia zogen sie durch den Busch bis an den Prah, wo die Engländer wieder mit ihnen zusammentreffen werden. An der ganzen Guineaküste bis zum Nigerdelta hinab war das gelbe Fieber sehr heftig aufgetreten.

Australien.

Alle Nachrichten aus den verschiedenen Colonien liefern den Beweis, daß dieselben sich in durchaus gedeihlichem Zustande befinden und eines blühenden Wohlstandes erfreuen. Was zunächst Neusüdwales anbelangt, so hat der Schatzmeister dem Parlament in Sydney durch Ziffern dafür den Nachweis geliefert. In den letztverflossenen zehn Jahren sind angewachsen: die Anzahl der Schafe um 120 Procent, der Ertrag der Wolle um 239, Geldwerth der Schur 37, Förderung der Steinkohle 41, Weizenernte 29, Maisernte 73, Zuckerernte gegen 1000, Wein 25 Procent. Dazu kommen die Depositen in den Banken mit einem Plus von 80, jene in den Sparcassen mit 75 Procent. — Die Finanzen sind in blühendem Zustande; für das Jahr 1872 überstiegen die Einnahmen die Ausgaben um 543,969 Pfund Sterling. Die Einnahmen vom 1. Januar bis 30. September 1873 haben sich auf 2,312,743 Pf. St. gestellt; die Eingänge für die drei letzten Monate sind auf 936,392 Pf. St. geschätzt worden, so daß die Jahreseinnahme etwa 3,373,000 Pf. St. betragen wird. Die Ausgaben für das Jahr sind zu 2,718,176 Pf. St. angenommen; demnach beträgt der Ueberschuß etwa 655,000. Für 1874 nimmt der Schatzmeister aus allen Quellen eine Einnahme von 3,844,619 Pf. St. an, eine Ausgabe von 3,335,000. Er will Schulden abtragen, Steuern vermindern und Werke allgemeinen Nutzens ausführen lassen. Während Victoria an einem Schutzzollsysteme festhält und manche Güter mit einem Eingangszolle von 20 Procent vom Werthe belegt, hat Neusüdwales alle Hafenabgaben abgeschafft und will nun auch die Werthzölle aufheben; auch die specifischen Zölle auf 35 Artikel werden fallen.

Die Colonie Westaustralien, die bisher wenig beachtet wurde, hat ein Blaubuch veröffentlicht, dessen Inhalt als wichtig betrachtet wird. Dasselbe enthält eine geognostische Beschreibung eines großen Landestheiles, aus welcher hervorgeht, daß der Reichthum an Mineralien sehr beträchtlich ist. Die Anzahl von größeren und kleineren Landwirthen ist im Steigen, jene der Schaf- und Rinderherden in erheblichem Anwachsen; für das Schulwesen wird eifrig gesorgt. Die aus Zöllen, Hafengeldern, Landverkäufen und Verpachtungen fließenden Einnahmen betrugen im Jahre etwa 90,000 Pf. St. Die Polizei kostete 20,000 Pf. St., die Ausgaben für die Strafanstalten betrugen 4400, für Schulwesen 5059, für öffentliche Arbeiten 3069 Pf. St.

* * *

— Ueber kirchliches Leben in Nordamerika hat Dr. Theodor Christlieb aus Bonn, welcher der „evangelischen Allianz" in Neuyork beiwohnte, gegen einen Berichterstatter des „Newyork Journal" sich folgendermaßen ausgesprochen: „Zwei Dinge sind mir besonders aufgefallen, Dinge, die ich in einer Republik und bei dem vielgerühmten religiösen Charakter der Amerikaner für ganz unmöglich gehalten habe. Ich hatte mir immer vorgestellt, daß in einer Republik, noch dazu einer christlichen, die Menschen einander als völlig gleichberechtigt ansähen, daß aller Kastengeist hier verbannt sei und daß mit der politischen auch sociale Gleichberechtigung gegeben wäre. Das aber scheint mir durchaus nicht der Fall zu sein! Ich habe freilich nur beschränkte Gelegenheit gehabt, dies in weiteren Kreisen zu beobachten. Aber in den Kirchen! — Das ist ja ganz schauerlich, wie die Reichen sich von den Armen scheiden. Die Kirchensitze öffentlich verauctioniren, dem höchsten Bieter die höchsten kirchlichen Ehren einräumen, die Armen auf Paupersitze oder in Missionshäuser drängen, wo nur ungebildete Missionäre predigen, ist geradezu abscheulich, und es wird und muß sich fürchterlich rächen! Und dann halte ich es auch nicht gerade für Recht, daß man sich ein Quartett für 12,000 Dollars oder so miethet, damit man den Genuß eines „Sacred Concert" habe. Die Pflicht, Gott zu loben und ihm zu singen, gehört der Gemeinde an. Der ganze Zustand ist ungesund und scheint mir ein Anfang von jenem mittelalterlichen Status zu sein, wo, wenn man 50 Tage zu fasten hatte, man sich 20 arme Kerle miethete, die gegen ein geringes Honorar dieser Kasteiung sich unterzogen."

— Ein verbohrter Engländer oder Schotte Namens Macleod ist aus seiner nebeligen Heimath lediglich deshalb nach Japan hinübergeschwommen, um dort den Leuten zu beweisen, daß sie eigentlich Juden seien. Er hielt im October 1873 Vorlesungen zu Hiogo, und giebt als Resultat seiner „wissenschaftlichen Forschungen" Folgendes: Zinmu Tenno, der erste Kaiser von Japan und alle seine Edelleute gehörten den zehn verlorenen Stämmen Israel an! — Diese unglücklichen zehn Stämme haben schon vielen Hundert Leuten den Kopf verwirrt. Haben doch Manche die Tollheit gehabt, sämmtliche Indianer Amerikas von denselben abzuleiten.

— Die Einwanderung der Mennoniten aus Südrußland nach Nordamerika wird sehr beträchtlich werden; man glaubt, daß sie nach und nach ohne Ausnahme sich in den Vereinigten Staaten ansiedeln. Noch im Spätherbst kamen etliche 20 Familien und kauften angebaute Landstrecken am Mountain Lake, an der St. Paul- und Sioux-City-Bahn in Minnesota. — Bei Yankton im Territorium Dakota ist eine Ansiedelung, die von 189 Familien deutscher Lutheraner gegründet worden ist; sie sind aus der Gegend vom Schwarzen Meere gekommen. Alle diese Leute sind wohlhabend und in Rußland wird man wohl bald herausfinden, was man durch den Abzug so fleißiger, wackerer Leute verloren hat.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Unter den Laosvölkern am obern Mekong.

I.

In Lakon. — Die buddhistischen Mönche; Opfergaben. — Ein Marionettentheater der Annamiten. — Bleigruben und Aberglaube. — Saniabury und die Töpfereien. — Buddha's Fußspuren in Laos. — Nong kay.

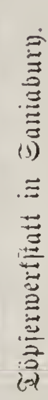
Wir haben die Expedition Lagrée's und Garnier's zur Erforschung des Mekong in unseren früheren Mittheilungen bis in das obere Laos begleitet und wollen ihr jetzt bis Luang Prabang folgen.

Ein Mitglied derselben, L. Delaporte, hatte einen Abstecher nach Lakon gemacht, und er fand auch dort Gelegenheit die buddhistischen Mönche in aller Muße genau zu beobachten; er stellt ihnen abermals ein sehr günstiges Zeugniß aus. Morgens begab sich der Europäer in die eine oder andere Pagode, ohne dadurch besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Nachdem die Bonzen den Tempel betreten hatten, knieeten sie alle vor dem Altar nieder und der älteste richtete ein Gebet an Buddha; die übrigen stimmten eine Art von Psalmodie oder Litanei an. Nach dem allemal nur kurzen Gebete nahm jeder Bonze seinen Fächer und sein Gefäß und dann zogen sie alle ab um Gaben einzusammeln; das geschieht an jedem Morgen. Sie gehen einer hinter dem andern, der älteste allemal voran, die übrigen folgen je nach ihren Jahren. In der einen Hand hält jeder eine große runde Büchse, die von den Schultern herabhängt, und in der andern einen großen Fächer, den er vor sein Gesicht hält, denn er will Geberinnen und Opfergaben nicht sehen. Nur solche sind dem Buddha angenehm, welche freiwillig und ohne alle Ueberredung gern dargeboten werden. Diese Art sich des Fächers zu bedienen hat etwas Rührendes, und bedeutet genau dasselbe wie der Ausspruch, daß die rechte Hand nicht sehen solle, was die linke thut.

Die Gaben werden auf zweierlei Art eingesammelt. Entweder nimmt der Bonze, immer den Fächer vorhaltend, sie aus der Hand der Spender entgegen, welche die Opfer den zuletzt kommenden also jüngeren Mönchen in deren Gefäße thun, oder sie nehmen mit eigenen Händen das hinweg, was man schon im Voraus für sie auf kleine Bänke hingelegt hat. Dergleichen Gestelle, welche man vor vielen Häusern und an den Straßenecken findet, sind nichts weiter als eine Art von Tischplatte, die auf einem Bambusstabe befestigt wird, aber jene, welche an Kreuzwegen stehen, machen schon einen gewissen Anspruch, indem sie nicht selten als Miniaturpagoden erscheinen oder als kleine aus Stein aufgeführte Capellen und dann mit einem Dache versehen sind, damit die Opfergaben nicht naß werden. Diese bestehen durchgängig in Eßwaaren, z. B. Reis in Kugeln geformt, Gemüsen, Obst ꝛc. Ein kleiner Theil wird Buddha geweiht und auf kleinen, mit Schnitzwerk verzierten Tafeln auf die Altäre gelegt, alles Uebrige ist Speise für die Bonzen, denen eine strenge Regel verbietet etwas anderes zu genießen als das was freiwillig für sie geopfert wird. Sie geben davon gern an arme Wanderer ab, welche bei ihnen vorsprechen.



Die Annamiten geben eine Theatervorstellung.



Töpferwerkstatt in Saniabury.

Als Delaporte eines Tages in einer Pagode auf einer Matte lag, und sich die Bonzen genau ansah, traten einige alte Frauen ein; sie brachten Obst und Blumen, welche sie segnen lassen wollten. Sie warfen sich nach einander vor den verschiedenen Buddhastatuen nieder und gingen wieder fort, nachdem ein Novize über die Blumen den Segen gesprochen hatte. Gegen elf Uhr nahmen die Bonzen gemeinschaftlich ihr Mahl; in jener Pagode hielten sie an der alten strengen Regel fest, welche ihnen am Tage nur eine Mahlzeit und zwar nur Vormittags gestattet. In manchen Tempeln wird eine weniger strenge Praxis befolgt, dort halten die Bonzen zwei Mahlzeiten und nehmen es auch mit dem Fasten nicht gerade genau. Aber mäßig und nüchtern leben sie überall, sie trinken weder Palmwein noch andere Spirituosen, sind auch keusch und nur selten kommt es vor, daß einer die Gebote übertritt. Auch befolgen sie genau das Gelübde der Armuth. Wenn man überhaupt zugeben dürfte, daß Mönche zu irgend etwas nütze auf der Welt seien, dann müßte man zugeben, daß jene in Hinterindien vor jenen des Abendlandes bei weitem den Vorzug verdienen. Diese sind für ihr ganzes Leben in ein durchaus widernatürliches Verhältniß gebracht und sind Sklaven von Gelübden, über welche sie sich beim Ablegen derselben oftmals gar keine genaue Rechenschaft geben können; der Bonze dagegen ist und bleibt ein freier Mensch, denn er leistet sein Gelübde nicht für immer. So lange er das Mönchsgewand trägt, ist er an die Regeln gebunden, aber er kann austreten sobald es ihm beliebt. Und gerade deshalb wird es ihm leicht, die



Ein Bonze läutet mit der hölzernen Glocke.

Verpflichtungen zu erfüllen, welche er sich selber auferlegt hat. Die buddhistischen Bonzen erfreuen sich beim Volk eines moralischen Ansehens und stehen in Achtung, was man bekanntlich den Mönchen des Abendlandes nicht im mindesten nachrühmen kann.

Noch mehr. Diese Achtung wird noch dadurch gesteigert, daß diese Bonzen sich streng auf das geistige und geistliche Gebiet beschränken. Delaporte schreibt: „Auf unserer ganzen Reise haben wir niemals gehört, daß irgend ein Mönch sich in Staatsangelegenheiten gemischt hätte. Sie bleiben allen zeitlichen Angelegenheiten fern und beschäftigen sich lediglich mit dem, was ihres Amtes ist, nämlich mit der Religion und der Ausübung des Cultus. Wenn bei großen Staatsfesten, z. B. Krönungen, religiöse Ceremonien für angemessen erachtet werden, muß man in die Pagode schicken und die Bonzen einladen."

Während in einem großen Theil Europas die Geistlichkeit, welche der römisch-vaticanischen Hierarchie sklavisch unterworfen ist, einen großen Theil der Schuld an der Unwissenheit und der Verwahrlosung der sogenannten romanischen Völker trägt, und in Frankreich z. B. 27 Millionen Menschen nicht lesen können, widmen sich die Bonzen überall mit Eifer dem Unterricht der Kinder, mit denen sie in der Pagode Schule halten. So lange die Kinder die Schule besuchen, müssen sie das Bonzenkleid tragen und das Kopfhaar abscheeren. Den Franzosen fiel es täglich auf, wie viel Uebereinstimmendes der Cultus der römischen Kirche mit jenem der Buddhisten hat, der viel älter ist als jener. Wir haben darüber vor einiger Zeit ausführlich gesprochen.

Die Expedition hatte eine Anzahl von Annamiten als Diener aus Saigong mitgebracht, und diese waren hocherfreut, in einem dicht bei Lakon gelegenen Dorfe eine dort angesiedelte Colonie ihrer Landsleute zu treffen, mit denen sie sofort in den freundlichsten Verkehr traten. Es ging hoch her, vom Morgen bis zum Abend. Zu jenen Dienern gehörte auch ein lustiger, aufgeweckter Bursch, der es sich eifrig angelegen sein ließ, den übrigen auf heitere Weise die Zeit zu vertreiben. Dieser Mensch hieß **Tiao**; er hatte, obwohl noch jung, schon ein Leben von Wandelungen und Abenteuern hinter sich, denn er war nach einander Lohndiener, Ackermann, Bootsknecht, Soldat und zuletzt in Saigong Schauspieler gewesen, und das letztere mit Vorliebe. Jetzt nun war er eifrig darüber aus, mit Hülfe eines Cameraden eine kastenartige Bude aus Bambus zusammenzuschlagen, die er mit allerlei buntem Zeuge aufputzte. Nachher zog er aus seinem Reisesack eine Anzahl von Puppen hervor und gab Vorstellungen seines Marionettentheaters, die großen Beifall fanden und auch aus der Umgegend Zuschauer herbeilockten. Tiao gab auch eine große Extravorstellung, zu welcher die ganze Stadt eingeladen wurde. Er schlug diesmal seine Bude am Stamm eines riesigen Banianenbaumes auf, dessen Zweige weit überragten und unter dessen Schatten noch Hunderte von Zuschauern Platz hätten finden können. Die Decorationen wurden von der Natur geliefert; zur Rechten und Linken standen die Häuser hinter Palmen und Bambus, in der Nähe floß der Strom, an dessen anderm Ufer dichter Wald stand; im Hintergrunde ragten Berge empor. (S. 98.)

Tiao hatte eine Anzahl neuer Figuren angefertigt, denn er wollte sein Publicum überraschen und durch seine Witze zum Lachen bringen; das eine wie das andere gelang ihm in vollem Maße. Zuerst trat auf ein Chinese mit langem Zopfe, dann Sonne und Mond, ein annamitischer Soldat, ein französischer Gensdarm und Offizier, ein Laosmandarin nebst Frau und zuletzt eine europäische Dame. Einer der annamitischen Colonisten war Dolmetscher für die Laos. Die Vorstellung fand ungetheilten Beifall und mußte am Abend bei Fackelschein wiederholt werden. Tiao erntete Ruhm ein und am andern Tage brachten ihm viele



Ein Weg in den Reisfeldern.

Frauen allerlei Leckerbissen und Palmwein, in welchem sich die Annamiten nur allzugütlich thaten.

Von der Stadt **Huten** hatte Lagrée mit Doctor Joubert eine Bootsfahrt auf dem **Hin bum** unternommen, einem auf der linken Seite des Mekong mündenden Flusse, an welchem Blei gegraben wird. Die Reisenden fanden fünf zerstreut liegende ganz kleine Dörfer, bei welchen auf das Metall gegraben wird; die Ausbeute ist kaum der Rede werth. Ausländer dürfen in den Gruben nicht arbeiten. Wenn Jemand an Bleikolik stirbt, muß in allen Dörfern die Arbeit eine ganze Woche lang eingestellt werden. **Niemand darf ein rothes oder weißes Kleid tragen**; die Leute dort sind fest überzeugt, daß durch beide Farben die bösen Berggeister gereizt werden, von welchen ihnen überhaupt alles Unheil kommt und die man durch zahlreiche Opfer möglichst zu begütigen sucht.

Von Huten schiffte die Expedition stromauf nach **Saniabury**, einem Muong, Flecken, am rechten Ufer des Mekong, in welchen dort an der rechten Seite der Sumkam mündet. Der Gouverneur war nach Bangkok gereist, um beim Leichenbegängnisse des zweiten Königs anwesend zu sein, aber seine Gemahlin empfing die Fremden sehr zuvorkommend. Saniabury ist eine saubere, wohlhabende Ortschaft in einer reizenden Lage. In der Nähe befindet sich eine große **Töpferei**, welche eine sehr beträchtliche Anzahl von Geschirr liefert, dessen Formen von einem einfachen aber nicht unkünstlerischen Geschmacke zeugen. Das Verfahren ist ganz einfach; man stellt die Gefäße zum Brennen in halbkreisrunde Oefen, die mehrere Abstufungen haben, und macht Feuer unter die untersten derselben derart, daß die Flamme auch die oberen Stufen beleckt. In der Umgegend befinden sich auch einige Kalköfen. (S. 99.)

Weiter stromaufwärts, der Mündung des schiffbaren Nam san gegenüber, liegt **Bun kang**, ein großes, sehr schönes Dorf, schon in der Provinz Ponpissay. Dort wurde eben eine große Feierlichkeit begangen, denn es war gerade Vollmond, der im buddhistischen Ritus eine Rolle spielt. Die Pagoden waren überreich mit Blumen geschmückt und mit Andächtigen gefüllt, während in den belebten Straßen wandernde Krämer ihre Siebensachen dem Publicum an=

priesen und auch auf den Auslegebrettern der Kaufleute eine reiche Auswahl von allerlei Waaren zu finden war. Hier ist schon mehr Civilisation als weiter abwärts im südlichen Laos. Der Handelsverkehr mit Bangkok über Korat findet auf der fruchtbaren, wohlbevölkerten Hochebene, um welche von Bannuk der Strom sich windet und in welcher der Se Mun eine Fahrbahn bildet, bequemere und mehr regelmäßige Verbindungen als durch die Provinzen Bassac und Khong. So wird erklärlich, daß in Bun kang europäische Baumwollenzeuge und Quincaillerien häufig sind. Von einheimischen Erzeugnissen fiel den Reisenden der Zimmt auf, welchen sie hier zum ersten Mal auf dem Markte sahen.

Oberhalb Hang hong steht eine Pagode, in welcher eine Fußspur Buddhas gezeigt wird; dergleichen Fußstapfen sind in Laos sehr häufig; freilich ist keiner derselben so berühmt wie jener auf dem Adamsberge in Ceylon, wo auf dem Gipfel Gautama seinen linken Fuß eingedrückt hat, oder der auf einem Berge, welchen die Siamesen Swana Bapato nennen; er ist jedoch als Probat moï, d. h. geheiligter Fuß, bekannt und liegt zwischen Korat und Bangkok. — Nong kun liegt am Mekong, gegenüber der Mündung des Se Ngum, der an der linken Seite einfließt. Er soll sechs Tagereisen weit aufwärts für Barken fahrbar sein und durch eine Waldregion fließen, die mancherlei Producte liefert; von dort her kommt Zimmt und Benzoe.

Nong kay ist eine sehr neue Stadt und erst nach der Zerstörung der alten Capitale Vien schan durch Siamesen gegründet worden; sie bildet den wichtigsten Platz am Mekong auf der Strecke von Pnom Penh bis Luang Prabang. Die Häuser stehen parallel mit dem Strom und bilden eine etwa eine halbe Stunde lange Straße, die von mehreren auf den Fluß zulaufenden Gassen durchschnitten wird. Man findet dort viele Ochsenkarren, auf welchen die Waaren von und nach Korat transportirt werden. Die Einwohner feierten, wie jene in Bun kang, ein Fest; man hatte die Reisähren eingeheimst und bat nun den Himmel um eine günstige Regenzeit. Deshalb war an Gebeten und Opfergaben förmlicher Ueberfluß. Die Pfade, welche aus der Stadt zu den Reisfeldern führen, waren mit Wimpeln geschmückt, die man an langen Bambusstäben befestigt hatte, und auf jedem Kreuzwege brannte Weihrauch auf kleinen Altären.

Die Stätte, auf welcher Vien schan einst gestanden, ist nur etwa drei Wegstunden von Nong kay entfernt, d. h. zu Lande, auf dem Stromweg aber wohl dreimal so weit. Der Mekong behält hier noch seine südliche Richtung bei bis nach Muong kuk, einer Provinzialhauptstadt der vernichteten Laosmonarchie. Dieser Ort hatte, was in Hinterindien selten ist, noch heute denselben Namen wie vor zweihundert Jahren; sehr beträchtlich ist dort der Schiffsbau.

Oberhalb Vien schan fließt der Mekong durch Gebirgsland.

Die wilde Katze in den russischen Wäldern.

Die Wildkatze, Felis Catus, in russischer Sprache Koschka genannt, kommt nur im südlichen und südwestlichen Rußland, im nördlichen aber gar nicht vor; ob sie früher auch hier lebte und wie das Roth- und Rehwild ausgerottet worden ist, darüber fehlen sichere Angaben. Jedoch möchte dies wohl mit Recht in Zweifel gezogen werden, weil sie selbst in Deutschland nur in den milderen Gegenden vorkommt und die höheren Gebirge meidet. Die östliche Grenzlinie bildet der Ural, über welchen hinaus sie nicht mehr angetroffen wird. Jenseits dieses Gebirges sowie in der Steppe wird sie durch eine andere Art — die Steppenkatze — vertreten. Da die Wildkatze außer dem Kaukasus nur noch in einem Landstriche Kleinasiens, nämlich in Grusien, mit Sicherheit nachgewiesen ist, so kann man dieselbe, weil sie gegenwärtig auch noch über das ganze südliche und westliche Europa verbreitet ist, als die einzige echt europäische Katzenart betrachten.

Bis in die neuere Zeit wurde die wilde Katze als Stammvater der zahmen Katze angesehen, von welcher sie aber wesentlich verschieden ist. Da selbst heute noch manche Leute beide Katzen als ein und derselben Art angehörig betrachten, so folgen hier die hauptsächlichsten Merkmale, durch welche sie sich von einander unterscheiden.

1. Bei der wilden Katze dringen die Nasenbeine weiter nach hinten zwischen die Stirnbeine hinein vor, als die Oberkieferbeine; während bei der zahmen Katze die Nasenbeine nicht so weit nach hinten zwischen die Stirnbeine dringen, als die Oberkieferbeine.

2. Bei der wilden Katze tritt das Stirnbein nach hinten in unmittelbare Berührung mit den Schläfenbeinen; bei der zahmen dagegen wird durch eine Verlängerung des Scheitelbeins, sowie durch den Flügel des Keilbeins, das Stirnbein vom Schläfenbein getrennt.

3. Die Gaumenlöcher am Hinterrande der Zwischenkieferbeine sind bei der wilden Katze rundlich und etwas länger als breit; bei der zahmen aber länglich schmal und über doppelt so lang als breit.

4. Der zweite Lückenzahn im Oberkiefer tritt bei der wilden Katze mit der hintern Hälfte so weit nach außen vor, als der Reißzahn mit der vordern Hälfte; bei der zahmen aber tritt dieser Lückenzahn mit seinem Hinterrande nicht so weit nach außen vor, als der Reißzahn mit dem vordern Ende.

5. Die letzte Spitze des obern Reißzahns wendet sich bei der wilden so weit nach außen, daß sie über die Richtung der hohen Spitze des zweiten Lückenzahns und des Reißzahns nach außen weit vorsteht; während bei der zahmen dieselbe Spitze sich so weit nach innen wendet, daß sie über die Richtung der hohen Spitze des Reißzahns und zweiten Lückenzahns nach außen nicht vortritt. Auch liegt bei der zahmen Katze der innere niedrige Höcker am obern Reißzahn über die Richtung jener beiden Höcker hinaus nach innen, welche sich in der hintern Hälfte dieses Zahns befinden; während bei jungen Individuen der wilden Katze dieses nicht der Fall ist, indem der bezeichnete Höcker mit jenen beiden in der hintern Hälfte des Reißzahns befindlichen Höckern in ein und derselben Richtung liegt. Diese Eigenthümlichkeiten des Reißzahns verschwinden bei der wilden Katze mit der Zeit mehr oder weniger durch Abnutzung, sie treten aber im Gegensatz zu den Schädeln der Hauskatze immer noch ziemlich deutlich hervor *).

*) Die unter 1 bis 5 angeführten Unterscheidungsmerkmale sind von Blasius in seiner „Fauna der Wirbelthiere Deutschlands und der angrenzenden Länder Mitteleuropas, Braunschweig 1857" zuerst aufgestellt worden. Welches Werk

6. Eines der wesentlichsten Unterscheidungszeichen aber ist der Schwanz, welcher bei der wilden 22 Wirbelknochen enthält, halb so lang als der Körper und bis zur Spitze gleichmäßig und gleich dicht behaart ist; während der Schwanz der zahmen Katze nur 21 Wirbelknochen enthält, etwas länger als die Hälfte des Körpers und nach der Spitze hin kürzer behaart und verschmälert ist.

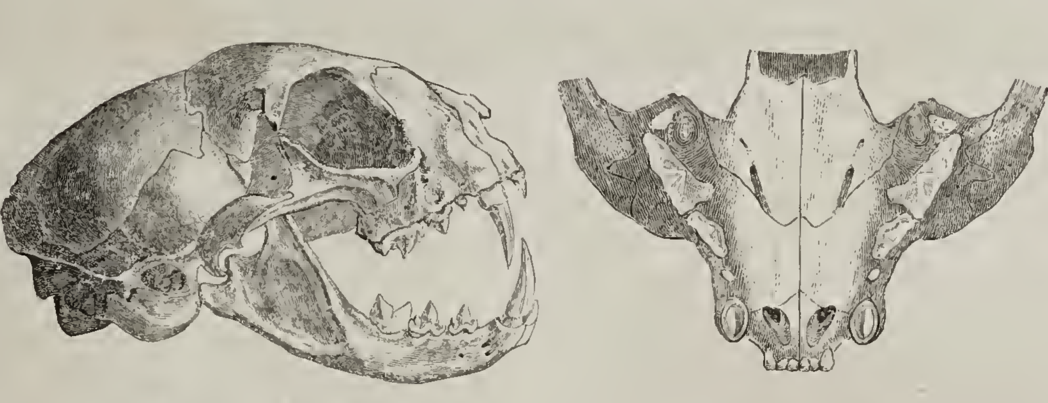
7. Bei der zahmen Katze ist der Darmcanal fünfmal, bei der wilden dagegen nur dreimal so lang als der Körper.

8. Es unterscheidet sich aber auch die wilde Katze äußerlich, und zwar sehr wesentlich, durch ihre Größe von der Hauskatze, sie ist ausgewachsen 23 Zoll und der Schwanz 11½ Zoll; die Hauskatze dagegen wird nur 16 Zoll und der Schwanz 10½ Zoll; sie ist also fast um die Hälfte größer als die zahme Katze.

Außerdem könnte man auch die Färbung als ein Unterscheidungszeichen betrachten, indem bei der wilden Katze die Grundfarbe stets röthlichgrau, bei einer verwilderten zahmen Katze aber fast immer aschgrau oder bläulichgrau ist.



Die wilde Katze (Felis Catus).



Schädel der wilden Katze (½ nat. Gr.). Oberkiefer der wilden Katze (⅔ nat. Gr.).



Schädel der zahmen Katze (½ nat. Gr.). Oberkiefer der zahmen Katze (⅔ nat. Gr.).

Die hier angeführten Unterscheidungszeichen, durch welche sich beide Arten in ihrem anatomischen Bau von einander unterscheiden, sind aber so wesentliche, daß es wohl nicht gut denkbar ist, daß die zahme Katze von der wilden abstammen könne und durch Zähmung sich so sehr verändert haben sollte.

Die ursprüngliche Heimath sowie der Stammvater unserer zahmen Katze ist zwar bis jetzt noch nicht mit Gewißheit nachgewiesen worden, es läßt sich aber wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß beide im südlichen Europa oder dem nördlichen Afrika gesucht werden müssen und daß mithin der Verbreitungsbezirk beider Arten auf großen Strecken ein gemeinschaftlicher gewesen ist. Der Stammvater dieser Katze sowie auch der des Hundes scheint aber in geschichtlicher Zeit nicht mehr existirt zu haben.

Es läßt sich aber auch physiologisch der Beweis führen, daß die zahme und die wilde Katze verschiedenen Arten angehören müssen. Beide Arten paaren sich zwar im abgeschlossenen Raume, die daraus hervorgehenden Bastarde sind aber unfruchtbar oder, wenn sie wirklich auch Junge erzeugen, so sind dieselben nicht lebensfähig, wie dies auch bei anderen Thieren, namentlich den Bastarden zwischen Pferd und Esel sowie zwischen Hund und Fuchs der Fall ist *).

Die Farbe des weichen und schönen Pelzes der wilden Katze ist sehr constant; die Grundfarbe ist, wie schon bemerkt wurde, röthlichgrau, die Oberseite gelblichgrau, die Unterseite sowie die Innenseite der Beine (Läufe) aber rostgelb. Die unbehaarten Theile an der Lippe, Nase, Augenlider und Zehenballen sind schwarz; die Kehle weiß. Der Scheitel ist von der Stirn an mit vier Reihen schwarzer Flecken gezeichnet, welche sich unterhalb der Ohren (Lauscher) in vier deutliche, nach hinten auseinander laufende, dunkele Bogenbänder vereinigen. Auf der Schulter befinden sich zwei dunkele nach unten hohle Bogenbinden, zwischen denen der schwarze Streifen beginnt, welcher auf der Mitte des Rückens entlang bis zur Schwanzwurzel verläuft. An den Seiten des Körpers befinden sich theils rundliche, theils länglich gebogene Flecken. Die Beine (Läufe) sind auf der Außenseite unregelmäßig gebändert und gefleckt, die Füße aber auf der Oberseite graulichgelb. Der gleichmäßig und gleich lang behaarte Schwanz (Ruthe) ist rostgrau mit schwarzer Spitze und schwarzen Ringen, von denen drei oder vier schmälere in

---

hiermit allen denjenigen empfohlen wird, welche sich für die Fauna Europas besonders interessiren.

*) Daß der Hund mit dem Fuchs Bastarde erzeugt ist zuerst von Bechstein in seiner Jagdzoologie S. 311 nachgewiesen worden. „Wir hatten (schreibt er) in Dreißigacker einen (Bastard), der, außer der Größe, dem etwas dickern Kopfe und kraufern Haare fast nicht von einem Fuchse zu unterscheiden war. Die Ruthe war eben so dick und wurde eben so von ihm getragen." — Im Jahre 1866 hatte ich Gelegenheit, einen solchen Bastard in der südrussischen Steppe am Choper zu sehen. Es war eine Hündin

der obern oder Wurzelhälfte, auf der untern Seite nicht durchgehen, während die an der Endhälfte befindlichen drei breiten Ringe unten durchgehen. Die weibliche Wildkatze unterscheidet sich von der männlichen im Allgemeinen durch eine dunkelere Grundfarbe. Außerdem findet aber auch ein Farbenunterschied in Bezug auf die Jahreszeit bei beiden Geschlechtern statt. Der Sommerpelz ist kurzhaarig und daher sind die Flecken und Streifenzeichnung auf der dunklern und weniger weißen Grundfarbe schärfer ausgeprägt. Der Winterpelz dagegen ist langhaarig und auf der mehr weißlichen Grundfarbe ist wegen des langen Winterhaares die Zeichnung nicht so scharf ausgeprägt, als auf dem Sommerkleide.

Die wilde Katze bildet in Europa gewissermaßen das Uebergangsglied von der Gattung der eigentlichen Katzen zur Gattung der Luchse, weil der Endrand der Ohren (Lauscher) länger behaart ist, als bei den übrigen Arten. Diese starke Randbehaarung der Ohren tritt aber erst beim Sumpfluchs so deutlich hervor, daß sie pinselartig wird. In Bezug auf den Schwanz (Ruthe) scheint dasselbe Verhältniß stattzufinden, indem derselbe bei der Wildkatze etwas kürzer und auch anders geformt ist, als bei den übrigen Katzen. Der Schwanz des Sumpfluchses (Felis Chaus) ist aber wieder kürzer als der der Wildkatze und länger als beim Rothluchs (Felis lynx).

Die Sinnesorgane sind bei der wilden Katze eben so fein wie die des Luchses; das Gehörorgan ist bei ihr am vollkommensten ausgebildet, auf dieses folgt das Auge, welches aber in seiner Schärfe das Auge der hundeartigen Raubthiere noch weit übertrifft. Dagegen steht der Geruchssinn weit unter dem des Fuchses und selbst des Wolfes, denn sie vermag nicht einmal auf eine Entfernung von hundert Schritt ein lebendes Thier zu wittern, weshalb sie auch leicht im Tellereisen gefangen werden kann, wenn dasselbe so im Boden eingeschnitten worden ist, daß man auf dem Platze, wo dasselbe liegt, am Boden selbst keine Veränderung wahrnimmt.

Was das Naturell betrifft, so ist sie einerseits viel weniger scheu als der Luchs, indem sie sich auf ihren Wanderungen zuweilen sogar den Tag über in einzelnen, mitten im Walde liegenden Gehöften sowie auch in solchen innerhalb der waldlosen Steppe liegenden Oekonomiewirthschaften verbirgt; andererseits ist sie aber auch wieder viel vorsichtiger, indem sie so lange es möglich ist, sich vor ihren Feinden zu verbergen sucht und oft nur mit der größten Gewalt aus ihrem Versteck getrieben werden kann.

Die Nahrung besteht nur in warmblütigen lebenden Thieren, todte und bereits in Verwesung übergegangene rührt sie selbst beim größten Hunger nicht an. Da kleine Vögel sowie Mäuse und andere kleine Nagethiere ihre Lieblingsnahrung bilden und es dieser Thiere im südlichen Rußland sehr viel und zuweilen sogar in sehr großer Anzahl giebt, so wird sie daselbst den anderen Wildarten, wie Hasen und den an der Erde brütenden Wildhühnern, nie so gefährlich wie der Luchs, welcher vorzugsweise auf größere Thiere Jagd macht. Wo sie dagegen sehr zahlreich vorkommt, sind es namentlich die an der Erde brütenden Wildhühner, Auer-, Birk- und Haselhühner, welchen sie hauptsächlich nachstellt. Ein Glück für diese Wildarten ist es, daß sie nicht mit einem so feinen Geruchssinn wie der Fuchs von der Natur ausgestattet worden ist, denn sonst würden diese Vögel gänzlich von ihr ausgerottet werden.

Bei der Auffuchung ihres Raubes kommt ihr die Farbe des Pelzes sehr zu statten, indem dieser von der Borke der meisten Baumhölzer nicht gut zu unterscheiden ist und sie deshalb von den anderen Thieren, welchen sie nachstellt, nicht leicht bemerkt wird; wenn sie sich daher auf dem Aste eines starken Baumes, oder abgehauenen Baumstumpfes, sowie auf irgend einem andern erhöheten Gegenstande gedrückt hat, entdeckt selbst das geübteste Jägerauge sie nicht, falls sie nicht von den Jagdhunden verrathen würde, welche ihrer Spur folgen und sie dann unter dem Baume rc., auf welchem sie sich befindet, verbellen.

Wenn sie ein Thier fangen will sucht sie sich demselben zuerst durch vorsichtiges Anschleichen zu nähern und dann durch einen oder höchstens drei große Sprünge zu erreichen und zu fassen; sie unterscheidet sich in dieser Beziehung wesentlich vom Luchs, welcher seinem Raube vorzugsweise auf den Wechseln auflauert und dann sowohl von oben, einem Baume oder Felsen herab, sowie aber auch von unten durch einen großen Sprung zu fassen sucht. Als nächtliches Raubthier geht die wilde Katze mit Ausnahme in der Zeit, wo sie Junge hat, fast nur des Nachts auf Raub aus und verbirgt sich am Tage entweder auf einem starken Baume oder, wenn derselbe hohl ist, auch in demselben, sowie auch sehr gern in Dachs-, Fuchs- oder Kaninchenbauen und in Felsklüften, weshalb sie auch am häufigsten da vorkommt, wo die zerklüfteten Gips- und Dolomitfelsen der Zechsteinformation zu Tage stehen.

Die Paarungs- oder Ranzzeit fällt in dieselbe Zeit wie beim Luchs und der Hauskatze, nämlich in die Monate Februar und März. In dieser Periode machen beide Geschlechter, wenn sie den Winter über in großen Waldungen lebten, oft große Touren um sich gegenseitig aufzusuchen, woraus sich das vereinzelte Erscheinen einer wilden Katze in Waldungen erklärt, wo oft Jahrzehnte hindurch keine gespürt worden ist; auch läßt sie auf solchen Wanderungen während der Paarungszeit ihre melancholischen langgezogenen Locktöne hören. In Gegenden, wo es sehr wenig wilde Katzen giebt, kommt es zuweilen auch vor, daß sich ein einzelnes Männchen mit einer verwilderten Hauskatze paart. Die Möglichkeit einer solchen Paarung ist vielfach behauptet und auch wieder vielfach in Zweifel gezogen worden. Daß sich aber die wilde Katze mit der Hauskatze im geschlossenen Raume paart, ist durch einen Versuch bestätigt worden, welcher auf der Fasanerie des Herzogs von Sachsen-Koburg in der Nähe vom Schloß Kallenberg bei Koburg mit einer männlichen Wildkatze und einer weiblichen Hauskatze gemacht worden ist. Der Bastard von beiden, ein Weibchen, hat ebenfalls schon wieder Junge gehabt, welche aber während des Zahnens verloren gegangen sind.

Neun Wochen nach der Ranzzeit bekommt das Weibchen 4 bis 6 blinde Junge, welche erst nach neun Tagen sehen. Dieselben haben ganz die Manieren der jungen Hauskatzen, nur mit dem Unterschiede, daß sie unzähmbar sind und den sie berührenden Menschen stets beißen und kratzen. Der Umstand, daß die Jungen, wenn sie auch noch so klein aufgefunden und von einer Hauskatze aufgezogen werden, sich doch nicht zähmen lassen, könnte eigentlich auch als ein Beweis angesehen werden, daß unsere Hauskatze nicht von der

---

welche in Gestalt, Größe und Farbe einer Füchsin täuschend ähnlich sah. Der Besitzer dieses Hundes war ein deutscher Gärtner, welcher, als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß sein Hund einer Füchsin ähnlich sehe, mir ausführlich mittheilte, daß sein Hund auch wirklich ein Bastard von Fuchs und Hund sei. Er habe, so erzählte er mir, eine Spitzhündin gehabt, welche er während sie hitzig gewesen, mit auf die Hochsteppe genommen habe, wo dieselbe zurückgeblieben und erst nach Verlauf einiger Tage wieder zurückgekehrt sei. Die vier Junge, welche die Hündin neun Wochen später gewölft, hätten alle die größte Aehnlichkeit mit jungen Füchsen gehabt. Von diesen vier Jungen habe er aber bloß eins, nämlich diese Hündin, behalten und groß gezogen. Dieselbe habe nun schon drei mal Junge gehabt, aber jedesmal seien dieselben kurze Zeit nach der Geburt gestorben.

wilden abstammt. Die Liebe der weiblichen Wildkatze zu ihren Jungen ist sehr groß, sie sucht dieselben so sorgfältig als möglich an einem geheimen Orte zu verbergen. Gewöhnlich befindet sich die Geburtsstätte in einem hohlen Baume, oder in einer Felsschlucht, sowie zuweilen auch in einem Dachs- oder Fuchsbau. Wird der Ort von einem Menschen aufgefunden und mehrmals besucht, so trägt die Alte ihre Jungen sehr bald an einen andern Ort. Wenn sie erwachsen sind, führt sie dieselben gern in eine Laub- oder Nadelholzdickung, wo sie bis zum Eintritt des Winters zusammen bleiben; dann trennen sie sich und jedes einzelne sucht sich ein eigenes Jagdrevier auf, bis die Paarungszeit sie wieder zusammenführt.

Jagd und Fang.

Die Spur oder Fährte der wilden Katze ist größer und stärker, als die von der Hauskatze und unterscheidet sich von der Spur des Fuchses einmal dadurch, daß sie leicht geschränkt und wenn sie gerade ausgegangen ist, die Tritte zwei dicht neben einander liegende gerade Linien bilden; zweitens aber an der fast kreisrunden Form, während die Spur des Fuchses sowie aller hundeartigen Raubthiere eine länglichrunde Form hat. Das geübte Jägerauge erkennt daher die Fährte der wilden Katze sowie die der katzenartigen Raubthiere überhaupt sofort, selbst bei tieferm Schnee, wenn die Abdrücke auch nicht ganz deutlich zu sehen sind.

Die Jagd- und Fangmethoden sind das Schießen auf Treibjagden und auf dem Anstand, sowie der Fang im Tellereisen und Schlagbaum.

Auf der Treibjagd ist sie im Allgemeinen leicht zu schießen, wenn man die Gewißheit hat, daß sich in einem Walddistricte eine wilde Katze aufhält, was man hauptsächlich im Winter bei Schnee erfahren kann. Da dieselbe beim Treiben ebenso wie der Fuchs gern nach der nächsten Dickung geht, so ist mit besonderer Rücksicht auf den Wind der Trieb nach einer solchen zu richten. Die Schützen müssen sich dabei auf ihren Ständen sehr ruhig verhalten und gut gedeckt stehen, auch muß ihre Kleidung wo möglich die Farbe der Baumrinde haben, damit sie von der Katze nicht bemerkt werden, indem dieselbe ebenso leise angeschlichen kommt wie der Fuchs, dabei aber noch viel vorsichtiger als dieser ist.

Wenn die wilde Katze bei einem Neuen (d. h. ein frisch gefallener Schnee) in einem Dachs- oder Fuchsbau eingekreißt worden, welcher wegen seiner Tiefe nicht zu graben ist, so kann man sie bei gehöriger Vorsicht des Abends auf dem Anstand leicht schießen, was beiläufig bemerkt die meisten Jäger für das größte Jagdvergnügen halten. Wer sie bei einer solchen Gelegenheit schießen will, muß sich des Abends schon eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang auf den Bau oder in die unmittelbare Nähe desselben begeben und sich, wenn es der Wind erlaubt, schußmäßig oberhalb der Röhre auf oder hinter einen nicht zu starken Baum postiren, damit wenn sie aus derselben heraus kommt, sie nichts von ihm bemerkt. Beim Verlassen des Baues ist diese Katze fast eben so vorsichtig, wie der Fuchs; sie steckt gewöhnlich erst sehr lange bloß den Kopf aus der Röhre und äugt und windet nach allen Richtungen, ehe sie frei heraus tritt und vor derselben erst nochmals längere Zeit sichert, ehe sie den Bau im ruhigen Schritt verläßt. So lange die Katze sichert darf der Jäger sich nicht rühren, indem sie bei ihrem guten Auge Alles sieht was in einem ziemlich großen Umkreise um sie herum passirt; erst dann wenn sie im Gehen ist kann er das Gewehr an den Kopf ziehen. Der Schuß muß gut gezielt die edlen Körpertheile — Kopf oder Blatt — so treffen, daß sie augenblicklich todt niederstürzt, indem sie sonst bei ihrem zähen Leben in den Bau zurück geht und bei einer tödtlichen Verwundung in der Tiefe desselben verendet und dann für den Jäger meistentheils verloren ist.

Da sie sich noch leichter als der Fuchs reizen läßt, wenn man den Klagelaut eines Hasen, oder das Geschrei eines gefangenen Vogels, oder auch das Pfeifen einer Maus gut nachzuahmen versteht, so kann man sie auch auf dem Anstand im Freien schießen, wenn man sich Abends oder Morgens vor eine solche Dickung stellt, in welcher sie am Tage steckt, und sie auf die angegebene Weise anzulocken sucht.

Im Tellereisen kann sie auch gefangen werden und zwar viel leichter als der Fuchs, indem dasselbe entweder vor die Röhre eines Baues gelegt wird, in welchem sie eingekreißt wurde, oder indem man das Eisen ins Freie auf einen von Menschen wenig besuchten Ort legt und sie anzukirren sucht. In beiden Fällen muß das Eisen sehr gut geputzt in den Boden eingeschnitten und so bedeckt werden, daß man am Boden selbst keine Veränderung wahrnimmt. Zum Fangplatz im Freien wähle man eine mit Rasen und Gestrüpp bewachsene Stelle, wo sich das Eisen gut in den Boden einschneiden läßt. Der gemachte Einschnitt muß mit Laub oder Streu bedeckt und dann noch mit Dornen so umsteckt werden, damit wenn die Katze den über den Fangplatz hängenden Köder — einen frisch geschossenen Vogel, oder gebratene Hasenleber, oder auch nur das Gescheide von einem Hasen oder Reh — wegnehmen will, sie über die Dornen springen muß und wenn das Eisen zum Fange gelegt ist, sie sich in demselben fängt. Das Eisen wird erst gelegt, wenn eine Katze den Fangplatz besucht und den Köder schon mehrere Mal weggenommen hat. Bevor dasselbe aufgestellt wird, muß es sehr sorgfältig geputzt sowie mit einer besonders dazu präparirten Witterung abgerieben werden und nachdem dieses geschehen darf man das Eisen nicht mehr mit bloßen Händen anfassen.

Die wilde Katze fängt sich aber auch zuweilen in der zum Fange des Baummarders aufgestellten Falle, dem sogenannten Schlagbaum, welche Fangmethode beim Baummarder näher beschrieben wird.

Gaßmann.

Weltgang der Cholera im Jahre 1873.

Man muß die leidige Thatsache hinnehmen, daß die Cholera nicht mehr verschwinden werde. Sie ist nun längst eine Weltkrankheit, ist kosmopolitisch geworden. Es überkommt einen ein recht unheimliches Gefühl, wenn man liest, wie sie mit heimtückischem Wesen bald hier bald dort auftaucht, und während wir eben daran gehen wollten, die nachfolgenden Notizen über ihre Verbreitung in Europa zusammenzustellen, lesen wir, daß zu Buenos Ayres ein Cholerafall vorgekommen sei, während gegenüber auf dem linken Ufer des Rio de la Plata ein am gelben Fieber erkrankter Mann gestorben sei. Zwei der gefährlichsten Seuchen also in unmittelbarer Nachbarschaft, denn die Entfernung zwischen

beiden Städten beträgt in der Strombreite nur etwa 15 deutsche Meilen.

In Europa hatte die Seuche eine weite Verbreitung, aber sie trat nicht an vielen Oertlichkeiten zumal auf. Ihr Erscheinen betrachtet man („Mail“ vom 5. Januar) als eine Fortsetzung der Ausbrüche, welche in Kiew 1869, 1870 und 1871 stattfanden; diese verbreiteten sich über den größten Theil des europäischen Rußlands; die Krankheit überschritt die Grenzen von West-, Central- und Südeuropa und ging auch nach Sibirien hinüber. Im Jahre 1872 war sie in Groß-, Süd- und Westrußland noch nicht erloschen, ergriff Polen, Galizien und die Moldau, übersprang die Karpathen und verbreitete sich nach Westen hin in Schlesien, Mähren, Böhmen, West- und Ostpreußen. In das letztere kam sie von Tilsit aus; sie war in Gumbinnen und in Lyck, in Thorn an der Weichsel, zog abwärts bis Danzig und Königsberg; an der Oder ging sie bis Oppeln.

In einzelnen Gegenden hat sie eine große Anzahl Menschen hinweggerafft; in Galizien kamen in den ersten sieben Wochen nach dem Ausbruche auf etwa 50,000 Erkrankungen 19,000 Sterbefälle. In Ungarn wurden am schwersten heimgesucht die nördlichen und nordöstlichen Gespanschaften und die Theißgegenden; im Herbst erschien sie in Pesth-Ofen an der Donau; auch trat sie in Neusatz auf und in vereinzelten Fällen in Croatien; an der untern Donau war sie in Galatz und Tultscha. Im Winter von 1872 auf 1873 dauerte sie in den genannten österreichischen Provinzen und wohl auch in manchen Gegenden Polens an, im Frühjahr 1873 war sie über ganz Ungarn verbreitet und in einigen Theilen Galiziens und Böhmens, in Schlesien und Mähren dagegen hatte sie aufgehört.

Aber im Mai 1873 trat sie weit heftiger auf und breitete sich von Ungarn, Galizien und Polen nach allen Richtungen hin aus. In Widin in Bulgarien, wo einzelne Fälle schon im April constatirt worden sind, trat sie dann heftiger auf. Sie überschritt die italienische Grenze und suchte das Venetianische heim, als italienische Arbeiter aus Ungarn in ihre Heimath zurückgekehrt waren. Sie ging aus Böhmen die Elbe abwärts; am 19. Mai kamen in Dresden einige Fälle vor; böhmische Holzflößer hatten sie eingeschleppt. Ebenso ging sie die Weichsel abwärts, wo, ebenso wie in Dresden, Holzflößer in Schillno ihre ersten Opfer waren.

Im Juni drang sie an der untern Donau weiter vor, in Folge der Stromschifffahrt und der Truppenbewegungen; Rustschuck, Silistria und Galatz wurden nach einander ergriffen; dann kam sie auch nach Schumla durch eine Reiterschwadron aus Rustschuck. In Italien trat sie nun auch im Trevisanischen auf; in Nordosteuropa verbreitete sie sich mehr und mehr an der Weichsel bis an deren Mündung und viele Holzflößer erlagen ihr; am 27. Juni kamen in Danzig die ersten Fälle vor; in der Odergegend zeigte sie sich gegen Ende des Monats in Ratibor und Breslau. Am 21. war sie in Hamburg, wo sie einige Wochen lang verheimlicht wurde. Daß sie schon am 29. Juni in Wien constatirt wurde, ist ausgemacht.

Im Juli war sie an den Strom- und an den Bahnlinien in Ost-, Mittel- und Westeuropa schon sehr verbreitet und je intensiver sie in Ungarn, Galizien und Polen wurde, um so mehr gewann sie auch an Spielraum. Am 6. Juli war sie in Königsberg, am 20. in Elbing und an demselben Tage auch in Gumbinnen; sie trat auf in Bromberg und Marienwerder, am 27. in Posen, am 21. in Berlin und in der Umgegend von Potsdam; am 9. in Frankfurt an der Oder, am 15. in Magdeburg. Sie erschien in Helsingborg am Sund auf der schwedischen Küste, Helsingör gegenüber und verbreitete sich auf das platte Land. — Im Süden brach sie am 26. Juli gleichzeitig in Triest und Venedig aus, dann in der Provinz Brescia unter den am Gardasee stationirten Truppen; sie ergriff auch die Provinz Parma. Im Südosten finden wir sie in einigen Theilen Bosniens und in Serbien an der Sawe; sie trat mit Heftigkeit auf im Landbezirke nördlich von Salonichi; in der Walachei und in Bulgarien suchte sie das Land an beiden Ufern heim; schon am 5. war sie in Jassy; am 16. in Sophia am Fuße des Balkan und in Samakov; dort blieb sie stehen an der ersten Station der Bahn, welche von Philippopel über Adrianopel nach Stambul geht.

Im August trat sie am intensivsten auf, sowohl an ihren Ursprungsherden wie auch überall wohin sie sich verbreitet hatte. Sie ergriff Stettin, Memel, Riga, Kronstadt; Reval und Pernau blieben bis zum September verschont, in Petersburg erschien sie am 12. August. Lübeck hatte sie zu Anfang des Monats, während die Häfen Dänemarks verschont blieben und jene in den Niederlanden erst im Herbst an die Reihe kamen. Aber in Belgien, in Antwerpen, kamen am 6. August die ersten Fälle vor; an demselben Tage ward sie in Rouen von einem Matrosen eingeschleppt. Sie erschien gleichzeitig in Havre und in Genua, am 23. August in Neapel.

Im September war sie am 5. in Paris; am 17. in Dortrecht in Holland, am 29. in Fiume am Adriatischen Meere. Im October trat sie in Moskau auf; einige Fälle kamen zu Bergen in Norwegen vor; am 19. war sie in Rotterdam und in anderen niederländischen Häfen und auch zu Caen in der Normandie. Im November war sie in Rom; einzelne Fälle hatten Brindisi und Palermo, wohin sie durch entlassene Sträflinge aus Neapel gebracht wurde. In München dauert sie noch im Januar 1874 an. In London war sie vier Mal eingeschleppt worden, im Juli durch Auswanderer aus Hamburg, wo die Seuche damals noch verheimlicht wurde; im September, October und November durch Leute aus Caen und Rotterdam. Auch in Liverpool kamen einige Fälle an Auswanderern vor; diese waren aus Hamburg über Hull gekommen. In Nordamerika war sie im Westen, namentlich in Ohio aufgetreten.

Die Zahl der Erkrankten und von der Seuche Hingerafften läßt sich nicht genau ermitteln, aber annähernd zutreffende Ziffern haben wir doch über einzelne Gegenden. Amtliche Angaben theilen mit, daß in Ungarn (mit Ausschluß von Croatien, Slavonien und der frühern Militärgrenze) von Anfang Januars bis zu Ende des October 433,295 Menschen an der Cholera erkrankten, davon sind 183,549 gestorben. Für Polen werden, wohl zu niedrig, 30,000 Sterbefälle angegeben; in Warschau kamen vom 18. Mai bis 1. October 6125 Krankheitsfälle vor; davon endeten 2317 mit Tod; 1867 kamen in derselben Stadt auf 7249 Krankheits- 2222 Sterbefälle; 1852 im Juli und August allein auf 10,900 Erkrankungen 4700 Todesfälle.

Für Preußen giebt ein Bericht vom 24. October 38,624 Erkrankungen an; von diesen endigten 19,655 mit dem Tod. Am schwersten wurden die Provinzen Preußen und Sachsen heimgesucht; die erstere hatte 10,323 Erkrankungen mit 5089 Sterbefällen; Sachsen 4427 Todte auf 9051 Erkrankungen. Königsberg hatte 1871 Todesfälle an der Cholera 1562, im Jahre 1873 doch nur 953; Stettin, das 1866 an ihr 1984 Menschen verlor, hatte 1873 nur 186 Sterbefälle; zu Hamburg starben diesmal 1002; im Jahre 1859 starben 1286, und 1021 im Jahre 1866. Antwerpen hatte bis zum 30. November nur 76, Rouen in den sieben mit dem 17. September abschließenden Wochen 140, Havre in zehn Wochen 176 Todesfälle; Paris vom

5. September bis 3. November 534. Wien vom 16. Juli bis 20. October 1466; rc.

Wenn der Leser des Vorstehenden sich einen Ueberblick verschaffen will, so thut er wohl daran, eine beliebige Karte von Europa zu nehmen und alle die vorgenannten Punkte roth oder blau zu unterstreichen; er sieht dann wie die Seuche über den größten Theil Europas verbreitet ist. Ruhe läßt sie uns sicherlich nicht mehr; eine Zeitlang scheint sie in Gegenden, welche einmal von ihr ergriffen worden sind, erstorben zu sein, aber sie ist nur latent und springt wieder plötzlich empor um ihren verheerenden Gang aufs Neue zu verfolgen. Ganz hört sie niemals auf; in der einen oder andern Region des Erdballs ist sie sicherlich vorhanden und oft tritt sie, nun als Weltkrankheit, fast gleichzeitig in Gebieten auf, die Tausende Meilen von einander entfernt sind.

Sprachwissenschaftliches.

Von **Georg von der Gabelentz.**

II.

Sprachtalent. Das ist Sache meines Sprachtalentes. Vor mehreren Jahren untersuchte ein bekannter Phrenolog meinen Kopf, dann bezeichnete er alle Eigenschaften, die ich besitze und nicht besitze, und als ich ihn dann schließlich wegen des Sprachtalentes befragte, rief er aus: „Wo soll das bei Ihnen herkommen? Sie stottern ja!“ Damit war ich abgefertigt. — Zum Glück hat das Stottern mit dem Sprachtalente nichts zu schaffen. Geschicklichkeit der Sprachorgane zum Nachbilden fremder Laute ist für den Sprachforscher nur eine willkommene, keine nothwendige Eigenschaft, und dasselbe gilt von der Redefertigkeit, der Gabe der Conversation und der freien Rede. Es giebt Leute, die mit staunenswerther Geläufigkeit in fremden Sprachen parliren, ihre Aussprache ist vortrefflich, nie sind sie um einen Ausdruck verlegen: aber wehe, wenn man ihre Rede zu Papiere bringen wollte! Da wäre keine Zeile ohne Fehler. Solche Leute haben Sprechtalent: ob sie auch Sprachtalent haben, ist noch nicht zu entscheiden. Ihre Fehler können ja ebensoviele Uebereilungen sein, die sie bei bedächtigerm Sprechen vermieden hätten; aber sie können auch aus Mangel an Sprachgefühl entsprungen sein, und sind sie das, so ist der liebenswürdige Schwadroneur zum Sprachforscher verdorben.

Es giebt Personen und Völker, die sich mit außerordentlicher Leichtigkeit fremde Sprachen dermaßen aneignen, daß diese eben für sie keine fremden mehr zu sein scheinen. Unter den Nationen Europas besitzen namentlich die slavischen diese beneidenswerthe Gabe. Ihre eigenen Sprachen bieten der Zunge eine treffliche Gymnastik, dem Ohre eine feine Schulung; diese Sprachen sind formenreich, daher sehr geeignet das Gefühl für die Sprachformen zu schärfen. Treues Gedächtniß, schnelle Auffassung und meist ein hoher Grad von Geistesgegenwart und Takt, — alles slavische Nationaleigenschaften, — das sind wohl die Elemente jener Begabung. Dazu kommt noch eine gewisse Schmiegsamkeit und Biegsamkeit des Wesens, jene Gewandtheit mit der der Slave sich ja auch sonst in ausländisches, namentlich westeuropäisches Wesen hineinzuschicken versteht. Ob das auf eine sehr entwickelte eigene Individualität schließen lasse, ist allerdings mehr als fraglich: mit der Vielsprachigkeit scheint kosmopolitischer Sinn oft Hand in Hand zu gehen. Sprachtalent ist bei jenen Völkern vorhanden: sie nehmen den Geist der fremden Sprachen in sich auf, sie werden von ihm durchdrungen. Allein ein Anderes ist es, den Wein trinken, ein Anderes, ihn chemisch analysiren!

Die Geschichte weiß von Männern zu erzählen, welche jene Begabung in bewundernswürdigem Maße besaßen. Mithridates der Große soll zweiundzwanzig Sprachen fertig gesprochen haben; er hatte aber auch ein unerhörtes Gedächtniß; wird doch weiter von ihm berichtet, daß er jeden seiner Soldaten bei Namen gekannt. Cardinal Mezzofanti wußte sich gar in achtundfunfzig Sprachen und Dialekten fließend zu unterhalten. Man sagt, er habe sich manchmal auf einen ausländischen Besuch durch mehrtägige Uebungen vorbereitet, habe Landsleute der erwarteten Fremden aus der Schule der Propaganda zu sich kommen und sich schleunigst von diesen die Eigenthümlichkeiten ihrer Sprachen beibringen lassen. Mag sein; aber mit allen diesen Vorbereitungen und Hülfsmitteln, wer würde es ihm gleichthun? — Mezzofanti mag seine Eitelkeit gehabt, es geliebt haben vor Anderen sein Licht leuchten zu lassen. Aber er bekannte offen, daß er unsern Landsmann Zumpt, den Verfasser einer seiner Zeit hochberühmten lateinischen Grammatik, bewundere und beneide. Von ihm, dem polyglotten Cardinale, ist der Welt nichts hinterblieben, als die Kunde, wie weit es der Mensch in diesem Fache bringen könne. Mezzofanti war in seinem Fache, was Dahse in dem der Mathematik, ein Virtuos erster Größe: aber Dahse war kein Gaus, und Mezzofanti kein Zumpt.

Der Sprachforscher. Der Sprachforscher bedarf vor Allem jenes Sinnes, der in der Menge der Einzelheiten das Gemeinsame, die Einheit, in den mannichfachen Erscheinungen das allwaltende Gesetz sucht und findet, um dann nach den erkannten Gesetzen die ferner sich bietenden Erscheinungen zu beurtheilen. Mit dem bloßen Gefühle des Richtigen ist ihm nichts gedient: er strebt nach Erkenntniß, Verständniß. Das ist jener höhere Ordnungssinn, dem alle Zufälligkeit unerträglich ist. Wer diesen nicht hat, der mag sich wohl Fertigkeiten aneignen, er mag wohl auch, als Sammler, der Wissenschaft schönes Material zuführen: immer wird er sich in die Breite verlieren, nicht in die Tiefen dringen, nicht auf die Höhen klimmen!

Franz Baco von Verulam, der Philosoph der Erfahrungswissenschaften, verlangt von dem Gelehrten, er solle es nicht machen wie die Ameise, die nur Stoff und immer neuen Stoff anhäuft, er solle auch nicht die Spinne nachahmen, die die Fäden ihres Netzes aus sich selbst herausspinnt, sondern er solle sich die Biene zum Muster nehmen, die von Blüthe zu Blüthe wandernd den Stoff einsaugt, um ihn in ihrem Innern zu Honig zu verarbeiten. Dies Gleichnißwort gilt auch dem Sprachforscher, und zwar im vollsten Maße. Wer bloß Material zusammentragen will, mag

Handlanger sein, aber nicht Maurer, er wird vielleicht einen großen Steinhaufen zusammen schleppen, aber ein Haus bauen wird er nicht. Darum ist seine Arbeit nicht minder dankenswerth: — wie würde es um unsere Wissenschaft stehen, wenn ihr nicht Missionäre und Forschungsreisende so treffliche Zuträgerdienste geleistet hätten!

Darum Ehre unseren Ameisen. — An Spinnennaturen, an Männern, die es unternahmen aus ihrem Innern heraus, begabt nur mit einem beschränkten Vorrathe positiven Wissens, die Welt der Erscheinungen zu deduciren, hat es auch auf unserm Gebiete nicht gefehlt. Sie gehören zumeist jener Zeit an, in welcher die speculative Philosophie unter den Wissenschaften einen ähnlich bevorzugten Platz einnahm, wie heutzutage die Naturwissenschaften. Man kann sich denken, daß jene Speculationen zum Theil recht geistvoll und anregend sein mögen: allein die Resultate, welche jene sogenannten allgemeinen oder philosophischen Grammatiken zu Tage förderten, konnten die Probe der Erfahrung selbstverständlich nicht bestehen.

Allgemeine Grammatik. Eine allgemeine Grammatik herzustellen ist allerdings das Endziel unserer Sprachforschung; allein dieses Ziel muß auf einem andern Wege erreicht werden als dem von Jenen betretenen. Bloße Speculation wird, wo sie sich in das Gebiet der Erfahrungsthatsachen versteigt, allemal zu Einseitigkeiten führen. Es war kein Zufall, daß unsere Sprachphilosophen nur an diejenigen Möglichkeiten dachten, auf welche sie durch die wenigen ihnen bekannten indogermanischen und allenfalls noch semitischen Sprachen hingewiesen wurden. Ihr Gesichtskreis war ein beschränkter. — Was haben wir zu thun um den unsern zu erweitern?

Zunächst möglichst viele und möglichst verschiedenartige Sprachen zu erlernen. Das ist eine Gymnastik, die den Sprachensinn gelenkig macht; da lernen wir es einsehen, welches Vorurtheil es ist, den Maßstab der eigenen Sprache an andersgeartete anlegen zu wollen. Von den vielen Bearbeitungen außereuropäischer Sprachen, die wir schon jetzt besitzen, ist bei Weitem die Mehrzahl in den Rahmen der lateinischen Grammatiken hineingezwängt; da wird nach einem Vocativ und Ablativ, nach einem Comparativ und Superlativ, einem Imperfectum, Perfectum, Plusquamperfectum und Futurum exactum in Sprachen gesucht, die nichts dergleichen besitzen, und das was das Wesen des behandelten — wollte sagen mißhandelten — Idiomes ausmacht, wird darüber vernachlässigt, wohl gar in die Rumpelkammer eines Appendix geworfen. Kein Fehler ist näherliegend, keiner daher verzeihlicher als der; ihn ganz zu vermeiden, eine Sprache so ganz aus ihrem Wesen heraus systematisch zu entwickeln, ist eine oft entsetzlich schwierige Aufgabe, und wer den praktischen Zweck, seinen Lesern das Verstehen und Erlernen möglichst zu erleichtern, mit verfolgt, der thut vielleicht gut, sie nicht durch allzurasches Einführen in eine ihnen ganz neue Welt zu verdutzen.

Vergleichende Sprachwissenschaft. Wir haben eine Naturbeschreibung, die sich zur Naturwissenschaft weiter entwickelt hat. Vielleicht dürfen wir analog von einer Sprachbeschreibung reden, welche die Grundlage der Sprachwissenschaft bilden soll. Jene hat die Aufgabe, die einzelnen Sprachen zu untersuchen und darzustellen, — diese soll die Gesammtheit derselben in ihrem Zusammenhange erfassen. Der Sprachkenner soll Sprachforscher werden, und er allein kann es werden.

Arten. Jetzt gilt es die Sprachen systematisch zu begreifen. Thatsachen in Systeme ordnen, heißt, ihren Zusammenhang, ihr Verhältniß zu einander feststellen. Dies kann nur geschehen, indem man sie unter einander vergleicht. Es giebt aber verschiedene Arten, verschiedene Gesichtspunkte der Sprachvergleichung:

1. Ich kann eine einzelne Sprache auf dem Wege ihrer Entwickelung verfolgen, das ist, ihre Geschichte ergründen. Um so die Geschichte der französischen Sprache zu untersuchen, werde ich vom ältesten Latein zu dem des Cicero und Cäsar, von da zur Lingua rustica latina, dann weiter zum Altfranzösischen und so fort durch die verschiedenen Entwickelungsstufen der Sprache hindurch bis zum Neufranzösischen fortschreiten. Grimm und Schleicher haben in dieser Weise die deutsche Sprache geschichtlich bearbeitet. — Die Frage ist hier: wodurch unterscheidet sich jedes folgende Stadium vom vorhergehenden, und welches ist der Grund der wahrgenommenen Veränderungen?

2. Ich kann eine Anzahl Sprachen neben einander stellen, um ihre Zusammengehörigkeit als Zweige Eines Stammes zu erweisen. Dies haben zum Beispiel Bopp, Pott, Rapp und Schleicher mit den indogermanischen, Diez mit den romanischen, Zeuß mit den keltischen, Schafařik mit den slavischen, Grimm mit den germanischen, Abel-Rémusat, Schott, Castrèn, Schiefner mit den finno-tatarischen, mein Vater mit der melanesischen, Steinthal mit den Mande-Negersprachen unternommen. — Hier lautet die Frage: wodurch unterscheiden sich die einzelnen Sprachen von einander, worin stimmen sie überein, was folgt daraus für die Nähe ihrer Verwandtschaft, wie muß die Ursprache beschaffen gewesen sein?

3. Ich kann einen einzelnen sprachlichen Begriff, z. B. das Relativpronomen, die Zeiten des Verbums, durch alle mir zugänglichen Sprachen hindurch verfolgen. So hat Wilhelm von Humboldt den Dualis, Pott die Präpositionen und die Zählmethoden, mein Vater das Passivum bearbeitet. — Die Aufgabe lautet: Wie stellen sich die verschiedenen Sprachen und Sprachstämme zu diesem Begriffe, drücken sie ihn aus, und wie, was folgt daraus für ihre Beurtheilung und für die Beurtheilung dieses Begriffes?

4. Einige haben es unternommen, die Sprachen nach bestimmten allgemeinen Gesichtspunkten zu classificiren und zu charakterisiren. Werke dieser Richtung sind z. B. Wilhelm von Humboldt's Untersuchungen über die Verschiedenartigkeit des menschlichen Sprachbaues, Steinthal's Charakteristik der hauptsächlichsten Typen, Schleicher's Morphologie der Sprache. Hier gilt es die Merkmale zu finden, nach welchen die Sprachen, sei es hinsichtlich ihrer Form, sei es hinsichtlich ihres geistigen Gehaltes als höher oder tiefer stehende zu beurtheilen seien. Dabei mag es denn wohl geschehen, daß von zwei Schwestern die eine in der Tertia, die andere schon in der Secunda sitzt, weil jene minder entwickelt ist als diese.

Der Leser begreift, wie fruchtbringend alle diese Arten der vergleichenden Sprachwissenschaft für das Verständniß und die wissenschaftliche Behandlung der einzelnen Sprachen sein müssen. Allein darauf darf hier nicht näher eingegangen werden. Wir deuteten früher darauf hin, was der Ethnolog vom Linguisten zu erwarten habe; jetzt war es uns darum zu thun jenem einen Einblick in die Werkstatt dieses letztern zu gewähren, und später werden wir unseren Lesern einige Producte dieser Werkstatt vorführen.

Reformen im Königreich Siam.

Ueberall im östlichen Asien, insbesondere auch in Siam, machen die europäischen Einflüsse sich mehr und mehr geltend. Dieser ferne Orient kann sich schon seit längerer Zeit nicht mehr in der starren Abgeschlossenheit halten, die bei ihm zum System geworden war; das Abendland bricht mit Macht bei ihm ein und ruft Umwandelungen ins Leben, dergleichen man noch vor einem Menschenalter für unmöglich gehalten haben würde.

Vor nun sechs Jahren ist jener philosophische und aufgeklärte König gestorben, der lange Jahre Mönch in einem buddhistischen Kloster war und aus seiner Betzelle hervortrat, um den Thron zu besteigen, welchem er Ehre gemacht hat. Als gebildeter und verständiger Mann, frei von aller mönchischen Beschränktheit, begriff er vollkommen die großen Umwandelungen, welche in Ostasien begonnen hatten und die auch auf Siam einwirkten. Die Engländer waren Herren in Indien, sie hatten dem Kaiser von Birma die ganze Ostküste des Bengalischen Meerbusens abgenommen und sich dann auch das ganze Mündungsgebiet des Irawady, also die reiche und fruchtbare Landschaft Pegu, angeeignet. Die Zahl der Segelschiffe und Dampfer aus dem Abendlande steigerte sich mit jedem Jahre; sie erschienen in Menge auch im Menamstrome, an welchem Siams Hauptstadt Bangkok liegt. Gesandte europäischer Handelsmächte kamen, um Verträge abzuschließen; sie alle wurden artig, freundlich und zuvorkommend empfangen und erreichten ihren Zweck. Siam ist bisher der einzige Staat Hinterindiens geblieben, dessen Gebiet durch Uebergriffe der abendländischen Mächte nicht verkleinert worden ist. Zwar haben die auch im fernen Orient äußerst turbulent sich benehmenden Franzosen von Kambodscha aus, dessen König sie ein Protectorat aufgezwungen, allerlei Grenzstänkereien angezettelt, aber die ganze Lage der Dinge ist derart, daß sie wirkliche Uebergriffe gegen Siam sich nicht erlauben dürfen; dagegen würden andere Mächte wirksamen Einspruch erheben.

Auch Deutschland hat einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit Siam. Die Schiffe der preußischen Expedition nach Ostasien ankerten im November 1867 bei Bangkok; sie blieben bis Ende Januar des folgenden Jahres und Graf Eulenburg fand die beste Aufnahme. Bis 1851 war die siamesische Regierung den Europäern, nach alter Weise, abgeneigt; König Phrafat Thong, der 1826 den Thron bestiegen, ließ sich 1833 nur ungern zu einem Vertrag herbei, welchen die Engländer ihm aufdrängten; diese hatten ja das Nachbarreich Birma zerstückelt. In Siam wurden sie mit großer Ungunst behandelt, und als sie 1850 weitere Zugeständnisse zu erhalten suchten, wurden sie, gleich den Nordamerikanern, barsch abgewiesen.

Dann aber trat im April 1857, als Mongkut den Thron bestiegen, eine völlige Umwandelung ein. Der neue König stand in gereiftem Mannesalter; in langjähriger Beschäftigung mit europäischen Sprachen und Wissenschaften und im vertraueten Umgang mit Missionären hatte er nicht nur die Fremden achten gelernt, sondern auch begriffen, welchen Vortheil ihm ihre Gemeinschaft bringen möchte. Er erkannte mit hellem Blicke, daß der Handel durch Befreiung von Monopolen und Sicherung auf festen, gesetzlichen Grundlagen wachsen und gedeihen müsse. Nachdem noch 1850 der Engländer James Brooke (— der Radscha von Sarawak auf Borneo, ein großer und guter Mann —) gleich dem Nordamerikaner Ballestier barsch zurückgewiesen worden war, wurde 1855 Sir John Bowring mit allen dem Abgesandten der Königin Victoria gebührenden Ehren empfangen und vom König Mongkut als persönlicher Freund behandelt. Dem mit ihm abgeschlossenen Vertrage gemäß wurde den Engländern Schutz und freier Handelsverkehr im ganzen Reiche zugestanden, sie durften Grundstücke erwerben, die Zölle wurden ermäßigt und die Hafengebühren abgeschafft. Als britischer Consul war unser Landsmann Sir Robert Schomburgk thätig, aus dessen brieflichem Nachlaß wir vor mehreren Jahren eine Reihe von Schilderungen über Siam im „Globus“ mitgetheilt haben.

Nun kam auch aus Deutschland eine Gesandtschaft zu König Mongkut. Die „Arkona“ dampfte über die Barre des Menam, welcher auch für die größten Kriegsschiffe Tiefwasser genug hat. „Zuckerpflanzungen und heimliche Dörfer lagen im Uferdickicht ausgestreut; meist stehen die Häuser auf hohen Pfählen am Wasser, zu welchem Leitern hinabführen. Tausend Boote durchfurchten pfeilschnell den Strom, Fischerbarken und Dschonken trieben, Ebbe und Fluth benutzend, auf- oder abwärts. Das Abendlicht malte die reichen Pflanzengebilde in schärferen Gruppen; mächtige Tempeldächer, schlanke Spitzen und Thürmchen und gefiederte Palmenwipfel zeichneten in der kurzen Dämmerung die zierlichsten Silhouetten am hellglänzenden Himmel. Bunte Laternen und Pechfeuer markirten die langen Reihen der schwimmenden Häuser; am Ufer standen hohe Stangen und Leuchten zum Verscheuchen der bösen Geister. Vor dem Gesandtschaftshause war unter Ehrenpforten aus Palmen und Pisang die siamesische Dienerschaft mit Fackeln aufgestellt. Prinz Khroma luang selbst holte in seinem Boote den Gesandten vom Dampfer ab. Bald darauf saßen wir alle an einer reichbesetzten Tafel im Gesandtschaftshause zu Bangkok, der Stadt der wilden Oelbäume oder, wie sie in dem königlichen Archive heißt, des königlichen unüberwindlichen schönen Erzengels. Sie ist einer der merkwürdigsten Plätze auf Erden“ *).

Als Graf Eulenburg beim König Mongkut Audienz hatte, krochen und lagen in der Vorhalle und hinter den für die Europäer gestellten Stühlen vornehme Beamte, Hofleute und Trabanten umher; auf zwei Beinen bewegte sich nur eine Schaar anmuthiger Kinder von 4 bis 10 Jahren, des

---

*) Die preußische Expedition nach Ostasien. Nach amtlichen Quellen. Berlin 1873, Verlag der königl. geh. Oberhofbuchdruckerei, R. v. Decker, IV, S. 253. Der Verfasser, dem seine Arbeit in der That zu größter Ehre gereicht, ist A. Berg. Die beiden ersten Bände, deren wir häufig im „Globus“ zu erwähnen Gelegenheit nahmen, behandeln Japan, wo seitdem so viele, tief eingreifende Veränderungen stattgefunden haben; der wissenschaftliche Werth des Inhaltes ist aber dadurch nicht etwa vermindert worden; er giebt über Japan, wie dasselbe vor einem Jahrzehnt war, die besten Nachrichten. Der dritte Band schildert in ganz vortrefflicher Weise die Zustände Chinas, und mit wahrem Genügen haben wir insbesondere die Abschnitte über die Geschichte des Fremdenverkehrs und der Handelsbeziehungen, über die Taïpingrebellion und über den Opiumhandel gelesen. Im vierten Theile werden zunächst Tientsin und Peking anziehend geschildert; den Rest des Bandes nimmt eine anziehend geschriebene Darstellung der Verhältnisse Siams ein. Herr Berg hat die Literatur, namentlich auch die Werke des Paters Pallegoix und Bowring's benutzt, außerdem aber auch amtliche Quellen. Die Illustrationen sind eine wahre Zierde dieses Prachtwerkes, dem auch die nöthigen Karten nicht fehlen. Wer über die Verhältnisse der drei genannten Länder Ostasiens sich gründlich unterrichten will, muß dieses Buch studiren; er wird es mit Nutzen und Vergnügen thun und sich Herrn Berg zu großem Danke verpflichtet fühlen.

A.

Königs Sprossen. Damals waren es sechs und vierzig; mehrere wurden während der Anwesenheit der Deutschen geboren. Im sechszehnten Jahre verheirathet, hatte der König, ehe er 1825 Priester wurde, zwei Söhne, die nicht successionsfähig waren; erst 1857 nach der Thronbesteigung durfte er wieder Frauen nehmen. Während seines sechsundzwanzigjährigen Priesterthums lernte er Sanskrit, Pali, die Sprachen der abhängigen Nachbarstaaten, Lateinisch, Englisch, beschäftigte sich eifrig mit allen Religionen und philosophischen Systemen, welche jene Sprachen ihm erschlossen, und erwarb sich Kenntnisse in der Astronomie und Physik. Mit Leidenschaft Gelehrter und vielleicht der gelehrteste Buddhist seiner Zeit, hatte er doch alle Fehler des vielwissenden Autodidakten. Die Gewöhnung der despotischen Macht und die Ueberlegenheit über seine knechtische Umgebung übten merklichen Einfluß auf seinen Charakter. Den sittlichen Kern des Buddhismus, dem er ehrlich anhing, suchte er von den abergläubischen Lehren zu befreien, welche ihn bis zur Unkenntlichkeit entstellten, doch von abergläubischen Gebräuchen konnte (— oder mochte er, des Volkes wegen —) sich nicht lossagen. Als die nordamerikanischen Missionäre, mit denen er eine englische Bibel las, ihn in zudringlicher Weise bekehren wollten, wies er sie dafür derb zurecht und ab.

„Im Audienzsaale stand auf einer Plateform der altarähnliche Thron, und auf diesem saß der goldene König. Wir glaubten einen Goldgötzen zu sehen, ein Buddhabild wie sie in den Tempeln sitzen. Rechts und links lagen am Fuße des Thrones, durch Geländer halb versteckt, einige Frauen, Kinder und Waffenträger des Königs in malerischer Gruppirung; unten im Saale die Prinzen und Großen, die vornehmsten Siamesen, Chinesen, Parsis, Hindu, Birmanen, Peguaner, Malayen, Laos, Kambodschaner und Cochinchinesen. Die königlichen Prinzen auf seidene Kissen gestützt, mit Kopf und Händen am Boden, das Gesicht etwas seitwärts zum Throne aufblickend. Der Fußboden war dicht bedeckt mit diesen in die prächtigsten Stoffe gehüllten Gestalten. Nur in der Mitte lagen Polster für den Gesandten und seine Begleiter, denn Stehen in Gegenwart des Königs ist in Siam Majestätsverbrechen; alle Unterthanen, selbst die tributpflichtigen Fürsten müssen sich niederwerfen und auf allen Vieren kriechen; davon ist nur der zweite König befreit, aber keiner der Prinzen, Minister und Großen.“ (A. Berg. IV, S. 267.)

* * *

Verschwundene Herrlichkeit! Wir theilen das Vorstehende mit, um dem Leser die geeignete Stimmung für das zu geben, was wir hier folgen lassen. Es handelt sich um eine in Hinterindien und China unerhörte Revolution des hergebrachten, bisher für heilig erachteten, in der Anschauung des Volkes tief bewurzelten Hofceremoniels und an diese Beseitigung knüpfen sich obendrein wirkliche Landesreformen.

Mongkut's Sohn hat, gleich dem Mikado in Jeddo, mit alten Ueberlieferungen gebrochen; wir wissen daß der junge König eine sorgfältige Erziehung genoß. Vor ihm war kein Monarch von Siam außer Landes gegangen; dieser Jüngling aber unternahm 1871 eine weite Reise, zu dem ausgesprochenen Zwecke sich zu unterrichten. Er besuchte Batavia, Singapore, Calcutta, Bombay und es ist seine ausgesprochene Absicht späterhin auch nach Europa zu kommen. Er hat auf jener Reise etwas Praktisches gelernt; was beim Häuserbau nach europäischer Art zweckmäßig erscheint, ist angenommen, das für Land und Klima angemessene beibehalten worden. Ein Gleiches gilt von der Kleidung, welche man den Europäern jedoch nicht sklavisch nachahmt; die Siamesen haben sich auch mancherlei europäisches Geräth angeeignet, ebenso mancherlei Speisen und sie trinken Wein.

Doch das sind nur kleine, äußerliche Dinge und ohne großen Belang. Von Wichtigkeit ist hingegen diesmal die Krönung des Königs gewesen. Sie war die zweite; die erste fand vor sechs Jahren nach dem Ableben seines Vaters statt, als jener ein Knabe von erst 13 Jahren war, also minderjährig. Während ein Regent die Staatsgeschäfte leitete, war der König nach landesüblichem Brauch eine Zeitlang ins Kloster gegangen, wo er alle Novizendienste verrichtete und wo ihm die Regentenpflichten eingeschärft wurden. Als er nun im November 1873 großjährig geworden war, fand am 16. jenes Monats die zweite, eigentliche, Krönung statt; 101 Kanonenschüsse verkündeten die Feierlichkeit, welche in einem Berichte der „Mail“ ausführlich beschrieben worden ist.

Um zehn Uhr Morgens bestieg der König in vollem Ornate den Thron; in der Halle waren fast alle europäischen Völker vertreten. Sofort verlas er einen Befehl, durch welchen verboten wird, daß man sich vor einem höher Gestellten zu Boden werfe. Wir haben weiter oben angedeutet, daß bisher Niemand vor dem Könige stehen durfte und daß auch die höchsten Würdenträger sich vor ihm niederwerfen mußten. Ein Edelmann von niederm Range mußte sich vor einem höhern Ranges auf die Erde niederlassen und in dieser Position verharren, gleichviel wie lange die Unterredung dauerte. Der König nun spricht es als seine Ueberzeugung aus, daß es kein Gedeihen und keine Wohlfahrt in einem Lande geben könne, wo ein so knechtischer Gebrauch herrsche; er wünsche, daß ein Mensch mit dem andern auf dem Fuße der Gleichheit verkehre und auch der ärmste Unterthan im Reiche überzeugt sein könne, daß ihm ebensowohl wie dem Reichsten volle Gerechtigkeit werde.

Während der König sein Decret verlas, blieben die Siamesen, deren etwa vierhundert zugegen waren, am Boden liegen; als aber die letzten Worte gesprochen worden waren, standen sie gleichzeitig auf und verneigten sich vor ihrem Monarchen in europäischer Weise. Nur mit Mühe fanden sie sich in ihre neue Stellung hinein.

Sodann hielt der Regent eine Anrede an den König, welchen er lobte, dem er aber nicht im Mindesten schmeichelte. Derselbe habe einen vorurtheilsfreien Geist; obwohl noch jung, habe er sich doch nicht durch Schmeichler auf Abwege lenken lassen. Junge Männer lassen sich durch Herzenserregungen leicht verlocken; aber es müsse Seiner Majestät in Wahrheit nachgerühmt werden, daß er seine Neigungen zu controliren verstanden habe. Im Namen des Adels und des Volkes bringe er, der bisherige Regent, dem Könige Dank dar, einmal dafür, daß er das Niederwerfen abgeschafft habe, sodann für manche nützliche Arbeiten, welche der König auf eigenen Antrieb habe ausführen lassen. Der lange Canal ist auf seine Kosten gegraben worden, nicht durch Frohnarbeiter, sondern durch Leute, welche der König während seiner Minderjährigkeit aus seiner eigenen Tasche bezahlt hat. — Darauf brachten die Consuln ihre Glückwünsche dar und nachher zog sich der König zurück, während mit Muscheltrompeten, Gongs, Hörnern und vielerlei anderen Instrumenten ein Höllenlärm verübt wurde.

Abends war Empfang beim König in einer neuen prachtvoll hergerichteten Halle. Der englische Consul war unhöflich genug, den König, welchem er als der älteste unter seinen Collegen zuerst vorgestellt werden sollte, länger als eine Stunde vergeblich warten zu lassen; als er auch dann noch nicht erschien, nahm die Ceremonie ihren Fortgang ohne Herrn John Bull. Der König aber zeigte sich in der Unterhaltung mit den Fremden und überhaupt in

seinem ganzen Benehmen so intelligent und liebenswürdig, daß er den besten Eindruck machte. Jedenfalls sind die Manieren dieses Asiaten und Heiden besser und feiner als jene des christlichen Insulaners aus Albion.

Zum Schlusse möge bemerkt werden, daß schon jetzt viele wohlhabende Siamesen Söhne nach England oder nach europäischen Besitzungen im Archipelagus schicken, damit sie europäische Erziehung erhalten.

Aus allen Erdtheilen.

Blüthe des deutschen Handels in Ostafrika.

Hier sowohl wie in der Südsee, in Ostasien, Mexico und der ganzen Westküste Amerikas sehen die Engländer nicht ohne Eifersucht, daß Großhandel und Schifffahrt unserer Landsleute eine immer größere Ausdehnung gewinnen, was mit jenem Englands in solchem Maße keineswegs der Fall ist. Als vor nun funfzehn Jahren Burton mit Speke von Sansibar aus seine Entdeckungsreise nach dem Tanganyika-See antrat, fand er zu seiner Ueberraschung, daß dort der Handel mit Kopal, Elfenbein, Goldstaub, Kauris 2c. sich vorzugsweise in den Händen von Hamburger Häusern befand, und das versetzte ihn in eine üble Laune, welcher er auch Ausdruck gegeben hat. Es steckt einmal im Engländer, daß er auf den Handelsbetrieb in fremden Erdtheilen vorzugsweise ein Anrecht zu haben glaubt, und daß andere Handelsvölker ihm gewissermaßen als Eindringlinge erscheinen. Seit Burton in Ostafrika war, hat der deutsche Handel dort sich noch bedeutend gehoben, und die Bemühungen Richard Brenner's sind auch für die Schweizer und Oesterreicher nicht ohne Erfolg geblieben. In der ersten Woche des Januar hat der oft genannte Sir Bartle Frere, ehemals Gouverneur von Bombay, in Glasgow zwei Vorträge über seine bekannte Sendung nach Sansibar gehalten, in welchen er über Livingstone und die Verhältnisse der Ostküste im Allgemeinen sprach. Er begann seine Rede mit einer Betrachtung über die deutschen Kaufleute, welche er den Engländern und Schottländern als Muster aufstellte. „Während meiner jüngsten Reise fand ich unter meinen alten schottischen und englischen Bekannten allgemein die Ueberzeugung, daß die Deutschen im Handel eine eben so formidable Nation geworden seien wie sie im Kriege sind. Ich glaube, Sie versichern zu dürfen, daß diese anerkannte und wachsende Macht Deutschlands als einer Handelsmacht mit bedingt wird und in innigster Verbindung steht mit der bewundernswürdigen Schulerziehung, welcher ein großer Theil der Deutschen sich erfreut. Ich möchte Ihnen zu Gemüthe führen, daß selbst in Schottland, wo man sich doch rühmen kann, in Schulbildung weiter zu sein als die übrigen Landestheile der britischen Inseln, wir doch noch weit zurückstehen hinter dem, was in vielen Gegenden Deutschlands erreicht worden ist. Junge, für die kaufmännische Laufbahn bestimmte Leute, welche in die Welt und nach anderen Erdtheilen gehen, sprechen und schreiben grammatisch wenigstens eine fremde Sprache, verstehen durchschnittlich mehrere derselben und Viele haben Lateinisch, wohl auch Griechisch gelernt. Dazu haben sie Unterricht genossen in Geschichte, Physik, Naturwissenschaften; Viele sind auch musikalisch, überhaupt gebildete Leute und ganz geeignet, sich und ihren Bekannten die Zeit angenehm zu vertreiben. Dazu kommt, daß diese wohlerzogenen und gut unterrichteten jungen Männer mäßig leben, genau im Geschäft, arbeitsam und durchaus zuverlässig sind." Ein solches Lob von einem solchen Manne können sich unsere Kaufleute schon gefallen lassen.

Krieg der Engländer mit den Daflas am Himalaya.

In dem Grenzbezirke von Assam haben die Engländer selten völlige Ruhe; fast in jedem Jahre liegen sie in Fehde mit dem einen oder andern Gebirgsstamme; so z. B. gegenwärtig an der Nordostgrenze mit den Daflas, über welche wir bisher nichts wußten. Diese machen häufig Raubeinfälle auf britisches Gebiet und schleppen Menschen in die Gefangenschaft, also in die Sklaverei. Man drang vergeblich bei diesem wilden Bergvolke auf Herausgabe, und als diese verweigert wurde, mußte die Regierung einschreiten. Anfangs versuchte man die Daflas förmlich zu blockiren, das aber half gar nichts; nun sollen die Truppen in das Waldgebirge einrücken und zunächst sind 1000 Sipahis an die Grenze vorgerückt, wo sie bei Gopur im Tedschpurbezirke, etwa 16 Miles von Gomirs Ghat am Brahmaputra ihren Lagerplatz haben. Hier sollen zwei Dampfer auf Station bleiben und die Soldaten mit allem Nöthigen versorgen. Das hat jedoch in einer so dünn bevölkerten, dicht bewaldeten Gegend seine Schwierigkeiten. Aber die Wilden sollen gezüchtigt werden, damit sie fernerhin nicht Raubzüge unternehmen. Es scheint sich hier um Grenzstreitigkeiten zu handeln; die Daflas glauben sich beeinträchtigt und verkürzt, indem sie die Gegend zwischen Radschgarh und dem Fuße der tibetanischen Gebirge als ihr Gebiet von jeher in Anspruch genommen haben, — „eine bewaldete Landstrecke, welche sich zum Anbau des Thees vortrefflich eignet." Das Gebirgsland der Daflas bildet einen Theil der Vorberge des Himalaya und zwischen den Waldungen liegen manche gelichtete und bebauete Strecken. Das Volk scheint mit den ihm benachbarten Bhutias (— welche von tibetanischer Race sind —) verwandt zu sein, ist aber schlanker gewachsen und hat hellere Hautfarbe. Die Männer tragen Kilts und binden das Haar in einen dicken Knoten auf dem Vorderkopfe zusammen; dazu haben sie eine buntfarbige Kopfbedeckung. Die Frauen tättowiren Gesicht und Arme; sie verspinnen die Baumwolle, welche von den Männern gebaut wird. Hauptwaffe ist der Bogen mit vergifteten Pfeilen; einige westliche Stämme führen aber auch Musketen, welche sie von englischen Kaufleuten eingehandelt haben. Die Dörfer liegen auf steilen Abhängen und Hügeln, sind von dichtem Wald umgeben und für einen Feind nur schwer zugänglich. Die Dauer des Krieges wird davon abhängen, ob die Daflas von anderen Bergvölkern Unterstützung erhalten.

Von den Fidschi-Inseln.

Allem Anschein zufolge ist nun endlich dem abscheulichen Menschenraub in der Südsee doch einigermaßen gesteuert worden. Zwar hat man leider die gefangenen und nach Sydney zur Aburtheilung gebrachten Piraten, welche das Menschenstehlen handwerksmäßig und mit scheußlicher Barbarei betrieben, nicht an den Galgen gehängt, aber britische Kreuzer sind doch thätig und bringen obendrein viele in die Sklaverei geschleppte Insulaner in ihre Heimath zurück. Die Besitzer der Zuckerplantagen auf den Fidschi-Inseln haben den Menschenräubern großen Vorschub geleistet. Von uns wurde früher mehrfach nachgewiesen, daß dort sehr viele europäische und australische Abenteurer sich sehr miserabel betragen, sich gegen die Landesgesetze auflehnen und dem Könige Thakombau offen Trotz bieten. Ihr nichtsnutziges, rebellisches Benehmen war so unverschämt geworden, daß der britische Marinecapitän Simmonds vom Kriegsschiffe „Blanche" ein kräftiges Einschreiten für nothwendig hielt. Er erklärte, daß er jeden britischen Unterthan, welcher sich gegen die Gesetze auflehne, einfangen lassen und

gefangen halten werde. Die Dinge waren, wie der zu Melbourne erscheinende „Argus" nachweist, weit genug gediehen. König Thakombau (oder Kakobau, wie er auch geschrieben wird) und dessen Rathgeber erklärten: Wenn Simmons nicht Wandel schaffe, werde man die Regierung in seine Hände legen, abdanken, die Fidschiflagge streichen, Soldaten und Polizei entlassen und eine protestirende Denkschrift an den Kaiser von Deutschland und an die Vereinigten Staaten von Nordamerika schicken, also an zwei Großmächte, von welchen der Staat Fidschi anerkannt worden sei.

Ueber die Lage der polynesischen Arbeiter auf diesen Inseln bringt der „Argus" einen ausführlichen Bericht, dem wir Einiges entlehnen. Nachdem sie eine Zeitlang auf den Plantagen gearbeitet haben, verlieren sie Manches von ihrer Wildheit. Als das Regierungsschiff „Alacrity" die von dem Menschenräuberfahrzeuge „Carl" nach Fidschi verkauften Insulaner nach ihrer Heimath zurückbrachte, „waren sie von ihren daheim gebliebenen Landsleuten so weit verschieden wie ein zahmes Thier von einem wilden." Durch die Berührung mit Europäern verlieren die importirten Arbeiter viel von ihrem Stumpfsinn schon deshalb, weil sie Mancherlei sehen, wovon sie früher gar keinen Begriff hatten; sie werden aufgeweckter und nehmen das eine oder andere Neue an. Nicht wenige kamen als Cannibalen der wildesten Art; viele wußten vorher nicht, was ein Haus war, denn auf den sogenannten Linie- (Aequatorial-) Inseln bestehen die Wohnungen lediglich aus einem Schuppen, der keine Wände hat. Importirte Arbeiter sind mehr als einmal über Fidschileute hergefallen und haben sie aufgefressen. Manche zeigen sich ganz intelligent und begreifen recht gut, nachdem sie mit weißen Leuten in Berührung gekommen sind. So hat das Handelshaus Brauer und Joske in Suwa-Harbour einen ihrer Skuner durchaus mit Schwarzen von den Salomonsinseln bemannt und sie haben sein Vertrauen niemals getäuscht. Herr Brauer hat einen zehnjährigen Salomonsinsulaner nach Albury in Australien zugleich mit seinem eigenen Sohne in die Schule geschickt und der schwarze Knabe konnte nach Verlauf eines halben Jahres einen kleinen Brief schreiben. (— Schwarze Kinder begreifen schnell, aber nachdem die Pubertät eingetreten ist, bleiben sie so ziemlich stehen; die Weiterentwickelung geht nur bis zu einer gewissen Grenze. —) Manche haben nie zuvor eine Hacke oder einen Spaten gesehen, denn Ackerbau war ihnen völlig unbekannt. Als Köche sind sie insgemein sehr anstellig, lernen bald europäische Speisen kochen, und auf Lewuka werden viele als Hausdiener und Aufwärter verwandt. Ein Wilder, der sich an Gehorchen gewöhnt hat und rechtzeitig die Teller zu wechseln versteht, hat offenbar Fortschritte gemacht, und steht sich besser als in seiner Heimath, wo in jedem Augenblicke der Häuptling ihn seiner Habe berauben kann. Wenn sie gut behandelt werden, bleiben sie gern, für schlechte Behandlung nehmen sie Rache. So schlugen sie z. B. den Pflanzer Underwood todt, weil derselbe sie über die ausbedungene Zeit festhalten wollte; man schaffte sie dann nach ihrer Heimath, den Neuen Hebriden, zurück. Alle ohne Ausnahme beklagen sich, daß man ihnen auf den Plantagen zu viel aufbürde und daß die Aufseher den ganzen Tag kusa, kusa, d. h. rasch, rasch! rufen.

* * *

— Aus dem Lande der Aschantis. Das Nachstehende entlehnen wir einem Briefe, welchen ein englischer Offizier an seinen Bruder in London geschrieben hat. — Ich erhielt, sagt er, mitten in der Nacht Befehl, sofort auf Recognoscirung zu gehen, sprang von meinem Lager auf und fort ging es. Ich ließ mich von vier wilden Wilden (wild savages) in einer Hängematte tragen, bei Mondenschein, auf engem Pfade, durch dichtes Waldgestrüpp, durch Sümpfe, steile Abhänge hinunter; zwei andere Wilde trugen mein Gepäck. Dann und wann hatte ich einen hübschen Ausblick, das helle Mondlicht fiel in einzelnen Lichtungen auf Bananen und schlanke Kokospalmen; bald nachher aber erschien der Wald so dicht, daß Alles ganz finster war. Dann erhoben die Leute ein entsetzliches Geschrei, theils um einander Muth zu machen, theils um die wilden Thiere zu verscheuchen, welche auf allen Seiten heulten und brüllten. — Aber sage mir nur ja kein Mensch ein Wort zu Gunsten dieser Neger in Westafrika; ich hoffe nie wieder das Mißgeschick zu erleben, mit so durch und durch nichtsnutzigen und verächtlichen Creaturen zu thun zu haben. Allgemein hört man hier die Klage, daß wir wegen solcher Schweine in einen Krieg verwickelt worden sind. Wir hausen in Bambushütten, in welchen die Luft freien Zugang hat; sie sind recht nett und kühl, nur darf es nicht regnen und es regnet zuweilen ganz schrecklich. Alles, was von Stahl oder Eisen ist, wird in einer Woche unbrauchbar, wenn man es nicht gut einölt, der Tabacl verfault. Ich fange an etwas Fanti zu sprechen und kann mich mit meinen Trägern verständigen; der eine führt den Namen „Sein Magen", der andere wird „Dinstags John" genannt. Viele von uns haben durch Krankheit gelitten, ich meinestheils bin gesund. Ich möchte diesen Krieg nicht missen, will aber froh sein, wenn er vorüber ist. Wir hoffen sicher im April (an der Küste) zurück zu sein.

— Consul Kirk in Sansibar, dessen Name bei Gelegenheit der Expedition Livingstone's so häufig genannt wurde, und der sein schwieriges Amt mit Eifer und Umsicht versehen hat, ist abgetreten; sein Nachfolger ist Pridoux. — Die Anglicaner in Indien finden es abscheulich, daß ein Engländer, obendrein ein Regierungsbeamter Namens Melville, Mohammedaner geworden ist; — die Hindus ihrerseits sind in hohem Grade empört, daß eine Brahminenfrau, die seit elf Jahren Wittwe ist, in den Zeitungen bekannt macht, daß sie den Wunsch habe, sich wieder zu verheirathen. — Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß es mit den Panthays in Yünnan bis auf Weiteres vorbei ist. Tasacone, der nach dem Tode Sultan Soliman's ihr Oberhaupt war, hatte sich nach einem Dorfe nordwestlich von Momein geflüchtet, wo er mit dem Reste seiner Krieger im November von den chinesischen Truppen eingeschlossen war. — Der Vicekönig von Indien hielt im November einen großen Derbar in Audh, auf welchem der Beherrscher von Nipal, Dscheng (Jung) Bahadur, nicht erschien, weil man ihm kund gethan hatte, daß sein zahlreiches Gefolge, in Anbetracht der knappen Getreidevorräthe und der drohenden Hungersnoth, zu viel an Lebensmitteln verzehren würde. Der Radscha erklärte darauf, daß er dennoch erscheinen, aber nur ein ganz kleines Gefolge mitbringen werde. Als jedoch seine nicht weniger als dreihundert zählenden Frauen davon erfuhren, entstand ungeheure Bewegung unter ihnen; sie erschienen alle zumal vor ihrem Gemahl, Herrn und Gebieter und erklärten ihm, daß er nicht gehen dürfe, falls er sie nicht alle mitnehme. Also blieb Dscheng Bahadur in seiner Hauptstadt Katmandu; den Krieg gegen seine dreihundert Frauen aufzunehmen wagte er, so unumschränkt er auch ist, doch nicht.

— Toronto, die Hauptstadt von Obercanada, ist nun durch eine Eisenbahn mit dem Huronsee verbunden; diese hat ihren Endpunkt in Owen Sound, einer neugegründeten Stadt an der Georgian Bay.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXV. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. 1874.

Unter den Laosvölkern am obern Mekong.

II.

Krieg der Siamesen gegen den König von Vien schan. — Zerstörung der Hauptstadt. — Königspalast und Tempelruinen. — Im Wat Si Saket.

Die Ueberreste der Königsstadt Vien schan liegen in einem dichten Walde und man kann auf verschiedenen Pfaden zu denselben gelangen; der breiteste derselben führt auf den Palast zu, dessen Dimensionen noch jetzt sehr wohl zu erkennen sind. Dauerhafte Baustoffe waren zu demselben nicht verwandt worden, sondern nur Ziegelsteine und Holz; die Höfe haben ein Pflaster von Cement, mit welchem auch die Wände und Treppen bekleidet sind. Der Gesammteindruck ist gut, der Charakter des Baues zierlich und mit Ornamenten ist man nicht sparsam gewesen; die hölzernen Säulen hatten Schnitzwerk und man sieht noch Spuren von Vergoldung.

Seit Zerstörung dieser Stadt durch die Siamesen ist noch kein halbes Jahrhundert verflossen und schon heute ist sie unbewohnbar. Nach dem Siege wurde ein großer Theil eingeäschert und viele Einwohner schleppte man als Sklaven fort. Vien schan hatte Mauern und Bastionen, war auch mit einem sehr breiten Graben umzogen und konnte den Strom als Vertheidigungslinie benutzen, aber es unterlag trotzdem rasch, weil König Anu nicht auf einen ernstlichen Kampf vorbereitet war. Um das Jahr 1825 war er nach Bangkok gegangen, um als Vasall dem Könige von Siam seine Huldigung darzubringen; man hatte ihn am Hofe sehr zuvorkommend behandelt. Als er dann nach Vien schan zurückgekehrt war, gerieth er in Irrungen und Zwist mit den siamesischen Mandarinen, welche die Grenze zu beaufsichtigen hatten. Dieselben erhoben von den Laoskaufleuten übermäßig hohe Zölle und drückten den Handel. Darüber beschwerte sich König Anu in Bangkok; als er dort kein Gehör fand, griff er zu den Waffen um jene Mandarinen zu Paaren zu treiben. Das wurde dann als Ausbruch einer seit langer Zeit insgeheim vorbereiteten Rebellion hingestellt, ganz Siam gerieth in Bewegung, gegen das letzte noch übrig gebliebene laotische Königreich wurden zahlreiche Heerschaaren ins Feld geführt und man nahm die Sache so ernst, daß alle fünf siamesischen Grenzbezirke, die zusammen kaum 150,000 Bewohner zählten, 19,000 Krieger zu stellen hatten. Der Vorsteher des Bezirks Xieng Mai, wurde vom König Anu aufgefordert, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen und dem Laosvolke die alte Unabhängigkeit wieder zu erringen, aber der Seña, d. h. der Rath der Mandarinen, von Xieng Mai widerrieth einen so kühnen Schritt und Anu blieb auf seine eigenen Hülfsmittel beschränkt.

Der Praya Mitop oder „siamesische Feldherr“, welcher gegen denselben heranzog, war ein ausgezeichneter Krieger aber ein grausamer und gewaltthätiger Mann, von welchem noch jetzt die Leute mit Schrecken reden; er trieb die Besiegten unter Schuppen, welche er dann in Brand stecken



Pagoden im Walde von Vien schan.

ließ; viele andere wurden ohne Erbarmen niedergemetzelt; von denen, welche er außer Land schleppen ließ, starben viele unterwegs; die übrig gebliebenen wurden als Sklaven an siamesische Edelleute vertheilt. Der deutsche Missionär Gützlaff, welcher im Jahre 1830 in Bangkok solche dort internirten Laoshäuptlinge besuchte, die sich gleich zu Anfang des Krieges unterworfen hatten und denen deshalb das Leben geschenkt worden war, fand diese Fürsten in einer Pagode am Menam; Anu jedoch, den besiegten König von Vien schan, hatte man in einen Käfich gesperrt, in welchem er dann auch bald sein Leben beschlossen hat. Seinem Sohne war die Flucht gelungen; er wurde verfolgt und in einer Pagode aufgefunden. Voll Verzweiflung hatte er sich dann vom Dache derselben herabgestürzt und auf diese Art seinen Tod gefunden. Um ein- für allemal jedem Aufstande vorzubeugen, wurde die Bevölkerung des Königreichs Vien schan planmäßig zerstreut und man holte andere Laos vom rechten Ufer des Stromes herüber, welche sich in den verlassenen Ortschaften ansiedeln mußten.

Der Königspalast hat zwar viel gelitten, die Dächer sind eingebrochen, die meisten Säulen angekohlt, aber er ist doch das einzige Gebäude, von dem man sich noch eine deutliche Vorstellung machen kann, weil die dicken Mauerwände noch stehen und die mit Mörtel gepflasterten Höfe und Treppen ein Ueberwuchern der Pflanzen nicht gestatten. Sonst überall sieht man nur Trümmerhaufen, die mit Gestrüpp und Bäumen bewachsen sind. Die Pagoden stehen noch, aber sie sind von den Priestern verlassen; sie wurden aus denselben Baustoffen aufgeführt wie der Palast und so hat die Ungunst der Witterung auch an ihnen schon Vieles zerstört. Die tropische Vegetation, welche sich ja überall so reich und übermächtig entfaltet, verleiht diesen geweiheten Stätten den trügerischen Schein eines gewissen Alterthums; überall bedecken hohe Gräser und Sträucher den Boden, Kletterpflanzen ranken sich an den Säulen empor und manche Bäume überragen die Pagoden. Unsere Illustration giebt davon eine getreue Vorstellung.



Im Wat Si Saket.

Der Wat Pha Keo war des Königs Pagode. Der hölzerne Giebel zeigt feines, prächtiges Schnitzwerk und ist ausgelegt mit funkelnden Glasplatten, welche Siamesen und Laos so gern anbringen, um den Vergoldungen einen höhern Glanz zu geben. Dieser Tempel ist schon ganz und gar von Grün umwuchert, an den Säulen, welche das halbeingefallene Dach stützen, war Gold in verschwenderischer Menge angebracht und alle Theile des Denkmals haben byzantinische Ornamentirung. Die vielen Pagoden in Vien schan haben ohne Zweifel einst einen großartigen Anblick gewährt; das Königreich Lan Sang war in ganz Hinterindien berühmt. Nun ist alle Herrlichkeit dahin. Früher stand im Wat Pha Keo eine hochberühmte Buddhastatue, deren Alter bis ins Jahr 43 vor Christus hinaufgereicht haben soll, aber auch andere hatten oder haben noch Buddhastatuen, die weit und breit im Rufe standen.

Etwas nördlich von Wat Pha Keo liegt mitten im Walde eine kleinere Pagode, die noch fast gänzlich unversehrt geblieben ist, der Wat Si Saket. Beim Eintreten

erblickt man sofort eine Menge kleiner Buddhabilder in vergoldeten Nischen, welche in den Wänden von oben bis unten angebracht sind. Diese seltsame Ornamentirung erinnert an die Terrassen am Boro Bodor, diesem berühmten buddhistischen Monument auf Java. Vor dem Altar steht ein hölzerner Leuchter von origineller Gestalt. Die Schnitzereien an demselben sind ganz außerordentlich fein. Einige Schritte von der Pagode steht das Gebäude der Bibliothek,



Hölzerne Leuchter im Wat Si Saket.

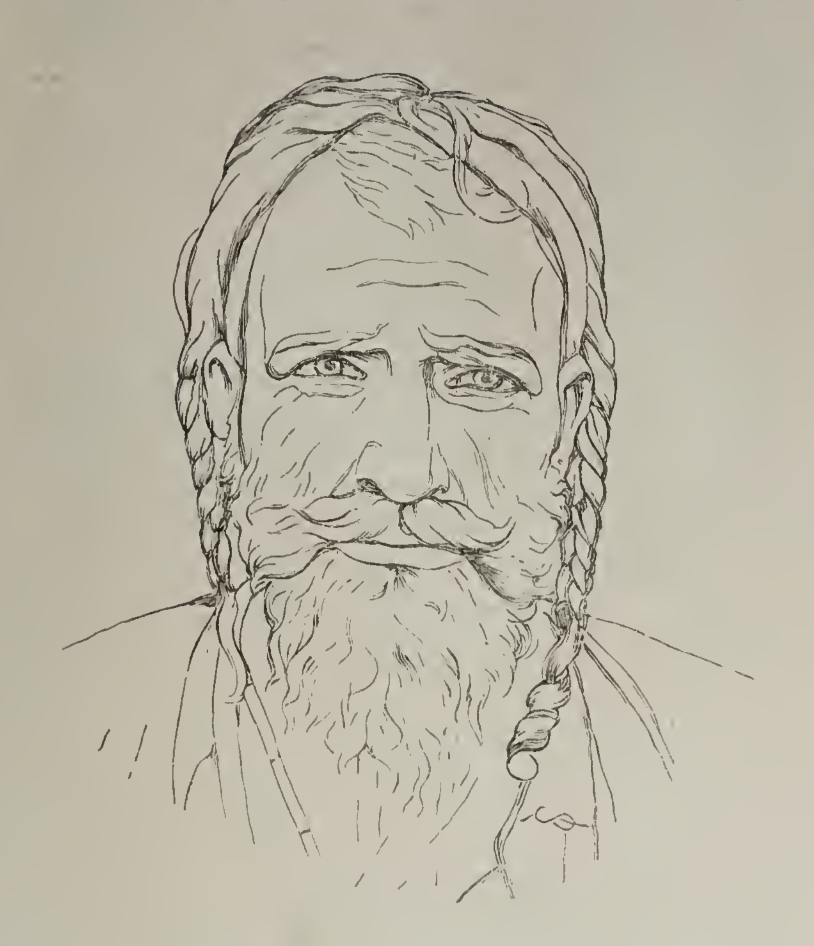
die bei keinem Tempel in Laos fehlen darf; dasselbe war schon theilweise verfallen. Die Mitglieder der Expedition kletterten an den wurmstichigen Säulen empor, auf welche der Boden dieses wissenschaftlichen Tabernakels gelegt war; sie fanden, daß manche der heiligen Bücher umherlagen, jeder nahm einige derselben an sich, verbarg sie aber wohl, damit die Eingeborenen keinen Anstoß an dieser Entfremdung nehmen sollten.

Die heutigen Bewohner Palästinas.

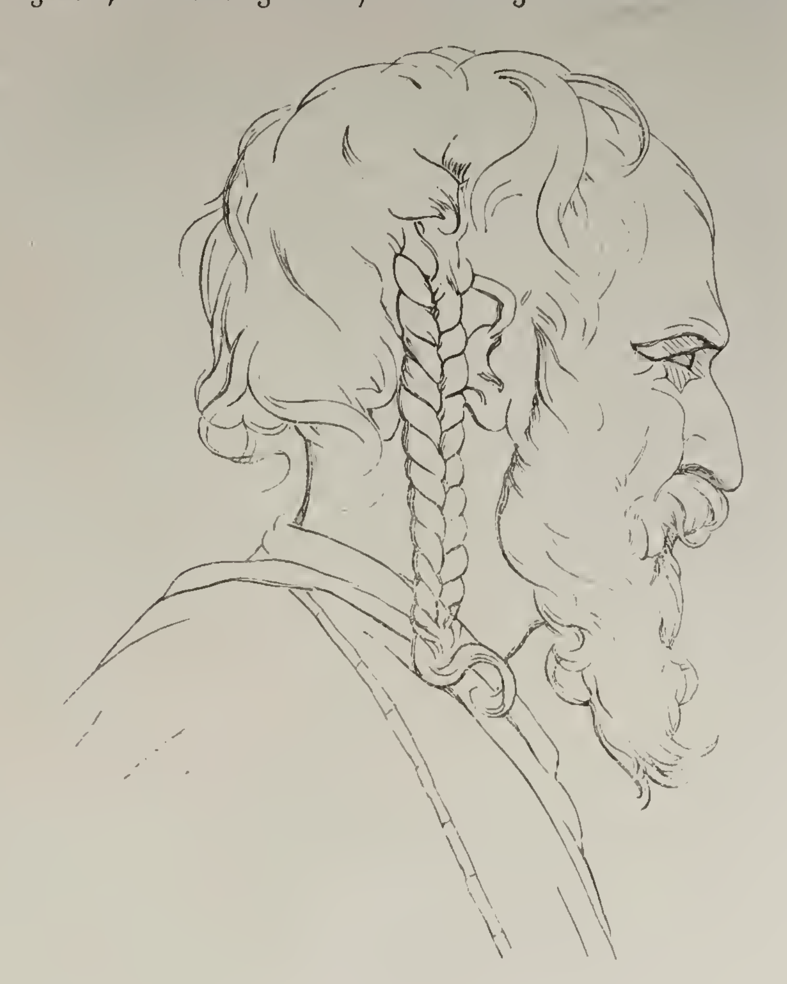
Ueber das gelobte Land sind viele Völkerstürme dahingebraust; aber so oft auch Nationen in der Herrschaft desselben wechselten, so blieb doch die Grundlage der Bevölkerung überwiegend stets eine semitische und die nichtsemitischen Stämme, die vorübergehend hier herrschten, sind von den Semiten aufgeschlürft worden, so daß von ihnen heute in Canaan nur geringe Spuren gefunden werden. Semitisch waren die Amoriter, die vor den Juden einen großen Theil des Landes inne hatten; semitisch waren die Assyrier, welche das Reich Israel vernichteten. Perser, Macedonier, Römer geboten wohl hier, waren aber nicht in so großer Anzahl vorhanden um der Bevölkerung ein arisches Gepräge aufzudrücken, und wurde auch das Judenthum unter der fast 600 Jahre währenden römischen Herrschaft durch das fremde Heidenthum verdrängt und später durch das Christenthum ersetzt, so blieb doch die semitische Grundlage, die durch das erobernde Vordringen der Araber unter dem Chalifen Omar nur aufgefrischt werden konnte. Die Kreuzzüge mit ihrem Gefolge abendländischer Menschen blieben Episode und der Einfluß, den die Glaubensritter auf die Constituirung der Bevölkerung ausübten, war gleich Null. Darum ist es auch nicht zu verwundern, daß man heute in Palästina, abgesehen von den vielfach gemischten Städten, eine rein semitische Bevölkerung antrifft, die in ihrem Aeußern kaum von jener abweichen mag, welche im 15. Jahrh. v. Chr. unter Josua das gelobte Land eroberte.

Wir werden zu diesen Bemerkungen veranlaßt durch einen Aufsatz von Dr. Paul Langerhans im „Archiv für An-

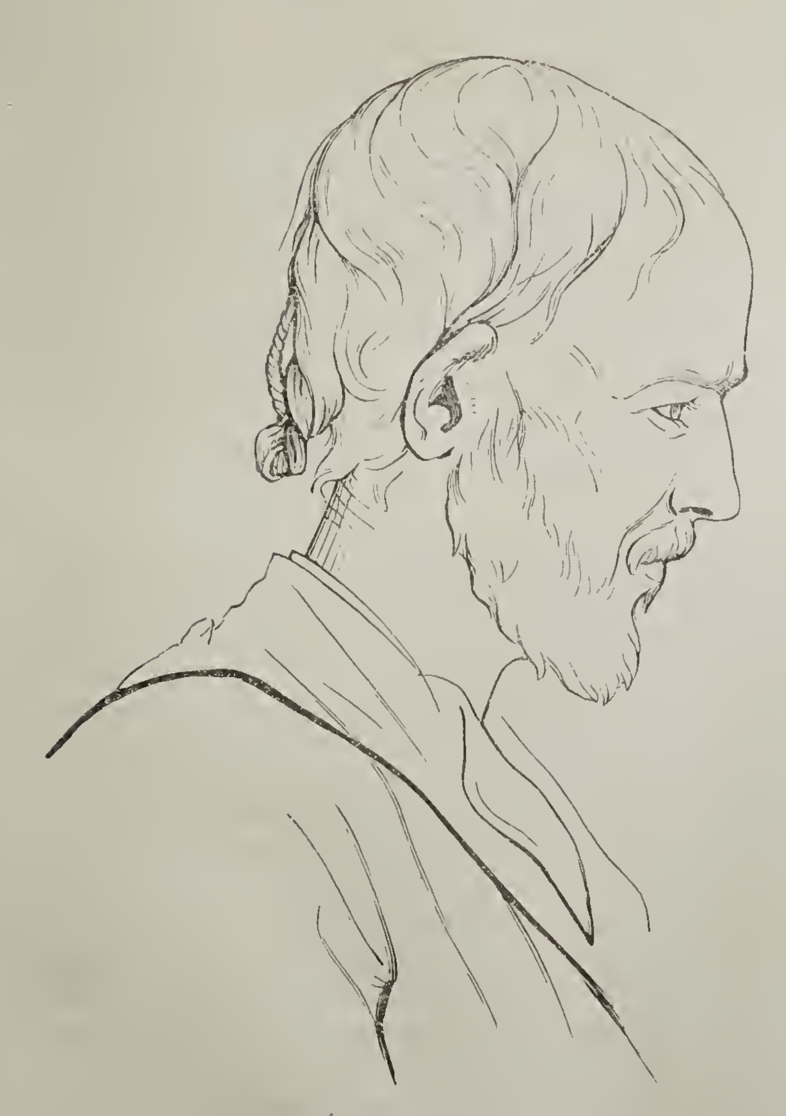
thropologie“ (Bd. VI, S. 39 u. 201), welcher die heutigen Bewohner des heiligen Landes nach ihrer anthropologischen Seite hin schildert; sie ist von interessanten Typenabbildungen begleitet, deren einige wir hier wieder geben wollen. Man



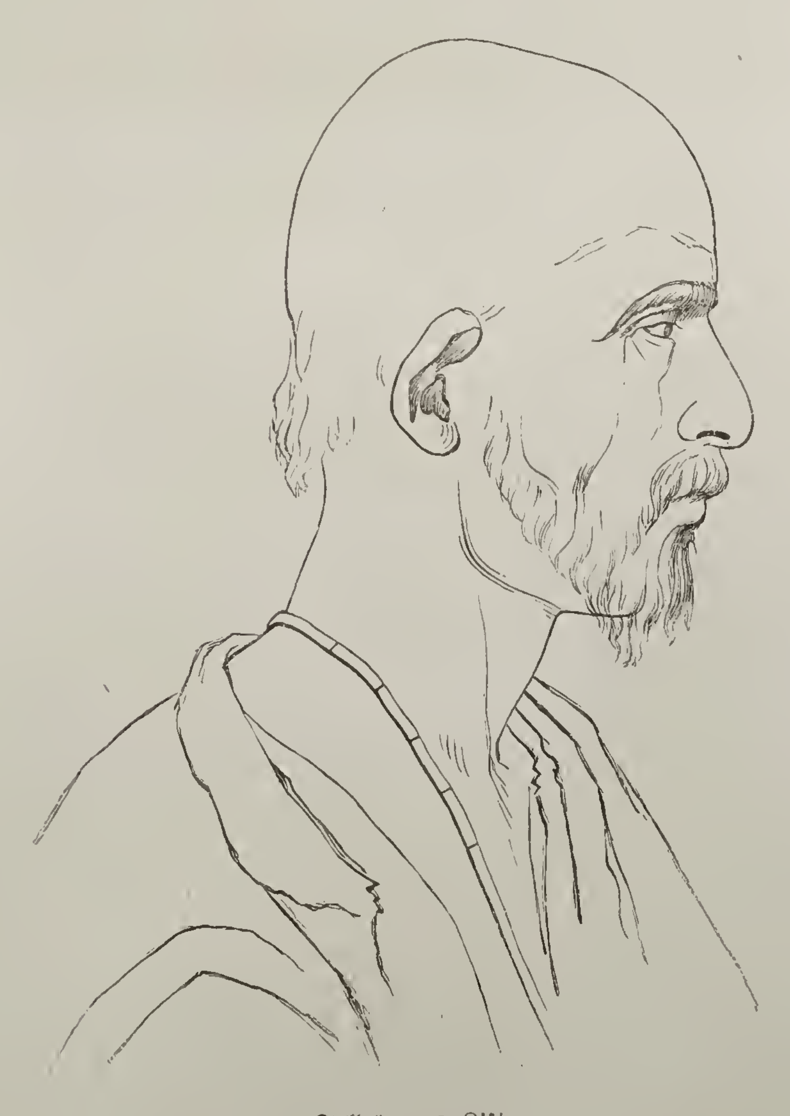
Haza, Aduan-Beduine.



Haza, Aduan-Beduine.



Ibn Mahmud von Abudis.



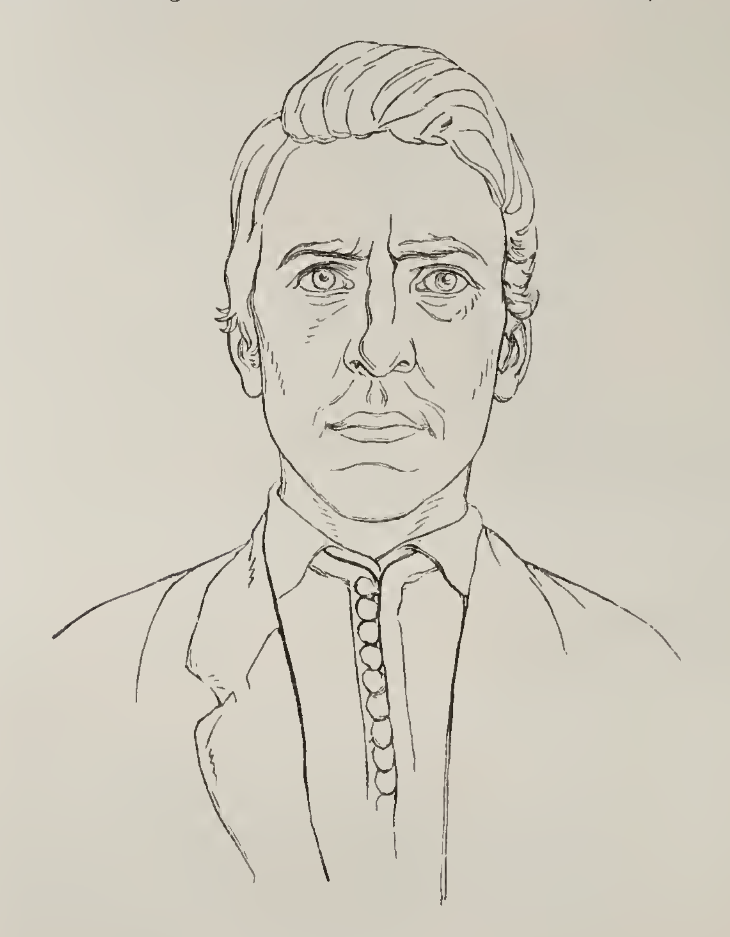
Fellah aus Lifta.

erkennt aus diesen sorgsamen Zeichnungen, die nach Photographien von Dr. Langerhans angefertigt sind, den Semiten auf den ersten Blick und es möchte schwer sein viele dieser Beduinen oder Bauern Palästinas von den kaftanbekleideten,

langlockigen Söhnen Israels zu unterscheiden, die im Osten unseres Erdtheils so eminente Belege für das Beständige in den Menschenracen sind.

Herr Dr. Langerhans bereiste Palästina, namentlich auch die Länder im Osten des Jordan, im Gefolge Prof. Heinrich Kiepert's und brachte außer seinen Photographien — deren Aufnahme dem Korangesetze zuwider keinerlei Schwierigkeiten verursachte — auch eine Anzahl Schädel aus Massengräbern mit heim. Die Städter, als zu sehr gemischt, ließ er außer Acht, dagegen befaßte er sich eingehend mit den nomadisirenden Beduinen und den ansässigen Fellahs (Bauern). Beide sind jedoch eines Stammes, sprechen eine und dieselbe Sprache, die arabische, und stimmen anatomisch untereinander überein. Nur ihre Lebensweise ist eine verschiedenartige. „Ihre Zusammengehörigkeit mit den anderen Gliedern des semitischen Stammes findet auch darin eine Illustration, daß man vielen der gegebenen Abbildungen sehr gut in unseren Heiligenbildern einen Platz wird anweisen können, deren Figuren kaum nach außereuropäischen Semiten gezeichnet sein dürften."

Die Reisenden standen unter dem Schutze des mächtigen Stammes der Beni Aduan, die von der Nordspitze des Todten Meeres bis zum Wadi Zerka reichen. Alle diese Beduinen zeigten in den wesentlichen Charakteren der Hautfärbung, der Farbe des Haares und der Iris vollkommene Uebereinstimmung. Das dunkelschwarze Haar trugen sie ausnahmslos lang, oft in Flechten. Die Iris war stets braun, die Haut zeigte die bekannte gelbe Färbung der Araber. Die Körpergröße erreicht im Allgemeinen die unserige nicht. Die Abbildung auf S. 117 zeigt den Typus dieser Beduinen sehr gut; sie stellt den Führer Kiepert's, Schech Haza el Nimr, vor, der im Rufe eines sehr kühnen Straßenräubers stand, ein Ruf, der unter den Beduinen und Arabern von heute vollkommen den vornehm ritterlichen Klang hat, dessen er sich bei den Vorfahren unseres Adels im Mittelalter erfreute. Man sieht, daß Haza mit diesem ritterlichen Namen die



Druse vom Libanon.

Druse vom Libanon.

Anhänglichkeit an die uralte Haartracht verbindet, die sich von den Helden der Bibel bis zum polnischen Juden unserer Tage erhalten hat. Indessen bedauerte Dr. Langerhans diese unmilitairische Haartracht, welche ihn an der Bestimmung der Schädelmaße hinderte.

Daß übrigens unter den Beduinen Palästinas heute noch Exemplare vorkommen, welche an das typisch gewordene Christusgesicht erinnern, beweist die dritte Abbildung (S. 117). Es ist ein Beduine vom Stamme der Beni Abbad mit Namen Ibn Mahmud, dem wir aus diesem Grunde hier ein Plätzchen gönnen wollen.

Die Nachrichten über die Fellachen oder Bauern, die Dr. Langerhans sammelte, sind weit sparsamer als jene über die Beduinenstämme. Denn während die eigenthümliche und in so vielen Beziehungen reizvolle Lebensweise, sowie die zeitweise große politische Bedeutung der freien Nomadenstämme von jeher die Aufmerksamkeit der Reisenden auf diese lenkte, boten die armen und elenden Dorfbewohner nur in den Gegenden etwas Interesse, in welchen uralte Traditionen, wie bei den Chaldäern Mesopotamiens, oder lebhafte, in die europäische Politik hinüberspielende Confessionsstreitigkeiten, wie bei den Bewohnern des Libanon, Veranlassung gaben, ihre momentane Lage etwas eingehender zu studiren. Alles dies trifft bei der Landbevölkerung Palästinas nicht zu und so sind wir denn bei diesen auf die harmlosen Schilderungen jener Reisenden angewiesen, die in reinem Glaubenseifer das „heilige Land" durchstreiften. Aus ihnen geht nun allerdings zur Genüge hervor, daß die Lage und Lebensweise jener Bevölkerung eine überaus elende ist. Macht- und rechtlos sind sie ein Spielball in der Hand der Beamten, deren Thätigkeit sich auf Steuereintreiben beschränkt, und der Druck derselben ist um so fühlbarer, als die Abgaben vom Schech des Dorfes — der etwa dem Gutsherrn bei uns entspricht — nach Willkür vertheilt werden. Dazu werden die Dorfbewohner eben wegen ihrer Unterwürfigkeit der Regierung gegenüber von den Nomaden aufs Aeußerste gehaßt und bei jeder Gelegenheit in Besitz und Leben bedroht. Am schlimmsten ist die Lage der Bewohner jener Dörfer, die an der Grenze des Machtbezirks der türkischen Behörden liegen, wie im Hauran, einer Landschaft, über die wir durch Seetzen sehr eingehende

Nachrichten besitzen. Doch selbst in den ganz unterworfenen beduinenfreien Gegenden Syriens, wie in dem Theile zwischen Jerusalem und der Mittelmeerküste, ist der Wohlstand der Fellachen, Dank dem Regierungssystem, kein besserer. Sie bewohnen elende kleine Lehmhütten, am liebsten Ueberreste alter Bauten, und theilen in diesen den beschränkten Raum mit dem gesammten, meist sehr kleinen Viehstande des Haushaltes. Die Sprache ist überall die arabische, ihre Confession meist der Islam. Stellenweise finden sich vereinzelte Christen, nirgends Juden. Bei den mannigfachen Invasionen, denen dieser Theil des Landes im Laufe der Zeit ausgesetzt gewesen, läßt sich eine gleiche Reinheit des Blutes, wie sie sich die Nomaden der Wüste bewahrt haben, kaum voraussetzen. Indessen ist im Großen und Ganzen kein wesentlicher Unterschied im Aeußern wahrzunehmen, nur daß die härter arbeitenden Bauern in der Regel etwas musculöser sind und, ihrer stets gedrückten Lage entsprechend, im Benehmen durch Scheuheit und Furchtsamkeit von den sicher auftretenden und stolzeren Beduinen sich unterscheiden. Die Fellachen, welche Dr. Langerhans photographirte, stammten aus dem Dorfe Lifta bei Jerusalem und hatten sämmtlich geschorene Köpfe. Einen derselben theilen wir mit (S. 117).

Endlich hatte der Reisende noch Gelegenheit die Drusen des Libanon kennen zu lernen und einen derselben, der aus einem Dorfe bei Hesbeya stammte, zu photographiren. Auch Langerhans bestätigt die häufig gemachten Angaben, daß dieser interessante Stamm auffallend von allen anderen arabisch sprechenden Bewohnern Syriens abweicht. Blaue Augen und röthlich blonde Haare kommen sehr häufig unter ihnen vor und wenn auch bei dem hier abgebildeten Individuum die Farbe der Iris braun war, so zeigt doch der ganze Schnitt des Gesichtes wie die braune Farbe der Haare eine fundamentale Verschiedenheit von den anderen, semitischen, Syrern. Die eben erwähnten Färbungen der Iris und Haare haben bekanntlich schon seit Langem die Hypothese entstehen lassen, die Drusen ständen in einer gewissen Verbindung mit den germanischen Elementen der Kreuzfahrerheere. Dem sei wie ihm wolle, jedenfalls sind die Drusen wieder das Beispiel eines Volkes, bei dem die anatomischen Charaktere mit der Sprache in Widerspruch stehen. Bei uns in Deutschland sind immer die Juden das beste Beispiel der Incongruenz zwischen Körperform und Sprache; sie sind und bleiben Semiten, die eine indogermanische Sprache reden.

Die Tungusen in Sibirien.

Von **Albin Kohn**.

I.

In dem unermeßlichen Landstriche zwischen dem Jenisey und der Lena, der im Süden von der Angará begrenzt wird, lebt ein nomadisirender Volksstamm, den die Natur auch schon auf ihren Aussterbeetat gesetzt hat, weil er wohl fähig war, sich der Thiere der „Tajga", des schlummernden Urwaldes, zu erwehren, jedoch sich nicht genug Mittel zu verschaffen vermochte, um sie vollständig zu unterjochen und zu verdrängen, noch weniger aber, um sich gegen den von Westen her andringenden Arier zu behaupten, oder gar diesem den Besitz seines Erbes streitig zu machen.

Die folgenden Zeilen dürften ein Nekrolog im Voraus des tungusischen Volksstammes sein.

Auf einer ungeheuern Fläche, die an Umfang bei Weitem das deutsche Reich überragt, lebt, in Gemeinschaft mit Bären, Wölfen, Füchsen, Elenthieren, Renthieren, Hirschen und Rehen unter dem Schatten riesiger Lärchen und Kiefern, auf deren Aesten Herden von Auerhühnern (Tetrao urogallus) und Birkhühnern (Tetrao tetrix), neben schwarzen und silbergrauen Eichhörnchen, Zobeln u. A. wohnen, der Tunguse, den man vergeblich nach seinem Ursprung, nach seiner ersten Heimath, nach seinen Urahnen fragt. Er hat keine Geschichte, keine mündliche Ueberlieferung, welche die lebenden Geschlechter mit den vergangenen verbindet, welche das geistige Band der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist. Wenn man Tungusen kennen gelernt, wenn man mit ihnen verkehrt hat, dann begreift man erst den wahren Werth, das wahre Wesen der Geschichte und lernt sie als die Bewahrerin der geistigen Eroberungen der Völker auffassen, selbst dann, wenn sie uns durch Ströme vergossenen Bruderblutes anekeln, abstoßen sollte. Man beruhigt sich dann, man vergißt sogar der Ströme vergossenen Blutes, ja man kommt unvermeidlich zu dem Schlusse, daß auch dieses vergossene Blut nothwendig gewesen ist, um eine neue menschliche Culturstufe zu erklimmen. Die Cultur des Menschen wird, wie er selbst, unter Schmerzen und Blutvergießen geboren.

Wenn ich die Geschichte Europas, selbst die Geschichte des Volkes, welches das meiste Blut vergossen hat, mit der Traditionslosigkeit der Tungusen vergleiche, so wünsche ich mir noch Glück, als Europäer geboren zu sein, der sich hoch empor geschwungen hat über die Stämme, die in der schlummernden Tajga Sibiriens hausen, und an denen man die Wahrheit der Descendenztheorie Lamarck's studiren kann. Sie haben sich nicht zu weit von ihren Urahnen entfernt.

Ich sah die ersten Tungusen in der Gegend von Wjercholensk an der Lena, und glaubte glatt barbirte Gorillas zu sehen, auf deren Schädel sich eine tiefschwarze, schlichte Haarmasse mächtig entwickelt, und deren Gesichtsfarbe einen gelben, nur auf den Wangen ein wenig gerötheten Teint angenommen hat. Der gedrungene, sehr kräftige Körperbau des Tungusen bewies mir auf den ersten Blick, daß er ganz dazu geschaffen ist, mit den wilden Thieren des Urwaldes den Kampf ums Dasein zu führen, dieselben jedoch nicht im Laufe zu erreichen; er muß den Bären oder Wolf im Lager aufsuchen, das Elenthier oder den Hirsch auf der Weide überraschen, um mit ihnen zu kämpfen. Das Gesicht, der Schnitt des Auges, das saumlose, nach vorn gerichtete Ohr, die niedere Stirn, der hervorstehende Backenknochen, der weit aufgeschlitzte Mund und seine dicke Unterlippe zeigen die nahe Verwandtschaft des Tungusen mit dem Mongolen, besonders aber mit dem in der buriatischen Steppe bei Oajotzk hausenden Buriaten, von dem er sich nicht so

wesentlich unterscheidet, daß ihn das ungeübte Auge nicht mit Leichtigkeit unterscheiden könnte.

Ich habe in einem andern Artikel gesagt, daß die halbwilden Stämme, welchen man von dem Gouvernement Wjatka an bis an die Lena begegnet, schwer von einander zu unterscheiden sind, sobald man die beiden zunächst an einander wohnenden mit einander vergleicht, daß dagegen der Unterschied sehr augenfällig ist, sobald man z. B. den Wotja (im Gouvernement Wjatka) mit dem Ostjaken (im Gouvernement Tobolsk), den Permiak (im Gouvernement Perm) mit dem ujgurischen Tataren (im Gouvernement Krasnojarsk) vergleicht. Ebenso geht es mit dem Tungusen, der in der Gegend von Wierchoalensk haust, und dem 40 bis 50 Werst von ihm in der Steppe hausenden Buriaten, von dem jedoch der nördlichere, bei Ustkutta, Kirensk oder Olekminsk wohnende Tunguse sehr leicht zu unterscheiden ist.

Ich werde mit denjenigen, welche behaupten, daß der Tunguse von den Mandschuren, welche am linken Ufer des Amur hausen, abstamme, nicht streiten, denn auch der Mandschur ist — Mongole. So viel ich Gelegenheit hatte, der Abstammung nachzuforschen, habe ich gefunden, daß die Verwandtschaft der Tungusen, welche westlich von der Lena hausen, mit den Buriaten in der nahen Steppe eine sehr nahe ist, denn ihre Idiome sind nahe verwandt, und wenn ja zwischen den letzteren ein Unterschied ist, so ist es ein quantitativer, nicht aber ein qualitativer. Der Tunguse hat weniger Wörter, als der Buriat, ganz einfach deshalb, weil er weniger Bedürfnisse hat, weil er auf einer weit niederigern Culturstufe steht, als der Buriat, der überdies auch schon seit längerer Zeit mit Völkern, welche auf einer relativ hohen Stufe der Bildung stehen — ich erinnere hier an China —, Verbindungen hat, während der Tunguse noch heute so viel wie möglich jegliches Annähern an höherstehende Völker vermeidet. Wir wollen hiermit durchaus nicht die Culturstufe der an der Lena wohnenden Russen als sehr hoch hingestellt haben; jedenfalls ist sie eine bedeutend höhere, als die des Tungusen.

Wir wollen, um den Lesern das Verständniß der Lebensweise des Tungusen zu erleichtern, eine kurze Schilderung der Gegend geben, welche er bewohnt.

Zwischen dem Jenisey und der Lena einerseits und zwischen der Angara und dem nördlichen Eismeer andererseits erstreckt sich das von wenigen Tungusen bevölkerte Land. Man kann die Größe dieses Landstriches, selbst nach Abzug dessen, was auf die Polarzone fällt, noch immer auf vierzigtausend Quadratmeilen schätzen, auf denen kaum mehr als 35,000 bis 40,000 halbwilde Bewohner leben. Diese große Fläche ist in verschiedenen Richtungen von mehr oder minder bedeutenden, bewaldeten Gebirgsketten durchschnitten, welche die Wasserscheiden sowohl zwischen den Hauptströmen als auch zwischen den einzelnen Flüssen und Flüßchen bilden, deren Zahl nach neueren Forschungen sehr bedeutend sein soll. Ein riesiger Wald bedeckt die ganze Fläche und nur hin und wieder ist er von größeren oder kleineren baumlosen Flächen unterbrochen, welche entweder noch mit Wasser bedeckt sind und Seebecken bilden, oder durch Erdhebungen vom stehenden Wasser entleert worden sind und nun mit Torf oder Morast gefüllte Flächen, „Tundern“, bilden, welche selbst im Sommer nicht mehr als eine Elle tief aufthauen und einen schädlichen Einfluß auf das Klima des ganzen Landes ausüben.

Eine eingehendere Betrachtung über die Zeit, in welcher die Erdhebung stattgefunden haben muß, in welcher also die Moräste des nördlichen Sibiriens entstanden sind, würde, so interessant sie auch wohl an sich wäre, zu weit von dem heute von uns besprochenen Gegenstande abführen. Wir konnten die stattgehabte Katastrophe*) nur andeuten und mußten es thun, weil dieses uns eine, wo anders nicht statthabende Erscheinung erklärt, die nämlich, daß das Gold in Sibirien bis jetzt nicht in Bergen und Höhenzügen, sondern nur in verlassenen Flußthälern und Seebecken, welche alle von Torfmassen angefüllt sind, gefunden wird.

Die unermeßlichen Wälder sind reich an Thieren, welche theils Fleisch und Felle, theils geschätztes Pelzwerk liefern; in ihnen hausen unter Anderm der schwarze Fuchs, der schwarze Bär und der Zobel, deren Felle einen so hohen Werth haben. Die Flüsse und stehenden Gewässer wimmeln von Fischen; im Sommer bedecken den Wasserspiegel unzählbare Schaaren wilder Enten der verschiedensten Gattungen, und zwischen ihnen tummeln sich, ebenfalls im bunten Gemische, verschiedene Arten Wasserhühner und wilder Gänse.

Durch die eben geschilderte Beschaffenheit des Landes ist schon die Lebensweise seiner Bewohner gegeben. Der Tunguse konnte unter den vorhandenen Lebensbedingungen sich nicht anders entwickeln, als er sich eben entwickelt hat, zumal er auf einer sehr niedern Stufe der Cultur gestanden hat, als er durch irgend eine, uns und ihm selbst unbekannte historische Katastrophe in die wilde, wenn auch von der Natur überreich ausgestattete Gegend geschleudert worden ist. Es wäre eher zu verwundern, wenn er sich hoch emporgeschwungen hätte auf der Leiter der geistigen Entwickelung, als das, daß er so roh geblieben ist, wie wir ihn heute noch in dem unwirthlichen Lande treffen. Sein ganzes Streben war bis jetzt nur auf die Erhaltung des physischen Daseins gerichtet, um das er mit Raubthieren sehr gefährlicher Natur zu kämpfen hatte.

Vor allen Dingen hatte er wohl mit dem Wolfe und dem Bär zu kämpfen. So lange der Tunguse nur Pfeil, Bogen und Lanze führte, muß es ihm sehr schwer geworden sein, und deshalb ist es auch leicht begreiflich, weshalb der tungusische Volksstamm sich selbst damals nicht vermehrt und zu einem respectabeln Volke herangebildet hat, als er noch nicht mit dem Russen in Berührung gekommen und von ihm abhängig geworden ist. Jetzt ist es zu spät! Zwar ist nun dem Tungusen der Kampf mit den wilden Thieren erleichtert; der Russe verkauft ihm die schlechte Büchse, deren Zeichnung ich bei der Beschreibung der Karagassen mitgetheilt habe, und welche wir allgemein in Sibirien verbreitet finden, aber er hat auch gleichzeitig mit

---

*) Wir müssen, trotzdem sich eine so gewichtige Autorität, wie Häckel, gegen die Katastrophentheorie ausspricht, dennoch an eine Erhebung Nordsibiriens durch eine Katastrophe glauben. Die Tradition spricht für dieselbe und diese Tradition wird durch geologische Denkmäler unterstützt.

Unter den Buriaten am Bajkalsee herrscht die Ueberlieferung, daß dort, wo heute die klaren, krystallhellen Gewässer des „heiligen Sees“ (diese Bedeutung hat das zusammengezogene Wort „Bajkall“) sind, vor 600 Jahren ein fruchtbares Thal mit vielen Aulen, ja selbst mit einer großen Stadt gewesen ist. Dieses Thal ist plötzlich versunken und seine Stelle nimmt heute der ungeheure See, in Sibirien gewöhnlich das „Meer“ genannt, ein. Wir wollen die von den Buriaten angegebene Zahl ignoriren, da sie nur auf mündlichen Ueberlieferungen basirt, und die geologischen Denkmäler betrachten. Diese sind: Lava und gebrannter Lehmschiefer, sowie andere vulcanische Gebilde, welche sich in großen Massen am Bajkalsee finden und die beweisen, daß er ein eingesunkener Krater ist, dessen Oberfläche über tausend Quadratmeilen betragen hat. Wenn eine solche Felsenmasse plötzlich versinkt, so kann sie wohl eine Erhebung niedrig gelegener Flächen, selbst in weiterer Entfernung, bewirken, und wir glauben wenigstens nichts Unmögliches zu behaupten, wenn wir die tellurische Umgestaltung Nordsibiriens dem Einsturze des Bajkalkraters zuschreiben.

dem ihn von allen Seiten überflügelnden Russen einen wenn auch unblutigen Kampf zu führen, in welchem er unbedingt unterliegen wird.

Der seit der Ankunft der Russen in sein Gebiet menschenscheu gewordene Tunguse lebt in seinen Wäldern in einfachen, aus Birkenrinde, Filz und Fellen gemachten, zeltartigen Hütten, welche ihn kaum vor dem Unwetter, gewiß nicht gegen die Kälte schützen können, die in der Gegend zwischen Wjercholensk und Kirynsk oft so groß ist, daß das Quecksilber im Thermometer gefriert. Gegen die Kälte schützen ihn einfach seine Pelze. Den Sommer und Winter verbringen die Männer mit Jagen und Fischen, die Weiber mit dem Zubereiten der Felle der erlegten Thiere. Selten wohl geht ein Tunguse allein auf die Jagd, sondern meistentheils familien- oder stammweise, und ebenso liegen sie auch dem Fischfange ob. Wer solch einen Tungusen in seinem leichten Kahne, den der Russe „Seelenverderber" nennt, auf den oft sehr reißenden Flüssen dahinfahren sieht, muß wirklich erstaunen über die Geschwindigkeit, mit der er dahinschießt (Fig. 1 u. 2). Der ganze Kahn ist so leicht, daß ihn ein Mann ohne große Beschwerlichkeit tragen kann; denn er ist ganz aus Birkenrinde, welche an einem aus Birkenholz gefertigten Gerippe befestigt ist. Rippen, Kiel und Bordbügel sind höchstens einen Zoll dick. Ein einfaches, wenige Zoll breites und auf den Bordbügeln ruhendes Brettchen dient zum Sitze, da es gefährlich wäre, in dem leichten Fahrzeuge zu stehen. Das Ruder wird in der Mitte mit beiden Händen erfaßt und der Kahn wird vorwärts bewegt, indem man mit dem Ruder mit großer Schnelligkeit wechselweise rechts und links ins Wasser schlägt. Als ich das erste Mal einen solchen Kahn und in ihm einen Menschen erblickte, schauderte ich unwillkürlich zusammen. Später lernte ich selbst mich seiner bedienen und überzeugte mich, daß das Fahrzeug, wenn es mit Vorsicht benutzt wird, gar nicht so gefahrdrohend ist als es den Anschein hat. Ich muß gestehen, daß ich in keinem solchen Kahn einen Tropfen Wasser gefunden habe, ein Zeichen, daß er wasserdicht ist. Der an der Lena wohnende Russe hat dieses Fahrzeug vom Tungusen angenommen und selbst Weiber und Kinder setzen in ihm während des Sturmes über den riesigen Fluß. Daß Rippen, Kiel und Bordbügel nur mit Birken- und Weidenzweigen mit einander verbunden sind, daß die Umkleidung mit ebensolchem Materiale am Gerippe befestigt ist, hätte ich beinahe zu bemerken vergessen. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß der Tunguse mit Eisen nicht verschwenderisch ist; er hat außer seiner Büchse, seinem Messer, Beile, Spieße und seiner Harpune nichts, das aus Eisen gefertigt ist, und diese wenigen Gegenstände reichen ihm vollkommen aus. Hauptbeschäftigung des Tungusen ist die Jagd. Das Fleisch, das ihm vom eigenen Consum übrig bleibt, räuchert er, gewöhnlich über Birkenrinde, in Folge dessen es einen unangenehmen, birkentheerartigen Geruch annimmt, sich aber lange gut conservirt. Mit dem Räuchern und Trocknen der Fische befassen sich die Weiber, welche außerdem auch die Felle zuschneiden und ihrer so viel als zu einem Pelze nothwendig zusammennähen.

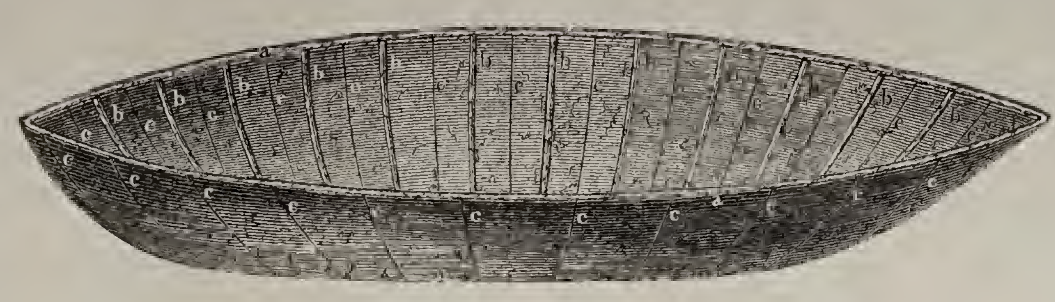


Fig. 1. Tungusischer Kahn.
a Bordbügel. b Rippen. c Nähte der Umkleidung.

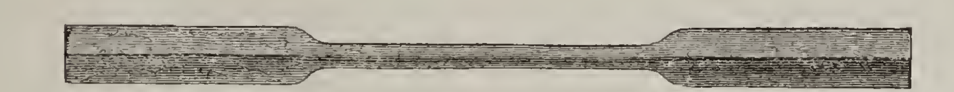


Fig. 2. Tungusisches Ruder.

Kämpfe mit den Kaffern in der Colonie Natal.

Die britischen Besitzungen sind über alle fünf Erdtheile zerstreut und bilden eine so imponirende Erscheinung, wie die Welt sie nie zuvor gesehen. Aber in mehr als einer derselben haben die Engländer ihre liebe Noth und gerathen in mancherlei Verwickelungen. Nachdem sie jüngst dem Sultan von Sansibar von wegen des Sklavenhandels den Daumen aufs Auge gesetzt haben, ohne doch dem schnöden Menschenhandel im Binnenlande steuern zu können, sind sie an der Guineaküste mit den Aschantis in einen Krieg gerathen, an dem sie selber schuld sind und welcher, der Ausgang möge sein wie er wolle, ihnen nicht Ehre, Ruhm oder Vortheil bringen wird, während die Opfer an Menschen und Geld unberechenbar sind und jedenfalls sehr beträchtlich sein werden. In Ostindien drohet für etwa vierzig Millionen Menschen eine Hungersnoth, die man trotz aller Fürsorge nicht abwenden kann; in der südafrikanischen Colonie Natal ist man, nach langer Pause, mit einigen Kafferstämmen in blutige Händel gerathen.

Dieses Natal ist eines der gesegnetsten Länder in Afrika. Dasselbe erstreckt sich an der Ostseite dieses Continents von 29° 16′ bis 31½° südlicher Breite, nimmt nahe an 1000 deutsche Quadratmeilen Flächeninhalt ein, hat mildes, gesundes Klima, steigt in vier Terrassen an, hat fruchtbaren Boden, feuchten Niederschlag in allen Monaten des Jahres, leidet also nicht an Dürre. Je nach der Lage gedeihen alle Getreidearten, Baumwolle, Zucker, Obst; gute Häfen fehlen nicht. Dieses in der That gesegnete Land, in welchem weite Strecken sich zur Viehzucht eignen und in welchem vorzugsweise indische Kulis die Aecker bestellen, wurde von den Portugiesen am Weihnachtstage 1498 entdeckt und deshalb Natal genannt. Die Bewohner sind Kaffern, welche 1842 von den Engländern unterworfen wurden; diese erklärten das Land 1843 zur Colonie, mit welcher sie 1865 das sogenannte No-mans-Land vereinigten; dieses war von Mischlingen, Griquas, sogenannten Basters aus holländischem und hottentotischem Blute, bewohnt und bildet nun den Bezirk Alfredia.

Seit dreißig Jahren haben die Kaffern in Natal sich ruhig verhalten. Ihre Zahl beträgt mindestens 350,000 Seelen, während jene der weißen Ansiedler auf nur ungefähr 18,000 Köpfe veranschlagt werden kann. Nach langer Ruhe sind nun Irrungen entstanden, zu welchen die vielbesprochenen Diamantenfelder wenigstens mittelbar Anlaß gegeben haben. Wir stellen aus den vorliegenden Berichten das Nachfolgende zusammen, um unseren Lesern einen Einblick in sehr eigenthümliche Verhältnisse zu geben.

In der Capcolonie sowohl wie in Natal und auch in der Oranjerepublik der holländischen Bauern gelten strenge Gesetze, welche den Verkauf von Schießgewehren an die Kaffern verbieten; Eingeborene dürfen solche Waffen nicht tragen, es sei denn daß dem einen oder andern ausdrückliche Erlaubniß dazu gegeben wäre. Seitdem aber die Diamantenfelder entdeckt worden sind, wurde das Verbot vielfach mißachtet und Eingeborene kamen von weit und breit lediglich zu dem Zwecke dorthin, um Schießgewehre zu kaufen.

Das geschah auch von Seiten zweier Kafferstämme in Natal, deren Häuptlinge Langabelalla und Putili heißen. Viele ihrer Angehörigen arbeiteten in den Diamantfeldern, kauften Gewehre und kamen damit nach Natal zurück. Einmal in Besitz einer solchen Waffe, hielten sie sich nun für gleichgestellt mit den weißen Männern. Die Obrigkeit berief sich auf das Gesetz und forderte theils die Auslieferung der Waffen, theils daß die Besitzer von solchen als Waffeninhaber registrirt werden sollten. Die Kaffern verweigerten Beides und erklärten, daß sie die Waffen ja von Engländern gekauft hätten. Drei Colonisten waren von ihnen hinterrücks erschossen worden.

Die Regierung glaubte annehmen zu dürfen, daß unter jenen beiden Stämmen, seitdem sie Schießgewehre besaßen, ein meuterischer Geist um sich gegriffen habe, und sie hielt es für angemessen, sofort mit Nachdruck zu verfahren, um den bis dahin friedlichen Stämmen zu zeigen, daß jede Schilderhebung zum Nachtheile der Eingeborenen ausschlagen müsse und daß diese wohl thäten, sich unter dem Schutze gerechter Gesetze und bei ihrer in keiner Weise beeinträchtigten Freiheit nach wie vor ruhig zu verhalten. Das ist denn auch geschehen.

Langabelalla's Stamm entfloh sofort aus der Colonie als Truppen gegen ihn anrückten. Die Männer trieben alle ihre Herden mit fort, ließen aber etwa 400 Frauen und Kinder zurück, die nun der Colonie zur Last gefallen sind. Putili's Stamm ist mit jenem durch Zwischenheirathen eng verbunden; er unterhielt mit demselben Einverständnisse, beherbergte Rebellen und deren Herden und deshalb wurde auch gegen ihn eingeschritten. Man entwaffnete ihn, nahm ihm 9000 Stück Rindvieh ab, brachte den jungen Häuptling ins Gefängniß und hält seine Leute unter strenger Ueberwachung. Zwei Spione Langabelalla's waren eingebracht worden; von ihnen erfuhr man, daß er außerhalb der Colonie am Oranjeflusse sei und dort in einer Höhle wohne. Außer den drei freiwilligen Carabinieren, die während einer Patrouille in einem Passe der Drakenberge erschossen wurden, hat kein Weißer das Leben eingebüßt. Im October hielten sich noch manche Rebellen zerstreut und vereinzelt in Höhlen und anderen Verstecken verborgen, schossen oftmals aus ihrem Hinterhalt und mußten nothwendig von dort vertrieben werden. Das war eine schwierige und gefährliche Aufgabe, aber sie ist gelungen.

Bei den Kaffern drehet sich bekanntlich das ganze Leben um die Viehherden; so lange sie im Besitze derselben bleiben, halten sie sich nicht für besiegt. Die Colonisten durften auf keinen Fall sie im Besitze derselben lassen, sie würden sonst weder geflohen sein noch sich gefügt haben. Beiläufig gesagt, ist es jetzt seit nun dreißig Jahren zum ersten Male vorgekommen, daß die Waffen angewandt worden sind, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, und ohne die Diamantfelder wäre auch jetzt keine Störung eingetreten. Die Regierung hat aus jenen Vorgängen eine Nutzanwendung gezogen und befolgt nun in Bezug auf die Kaffernstämme ein neues, gewiß praktisches System. Bisher hat man die Stämme vereinzelt in ihren respectiven Marken gewähren lassen und die Häuptlinge hatten freien Spielraum. Dieser Isolirung soll nach und nach ein Ende gemacht werden; man will die Gewalt der Häuptlinge brechen und die Kaffern sollen als Unterthanen der Königin Victoria betrachtet und behandelt werden.

In anderen Gegenden Natals ist während jener Vorgänge die Ruhe ungestört geblieben und die Schwarzen haben sich im Allgemeinen gut benommen. Weiße Landwirthe in unmittelbarer Nähe von Langabelalla's Gemarkung blieben unbehelligt in ihren Wohnungen; der Handelsverkehr hatte seinen ungestörten Fortgang; die Frauen waren unbeschützt zu Hause, während die Männer, Brüder und Söhne ins Feld rückten. Auch manche loyale Kaffern leisteten gute Dienste.

Nicht ohne einen gewissen Stolz hebt ein Mitglied des legislativen Raths von Natal hervor, daß diese Colonie dem Mutterlande niemals Kosten verursacht habe und daß sie sich selber vertheidigen könne. England unterhält in derselben nur eine ganz kleine Garnison zum Hafenschutze.

Sprachwissenschaftliches.

Von **Georg von der Gabelentz.**

III.

2. Wie lernt man Sprachen?

Die Frage ist keine müßige; sie liegt auch nicht so weit abseits von unserm Wege, wie es scheinen könnte. Wir wollen eben den Sprachforscher in seinem Schaffen und Streben beobachten. Also: wie erwirbt er, wem verdankt er seine Kenntnisse?

Vor Allem die Bemerkung: jede Sprache muß erlernt werden, keine ist uns angeboren. Nur die Fähigkeit uns Sprachen anzueignen bringen wir ins Dasein mit; welche Sprache wir zuerst erlernen, hängt von äußeren Umständen ab. Ich könnte zwei Kinder deutscher Eltern nennen, die, in China geboren, vier bezüglich sechs Jahre alt waren, als sie nach Deutschland gebracht wurden. Damals sprachen

sie noch kein Wort Deutsch, sondern nur Chinesisch im Dialekte ihres Geburtsortes und Pitschen-Englisch, d. i. ein verderbtes Englisch mit chinesischem Satzbaue. Beides verlernten sie nach und nach; in dem Deutsch, das sie dann sprachen, aber war noch jahrelang die Nachwirkung des Chinesischen wahrzunehmen, als längst das letzte chinesische Wort ihrem Gedächtnisse entschwunden war. Das Chinesische war nicht ihre Muttersprache, denn es war nicht die Sprache der Eltern; aber es war ihnen eigen, es war ihre Sprache geworden, ganz auf demselben Wege, auf welchem wir Anderen unsere Muttersprache erlernt haben.

1. Durch Umgang. Das ist die Aneignung einer Sprache durch Umgang, die wir wohl auch eine Angewöhnung nennen könnten. Unbewußt eignet man das, was man immer und immer wieder an Anderen wahrnimmt, sich selbst an. Und diese Erscheinung beschränkt sich nicht etwa auf das Kindesalter, wenn sie auch da am allgemeinsten ist. Unsere Auswanderer, von denen die Wenigsten eine sprachliche Vorbildung besitzen, lernen das Englische, Portugiesische oder was sonst die Sprache ihrer neuen Heimath ist, sie wissen selber nicht wie. Und so hat während des letzten Krieges wohl jeder unserer Soldaten seine französischen Brocken aufgelesen und mit heimgebracht. Welches ist dabei der Hergang, welches sind die mitwirkenden Kräfte? Der Mensch hat das Bedürfniß des Verkehres; diesen vermittelt die Sprache. Er hat weiter die körperlichen und geistigen Erfordernisse zum Sprechen. Damit ist aber unsere Frage noch nicht erschöpfend beantwortet; noch fehlt das Mittelglied, noch bleibt es räthselhaft, wodurch man erfährt, daß dieses Wort, diese Form gerade die oder jene Bedeutung hat, wenn Einem kein Lehrer zur Seite steht. Die Antwort lautet: durch die Gabe der Beobachtung; man nimmt wahr, daß gewisse Ausdrücke bei gewissen Anlässen immer wiederkehren und schließt von dem Gesehenen auf die Bedeutung des Gehörten. Die Fähigkeit und der Trieb der Nachahmung lassen uns das so Erlernte selbst üben, wir werden verstanden, immer besser verstanden und so wachsen unsere Sprachkenntnisse in geometrischer Progression. Dem Leser, der dies ausprobiren will, kann ich aus eigener Erfahrung den Rath geben: nur nicht blöde! nur flott darauf los radebrechen, unbekümmert um ein Dutzend Fehler mehr oder weniger, — aber dabei sorgsam Alles beachten und nachmachen, was man aus dem Munde der Eingeborenen hört, nie sich einbilden, man könnte es besser als sie! Und dann noch eine Regel: so lange man eine Sprache hören und reden will, vermeide man allen Verkehr mit Andersredenden. Es gilt, sich sprachlich zu expatriiren; man verbrenne also die Schiffe hinter sich um das Rückwärts-, Heimwärtsschauen zu verlernen, um sich recht rasch und recht vollkommen in das Neue einzuleben, das uns umgiebt. Das klingt gemüthlos und unpatriotisch, und ist es unter Umständen wohl auch. Aber probat ist es darum doch, und ein Reisender, der Leben und Denkungsart der von ihm besuchten Völker schnell und gründlich kennen lernen will, darf nicht überall hin sein Vaterland mit sich schleppen wollen.

2. Durch Lehrer. Man sieht, die Arbeit ist nicht kinderleicht, wenn sie auch von jedem Kinde bewältigt werden muß. Die Schwierigkeit besteht zunächst darin, den Sinn des Gehörten zu enträthseln. Dieser Mühe bin ich überhoben, wenn mir Jemand zur Verfügung steht, der außer der fremden noch eine mir bekannte Sprache beherrscht. Ich habe die Wahl, wie ich einen Solchen nutzen will: er kann mir die Erlernung der fremden Sprache ersparen, — dann nenne ich ihn meinen Dolmetscher; oder er kann mir diese Erlernung erleichtern, — dann ist er mein Lehrer. Man begreift, wie dehnbar der Begriff eines Lehrers ist. Anders ist der Knabe daran, dem ein geprüfter Informator die Regeln des Lateinischen Stück für Stück methodisch geordnet beibringt, anders der Reisende, der in Innerafrika den Neger, der ihm als Dragoman dient, ausfragt, um Brocken noch unbekannter Sprachen zu sammeln. Beide haben Lehrer, aber in beiden Fällen ist es der einsichtsvollere, der die Zügel des Unterrichtes in Händen hält, und das kann auch der Schüler, der Lernende sein. Ist er es, dann besteht seine Aufgabe vor Allem darin, richtig zu fragen. Vocabularien, wie man sie am Schlusse von Reisewerken trifft, nehmen sich oft recht stattlich aus, — aber was bürgt für ihre Richtigkeit? Der Sprachforscher hat solche Sammlungen sehr dankbar hinzunehmen, denn sie sind bahnbrechend, aber auch sehr vorsichtig, denn die Bahn, die sie eröffnen, war eine schlüpfrige.

3. Durch Lehrbücher. Nicht immer ist der Sprachforscher so gut daran bei der Arbeit der Spracherlernung Lehrer zur Hand zu haben. Wer an einem Zusammenkunftspunkte der Völker wie London und St. Petersburg wohnt, wem wie Mezzofanti die bunte Masse der Schüler der Propaganda zur Verfügung steht, der mag freilich den Unterricht der lebendigen Rede, den förderlichsten von allen, mit vollen Zügen genießen. Nicht so wir Uebrigen, und wir bilden die Mehrzahl. Wir haben uns Glück zu wünschen, wenn uns ein allenfalls brauchbares Lehrbuch den Eintritt in die neue Welt einer neuen Sprache erleichtert. Was ein durch gute Lehrmittel geleiteter Selbstunterricht zu leisten vermag, davon rühmen uns jahraus jahrein die Abonnenten der Toussaint-Langenscheidt'schen Briefe. Es würde zu weit führen, wollte ich die verschiedenen Richtungen und Methoden der hierher gehörigen Hülfsmittel schildern; ich müßte dabei der tief wissenschaftlichen grammatischen Systeme gedenken und dürfte doch auch der Genlis'schen Conversationsbücher und der Tornister-Wörterbücher unserer Krieger von 1870 nicht vergessen.

4. Aus Texten. Eins aber mag Manchem ein Räthsel sein. Ein christlicher Sendling hat eine noch völlig unbekannte Sprache in ihrer Heimath erlernt und zu Nutz und Frommen seiner Gemeinde ein Stück der Bibel übersetzt; die Uebersetzung fällt einem europäischen Sprachforscher in die Hände, der studirt sie und was er daraus gelernt, das hat er nach kurzer Zeit in der saubern Form einer Grammatik zum Eigenthum seiner Wissenschaft gemacht. Wie hat er das angefangen? wer oder was hat ihm dabei geholfen? Wer? Nun gewiß kein Anderer als er selbst, denn wie sollte er den Uebersetzer zu Rathe ziehen, den einzigen Europäer, der vor ihm die Sprache erlernt hatte. Und was? kein Lehrbuch, kein Vocabular — dergleichen sollte ja erst geschaffen werden. Bleibt also der Gelehrte allein übrig und der Text, der vor ihm liegt. Aber zur Linken hat er überdies die Bibel in einer europäischen Sprache aufgeschlagen, und zur Rechten liegt ein Stoß loser Papierblätter, in die er von Zeit zu Zeit etwas hineinschreibt, so daß sie immer schwärzer und schwärzer werden: — das sind seine Collectaneen. Diese müssen wir etwas näher betrachten um die Technik des Forschers zu begreifen. Sie zerfallen in zwei Theile. Der eine sieht einem Wörterbuche ähnlich, denn in ihn werden alle im Texte vorkommenden Wörter nach alphabetischer Ordnung eingetragen; dabei ist die Stelle verzeichnet, wo sie sich gefunden haben. Nicht lange währt es, so kehrt so ein Wort wieder; also wird eine neue Stelle notirt. Nun vergleicht man beide Fundstellen und prüft: was ist ihnen gemeinsam? Das ergiebt sich aus dem europäischen Bibeltexte, und somit ergiebt sich die Bedeutung des Wortes, die nun auch mit aufgeschrieben wird. Der zweite Theil der Collectaneen ist in grammatische Capitel, z. B.

Artikel, Zahlwort, Pronomen u. s. w., eingetheilt. Bald nämlich entdeckt man gewisse wiederkehrende Formen, Hülfswörter, Constructionen. Auch diese notirt man um bei nächster Gelegenheit ihren Sinn und Werth zu ermitteln. — Alles das setzt viel Geduld und manchmal auch viel Nachdenken voraus; wer aber dies Beides hat, für den ist das Mittel probat, nur muß der vorliegende Text nicht gar zu dürftig und mit richtigem Verständnisse der fremden Sprache geschrieben sein. Dankbarer ist vielleicht keine Methode als diese, die von Anfang an die Praxis mit der Theorie vereinigt und den Lernenden selbst recht eigentlich zum Erzeuger seines Wissens macht. Aber auch keine Methode kann mühevoller sein, denn Alles, Alles hängt dabei von der Beharrlichkeit und dem Scharfsinn des Forschers ab.

Collectaneen zu führen darf Niemand unterlassen, der selbständig tiefer in eine Sprache eindringen will, auch wenn die vorhandenen Hülfsmittel noch so gut sind. Schon das Sammeln ist belohnend und belehrend, weil es die Aufmerksamkeit für die Spracherscheinungen wach erhält, das Gedächtniß unterstützt und das Verständniß schärft und vertieft. Freilich, gute Collectaneen führen ist an sich schon eine Kunst, wenn anders Maßhalten Sache der Kunst ist. Wer zuviel aufschreiben will, kommt nicht vorwärts, und wer nicht genug aufschreibt, dem bleiben böse Lücken. Und doch ist mit diesem Sammeln nur die Vorbereitung zur grammatischen Arbeit gethan; die Anordnung und Darstellung des Stoffes ist das Wichtigste: hier erst zeigt es sich, was die Sammlung taugt und was der Sammler!

Ein Ausflug von Cochabamba in die bolivianischen Yungas.

Von **Eugen von Boeck.**

I.

Fußtour nach den Yungas von Icuna. — Cocacultur.

Wir haben schon aus vielen entfernten Gegenden Mittheilungen für den „Globus" erhalten, aus Bolivia aber waren dergleichen uns noch nicht zugekommen. Es war eine angenehme Ueberraschung als ein Manuscript aus Cochabamba an uns gelangte. Aber wo wären denn, um nur auf Südamerika einen Blick zu werfen — von den vielen Kaufleuten ganz abgesehen —, deutsche Gelehrte, Ingenieure, Lehrer und wissenschaftliche Reisende nicht? Sie richten in Peru höhere wissenschaftliche Lehranstalten ein, sie sind Elementarlehrer in Neugranada, Bergleute überall, Ingenieure in fast allen Ländern, Professoren an den Universitäten in Santiago de Chile, sodann im argentinischen Cordova 2c.

Herr Eugen von Boeck verweilt seit einer Reihe von Jahren in Cochabamba, einer der wichtigsten Städte der Republik Bolivia. Sie liegt ungefähr unter 17° s. Br. im warmen Klima und zählt etwa 36,000 Einwohner. Von ihrem Markt aus werden die Bergleute in Oruro und Potosi mit Lebensmitteln versorgt, namentlich mit Weizen, Mais, Gerste und Mehl; viele Waaren gehen auch von dort in die Yungas, und für die Fieberrinde, welche zumeist aus der Region der Yuracarès-Indianer kommt, ist hier der Sammelplatz, von welchem aus die Waare weiter versandt wird.

Die Region im Osten der inneren bolivianischen Cordilleren bezeichnet man als die Yungas, welche von den oberen Quellflüssen der den Madeira bildenden Arme durchströmt werden und die an natürlichen Reichthümern die meisten Gegenden Südamerikas übertreffen. Sobald die Eisenbahn um die Stromschnellen des Madeira vollendet ist, wird in diese Regionen ein lebhafter Verkehr gebracht werden, weil sie dann vom Amazonenstrome her zugänglich werden und einen bequemen Absatzweg zum Atlantischen Ocean haben.

Herr E. von Boeck ging im Jahre 1872 mit einigen jungen Männern, die er wissenschaftlich auszubilden hatte, von seinem Wohnorte Cochabamba aus zunächst bis Totora und in das Thal von Pozo, dann nach Arepucho, dem Flusse Chimoré und nach der Hacienda Santa Catalina, einem Landgute, zu welchem mehr als 20 deutsche Quadratmeilen Grund und Boden gehören. Dort war die Heimath eines seiner Zöglinge. Wir können den Reisenden auf seiner überaus beschwerlichen Wanderung dorthin nicht begleiten; er hat dieselbe sehr ausführlich beschrieben und wir geben vielleicht späterhin einige Auszüge. Aber er möge seine Rückreise schildern, in welche er Manches eingeschaltet hat, das für Agricultur, Handel und Sprachwissenschaft nicht ohne Belang ist.

* * *

Am folgenden Tage traten wir unsere Rückreise an, aber nicht auf dem Wege, den wir gekommen, und dessen schauderhafter Zustand noch zu frisch in unserm Gedächtnisse lebte, sondern auf einem nach der andern Seite der Imazona führenden Richtwege, der uns nach den 3 bis 4 Leguas entfernten Yungas von Icuna bringen sollte, von wo aus wir einen nach Umständen bequemen Reitweg bis Totora vorfinden würden.

Von einem gewandten des Weges vollständig kundigen Waldarbeiter (Monteador) geleitet, begannen wir im rechten nach Osten abliegenden Winkel die Ersteigung eines zeitweise ziemlich steilen und langen Berghanges, dessen Gipfel wir nach $3^1/_2$stündigem nicht ganz unbeschwerlichem Marsche erreichten. Während desselben mußte unser Führer stellenweise fleißigen Gebrauch von seinem Waldmesser (Machete) machen und an einem Platze, wo der frühere Weg sich in einer sumpfigen Lagune verlor, sogar einen neuen Pfad aushauen, der uns das Umgehen dieses Sumpfes möglich machte, eine Operation, die er mit vieler Geschicklichkeit in ziemlich kurzer Zeit ausführte. Der wegen seiner eine süßschmeckende wollartige Substanz enthaltenden Früchte so sehr geschätzte Pacay (Prosopis siliquastrum) in ziemlich dichten Gruppen, die Palmera regia oder Mauritia vinifera, und eine eigenthümliche Kletterpalme (Carludovicia funifera *Kunth*) mit ihren mehr als 48 Fuß langen, strickartigen Luftwurzeln waren nicht selten an den Seiten des Weges; sehr häufig aber war die Chontilla-

palme, eine Art Bactris, nicht zu verwechseln mit der eigentlichen Chonta (Bactris ciliata), obgleich sie wie diese einen mit langen und sehr spitzigen Dornen besetzten Stamm hat, woran ich mich mehrmals schmerzhaft verletzte. Von thierischem Leben war mit Ausnahme einiger Cassicusarten und schreiender grauer Papageien gar nichts zu sehen.

Vom Gipfel der Berghöhe senkt sich der Fußpfad ungemein jäh und steil über einen schmalen Felsengrat auf der Westseite hinab, so daß wir an Baumwurzeln oder Zweigen uns festhaltend oft mit in der Luft baumelnden Füßen nach einem Haltepunkte suchen mußten, den unser Führer manchmal erst mit seinem Machete in die Erde oder weichen Stein einzuhauen gezwungen war.

Bei einer dieser nicht ganz ungefährlichen Kletterpassagen mußten wir über einen messerartig geformten Steingrat hinweg, der so schmal war, daß wir gezwungen waren, einen Fuß vorsichtig hinter den andern zu setzen und uns fest an den Wurzeln anzuhalten, um nicht zur Rechten oder zur Linken im steil abfallenden Abgrunde ein sicheres Grab zu finden. Diese affenartige Art zu reisen wiederholte sich 6 bis 8 mal, ehe wir auf einen etwas gebahntern Weg gelangten. Nach beinahe sechsstündigem Marsche, während dessen wir etwa $2^1/_2$ Leguas zurückgelegt hatten, kamen wir an ein abgeholztes zur Anpflanzung von Coca bestimmtes Stück Land, auf welchem bloß die Palmen, welche dem Yungueño zu vielen Dingen unentbehrlich sind, stehen geblieben waren.

Ueber hochaufgethürmte gefällte Bäume und durch ein Gestrüpp von brennesselartigen großblätterigen Gesträuchen gelangten wir in ein neu angepflanztes Cocafeld, wo die Sonne mächtig auf uns niederzubrennen begann. Meine Kräfte waren in Folge der ungewohnten Anstrengung bereits ziemlich erschöpft und ich war deshalb nicht wenig erfreut, als wir die Hacienda von San Pedro erreichten, eine Cocaplantage, welche der Mutter meines Zöglings gehörte und wo wir von den dort anwesenden Arbeitern alsbald mit Cocathee und Essen erfrischt wurden, auch außerdem zwei Maulthiere zur Disposition bekamen, auf welchen wir den Rest des Weges bis nach dem eine Legua entfernten Etablissement von Santa Catalina mit Bequemlichkeit zurücklegen konnten.

Diese wenn auch kurze aber doch sehr beschwerliche Fußtour, während welcher ich mir die Schienbeine und Hände kläglich zerschunden, gab mir die nicht sehr erfreuliche Lehre, daß im 49. Lebensjahre die Kraft und Elasticität des Körpers nicht mehr dieselbe ist wie im 29. und daß die sitzende Lebensweise und die Gewohnheit alle Reisen zu Pferde zu machen, die Beinmuskeln ihrer Zähigkeit und Widerstandskraft beraubt, so daß ich fast über die Kühnheit meines Vorhabens erstaunte, im Fußwandern es den musculösen und markigen Waldläufern gleichthun zu wollen, die ich vor wenigen Tagen mit ihren 50 Pfund schweren Bündeln von Arepucho im raschen Trabe hatte abreisen sehen. Außerdem ist das von uns getragene Schuhzeug bei solchen Reisen sehr wenig zweckmäßig, und ich hatte von einem neuen Paar Galastiefeln glücklicherweise die Absätze losgetrennt, sonst wäre ich wohl kaum im Stande gewesen, diese Wege ohne Unfall zurückzulegen.

San Pedro ist einer der höchstgelegenen Punkte der Yungas von Icuna und befindet sich am Gelände eines ziemlich hohen Hügels zwischen dem von Westen nach Osten fließenden Gebirgsbache gleichen Namens und dem Asnamayu, einem ziemlich ansehnlichen Flusse, der seinen Lauf von Süden nach Norden hat. Hier hatte ich Gelegenheit, den in den Wäldern sehr häufigen Ambaybo mit seinen viellappigen Blättern und fingerartigen Früchten in der Nähe zu sehen. Derselbe scheint zur Familie der Artocarpeen zu gehören, wenn ich auch nicht zu behaupten vermag, ob es wirklich Cecropia peltata ist, wie Rück in seiner „Guia de Bolivia“ ihn bestimmt. In diesem Falle könnte aus seinem milchigen Safte eine Art Kautschuk gewonnen werden, und es wäre dann derselbe Baum, der in anderen Theilen Amerikas unter dem Namen Guaruma bekannt ist. Die fleischigen Früchte sollen sehr wohlschmeckend sein. Häufig ist auch in diesen Gegenden der Copalbaum (Rhus copalinum), mit dessen leicht zu gewinnendem Harze die Waldbewohner ihre Hütten erleuchten, und es käme nur auf einen nicht sehr kostspieligen Versuch an zu erfahren, ob dieses Harz zur richtigen Zeit gesammelt und gehörig gereinigt nicht einen lohnenden Exportartikel abgeben könnte. Eine Art Weihrauch, von einem der Peone in Arepucho aufgefunden, gab ganz den Geruch des im Handel vorkommenden ordinairen Weihrauches, der aus einer Boswellia gewonnen wird.

Auf nicht besonders guten zum Theil noch von Gestrüpp überwucherten Wegen ritten wir bis zum Flusse von Santa Catalina, dessen breites und steiniges Bett vermuthen läßt, daß er zur Regenzeit eine beträchtliche Wassermasse von den Bergen herab dem Asnamayu zuführt. Nach Erklimmung eines ziemlich jäh ansteigenden Hügels von nicht unbeträchtlicher Höhe erreichten wir das Etablissement von Santa Catalina, wo man bereits von unserer Ankunft benachrichtigt war.

Diese dem Dr. Eugenio Soriano gehörende Hacienda, eines der ältesten daselbst gegründeten Etablissements, hat mit allen dazugehörigen Ländereien eine Ausdehnung von nahe an 40 Leguas. Ein beträchtlicher, wenn auch bei weitem der kleinere Theil des dazu gehörigen Terrains ist bis jetzt in Cultur genommen. Vom Hause der Hacienda, das wie alle derartigen Gebäude sehr geräumig aber keineswegs luxuriös aus Palmen aufgeführt ist, genießt man gegen Norden und Nordosten eine ziemlich freie Aussicht auf die sanft gegen den Imaga zu ansteigenden cocabepflanzten Höhen, deren dunkeln Hintergrund die Wälder des erwähnten Gebirgszuges bilden; gegen Osten erstreckt sich der Horizont über eine Niederung, Uraycuna, wo sich eine große Menge Cocaplantagen befinden, und wird hier durch den Höhenzug der Yungas von Machacmarca begrenzt. Im Süden erheben sich die beiden Berge Hatun mozo und Chuy mozo und zwischen den Gipfeln derselben zeigen sich zuweilen die felsigen Gipfel der Cordillera de la Apachecta, im Westen bilden die Bergreihen von Arepucho die Grenzen.

Das einzige rentable Product dieses riesigen Ländercomplexes ist bis jetzt die Cocapflanze (Erythroxylon coca), die ausschließlich dem tropischen Amerika eigen ist und eine Familie mit wenigen Varietäten bildet. Die Pflanze erreicht eine Höhe von 1 bis 2 Meter, ihre Blätter sind oval, variiren jedoch bei einigen Varietäten in der Größe; die Blume ist weiß und giebt kleine eirunde, lebhaft roth gefärbte, harte Früchte. Zu ihrem Gedeihen verlangt die Pflanze ein heißes und feuchtes Klima und jedenfalls eine begrenzte Erhebung über dem Meeresspiegel. Nach Ausrottung des Waldes wird das Terrain von Wurzeln gereinigt und in sogenannte Catos von 40 Varas Länge und eben so viel Breite eingetheilt, worauf man die sogenannte Zonjada anlegt, d. h. regelmäßige Furchen (Umache) gezogen werden, in welchen man die Stecklinge pflanzt und festdrückt. Bereits im zweiten Jahre bieten sie eine Ernte und wenn sie ausgewachsen sind liefern sie per Cato etwa 250 Pfund Blätter. Um das Gedeihen der Bäume zu fördern muß das Land fleißig vom Unkraute gesäubert und von Zeit zu Zeit aufgelockert werden, wozu man sich eigenthümlicher Instrumente, Chonta,

Akmocaſſe und Tocti genannt, bedient. Die Pflanze giebt drei Ernten im Jahre, d. h. der Baum kann ohne Schaden zu leiden von 4 zu 4 Monaten seiner Blätter beraubt werden; diese Ernten oder Mitas finden statt im März, Juni und November.

So waren wir denn gerade zur Erntezeit eingetroffen und fanden bereits eine Menge Arbeiter und Arbeiterinnen mit der Apalla oder dem Ablesen der Blätter beschäftigt, zu welchem Zwecke sie früh am Morgen mit einem großen Sack auf dem Rücken ausziehen und gegen Abend das Ergebniß ihrer Arbeit auf dem hierzu bestimmten gedielten Boden des Hauses auf Haufen schütten, welche dann vom Verwalter gewogen werden und wofür man ihnen den entsprechenden Lohn in Geld oder trockener Coca gutschreibt. Je 12 Pfund frisch gesammelter Blätter bilden eine Tarea und dafür werden 2 Real in Geld oder 1 Pfund getrockneter Coca bezahlt. Ein fleißiger und gewandter Arbeiter kann täglich gegen 3 Tareas oder 36 Pfund pflücken.

An der Nordseite des Hauses befindet sich ein 37 Schritt langer und 30 Schritt breiter sorgfältig geebneter und zur Hälfte sehr gut gepflasterter freier Platz, das sogenannte Tendal, auf welchem die frisch eingebrachten Blätter, Mato genannt, zum Trocknen an der Sonne ausgebreitet werden; über den nicht gepflasterten Theil werden große im Lande selbst gewobene Drilltücher, Fergones, gebreitet und darauf die Blätter geschüttet, die von Zeit zu Zeit durch die Tendaleros mit Palmbesen umgewendet werden. Um gute Coca zu erhalten muß das Trocknen derselben an der Sonne rasch von statten gehen; wird dieser Trocknungsproceß unterbrochen oder werden die Blätter gar vom Regen durchnäßt, so giebt es eine sehr schlechte Sorte, Chocta genannt, die nur ganz geringe Preise holt.

Auf die Qualität der Coca hat nicht nur das Alter des Baumes, sondern auch das Volumen des Blattes großen Einfluß. Die kleinblätterige Varietät führt den Namen Coca té und wird auch sehr häufig als Thee consumirt.

Ist der Trocknungsproceß glücklich vollendet, so werden die Blätter in massiven Holzkästen festgetreten und aufbewahrt, bis sie unter einer sehr roh gearbeiteten Art von Spindelpresse in Packen von je 2 Cestos oder 50 Pfund gepreßt und in dieser Verpackung exportirt werden. Jeder solcher Packen heißt ein Tambos und repräsentirt bei den augenblicklich hohen Preisen einen Werth von 24 Dollars nach den Verkaufsplätzen geliefert; in normalen Zeiten kostet er 16 Thlr. und etwa 10 bis 12 Thlr. am Productionsplatze. Der Frachtpreis von den Yungas bis nach Totora variirt je nach der mehr oder minder trockenen Jahreszeit von 2 bis 5 Thlr. per Centner.

Die Blätter der Coca werden bis jetzt fast nur zum Kauen benutzt, aber von der Indianerbevölkerung in Peru und Bolivia und zum Theil von den Gauchos der argentinischen Republik in unglaublicher Menge consumirt. Der Gebrauch dieser Pflanze als Kaumaterial vermischt mit einer aus Kalk und Asche, oder auch aus Kartoffel und Asche vermischten Paste, Llicta genannt, verliert sich in das graue Alterthum des Incareiches, wo in allen Posthäusern und Militairetappen für die Chasquis oder Postboten und für die Truppen stets eine hinreichende Menge Coca vorräthig gehalten werden mußte. Auserlesen gute Coca (Supakcoca) wurde an den Hof zum Gebrauche des Inca und der Prinzen von Geblüt abgeliefert.

Die Wirkungen der Coca, in mäßigen Dosen genossen, sind keineswegs so schrecklich, wie dieselben von Pöppig in seinem Reisewerke geschildert werden. Die Chemie und Therapeutik in Europa hat in letzterer Zeit sich mit dem Studium der Eigenschaften dieser höchst interessanten Pflanze beschäftigt.

Nach dem motivirten Gutachten des Dr. Reis in Paris und nach der Erfahrung hiesiger Aerzte ist das Cocain und das Elixir ein specifisches Mittel gegen die Fieber. — In Dosen von 30 bis 40 Gramm hat sie allerdings toxische Wirkungen erzeugt, Fieber, Hallucinationen und Delirium; und in Dosen von 15 bis 20 Gramm vermehrt sie den Herzschlag. Um sich in Coca zu berauschen und jene Erscheinung hervorzubringen, von welcher Pöppig spricht, muß man dieselbe in absoluter Ruhe und Unthätigkeit und in sehr bedeutenden Dosen genießen. — Eine andere interessante, unleugbare, auch von Dr. Reis angeführte und hier zu Lande allbekannte Thatsache ist, daß der Gebrauch der Coca, selbst in ziemlich beträchtlicher Dosis, das Leben nicht verkürzt, denn in den Hochlanden von Peru und Bolivia giebt es eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl von Greisen von 70 bis 80 Jahren, die von frühester Jugend an Cocakauer gewesen.

Die Wirkung der Coca besonders auf die Respirationsorgane in bedeutend verdünnter Luft ist eine durch die Praxis bestätigte, unleugbare Thatsache. Ohne die geringsten Athmungsbeschwerden trabt der indianische Postillon zu Fuß über Höhen von 15,000 bis 16,000 Fuß, gekräftigt durch sein Cocapriemchen, das ihm eben so wenig fehlt wie dem Matrosen am Steuer sein Tabackspriemchen. Ob der Saft der Coca conservirend auf die Zähne wirkt, wie hier zu Lande allgemein geglaubt wird, wage ich weder zu behaupten noch zu bestreiten; Thatsache ist, daß die hiesigen Indier fast ohne Ausnahme schöne weiße und gesunde Zähne haben, und selbst in den aus alten Grabdenkmalen ausgegrabenen Schädeln sind nur selten Zahnlücken bemerkbar. —

Aus allen Erdtheilen.

Erinnerung an Agassiz.

Am 14. December 1873 hat Franz Agassiz in Boston sein Leben beschlossen, das ganz der Wissenschaft geweihet war. In ihm ist einer der ausgezeichnetsten Naturforscher unseres Jahrhunderts dahin geschieden und ewiger Nachruhm ist ihm sicher; auch unter den Lebenden hat ihm die Anerkennung nicht gefehlt, welche in vollem Maße ihm gebührt. Nachdem er von seiner letzten wissenschaftlichen Reise auf dem Schiffe „Hassler“ nach Massachusetts heimgekommen war, hielt er in dem von ihm gegründeten Museum für vergleichende Zoologie in Cambridge zwölf Vorträge über die Methode der Schöpfung, in welchen er die Endergebnisse seiner umfassenden Studien zusammenfaßte und übersichtlich schilderte; insbesondere trat er scharf gegen manche Hypothesen Darwin's auf. Eine wissenschaftliche Würdigung seiner großen Verdienste ist Sache der Naturforscher, wir aber wollen es uns nicht versagen, unseren Lesern einen Nachruf mitzutheilen, welcher in Californien ihm von deutscher Seite gewidmet worden ist. Wir finden denselben in der „California Staatszeitung“ vom 18. December 1873.

„Im Jahre 1846 nahm Agassiz einen Ruf nach den Vereinigten Staaten an und wurde Professor der Zoologie und

Geologie an der „Lawrence Scientific School" in Cambridge bei Boston. Von 1852 bis 1854 lebte er in gleicher Eigenschaft in Carolina. Das südliche Klima sagte ihm nicht zu, und er kehrte nach dem Norden zurück, ordnete die Materialien, welche er über die Seethiere der Küsten Georgias und Nord-Carolinas gesammelt hatte, machte dann Reisen durch die Union, hielt öffentliche Vorlesungen und beschäftigte sich mit Untersuchungen über die nordamerikanische Thierwelt. Seine auf diese Studien bezüglichen Werke erschienen theis in Neuyork, theils in Boston. Er lehnte einen Ruf nach Edinburg sowie einen andern nach Paris (1857) ab und machte 1865 bis 1866 eine Erforschungsreise nach Brasilien, wobei er von der brasilianischen Regierung in liberaler Weise unterstützt wurde. Das Resultat dieser Reise legte er in einem 1868 erschienenen Buche: „A Journey in Brazil", nieder.

Im Jahre 1871 trat Agassiz seine letzte große Reise mit dem Dampfer „Hassler" an. Er umschiffte Cap Horn, hauptsächlich um die westamerikanischen Küstengewässer und ihre Fische zu studiren. Wie er auf dieser Reise im Jahre 1872 nach San Francisco kam und hier Vorlesungen hielt, ist allen unseren Lesern noch in Erinnerung. Seit seiner Rückkehr hat er in Cambridge gelebt.

Während Agassiz sich als wissenschaftlicher Forscher die Anerkennung der ganzen civilisirten Welt erworben hat, muß ihm in noch viel höherm Grade die Anerkennung der Amerikaner zu Theil werden. Denn während andere Länder nur durch die neuen Aufschlüsse seiner Werke profitirten, trat er hier als Lehrer in directen Verkehr mit der heranwachsenden Jugend, und der wohlthätige Einfluß, den er als solcher in 25 Jahren auf amerikanische Geistesrichtung ausgeübt hat, ist in allen Theilen der Union deutlich erkennbar. Während wir heute fast nichts von einer Förderung philologischer Studien in Amerika bemerken, während gründliche amerikanische Geschichtsforscher eine Seltenheit sind, sehen wir andererseits auf allen Gebieten der Naturwissenschaften in den Vereinigten Staaten ein frisches und lebendiges Regen und Treiben, und die Namen zahlreicher amerikanischer Naturforscher ließen sich aufzählen, die auch unter den besten Gelehrten Europas einen ehrenvollen Namen genießen würden. Dieser unverkennbare Aufschwung amerikanischer Naturforschung aber ist in erster Linie das Verdienst des Professor Agassiz. Er verstand es, eine wunderbare Anziehungskraft seinen Schülern gegenüber in Wirkung treten zu lassen, und die zahlreichen jüngeren Gelehrten, welche aus seiner Schule hervorgegangen sind, besitzen fast alle jenen frischen Geist unermüdlicher Forschung, jenes lebendige vorurtheilsfreie Verständniß für das Leben der Natur, welche ihren großen Meister auszeichneten. Der Tod des Professors Agassiz ist ein schwerer Verlust für Amerika, aber der Nutzen, den der Verstorbene unserm Lande geschaffen hat, wird nachhaltig sein, und wir hoffen, daß auf der Grundlage der von ihm ausgegangenen Anregung das Studium der Naturwissenschaften in den Vereinigten Staaten fröhlich fortblühen wird."

Fortdauer des Sklavenhandels in Buchara.

Die Russen haben in den mit Chiwa und Buchara abgeschlossenen Verträgen auch die Abschaffung des Sklavenhandels durchgesetzt und man hat ihnen bündig versprochen, daß es mit derselben ernst genommen werden solle. Bisher ist das jedoch nicht der Fall gewesen. Denn es hat sich jetzt herausgestellt, daß derselbe trotzdem im Schwange geht, sogar in unmittelbarer Nähe der russischen Grenze. Die Sache war nicht mehr abzuleugnen, seitdem Herr Schuyler, Secretär bei der nordamerikanischen Gesandtschaft in St. Petersburg, während seines Ausfluges in Centralasien auf dem Bazar in Buchara einige Dutzend Menschen, hauptsächlich Knaben und alte Männer, zum Verkauf ausgestellt fand. Schuyler that, als ob er ein paar Sklaven kaufen wolle, und fing zu handeln an, namentlich um einen Knaben, der erst vor ein paar Monaten in der Gegend von Asterabad (— in Persien an der Südostküste des Kaspischen Meeres —) von Turkomanen geraubt worden war. Der Knabe wurde ihm für 225 Rubel zugeschlagen und er sollte einen Theil dieser Summe im Voraus anzahlen. Nun kamen die Mirzas, welche von Seiten der Regierung ihm als Begleiter beigegeben worden waren und die sich auf einige Zeit von ihm entfernt hatten, wieder auf den Bazar zu ihm und waren sehr erschrocken als sie sahen was vorging. Sie fingen Zank und Streit über den Preis an, nur um den Handel vor den Bazaraufseher zu bringen; es lag ihnen daran, daß aus demselben nichts werden solle. Der Aufseher jedoch erklärte rundweg, daß der Knabe dem Käufer zu verabfolgen sei, falls dieser die bedungene Summe zahle. Nun wurde aber der Knabe nicht abgeliefert, es hieß, er sei entlaufen! Die Mirzas versicherten hoch und theuer, daß der Sklavenhandel nicht mehr betrieben werde, nur dann und wann könne man wohl noch einen Menschen für Geld kaufen; sie wollten die Sache beschönigen. Schuyler aber ermittelte gerade damals, daß eben eine Karawane mit 60 Sklaven in der Stadt Buchara angekommen sei; man hatte ihr aber die Weisung gegeben, außerhalb der Stadtmauern zu bleiben, damit der Amerikaner nichts davon erfahre und den russischen Behörden in Samarkand keine Anzeige mache. Doch Schuyler wollte den Mirzas (Beamten) zeigen, daß sie ihn nicht hinters Licht führen könnten; er ging mit seinem Dschigits, d. h. einheimischem Diener, auf den Bazar und kaufte einen andern, sieben Jahre alten persischen Knaben, welchen die Turkomanen vor etwa drei Jahren geraubt hatten. Er zahlte die verlangten 175 Rubel, nahm den Knaben in aller Stille mit in seine Wohnung und gab erst in dem Augenblicke, da er Buchara verließ, dem Bazaraufseher Kunde von Allem, was geschehen war. Nun versuchte dieser ihm den Knaben mit Gewalt zu entreißen, aber der Diener erwies sich treu, und so gelang es dem Amerikaner, mit dem Knaben nach Samarkand zu kommen. Dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, daß General Kaufmann den Artikel über Abschaffung der Sklaverei in den neuen Vertrag mit Buchara setzte. — Die Russen, das versteht sich von selbst, meinen es durchaus ehrlich mit der Sache, aber sie werden ein schweres Stück Arbeit haben, weil die ganzen gesellschaftlichen Einrichtungen in diesen mohammedanischen Ländern auf Sklaverei beruhen, weil die Bevölkerung sich ein Land und ein Staatswesen ohne dieselbe gar nicht denken kann; Sklaven besorgen von altersher alle Arbeit. Die abendländischen und die morgenländischen Anschauungen über Sklaven und Sklavenhandel stehen einander diametral gegenüber und es fragt sich sehr, ob eine Ausgleichung überhaupt möglich ist, so lange es einen Mohammedanismus giebt.

* * *

— Der „Newyork Herald" zählt 44 große transatlantische Dampfer auf, die zwischen 1841 und 1873 (31 Jahre) strandeten, untergingen und verbrannten. Das Register beginnt mit dem am 11. März 1841 von Neuyork abgegangenen und seitdem verschollenen „President", zählt sodann der Reihe nach auf die Schiffe: Columbia, Great-Britain, Helene Sloman, St. George, Humboldt, City of Glasgow, Franklin, Arctic, City of Philadelphia, Pacific, Le Lyonnais, Tempest, Newyork, Austria, Argo, Indian, Hungarian, Connaught, Canadian, North-Briton, Norwegian, Anglo Saxon, Georgia, Bohemian, City of Newyork, Jura, Jowa, Glasgow, Scotland, Hibernia, United Kingdom, Germania, Cleopatra, City of Boston, Cambria, Dacian, Tripoli, Britannia, Atlantic, City of Washington, Ismailia und Missouri, und schließt mit der Ville du Havre. Nahe an 5000 Menschen kamen dabei ums Leben. So verlor der Dampfer City of Glasgow, der im Frühjahre von Glasgow ausfuhr und von dem nie wieder etwas gehört wurde, 480, der „Arctic", der am 27. September 1854 nahe Neufundland mit dem französischen Dampfer „Vesta" collidirte, 300, der „Pacific", am 23. Januar 1856 von Liverpool abgegangen und seitdem verschollen, 200, „Le Lyonnais", der am 2. November 1856 bei Nantucket mit dem „Adriatic" collidirte, 120, „Austria", am 13. Septem-

ber 1858 auf offener See verbrannt, 470, „Hungarian", bei Nova-Scotia gestrandet, 200, „Anglo-Saxon", am 27. April 1863 bei Cape Race gestrandet, 207, „City of Boston", am 25. Januar von Neuyork abgegangen und seitdem verschollen, 160, „Cambria", am 19. October 1870 an der irländischen Küste gestrandet, 190, „Atlantic", am 1. April 1873 an der Küste von Nova-Scotia gestrandet, 562, „Ville du Havre", 226 Menschenleben u. s. w.

— Theehandel. Für denselben bleibt London noch immer der bedeutendste Markt, auch nachdem eine sehr beträchtliche Menge Thee direct aus China nach San Francisco verschifft wird, von wo er dann auf der Pacificbahn nach Chicago und den großen Plätzen in den östlichen Staaten geht. Auch Rußland führt zur See große Quantitäten ein; St. Petersburg erhielt 1873 etwa $5^1/_2$ Millionen Pfund direct aus China. London hatte zu Ende des Jahres einen Vorrath von 97,000,000 Pfund auf Lager. Der indische Thee wird mehr und mehr beliebt; er steigt im Preise, weil die Qualität immer besser wird. — Die gesammte Einfuhr von Thee in Großbritannien hat 1873 betragen 164,000,000 Pfund, gegen 182,250,000 Pfund im Jahre 1872; davon sind im Inlande verbraucht worden respective $131^1/_2$ Millionen und $127^1/_2$ Millionen Pfund; der Verbrauch ist also 1873 um 4 Millionen stärker gewesen. Die Ausfuhr stellte sich 1872 auf $39^1/_2$ und 1873 auf 34 Millionen Pfund.

— Die Jagd auf Klapperschlangen in Kentucky läßt nichts zu wünschen übrig; sie ist in der jüngsten Zeit ungemein ergiebig ausgefallen, namentlich in der Umgegend der Stadt Bremen. Da lebt in der Nähe im Dorfe Hopkins ein Bauer, Jacob Krummbacher genannt, welcher den lästigen Kriechthieren eifrig nachstellt. In der ersten Woche des Novembers fand er unweit von seinem Hause im Gehölz eine alte Klapperschlange mit sieben Jungen; sie verbargen sich unter einem Holzhaufen, der dann in Brand gesteckt wurde. Ein paar Tage später traf er wieder acht Stück, die er allesammt todtschlug. Bei weiterm Nachsuchen entdeckte er dann die Höhle, welche die Schlangen sich zu ihrem Winterquartier auserkoren hatten, sie lag an einem Hügelabhange und war etwa 15 Zoll tief. Am 28. November umstellte er sie gemeinschaftlich mit einigen Nachbarn und die Jagd begann. Nicht weniger als 99 Klapperschlangen und 19 Schlangen anderer Art wurden getödtet; von jenen war die größte 5 Fuß lang; die durchschnittliche Länge betrug 2 bis 3 Fuß. Diese Höhle ist etwa eine halbe Wegstunde von einer Stelle entfernt, wo ein Herr Galbraith eine Colonie von 105 Klapperschlangen aufstörte. Der Instinct dieser Thiere ist bewundernswürdig. Im Sommer halten sie sich in einem großen Walde in der Nähe eines Flusses, des Pond River, auf, aber im Spätherbst, wo derselbe über seine Ufer tritt, beginnen sie eine Wanderung in das Hügelland und machen sich Höhlen, um in trockenem Erdreich zu überwintern.

— Im Territorium Colorado stellt man anderm Wild als den Klapperschlangen nach und die Jäger erklären dieses Gebiet für „Nimrod's Paradies". Sie finden dort Büffel, Elenn, Hirsche mit schwarzem und weißem Schwanze, Bergschaf, Antilope, den braunen, schwarzen und grauen Bär, wilde Puter, Feld- und Waldhühner, Schneehühner (sogenannte Bergwachteln) im Hochgebirge, Enten und Gänse verschiedener Arten, Schwäne und Schnepfen. Man hat auch die californische Wachtel eingewöhnt. Noch immer sind Pelzthiere in Menge vorhanden: Biber, Otter, Minx, Marder, Wiesel; rothe, graue, schwarze und silbergraue Füchse und außerdem verschiedene Varietäten, welche, wie man meint, durch Kreuzung entstehen. Ferner hat man den großen grauen und weißen Waldwolf, den weißen und den grauen Prairieschakal (Coyote), den schwarzen Prairiewolf, den Panther oder sogenannten californischen Löwen, den Luchs, den Fjellfraß (Wolvrene), Wildkatzen, Dachse, Stinkthiere (Skunks) und das Erdschwein. Die Jäger müssen die verschiedenen Reviere genau kennen, weil bei der Bodengestaltung des Territoriums das Wild nicht etwa gleichmäßig vertheilt ist, sondern manche Arten nur auf gewissen Strecken zu finden sind. Es ist aber keineswegs selten, daß zwei gute ortskundige Jäger in ein paar Tagen einen großen Frachtwagen voll Büffel, Hirsche und Antilopen heimbringen. Fünf bis sechs Dutzend Hühner an einem Tage auf jeden Lauf sind gleichfalls nicht selten. Im Laufe des Jahres 1872 sind in Colorado ungefähr zweimalhunderttausend Büffel bloß der Haut wegen erlegt worden, und diese schnöde Verwüstung wird andauern, so lange der Preis der Häute „das Geschäft" einträglich macht und überhaupt noch Bisonten vorhanden sind. Die Schneehühner findet man nur in der Nähe der Schneegrenze im Hochgebirge und ihr Fleisch wird sehr geschätzt. Weißschwänzige Hirsche sind nicht häufig; man findet sie nur im niedrigen Hügellande in der Nähe der Wasserläufe; die mit schwarzem Schwanze kommen im hohen Gebirge vor; bei anhaltendem Sturmwetter gehen sie in die Hügelregion herab und werden dann in Menge geschossen. Die Bären sind über das ganze Gebirgsland verbreitet.

— Ueber den Vogel Dodo, der angeblich von den Samoainseln lebendig nach Honolulu gebracht worden ist, gaben wir S. 80 mit aller Vorsicht eine Notiz. Wir sind nun überzeugt, daß jene Angabe auf einer Verwechselung beruht. Höchst wahrscheinlich ist mit jenem Vogel die Samoataube gemeint (Didunculus strigirostris), von welcher sich ein lebendiges Exemplar im Zoologischen Garten zu Hamburg befindet. Dieser Vogel geht seinem Aussterben entgegen, ist aber nichts weniger als ein Dodo, welcher, wie wir unsererseits auch angegeben hatten, nur auf den Maskarenen im Indischen Ocean gelebt hat.

— Eine Muttergottesprocession in Indien ist von dem deutschen Jesuiten Pater Hauser am 7. December 1873 veranstaltet worden und zwar von Bombay aus nach dem Berge Poensur in Salsette. Etwa 500 Gläubige des Pfarrsprengels von St. Peter in Bandora mußten drei Tage vor Antritt der Wallfahrt von früh bis spät Gebete hersagen; dann fuhren sie auf der Eisenbahn und zogen mit Fahnen 2c. in eine Capelle, die einst eine indische Pagode war. In derselben ist ein großes Marienbild aufgestellt, vor welchem der Jesuit Hauser eine Predigt in englischer Sprache hielt; er führte aus, weshalb gerade in dieser schlimmen Zeit eine Wiederbelebung derartiger Wallfahrten stattfinde. Er schärfte den Gläubigen ein, ja recht fleißig für den schwer heimgesuchten Papst und für Bekehrung der „Sünder" zu beten. Diese Predigt wurde dann von einem eingebornen Priester ins Maharatta übersetzt.

— In Buenos Ayres war in früheren Jahren ein Betrunkener eine Seltenheit; seit der außerordentlich beträchtlichen Einwanderung von Europäern hat sich das geändert, denn im Polizeigebäude werden jetzt im Durchschnitt täglich 12 bis 15 Trunkenbolde eingebracht. Im Jahre 1872 haben, laut amtlichen Berichten, 5779 Verhaftungen wegen Trunkenheit stattgefunden; 675 waren Frauen, so daß eine betrunkene Frau auf 8 bis 9 Männer kommt!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XXV. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. 1874.

Unter den Laosvölkern am obern Mekong.

III.

Die gefährlichsten Stromschnellen des Mekong. — In Muong Mai. — Birmanische Handelsleute. — Der Holländer Duyshart als Geograph des Königs von Siam. — Pak Lay. — Alte Karawanenstraße der Chinesen. — Bang kokjay. — Der wilde Stamm der Khmus. — Fischreichthum.

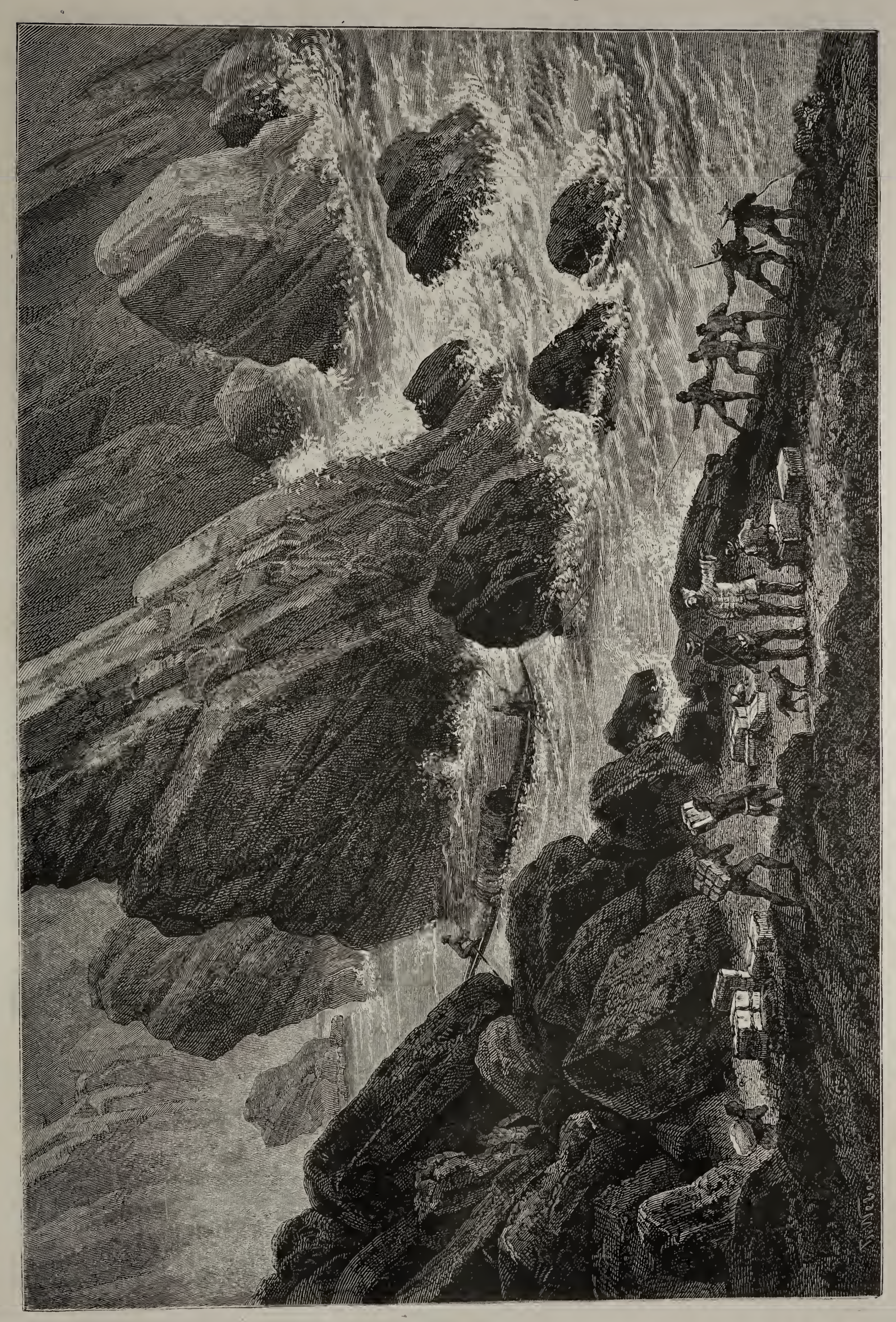
Von Vien schan ab beginnt die gefährlichste Strecke, welche der **Mekong** überhaupt für die Stromfahrt darbietet. Er ist dort zwischen Uferhöhen förmlich zusammengedrängt. Bisher floß er ruhig, majestätisch und mit häufigen Windungen durch die weite Hochebene des centralen Laos; nicht selten nahm seine Breite mehrere Kilometer ein; nun aber betrug dieselbe kaum 500 bis 600 Meter; bei niedrigem Wasserstande nimmt er überdies nur einen Theil dieses Raumes ein und das ganze Bett ist mit Steinmassen und Felsen in wirrer Art förmlich übersäet. Dieses Steinlabyrinth bildet eine colossale Mosaik aus Mustern aller metamorphischen Gesteine: Marmor, Schiefer, Serpentin, selbst Jadestein etc. und alle sind so glatt als wären sie polirt. In der Mitte ist man kann wohl sagen ein Spalt, eine Rinne von oft nur 40 Meter Breite als Fahrwasser, das nicht selten eine Tiefe von über 100 Meter hat. In ihr drängt sich das Wasser des Stromes zusammen, der wie rasend zwischen steil emporragenden Felsenmassen hindurch stürmt. So ist der Mekong, vereinzelte Stellen abgerechnet, so weit Lagrée's Expedition ihn verfolgte und vielleicht behält er diesen Charakter bis nach Tibet hinein. „Kein anderer Strom auf Erden bietet auf einer so weiten Strecke eine so eigenthümliche und merkwürdige Physiognomie dar."

Zwölf Miles oberhalb Vien schan beginnt diese Region der Stromschnellen; bis dahin sind die Ufer noch angebaut und man sieht viele Dörfer. Da wo dann die Felsen zuerst dicht an den Strom treten, verengt dieser sich sofort bis auf 200 Meter, hat aber noch ruhiges Wasser und ist hart am Ufer 48 Meter tief. Bald war der Fluß nur noch kaum 100 Meter breit, aber 60 Meter tief; nirgends eine Spur von Menschen und Wohnungen! Noch waren die Anhöhen bewaldet, aber bald nachher wurden sie von da an, wo die eigentlichen Stromschnellen beginnen, nackt und kahl. Die Bootsleute erklärten, daß sie außer Stande seien die Fahrzeuge durch dieses Labyrinth von Klippen zu schaffen; man mußte daher Männer aus einem oberhalb der Katarakten liegenden Dorfe holen, welche dann auch hülfreiche Hand leisteten um die Boote, so leicht diese auch waren, bis zum nächsten Muong (Ortschaft) zu bringen, das Xieng Kang heißt.

Der Strom hat in diesem Gewirr während der trockenen Zeit eine Fahrrinne; jetzt, da eben die Regenzeit begonnen hatte, war er an mehreren Stellen über dieselbe ausgetreten und bildete eine Reihenfolge kleiner Seen, von denen manche keinen Abzug hatten; viele standen mit einander derart in Verbindung, daß der Abfluß kleine Kata-



Pagode, Reisfelder, Coryphapalmen in Muong Mai.



Fahrt durch eine Stromschnelle des Mekong.

ratten bildete. Indeß auch in der Fahrbahn selbst war der Strom so heftig, daß man, wie unsere Illustration (S. 131) veranschaulicht, treideln und an den allerschwierigsten Stellen auch abladen, das Gepäck durch Träger fortschaffen und an einem günstigern Platze wieder einladen mußte. Begreiflicher Weise kam man nur langsam vorwärts und gelangte nach großen Mühen und Beschwerden bis an den Kang (d. h. in Laos Stromschnelle) schan. Dort aber wollten die Bootsleute, welche man in Nong Kai bekommen hatte, um keinen Preis weiter; man mußte aus einem reichlich eine deutsche Meile weiter aufwärts liegenden Dorfe neue Barken und Bootsleute kommen lassen.



Birmanische Handelsleute in Muong Mai.

Auf eine weitere Schilderung der vielen Schwierigkeiten, welche bei der Stromfahrt überwunden werden mußten, brauchen wir nicht einzugehen; das eben Bemerkte genügt vollauf. Die Expedition erreichte Xieng Kang. Vor der Zerstörung der Hauptstadt (Vien schan) lag dieser Muong auf dem linken Ufer des Stromes, aber die Siamesen befolgen die Politik, die Hauptortschaften der laotischen Provinzen von diesem Ufer auf das rechte zu verlegen, damit im Fall einer Rebellion der Strom nicht als Vertheidigungslinie dienen könne. Auch Xieng Kang mußte deshalb verlegt werden und heißt seitdem Muong Mai, während die frühere Benennung daneben noch immer gebraucht wird.

Dieser Ort hat eine anmuthige Lage; der Abhang der Berge ist nicht gerade schroff, sie sind auch von bewaldeten Thälern durchschnitten, in deren jedem ein klarer Bach fließt. Das Dorf ist recht hübsch gebaut, die Häuser sind nicht niedrig und die Leute verspinnen Baumwolle, welche nach eingethaner Reisernte in der trockenen Jahreszeit gebaut wird. Die Hauptpagode liegt dort, wo die Reisfelder beginnen und wo prächtige Corypha-palmen stehen; sie ist im Innern reich ausgeschmückt.

Als die Expedition in Muong Mai Rast hielt und sich die Pagode betrachtete, war sie überrascht auf dem Vorhofe derselben birmanische Hausirer anzutreffen, welche allerlei Siebensachen zum Verkauf ausgelegt hatten, insbesondere englische Baumwollenzeuge und Quincaillerien. Muong Mai ist nur etwa 60 deutsche Meilen von Maulmän entfernt, das am Golfe von Martaban liegt, im Mündungsgebiete des Saluenstromes, und einen wichtigen Absatzmarkt und Stapelplatz bildet. Von dort aus ziehen Handelsleute aus dem britischen Birma (Pegu) mit allerlei Waaren durch die inneren Landschaften der Laos, deren Bedarf sie sehr wohl kennen; dieser Handel wirft ihnen beträchtlichen Nutzen ab.

Auch der Gouverneur von Xieng Kang war nach Bangkok gereist, aber die Europäer fanden doch von Seiten der Rathsversammlung (Seña) eine sehr freundliche und gastliche Aufnahme. Man sagte ihnen, daß zwischen dem Staate Xieng Mai und den Engländern Streit herrsche über die Ausbeutung der Teckholzwälder. Die Eingeborenen waren mit dem von Seiten der siamesischen Regierung in dieser Angelegenheit abgegebenen Urtheile nicht zufrieden, weil dasselbe zu Gunsten der Engländer lautete; das Volk war mißvergnügt und die Mandarinen von Xieng Kang hofften, daß sie im Fall eines Krieges von dem Könige Luang Prabangs Unterstützung erhalten würden. Es wurde hinzugefügt, daß die Engländer Offiziere mit Mannschaften ins Land geschickt hätten; diese kämen eben jetzt stromab und die Franzosen würden ihnen wohl unterwegs begegnen.

Garnier sagt: „Diese letztere Nachricht wirkte auf uns wie ein Keulenschlag! So waren denn Andere uns zuvorgekommen in einer Gegend, welche wir erforschen wollten, und nun waren wissenschaftliche Nebenbuhler dort!" Da die Engländer im nördlichen Hinterindien sich überhaupt viel zu schaffen machen, so hatten die Franzosen keinen Grund die Richtigkeit jener Nachricht zu bezweifeln. Sie ihrerseits waren von dem Gouverneur zu Saigong mit nur armseligen Mitteln für eine in jeder Beziehung hochwichtige Erforschungsreise ausgerüstet und Garnier hat vollkommen Recht, wenn er sich in seinen Schilderungen über eine so erbärmliche Knauserei bitter beschwert. Nun sagte man, daß nicht weniger als vierzig Engländer in Laos umherzögen! Von Pak Lay bis Luang Prabang war der Lauf des Stromes durch Mouhot bekannt geworden, was aber von Pak Lay südlich liegt, jetzt durch Lagrée's Expedition. Hier gebührt ihm unbestritten die Priorität. Sie tröstete sich damit, daß sie weiter im Norden an den Engländern „Revanche" nehmen und möglicher Weise in Tibet bis an die Quellen des Mekong vordringen werde. Dorthin ist sie freilich nicht gekommen.



Wilder vom Stamme der Chmus bei Ban Kokjay.

Bei Xieng Kang begegnete den Europäern ein großes aus Bambusstämmen zusammengesetztes Floß; es bildete eine geräumige schwimmende Wohnung. Auf solchen Fahrzeugen, die in Menge vorkommen, befördert man Reisende und Waaren in beträchtlicher Menge stromab. Jenes Floß war gedrängt voll von Bonzen und anderen Eingeborenen aus Luang Prabang, welche nach dem berühmten Heiligthume von Pönom wallfahrteten.

Als die Expedition stromaufwärts fuhr und nur noch einige Meilen von Pak Lay entfernt war, erfuhr sie, daß die Engländer sehr bald kommen würden, und in der That ließ sich gegen Mittag ein Floß blicken. Ein Weißer befand sich nicht auf demselben, man erfuhr jedoch, daß ein zweites Floß bald mit drei Europäern nachkomme. Demnach waren die vierzig Engländer auf drei Personen zusammen geschmolzen, die zur Ueberwachung einen siamesischen Mandarinen bei sich hatten. Diese Angabe erregte Zweifel über die Beschaffenheit der englischen Expedition. Bald erschien das zweite Floß und in Lagrée's Auftrage begab Garnier sich an Bord desselben. Statt englisch uniformirter Leute fand er einen einfach gekleideten Europäer, welcher ihm auf Französisch einen guten Tag sagte. Der Mann hatte im französischen Cochinchina ein Amt bekleidet, war von Geburt ein Holländer, Namens Duyshart, und dann in die Dienste des Königs von Siam getreten, der

ihn zu seinem Geographen ernannt hatte. Während der letzten trockenen Jahreszeit war er von Bangkok aus auf dem östlichen Arme stroman gefahren so weit derselbe schiffbar ist, war dann über Land bis an den Mekong gegangen, den er bei Xieng Kang erreichte, das so ziemlich an der Grenzscheide des birmanischen und des siamesischen Laos liegt. Von dort war er auf einem Flosse den Mekong hinabgefahren, um eine Karte des Stromlaufes zu entwerfen. Weil nun die Regenzeit angebrochen war, wollte er nach Bangkok zurück und erst im nächsten Jahre seine Arbeiten wieder aufnehmen. Vor dem Klima in Laos hatte er große Furcht und die Franzosen hielt er für Todescandidaten, weil sie so verwegen seien, während der Regenzeit weiter nach Norden hinaufzugehen. Seine beiden Begleiter waren siamesische Mischlinge. Duyshart hat eine Stromlänge von 120 Miles oberhalb Luang Prabang befahren, ist jedoch nicht bis außerhalb des siamesischen Gebietes gekommen. Xieng Kang, der nördlichste von ihm erreichte Punkt, liegt nur wenig oberhalb von 20° N. und westlich von der Ortschaft, in welcher Mouhot sein Leben beschloß. Die Reisenden übergaben ihm Briefe, Tagebücher und Karten, die denn auch alle richtig an ihre Bestimmung gelangt sind.

Pak Lay liegt in dichtem Walde. Dort sind neben den Häusern keine Palmen mehr und die Reisfelder, welche bis dahin allemal dicht neben den Dörfern lagen, waren hier eine beträchtliche Strecke weit landeinwärts und der unebene Boden war für den Anbau dieser Getreideart nicht eben günstig. Auch der Wald nahm sich recht finster aus; der Yao, dieser prächtige Oelbaum, aus dem man weiter südlich Nachen verfertigt, kommt nicht mehr vor. Dagegen erscheinen andere Gewächse, welche werthvolle Essenzen liefern. Nördlich vom Dorfe stand am Rande des Waldes eine sehr einfache ländliche Pagode zwischen vereinzelten Palmen.

Die Dorfbewohner feierten ein Fest, aus dem Walde ertönte heiteres Geschrei, an vielen Stellen waren kleine Altäre errichtet. Die Leute zeigten sich den Fremden gegenüber nicht im Mindesten zudringlich, kaum neugierig, sondern eher zurückhaltend. Schon vor sechs Jahren hatten sie einen weißen Mann gesehen; damals war Mouhot in Pak Lay gewesen. Dieser Reisende hat, beiläufig bemerkt, die von



Dorfpagode bei Pak lang.

ihm zwischen Korat und Luang Prabang besuchten Ortschaften viel zu weit nördlich eingetragen; er giebt z. B. für Pak Lay 19° 16′ 58″ N. an, während Garnier 18° 22′ 20″ N. fand.

Auf der hier erwähnten Strecke des Mekong ist der Stromverkehr, wie sich aus der Beschaffenheit des Laufes von selbst ergiebt, ein beschränkter, die Handelsbewegung jedoch nicht ganz ohne Belang. Zwischen Pak Lay und Luang Prabang führt am rechten Ufer eine ganz gute Straße hin, auf welcher Mouhot gewandert ist. Sie wurde früher von chinesischen Karawanen benutzt, die alljährlich aus der Provinz Yünnan kamen; ein Theil derselben zog nach Ken Tao, einer zwischen Muong Löi und Pak Lay liegenden Provinz, ein anderer gen Westen hin nach Muong Nan und Xieng Mai. Diese Karawanen bestanden aus etwa einhundert Männern und einigen hundert Pferden und Ochsen; sie vertauschten Posamentierwaaren, Rohseide und Golddraht gegen Baumwolle, Elfenbein, Rhinoceroshörner, Hirschgeweihe, Vogelfedern und getrocknete Krabben, welche letzteren aus Maulmän angebracht werden. Seitdem im südlichen China und am linken Ufer des Mekong die Gegend weit und breit durch lange Kriege beunruhigt worden ist und viel gelitten hat, wurde dieser Handelsverkehr gänzlich unterbrochen und man findet auf dieser alten Straße nur dann und wann peguanische Hausirer. Xieng Mai und Muong Nan verkehrten seitdem mit Yünnan auf dem bequemern Wege über Xieng Tong, den schon im Jahre 1837 Mac Leod einschlug.

Uebrigens ist der Strom als Transportstraße zwischen Luang Prabang und dem südlichen Laos immerhin von einiger Bedeutung, namentlich für den Localverkehr. Die obenerwähnten großen Bambusflöße schwimmen auch über die gefährlichsten Stromschnellen hinab, die Pirogen sind jedoch viel kleiner als im Unterlande, schon deshalb weil hier die mächtigen Stämme des Yaobaumes nicht mehr zu haben sind.

Die Strecke zwischen Pak Lay und Luang Prabang bot manches Neue dar; der Pflanzenwuchs hatte einen andern Charakter; die Kalkberge zeigten die wunderlichsten Formen und sahen oft wie glänzender Marmor aus; da wo sie steil abfielen, wurden sie bald von ruhigem Wasser bald von

schäumenden Wogen bespült. Ein großer Theil des Strombettes lag trocken, und auf den Sandbänken standen in großer Anzahl leichte Bambushütten, welche aber jetzt eben von den Fischern verlassen waren, weil das Anschwellen des Stromes jeden Tag erwartet wurde. Dann ward während dreier Tage kein Ort am Stromufer bemerkt; das Wetter wurde schlecht und es hagelte mehrfach, gewöhnlich etwa eine halbe Stunde lang.

Auf der Fahrt nach Bang kokfay waren wieder „ganz entsetzliche und äußerst abscheuliche“ Stromschnellen zu überwinden. Dort mußten die Reisenden noch einmal ihre Barken wechseln. Die Einwohner sind zumeist Laosleute, zu denen häufig und in beträchtlicher Anzahl „Wilde“ aus dem Gebirge der Umgegend kommen, um Tauschhandel zu treiben. Sehr zahlreich ist namentlich der Stamm der Chmus (Khmous). Der Gesichtsausdruck derselben zeugt nicht von Befangenheit und Furchtsamkeit, wie das im Süden bei denen der Fall ist, welche mit den Stadtbewohnern in Berührung kommen, sie gehen vielmehr mit letzteren auf dem Fuße der Gleichheit um. Ihr ganzes Auftreten zeigt etwas Männliches; sie wissen auch, daß man ihrer bedarf um die Gebirgspässe gegen etwaige Eindringlinge zu vertheidigen.

Bang kokfay kann als ein Fischerort bezeichnet werden. Die Leute warfen eben zum letzten Mal in der Jahreszeit die Netze aus und konnten mit dem Fange vollauf zufrieden sein. Die Fremden waren Zeugen, daß fünf bis sechs Mann erforderlich waren, um einen mächtigen Fisch auf das Ufer zu ziehen. Alle großen Ströme Süd- und Südostasiens sind überaus fischreich. Die vielen ruhigen und tiefen Stellen im Wasser machen ein ungestörtes Laichen möglich. Garnier kaufte einen Fisch, der über 60 Kilogramm wog, für 25 Sous nach französischem Gelde.

Zu Ende des April 1867 erreichte die Expedition Luang Prabang, die heutige Hauptstadt von Laos.

Eine Wanderung von Cape Coast zum Flusse Prah.

Die Besitzungen der Engländer an der Goldküste von Guinea liegen zwischen der sogenannten Zahnküste im Westen und der Sklavenküste im Osten, nehmen also das ganze Gestade ein von Apollonia bis über den Rio Volta, Cap St. Paul und die ehemals dänische Factorei Quittah hinaus. Im Westen reichen sie bis nahe an den Rio Tendo, der in eine nach ihm benannte große Strandlagune mündet. Zwischen dem Tendo und dem Prah (zwischen 5 und 6° N.) wohnen an der Küste die Amanaha und die Ahantas; nördlich von diesen die Denkiras. Der Fluß Prah oder Bosem Prah kommt aus Nordosten und nimmt von 6° N. an eine südliche Richtung; bis dahin bildet er die Südgrenze des Aschantilandes. Weiter abwärts vereinigt sich mit ihm am rechten westlichen Ufer der Ofim und von dort ab heißt er Tschama (englisch Chama), und an seiner Mündung liegt die früher holländische Stadt gleiches Namens, unter 5° N.

Das Küstengebiet am linken Ufer des Prah bis nach Osten hin wird von den gegenwärtig so oft genannten Stämmen des Volkes der Fanti bewohnt; nördlich von ihnen finden wir die Assin und nördlich von diesen bis zur Aschantigrenze die Akim. Dann folgen, östlich vom Sekomflusse, nördlich von Akkra, die Aquapim, östlich von diesen die Adangme, die bis an das rechte Ufer des untern Rio Volta reichen; auf dem linken Ufer finden wir an der Küste die Anglo und nördlich von ihnen die Krepi. Alle diese Völkerschaften zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen, deren jeder seinen Häuptling hat. Seitdem 1850 die Dänen und 1872 die Holländer ihre Besitzungen abgetreten haben, betrachten die Engländer sich als Herren der gesammten Küste und das ganze etwa 70 deutsche Meilen lange Gestadeland nebst allen Factoreien und Forts an denselben als ihnen unterworfen. Ueber die eingeborenen Stämme haben sie ein „Protectorat“; dieselben sind von ihnen abhängig und sollen gegen die Aschantis geschützt werden. Diese will man vom freien, directen Verkehr mit der See abschließen; sie sind insbesondere von den durch englischen Schutz übermüthig gewordenen Fantis häufig gereizt worden, und die Engländer haben mehr als einmal die bündig abgeschlossenen Verträge in unverantwortlicher Weise verletzt. Nun ist wieder Krieg, welchen die Engländer sich selber zugezogen haben. Man hat colossale Rüstungen getroffen und es darauf abgesehen, die Aschantis ganz und gar zu Paaren zu treiben. Am Schlusse des alten Jahres waren alle Vorbereitungen getroffen, um über die Grenze zu gehen, und in der Mitte des Januar überschritt General Wolseley den Prah, diesen „afrikanischen Rubico“, wie ein Berichterstatter der „Times Mail“ ihn bezeichnet. Dieser hat im December 1873 eine Wanderung von Cape Coast Castle aus nach jenem Grenzstrom unternommen und wir wollen seiner Schilderung Einiges entlehnen.

Von der Küste bis zu dem Punkte, wo der Prah überschritten werden sollte, beträgt die Entfernung 80 englische, sagen wir gegen 20 deutsche Meilen, welche der Berichterstatter, da er gute Träger hatte, in seiner Hängematte hin und zurück in neun Tagen zurücklegte. Die Soldaten haben für den Hinmarsch acht Tage nöthig und es sind für sie unterwegs acht Lagerplätze vorbereitet worden. Der weiteste Tagmarsch beträgt nur 12 Miles, doch wird man am ersten Tage deren nur 7 zurücklegen können, weil er der beschwerlichste ist. An der Küste sind alle großen Bäume umgehauen worden und dort fehlt jeder Schatten, während zu beiden Seiten des Weges undurchdringliches Gestrüpp sich befindet, welches der freien Luft den Zugang absperrt. Weiterhin tritt an die Stelle desselben wirklicher Hochwald; dem Pfad entlang erheben sich Riesenbäume, deren Gezweig denselben überschattet; hier ist man, einzelne zerstreut liegende Lichtungen abgerechnet, gegen Sonnenbrand geschützt. Von Mansu ab bis zum Prah und von diesem bis Kumassi hat man fast immer Schatten solcher Art; diese Stadt ist von Wald umgeben und auch die Adensihügel sind mit Bäumen bestanden. Vier Tagereisen über Kumassi hinaus gelangt man schon in eine Gegend, welche dem Stromgebiete des Niger angehört, auf eine ausgedehnte wellenförmige Ebene, auf welcher Mohammedaner in Städten wohnen, die mit Erdmauern umzogen sind. Diese Mohammedaner haben Reiterei, pflanzen und weben Baumwolle; sie stehen mit den Aschantis in Verkehr, diese haben ihnen jedoch den Durchzug nach der Küste, den man ihnen selbst verwehrt hat, nicht gestattet.

In einem großen Theile des innern Sudan sind bekanntlich viele Völker zum Mohammedanismus bekehrt worden.

Es erscheint in Bezug auf die Verbreitung desselben bemerkenswerth, daß die Fulbe, die Mandingos und andere zum Islam sich bekennende Völker nur in solchen Gegenden ihre Herrschaft zu begründen vermochten, wo sie im Kriege ihre Reiterei zu verwerthen im Stande sind. Die mit Wald bestandenen Länder in der Gestaderegion blieben bis heute dem Mohammedanismus unzugänglich und verharren bei ihrem alten Fetischdienst. In einzelnen Gruppen und Niederlassungen findet man jene allerdings unter diesen angesiedelt, so z. B. bei Sherbro, in Sierra Leone, in Lagos, selbst in Kumassi, als Handelsleute und als Hirten, Lehrer oder Handwerker, aber auf der ganzen Strecke von Cap Palmas bis Groß-Bassam, also an der Zahnküste, findet man sie nur selten, und die Bewohner der Goldküste sind ihrem Einflusse gänzlich fremd geblieben.

In den Wäldern der Goldküste tritt das Thierleben nur spärlich auf. Elephanten kommen hier nicht, wie in anderen Gegenden, in ganzen Herden vor, sondern nur in kleinen Familien; auch Antilopen und andere grasfressende Vierfüßer sind keinesweges häufig und dasselbe gilt auch von Affen und Vögeln; man kann tagelang wandern, ohne etwas anderes als Insecten zu finden. Es fehlt in diesen dichten Wäldern an Sonnenlicht, also auch an derjenigen Vegetation, welche eines solchen bedarf. In den Lichtungen, wo die Eingeborenen Felder urbar gemacht haben, tritt dann ein Pflanzenwuchs und ein Thierleben auf, wie man es nur in der Nähe menschlicher Wohnungen findet.

Durch den Wald zieht sich in Windungen ein brauner oder gelber Fußpfad, so eng, daß die Hängematte des Reisenden sehr oft von den Baumzweigen gestreift wird. Dann und wann begegnet man Frauen, welche Brennholz auf dem Kopfe tragen, oder Körbe voll Bananen, Kalebassen voll Palmöl oder Kürbisflaschen, die mit Palmwein gefüllt sind. Man trifft auch wohl einen Jäger, der sein Gewehr über die Schulter geworfen hat; das Feuersteinschloß hat er, um dasselbe gegen die Feuchtigkeit zu schützen, mit einem Stück Affenhaut umwickelt. Man hört einen Hahn krähen und weiß nun, daß ein Dorf in der Nähe liegt, gewöhnlich an einem Bache. Dort waschen Frauen und Mädchen ihre Kleider oder auch ihre schwarze Haut und bedienen sich dabei einer Seife, welche sie selber bereiten. Sobald sie des weißen Mannes ansichtig werden, laufen sie lachend und kreischend davon und thun so als ob darüber einiger Schrecken in sie gefahren wäre.

Das Dorf ist sauber gehalten, die Wände sind mit rothem Thon übertüncht, die Fensteröffnungen haben Holzverschläge, die Thüren sind recht hübsch gemacht und im Innern findet man das eine oder andere europäische Geräth. Bei den Wohnungen stehen Bananen und in einem kleinen Garten Citronen- und Orangenbäume, Papaws und auch Kokospalmen, die von über See her stammen. In der Mitte des Dorfes sitzen die alten Männer unter einem großen Baume; sie begrüßen den Fremden höflich, weisen ihm eine Hütte an und er bekommt ein Huhn, ein Schaf oder eine Ziege nebst allerlei Früchten, wofür er ihnen am nächsten Tage etwas Taback und einige Ellen Zeug giebt.

Im Frühling 1873 kamen die Aschantis über den Prah, zerstörten weit und breit die Wohnungen der Menschen, hieben die Kokospalmen nieder und verschonten selbst die Fetische nicht, sogar den großen und weit berühmten Fetischbaum zu Denkua haben sie gefällt. Man trifft auf manche von ihnen zerstörte Dörfer, in welchen der Reisende im December schon Gras gewachsen fand, das ihm bis an den Gürtel reichte.

Die Engländer haben nun einen Weg zum Prah gebahnt, und damit „eine breite, geräumige Straße“ gewonnen; die Sümpfe sind zu begehen, weil man Flakken (das ist der deutsche Ausdruck für das Fremdwort Faschinen) gelegt hat; über die Flüsse sind Brücken geschlagen worden. Neben den Dörfern hat man Lagerplätze für die Truppen hergerichtet und Bambushütten gebaut, in denen die Leute auf erhöheten Gerüsten schlafen, nicht auf der platten Erde; die Offiziere haben besondere Hütten, auch für Küchen und Waschhäuser hat man gesorgt, eben so für zweckmäßig angelegte Latrinen, und gutes Wasser wird vermittelst großer Filter beschafft, an Fürsorge ist also kein Mangel. Depots befinden sich in Mansu, das auf halbem Wege zwischen der Küste und dem Prah liegt, und in Prahsu am Flusse selbst; auch an diesen beiden Punkten sind geräumige Spitäler eingerichtet worden. Der Reisende fand auf der Straße unzählige Träger, welche Fässer mit Reis und Schweinefleisch, präservirtem Fleisch und Patronen fortschafften.

Der Reisende bemerkt, daß er den Prah über seine Erwartung breit gefunden habe; die Gegend ist sehr malerisch. Die Strombreite wechselt von 70 bis zu 90 Yards; da wo der Uebergang der Truppen stattfinden sollte, haben Capitain Butler's Barometermessungen 300 Fuß Meereshöhe ergeben. (— Butler ist derselbe, von welchem wir anziehende Schilderungen über die große nordamerikanische Waldeinöde mitgetheilt haben; er nimmt nun am Feldzuge Theil und war im December bei den Negern im westlichen Akim —). Das Wasser ist schlammig, sein Lauf beträgt 5 Knoten in der Stunde. Prahsu (d. h am Prah) war ein kleines Dorf der Assin; es ist von den Aschantis völlig zerstört worden. Dort ist das südliche Ufer hoch und die Lage scheint nicht ungesund zu sein, weil in der Nähe keine Sümpfe liegen; auf dem Nordufer, also im Aschantigebiete, liegt in jener Gegend kein Dorf; die Engländer wollten dort eine Brücke schlagen, zwei große Lagerplätze einrichten, Spitäler, Magazine, ein Gefängniß und ein Postamt mit Telegraphenlinie nach Cape Coast.

Auf dem Rückweg erkrankte der Reisende an Dysenterie und wurde sehr besorgt um sein Leben, aber die Ipecacuanha erwies sich als heilkräftig.

Die Tungusen in Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

II.

Im December kommen die Tungusen in die ihnen zunächstgelegene Gemeindeverwaltung (Wolostj), wo sie den russischen Beamten den „Jassak“ (Tribut) in Fellen abliefern und sich mit Mehl, Formthee, Pulver, Blei, Flintensteinen, Salz, Tuch, Baumwollenzeug und dergleichen versehen. Alle diese Sachen bezahlen die Tungusen mit Fellen,

welche sie auf ihren langen sehr leichten mit Renthieren bespannten „Narten“ (Schlitten) herbeischaffen. Eine solche „Narta“ ist nicht breiter, als ein Mensch, und wie der Kahn aus Birkenholz gearbeitet. Die einzelnen Theile sind eben auch nur mit Weiden oder Birkenruthen mit einander verbunden.

Daß der Tunguse keinen Begriff vom Handelswerthe seiner Waaren hat, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der Russe verdient an ihm mindestens 200 Proc. Ebenso scheint es mir überflüssig, zu erzählen wie der russische Beamte, welchem der arme, halbwilde Tunguse den Jassak abliefert, sich auf seine Kosten bereichert. Ich verweise den Leser in dieser Beziehung auf das, was ich in meiner Schilderung der Karagassen gesagt habe. („Globus“ XXIV, S. 56.)

Es giebt Schriftsteller, welche die Tungusen in Pferdetungusen, Renthiertungusen, Hundetungusen und Steppentungusen theilen. Es sollte ihnen wohl schwer werden diese Eintheilung zu rechtfertigen. Diejenigen Tungusen, welche nahe an der Buriatensteppe wohnen, sind so lange Pferde- und Steppentungusen, als sie eben ihren Wohnsitz nicht verlassen und sich tiefer in den Wald begeben, wo sie mehr Wild und Fische finden, als am Saume der Steppe, deren eigentliche und rechtliche Besitzer die Buriaten sind. Sie werden dann Renthier- und Hundetungusen, d. h. sie spannen an ihre Narten Renthiere oder Hunde, um den Russen Lebensmittel und Postsendungen in die Goldwäschereien, welche sich ja in ihrer Wildniß befinden, und die sie bis jetzt nicht auszubeuten gelernt haben, zu bringen. Es giebt wohl keine Tungusenfamilie, welche nicht Renthiere und zum Anspannen abgerichtete Hunde hätte. Man findet diese schon in der Gegend von Wjercholensk, also ganz nahe an der Buriatensteppe. Das Pferd ist nicht geeignet zum Zuge im dichten Walde, durch den nur schmale, dem Tungusen bekannte Fußsteige führen, und würde übrigens in dem Walde aus Nahrungsmangel untergehen. Das Renthier findet seine Nahrung, die bekanntlich hauptsächlich in dem an Stärkemehl reichen Moose besteht, und der tungusische Hund verschmäht Fischgräten, ja halbfaule Fische nicht, deren der Tunguse ja immer ansehnliche Massen für ihn vorräthig hat. Es will mir scheinen, daß obige Eintheilung einfach auf einem Irrthum beruhe, und aus Unkenntniß der russischen Sprache irgend eines flüchtig die Gegend bereisenden Europäers resultire. Ebenso gut könnte man ja auch z. B. die Bauern in Polen, ja selbst im Posenschen in „Pferdepolen“ und „Ochsenpolen“ unterscheiden, weil die einen Pferde-, die anderen Ochsengespanne haben, was gewiß keinem Vernünftigen einfallen wird. Der Tunguse Sibiriens, der sich übrigens selbst „Boje“ oder „Owjenki“, das heißt Mensch par excellence nennt, gehört wohl zu den friedfertigsten Geschöpfen auf der Welt. Ich hatte Gelegenheit zu sehen, wie einer von ihnen schändlich von einem Russen betrogen wurde, und der gute Mann ging friedlich, selbst ohne zu murren, davon, trotzdem der Betrug so frech und unverschämt ausgeübt worden, daß er selbst für einen Tungusen klar gewesen ist.

Seiner Religion nach gehört der Tunguse zu den Bekennern des Lamacultus, zu welchem er wahrscheinlich von den Buriaten, denen er einst tributpflichtig gewesen, bekehrt worden ist. Ich zweifle jedoch, ob er überhaupt eine Idee von einem abstracten, außerhalb der Materie und des Raumes befindlichen unkörperlichen und doch körperlich wirken sollenden Wesen habe und ob er nicht so recht eigentlich das ist, was man gewöhnlich „Heide“ nennt, d. h. ob er sich seinen Gott nicht selbst, je nach Bedürfniß oder Laune, fabricirt, woran ihn gewiß die Schamanen, welche Priester, Propheten, Lehrer, Aerzte und Richter in einer Person sind und alle diese Würden, eben so gut wie die Priester aller sogenannten geoffenbarten Religionen, direct von ihrem Gott erhalten haben, durchaus nicht hindern, wenn er eben nur durch ihre Hände dem unsichtbaren Wesen ein genügendes Opfer spendet.

Die russische Regierung suchte zur Zeit Nikolaus' I. das Christenthum in der Form des orthodoxen Ritus unter den Tungusen zu verbreiten. Die Popen, welche in den russischen Dörfern an der Lena, Olekma u. s. w. wohnen, besuchten die Aule der Tungusen, beredeten sie, zum „wahren, alleinseligmachenden Glauben“ überzutreten, den sie ihnen durch diverse kleine Geschenke, durch ein Stück Formthee (circa zwei Pfund), ein weißes, baumwollenes Hemde, ein ungeschicktes Messingkreuzchen an rothem Bändchen, erläuterten. Durch solche Beweise der Richtigkeit der sogenannten Heilswahrheiten ließen sich viele Tungusen, die ja überhaupt gegen die Religion indifferent sind, bewegen, sich taufen zu lassen, was dann immer in Masse geschah. Hundert, ja oft mehr Personen gingen ganz ruhig in die Flüsse, wo der Pope sie auf einmal taufte und ihnen auch einen allen gemeinsamen Namen gab. In Folge dessen fand man später Aule, in denen lauter „Iwans“ oder lauter „Michajile“ wohnten, während alle Weiber „Irena“, „Maria“ und dergleichen hießen.

Da die Regierung überdies auch den Popen für Bekehrungen von Heiden Gratificationen ertheilte, so handelte es sich ihnen nicht um die Qualität des den Tungusen ertheilten Unterrichtes, um die Intensität des Glaubens, sondern um das Quantum der Bekehrten. Deshalb auch dürfte es sich leicht herausstellen, daß die Zahl der in den Bekehrungslisten verzeichneten Tungusen drei oder viel Mal größer ist, als die wirklich in Sibirien lebende Anzahl dieses Volksstammes.

Die jetzige Regierung hat es aufgegeben, auf Kosten ihres Volkes dem Himmel Seelen zu erwerben; sie überläßt dieses ganz dem privaten Eifer der Popen, welche höchstens als Lohn für ihre Mühewaltung eine Medaille oder ein Anerkennungsschreiben erhalten. Seitdem die Regierung in dieser Weise verfährt, haben auch die Bekehrungen unter den Tungusen aufgehört und selbst die früher getauften leben ihres frühern Glaubens, da das Wasser allein nicht genügte, um ihnen die Dogmen beizubringen und sie zum Glauben an dieselben zu bewegen.

Wenn irgendwo, so wird es dem aufmerksamen Beobachter in Ostsibirien klar, daß nicht das Christenthum die Völker civilisirt hat, daß nicht die Taufe und der Glaube an unverständliche und unverstandene Dogmen die Menschheit aus dem Zustande der Barbarei erhebt, sondern daß die Völker, welche sich hoch emporgeschwungen zu geistiger Höhe, es einzig ihrer eigenen geistigen Arbeit verdanken. Der Grieche zu Perikles' Zeiten stand, trotzdem er nicht getauft war und Christum nicht kannte, höher als der jetzige getaufte Grieche. Ich habe vergebens nach einem Unterschiede in der Civilisation getaufter und ungetaufter Tungusen gesucht!

An eine Industrie ist beim Tungusen nicht zu denken. Er, der nach dem Tschuder Volksstamme von den reichen Goldlagern der Gegend zwischen dem Jenisey und der Lena Besitz nahm, hat ruhig die Goldkörner im Sande der ausgetrockneten Flüsse liegen lassen, bis der unternehmende Russe kam, dem er nun theilweise behülflich ist sie in klingende Handel und Wandel belebende Münze zu verwandeln. Während der Tunguse nicht ein Körnchen Gold aus den Lagern herausgeholt hat, schafft der Russe jetzt Hunderte von Centnern jährlich an die Oberfläche. Das System der Lena gab allein im Jahre 1872 630 Pud = 210 Centner Gold. Der eine Kreis Olekminsk gab im Jahre 1857, als noch mit

Sträflingen gearbeitet wurde, 133½ Pud (à 40 russische Pfund) Gold.

Wie mit dem Golde wußte auch der Tunguse nicht, was er mit dem Mammuth beginnen solle, das herdenweise in seinem Lande begraben liegt. Er wußte nur die Fabel zu erfinden, daß das ungeheure Thier unter der Erde herumwandele, etwa wie der Maulwurf, und sogleich sterbe, wenn es an die Luft komme. Der Russe schafft alljährlich Hunderte von Centnern Mammuthzähne in den Handel und nur der gänzliche Mangel an Wegen hindert ihn ganz Europa mit diesem Artikel so zu versorgen, daß alle Messerstiele aus diesem edlen Material angefertigt werden könnten.

Nach der Schilderung, welche ich oben vom Tungusen gegeben habe, ist es leicht erklärlich, daß auch die Tungusin nicht schön ist. Das mag jedoch nicht der Grund ihrer Unfruchtbarkeit sein, um so mehr, als sich ja selbst die Tungusen für schöner als uns halten. Der Grund liegt weit tiefer, und ist wohl einestheils ein psychologischer und andererseits ein rein physischer.

Der geistig nicht entwickelte Tunguse muß sich unendlich niedergedrückt fühlen durch die geistige Ueberlegenheit des Europäers, selbst wenn dieser noch, wie der jetzige russische Bewohner der Lena- und Angaragegend, auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung steht. Das aber, daß Seelenzustände Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Männer wie der Frauen ausüben, dürfte ich nicht erst zu beweisen brauchen.

Als physischen Grund muß ich das Schließen von Ehebündnissen in zu nahem Verwandtschaftsgrade betrachten. Die Erfahrung lehrt, daß die Inceftzucht zur Unfruchtbarkeit führt. Es mag hierzu bei einer Classe von Thieren ein kürzerer, bei einer andern ein längerer Zeitraum nothwendig sein; jedenfalls haben dieselben physischen Ursachen bei allen Geschöpfen die gleichen Folgen. Da nun auf der ungeheuern Fläche zwischen Jenisey und Lena nur so viel Tungusen leben, daß kaum einer auf die Quadratmeile kommt; da sie ferner stammweise leben und deshalb die Ehen in sehr nahem Verwandtschaftsgrade geschlossen werden, so ist es kein Wunder, daß die Jurten der Tungusen selten von Kindergeschrei wiederhallen. Ehe noch eine höhere Cultur zwischen den beiden des Oeftern in dieser Arbeit genannten Riesenströmen, dem Jenisey und der Lena, die dort von der Natur aufgehäuften Schätze, Salz, Kaolin, Alabaster, Eisen und wahrscheinlich auch Steinkohlen, zum Segen der Menschheit zu Tage fördern wird, wird der Tunguse verschwunden sein, und man wird von ihm sagen können: nec locus ubi Troja fuit.

Der jetzt an den Ufern der drei Hauptflüsse des Landes wohnende Russe trägt, ohne es zu wollen und zu ahnen, viel zum Aussterben der Tungusen bei.

Es ist nämlich Sitte bei Beginn des Frühjahrs das trockene Gras auf den Wiesen und Hütungen anzuzünden, um hierdurch einen kräftigern Graswuchs zu erzielen, und es versteht sich von selbst, daß man dieses thut, wenn der Wind vom Dorfe gegen den Wald weht. Der Wind treibt die Flamme Hunderte von Wersten, vielleicht Hunderte von Meilen in den Wald hinein und die Flamme und der erstickende Rauch vernichten nicht allein das für die Renthiere des Tungusen nöthige Futter, sondern eine Menge von Thieren, von denen er seinen Unterhalt hat. Vielleicht ist auch mancher Tunguse, manche Tungusenfamilie ein Raub der Flamme geworden, wenn diese, während der Nacht vom Winde über das trockene Gras gejagt, sich wie ein Feuermeer in die schlummernde Tajga ergoß. Ich hatte häufig Gelegenheit, an der Angara solche Brände (Pally) zu beobachten. Sie sahen brillant aus, wenn man sie in dunkler Nacht, durch den breiten Strom gegen sie geschützt, beobachtete; aber der Gedanke, daß einige Fuder Heu, welche der Russe in Folge dieser Brände mehr ernten will, Tausenden von Thieren, welche halbwilden, aber ruhigen Volksstämmchen, deren Tage ohnedies gezählt sind, zum Unterhalte dienen, den Untergang bringen, versetzte mich immer in eine trübe Stimmung. Auch diese Brände sind noch ein Zeichen von Barbarei, welche dem Russen anklebt, und die er höchst wahrscheinlich vom Mongolen, der ja einst seinen Nacken getreten, geerbt hat.

Sollte dieses theilweise Vernichten einzelner Ueberbleibsel der Mongolen durch das Verfahren der Russen, das auch den Wäldern und ihren Bewohnern Vernichtung bringt, nicht als das Walten der Nemesis betrachtet werden können? Ja dann dürften alle Völker, welche andere unterjochen und bedrücken, sich die „Pally" der Russen in Sibirien merken, welche jetzt mit einer von den Mongolen angenommenen Unsitte einzelne Stämme der letzteren theilweise vernichten.

In Rußland ist ein Gesetz, welches das Anzünden des trockenen Grases verbietet. Es wird dort wenig, — in Sibirien gar nicht beachtet.

Wir werden auf diesen Gegenstand nochmals zurückkommen.

Ein Ausflug von Cochabamba in die bolivianischen Yungas.

Von **Eugen von Boeck.**

II.

Pflanzenwuchs. — Thierwelt. — Ketschuasprache. — Rückkehr.

Aus wiederholt gemachter persönlicher Erfahrung kann ich erklären, daß nach anstrengenden Ritten, oder sonstigen körperlichen Strapazen, der Thee von Coca den Muskeln alsbald wieder die nöthige Kraft giebt und eine behagliche Umstimmung des Gesammtorganismus hervorbringt. Als ich vor mehreren Jahren auf einer meiner Reisen in den Cordilleren von Peru auf der Höhe von 15,000 Fuß in Folge des sogenannten Soroche, einer bis jetzt noch nicht vollständig erklärten Bergkrankheit, einen plötzlichen Anfall von Ohnmacht erlitt, war es der Genuß von Cocathee, dem ich meine rasche Wiederherstellung zu verdanken hatte. Aus allen diesen Thatsachen geht bei mir der Wunsch hervor, daß die Aerzte, Physiologen und Philanthropen in Europa dieser Pflanze in jeder Beziehung eine ernste Aufmerksamkeit

widmen möchten, um der arbeitenden Classe ihre wohlthuenden Wirkungen zugänglich zu machen *).

Der leidenschaftlichste Cocakauer verbraucht in der Woche etwa 1 Pfund trockener Blätter, wozu nur ein kleiner Theil der sehr billig herzustellenden Paste erforderlich ist. Da mir der Preis und die wöchentliche Verbrauchsquantität des Kautabackes nicht bekannt ist, so muß ich es Anderen überlassen über den Kostenpunkt zum Vortheile oder Nachtheile der Coca zu entscheiden, wobei aber außerdem in Berücksichtigung genommen werden muß, daß die Coca nicht wie der Taback ein schädliches Gift enthält und daß es der Industrie Europas sehr leicht sein wird, diesem Artikel eine gefällige und bequeme Form zu geben.

Bei einem Spaziergange nach einer der benachbarten Plantagen fand ich die Ränder der Cocafelder theils mit natürlichem Buschwerk, theils mit Futterkräutern, besonders mit Zaracache und einer feinen dem europäischen Rispengrase ähnlichen Pflanze überwachsen. Sehr üppig wächst fast überall die Banane (Musa paradisiaca), und es giebt verschiedene Arten, deren jede durch besondere Eigenthümlichkeiten sich unterscheidende Früchte trägt. Der Platano ordinario ist weiß, mehlig mit wenig Zuckergehalt und wird roh statt des Brotes gegessen oder im Nationalgericht, dem Chupe, an der Stelle der Kartoffel gekocht; der Platano guineo ist kleiner aber auch viel zuckerhaltiger, und wird theils roh genossen, theils in Butter gebraten oder mit Pfannkuchen gegessen. Die größte und beste Art ist Platano Isla, theils gelb, theils violett von Farbe, welch letztere Isla morada genannt wird, außerdem giebt es noch Platano negro und Platano bellaco, die ich aber nicht gesehen habe. Die Tragfähigkeit der Banane ist eine unglaubliche, und Pflanzen, welche von 80 bis 120 Pfund Früchte tragen, gehören nicht zu den Seltenheiten.

Aus den Wurzeln wachsen jedes Jahr neue Schößlinge empor. Der breite Bast der Rinde dient als Verpackung für die Coca, und in entsprechenden Bündeln als Kopfkissen; in schmalen Streifen ausgezogen und zusammengezwirnt giebt derselbe einen festen haltbaren Bindfaden. Weniger trefflich gedeiht daselbst der Paltabaum (Persea gratissima *Gaert.*), der zwar reichliche aber viel kleinere und bedeutend weniger schmackhafte Früchte giebt, als in den heißen Küstenthälern von Peru, die ein trockeneres Klima und eine niedrigere Lage haben; obgleich der cultivirte Chirimoyabaum (Anona Chirimolia *Wildenow*) hier keine Früchte bringt, findet sich doch im Obstgarten von Santa Catalina ein daselbst wild wachsender Baum dieser Familie, der in der Yuracaresprache den Namen Chiñini führt und statt der schwarzen Fruchtkörner des gewöhnlichen Chirimoya hellgelbe Samen in seinem weißen, süßen Fruchtmarke enthält.

Wenn auch bis jetzt in diesen Gegenden nur der Coca, als einzig rentabeler Culturpflanze, alle industrielle Thätigkeit ausschließlich zugewendet wird, so ist damit nicht gesagt, daß dieses Terrain für den Anbau anderer tropischer Nutzpflanzen nicht gleich günstig wäre. Die bis jetzt in geringen Quantitäten angepflanzten Kaffeebäume liefern eine verhältnißmäßig reiche Menge und treffliche Qualität großer, schöngefärbter Bohnen; Reis ist sehr ergiebig, die Ananaspflanzungen (Bromelia ananas) gedeihen vortrefflich, desgleichen Zuckerrohr und Cacao.

Bei meinem Zöglinge, dem später ein Theil dieser Besitzungen zufallen wird, habe ich die Idee angeregt, Maulbeerbäume zu pflanzen und so der Seidencultur in diesen Gegenden vorzuarbeiten, welche in den Zwischenzeiten der Mitas, vielleicht vorzüglich von Juli bis October, einer warmen und respective ziemlich trockenen Periode, daselbst ohne alle Kosten und mit großem Vortheile betrieben werden könnte.

Die Temperatur dieses Landstriches, obgleich ziemlich warm, wird durch häufige Regen zur Erträglichkeit abgekühlt und soll in den Monaten Mai bis Juli sogar ziemlich kühl sein. Die Ueppigkeit der Waldvegetation und die große Masse des an der Sonnenwärme täglich verdunstenden Wassers lassen leicht begreifen, weshalb ein reiner wolkenfreier Himmel daselbst zu den Seltenheiten gehört und die Höhen und Waldgebirge fast immer von dichten Nebeln umhüllt sind. Desungeachtet kennt man dort weder Wechselfieber noch sonstige epidemische Krankheiten, und wenn die Körperconstitution bei einem längern Aufenthalte, in Folge einer eigenthümlichen Zersetzung der Blutbestandtheile, erschlafft und entkräftet wird, so ist die Ursache hiervon in der mangelhaften Ernährung zu suchen, welche eigenthümliche Symptome hervorbringt. Frisches Fleisch wird fast nie gegessen, und doch drängte sich mir angesichts der Masse wildwachsender Futterkräuter der Gedanke auf, daß es nicht schwer sein würde, bei jeder Plantage eine entsprechende Menge Schafe zu ernähren, die gewiß vortrefflich gedeihen und bei gehöriger Obhut leicht von den Cocafeldern abgehalten werden könnten.

Die gewöhnliche Kost des Arbeiters und der ärmeren Pächter besteht ausschließlich aus an der Sonne getrocknetem zähen Fleische (Charqui), und aus gekochtem und geröstetem Mehle (Pitu), welch letzteres in Schmalz gebräunt Piri genannt wird; außerdem werden dem Chupe Kartoffeln und Bananen beigegeben. Fett ist in vielen Häusern selten und Brot hält sich nur für kurze Zeit. In den Ernteperioden, wenn die Cocakäufer von außen kommen, ist zuweilen frisches Rind- oder Hammelfleisch zu bekommen. Geistige Getränke jeder Art, besonders aber Chicha, ist ein in den Yungas von Icuna verpönter Artikel. Zuweilen bietet der Zufall einige Abwechselung in der sonst so gleichförmigen Speisekarte, wenn es gelingt, einen Affen, ein Waldhuhn, ein sogenanntes Kaninchen (Capibara) oder eine eßbare Schlange zu erlegen; jedoch bin ich der Ansicht, daß in diesen Gegenden alle diese Arten jagdbarer Thiere zu den Seltenheiten gehören und finde meine Meinung bestätigt in der Thatsache, daß während meines Aufenthaltes daselbst jeden Morgen zwei als tüchtige Waldläufer und gute Schützen bekannte Arbeiter zur Jagd ausgeschickt nach zehn- bis zwölfstündigem Umherstreifen in Gegenden, die ihnen vollkommen bekannt sein mußten, jedesmal nur eine magere, säugende Aeffin aus dem Geschlechte der rothbraunen Ateles nach Hause brachten. Dem fremden Jäger bieten die schlechten Wege, die gänzliche Unbekanntheit mit der Lebensweise und dem Aufenthalte des Wildes, und die Ungeübtheit des Auges im Laubesdickicht natürlich sehr bedeutende Schwierigkeiten.

Das erste von den Jägern erbeutete Thier war ein 2 Fuß hohes Affenweibchen und wurde schwer verwundet aber noch lebend nach Hause gebracht, während ihr Junges unverletzt auf dem Rücken der Mutter festsitzen geblieben war. Der weibliche Theil der Hauseinwohner interessirte

*) Wenn auch nicht Kaufmann wage ich es doch, eine vielleicht irrthümliche Calculation des Preises, wie sich etwa dieser Artikel nach England geliefert stellen könnte, zu geben.

Einkaufspreis in Cochabamba im Großen und mit Vorschuß pr. Centner	24 D.	—	C.
Fracht nach der Küste pr. Centner	10 „	—	„
Verpackung in Blechkisten und Commission 30 Proc.	10 „	—	„
Fracht nach Europa, à 40 D. pr. Toneláda	2 „	—	„
Agentur, Lagergeld und Commission, à 7 Proc.	3 „	50	„
	49 D.	50	C.
Versicherungs- und anderwärtige Kosten, 20 Proc.	10 „	50	„
	60 D.	—	C.

sich natürlich lebhaft für die kleine dickköpfige Waise und eine gutmüthige junge Arbeitersfrau reichte ihr sogleich die Brust, welche der schreiende Affensprößling unmittelbar gierig annahm. Da der Transport dieses zarten Säuglings über die Cordillera uns hätte mancherlei Unbequemlichkeiten verursachen und demselben wohl gar lebensgefährlich werden können, so entschlossen wir uns ihn bei seiner Amme zu lassen, welche gegen entsprechende Remuneration den entwöhnten und reisefähigen Zögling nach Totora abzuliefern sich verpflichtete salvo caso fortuito y fuerza mayor.

Aus den Erzählungen der Jäger ergab sich, daß sie an diesem Tage noch ein zweites Affenweibchen angeschossen, das aber sein Junges in einem Baume und sich selbst in dichtem Rohrgebüsche verborgen; da sie nun des nächstfolgenden Tages wirklich nebst einem armseligen Honigkuchen wieder ein Affenweibchen brachten, so entstand bei mir der Argwohn, daß dieses das am vorigen Tage angeschossene Thier sei, welches sie verendet gefunden, worin mich besonders der Umstand bestätigte, daß der Cadaver vollkommen kalt, und nicht mehr todtensteif war, und beim Abziehen der Haut kein Blut mehr floß.

Die einzige Plage für die Menschen sind daselbst die Mosquitos und Zancudos, letztere eine langbeinige, unserer in Süddeutschland „Schnacken" genannte, ähnliche Mückenart, deren Stiche bei manchen Personen heftiges Jucken und Anschwellungen der verwundeten Stellen verursachen. Obwohl vielfach gestochen, fühlte ich keinen Schmerz während meines Aufenthaltes in diesen Gegenden, wohl aber machte sich wenige Tage nachher im kalten Klima ein unangenehmes Jucken der verwundeten Stellen fühlbar.

Den Hausthieren, Eseln, Pferden und Mulas gefährlich ist eine vampyrartige Fledermaus, die in einzelnen Fällen auch erwachsene Personen und Kinder anfangen und das einmal auserkorene Opfer mit ungewöhnlicher Ausdauer und Hartnäckigkeit verfolgen soll; leider konnte ich keines dieser Blutsauger habhaft werden, fand jedoch am Tage unserer Abreise mein Maulthier am Widerrist gebissen und mit Blut bedeckt. Eine Art großer Stechfliegen, Tabenos, fallen die Thiere zuweilen in großer Menge an und verwunden sie schwer. Giftschlangen sind, wie fast allenthalben, sehr selten und große Raubthiere, z. B. der amerikanische Löwe (Felis Cuguar) oder der sogenannte gefleckte Tiger (Felis Onza), werden nur höchst selten in diesen Gegenden gesehen; auf letztern wird sogleich ein allgemeiner Feldzug eröffnet. Der kleine ungefährliche südamerikanische Bär (Ursus ornatus) ist häufig in den Cordilleren und der Ceja de la montaña.

Aus dem Geschlechte der Vögel sah ich bloß einen unserm Milan ähnlichen aber viel kleinern Raubvogel, der wegen seines schwalbenartigen Schwanzes den Vulgärnamen Sijerilla führt (kleine Scheere), wenige Kolibris, zwei Cassicusarten, ein großes Waldhuhn, Pavo del monte (Penelope), mehrere Arten Papageien und erhielt von einem der dortigen Cocapflanzer den peruanischen Felsenhahn (Rupicola peruanus), der hier wegen seines dem Grunzen des Schweines ähnlichen Rufes Chanchito (Schweinchen) genannt wird; obgleich derselbe besonders an der Brücke über den Asnamayu sehr häufig sein soll, ist er mir doch nicht zu Gesicht gekommen.

Kröten, Unken und Frösche giebt es in großer Menge, es soll sogar eine ziemlich große lautschreiende Art Eidechsen existiren, die ich jedoch weder gesehen noch gehört habe. Leuchtkäfer (Lampyris) sind sehr häufig; wir fingen ein ziemlich großes Exemplar, bei dessen phosphorescirenden, wie es schien an beiden Seiten des Kopfes befindlichen Lichtpunkten wir die Stunde auf dem Zifferblatte der Uhr und Zeitungsdruck zu lesen vermochten; leider ging das schöne Thier verloren, ehe ich es näher untersuchen konnte.

Mit Vergnügen werde ich stets des letzten Abends in St. Catalina gedenken. Es war eine prachtvolle warme Nacht, kein Lüftchen regte sich und der beinahe volle Mond schwamm glänzend am dunkelblauen Nachthimmel, den Schimmer der zahllosen Sterne verdunkelnd; hier und da jagten leichte dünne Wolken spielend darüber hin, sein Licht eher dämpfend als verhüllend. Wir lagen auf weichen Decken hingestreckt in Mitte des Tendals und fast aller Anwesenden schien sich eine Art poetischer Stimmung bemächtigt zu haben; denn einer der Arbeiter begann mit vieler Fertigkeit den volksthümlichen Charango zu spielen, während sich ihm bald ein Anderer als Begleiter auf der indianischen Rohrpfeife oder Khena beigesellte; schließlich sangen sie kleine spanische Volkslieder und schwermüthige Yaravis oder indianische Gesänge in Ketschuasprache und in ihrer eigenthümlichen melancholischen Molltonart.

Wie alle Binnen- und Gebirgsländer dem nivellirenden Schliffe der Civilisation weniger zugänglich sind, ihren von den Vorfahren vererbten Sitten und Gebräuchen länger treu und anhänglich bleiben, als die dem Weltverkehre geöffneten Küstenstriche; so zeigt sich auch in Bolivia und besonders in diesen Gegenden die eigenthümliche Erscheinung, daß die niederen Volksclassen und in kleineren Städten selbst bessere Familien das alte Incaidiom, die Ketschuasprache, im Geschäftsverkehr und im vertraulichen Umgange der spanischen Sprache vorziehen. Diese amerikanische Ursprache, deren systematische Ausbildung einen unbestreitbaren Beweis liefert, daß das Volk zur Incazeit sich auf einer ziemlich vorgeschrittenen Stufe der Bildung befunden, lebt hier noch wenngleich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit im Munde der Bevölkerung. Der ausgezeichnete Reisende und Naturforscher Tschudi hat bekanntlich eine Grammatik und ein Wörterbuch derselben veröffentlicht, das vor sämmtlichen alten und neueren in spanischer Sprache geschriebenen Lehrbüchern den großen Vorzug hat, daß es durch eine eigens dazu erfundene orginelle Orthographie die markirten Kehl- und Aspirationslaute verschiedener Consonanten richtig und genau wiedergiebt und bildlich darstellt.

Die Jesuiten haben ihrer Zeit aus leicht begreiflichen Gründen sich genau mit dem Studium dieser Sprache beschäftigt, mehrere Lehr- und Erbauungsbücher darin durch den Druck veröffentlicht und sogar ein heroisches Drama „Ollantay" geschrieben, das von Tschudi nach einer allerdings sehr uncorrecten und theilweise unverständlichen Handschrift veröffentlicht worden ist. In neuerer Zeit aber ist in diesem Lande nicht nur nichts für die Erhaltung und Ausbildung dieser Sprache geschehen, sondern das gänzliche Aussterben derselben wird von dem aufgeklärtern Theile der Bevölkerung sehnlichst gewünscht; denn so interessant für den Cultur- und Literarhistoriker die Erhaltung dieses alten Uridioms Amerikas auch sein mag, setzt es doch der Verbreitung der Bildung im größern Theile der niedern Bevölkerung große Schwierigkeiten entgegen, indem die Kinder derselben erst Spanisch lernen müssen, ehe sie in den Elementarzweigen des Lesens, Schreibens und Rechnens unterrichtet werden können. — Für gewisse Berufs- und Erwerbszweige, die mit den niederen Volksclassen in unmittelbare Berührung bringen, ist die Kenntniß dieser Sprache nicht nur sehr nützlich, sondern fast unumgänglich nothwendig. Der Priester, der Krämer, der Beamte auf dem Lande und der ackerbautreibende Oekonom können derselben nicht entbehren. Die markirte Gutturation oder Kehllaute, Folge wie überall der gebirgigen Formation des Landes, bietet wohl dem an die weiche spanische Sprache gewohnten Küstenbewohner, der sogar in seiner eigenen Sprache das gutturale „j" durch den weichern „g"-Laut ersetzt, viele Schwierigkeiten, unter allen

Nationen aber am wenigsten dem Deutschen, dessen Sprache an Kehllauten und markirten Lippenlauten keinen Mangel hat. Schwieriger sind schon für europäische Nationen die Wortflexionen und syntaktischen Constructionen, da die Sprache sowohl der relativen als indirecten Redeweise entbehrt, während die Participialfügungen sehr häufig und in eigenthümlicher Weise in Anwendung kommen. Die sogenannten Transitionen oder Uebergänge der Handlung des Verbums von einer Person zur andern und die denselben entsprechenden Conjugationsarten hat die Ketschuasprache mit der araukanischen und Guaranisprache gemein. So wird z. B. die Conjugation des Verbums munani (ich liebe) eine andere, wenn das Object die zweite Person ist, munazki (ich liebe dich), oder von der dritten zur ersten munahuan (er liebt dich). — Die Eigenthümlichkeit der alten Sprache, durch Anhängung von Nachsilben die Bedeutung der Zeitwörter zu modificiren und zu vervielfältigen, wodurch dieselbe eine reiche Quelle der Wortbildung hatte, ist in diesen Gegenden in der Praxis fast ganz verloren gegangen, sowie von ihrem sehr beträchtlichen Wortschatze kaum der dritte Theil in praktische Anwendung kommt, während die in Ketschua ihnen fehlenden oder unbekannten Wörter ohne Weiteres durch spanische mit Ketschuaendungen versehene ersetzt werden.

Besonders reich ist die Sprache an Wörtern, welche Naturlaute nachahmen (Onomatopöien), z. B. cunununu, Erdbeben, sallalla, Gewitter mit Hagel, chihuihuichi, Säuseln des Windes, jicunjicun huaká, schluchzend weinen u. s. w.

Die im Volksmunde noch fortlebenden Lieder, oft sehr zarten aber meist erotischen Inhalts, sind reich an aus der umgebenden Natur genommenen Gleichnissen und meist sehr gefühlvoll; zum Beweise mögen folgende beide Strophen mit freier deutscher Uebersetzung dienen:

Intec' llopi rupaynimpis
Tuylla unyachin rittita
Raurac sonc'oylli yancallon
Cankec' chiri soncoykita.

„Des Sonnenstrahles schwächste Gluth
Schmelzt rasch den harten Schnee,
Doch meiner Liebe glühend Feuer
Wärmt nicht dein eiskalt Herz."

Leidenschaftlicher ist folgende Strophe:

Umaykita cumuycuchi
Chuchaykipi sipic'usak
Chuchaykipi sipic'uspa
Soncoykipi pampacusak.

„Dein stolzes Haupt herunterbeugend
Möcht' ich an deinem Haare mich erwürgen,
Und so an deinen Haaren sterbend
In deinem Herzen mich begraben."

Nach dieser etwas langen, philologischen Abschweifung, verzeihlich bei einem deutschen Philologen, der seit Jahren sich dem theoretischen Studium des Ketschua gewidmet und demselben viele genußreiche Stunden verdankt, kehre ich wieder zu den erwähnten Affen zurück, deren Braten, seit acht Tagen das erste frische Fleisch, mir bedeutend besser schmeckte, als das halbgetrocknete Fleisch einer Schlange, das ich in Arepucho gegessen hatte. Dem Herz des Affen werden von den Hiesigen specielle Heilkräfte gegen alle Herzkrankheiten zugeschrieben, analog dem Volksglauben in Chile, welche dieselbe Wirksamkeit dem Bezoarsteine zuschreibt, der sich zuweilen im Magen des Huanaco (Auchenia huanaco) findet.

Unser Rückweg, den wir am 14. November antraten, führte uns wieder über San Pedro, aber von dort in südöstlicher Richtung über den Fluß von Asnamayu, der sich hier durch eine tiefe, malerische Gebirgsschlucht über riesige Felsenblöcke hinweg ein tiefes Bett ausgehöhlt, das von einer äußerst solid gebauten und auf beiden Seiten in Felsen eingearbeiteten 12 Fuß breiten Brücke überspannt wird. Dieser Fluß bildet sich aus dem Zusammenflusse der vom Ostabhange der Berge von Arepucho herabfließenden Quellen, nimmt auf seinem Wege von Süden nach Norden den San Pedro, St. Catalina und viele andere Gebirgsbäche auf und bildet einen der ansehnlichsten Nebenflüsse des Chimoré. Nach Ueberschreitung der Brücke führt der Weg anfangs in ziemlich sanfter aber nach und nach in sehr jäher Ansteigung nach dem Gipfel des sogenannten Balcon. Dieser Bergpfad ist in hinreichender Breite angelegt, um den sich begegnenden Reisenden und Lastthieren das Ausweichen bequem zu machen, ist fast überall solid gepflastert und von Strecke zu Strecke mit den nöthigen Abzugscanälen versehen. An beiden Seiten derselben befinden sich an geeigneten Plätzen und in passenden Distanzen gut gebaute Logirhäuser (Tambus), welche den Reisenden, wenn auch keine Art Bequemlichkeit, so doch ein trockenes Obdach gewähren. Drei und eine halbe Stunde dauerte die Reise bergan; jedoch nur an sehr steilen und wenigen Plätzen hielten wir es für passend zu Fuß zu gehen, besonders um unseren Thieren Erleichterung und unseren Beinen eine abwechselnde Muskelbewegung zu verschaffen. Auf der Spitze des Berges angekommen, fanden wir bereits die Vegetation der Ceja de la montaña; die Bäume waren weniger hoch, das Laub weniger großblätterig und dicht, die Farren schrumpften zu niedrigen Büschen ein, kleinblätteriges Buschwerk trat an die Stelle des lianenbewachsenen Hochwaldes und die Palmen waren gänzlich verschwunden. Ueber einen stellenweise sehr schmalen und manchmal jähansteigenden Berggrat (Loma) zogen wir mehrere Leguas entlang, ohne uns der sonst hier so prachtvollen Aussicht über das tief unten gelegene Waldland, die sich bis zu den Forsten des Chimoré erstrecken soll, erfreuen zu können, da ein dichtes Wolkenmeer das ganze Thal mit undurchdringlichem Schleier bedeckte. Mit jedem Schritte vorwärts wurde die Vegetation zwerghafter und spärlicher, bis sich schließlich nur noch das harte, schneidende Berggras (Stipa ichu) zeigte, die Lieblingsnahrung der Vicuñas, Alpacas und Vizcachas.

Der Gipfel der Cordilleren besteht hier aus wild durcheinandergeworfenen, theils in der ewig feuchten Luft verwitterten, theils vom Regen ausgewaschenen Felsschichten, die hier zu Tage gehend jede Vegetation unmöglich machen.

Mit Sonnenuntergang trafen wir wieder im bekannten Zollhause am Fuerte ein, nachdem wir in neun Stunden etwa 7 bis 8 Leguas zurückgelegt hatten, ein Beweis, wie langsam selbst auf wegsamen Pfaden und mit guten Thieren in diesen Gegenden gereist werden muß. Ziemlich früh am Morgen aufbrechend, überschritten wir bei gutem Wetter die Cordilleren des Escalon, erlegten mit einer alten Hannoveraner Muskete „brown Bess", ein schönes Männchen von Bernicla melanoptera, eine unter dem Vulgärnamen Hualleta bekannte, auf den Punas von Peru und Bolivia nicht seltene, aber scheue und schwer zu erlegende Wildgans, und trafen gegen 2 Uhr Nachmittags wieder in den winkeligen und bergigen Straßen von Totora ein, wo mir der theils durch schlechtes Wetter, theils durch andere nicht zu beseitigende Hindernisse verursachte Aufenthalt Muße genug gewährte, die Erlebnisse dieser kleinen Ferientour eines deutschen Schulmeisters, der weder Gelehrter noch Naturforscher zu sein beansprucht, sondern bloß die empfundenen Eindrücke einfach und wahr wiederzugeben sich bemühte, zu Papier zu bringen.

Aus allen Erdtheilen.

Die Gletscher auf dem Nordostlande Spitzbergens.

In dem jüngsten Berichte des Bremer Vereins für die Polarfahrten finden wir von Professor Nordenskjöld einen sehr anziehenden Bericht über die schwedische Polarexpedition (24. April bis 15. Juni) 1873. Wir haben über dieselbe durch unsern Stockholmer Correspondenten ausführliche Mittheilungen gebracht; hier wollen wir unseren Spalten die nachfolgende sehr interessante Schilderung des Nordostlandes einverleiben.

— Das Nordostland, über dessen Inlandeis wir also vorzudringen beschlossen, ist die nördlichste der vier größeren Inseln, in welche Spitzbergen zerfällt. Die Ausdehnung desselben ist von Nord nach Süd 12, von Ost nach West ungefähr 11 schwedische Meilen. Das ganze Innere dieser großen Insel wird von einem 2000 bis 3000 Fuß dicken Eisgewand bedeckt, welches durch den atmosphärischen Niederschlag im Sommer wie im Winter beständig wachsen würde, wenn nicht, wie überhaupt bei Gletschern, die Eismassen langsam aber ununterbrochen abflössen, und zwar hier zum Meere. Die Hauptrichtung des Eisstromes geht auf dem Nordostlande östlich und diese ganze Ostküste ist daher an den meisten Stellen von einer unzugänglichen Eiswand umgeben, die, nirgends von Landzungen oder Bergrücken unterbrochen, den breitesten Gletscher bildet, den man kennt. Er ist zum Beispiel bedeutend breiter als der von Kane mit so lebhaften Farben geschilderte Humboldtgletscher auf Grönland. Nördlich schließt sich das Inlandeis des Nordostlandes an den meisten Stellen mit einer sanft zum Meere sich neigenden Fläche ab, aber hier findet man auch öfters schmale eisfreie Landstrecken längs der Küste. Von dieser Seite her kann man also in das Innere vordringen. Nachdem wir uns mit geographischen Ortsbestimmungen und kleineren Ausflügen noch einen Tag aufgehalten hatten, brachen wir am 1. Juni wieder auf. Wir nahmen jetzt die Richtung nicht mehr östlich, sondern südlich, dahin, wo das Landeis gegen das Meer sich abstufte, wo aber die Eisdossirung noch hinlänglich flach war, um uns zu gestatten, unsere schweren Schlitten heraufzuholen. Das war weniger schwierig als wir glaubten. Allein kaum hatten wir einige hundert Ellen zurückgelegt, als ein schlimmer Zwischenfall uns zeigte, wie gefährlich diese unsere Wanderung war.

Wie die Gletscher in der Schweiz, in Grönland und in Skandinavien, so werden auch die spitzbergischen Gletscher von weiten Rissen und Klüften durchsetzt, die sich öfter senkrecht durch die mehrere tausend Fuß dicke Eismasse hinab erstrecken. Die Entstehung dieser Risse steht in nahem Zusammenhange mit der Bewegung der Eismassen und man trifft sie darum in geringerer Zahl da, wo die Gletscher ohne eine Unterbrechung durch Berghöhen auf weitgestrecktem ebenen Terrain ausgebreitet sind. In Rücksicht hierauf war Grund zu der Annahme, daß die Risse und Sprünge nicht eben in großer Zahl auf dem von uns gewählten Wege sich finden würden, und ich hoffte, daß die Schneestürme des Winters die vorhandenen mit Schnee ausgefüllt haben würden.

Diese Voraussetzung erwies sich insofern als richtig, als die Klüfte hier in der That nicht in so großer Zahl und von so großen Dimensionen existirten, als auf dem von Dr. Berggren und mir im Jahre 1870 besuchten Theile von Grönland; aber tiefe, beinahe bodenlose Klüfte kommen doch auch hier in bedeutender Zahl vor, groß genug, um uns und unsere Schlitten zu verschlingen und insofern noch gefährlicher, als sie meist vollkommen durch ein zerbrechliches Schneegewölbe verdeckt waren, welches von Rand zu Rand der Kluft liegt, zu schwach, um uns zu tragen, und zu schwer, um leicht durchbohrt zu werden. Wir benutzten einen eisenbeschlagenen Stock als Sonde, um uns von der Richtung und Weite der Klüfte zu überzeugen. Nachdem wir unsere Schlitten einige hundert Fuß hinauf geschleppt hatten, kamen wir an eine breite, aber nicht sehr tiefe Kluft, die an verschiedenen Stellen schneefrei war. Doch fanden wir noch eine hinlänglich starke Schneebrücke, auf der wir mit unseren Schlitten hinüber gelangten. Für den Augenblick konnten wir keine andere ähnliche Oeffnung sehen, und ich fand darin eine Bestätigung meiner Vermuthung, daß das Inlandseis des Nordostlandes frei von diesen gefährlichen Schründen sei. Kaum aber waren wir 1000 Ellen weiter gewandert, als einer von der Mannschaft plötzlich unter dem Eise verschwand. Das geschah so schnell, daß er kaum Zeit hatte, einen Ruf auszustoßen. Er war durch eine dünne Schneeschicht gebrochen, aber glücklicher Weise mit dem Zugriemen an dem Schlitten hängen geblieben. Wäre ihm der Zugriemen über den Arm geglitten, so wäre er für immer verloren gewesen. Vermittelst eines starken Taues holten wir ihn unbeschädigt wieder herauf.

Die Luft war während der ersten Tage unserer Wanderung auf dem Inlandseise ziemlich klar, so daß wir sehr schöne Fernsichten hatten. Der Streifen offenen Wassers östlich und nordöstlich hatte sich erweitert; Land in dieser Richtung konnten wir von hier aus nicht entdecken. Das eigentliche Inlandseis streckte sich südlich und westlich ohne Unterbrechung durch Höhen oder sogenannte Gletscherinseln, eine glatte, gleichmäßige Fläche, auf der jeder Windhauch den feinkörnigen Schnee wie Wolken vor sich hertrieb. Dieser Schneestaub war für uns eben so beschwerlich, wie der Wüstenstaub für den Reisenden in der Sahara, denn er drang überall ein. Er polirte die Außenseite der Gletscher, welche hier nicht, wie in Grönland, aus Eis, sondern aus dichtgepacktem Schnee besteht, zu einem fehler- und fleckenfreien Parquet von Marmor. Nach unten reicht der Schnee 2 bis 3 Ellen tief bis an das Eis. Er bildet zunächst eine Schicht von großen für das Auge des Krystallographen wundervoll anzuschauenden Eiskrystallen, weiter unten aber eine körnige Masse.

Während unserer weitern Wanderung auf dem Inlandseise vom 1. bis 15. Juni war oft Schneegestöber, das uns bei heftigem Wind in unser dünnes Zelt aus Baumwollenzeug bannte. Häufig war auch Schneenebel, so daß wir kaum einige Ellen weit sehen konnten. Da indessen das Eis, von den erwähnten Rissen abgesehen, ziemlich egal war, störte der Nebel unser Vordringen nicht. Die Richtung wurde durch den Compaß bestimmt. Nur dann, wenn breite, hochwandige Rillen das Eis durchsetzten, die zu tief waren, um mit unseren Schlitten durch sie hindurch zu gehen, wurde der Eisnebel recht beschwerlich. Nicht nur hinderte er uns, das geeignetste Terrain zu wählen, sondern er erzeugte auch ein so eigenthümliches Licht, daß man unmöglich mit dem Auge unterscheiden konnte, ob man vor einem Abgrund oder vor einer nur eine Elle tiefen Rille stand. Darum mußten wir an solchen unsicheren Stellen zur Ermittelung der Tiefe einen Mann an einer Leine herablassen. Dieser fand mitunter eine bodenlose Tiefe, mitunter traf er den Grund schon auf 2 bis 3 Fuß, nachdem wir darum mehrere Stunden Aufenthalt gehabt oder einen weiten Umweg gemacht hatten. Ein andermal ereignete es sich, daß ein mächtiger Eisbär auf uns zuzukommen schien. Alles rüstete sich zur Jagd, die Einen faßten hinter dem Schlitten Posto, die anderen traten ins Zelt, und siehe, es flatterte eine Möve auf, die der Eisnebel zu einem Bären umgestaltet hatte.

So zogen wir denn eine ganze Woche 1500 bis 2000 Fuß hoch über dem Meere, in äußerst schwierigem und beschwerlichem Marsche dahin. Am 15. Juni gaben wir die weitere Reise in der beabsichtigten Richtung auf. Ihre Gefahren waren uns

eben wieder offenbar geworden, denn eine breite Schneebrücke über eine Kluft stürzte in dem Augenblicke, wo wir sie betreten wollten, zusammen. Wir wollten nach Cap Mohn und dann längs der Küste bis nach Cap Torell, weiter über die Hinlopenstraße bis Thumb Point und über das westliche Landeis von Spitzbergen am Chydeniüberg vorüber zur Mosselbai.

Indessen war der Weg bis Cap Mohn und Cap Torell durch ein unzugängliches Gletschergewirr gesperrt, so daß wir, gewarnt durch die überstandenen Gefahren, uns darüber nicht wagen wollten. Statt dessen nahmen wir unsern Weg über die Wahlenbergbai nach dem nördlichen Theile der Hinlopenstraße. Am 15. Juni kamen wir am Ende dieser Bai an. Hier fanden wir die ersten Blumen, eine schöne rothe Saxifrage. Zugleich trafen wir in dieser nach dem berühmten Botaniker und Gletscherkenner genannten Bai die größten für die Kenntniß von Glacialbildungen lehrreichsten Moränen, die ich überhaupt auf Spitzbergen gesehen habe. Shoal Point erreichten wir gerade in der Mittsommernacht (der 24. Juni ist im ganzen skandinavischen Norden ein hoher Festtag).

Die Ausbeute von Edelmetallen in Nordwestamerika.

Dieselbe hat in den Staaten und Gebieten westlich vom Missouri im Jahre 1873 einen ganz colossalen Ertrag geliefert,

72,258,639 Dollars.

Das sind ungefähr 10 Millionen Dollars mehr als 1872; Arizona, Californien, Britisch-Columbia, Oregon, Washington, Idaho und Montana hatten gegen das Vorjahr eine geringere Ausbeute, dagegen Nevada, Utah und Colorado eine stärkere. Jene von Nevada allein hat etwa 10 Millionen mehr betragen und die Gesammtförderung dieses einen Staates ist allein fast eben so beträchtlich wie der aller übrigen zusammengenommen. Die Angaben über Arizona und Mexico sind nur annähernd. Es lieferten an Gold, Silber und Erz:

Californien . . .	für 18,025,722	Dollars
Nevada	„ 35,254,507	„
Oregon	„ 1,376,389	„
Washington . .	„ 209,395	„
Idaho	„ 2,243,654	„
Montana . . .	„ 3,892,810	„
Utah	„ 4,906,337	„
Arizona	„ 47,778	„
Colorado . . .	„ 4,083,268	„
Mexico	„ 868,793	„
Britisch-Columbia	„ 1,250,035	„

Auf Nevada entfallen von der oben angegebenen Summe allein auf Silberbullion 30,183,921 Dollars und 4,807,617 auf Silber- und andere zur Ausfuhr gelangten Erze; Californien lieferte an Gold an die Expreßcompagnie für 15,709,956 und andere Beförderungscompagnien 1,570,995 Dollars. Auf Idaho kommen auf Silber 938,297 Dollars, das Uebrige entfällt auf Gold. Die Silberausbeute von Montana hat nur 3325 Dollars betragen; Britisch-Columbia hat gar kein Silber geliefert.

Zur Kennzeichnung der öffentlichen Zustände in Pennsylvanien.

In diesem Staate hat man sich soeben eine neue Verfassung gegeben; dieselbe enthält manche Bestimmungen, welche, wie man hofft, der bisherigen „Gauner- und Räuberwirthschaft“ möglichst steuern sollen. Diese erbauliche Wirthschaft wird vom deutschen „Neuy. Journ.“ folgendermaßen geschildert.

Seit vielen Jahren ist die Verwaltung des Staates Pennsylvanien schwächer und corrupter gewesen als die irgend eines andern Gemeinwesens der Union. Sie war schwächer, weil an ihrer Spitze Männer mit geringeren Fähigkeiten und geringerer Bildung als irgend wo anders standen, und corrupter, weil, obwohl käufliche öffentliche Beamte im ganzen Lande zu finden sind, diese doch nirgends so billig zu haben waren wie in Harrisburg, es folglich im Bereiche der Mittel von Leuten lag, Gesetzgeber zu kaufen, die nie gewagt haben würden, nach Albany, Boston oder Columbus zu gehen mit ihren spärlich gefüllten Portemonais. Man erzählt sich da ganz allerliebste Geschichten. So kamen zu einem Senator der Gesetzgebung Pennsylvaniens, der ein für seine Constituenten sehr wichtiges Gesetz durchsetzen wollte, zwei Mitglieder des untern Hauses, stellten sich als Vertreter von dreißig anderen Kammermitgliedern vor und fragten den Senator ganz kühl, wie viel er Jedem von den 32 für seine Stimme geben wolle, dabei insinuirend, daß 100 Dollars per Stimme der reguläre Preis sei. Als ihnen der Senator darauf erwiderte, er kaufe keine Stimmen, bemerkte einer der Unterhändler, in Anbetracht der Umstände, daß sich gegen die Bill nichts einwenden lasse und daß dieselbe im Interesse des öffentlichen Wohls angenommen werden müsse, würden sie mit 50 Dollars per Stimme zufrieden sein. Als auch dieses Angebot sehr bestimmt und in durchaus nicht höflicher Weise zurückgewiesen wurde, und die beiden Ehrenmänner eben im Begriff waren, sich zu empfehlen, um ihren dreißig Collegen Bericht zu erstatten, drehte sich der Eine noch einmal in der Thür um, näherte sich dem Senator und flüsterte ihm zu: „Können Sie nicht wenigstens fünf Dollars per Stimme geben?“

Eine so zusammengesetzte Legislatur war natürlich ein wahres Paradies für Schurken, die werthvolle Gerechtsame oder Verwilligungen aus dem Staatsschatze für sich zu erlangen wünschten. Um ein Mitglied der Lobby in Harrisburg zu werden, war nicht mehr Capital nöthig als ein Hökerweib braucht, um einen Aepfelstand zu etabliren oder ein vagirender Schuhputzjunge, um sich mit Bürsten und Wichse zur Ausübung seines Berufes auszustatten. Die Hauptstadt des „Keystone“-Staates war jeden Winter gefüllt mit Lumpen hohen oder niedern Grades, die darauf ausgingen, für sich und ihren kleinen „Ring“ etwas von dem zu erlangen, was rechtmäßiger Weise dem Volke gehörte, indem sie des letztern meineidige Vertreter kauften.

Diese Volksvertreter waren in der Regel Leute, die sich zu dem einzigen Zwecke, ihre Stimmen zu verkaufen, um Sitze in der Legislatur beworben hatten und in diese nur gelangten durch Bestechung und andere verwerfliche Mittel, die ein ehrlicher Mann nimmermehr anwenden, und zu denen überhaupt Niemand seine Zuflucht nehmen würde, der nicht entschossen ist, sich als Gesetzgeber durch Handlungen schadlos zu halten, die der Spitzbübereien, denen er seinen Sitz in der Legislatur verdankt, völlig würdig sind. Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß ein solches neues Mitglied, dessen Taschen leer waren nach den Ausgaben, die es für seine Wahl hatte machen müssen und dessen Habgier seine Vorsicht aus dem Felde schlug, gleich nach der Ankunft in Harrisburg sich in den Hotels erkundigte, wie viel eine Stimme für einen Bankcharter werth sei, wie die Eisenbahncompagnien zahlten, ob Ehescheidungen etwas einbrächten, und sich auf diese Weise binnen Kurzem in der commerciellen Statistik der Corruption die erforderliche Information verschaffte, um sich dann, ähnlich wie Kleiderhändler ihre Waaren, zur Bequemlichkeit der Käufer mit Preismarken versehen als ein Mann mit „festen Preisen“ darzustellen. Solche Biedermänner, deren es Dutzende gab, warteten nicht etwa schüchtern bis sie von der Lobby harranguirt wurden, sie waren vielmehr auf steter Jagd nach einem Käufer und thaten es natürlich immer billig. Auf diese Weise wurden die Preise sehr gedrückt, zum großen Aerger der Spitzbuben größern Zuschnitts, die es schwer fanden, die Würde des Meineids unter Gesindel, dessen Eide zu fünf Dollars feil waren, aufrecht zu erhalten.

Seit vielen Jahren hing der Erfolg jedes legislativen Projects in Pennsylvanien einzig und allein ab von der Höhe des Geldbetrages, der für dasselbe aufgewendet wurde. Die Eisenbahncompagnien mit ihren großen Mitteln waren stets des Erfolges sicher. Banken, die neue Charters oder die Erlaubniß zur Vergrößerung ihres Capitals wünschten, und Geld-

wechsler, die sich in Banken umgeformt zu sehen Verlangen trugen, hatten es nur ihrer unangebrachten Sparsamkeit zuzuschreiben, wenn sie nicht reüssirten. Ehemänner, die ihrer besseren Hälften überdrüssig waren; Frauen, die ihre Männer abschütteln wollten, waren dieser gerechten und ehrenwerthen Körperschaft gegenüber ganz in derselben Lage. Beide konnten haben was ihr Herz begehrte, wenn sie dafür bezahlten. Kam aber ein Weib, das nach göttlichem und menschlichem Recht zu einer Scheidung von einem Lebensgefährten, der sie mißhandelte und an dessen Seite sie untergehen mußte, berechtigt war, mit leeren Händen, so war die Sprengung der ehelichen Fesseln eine Unmöglichkeit. Dagegen konnte jeder Gatte, der etwas daraufgehen ließ, auf Grund der windigsten Vorwände in kürzester Zeit mit dem Scheidungsdecret in der Tasche die Hauptstadt verlassen.

Schon vor zwanzig Jahren war die Harrisburger Legislatur so berüchtigt — und es ist seitdem stetig schlimmer geworden — daß beim Herannahen einer Wahl eines Bundessenators ein Quacksalber in Philadelphia, der durch den Verkauf von Patentmedicinen sich ein großes Vermögen erworben hatte, es sich in den Kopf setzte, dieses Amt zu kaufen. Er hatte gehört, daß es zum Verkauf ausgeboten sei und da er genug Geld hatte, so folgerte er sehr richtig, daß er am Ende ebenso gute Chancen, den hohen Posten zu erhalten, haben müsse als irgend ein beliebiger anderer Bewerber. Er sandte also einen Agenten nach Harrisburg mit dem Auftrage, um jeden Preis zu kaufen. Dieser fiel aber in die Hände einiger Betrüger, die sich ihm als Vermittler bei der Legislatur anboten und das Geld, welches sie ihm zur Vertheilung an die Gesetzgeber abnahmen, dahin placirten, wo es, ihrer Ansicht zufolge, den meisten Nutzen stiften würde, nämlich in ihre eigenen Taschen. Wären die Gelder nicht auf diese Weise ihrem Zwecke entfremdet worden, so würde der alte Pillendreher ohne Zweifel seinen Sitz im Bundessenate eingenommen haben, wo er — die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen — ein viel anständigeres und ehrenwertheres Mitglied abgegeben hätte, als mancher seiner Collegen, die schon vor ihm da waren und die in ihrem Leben nie eine so ehrliche Beschäftigung als die des Pillendrehens eine ist getrieben hatten.

* * *

— Die heillosen Folgen der Waldverwüstung in Indien treten in bedenklichster Weise mehr und mehr zu Tage. Während in Europa eine Wiederanpflanzung von Bäumen im Allgemeinen durch das Klima begünstigt wird, findet das Gegentheil in Indien statt. Noch vor dreihundert Jahren war die Halbinsel mit Wäldern gleichsam bedeckt; in diesen befanden sich viele Seen und Moore, das Regenwasser drang langsam in den Boden, die Verdunstung fand langsam statt, der Wasserstand der Flüsse war ein regelmäßiger, Bäume, Gräser und andere Pflanzen gediehen. Das ist nun längst Alles anders. In einem großen Theile Indiens sind Moore, Seen, überhaupt Feuchtigkeit verschwunden, das Regenwasser läuft rasch ab und wo die Waldungen verschwunden sind, herrscht Dürre; das örtliche Klima ist anders und schlechter geworden. Allerdings kann man während der Regenzeit, die vier Monate dauert, Bäume pflanzen und sie gedeihen auch so lange, aber in den acht trockenen Monaten ist der Boden steinhart, jede Feuchtigkeit verschwindet. Wenn nun der junge Baum auch im Anfange der trockenen Jahreszeit sich noch hält, wenn er den Feldbränden widersteht, die im März so oft vorkommen, wenn die Ziegen ihn verschonen, so bekommt er doch durch die furchtbare Hitze im April und Mai den Gnadenstoß. So erklärt sich, daß manche Versuche einer Wiederbewaldung gescheitert sind und daß sie in der Regel auch dann nicht gelangen, wenn man die neubepflanzten Strecken bewässerte. Seit einer Reihe von Jahren widmet übrigens die indische Regierung den Waldungen ihre Fürsorge und die Oberleitung ist einem deutschen Forstmann übertragen, der wenigstens weiteres Unheil abwendet.

— Die Anpflanzung von Bäumen auf der Prairie Nordamerikas. Um zu untersuchen, wie auf den baumlosen Ebenen, welche den Arkansasfluß umgeben, Baumpflanzungen gedeihen würden, hat die Atlantic-, Texas- und Santa-Fe-Bahn einen erfahrenen Forstmann, S. T. Kelsey, engagirt, welcher im verflossenen Jahre in verschiedenen Gegenden und zwar auf recht sandigem Boden Versuche angestellt hat. Die Eisenbahngesellschaft hat Anspruch auf eine Landschenkung, bestehend aus den mit ungleichen Nummern bezifferten Sectionen auf beiden Seiten der Bahn bis zu 20 Meilen Entfernung, also in einem Gürtel von 40 Meilen im Durchmesser. Die Versuche, welche Herr Kelsey anstellte, geschahen theils mit einjährigen Bäumchen, welche er im vorigen Jahre aus Samen gezogen hatte, theils mit Samen. Unter den gepflanzten Bäumchen kamen am besten fort Akazie, Katalpa, Weißulme, Osage, Box Elder, Ailanthus, weniger gut der Silberahorn. Die schottische Fichte und die Pinie wollten, im März verpflanzt, nicht gedeihen, um so besser gediehen die im Mai gepflanzten. Aus Samen wurden Eschen und Schwarzwallnußbäume gezogen, die eben so wie die auf dieselbe Weise gepflanzten Aepfel- und Pfirsichbäume lustig heranwuchsen. Auch giebt es auf Ansiedelungen schon kräftige Pfirsich- und Aepfelbäume. Weniger wollte auf dem sandigen Boden die gelbe Weide gedeihen. Der „Wilde Chinabaum“ wächst üppig überall südlich von Kansas und trägt eine gelbe, fast durchscheinende Beere. In den Hügeln wächst eine wohlschmeckende wilde Pflaume. Ein Correspondent des „State Journal“ in Jefferson City, welchem wir obige Angaben entnehmen, meint, die Ursache, warum die Vegetation auf jenem sandigen Boden so üppig gedeihe, sei, weil nichts das tiefe Eindringen der Wurzeln in den Boden hemme und diese in der Tiefe Feuchtigkeit genug finden.

— Im christlichen Birmingham bildet bekanntlich die Fabrikation von Götzenbildern für die Hindus und die südostasiatischen Buddhisten einen nicht unbedeutenden Gewerbszweig. Man hat die Muster kommen lassen und weiß die Nachbildungen so gut herzustellen, daß sie den Originalen hübsch gleichen; an Absatz fehlt es nicht. Jetzt beklagt sich in der „Times Mail“ ein Mann bitter darüber, daß es vorzugsweise Fabrikanten in Birmingham seien, von welchen die Aschantis Waffen und Kriegsbedarf beziehen. Er schreibt: „Mein Bruder, welcher auf dem Kriegsschiffe „Active“ vor der Goldküste dient, schreibt mir unterm 7. December 1873: „Soeben fingen wir einen englischen Kauffahrer ab, der direct von Liverpool gekommen ist; er hatte 2000 Musketen, Schießbedarf &c. für die Aschantis an Bord. Ist es nicht hübsch, daß die Leute in England dergleichen für unsere Feinde schicken? Es unterliegt keinem Zweifel, daß Vieles gelandet worden ist, ehe wir die Küste blockirten. Alle Waffen, welche in unsere Hände fielen, sind englisches Fabrikat und mit Birmingham bezeichnet.“

— Die Bevölkerung des Staates Minnesota hat vom 1. Januar bis 30. September 1873 um 45,000 Köpfe zugenommen. Darunter sind viele Deutsche und Skandinavier.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XXV. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Unter den Laosvölkern am obern Mekong.

IV.

Kalter Empfang in Luang Prabang. — Das rege Marktleben. — Geschichte der Stadt. — Politik der Herrscher. — Französische Klagen über Darniederliegen des Handels. — Audienz. — Pagoden und Bibliothek. — Ein Grabdenkmal des Naturforschers Mouhot.

Die Expedition Lagrée's traf die nöthigen Anstalten um einen ihrer würdigen Einzug in die Königsstadt Luang Prabang zu halten. Die Europäer legten ihre Galakleidung an und die Tagalen und Annamiten putzten die Waffen blank. Nachdem ihre Boote um eine Landzunge herumgesteuert waren, kam die Stadt in Sicht und sie machte einen überraschenden Eindruck. Seit ihrer Abreise aus Cochinchina hatten die Reisenden keinen so belebten Anblick mehr gehabt und so viele Häuser beisammen gesehen. Dieselben stehen dem Fluß entlang und die geleisig laufenden Straßen ziehen sich um einen Hügel herum, der wie ein grüner Dom die grauen Dächer überragt; auf demselben erhebt sich eine Pagode, mehrere andere solcher Tempel stehen an den Abhängen und ihre rothgefärbten Dächer heben sich gegen das dunkele Grün des Pflanzenwuchses lebhaft ab. Unten an dem etwa 50 Fuß hohen Stromufer liegen große Bambusflöße fest, die mit Hütten bedeckt sind und eine Wasserstadt bilden. An dieser schwimmenden Vorstadt gleiten Hunderte von Barken hin und her, während aus dem Oberlande schwere Flöße langsam herabschwimmen und auf einer geeigneten Stelle anlegen, um bequem ihre Ladung löschen zu können. Der Strand wird auch belebt von Ruderknechten und Lastträgern. Auf dem jenseitigen Ufer ist Alles still; dort liegen vereinzelte Häuser in Gärten und einige Pagoden; am Ufer trocknen Fischer ihre Netze auf hohen Bambusstangen.

Ein Mandarin stand am Landungsplatze bereit, um die Fremden zu empfangen; die Annamiten gingen ans Ufer, um eine Hecke für ihren Commandanten zu bilden, und die Europäer zogen in die Stadt ein, in welcher sie sehr breite, regelmäßige Straßen fanden, die einander rechtwinkelig durchschneiden. Zum Aufenthalte war ihnen vorläufig der Wat Punkeo angewiesen, eine hübsche Pagode. Der Palast des Königs liegt im südlichen Theile von Luang Prabang und besteht aus einem Nebeneinander unzähliger Häuser, die von hohem, sehr starkem Pfahlwerk umzogen sind; sie bilden ein Rechteck, dessen eine Seite sich an den erwähnten Hügel lehnt, der hier fast steil abfällt. Eine in das Gestein eingehauene Treppe von einigen hundert Stufen führt geraden Wegs zu der Pagode.

Da wo der Nam Kan sich mit dem Mekong vereinigt, wird unter großen Schuppen täglich ein sehr belebter Markt abgehalten; aber nicht alle Kaufleute finden dort Platz, sondern viele haben besondere Läden, welche wohl beinahe eine halbe Stunde weit an der mit dem Strome parallel laufenden Hauptstraße sich hinziehen. Hier fanden die Reisenden seit Pnom penh zum ersten Male wieder einen Markt, den



In einer Pagode zu Luang Prabang im obern Laos.

man in europäischem Sinne als einen solchen bezeichnen kann. Hier war rege Thätigkeit und ein beträchtlicher Handelsverkehr; man sah Leute aus allen Völkern Hinterindiens und selbst manche aus Vorderindien. Auch im südlichen Laos war der Handel sehr blühend bevor das Land seine Unabhängigkeit verlor und den Druck empfand, welchen das siamesische Monopol übte. Dort oben in Luang Prabang muß die siamesische Regierung zu Bangkok sich damit begnügen, geringe Zölle zu erheben.

Diese nun ziemlich volkreiche Stadt ist erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gegründet worden und sie kam empor, weil sie weit abwärts von jenen Gegenden liegt, welche im vorigen Säculum so häufig durch Kriege verheert wurden. Die Regierung war so klug sich unter den nominellen Schutz des Kaisers von China zu stellen; in jedem achten Jahre schickte sie als Zeichen der Huldigung zwei Elephanten nach Peking. Auch zahlte sie alle drei Jahre einen Tribut an den Kaiser von Annam, an dessen Gebiet ihr Land grenzt. Dasselbe ist Siam gegenüber in einer verhältnißmäßig günstigen Stellung, und die Klugheit gebietet, es zu schonen. Luang Prabang ist der Gebirge halber schwer zugänglich; das Volk verdankt der Mischung mit den kräftigen Wilden jener Gegend zwischen Tonkin und Laos eine gewisse Energie. Als 1828 die Siamesen in allen anderen Laosprovinzen Krieger aushoben, um den König von Vien schan zu befehden, stellte man keinerlei Zumuthung an Luang Prabang, das während des Krieges neutral blieb; nach dem Ausgange desselben gewährte es den Flüchtlingen ein Asyl, ohne daß der Hof von Bangkok etwas dagegen eingewandt hätte.

Im Jahre 1838 erhielt General Mac Leod in Xieng Mai eine amtliche Mittheilung, der zufolge Luang Prabang 700 Häuser zählte und zwischen 5000 und 6000 Einwohner. Die Provinz hatte im Ganzen ungefähr 50,000 Seelen, doch ist seit jener Zeit die Volksmenge beträchtlich angewachsen, weil die Regierung sich von allen auswärtigen Händeln fern zu halten wußte. Sie ist nicht in den Krieg verwickelt worden, welchen Siam im Jahre 1857 mit denjenigen Laosfürstenthümern führte, die unter birmanischer Oberherrschaft standen, und das Land ist auch unberührt geblieben von dem Kampfe der mohammedanischen Panthays in Yünnan gegen die Mandarinenarmee des chinesischen Kaisers. Die Stadt Luang Prabang hat gewiß nicht 80,000 Einwohner, wie Bischof Paillegoix wissen wollte, aber sicherlich viel mehr als jene 8000; sie zählt reichlich doppelt so viel und die Bevölkerung der Provinz kann man auf 150,000 Seelen annehmen.

Luang Prabang hat, gleich Siam, einen ersten und einen zweiten König. Der letztere war nach Bangkok gereist, der erste aber am Platze und die Europäer wandten sich deshalb an die Minister, um eine Audienz zu erhalten. Sehr bezeichnend für die Absichten der Franzosen sind die folgenden Worte Garnier's: „Es kam hier viel darauf an, den Einfluß Frankreichs gleich von vornherein derart festzustellen wie er in den Augen der Eingeborenen erscheinen sollte und der Regierung klar zu machen, welche vorwaltende Rolle derselbe in jenem Theile Hinterindiens zu spielen berufen sei. Das Königreich Luang Prabang bildet heute das wichtigste Centrum der Laosstaaten im gesammten Indochina; dort finden Alle, welche dem Despotismus der Siamesen oder der Birmanen sich entziehen wollen, Zuflucht und auch einen Stützpunkt. Dieser Despotismus hat jetzt kein Gegengewicht, weil die chinesische Oberherrschaft, die wohlwollend und verständig geübt wurde, nicht mehr wirksam erscheint (— wegen der damaligen Unruhen in Yünnan —) und außer Stand ist eine Rolle zu spielen, welche nun den europäischen Mächten vorbehalten bleibt. Im nördlichen Indochina ist England berufen, Chinas Nachfolger zu sein; diese Region hat oftmals unruhige Tage gehabt, ist nur allzuhäufig Schauplatz verheerender Kriege gewesen und deshalb sehnt sich die Bevölkerung nach gesicherten und geordneten Zuständen. Sie wird sich gern eine Einmischung der Fremden gefallen lassen und hat ja auch schon mehr als einmal um eine solche nachgesucht."

„Aber von Luang Prabang muß der Einfluß Englands fern gehalten werden, wenn wir Franzosen ihm das Gleichgewicht halten und diejenige Stellung einnehmen wollen, welche wir im Interesse unserer Politik und unseres Handels behaupten müssen: Frankreich darf sich der moralischen und die Civilisation fördernden Aufgabe nicht entschlagen, welche es in Bezug auf die allmälige Emancipation der so interessanten Bevölkerung des innern Indochina zu erfüllen hat; es darf nicht außer Acht lassen, daß eine solche Emancipation unbedingt erforderlich ist für freien, ungehinderten Handelsbetrieb und für den Absatz seiner Industrieartikel. Die Oberherrschaft einer asiatischen Regierung bedeutet allemal Monopol, Druck, Stillstand, während europäische Einwirkung im neunzehnten Jahrhundert Handelsfreiheit bedeuten soll, Fortschritt und Wohlstand."

Wir wollen hier unsererseits beiläufig als Thatsache hervorheben, daß die großen Erwartungen, welche die Franzosen von ihrer „Colonie" Cochinchina hegten, sich keineswegs erfüllt haben; in ihrer Hauptstadt Saigong stehen sie selber in Bezug auf Handel und Schifffahrt erst in vierter Reihe, hinter Chinesen, Deutschen und Nordamerikanern weit zurück.

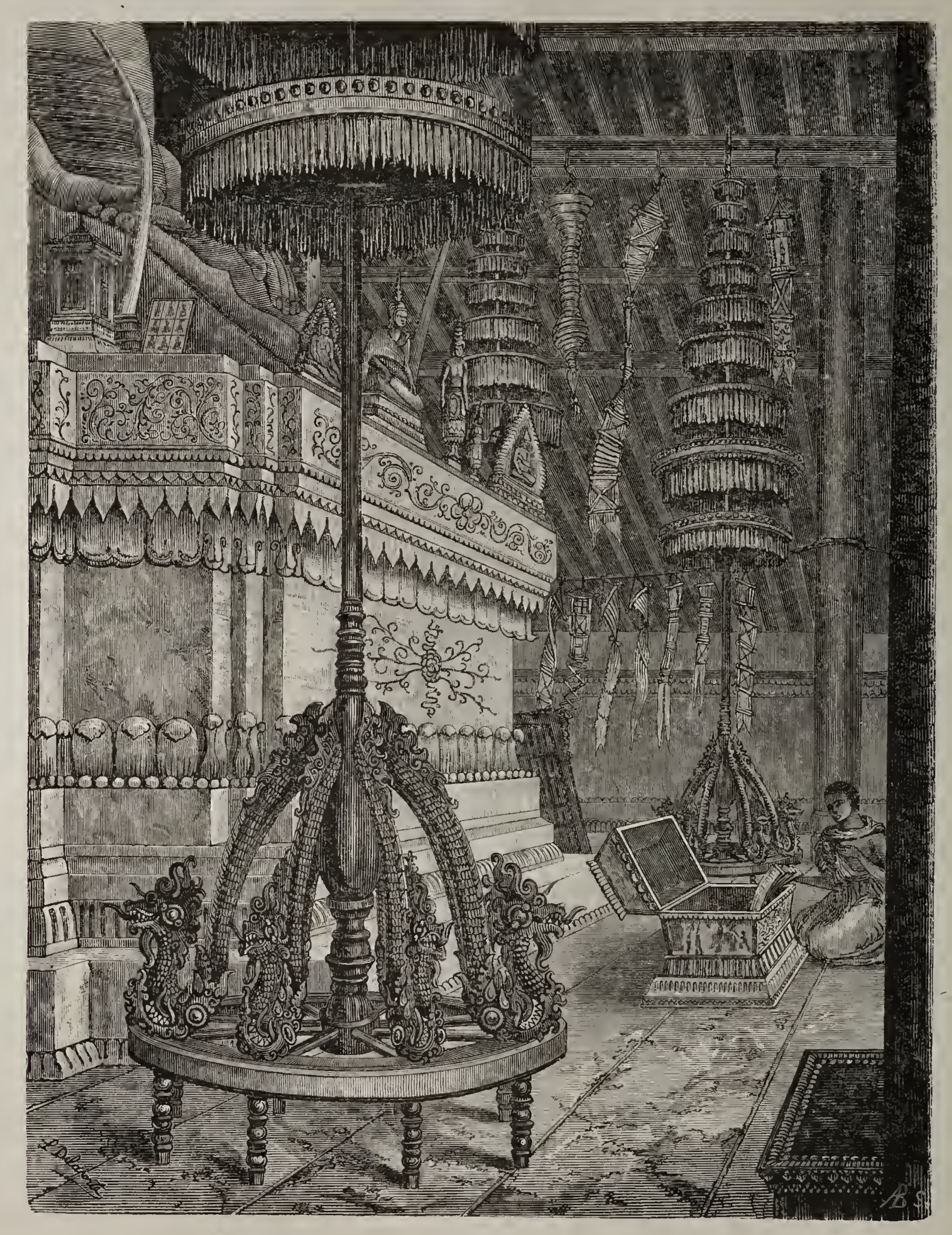
„Es kam darauf an, den König von Luang Prabang zu überzeugen, daß wir eines Tages an die Stelle des Kaisers von Annam treten würden, der nun unser Vasall ist, und daß wir die Rechte ausüben würden, welche ihm seither in Luang Prabang zustehen. Dem Könige mußte begreiflich gemacht werden, daß er sich fortan auf den französischen Einfluß zu stützen habe, wenn er sich der Nachbarmächte erwehren wolle; ferner, daß von unserer Seite seine Unabhängigkeit nicht bedrohet werde, wohl aber seine politische Stellung an Bedeutung gewinne. Wir würden ihn in keiner Weise bedrängen und ihm doch einen wirksamen Schutz gewähren, nichts verlangen, als daß er dem Handelsverkehr mit dem Süden sich förderlich erweise und nach dieser Richtung hin die Straßen verbessere."

Diese Ansichten entwickelte Garnier; der Commandeur Lagrée erwiederte im Wesentlichen Folgendes: „Eine solche moralische Eroberung verlangt, daß man praktisch entworfene Pläne beharrlich ausführe, daß man mit Folgerichtigkeit zu Werke gehe, was (— früher —) die britische Colonialverwaltung zu thun verstanden hat. Die französische Seemacht hat unter der Republik und während des ersten Kaiserreiches schwer gelitten und die Folge war, daß unsere Handelsverbindungen mit überseeischen Gegenden arg geschädigt wurden. Dazu kommt die übertriebene Centralisation, durch welche alle freie Initiative der Privatleute todtgeschlagen wird. Unsere Diplomatie hat sich unfähig gezeigt an die alten Ueberlieferungen, welche einen Bruch erfahren hatten, wieder anzuknüpfen; sie hat es nicht verstanden einen Kern wohlunterrichteter Männer heranzubilden. Seit einem halben Jahrhundert verstehen unsere Consuln, Geschäftsträger und Colonialgouverneure rein nichts von dem was die Politik Frankreichs erstreben und was sie vermeiden soll. Ueberall leben diese Leute in den Tag hinein; sie haben keine planmäßigen Vorsätze, können demnach auch solche nicht mit jener zähen Ausdauer und nüchternen Ruhe verfolgen, durch welche die Engländer sich kennzeichnen. Die Agenten dieser letzteren haben allerwärts großen Ein-

fluß, vielfach üben sie sogar eine Suprematie aus; die französischen dagegen flackern hin und her, nehmen die Dinge auf die leichte Achsel, und werfen heute über den Haufen, was sie gestern gebaut haben. Nur durch gewaltige, ganz unverhältnißmäßige Anstrengungen werden wir auch nur geringe Ergebnisse und kleine materielle Vortheile erreichen können."

„Wir werden auf alle Vortheile zu verzichten haben, welche uns das Vorwalten unserer Flagge an den östlichen Gestaden Hinterindiens gewähren könnte, wenn unser Colonialsystem nicht umfassender und vor allen Dingen stetiger wird; wenn wir nicht in dem heillosen Irrthume verharren, einen Gouverneur oder Diplomaten allemal dann abzuberufen, wenn er sich in die Zustände und Verhältnisse des fremden Landes und Volkes eingelebt hat und nun erst nützlich wirken könnte."

Diesen Betrachtungen haben wir in Hinblick auf die großartige Bedeutung, welche der deutsche Handels- und



Etagenschirm und das Innere einer Pagode bei den Laos.

Schifffahrtsverkehr in Ostasien bereits gewonnen hat, hier eine Stelle einräumen wollen. Lagrée und Garnier treffen mit den allerdings bitteren Wahrheiten, welche sie ihren Landsleuten sagen, das Richtige.

Eine freundliche und zuvorkommende Aufnahme fand die Expedition in Luang Prabang nicht; die Behörden verhielten sich kalt und zurückhaltend. Garnier erklärt sich dieses Mißtrauen aus dem schon früher erwähnten Umstande, daß die Engländer darauf ausgingen, die Wälder am obern Menam zu ihrem alleinigen Vortheil auszubeuten. Eben deshalb waren sie, was wir gleichfalls schon früher anführten, mit dem Fürsten von Xieng Mai in Streitigkeit gerathen. In Luang Prabang nun wußte man nicht, welchem Volke die weißen Männer angehörten. Die wissenschaftlichen Zwecke der Expedition begriff man ja nicht und Alles in Allem genommen war einiges Mißtrauen gegen die Fremden wohl gerechtfertigt. Die Regierung wollte zeigen, daß sie doch einigermaßen unabhängig vom siamesischen Hofe sei und schien

die Papiere, welche die Europäer von dem letztern als Beglaubigungs- und Geleitsbriefe mitgebracht hatten, mit Geringschätzung zu betrachten. Lagrée jedoch wußte durch sein würdiges Auftreten und umsichtiges Benehmen allen Argwohn aus dem Wege zu räumen; der König bewilligte Audienz und das bei derselben zu befolgende Ceremoniel wurde dahin vereinbart, daß der König beim Eintreten der Fremden sich erheben solle; das Gefolge desselben solle bewaffnet im Palast erscheinen dürfen; während der Audienz sollten die Mitglieder der Expedition auf ihren Stühlen sitzen bleiben.

So geschah es auch, aber der König beobachtete die äußerste Zurückhaltung. Auf alle Complimente, welche Lagrée ihm sagte und auf die Fragen nach dem Naturforscher Mouhot, welcher vor sechs Jahren in denselben Räumen Audienz gehabt hatte, antwortete er nur mit etlichen einsilbigen Worten, welche dann ein Mandarin des Breitesten mit fast sinnlosen Phrasen verdolmetschte. Die ganze Sache dauerte



Bibliothek einer Pagode in Luang Prabang.

nur kurze Zeit und es blieb nichts übrig als das Weitere ruhig abzuwarten.

Am 2. Mai 1867 ließen sich die Europäer am Südabhange des früher erwähnten Hügels zwischen einigen Pagoden und unter hohen Bäumen drei geräumige Hütten bauen, welche von Arbeitern, die der König lieferte, schon nach zwei Tagen vollkommen hergerichtet waren und einen bequemen Aufenthalt boten. Hinter denselben dehnte sich eine Ebene aus, auf welcher viel Pagoden standen; einige derselben waren aus abergläubischer Furcht vollständig verlassen worden. Auf dem weiten Raume standen Grabmäler und Pyramiden zerstreut zwischen hohem Gras, in welchem Kühe und Büffel weideten.

Die meisten Pagoden hatten reiche Verzierungen und erinnerten an jene von Vien schan, welche in einem frühern Aufsatze beschrieben worden sind. Eine derselben bot einen eigenthümlichen Anblick dar durch ihre ausgebauchte Gestalt, die sich ausnahm wie jene eines Sarges. Die Holzschnitze-

reien an den Wänden waren auch hier von bewunderswürdiger Feinheit. Im Innern fand man als Dankopfergabe für erfüllte Gelübde vielerlei zum Theil kostbare Gegenstände: Fächer, gestickte Fahnen, kleine Bronzestatuen, zwei Elephantenzähne von ganz ungewöhnlicher Größe, die von unten bis oben mit originellen Schnitzerein und mit großer Geschicklichkeit vergoldet waren; der größte hatte eine Länge von 1 Meter 85 Centimeter, der kleinere 1 Meter 65 Centimeter. Außerdem fehlte in diesen Pagoden nichts was der Buddhacultus erfordert: Kanzeln, Bänke für die Priester, Leuchter, Räuchergefäße ꝛc. Sehr hübsch nahm sich bei einem dieser Tempel das Bibliothekgebäude aus, von welchem wir (S. 149) eine Illustration geben.

Die Mitglieder der Expedition erfüllten noch eine Ehrenpflicht gegen ihren verstorbenen Landsmann Mouhot, welcher unter den Eingeborenen ein gutes Andenken zurückgelassen hatte. Noch lebte der Hund, welcher als treuer Gefährte ihn auf seinen gefahrvollen Wanderungen begleitet hatte. Er wurde von einer Laosfamilie sorgfältig gepflegt und zeigte den weißen Männern die Zähne; also waren sechs Jahr hinreichend gewesen, alle Erinnerung an die Race verschwinden zu machen, welcher sein früherer Herr angehörte. Mouhot war am Ufer des Nam Kan begraben worden neben dem Dorfe Ban Naphao, das etwa eine deutsche Meile östlich von der Stadt entfernt ist. Lagrée wollte diesem verdienten Naturforscher ein Grabdenkmal setzen und dazu bot der König gern seine Hand, denn in Hinterindien ehrt und achtet man die Todten. Am 10. Mai 1867 wurde das bescheidene Monument eingeweiht.



Landschaft am obern Mekong.

Allmälig war die Stimmung des Königs und der Behörden eine freundliche geworden und Lagrée erhielt Pässe, welche ihm auf seiner weitern Reise im ganzen Gebiete von Luang Prabang erheblichen Vorschub leisteten *).

*) Mouhot's Reisen von Bangkok durch Siam und die Laosländer bis nach Luang Prabang sind in Band V und VI des „Globus" geschildert worden. — Ueber Lagrée's Aufenthalt in Luang Prabang und seine Wanderung von dort bis Muong Lim siehe „Globus" XXII, S. 305 ff.

Das Volk der Kissamas in Angola.

Die portugiesische Besitzung Angola im sogenannten Nieder- oder Unterguinea hat zur Südgrenze den Fluß Coanza; der Quellbezirk desselben liegt in etwa $13^1/_2{}^0$ S. östlich vom Matambagebirge; der Strom läuft anfangs von Süden nach Norden und nimmt dann eine westliche Richtung. An seinen Ufern haben die Portugiesen seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts einige Niederlassungen gegründet und im Innern zur Beschützung des Handels befestigte Stationen, sogenannte Presidios, gebaut. Nach diesen kommen aus den Landschaften Kissama, Libolo und Bailundo Elfenbein, Wachs, Gummi, Rhinoceroshörner und auch Salz, das in Kissama das Umlaufsmittel ist. Außerdem werden Häute und Orseille ausgeführt.

Kissama ist ein Bezirk im Innern, jenseits Libolo Alto, weit nach Osten hin. Von den Portugiesen haben wir nur geringe Kunde über die Bewohner, welche ihres Cannibalismus wegen sehr von ihnen gefürchtet werden. Um so dankenswerther ist ein Bericht des Schotten Ch. Hamilton, der sie im Jahre 1870 besucht und genau beobachtet hat.

Als Hamilton in der Nähe von Dondo sich aufhielt, das am rechten Ufer des Coanza liegt (— 9° 40′ S., 14° 15′ W. —), erfuhr er, daß zwei mächtige Häuptlinge der Kissamas am andern Ufer eingetroffen seien. Sie waren weit hergekommen, um bei einem schwarzen Mann in Dondo, der für sehr klug und gerecht galt, sich Raths zu erholen. Derselbe sollte Schiedsrichter in einer Streitsache sein,

welche sie friedlich auszugleichen wünschten. Während der Nacht, welche sie im Walde blieben, war ihr Lager von Trägern umstellt, die bis zum Morgen wohlriechende Fackeln brannten; der Wind trieb den angenehmen Geruch bis auf die andere Seite des Stromes. Am andern Tag in der Frühe fuhren die Könige in großen Nachen über den Strom und dabei sang ihre aus stattlichen Kriegern bestehende Begleitung einen wohlklingenden Chor. Beim Landen zeigten Alle eine sehr würdige Haltung; jeder trug einen Speer. Gegenüber im Walde hielt sich, wie Hamilton ermittelte, eine Kriegerschaar verborgen, wohl um nöthigenfalls Hülfe zu bringen.

Der schwarze Mann in Dondo gab nach zwei Tagen sein Gutachten; inzwischen verhandelten die Kissamas Elfenbein und andere Erzeugnisse ihres Landes, und gaben am dritten Tage dem Schiedsrichter und dessen Freunden ein Festmahl, zu welchem auch Hamilton mit einer Einladung beehrt wurde; ein anderer weißer Mann war nicht zugegen. Sie luden den Schotten ein sie bei ihrer Heimkehr zu begleiten und dazu gab er gern seine Einwilligung. Die Portugiesen erschraken über diese Zusage und äußerten, sie würden ihn nun wohl niemals wieder zu sehen bekommen. Hamilton jedoch ließ sich nicht irre machen und fand in den Kissamas einen sehr hübschen Menschenstamm. Die meisten haben eine kupferfarbige Haut; die Männer eine durchschnittliche Größe von 5 Fuß 8 Zoll, die Frauen von 5 Fuß. Viele Männer hatten einen argwöhnischen Ausdruck im Gesicht und waren gegen die Fremden auf der Hut. Das erklärt sich, weil die Portugiesen mehrfach Menschenraub getrieben und viele Kissamas fortgeschleppt hatten.

Die meisten Männer haben einen wohlgeformten Kopf mit schmaler aber hoher Stirn; das Haar ist lang und grob, mehr gekräuselt als wollig; aber es giebt manche Ausnahmen von dieser Regel. Wie man bei den Malgaschen und auch sonst noch bei anderen Völkern, bei denen schwarzbraune Haut vorwaltet, bemerkt, so kommen auch hier einige Leute vor, deren Haut tiefschwarz ist, das Haar wollig, die Nase breit; dadurch und wegen der dicken Lippen gleichen sie dem typischen Neger. So ist es auch bei den Kissamas. Hamilton bemerkt ausdrücklich, daß er in Farbe und in der ganzen Erscheinung vielfache Verschiedenheit fand. Viele hatten große, römische Adlernasen, aber die meisten breite Nasen und dicke Lippen, großes Kinn mit spärlichem Kinn- und Schnauzbart; nur bei wenigen sah er etwas Backenbart; aber Haar auf der Brust hatten die meisten und die glans penis war von enormer Stärke.

Die Kissamas halten auf Reinlichkeit und reiben die Haut mit Palmöl ein, welchem sie manchmal rothen Oker zusetzen: sie sehen dann glatt und glänzend aus und erinnern an die Kaffern. Die Beine sind wohl gebildet, der Muskelbau ist kräftig, der Gang leicht und behende. Viele bringen es zu einem hohen Alter.

Unter diesem Volke giebt es noch Cannibalen „weiter nach dem Innern hin"; bei denjenigen Kissamas, welche am Coanza und in dessen Nähe wohnen, kommt das Menschenfressen nur selten vor. Die wenigen Anthropophagen, mit welchen Hamilton in Berührung kam, sahen häßlich und ungesund aus und hatten auch nicht den behenden Gang wie die übrigen. (—Weshalb das, wird von Hamilton nicht gesagt und die Angabe scheint sehr zweifelhaft; bei anderen Cannibalen in Afrika ist dergleichen nicht beobachtet worden, und auf keinen Fall ist Menschenfleisch ungesund. —)

Wer unter den Cannibalen seine Schulden nicht bezahlen kann oder wer ein Verbrechen begangen hat, wird ohne Weiteres getödtet und verzehrt. In neuerer Zeit kommt es aber vor, daß „die Aufgeklärteren" dem Verbrecher die Wahl lassen, ob er sterben oder als Sklav an die Portugiesen verkauft werden wolle; in der Regel zieht er den Tod vor, denn die Portugiesen sind außerordentlich verhaßt.

Das Verfahren mit einem Verbrecher, der nicht gefressen werden soll, ist sehr einfach; man giebt ihm Gift, das seinem Leben rasch ein Ende macht. Andere werden in einen aus Baumrinde verfertigten Sack gesteckt und in den Strom geworfen, zum Fraße für die zahlreichen Alligatoren. Wer auserkoren wird um das Fleisch zu einem leckern Mahle zu liefern, ist in der Regel ein wohlhabender Mann, der eine zahlreiche Familie hat; er gilt dann für einen Fetisch und Habe und Familie werden confiscirt.

Die Kissamas haben große Anhänglichkeit an ihr Land, sie sind sehr tapfer und furchtlos und deshalb ist es den Portugiesen nie gelungen sie zu unterwerfen. Livingstone, der allerdings nicht in ihr Gebiet kam, weiß jedoch Folgendes. Als die Portugiesen bis in ihre Wälder eindrangen, zapften die Kissamas alle Wasservorräthe ab, welche sie im Innern der riesigen Baobabbäume haben; diese dienen ihnen als Cisternen; der Feind mußte dann aus Mangel an Wasser sich zurückziehen.

Vor Hamilton wär noch kein weißer Mann im Lande gewesen; viele Eingeborene staunten ihn an und besonders fiel ihnen der Vollbart auf, an welchem sie herumzupften um zu sehen ob derselbe wirklich aus der Haut herausgewachsen sei. Der weiße Mann wurde von ihnen als „Bruder des Allmächtigen" bezeichnet.

Das Volk erfährt von Seiten der Häuptlinge keinen Druck. Bei Krieg schaaren sich Alle um den Häuptling und am Gefechte, so sagt man, nehmen auch die Frauen Theil. Diese sind sehr ebenmäßig gestaltet und viele sehen recht hübsch aus. Das Haar hängt bis an die Ohrzipfel herab, und ist am Ende mit Zähnen und kleinen Thonkugeln verziert; manche tragen auch Schmuck im Ohre. Kopf und Antlitz sind runder wie bei den Männern, die schwarzen, stechenden Augen haben einen wunderbaren Glanz; bei jungen Mädchen sind die noch nicht durchbohrten Ohren außerordentlich klein. Die Kleidung besteht aus Streifen von Baumrinde und ist ein nur kurzer Gürtel, der noch nicht bis zur Hälfte des Dickbeins reicht. Die Kissamas mögen aus Haß gegen die Portugiesen kein baumwollenes Zeug tragen; auch die Sandalen werden aus Baumrinde verfertigt; wohlhabende Frauen hängen Halsbänder um.

Beim Herannahen der Geburt verläßt die Frau ihre Wohnung und geht in den Wald; dort bleibt sie ganz allein, entbindet sich selber und kehrt dann zurück; das Kind aber bleibt noch eine Weile versteckt und Niemand erfährt, wo sich dasselbe befindet, auch fragt danach Keiner. Hat sie eine Fehlgeburt gehabt oder ist das Kind todt zur Welt gekommen, dann entflieht sie, denn wenn man ihrer habhaft würde, müßte sie Gift nehmen.

Hamilton will Einweiberei bei ihnen gefunden haben, was bei einem schwarzen afrikanischen Volk eine bemerkenswerthe Ausnahme von der Regel bilden würde. Sie heirathen im zwanzigsten Jahr und haben viele Kinder. Verkrüppelte Leute sind äußerst selten.

Die großen aus Gras geflochtenen Körbe werden von den Frauen auf dem Rücken getragen an einem Streifen, der über die Stirn geht; dieser ist mit Zähnen von Leoparden, Hyänen und anderen Thieren geschmückt. Mit den Kindern wird in eigenthümlicher Weise verfahren. — Man bringt sie Morgens aus den verschiedenen zerstreut liegenden Hütten an einen bestimmten Platz, wo sie bis zum Abend unter der Aufsicht und Pflege einer alten Frau bleiben; wir finden also dort eine eigentliche Kleinkinderbewahranstalt. Die Alte füttert die Kleinen mit Palmöl und Zie-

gemilch. Die Mütter haben bei ihren Arbeiten auf dem Felde das Kleine, welches noch nicht gehen kann, in einer Art von Beutel auf dem Rücken. Die Anzahl der Frauen ist im Vergleich zu jener der Männer nur gering; dies erklärt sich wohl aus der Thatsache, daß früher gleich nach der Geburt Mädchen getödtet wurden, wie ja das auch bei Völkern in Indien und Australien geschieht.

Die Hütten gleichen jenen der Kaffern; der Boden wird mit Matten aus geflochtenem Grase belegt; bei manchen Wohnungen verwendet man auch Flechtwerk, das mit Lehm beworfen wird. Die Frauen klettern sehr behende an den Palmen hinauf, um dieselben anzuzapfen und den Saft zu gewinnen, der fast wie Meth schmeckt.

Der Boden ist fruchtbar und liefert Maniok, Erdnüsse etc. Palmöl ist Handelswaare. Die Portugiesen schicken ihre Verbrecher an den Coanza, wo dieselben dann allerlei Schandthaten verüben, und die Schwarzen aus deren eigenen Hütten stehlen, um sie als Sklaven zu verkaufen; deshalb sind dort so unsichere Zustände, während die Kissamas durch solche Bösewichter nicht heimgesucht werden. Sie gewinnen Wachs in Menge, das in den Factoreien Dondo und Massangano gern gekauft wird; der Honig aber enthält giftige Bestandtheile und verursacht Durchfall, dem sehr schwer zu steuern ist. Auch Salz, das in Krystallklumpen nach Angola kommt, ist ein wichtiger Handelsartikel.

Der Kissama liebt Tanz und Gesang; er ist stolz und blickt hochmüthig auf andere Völker herab; einen Ambonda z. B. würdigt er keines Wortes, weil dieser unter portugiesischer Botmäßigkeit steht; nicht einmal Handel treiben mag er mit ihm.

Hamilton durfte bei einem nächtlichen Feste zugegen sein, das bei Vollmond stattfand. Der Platz war durch Fackeln beleuchtet, und der weiße Mann saß zwischen dem Häuptling und dem ersten Würdenträger; vor ihnen standen Gefäße mit Palmwein. Sofort trat eine Anzahl kräftig gebauter Männer vor; sie trugen weiter nichts als ein Thierfell, das über die Schultern herabhing; einige hatten alte Schießgewehre, oder Bogen oder Speere; an den letzteren war der Schaft mit Schnitzereien versehen, welche Menschen und Thiere darstellten. Nun ging ein Mann in die Mitte der Tänzer; auf Haupt und Schultern trug er den Kopf eines jungen Elephanten. Das will ungefähr so viel besagen wie in Europa ein Orden, gilt als Auszeichnung und bedeutet, daß der Mann ein tüchtiger Elephantenjäger sei, welcher dem Häuptling Elfenbein abgeliefert hatte. Andere Männer trugen in ähnlicher Weise Köpfe von Löwen, Hyänen und anderen Thieren.

Die Frauen waren im buchstäblichen Sinne des Wortes splitternackt, die meisten hatten eine Art von Zither, auf welcher sie zum Tanze spielten; je zu vieren saßen sie in Gruppen da. Hamilton sah hier gar keine Kinder, hörte aber dann und wann Schreien. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung fand er dann, daß sämmtliche Kinder, groß und klein, in langen Reihen an Balken hingen, genau so befestigt, als ob sie auf dem Rücken der Mutter getragen würden. Ein halb erwachsenes Mädchen trug eine Kalebasse mit Futter; dieses bestand aus Palmöl, Maniok und Mehl, die einen Brei bildeten; von diesem wurde jedem der hängenden Pikaninnis ein Löffel voll in den Mund gestopft. Vier Sklaven standen als Wächter da, um wilde Thier zu verscheuchen.

Die Kissamas nehmen den Schnupftaback, welchen sie sehr lieben, vermittelst eines kleinen Löffels von Holz oder Elfenbein, rauchen auch sehr gern. Wer einem Freunde begegnet, nimmt ihm ohne Weiteres die Pfeife aus dem Munde, raucht sie so lange das Gespräch dauert und nach Beendigung desselben stopft er sie seinerseits und giebt sie dem Andern zurück.

Die Fetischdoctoren stehen in großem Ansehen, werden aber bei Weitem nicht so gefürchtet, wie bei den Kaffern. Sie geben sich Mühe recht wild auszusehen, tragen allerlei Fetischkram am Halse; auf der Brust hängt eine Büchse, deren Deckel aus einem in Holz geschnitzten Menschenkopfe besteht. In derselben werden Arzneien aufbewahrt. Wenn der Kranke Medicin genommen hat, speiet ihm der Doctor noch Speichel in den Mund; dann ist die Wirkung sicherer. Hier ist also dieselbe Praxis, welche auch die Kafferndoctoren befolgen.

Der Neger glaubt, daß er vermittelst seines Fetischs das höhere Wesen, die „Gottheit“, controliren und zwingen könne. Hamilton behauptet, daß die Kissamas an ein „höchstes Wesen“ glauben.

Drei junge Mädchen bildeten sich ein, daß sie zu viel Blut hätten und wandten sich an einen Doctor, damit dieser sie erleichtere. Dieser nahm einen Arm, stellte sich lange als ob er gar keine richtige Ader ausfindig machen könne, entdeckte aber endlich eine solche und ließ viel Blut ab. Darüber waren die Mädchen hoch erfreut, denn nun hatten sie ja ihrem Fetisch Genüge gethan! Es ist allgemein bräuchlich, daß die Frauen gleich nach der Umarmung mit Männern sich Blut ablassen; sie bilden sich ein, daß sie dadurch fruchtbar werden.

Die Angehörigen und Freunde eines Verstorbenen versammeln sich, um auf dem Grabe zu tanzen, zu trinken und zu wehklagen. Es ist das eine Art Picknick, denn Jeder bringt das was er trinkt mit. Dieses Todtenfest dauert acht Tage lang und es geht dabei sehr wild und lärmend zu.

Es kommt ein Fremder, ein Reisender ins Land, wenn die Felder einen guten Ertrag versprechen und auch sonst Alles nach Wunsch geht und steht. Dann wird er als Fetisch angesehen und demgemäß mit Auszeichnung behandelt. Sollten aber die Ernten schlecht ausfallen und Mangel eintreten, — dann wehe ihm, wenn er sich nicht in aller Eile fortbegiebt, denn an dem Mißgeschick ist ja dann er schuld!

Die Mittheilungen Hamilton's sind eigentlich nur Notizen und geben kein Bild von dem Volke der Kissamas, sie haben aber doch einigen Werth, weil wir über dasselbe bisher nur dürftige Kunde hatten.

Eine Pilgerfahrt nach der Gypsgrotte Amarnath in Kaschmir.

Die Wallfahrten bei den Hindus haben vielfache Aehnlichkeit mit denen, welche in Europa von den Untergebenen der vaticanischen Priesterkirche z. B. in Frankreich, namentlich in der jüngsten Zeit, so häufig veranstaltet worden sind. Gegenstand und Form sind in mancher Hinsicht verschieden, aber die Superstition ist im Allgemeinen dieselbe. Das Christenthum der Urzeit weiß nichts von Wallfahrten; diese kamen erst in Schwang als die Priesterschaft sich eine Herr-

schaft anmaßte, an die Stelle des Evangeliums eine Theologie mit Dogmen aller Art trat, und eine geistliche Hierarchie sich gebildet hatte. Durch sie ist dann der Fetischdienst ins Leben gerufen worden, an welchem so viele Millionen Menschen hängen, deren Denkvermögen durch Einprägen von zum Theil geradezu ungeheuerlichen Superstitionen brach gelegt worden ist.

Die Wallfahrten der Hindu bieten dem Europäer ein buntes, ihm fremdartiges Schauspiel dar und viele der sogenannten heiligen Schreine oder Stätten liegen an schwer zugänglichen Punkten, zu welchen die Pilger nur mit Mühe und Anstrengung gelangen; auch die Gypshöhle von Amarnath ist schwer zugänglich. Sie liegt in Kaschmir, an der Südseite des Himalaya. Wer von der Hauptstadt Srinagar aus sie besuchen will, fährt zu Wasser bis Islamabad und wandert von dort zu Fuße durch mehrere Thäler, die in den unteren Gegenden grün bewachsen und leicht gangbar sind, aber je höher aufwärts einen wilden, rauhen Anblick gewähren und in welchen die pfadlosen, oft sehr steilen Höhen sehr beschwerlich werden.

Ein Hindu, mit welchem unser europäischer Berichterstatter reiste, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, wo möglich alle heiligen Pilgerstätten in ganz Indien vom Himalaya im Norden bis zum Cap Komorin im Süden zu besuchen, insbesondere aber die neun, welche mit Nath, d. h. Herr, bezeichnet werden. Dahin gehören Badrinath, Kedarnath, Dschagganath, Dwarikanath ꝛc. und dann auch das Heiligthum Siwa's Amarnath. Dieses steht in großem Ansehen, denn unser Europäer (welcher im „Calcutta Christian Intelligencer“ seine Wanderung geschildert hat) fand in den Pilgerabtheilungen, mit welchen er in Berührung kam, Leute die aus weit entfernten Gegenden kamen, z. B. aus Bombay und Sindh, von Calcutta, Benares, Allahabad, Mattra, Soro am Ganges und aus dem Pendschab. Unter ihnen befanden sich nicht viele Leute von Stand oder Vermögen; nur etwa ein Dutzend solcher hatten die Mittel, auf den letzten drei Stationen, welche sehr schwierig zu erklimmen sind, sich von Kulis in einem Dschon-pon, einer Art Sänfte, tragen zu lassen. Das that auch der Sohn des Maharadscha von Kaschmir, für welchen im Voraus einige der schwierigsten Stellen geebnet worden waren; für ihn hatte man auch Lebensmittel bereit und war so freundlich, den Europäern für Geld und gute Worte davon einiges abzulassen. Damit die Pilger sich sättigen und erwärmen konnten, brachten Kulis aus dem Unterlande Holz, Milch, flüssige Butter (Ghi) und Mehl. Auch auf den grasbewachsenen Abhängen, welche bis an die nackten Felsmassen und bis an die Gletscher hinaufreichen, waren keine Thiere zu sehen, außer dann und wann ein Murmelthier oder ein Vogel, und einmal ließ sich ein Steinbock blicken.

Der Prinz von Kaschmir eröffnete den Zug, aber dicht vor ihm gingen heilige Männer: Sadhus, Yogis, Sanyasis und andere religiöse, müßiggängerische Fanatiker. „Selten habe ich eine so ekelhafte widerwärtige Classe beisammen gesehen.“

Der Darschan oder das Angesicht der Gottheit, nach welcher der Pilger sich sehnt, ist kindisch und lächerlich, Mitleid erregend aber der Anblick alter Männer und Frauen, welche unter Lebensgefahr mit wankenden Knien und schlotternden Füßen an den jähen Abhängen hinaufklettern und häufig matt und erschöpft zu Boden fallen und liegen bleiben. „Ich fragte einen Alten, der keuchend auf einem Steine saß, weshalb er sich so sehr anstrenge, er könne ja seinen Gott, welchen er ja wohl im Herzen trage, auch in seiner Heimath im Unterlande haben. Das, so lautete seine Antwort, könne er allerdings, aber durch die beschwerliche alle seine Kräfte anstrengende Wanderung werde sein Verdienst um so größer und seine Anbetung dem Gotte viel lieber, als wenn er denselben im Unterlande verehre.“

Von den Gletschern stürmte ein schneidend kalter Wind herab; im Sonnenschein glitzerten die gewaltigen Eismassen; die letzte Wegstunde mußte über ein Schneefeld zurückgelegt werden und endlich war die heilige Höhle erreicht. Sie ist ein offenes Loch im Gypsgestein. „Das Sehen“, der Darschan, besteht aus drei Gegenständen; erstens einem verstümmelten schwarzen Stiere Siwa's; zweitens einem großen, krystallklaren Eisblocke von etwa 7 Fuß Länge und 3 Fuß Breite und 2 Fuß Dicke; über denselben ist ein Teppich gebreitet und auf diesen legen die Pilger ihre Opfergaben, denn umsonst hat man, wie überall, so auch hier an dieser heiligen Stätte nichts; die Andacht kostet Geld. Insgemein streichen die Geistlichen dasselbe ein, hier aber theilen sich der Maharadscha, die Panditen und die Yogis in dem, was der Wahn spendet; auch werden davon noch insbesondere die Yogis gefüttert, welche das Heiligthum bewachen. Alle diese in gelbe Lumpen gehüllten, mit Kreide beschmierten frommen Taugenichtse setzen sich zum Essen in einen Kreis; die Andächtigen sehen zu. Drittens sieht man im Gyps eine Anzahl von Löchern. Jede Pilgerpartie, welche aus der Höhle hinausgeht, schreiet laut: Amarnath Dschi-kadschai! Man nimmt an, daß alsdann eine Taube aus einem der Löcher herausfliege und das gilt dann für den Gipfelpunkt des Darschan, als eine Offenbarung der Gottheit. Aber sogar unter der Menge der Frommen gab es einige Zweifler an der unfehlbaren Rechtgläubigkeit, Ketzer; denn als der Reisende fragte, worin denn nun eigentlich der Darschan bestehe, sagten sie: „Derselbe hat eine Gestalt, von welcher nur unsere Seele einen Eindruck gewinnt, den aber Andere nicht verstehen und begreifen.“ Also der schwarze Stier, der Eisblock und die Taubenlöcher waren nicht das eigentliche Gottesangesicht.

Gegen Mittag zog der Sohn des Maharadscha heran und ihm folgten ganze Schaaren von Pilgern, die man von der Höhe herab übersehen konnte. Es waren ihrer nicht weniger als siebentausend, zumeist aus Kaschmir und dem Pendschab. Sie schlugen ihre Zelte auf und am Abend loderten unzählige Feuer vor den Zelten. Die Leute aus dem indischen Tieflande litten sehr durch die Kälte; mehrere, schon durch die Wanderung arg mitgenommen, ließen Leib und Knochen bei der heiligen Stätte.

Mit der Sonne brach der große Tag des Darschan an, an welchem strenge Vorschriften befolgt werden müssen, wenn dem Pilger nicht alles Punya, Verdienst, verloren gehen soll. Er muß einen steilen Abhang hinauf und einen andern hinab klettern, und auf der Rückwanderung zunächst auf einem bestimmten Pfade gehen, der äußerst beschwerlich ist. Der Reisende, welcher einen indischen Arzt und einen Vorrath von Heilmitteln mitgenommen hatte, konnte unterwegs vielen der heimziehenden Wallfahrer Hülfe leisten. Es hatte stark zu regnen angefangen und die Pfade waren schlüpfrig; die ohnehin abgematteten Menschen mußten durch tiefen Schlamm waten. Manche fragten, was die Europäer vom Mukti dächten, d. h. von der sogenannten Erlösung. Ein Pandit, welcher das Abzeichen der Siwasecte trug, hatte ein Buch des Missionärs Pfänder gelesen und bat um ein Exemplar der Evangelien und der Psalmen. Der Reisende überließ ihm ein persisches Exemplar der Evangelien und ließ sich dafür einen Schilling bezahlen. Weiter abwärts, wo Wallnuß- und Obstbäume standen, lagerten sich die Pilger und der Reisende bemühete sich, ihnen christliche Ansichten beizubringen. Die meisten schienen den Brahminen anzugehören und Siwaverehrer zu sein; manche waren sehr wohl unterrichtete

Panditen; die Sadhus und Yogis dagegen waren nichtsnutziges Gesindel, grobsinnliche Gesellen, die sich unablässig ihrer Armuth und Keuschheit rühmten, fortwährend berauscht waren, weil sie Bhang (Hanf) rauchten; ihr ganzes Leben, so riefen sie, sei ein stetes Bhadschan, d. h. Gebet und Lob der Gottheit. Kaum einer dieser Yogis konnte lesen. Um mit Paulus zu reden, sie waren faule Bäuche, wie die Kreter. Sie treiben sich stets im Lande als Bettler der zudringlichsten Art umher.

Es giebt jedoch als Ausnahmen unter den Yogis einige unterrichtete Leute. Der europäische Reisende, welcher sich mit dem Bekehrungsgeschäft befaßte, wurde vor Jahren eines Tages von einem solchen frommen Vagabunden besucht, der fast nackt ging; er hatte sich Leib und Gesicht mit Oker und Zinnober beschmiert und das Haar hing in schlangenartigen Zotteln auf seine Schultern herab, aber dieser Mann war wohl belesen und stand in gutem Rufe. Er verlangte Tractätlein, mit denen er dann bis weit in das Maharattenland hausiren ging und aus welchen er den Leuten etwas vorlas. Unter den Amarnathpilgern war auch einer, der unterwegs in den Tractätlein las, welche der Reisende und dessen weiße Gefährten ihm gegeben hatten.

Eine auffallende Erscheinung unter den Wallfahrern bildete eine Sikhdame, eine schon ältliche Frau, welche in ganz bewundernswürdiger Weise in den heiligen Büchern ihres Volkes, in den Schriften des Stifters Nanek und im Granth belesen war; dieses letztere kann man als eine Art Bibel des Nanekismus ansehen. Sie war höhern Standes, benahm sich mit würdevollem Anstand, wurde von Allen mit Ehrerbietung behandelt, und citirte an passenden Stellen Aussprüche aus den heiligen Büchern. Gleich den übrigen Pilgern ging sie zu Fuß und ließ sich einige Evangelien geben. Auch mit Sonnenverehrern kam der Europäer in Berührung; er hielt denselben eine Predigt über den neunzehnten Psalm, als gerade die Sonne hinter einem Gewölk hervortrat; er citirte dann auch Stellen aus Nanek's Schriften. Als Nanek in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts seine Lehre verkündete, spielten in der religiösen Bewegung die Frauen eine wichtige Rolle und ein Gleiches ist auch heute der Fall im Kuki, der gegenwärtigen Reformbewegung im Sikhismus.

Als der Europäer von Islamabad nach Srinagar zurückging, besuchte er unterwegs bei Aschmakam ein Ziyaret, d. h. einen mohammedanischen Wallfahrtsort. Dort befindet sich das Grab eines Pihr, d. h. Heiligen, am Eingang einer weit in das Gestein reichenden Höhle. Auf dem Hügel über derselben steht eine Anzahl hübscher Gebäude und man hat von dort einen Ausblick auf das liebliche Thal. Die Heiligenverehrung geht in jenem Theile Kaschmirs, in Sindh und in Multan nicht minder stark im Schwange wie in dem vaticanischen Frankreich und der Wunderglaube ist dort fast eben so dick. Da waren Hunderte von Leuten, deren jeder einen Hahn als Opfergabe trug. Sie wollten durch Dazwischenkunft des todten Heiligen, der ihnen für einen „Mittler“ galt, irgend eine Gnade oder Gewähr vom „Himmel“ erflehen lassen. Aber bei Lebzeiten war der Pihr auch ein Heiliger, der mit allen Heiligen des semitischen Vorderasiens und auch derer, die bei vielen Europäern etwas gelten, dreist die Concurrenz bestehen konnte. Hat er doch in vollen zwölf Jahren gar keine Speise zu sich genommen; nur ein einziges Mal hat er einige Baumblätter und wie König Nebukadnezar ein wenig Gras gefressen; die Grabwächter wissen über solche Wunder eindringliche Reden zu halten. Zwölf alte Mulazim sind Grabwächter; sie saßen unbeweglich wie Bildsäulen. Der Bekehrungsagent, unser Europäer, erzählt naiv, daß er sie von der „Wahrheit“ habe überzeugen wollen. Anfangs hätten sie ihn ruhig predigen lassen so viel er nur wollte, als ihnen aber die Sache zu langweilig erschien, wurden sie ärgerlich und ließen ihn allein; er hatte die biederen Mulazim sehr unbefugter und zudringlicher Weise um ihre träge Ruhe gebracht.

Die letzten Ceremonien der Pilgerfahrt finden in Mattan statt, einer großen, von Brahminen und Panditen bewohnten Ortschaft in reizender Lage. Die Panditen haben etwa ein halbes hundert Häuser inne und unterhalten einige große Schulen. Das Wort Mattan ist verderbt aus Martand, einer Sanskritbezeichnung für Sonne. Dieser ist ein großer, vormals sehr glänzender Tempel geweiht; derselbe liegt eine kleine Stunde Wegs vom Orte entfernt und war ursprünglich buddhistisch. Er gleicht in seiner Bauart genau anderen nun in Verfall gerathenen Tempeln, z. B. dem zu Antipur, dieser alten vormaligen Hauptstadt Kaschmirs. Die griechische Götterlehre hat unter den baktrisch-griechischen Königen auf die Verbreitung des Buddhismus bis ins Dekhan hinein Einfluß geübt. Da aber derselbe seit nun schon so langer Zeit aus Indien verdrängt worden ist, kennen die Hindus in jenen nördlichen Gegenden kaum noch den Namen Buddha oder Gautama.

Schilderungen aus der brasilianischen Provinz San Paulo.

Von **Dr. Karl Rath** *).

1. Ein Regenfall und Erstarrung auf der Serra do Mar.

Am linken Ufer eines kleinen reißenden jedoch schnell durch Nebenzuflüsse breiter werdenden Baches, der aber bei 2000 Fuß Länge schon zum Flusse angewachsen war, zogen wir auf dem Rücken der Anhöhe unserer Pikade, als plötzlich ein so starker und kalter Regen fiel, der uns alle, ohne Ausnahme, erstarrte! — Wir standen zitternd, steif, zähneklappernd, wo wir eben eine kleine Anhöhe herabmessen wollten, mit den Werkzeugen in der Hand, wie verzaubert. Glücklicherweise hatte ich schon von diesem, hier an der

---

*) Im Jahre 1844 oder 1845 besuchte mich in Köln ein Mann aus Schwaben, der die Absicht hatte, zu geologischen Zwecken nach Brasilien zu reisen, und, wenn ich mich recht erinnere, speciell die dortigen Agatgruben im Interesse der Obersteiner Fabrikanten zu untersuchen. Wir unterhielten uns lebhaft über die Verhältnisse des südamerikanischen Kaiserreichs, und als Herr Karl Rath Abschied nahm, sagte er: „Ich schreibe Ihnen ganz bestimmt; Sie werden schon von mir hören."

Seitdem ist mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen, aber Herr Rath hat doch sein Wort gehalten. Ich war angenehm überrascht als ich vor einiger Zeit schriftliche Mittheilungen von ihm aus der Stadt San Paulo erhielt. Dort, wo die Deutschen einen

Serra do Mar vorkommenden Phänomen gehört, und zwar, daß, wenn der Zustand andauert, alle erstarren und sterben und daß nur ein starker Wille oder Hülfe von Außen durch einen Nichterstarrten, der den Erstarrten vorwärts bewegt, ihn zum Gehen bringt ꝛc., noch Rettung möglich sei. (Ich glaubte dieser Erzählung aber nur zur Hälfte, nun sollte ich es ganz erfahren, was wahr daran sei.)

Ein Herr einer Truppe von Maulthieren, die beladen die Serra do Mar bei dem Zollhause bei Cunha passirt war, gerieth in diesen Zustand der Erstarrung (Erfrieren auf nassem Wege, hier entanguido genannt). Sein Sklave, der eine Truppe Maulthiere nachtrieb, sah seinen Herrn in diesem Zustande, ergriff sogleich seine Peitsche, um dieselbe als unfehlbares Remedio zu appliciren, wie dies hier als einziges Rettungsmittel nebst Branntwein angewendet zu werden pflegt. Der Herr, durch die kräftigen Peitschenhiebe seines emsigen Sklaven erwärmt und ermuntert, konnte seine Reise fortsetzen, sprach aber kein Wort des Dankes ꝛc. gegen seinen Sklaven aus. Wenige Tage nach seiner Nachhausekunft sah sich der getreue Sklave an einen andern Herrn verkauft; da jener Herr es unerträglich fand, daß einer seiner Sklaven sagen konnte: Ich habe den Herrn ausgehauen!

Die einzigen ungestörten Functionen in diesem gefährlichen Zustande sind das Denkvermögen, das Gesicht und Gehör, allein auch diese dürften nicht gar zu lange anhalten, es kommt eine Schlafsucht. Nach langen vergeblichen Anstrengungen, mich vom Platze zu bewegen und den sich selbst überlassenen Menschen ohne Energie und Willenskraft beizuspringen (d. h. beizukriechen), gelang es mir, mich einem, mir auf 10 Schritte gegenüberstehenden Cameraden, der das Branntweinhorn um die Schultern hängen hatte, zu nähern; es erfolgte ein Act mit Pantomimenbegleitung, da nicht gesprochen werden konnte, der unter anderen Umständen den Lachreiz auf das Höchste hätte steigern können. Mit unsäglicher Mühe erhob ich steif das Horn des steifern Trägers, zog den Pfropfen mit den Zähnen aus, erhob das Mundstück zum Munde des Erstarrten, der nur Leben durch die Augen zeigte; jedoch nur mit Mühe trank er einen Schluck daraus, als er rückwärts taumelte und mich fast zu Boden riß, sowie ein Theil des Zuckerbranntweins sich verschüttete. Allein ich wurde wärmer, gelenkiger, zog ihm das Horn ab, trank etwas daraus, während aller Uebrigen Augen mit Sehnsucht und heißem Verlangen dem Horne der Rettung entgegensahen. — Es war mir möglich, langsam diese Sehnsucht zu befriedigen und in kurzer Zeit meine Leute wieder in Bewegung zu setzen.

Nun trieb ich mit aller Hast zum Weitermarsch, zur Bewegung, um warm zu werden, denn auf den eisigen folgte ein ganz warmer Regen. Natürlich hatten wir längst keinen trockenen Faden mehr am Leibe.

Gegen Mittag hatten wir das gleiche unglückliche Schicksal zu erstarren, dem ich aber schon bei Zeiten so viel als möglich mit dem probaten Mittel abzuhelfen suchte und auch, Gott sei Dank, abhalf.

2. Zusammentreffen mit einer Unze. Ueberschwemmung und Noth.

Als wir schweigend einen Grashügel am Rio de Pilloes, d. h. Fluß der Stampfmühle, erstiegen, und sein hinteres Ende erreichten, sahen wir am Abhange vor uns, ganz ruhig, eine sehr schöne Unze lang ausgestreckt, mit den Resten einiger Knochen zwischen den Vordertatzen spielend.

Hier erlebte ich ein Schauspiel, was mir bis heute unerklärlich geblieben. — Wir alle standen fast in einer Reihe, langsam ankommend, haltend, das Gewehr zu Fuß nehmend, ruhig dieser Unze zusehend, ohne daß es einem von uns einfiel, reden oder schießen zu wollen, aber auch eben so wenig Gefahr ahnend und an Vertheidigung denkend. Wir sahen zu, als ob die Unze ein zahmer Haushund wäre, denn sie lag nur 15 bis 20 Schritte von uns; mit einem Sprunge konnte sie uns erreichen und einen oder den andern zu Boden reißen.

Wir waren meist mit Doppelgewehr, Messer, Pistolen, Waldhippen und Aexten bewaffnet. Keine Hand griff zur Vertheidigungswaffe, kein Mund öffnete sich.

Die Unze ihrerseits schien eben so wenig uns zu scheuen, sie knurrte leicht hin, ließ, mit scheelem Blick auf uns, langsam die Knochen fallen, stand auf, schüttelte sich uns betrachtend, und entfernte sich langsam über den Wallgraben in das Dickicht.

Erst jetzt wurde der Ruf gehört: „Warum schießt ihr nicht?“ Ein allgemeines Gelächter war die Antwort, und jetzt erklärte jeder von uns: „Mein Gewehr geht doch nicht los! Meins auch nicht!“ Hier war kein Muth und keine Furcht, sondern eine Apathie zu beobachten.

Bei näherer Besichtigung sahen wir, daß die Unze unsere Hunde ganz in unserer Nähe verzehrt hatte. Die eiserne Koppel lag am Boden, die Knochen waren von den Hunden.

Endlich erreichten wir die Pflanzungen und um Mittag die Façenda, Cubatao de sima, selbst.

Der dortige Aufseher, als Capataz wird ein solcher bezeichnet, ein Mulatte von guten Manieren, kam uns schon von fern entgegen und fragte nach mir, da ich in nichts von den anderen zu unterscheiden war. Wir waren alle so ziemlich gleich zerrissen, zerlumpt, nackt und voller Male und Wunden im Gesicht und an den nackten Armen und Beinen; denn die Aermel sowie die Beinkleider waren abgerissen, letztere bis auf die Hälfte der Schenkel; ja, Einige wären ganz nackt angekommen, hätten nicht ich und mein Diener Franzisko Ferreira unsere mitgenommenen Kleider alle unter sie vertheilt. Alles war durch die ewige Nässe, Tag und Nacht, verfault und durch Dornen, Gesträuch und Gestein zerrissen. Die Feuerwaffen waren gänzlich unbrauchbar und dicht verrostet, nur mein unter der Jagdtasche eingewickelt gewesenes Pistol hatte sich conservirt und war wie die Erfahrung lehrte wider mein Erwarten schußfähig geblieben.

Während der ganzen Reise hatten wir nur eine Unze, einen Tapir und eine schwarze Schlange zu Gesicht bekommen; Vögel waren während dieser Zeit weder zu sehen noch zu hören gewesen.

Ueberall mußten wir hören, daß wir für todt ausgegeben seien (in St. Paulo glaubte man nicht mehr an unsere Rückkehr), denn das Wetter, die Wolkenbrüche und Stürme hatten solche Zerstörungen angerichtet, daß die älte-

---

Verein „Germania“ gegründet haben, lebt er als Staatsgeolog und Ingenieur der Provinz, hält als Professor naturwissenschaftliche Vorträge, hat die ganze Provinz sorgfältig bereist, Höhenmessungen vorgenommen, Straßen gebaut und überhaupt eine sehr ersprießliche Wirksamkeit auch als Fachschriftsteller bethätigt. Noch jetzt, obwohl ein starker Siebenziger, ist er wohlauf und jugendfrisch, und es sei mir erlaubt, ihm auf diesem Wege einen Glückwunsch zu sagen über ein so blühendes Alter.

Die Mittheilungen für den „Globus“ bestehen zunächst in einem Tagebuche über eine Reise in der Serra do Mar, der Küstenkette von San Paulo; das Manuscript ist zu umfangreich und von zu speciellem Inhalt, als daß wir dasselbe unverkürzt geben könnten; wir müssen uns mit einigen Bruchstücken begnügen. Das zweite Manuscript enthält eine Abhandlung über die in hohem Grade merkwürdigen Muschelhügel, die Sambaques, an der Küste der Provinz San Paulo; dieselben sind von Herrn Rath sorgfältig untersucht worden; er hat dem Text über diese Grabhügel, welche mit hohem Diluvium überdeckt sind, auf dem ein hoher Urwald steht, vortreffliche, ungemein sorgfältig gearbeitete Zeichnungen beigegeben, die wir seiner Zeit benutzen werden. A.

sten Leute hier in St. Cubatao sich nicht erinnerten, Aehnliches gesehen zu haben. Das Wasser des Cubataoflusses war über die feste von einem Schweizer Zimmermann Müller sehr gut construirte bedeckte Brücke gefluthet, so daß die Verschalungen herausgeschlagen werden mußten; der Strom ging über die Straße von Santos, und selbst im Dorfe hatte das Wasser in vielen Häusern gestanden, die es sonst nie erreichte.

Große Bergfälle waren sichtbar und mein Bote hatte die Nachricht gebracht, daß die Straße auf der Serra an vielen Stellen verschüttet und schwer zu passiren sei.

Wenn vorher unser Körper, d. h. die Haut, weich, aufgedunsen und voll Runzeln war wie die Hände der Wäscherinnen, so schwoll die Haut nun an und röthete sich bei der trockenen Temperatur und den Sonnenstrahlen, so daß des Nachts Aechzen und Wehklagen hörbar ward, denn jede Bewegung verursachte Schmerzen.

Demungeachtet bestieg ich mein Maulthier, mit dem Nöthigen versehen, um bei Santos Punkte, die ich gemessen hatte, zu suchen und einiges Weitere an der begangenen Serra zu messen und zu constatiren, um die Karte für den Präsidenten vollständiger ausarbeiten zu können, da mir Einiges fehlte.

3. Resultate der Reise.

Von meinen damaligen Begleitern lebte 1855 keiner mehr, als ich und der Schlosser Georg Ribeiro, der 1869 im August sich mir wieder vorstellte.

Als Hauptmomente sind herauszuheben:

Daß man in Brasilien in der heißesten Zeit, Monat Januar, erfrieren kann;

daß man in den gepriesenen Urwäldern von Brasilien mit Pulver, Blei und den besten Waffen verhungern kann, und kein Wild zu sehen bekommt;

daß der Mensch 10 Tage, ohne zu essen, leben kann bei täglichen Mühseligkeiten und dem denkbar schlechtesten Wetter;

daß die besten Kleider unter gewissen Umständen und Unwetter in einigen Wochen am Leibe verfaulen können.

Im Jahre 1857 im Wintermonat Juli ging ich in Canoas mit acht Personen den Cubatao aufwärts, um den Fluß Pilloes und die Itatinga nebst dem für mich so merkwürdigen, ganzen Wasserfall des Pilloes zu untersuchen und zwar diesmal bei sehr gutem, haltbarem Wetter und mit Allem ausgerüstet, was nöthig war. Morgens 6 Uhr waren wir in Obercubatao, um 11 Uhr waren wir schon eine gute Strecke zu Fuße gegangen, an der Bacca des Pilloes, wo wir hielten, Feuer machten, speisten und Kaffee tranken. Die Flüsse waren auf ein Minimum von Wasser zusammengeschmolzen, so daß wir bei trockenem Fuße bis zum obersten Falle des Pilloes um 3 Uhr ankamen. Oberhalb schossen wir zwei Anten (Tapire), wovon wir leider nur eine bekamen, da uns gute Hunde fehlten. Wir kehrten in Eile zurück, ließen die Neger die zerschnittene Ante herabtragen und schossen noch zwei. Nachts um 10 Uhr waren wir wieder wohlbehalten in Cubatao in meiner Behausung.

Also wurde in einem Tage bei gutem Wetter und fröhlichem Muthe mehr gethan, als in 10 Tagen mit Mühe und Gefahr des Lebens.

Dies sind brasilianische Anomalien, denen wir hier so häufig begegnen.

4. Unannehmlichkeiten im Tropenlande. Das Schicksal der Indianerstämme.

Die so sehr bewunderten Schönheiten der tropischen Natur, das bewunderungswürdige, höchst mannigfaltig gestaltete Panorama des Litorals, das sich von der Seeseite her dem entzückten Auge entfaltet, wird alsobald in der ersten Nacht am Lande, im Freien, ja selbst in den Häusern bedeutend herabgestimmt. Unerträgliche, drückend heiße Luft, selbst bei Regen, das Erscheinen einer Art von kleinen Stechfliegen und blutsaugender Insecten macht Alles vergessen, und wir wünschen uns sogleich wieder nach Europa. Allein Alles gewöhnt sich, oder es giebt Auswege, z. B. das nahe Hochland hat weniger solcher Plagegeister, weniger endemische und epidemische Krankheiten, keine solche drückende, schwere und heiße, jedoch feuchte Luft. Ja in den trockenen Monaten ist es oft so kalt, daß selbst der Ausländer mehr sich über die Kälte auf der Hochebene beklagt, als der einheimische arme Mann, dessen Kinder wir fast nackt vor den Häusern spielen sehen, wenn die brasilianischen jungen Männer, Studenten &c., ganz in Paletots, Capas und Cachenez eingewickelt sind, da hat mancher deutsche Einwanderer schwer bereut, warme Kleidung, Mantel &c., nicht hierher gebracht zu haben. Es ist oft so kalt, daß Bäume erfrieren bei 1 Grad über Null; 1870 fiel aber der Thermometer 2 bis 4 Grad unter Null und verursachte sehr großen Schaden. Die Kälte hier ist weit empfindlicher, als ich mich erinnere bei 18 bis 20 Grad in Deutschland empfunden zu haben, und dies bestätigen alle Deutsche.

Wenn es also so kalt ist hier oben, so ist sehr natürlich, daß der Indio hinab in das wärmere Unterland zog, wo es auch mehr zu essen gab, in Meer und Land, denn auch die Jagdthiere ziehen dort hinab. Die Bewohner des Hochlandes lassen sich zu dieser Zeit Fische, Austern, Camaroes &c. durch die Eisenbahn heraufbringen.

In der Stadt St. Paulo ist der höchste Thermometerstand im Schatten 32 bis 34 Grad, der niedrigste in der Regel 0. Hin und wieder giebt es Eis, auf den Campos Geraes giebt es Schnee. In der Nähe steiler Gebirge, in der Serra do Mar ist es aber selbst in den heißen Monaten Januar &c. bei Regen oft so kalt, daß Menschen und Thiere erfrieren; deshalb sind auch diese offenen Gegenden sammt den Urwäldern unbewohnt, trotz der Nähe des Meeres.

Dahin, wo kein Indianer, kein Portugiese, kein Brasilianer wohnen konnte, will man europäische Ansiedler bringen! — Das nackte Volk richtete sich nach den klimatischen Verhältnissen ein. Auch die jetzt noch lebenden Waldmenschen, welche am Itajahy auf den Hochebenen wohnen und den Tapuyas, also den Menschenfressern, angehören, haben ihre Fischgründe an den Flüssen des nächsten Litorals, auch sie waren in dem ungestörten Besitze bis zu dem Jahre 1850; dann wurden dort Colonien von Franzosen und Deutschen angelegt. Die Tapuyas verbrannten ihre Hütten und ermordeten einige Männer, Weiber und Kinder, und so geht es jedes Jahr fort. Diese Botocuden haben fünf Dörfer, die ich zur selben Zeit besuchte als die Männer die Berge herabgezogen waren, um zu fischen &c., nur Weiber, Kinder und alte Männer waren dort; ich sah Kleider, Hemden, Francstücke schon durchbohrt am Halse der alten Weiber &c. Die Alten waren erboßt auf die Eindringlinge ihres Fischgrundes und schwuren Rache.

So lange diese Stämme dort existiren wird kein Friede sein, denn sie haben den Eindringlingen in ihr Gebiet, seien es Weiße, Indio oder Negro, den Tod geschworen. Es ist ja Brauch und Gesetz unter allen Männern dieser Naturmenschen, ihr angeerbtes Land zu vertheidigen.

Wenn sie ohne Ausnahme gegen alle anderen Menschenstämme feindlich auftreten, so haben sie das ja mit allen Menschen, selbst denjenigen, die sich civilisirte, gebildete, christliche, moralisch gesittete nennen, nur in höherm Grade gemein. Oft bekriegen sich die eigenen Racen, oder Stämme,

Nationen ꝛc., meist wegen eines Stückes Land, worin sie gewohnt sind zu jagen, fischen, pflanzen ꝛc., das sie Vaterland nennen, und vertheidigen dieses Stück Land so hartnäckig, daß man meinen sollte, außer diesem Vaterlande gäbe es keine Erde mehr für sie, während doch die ganze Erde dazu bestimmt zu sein scheint, ihnen Nahrung zu geben, denn der Mensch ist doch ein Kosmopolit und ist nicht an eine Scholle gebannt!

Dies gilt für den gesitteten Menschen, aber nicht für Wilde, welche an ihr Klima, ihre Wälder, Flüsse, Jagd- und Fischrevier gebannt sind. Wo sie Wild, Fische, Früchte, Wälder zu ihrem Schutze finden, gehen sie nackt und bleiben Jäger und Wilde im freiesten Zustande, was sich so viele schlecht unterrichtete Freiheitsenthusiasten wünschen, und in ihrem Vaterlande nicht haben können; das aber können sie unter diesen Menschen finden und zwar ohne Steuern irgend einer Art.

Gewohnheiten, die man Sitte, Mode u. s. w. heißt, welche die sogenannten Civilisirten während Tausenden von Jahren nach und nach angenommen haben, sollen nun für einen solchen Naturmenschen passen, er soll dieselben Ideen haben, dasselbe Recht für gut und das bei ihnen Schlechte für Unrecht halten!? —

Nur der grenzenlose Eigendünkel unserer Selbstsucht und Blindheit in eigenen Angelegenheiten, unsere Habsucht, bringt uns zu Schlüssen über diese Racen sogenannter wilder Menschen, wie sie im Allgemeinen gehört werden und wie sie selbst einige Naturforscher ausgesprochen, welche nur ihre vorgefaßten Ideen bei ihren Dampfreisen weiter ausmalten; denn es ist unmöglich ein Volk bei einigen Tagen Beobachtungen kennen zu lernen, in einem Jahre war es kaum möglich. Ich selbst lebte fast zwei Jahre unter den Arawaquis und habe sie lieb gewonnen.

Liest man alle alten Ueberlieferungen von Jesuiten und anderen Männern, die unter ihnen gelebt haben und sie ohne Vorurtheile beobachteten, ebenso diejenigen Beobachtungen von neueren Reisenden, welche längere Zeit unter oder mit ihnen lebten und ihre Sprache oder eine verwandte redeten, so haben wir immer ein viel günstigeres Urtheil zu hören.

Erst nachdem die Spanier und Portugiesen die Rechtsbegriffe dieser Völker verletzten, erst dann traten sie als Feinde auf, so daß es heut zu Tage schwer ist, das nun für immer verletzte Zutrauen wieder zu gewinnen, und dies geschieht sehr selten oder nie durch die portugiesische Nachkommenschaft Brasiliens, immer nur von Ausländern, die weniger christlichen Fanatismus, dafür aber mehr Geduld, Humanität und Weltkenntniß besitzen. Die sogenannten Presidios, militairische Wachtposten, und brasilianischen Missionen sind mehr zum Schaden, zur Demoralisation als zum wahren Guten dieser Leute errichtet. Es wird nur darauf hingearbeitet, Arbeitskräfte, Soldaten und willige Diener aus diesen Stämmen zu machen, welche ihre unbeschränkte Freiheit für einige Eisenwerkzeuge, Glasperlen und wohlfeile Baumwoll- und Schafwollkleider verkaufen. Ihr zukünftiger, erbärmlicher und hülfloser Zustand ist weit mehr zu bedauern, als der des Naturzustandes. Freilich sind die Christenfabrikanten damit nicht einverstanden; sie sind immer dabei, diese freien Menschen ausrotten zu lassen, wenn sie nicht „Christen" werden wollen!

Ich erwähne hier einer Thatsache, durch welche das Obengesagte und die Hypokrisie der geistlichen Regierung dieses Landes sich kennzeichnet, und welche den Beweis liefert, daß alles auf Schein hinausgeht. Es giebt in dem Innern des Landes viele Tausende von Brasilianern beiderlei Geschlechts, welche im Alter von 18 bis 20 Jahren zu einem Dorf oder in eine Stadt kommen, und heute getauft, in einigen Tagen zur Communion gehen und Tags darauf sich trauen lassen, während man italienische Capuziner zu den Indios in die Wälder schickt, um sie zu einem friedlichen Verhalten zu vermögen und die Jugend zum Christenthum zu erziehen, was auch der einzig richtige Weg ist um zukünftige freie Sklaven zu haben, denn Handwerk oder andern Broterwerb lernen sie nicht, Alles ist Schein und Egoismus.

Eine sogenannte Aldea (Dorf) der Indios ist selbst eine Staatsspeculation. Es wird ein Director der Indier ernannt mit dem Titel Brigadeiro, welcher in der Hauptstadt wohnt, und ein politischer Pflegesohn ist. Die Aldeas der Indier sind aber 60 bis 100 Legoas entfernt und der Brigadeiro hat in seinem Leben keine Indios gesehen und sieht auch keine, wenn diese nicht wegen Klagen oder Unterstützungsangelegenheiten in der Residenz des Brigadeiro erscheinen und gelegentlich (wie schon vorher verlangt wurde) ihre Geschenke mitbringen an Waffen, Federschmuck und Geräthen für den Saal des Commandanten. Nach längeren Verhandlungen mit dem Präsidenten erhalten die Leute, welche die Stadt bereits durchbettelten, ein Hemd, Hosen und Hut, Messer, Beile und Waldhippe (Faiça); derweile waren sie bei den Soldaten einquartiert, betranken sich regelmäßig und lernten, was sie noch nicht wußten. Da aber das Leben auf diese Art ihnen gefällt, so bleiben sie so lange, bis sie dem Brigadeiro zur Last fallen mit immer neuen Bitten ꝛc. Der läßt sie am Ende nach ihrer Aldea transportiren.

Außer dem Brigadeiro giebt es auch alle niederen Graduationen wie bei dem Militair, Major, Capitao, Tenente, Alfeires ꝛc., welche aber eben so wenig ihre Aldea, für welche sie hier ernannt sind, gesehen haben. Die meisten Aldeas existiren auch nur noch dem Namen nach; reine Indios giebt es keine mehr dort, aber andere schlaue Brasilianer haben sich in das Land der den Indianern angewiesenen Ländereien getheilt. Hier und da lebt noch ein Nachkomme oder eine Familie der Indier nicht viel besser als Sklaven derjenigen, welche ihre Ländereien raubten, mit der Bezeichnung Agregados.

Dies ist vollkommene Wahrheit. Hundertjährige Weiber der alten Indios dieser Dörfer giebt es sehr häufig, vor einigen Wochen, Januar 1873, starb eine solche mit 130 Jahren, deren Alter verbürgt ist. Von 100 bis 120 Jahren werden sehr viele sogenannte zahme Indios in den Tagblättern aufgeführt. Man muß wissen, daß Tausende von Indios als Sklaven sich in der Provinz befanden, ehe sie auch befreit wurden, so wie die Brasilianer von der portugiesischen Regierung.

Aus allen Erdtheilen.

Furcht der Yankees vor dem deutschen Element in Nordamerika.

Die sogenannten Natives in den Vereinigten Staaten, welche Englisch reden, haben längst aufgehört, zum größten Theil angelsächsisch, d. h. germanisch zu sein; sie sind zumeist eine Mischlingsmasse, in welcher die irisch-keltische Zuthat reichlich 50 Procent einnimmt. Sie sind Usurpatoren, indem sie sich für angelsächsisch ausgeben. Und als Natives, d. h. Eingeborene, müssen denn doch die Indianer betrachtet werden. Die Yankees sind auch Usurpatoren, indem sie sich für Natives ausgeben. Die Deutschen und Holländer sind so alt im Lande wie sie. Woher hätten sie denn ein alleiniges Anrecht auf Amerika, wohin sie, wie alle Anderen, als Eindringlinge und Zukömmlinge gegangen sind? Nun sind jetzt zwischen 9 bis 10 Millionen Deutsche im Lande, Bürger, die in öffentlichen Angelegenheiten doch auch ein Wort reden und sich das elende Sabbathmuckerthum der Yankees so wenig gefallen lassen wollen wie das politische Gauner- und Betrugssystem, das ein Monopol der weißen Natives ist. So lange die Deutschen ihre Macht und Kraft nicht geltend machten, ließ man sich die „Dutchmen" gern oder ungern gefallen; daß sie aber nun den ihnen gebührenden Einfluß geltend machen und ihre Interessen fördern, daß sie als Gleichberechtigte auftreten, das kann solch ein Yankee nicht vertragen. Bezeichnend für Anmaßung und Stupidität dieser sich selbst zu Herrschern privilegirenden Pseudo-Angelsachsen ist eine Auslassung im „Newyork Journal", welche wir hier folgen lassen:

Die Anglo-Amerikaner, das heißt die, welche man bis dato die Nativisten nannte, scheinen eingesehen zu haben, daß sie gegen die Deutschen in vieler Beziehung nicht Stand halten können. Sie sehen, daß die Vereinigten Staaten ein gut Stück germanisirt werden, wenn die Entwickelung so weiter geht. Was ist dagegen zu machen? Es müssen mehr Engländer oder Angelsachsen nach den Vereinigten Staaten einwandern, um den Deutschen die Macht zu nehmen.

In London giebt es ein Blatt, welches die Vermittlerrolle zwischen England und den Vereinigten Staaten übernommen hat. Es ist die „Anglo American Times". Sie scheint durch den Sieg der Deutschen in Chicago über die Temperenzmucker förmlich mit Entsetzen erfüllt zu sein. Die alberne Darstellung der „Chicago Tribune", welche das Aufziehen der deutschen Flagge auf dem Gebäude der „Illinois Staatszeitung" als eine Art Proclamation des deutschen Reiches ausposaunt hatte, scheint Veranlassung zu dem Artikel jener „Times" gegeben zu haben, der also lautet:

„Die Vereinigten Staaten sind angelsächsisch in Sprache und in ihren Institutionen; es ist durchaus zu wünschen, daß dieser angelsächsische Charakter in Amerika aufrecht erhalten wird. In den letzten Jahren hat aber die deutsche Einwanderung die Zahl der amerikanischen Bürger teutonischen Ursprungs bedeutend vermehrt, so daß das teutonische Element in manchen Staaten sogar die Oberhand hat und ein Element der politischen, socialen Zwietracht geworden ist. Da, wo die Deutschen vorherrschen, bringen sie Neuerungen in britisch-amerikanischen Sitten und Gebräuchen hervor, sie treten überall in Antagonismus gegen das Nativelement der Amerikaner, so daß die Gefahr eines politischen Racenkampfes immer offenbarer wird. Es muß daher die amerikanische Regierung mit Freuden die Maßregeln der deutschen Regierung gegen die deutsche Auswanderung nach Nordamerika begrüßen. Die Regierung der Vereinigten Staaten sollte unter allen Umständen, um den Einfluß des deutschen Elements in Amerika zu schwächen und wenigstens zu balanciren, die britische Einwanderung von gleichartiger angelsächsischer Abkunft nach Kräften befördern. Welchen nachtheiligen Einfluß eine ungleichartige Einwanderung auf die Zustände in Amerika hat, dies zeigt unter Andern das irländische Element, welches das in der ganzen Welt berüchtigte Stadtgouvernement in Newyork wählte und seit Jahren trotz allen Betruges und Raubes aufrecht hielt. Die irländische Einwanderung gleicht indessen einer vorübergehenden Explosion, die Kraft der Auswanderung in Irland ist erschöpft und die Kinder und Kindeskinder sind gleich den Nativamerikanern.

Doch ganz anders verhält es sich mit den Deutschen, deren Kinder und Kindeskinder Deutsch in Sprache und Sitten bleiben, sich zusammengruppiren und ganze Staaten colonisiren. Ein steter neuer Zufluß von Deutschland giebt diesem Germanismus neues Blut und neue Kraft. Wie weit dieser Einfluß deutschen Elementes schon ausgeartet ist, zeigt der einzelne Fall, daß der Herausgeber der „Chicago Staatszeitung" den deutschen Wahlsieg in Chicago durch das Aufhissen der deutschen Nationalflagge feierte und darüber einen förmlichen Federkrieg in der Presse hervorrief. Die Deutschen suchten sich zwar damit zu rechtfertigen, daß die Irländer bei ihren Processionen die grüne Flagge neben der amerikanischen tragen. Allein dies hat einen ganz verschiedenen Sinn, denn die Irländer wollen dadurch ihren Haß gegen England und ihre Zuneigung für Amerika ausdrücken. Die Deutschen feiern aber durch das Aufziehen der deutschen Nationalflagge den Sieg der Deutschen über das Amerikanerthum; es soll ein Triumph der deutschen Nationalität sein, welche mit der amerikanischen rivalisirt.

Wie die Deutschen in neuerer Zeit sich in das moskowitische Herrschergebiet hineinfressen, um bei dem nahenden Zusammenstoß mit Rußland das deutsche Element daselbst zur Herrschaft zu bringen, so gefahrvoll ist für Amerika der fortwährende Zufluß der deutschen Eiwanderung (!!). Schon ist in allen amerikanischen Städten der Kampf zwischen Deutschen und Amerikanern wegen der strengen Sonntagsgesetze und wegen der profanen Entweihung aller Religion durch Offenhaltung von Lagerbiergärten, durch Musik etc. entbrannt. Diese beiden Elemente können sich unmöglich einigen und vertragen, sie passen so wenig zusammen wie Feuer und Wasser; der Conflict muß und wird sich vergrößern, die Deutschen werden sich nach und nach durch die ganze Union organisiren, und wenn sie durch diese Organisationen sich ihrer politischen Macht bewußt geworden, so werden sie endlich Amerika germanisiren.

Bisher standen die Deutschen nur einzeln und individuell in der politischen Arena, darum verschwanden sie einflußlos unter den ausschließlich herrschenden Amerikanern; allein deutsche Organisationen werden bald in einer solchen politischen Macht sich erheben, welche die amerikanischen Institutionen untergraben wird. Wir müssen daher den Amerikanern diesen dringenden Rath ertheilen, das Beispiel der Deutschen nachzuahmen, nämlich zu ihrem Mutterlande, England, mit dem sie durch Abstammung, Sprache, Religion und Sitte eng verwandt sind, in innigster Beziehung zu beharren und die Einwanderung von England zu befestigen."

Der Artikel ist ganz im Sinne der englisch-amerikanischen Nativisten geschrieben und wird diese entzücken. Was jedoch den Kampf gegen den Germanismus betrifft, so ist derselbe schon deswegen vergebens, weil Alles, was sich im Anglo-Amerikanismus Gutes findet, schon an und für sich Germanisch ist im Gegensatz zum Celtischen und Romanischen.

Die hohen Berggipfel im Territorium Colorado.

Dieses Gebiet ist umschlossen von Kansas, Nebraska, Wyoming, Utah und Neumexico und liegt zwischen 37° bis 41° N.,

102° bis 109° W. Es wird in der Richtung von Nord nach Süd von den Rocky Mountains, Felsengebirgen, durchzogen und zerfällt in drei große natürliche Regionen. Jene im Westen der Felsengebirge gehört dem Stromgebiete des westlichen Colorado an und war bis in die jüngste Zeit hinein noch nicht näher erforscht worden. Die centrale Region erstreckt sich in einer Breite von 100 bis 150 Miles durch das Territorium von Norden nach Süden und wird von mehreren fast parallel laufenden Ketten durchsetzt, die von 8000 Fuß bis über die Schneelinie sich erheben. Auf der Wasserscheide, welche sich gleichsam schlängelnd durch das Territorium zieht, liegen zwischen den Ketten ausgedehnte Tafelländer, die sogenannten Parks; der von San Luis ist unter denselben der südlichste und größte; der Südpark liegt auf der Ostseite der Wasserscheide; in ihm haben der Arkansas und der Südplatte ihre Quellen. Aus dem nach Norden gelegenen Mittelpark, der auf der Westseite liegt, strömen die Gewässer dem Colorado zu, während in dem auf der Ostseite liegenden Nordpark der nördliche Plattefluß entspringt. Die dritte Region wird von den sogenannten Plains gebildet, dem Flachlande bis nach Kansas hin.

Es gereicht den Nordamerikanern zu Ruhm und Ehre, daß sie weder Geld noch Anstrengungen scheuen, um ihre westlichen Staaten und Gebiete in Bezug auf Geologie und Oryktognosie gründlich zu erforschen; sie leisten durch ihre gründlichen und umfassenden Untersuchungen sowohl der Wissenschaft wie den praktischen Interessen erhebliche Dienste.

Der wissenschaftliche Stab, welcher unter Hayden's Leitung steht, hat im Jahre 1873 seine Arbeiten in Colorado fortgesetzt, und durch ein Mitglied der Expedition, J. T. Gardner, erhalten wir nun zum ersten Mal ein Gesammtbild der Gebirgswelt von Colorado, und Höhenbestimmungen, die überraschend sind. Vereinzelte Angaben, aber nur solche, konnten wir im „Globus" geben, jenachdem wir Notizen in den amerikanischen Blättern fanden; jetzt liegt uns eine Uebersicht vor und eine Namenbezeichnung der höchsten Gipfel.

Vom Berge Lincoln aus hatte die Expedition einen Ausblick auf etwa zweihundert Berge, deren jeder mindestens 13,000 englische Fuß hoch ist. Von den drei großen Gebirgsketten zwischen 38° 30′ und 40° 30′ N. wurde die am weitesten nach Ost liegende Front Range benannt. Zu ihr gehören Long's Peak, Mount Torry, Grays Peak, Mount Rosa, Mount Evans, Pikes Peak; diese alle haben 14,000 bis 14,200 Fuß Höhe über dem Meere.

Westlich von der Frontkette liegen die Großen Parks, welche durch verhältnißmäßig niedrige oder durchbrochene Ketten von einander geschieden sind. Parallel mit der Frontkette und etwa 40 Miles weiter nach Westen zieht eine große Gebirgslinie, welche die Westgrenze des Süd-, Mittel- und Nordparks bildet. Sie wurde als Parkkette bezeichnet. Die höchsten Punkte derselben liegen in der Nähe der Querkette, welche den Südpark vom Mittelparke scheidet. Diese bilden die Mount-Lincoln-Gruppe, in welcher man 20 Gipfel zählt, die mehr als 13,000 Fuß Höhe aufweisen; ihre beiden höchsten Punkte: Mount-Lincoln und Quandary, gipfeln höher als 14,000 Fuß.

Zwanzig Miles weiter nach Norden bildet die Kette ein Gebirge mit sehr scharfem Kamm, mit vielen Peaks von 13,000 Fuß; die höchsten Gipfel haben hier 13,300 Fuß. Dies ist die Blue-River-Gruppe. Ihr nördlichster höchster Gipfel ist der Mount Powell, so genannt nach dem Manne, der ihn zuerst (im Jahre 1868) erstiegen hat. Vom Mount Powell an findet man hohe Peaks erst dem Nordpark gegenüber, wo die Kette wieder 12,000 Fuß und mehr hoch wird.

Westlich vom südlichen Theile der Parkkette liegt das Stromthal des Arkansas; jenseit desselben steigt abermals eine lange Linie von Bergen empor, die bisher nicht benannt worden war; sie wurde als National Range bezeichnet. Die höchste Strecke derselben beginnt, etwa 20 Miles südlich vom Holy Crossberge, mit dem Grand Mountain, welcher der im Arkansasthale liegenden Stadt Oro gegenüber sich erhebt; er hat etwa 14,200 Fuß Höhe. Von ihm ab, 50 Miles weiter nach Süden hin, hat die gesammte Kette bis zu 13,000 Fuß Höhe, aber nicht weniger als zehn Berge messen über 14,000, einige ganz bestimmt 14,400 Fuß. Diese höchsten Gipfel erheben sich in Zwischenräumen von 5 bis 8 Miles auf dem Gebirgskamme. Einer derselben, welcher dem Grand Mountain zunächst nach Süden hin liegt, ist der Mount Elbert, dann folgt der La Plata Mountain; dann folgen Peaks, welche Professor J. D. Whitney im Jahre 1869 benannt hat, nämlich Mount Harvard und Mount Yale 2c. Diese Nationalkette ist eine der großartigsten auf dem amerikanischen Festlande; sie bildet fast in ihrer ganzen Länge die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Großen Weltmeere.

Westlich von der Nationalkette und an dieselbe anschließend finden wir eine große Gebirgsgruppe in einem Dreieck zwischen dem Grand River im Norden und dem Gunnisonflusse im Süden; das sind die Elk Mountains. Die höchsten Berge dieser Gruppe bilden eine etwa 30 Miles lange Reihe, welche mit der Nationalkette parallel läuft, etwa 30 Miles westlich von derselben. Am nördlichen Ende dieser Reihe, in 36° 15′ N., erhebt sich der langgestreckte, kuppelförmige Sopris; er hat etwa 13,000 Fuß. Zehn Miles südlich von demselben ragt ein scharfer Kegel über alle anderen bis zu 14,000 Fuß empor, der Capitol benannt worden ist. Drei Miles weiter nach Süden liegt ein anderer hoher Berg, der nur etwa 50 Fuß niedriger ist; er wurde White House genannt, wegen eines Schneefeldes, das etwa eine Mile in horizontaler Breite sich erstreckt und die ganze Ostseite bedeckt. Diese Schneemasse war die weitaus mächtigste, welche die Expedition in den Gebirgen von Colorado antraf; sie kennzeichnet den Berg sehr genau, auch wenn man diesen von der 80 Miles entfernt liegenden Front Range sieht.

Weiter nach Süden hin, respective 5 und 10 Miles entfernt, erheben sich zwei andere, 14,000 Fuß hohe Peaks von dunkelm, rothem Sandstein, der Maroon und der Castle Peak. —

Die Expedition wird ein Panorama dieser großartigen Gebirgswelt veröffentlichen, das alle vier Ketten darstellt. Nur ein solches kann, in Verbindung mit Photographien, eine klare Vorstellung von diesen mächtigen Gestalten und der in hohem Grade merkwürdigen Structur geben. Es erscheint eigenthümlich, daß in einer Region, wo so viele hohe Berge emporragen, die höchsten Gipfel allesammt zwischen 14,000 und 14,500 Fuß messen. Gardner hat zweiundzwanzig bezeichnet, welche in diese Classe gehören.

Ein Arbeitshaus für Bettler in Japan.

In der großen und schönen Stadt Osaka stimmten Regierungs- und städtische Behörden darin überein, daß es zweckmäßig sei, den Bettlern das Handwerk zu legen und nützliche Menschen aus ihnen zu machen. Sie gingen rasch ans Werk; wozu man z. B. in Dresden Jahre gebraucht hätte, das wurde in einigen Monaten geleistet. An einem kalten Tage zu Ende Novembers ging ein Europäer, welcher seine Wahrnehmungen den „Hiogo News" mitgetheilt hat, in die östliche Vorstadt und gelangte dann in die Kitakin-hoji-matschi-Gasse. Dort fand er ein unansehnliches Gebäude hinter einer hohen Bretterplanke; dasselbe wird Hin in bezeichnet, d. h. Armenhaus. Innerhalb des Haupteinganges gab er sein Beglaubigungsschreiben bei einem Beamten ab und trat dann in einen eingezäunten Raum, der mit Schnittlingen vom Maulbeerbaum bepflanzt war.

Von dort aus kam er in die Bettlerstadt. Man denke sich etwa ein halbes Dutzend enger Straßen mit einstöckigen hüttenartigen Häusern, deren Wände grob mit Lehm beworfen sind und mit unbemalten Thüren und Fenstern. Solcher Wohnungen zählte der Europäer zweihundertundvierzig. Außerdem gab es Speisehäuser, Schuppen zum Weben und für andere Arbeiten. Hier mußten die ehemaligen Bettler thätig sein.

Als die Behörde von Osaka Alles hatte vorrichten lassen,

schritt sie gegen die „Corporation" der Bettler nachdrücklich und rasch ein. Sie ließ alle aufgreifen und schickte jene, die nicht der Stadt angehörten, in ihre Heimath. Solche, die in Osaka selbst vermögende Angehörige hatten, wurden diesen überantwortet, um zu Fleiß angehalten und von ihnen ernährt zu werden; alle übrigen wurden im Hin in untergebracht.

Wie nun verfährt man mit ihnen? Die gesunden Männer werden unter Aufsicht zu öffentlichen Arbeiten angehalten und kommen Abends heim; je fünf derselben haben ein Haus inne, und das letztere ist auch in Bezug auf die weiblichen Insassen der Fall. Letztere und die jungen Bursche werden in Handarbeiten unterrichtet, z. B. im Weben und im Verfertigen von allerlei Gegenständen aus Papier.

Von den 180 Insassen, welche der Europäer im Hin in fand, waren 85 erwachsene Männer. Es steht Jedem frei, das Haus zu verlassen, sobald er den Nachweis beibringt, daß er auswärts eine Beschäftigung gefunden, die ihn ehrlich nährt; die Kinder erhalten Schulunterricht und Anweisung zu nützlichen Beschäftigungen. Alle Wohnungen sind durchaus sauber und der Fußboden ist mit Matten belegt. In den drei Werkstätten für Weberei geben Weber aus Kioto als Lehrmeister die erforderlichen Anweisungen; ein Knabe, der erst vor etwa einem Monat ins Haus gebracht worden war, konnte schon ein Stück groben baumwollenen Zeuges weben; Andere wickelten Seidencocons ab. Alle diese ehemaligen Bettler waren gesund, sahen sehr wohl aus und schienen sehr zufrieden.

Einige alte Bettler, welche mit einer Handvoll Reis zufrieden sind, wenn sie nur im Freien sich herumtreiben können, dürfen hausiren; ein alter blinder Mann z. B. verkauft Sperlinge und findet guten Absatz. Viele Japaner glauben, daß sie ein den Hotoke, buddhistischen Göttern, wohlgefälliges Werk thun und daß es ihnen im sogenannten Himmel zu Gute geschrieben werde, wenn sie gefangenen Thieren die Freiheit wiedergeben. An den Brücken sitzen Leute, welche kleine Aale, Austern und junge Schildkröten feilhalten, die dann von gläubigfrommen Leuten ins Wasser geworfen werden.

* * *

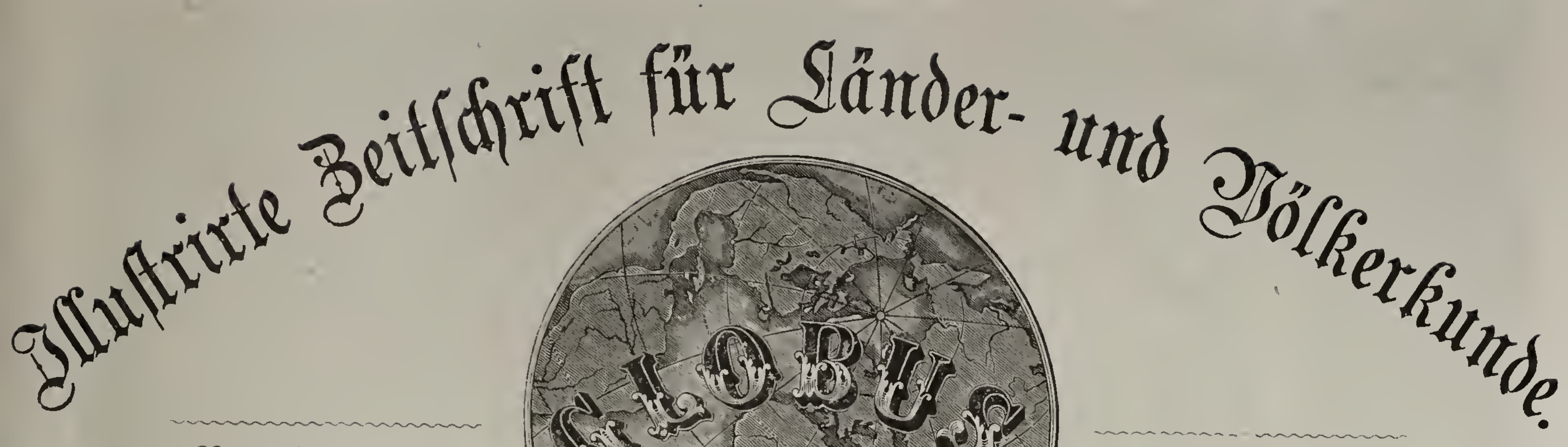
— Seidenwurmeier auf der Reise nach Europa. Auf dem Hudson-River-Eisenbahnhofe in Neuyork sind im Januar 329 Kisten mit Seidenwurmeiern angelangt. Dieselben kamen direct von Yokohama in Japan und gehen nach Mailand in Italien. Die Eier haben einen Werth von circa 200,000 Dollars und sind in Blätter verpackt, welche in luftdichten Zinnschachteln liegen, die ihrerseits wieder mit Matten umwickelt sind. Sie haben die Reise von Yokohama nach San Francisco mit dem Pacificdampfer „Alaska" in 26 Tagen gemacht, sind am 20. November dort angekommen, drei Tage liegen geblieben und dann in einem hermetisch verschlossenen Waggon der Central-Pacific-Bahn binnen sieben Tagen befördert worden. Es ist dies das erste Mal, daß der Versuch, solche Eier über Amerika zu transportiren, geglückt ist. Die Hauptschwierigkeit bestand in der übergroßen Empfindlichkeit derselben gegen Temperatureinflüsse, da Schwankungen von 7 Grad schon hinreichen, die Keime zu tödten. Bisher gingen diese Eier durch den Suezcanal, litten aber häufig durch die große Hitze, welche dort 105 bis 120 Grad F. erreicht. Man machte daher nach Vollendung der Pacificbahn 1869 einen Versuch mit der Ueberlandroute, doch fiel dieser wegen des Aufenthalts, der durch den mangelhaften Zustand der Bahn verursacht wurde, ungünstig aus. Nach dem jetzigen Erfolge wird man wohl bei diesem Wege bleiben, der außer besseren klimatischen Verhältnissen noch den großen Vorzug bietet, daß der Transport von Japan bis zum Bestimmungsorte in Europa nicht mehr als 50 Tage in Anspruch nimmt.

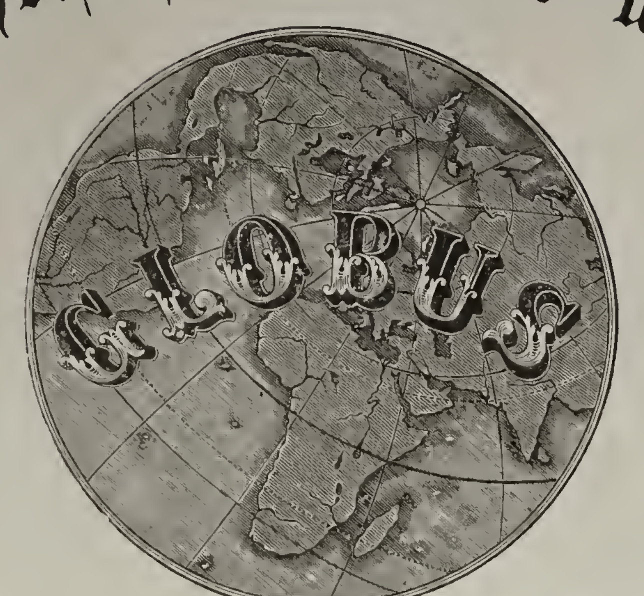
— Die Christen im Orient. Ueber diese hat der bekannte Reisende Palgrave, dem wir so manche neue Kunde über Arabien, namentlich über die Wahabis, verdanken, eine Abhandlung geschrieben. Man kann nicht in Abrede stellen, daß er mit jenen Leuten gründlich bekannt ist. Das Genus orientalische Christen, sagt er, zerfällt in nicht weniger als vierzehn verschiedene Species, und jede einzelne dieser Species steht allen anderen antagonistisch gegenüber und mag mit ihnen nichts zu schaffen haben. Der Unterschied in Dogma und kirchlichen Gebräuchen ist an und für sich sehr unbedeutend und ohne eigentlichen Belang, aber sie bilden in den Augen jener Leute eine tiefe Kluft, welche auch eine Zeit von Jahrhunderten nicht wird ausfüllen können. Wenn die griechischen Christen von den europäischen Christen unter sich reden, so belegen sie diese nicht anders als mit dem Ehrennamen Frankenhunde (σκυλοφραγκοι). Palgrave schildert die griechischen Christen der Levante als fetischverehrende Atheisten, dergleichen wir ja auch im Abendlande viele Millionen haben. Von den Mönchen kann er platterdings nichts Gutes sagen, aber die verheiratheten Pfarrgeistlichen sind rechtschaffene Männer, die schwere Arbeit verrichten; sie sind eine höhere Art von Bauern. „Die Bilderverehrung geht so sehr im Schwange, daß man sie, wenn die Leute nicht Christen wären, als Bildervergötterung, Bildergötzendienst bezeichnen müßte." Der im Auftrage der Londoner Missionsgesellschaft reisende Sendbote T. F. Wolters giebt sich alle Mühe, diese levantinischen Fetischchristen andern Sinnes zu machen, richtet aber natürlich blutwenig aus.

— Zu Newhaven im Staate Connecticut wird auf Kosten der Stadt eine Industrieschule für Mädchen unterhalten. Um den Girls eine angemessene Unterhaltung zu verschaffen, veranstaltete sie zur Neujahrsfeier die Ceremonie einer Eheschließung, weil es nützlich sei, daß die jungen Mädchen wüßten, wie es bei einer solchen hergehe. Als Brautleute figurirten der Schuldirector und dessen Frau, das Amt des die Trauung verrichtenden Pastors versah eine junge Lehrerin. Die Schülerinnen, so lautet ein Bericht in den Zeitungen, bethätigten die größte Aufmerksamkeit, sie waren gespannter als je in irgend einer Lehrstunde und die Feierlichkeit erfüllte sie mit ungemeinem Vergnügen.

— Im Illinoiser Zuchthause. Nordamerikanische Blätter schreiben: „In dem Zuchthause zu Joliet, in Illinois, scheint es ebenso brutal zuzugehen, wie es in dem von Missouri zugegangen ist, und, wenn es den Pächtern gelingen sollte, dem jetzigen menschenfreundlichen Director Sebree die Controle über die Aufseher zu entreißen, wohl wieder zugehen würde. In Joliet ist nämlich kürzlich ein Sträfling, Namens Harry Williams, unter der Douche buchstäblich ertränkt worden. Es werden bei dieser Gelegenheit wahrhaft gräuliche Angaben über die in jener Anstalt üblichen Strafmethoden gemacht. Um nur eine anzuführen, wird den Gefangenen ein 75 Pfund schwerer Sandsack auf den Rücken gebunden und werden sie dann in einer finstern Zelle in solcher Stellung an einen Ring gefesselt, daß sie sich nicht rühren und regen können. — Stöhnt Einer unter dieser Behandlung, so regnet es Knüppelschläge und Fußtritte und dem unglücklichen Opfer wird ein eiserner Knebel, der an einem den ganzen Kopf zusammenpressenden Ring befestigt ist, in den Mund gesteckt."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.





Band XXV. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 21 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Neue Reisen auf Neuguinea.

I.

Die Italiener Cerruti, Beccari und Albertis. — Der Russe Maclay. — Der Engländer Moresby. — Der Deutsche Adolf Bernhard Meyer. — Sein Aufenthalt im Hafenorte Doreh. — Die Papuas jener Gegend. — Die Geelvinksbay. — Die große Insel Mysore; Pfahlbauten. — Die Insel Jobi und ihre Cannibalen; das Kopfjagen; Ahnenbilder von Holz. — Wohnungen der Bergbewohner. — Wanderung über die Landenge von der Geelvinksbay bis zum Mac-Cluer-Golf. — In Jakati. — Das Arfakgebirge und dessen Bewohner. — Ergebnisse der Reise.

Unter den Reisen, welche zur Erforschung Neuguineas gemacht worden sind, nimmt die Adolf Bernhard Meyer's wohl den ersten Rang ein. Sie ist von hohem Interesse, hat wichtige Ergebnisse gebracht und wir erweisen unseren Lesern gewiß einen willkommenen Dienst, wenn wir die Wanderungen unseres deutschen Landsmannes in Umrissen schildern *).

Es ist allgemein bekannt, daß die Holländer auch die westliche Halbe der großen Insel für sich in Anspruch nehmen, und Otto Finsch hat in seiner fleißigen Arbeit über Neuguinea (Bremen 1865): „Die äußerste Grenze der holländischen Besitzungen" (— besser Ansprüche —) auf der Karte 141° O. eingetragen. Nominell gehört dieser westliche Theil auch den Niederländern, obwohl sie auch nicht eine einzige feste Niederlassung auf dem Eilande haben.

Dr. Meyer spricht sich, ganz verständig, gegen die aus, welche meinen, daß es angemessen sein werde, auf Neuguinea eine Station für die deutsche Flotte zu gründen, und erwähnt dann der Reisen, welche in den letztverflossenen Jahren unternommen worden sind. Im Jahre 1870 bildete sich in Australien eine Actiengesellschaft, welche den Plan hatte, Neuguinea von Süden aus zu colonisiren und Gold zu suchen. Die Holländer schickten dann sogleich 1871 ein Kriegsschiff hin, um zu sehen, welche Bewandtniß es mit dieser Angelegenheit habe. Das von den Australiern ausgesandte Fahrzeug strandete in der wegen ihrer Korallenriffe so höchst gefährlichen Torresstraße; von 80 Mann an Bord retteten 15 ihr Leben; alle übrigen wurden von den Papuas aufgefressen oder ertranken.

Im Jahre 1871 war ein Italiener, Herr Cerruti, nach der Südwestküste gefahren, um zu ermitteln, ob sich ein Punkt an derselben zur Anlage einer Strafcolonie eigne. Dieser Expedition folgten dann 1872 die Herren Beccari und Albertis („Globus" XXIV, S. 382); sie besuchten gleichfalls die Westküste. Zu erwähnen ist auch des russischen Naturforschers Miklucho Maclay, dem es gleichfalls nicht gelang, ins Innere vorzudringen. („Globus" XXIV, S. 29.)

*) Bericht über eine Reise nach Neuguinea. Vortrag gehalten am 25. November 1873 in der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, von Dr. Adolf Bernhard Meyer, in den „Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien", Bd. XVI, Nr. 11 u. 12, 30. November und 31. December. — Dr. Meyer's Travels in New Guinea, in „Ocean Highways", December 1873, S. 387.



Eingeborene von Neuguinea. (Nach Temminck.)

Derselbe hatte den kühnen Plan, von der in Nordosten liegenden Astrolabebay nach Westen oder Süden hin das ganze Land zu durchwandern. Er mußte schon seiner angegriffenen Gesundheit wegen auf denselben verzichten. „Es versteht sich für Neuguinea von selbst, daß dort sein Leben eine Zeitlang sehr bedroht gewesen sein muß, denn auf welchem Theile der Insel, auf dem man bis jetzt gelandet ist, wäre das Leben der Reisenden nicht bedroht gewesen?"

Die Holländer, welche doch ohnehin im Archipelagus genug zu schaffen haben, möchten womöglich andere Handelsvölker von Neuguinea fern halten und für Besitzer der ganzen Insel gelten. Sie sandten 1871 eine Expedition aus, welche alle Küsten derselben umfahren und an geeigneten Punkten Pfähle mit Inschriften errichten! sollte (— also ähnlich, wie einst die Portugiesen im Zeitalter der Entdeckung Padrãos, steinerne Wappenpfeiler, errichteten, um ihre Besitznahme zu veranschaulichen —); damit wollten sie Beschlag auf die bis dahin herrenlose östliche Hälfte legen. Ihr Dampfer steuerte von Westen her der Nordküste entlang, kam aber nur bis zur Humboldtbay, 141° O., von welcher aus sie schon vorher ihre imaginäre Grenzlinie nach Süden hin bis zur Torresstraße gezogen haben. Jetzt errichteten sie dort einen Pfahl, aber weiter nach Osten hin kamen sie nicht. Eine zweite Expedition (1872) hatte gleichfalls keinen Erfolg; sie folgte an der Südwestküste den Spuren der Italiener und kam an der Nordküste nicht einmal über die tief ins Land einbuchtende Geelvinksbay hinaus. Dr. Meyer erwähnt, daß nun die niederländische Regierung beschlossen habe, im Februar 1874 ein größeres Kriegsschiff mit einer wissenschaftlichen Commission auszusenden; dasselbe soll von Ternate aus zunächst der Südküste entlang und dann um die Südostspitze herum von Osten nach Westen an der Nordküste hin fahren.

Inzwischen sind den Holländern die Engländer zuvorgekommen. Die Fahrt des Capitäns Moresby mit dem Dampfer Basilisk im Südosten haben wir erst vor Kurzem ausführlich besprochen. („Globus" XXIV, S. 254 und 312.)

Dr. Meyer hatte in den Jahren 1870 bis 1872 Celebes und die Philippinen bereist. Nun miethete er sich in Ternate einen Skuner von etwa 60 Tonnen Last, nahm, außer dem Schiffsvolk, 20 Eingeborene aus dem östlichen Theile des Archipelagus als Begleiter mit und landete zu Anfang März 1873 in Doreh an der Nordwestspitze der Geelvinksbay. Von dort aus wollte er den nordwestlichen Theil Neuguineas bereisen; der Schwierigkeiten, welche ihm entgegen treten würden, war er sich wohl bewußt in einem solchem Lande, wo es weder Städte noch Wege giebt, wo Lastthiere fehlen, die Bevölkerung ungemein dünn ist und die verschiedenen Stämme häufig mit einander in Fehden verwickelt sind. Tage- und wochenlang kann man im Innern und an der Küste umherziehen, ohne auf eine Wohnung zu treffen; auf Nahrungsmittel darf man nicht rechnen, höchstens findet man einige Früchte, und Vorräthe haben die Bewohner nicht. Der Reisende muß seinen ganzen Bedarf mitnehmen und eine zahlreiche Begleitung haben, über welche er unbedingt verfügen kann. „Ich erinnere mich, daß auf einem Zuge bei meinem Uebergange von der Geelvinksbay nach dem Mac-Cluer-Golf, auf welchem etwa 15 Papuas und sechs meiner Leute mich begleiteten, es mir eines Morgens ungeheure Mühe kostete, Jemanden zu bewegen, daß er eine ganz kleine, aufgerollte dünne Matratze trage, welche ich für mich mitgenommen hatte. Schließlich setzte ich eine Extrabelohnung, ein Messer, für den aus, welcher sich zum Tragen erbiete, und es fand sich dann komischer Weise ein Papua dazu, welcher in anderen Dingen der angesehenste unter seinen Genossen zu sein prätendirte und den Namen eines Korano, das will sagen König, trug. Derartige Unterscheidungen sind übrigens nur durch äußere Einflüsse entstanden, denn den Papuas fehlt jede Gemeinde- und Staatseinrichtung; jeder ist absolut sein eigener Herr.


Eingeborner von Doreh.

Die Papuas in Doreh und der Umgegend sind vor nicht gar langer Zeit dorthin eingewandert; sie kamen von der östlich in der Geelvinksbay liegenden Insel Marfor und haben den westlichen Theil der Bay inne. Dr. Meyer fuhr von diesem kleinen Eilande nach der großen Insel Mysore, die auch Willem-Schoutens-Insel genannt wird; bei den Eingeborenen und den Malayen heißt sie nach dem Hauptorte Kordo; sie besteht nicht, wie bisher geglaubt wurde, aus drei verschiedenen Eilanden, sondern bildet eine große, langgestreckte Insel. Auf ihr wohnen reine, un-

vermischte Papuas. In Kordo stehen die Häuser gänzlich auf dem Wasser; selbst zur Ebbezeit kann man sie nicht trockenen Fußes erreichen; sie sind Muster von Pfahlbauten. Häusergruppen stehen auf Pfahlwäldern dicht gedrängt beisammen. Besonders auffallend sind die Dächer; von den Papuas selber werden sie mit der Schale einer Schildkröte verglichen. Mysore wird zuweilen von malayischen Handelsleuten besucht; sobald ein Schiff ankommt, klettern Eingeborene in Menge auf dasselbe; auch Meyer mußte sich einen derartigen Besuch gefallen lassen und vermied mit Mühe einen Conflict; man wollte ihn anfangs nicht ans Land gehen lassen. Eine Wanderung ins Innere war nicht möglich, weil Gefahr von Seiten der Bergbewohner gedroht hätte. Gegen diese schützen sich die Küstenbewohner dadurch, daß sie kleine, zugespitzte Bambusstäbe in den Boden versenken; diese sind meilenweit um die Ansiedelungen herum versteckt und verursachen gefährliche Fußwunden.

Gleichfalls in der Geelvinksbay liegt, südöstlich von Mysore, die große Insel Jobi, welche von allen Seefahrern gefürchtet wird, weil sie eine sehr wilde und kriegerische Bevölkerung hat. Bei den Papuas kann man auch denen nicht trauen, welche aufrichtige Freunde zu sein scheinen, denn unter Umständen verkehrt sich Freundschaft in das Gegentheil. Jobi heißt bei den Eingeborenen Jappen. Die bis zu 3000 Fuß hohen Bergzüge, welche sich von Osten nach Westen durch die Insel ziehen, sind von Menschenfressern bewohnt und diese befinden sich in steter Fehde mit den Küstenbewohnern.

„Nicht Schlachten oder große Kämpfe werden ausgefochten, sondern nur plötzliche Ueberfälle ausgeführt, Köpfe abgeschlagen — das papuanische Ideal! — und Sklaven gemacht. Sklaverei herrscht hier überall. Ueber Leben und Tod des Sklaven hat der Herr volles Recht, und während unter den Stammesangehörigen Keuschheit Sitte ist und man Ehebruch sogar mit dem Tode bestraft, werden die gefangenen Frauen und Mädchen als Sklavinnen mißbraucht. Sklaven dürfen auch das Haar nicht in den bekannten großen Frisuren tragen, sondern müssen es kurz scheeren. In Doreh begab es sich kurz vor meiner Ankunft, daß ein Papua eine Sklavin im nahen Walde tödtete, ohne daß ihm von Seiten



Das Innere des Dorfes Doreh.

seiner Genossen das Geringste geschah. Die Begriffe über Moral sind von den unserigen sehr verschieden. Gleichfalls in Doreh ermordete ein Sohn seinen Vater; diese Unthat machte zwar etwas Eindruck auf den Stamm, aber doch keinen andern, als daß dem Vatermörder freundschaftlich bedeutet wurde, fortzugehen und sich einen andern Wohnort zu suchen. Ich bin nicht in der Lage, edle Handlungen von den Papuas zu erzählen."

Auf Jobi wurde Dr. Meyer im Walde überfallen und einer seiner Jäger verwundet. Dafür verlangte er Genugthuung und es erschien in der That eine Gesandtschaft um zwei Paradiesvögel als Sühne zu bringen. Da Niemand getödtet sondern nur einer verwundet worden sei, betrüge die Ausgleichung nur zwei Vögel, wenn aber Jemand getödtet worden sei, stelle das Sühngeld sich auf sechs Vögel. Der Reisende stellte sich sehr ungehalten und scheinbar drohend; er hatte 5 Kanonen, 30 Gewehre und ein viertel Hundert Mann Leute an Bord; so konnte er den Papuas wohl einen heilsamen Schrecken einflößen.

Die Papuas sind „geschworene Kopfjäger". Sie haben, ähnlich wie die Dajacks auf Borneo und wie die Eingeborenen von Celebes, in ihren Wohnungen einen Vorrath von Schädeln aufgespeichert. Meyer fand zwar bei ihnen nicht, wie in Central-Celebes, Häuser, welche dazu bestimmt sind als Kopfmuseen zu dienen, in denen zugleich Feste gefeiert werden und welche zum Theil religiöse Bedeutung haben, aber jeder bewahrt die Trophäen bei sich zu Haus auf. Sie liegen in Matten gewickelt in einer Ecke des Hauses oder werden an Querstangen aufgehängt. Aber der Papua trennt sich sehr leicht davon, er giebt sie für etwas Taback und buntes Zeug her. Meyer erwarb mit Leichtigkeit viele Schädel, welche unvermischten Papuas angehörten. Man verkaufte ihm sogar die Schädel und zum Theil Skelette von begrabenen Anverwandten. Die Leute beraubten alle Gräber der Umgegend; jeder nahm die Schädel ꝛc. seiner Familie, auf welche er ja ein Anrecht hatte. Man wird darin Mangel an Pietät finden, aber mit Unrecht. Viele Papuasstämme (aber nicht die im Arfakgebirge) verfertigten ein etwa fußhohes Bildniß des Verstorbenen. Während der Trauer-

zeit fährt, so glauben sie, der Geist desselben in das Holzbild; von der Zeit an verehren sie dasselbe, bitten es um Erfüllung ihrer Wünsche, nehmen es mit auf Reisen und prügeln es auch, wenn es sich nicht willfährig zeigt. So thun ja auch die Fetischanbeter in Europa, z. B. in Neapel, mit den Puppen ihrer Heiligen. Dr. Meyer erhielt in Doreh solch einen hölzernen Geist. Als derselbe neben ihm stand, kam ein Papua und nahm ihn fort, denn derselbe sei sein Vater; wenn er ihn hergebe, werde er, der Sohn, krank werden; er wolle einen andern bringen. Dr. Meyer hat eine ganze Sammlung solcher Holzgötzen erworben.

Von Jobi aus fuhr er der Ostküste der Geelvinksbay entlang. Auch dort hausen Menschenfresser und die Stämme befinden sich auf einer überaus niedrigen Stufe der Entwickelung. Meyer sah ihre Lagerstätten, erfuhr daß sie ganz und gar nackt gehen ohne jede, auch die geringste Kleidung; sie haben keine Häuser, ziehen in kleinen Horden umher, verspeisen das Fleisch ihrer eigenen Todten und greifen Jeden an, der ihre Küste betritt. Sie werden als Tarungarehs bezeichnet. An der Südküste von Neuguinea findet man Wilde ähnlichen Schlages; daß so rohe Stämme auch an der Nordküste und an der Geelvinksbay leben, wußte man bisher nicht.

„Es ist überhaupt bemerkenswerth, auf wie verschiedenen Entwickelungsstufen stehend man auf Neuguinea die Papuas antrifft, und es wirft sich die interessante und wichtige Frage auf: ob sie sich zum Theil von einem reinen Naturzustande aus durch eigene Initiative oder durch äußere Beeinflussung auf eine höhere Stufe, z. B. mit ausgebildetem Schamgefühl und vielen anderen Gemüths- und Geistesäußerungen, welche sie mehr uns nähern, erhoben haben, oder ob sie in diesen Naturzustand zurückgefallen sind“ (— was wir unsererseits nicht annehmen möchten —). „Es schließt diese Frage überhaupt Vieles ein, was bis heute höchstens Sache der Vermuthung und des Glaubens für uns ist und was vielleicht nie sich unseren Blicken entschleiern wird.“

Es war Dr. Meyer's Absicht, von der Geelvinksbay, also von Norden her, nach Süden bis ans Meer vorzudringen, also die Insel in dieser Richtung zu durchschreiten; er gedachte die Südküste westlich von Utanate, östlich von der Etnabay zu erreichen, ungefähr den Aruinseln gegenüber. Aber sein Vorhaben mißlang, weil er nicht Gefahr laufen wollte zu verhungern; sein Vorrath war aufgezehrt und er mußte schleunig umkehren als er schon das Südmeer aus weiter Ferne erblickt hatte.

Die Häuser der Bergbewohner im Nordwesten sind ebenso bemerkenswerth wie die ganz im Wasser stehenden der Küstenbewohner; sie wurden dem Gebirge angepaßt; immer befinden sie sich auf einer Höhe, welche einen freien Ueberblick gestattet. Auch sie stehen auf einem wahren Walde von dünnen, unbearbeiteten Baumstämmen, welche durch ihre große Zahl ersetzen, was den einzelnen an Tragfähigkeit abgeht. Sie liegen meist an einem Abhange, so daß sie vorn auf 30 bis 40 und mehr Fuß hohen Hölzern und zum Theil auf dicken, abgehauenen, aber noch in der Erde wurzelnden Baumstämmen ruhen, hinten aber auf nur etwa 10 bis 15 Fuß hohen. Die Dachform ist dieselbe überhängende und vorn am Hause befindet sich die große Plattform, welche einen weiten Ueberblick in die Ferne gestattet und derjenigen der Küstenwohnungen entspricht, welche ihrerseits hauptsächlich dazu dient, die Fahrzeuge zu bergen, damit diese nicht immer im Wasser liegen. In jedem Hause wohnen auch hier viele Familien, aber an einem Orte stehen selten mehr als drei oder vier Häuser und zwar in solcher Entfernung von einander, daß der laute Ruf aus dem einen bis zum andern dringen kann.

Dr. Meyer ist der erste Reisende, welchem es gelungen ist, Neuguinea von einer Küste bis zur andern zu durchwandern; er ging von der Geelvinksbay bis an den Mac-Cluer-Golf, welche beide nicht, wie man früher wohl angenommen hat, durch eine Wasserbindung mit einander zusammenhängen; es ziehen vielmehr als Ausläufer des Arfakgebirges mehrere parallel von Nordost nach Südwest laufende Gebirgszüge von bis zu 3000 Fuß Höhe über diese Landenge und erschweren den Uebergang. Sie sind zum Theil äußerst steil und zerrissen und tragen deutlich die Spuren früherer vulcanischer Thätigkeit an sich. Eigenthümlich ist die Schmalheit der Bergrücken, welche sich geradlinig oder großen Kraterrändern gleich weithin erstrecken. Die Seitenwände derselben fallen meist so steil ab, daß man nur auf diesen Rücken die Höhen ersteigen kann und dies wird erleichtert durch den Umstand, daß die Wildschweine ihren Weg regelmäßig auf diesen Bergrücken nehmen und eine Art von Pfad gebahnt haben.

An der Geelvinksbay nahm der Reisende als Führer solche Papuas, die zum Theil schon jenseits der Berge gewesen waren, in Jakati; so bezeichnet man ein Dorf und einen Fluß, welcher in den Mac-Cluer-Golf mündet. Dieser liegt zwischen 2 und 3° S. und wird von 133° O. durchschnitten. Das Land jenseits wird mit dem Namen Onim bezeichnet. Die Bewohner des kleinen Dorfes Jakati waren höchst erstaunt, als sie plötzlich einen weißen Mann dort ankommen sahen; noch nicht einmal ein Malaye war in jenem Orte gewesen, denn weiter als bis ans Ende des Mac-Cluer-Golfs ist noch Niemand von der Westküste aus gedrungen; das war am Ende des vorigen Jahrhunderts, und von der Seite der Geelvinksbay aus hatte sicher auch Niemand diese Strecke gemacht. Jakati lag noch über eine Tagereise weit vom Meere entfernt, Meyer konnte indessen mit seinen Begleitern in Booten den Strom hinabfahren; zu Fuß wäre es vielleicht des sumpfigen Bodens wegen kaum oder gar nicht möglich gewesen, an die See zu gelangen.

Die Fahrt war sehr interessant, aber nicht ohne Gefahr, denn am Flusse lebt eine dichte Bevölkerung und die Anwohner des Golfs gelten für verrätherisch. Die Papuas dort hatten Waaren, welche sie indirect durch Handelsleute aus Ceram oder Makassao erhalten haben mußten, denn solche befahren jene Westküste. Die 10 Papuas, welche Dr. Meyer von der Geelvinksbay mitgenommen hatte, wurden freundlich behandelt, er hatte jedoch Mühe, sie zusammenzuhalten. Ein Fest zu veranstalten ist der Papua stets geneigt; ein solches besteht aus Tanzen, Singen, Palmwein trinken, möglichst viel essen und dauert oft tagelang. Auch die Nächte hindurch bleibt man auf der Plattform des Hauses; man schläft auf dem platten Boden und hat unter dem Kopfe ein kleines hölzernes, kunstvoll geschnitztes Nackenkissen, damit der Haarputz nicht beschädigt werde.

Am Ausflusse des Jakati in den Mac-Cluer-Golf liegt eine ziemlich stark bevölkerte Insel, deren Bewohner mit den Leuten am Flusse fast immer in Fehde sind. Als Dr. Meyer an jenem Eilande vorbeifuhr, ließ er aus Vorsicht, sobald ein Mensch in Sicht kam, Schüsse abfeuern und nahm erst ein Nachtlager, als er sich im offenen Golf befand. Morgens 2 und auch wieder um 4 Uhr wurden er und seine sechs Malayen durch ein Geräusch aufgeweckt; sie meinten Schüsse zu hören, es rührte jedoch von zusammenbrechenden Bäumen her und glich dem Geknatter eines Gewehrfeuers. Späterhin stellte sich heraus, daß ein starkes Erdbeben stattgefunden hatte, da aber das Boot, in welchem Dr. Meyer übernachtete, in sumpfigem Boden lag, so hatte er die Schwankungen

nicht gespürt. Dasselbe hatte sich über dem ganzen Nordwesten bemerkbar gemacht und viele Verwüstungen angerichtet. Erdbeben sind in jener Region nicht selten; sie haben meist ihr Centrum im Arfakgebirge.

Nachdem der Reisende seinen Zweck, die Landenge von einer Küste bis zur andern zu überschreiten, erreicht hatte, mußte er, gleichfalls wieder über Land, nach der Geelvinksbay zurückwandern, denn in dieser lag sein Schiff. Er wollte dasselbe nicht von dort um die nordwestliche Spitze der Insel herum nach der Mac-Cluer-Bay kommen lassen, da sein malayischer Capitain sich nicht auf Observationen verstand und also leicht das Ziel verfehlen konnte.

Von Süden aus konnte Dr. Meyer das Arfakgebirge nicht ersteigen, weil er dort keine Niederlassungen gefunden hätte. Einige Stunden von Doreh entfernt liegt im Norden des Gebirges das Dorf Andai; dort lebt ein holländischer Missionär mit den Eingeborenen im besten Einvernehmen, hat jedoch gar keinen Einfluß auf sie. Von dort aus gelang es ihm das Arfakgebirge bis zu einer Höhe von mehr als 6000 Fuß Höhe zu ersteigen; es war noch von Niemand besucht worden, bevor Albertis zu Ende des Jahres 1872 bis etwa 3000 Fuß Höhe gekommen war. Meyer nimmt den höchsten Punkt auf nicht mehr als etwa 7000 Fuß an. Die Bevölkerung ist überaus dünn und lebt in Schmutz und Verkommenheit; in den Bergen ist es dort, so nahe dem Aequator, kalt und feucht; in den dichten Urwäldern wird es erst um 7 Uhr hell, um 10 Uhr ist man in Nebel gehüllt und tropischer Regen strömt herab, selbst in der sogenannten trockenen Jahreszeit. Die Arfakis sind dagegen abgehärtet, aber für Europäer und Malayen — jene des Dr. Meyer wurden alle krank — ist es unmöglich, länger zu verweilen.

Entschieden von Belang sind die folgenden Bemerkungen eines so ruhigen und scharfen Beobachters, der mit offenem Blick und ohne irgend welche vorgefaßte Meinung geforscht hat. Man liest, so sagt er, von straffhaarigen Menschen, von malayischen Niederlassungen, von Stämmen mit hellerer Hautfarbe und dergleichen mehr. Allein alles dieses ist nicht stichhaltig. Nirgends auf Neuguinea sind Spuren von malayischen Niederlassungen nachgewiesen worden und



Eine Prahu von Makassar im Hafen Doreh.

es ist kein zureichender Grund da, solche anzunehmen. Man stellt sich überhaupt den Verkehr zwischen Malayen und Papuas als einen zu lebhaften vor; nachhaltige Einflüsse wurden bis jetzt auf Neuguinea nirgends von Malayen ausgeübt. Menschen mit hellerer Hautfarbe existiren hier (im Arfakgebirge) so wenig wie an dem Südostufer; wenigstens lassen die Angaben des Reisenden von dort her sich nicht so verstehen, wenn man die Farbennüancen der Papuas überhaupt an Ort und Stelle studirt hat, und dann erstens berücksichtigt, daß sie in der That nicht schwarz sind, wie man sich irrigerweise meist vorstellt, sondern nur braun oder höchstens schwärzlich braun, und wenn man zweitens weiß, daß sie, wie alle Volksstämme des indischen Archipels, in Bezug auf Hautfärbung eine große Variationsbreite besitzen. Aus eigener Anschauung kann Dr. Meyer mit voller Bestimmtheit sagen, daß die Bewohner des Arfakgebirges ganz demselben Papuastamm angehören, wie die Anwohner der Küste. „Es ist dies ein Punkt, über den nicht der geringste Zweifel obwalten kann und ich würde die Möglichkeit, daß im Innern noch andere Stämme wohnen — welche Behauptung aufzustellen nicht der geringste Grund vorliegt —, nicht in Abrede stellen wollen, wenn wir nicht jetzt von so vielen Punkten Neuguineas Berichte über die Eingeborenen besäßen und wenn nicht dieselben in allen wesentlichen Punkten übereinstimmten“ *).

Am Mac-Cluer-Golf hatte Dr. Meyer sich ein Sumpffieber zugezogen; die Zeit, für welche er sein Schiff gemiethet hatte, war um und er verließ Doreh; nach 85 Tagen war er in Wien. Als seine geographischen Hauptergebnisse bezeichnet er: die Umschiffung der ganzen Geelvinksbay;

*) Es ist zu hoffen, daß Moresby specielle Nachrichten geben wird über die Leute, welche er östlich von der Redscarbay in einer hügeligen, sehr fruchtbaren und gut angebauten Gegend fand. Er schildert sie als friedlich, umgänglich, ruhig; sie hatten, sagt er, nie zuvor einen weißen Menschen gesehen und kannten das Eisen nicht; ihre Haut ist hellkupferfarbig. Moresby meint, sie seien „malayischer Abkunft“ (?) und schon die Hautfarbe allein beweise, daß sie keine Papuas sein können. („Globus“ XXIV, S. 254.) Da die Australier von dorther Gold holen wollen, so erfahren wir wohl gelegentlich Näheres über diesen, angeblich nicht zu den Papuas gehörenden Stamm.

die Kreuzung Neuguineas von einer Küste zur andern; die Besteigung des Arfakgebirges bis zu 6000 Fuß Höhe. „Es schließen diese Resultate nur einige Anfänge unserer geographischen Kenntnisse dieses großen Landes in sich und lassen um so greller zu Tage treten, welche Aufgaben der Forscher hier noch zu lösen hat. Es sind ihrer so viele, daß eine rein geographische Expedition dorthin sehr wohl angezeigt wäre."

Ohne Zweifel wird Dr. Meyer eine umfassende Schilderung seiner Reise geben und wir lesen mit Freuden, daß er binnen Kurzem seinen Zug über die Landenge in Petermann's Mittheilungen eingehend beschreiben werde.

Die Territorialveränderungen in Mittelasien nach dem Frieden zwischen Rußland und Chiwa.

R. A. In dem am 12. August 1873 im Garten Gendemian bei Chiwa abgeschlossenen und einerseits vom Generalgouverneur von Kaufmann, andererseits vom Chan Seid-Mohammed-Rachim-Bahadur unterzeichneten Frieden befinden sich folgende Paragraphen.

1. Seid-Mohammed-Rachim-Bahadur-Chan erklärt sich für einen ergebenen Diener des Kaisers von Rußland. Er entsagt allen unmittelbaren und freundschaftlichen Beziehungen zu den benachbarten Herrschern und Chanen und dem Abschluß irgend welcher Handels- oder anderer Tractate mit denselben und wird ohne Wissen und Genehmigung der höhern russischen Autorität in Mittelasien keinerlei Kriegsoperationen gegen dieselben unternehmen.

2. Die Grenze zwischen dem russischen und dem chiwaschen Gebiete bildet der Amu-Darja von Kukertli den Fluß abwärts bis zum Austritt des westlichen Armes des Amu-Darja aus demselben, und von diesem Orte ab dieser Arm bis zur Mündung desselben in den Aralsee. Weiter führt die Grenze längs dem Ufer des Sees bis zum Vorgebirge Urga und von dort am Fuße des Abhanges des Ust-Urt längs dem sogenannten alten Bette des Amu-Darja.

3. Das ganze rechte Ufer des Amu-Darja und das an demselben belegene Land, welches bisher für chiwasches galt, gehen vom Chan in den Besitz Rußlands über, sammt allen daselbst ansässigen und nomadisirenden Völkern. — — —

4. Im Falle, daß gemäß allerhöchster Willensbestimmung Sr. Majestät des Kaisers ein Theil dieses rechten Ufers dem Emir von Buchara zum Besitz gegeben wird, erkennt der Chan von Chiwa diesen letztern als den rechtmäßigen Besitzer dieses Theils seiner früheren Besitzungen an und entsagt allen Absichten auf die Herstellung seiner Macht daselbst.

Folgen Paragraphen, nach denen den russischen Dampfern und Fahrzeugen das ausschließliche Recht der Schifffahrt auf dem untern Amu vorbehalten wird, ferner Bestimmungen über die Anlage von Factoreien, sowie Maßregeln, welche die Freigebung und Erleichterung des russischen Handels in Chiwa betreffen. Endlich Bestimmungen über die Freigebung der Sklaven im Chanat und über die Zahlung der Kriegsentschädigung *).

Als Ergänzung zu diesem Friedenstractate dient der vom 28. September 1873 datirte neue Vertrag zwischen Rußland und dem Emir von Buchara. Er enthält folgende Paragraphen, die hier berücksichtigt werden müssen.

1. Die Grenzen zwischen den Besitzungen Sr. kaiserl. Majestät dem Zaren aller Reußen und Sr. Gnaden dem Emir von Buchara bleiben unverändert. Nachdem das chiwasche Territorium am rechten Ufer des Amu mit dem russischen Reiche vereinigt worden ist, wird die ehemalige Grenze zwischen Chiwa und Buchara, von der Oase von Chalat bis Kukertli, in der nachstehenden Weise abgeändert: Die Besitzungen des Emir von Buchara werden vermehrt durch die Hinzufügung des Landes zwischen der frühern Chiwa-Buchara-Grenze am rechten Amuufer von Kukertli bis Meschekli, und von Meschekli bis zu dem Punkte, wo die ehemalige Chiwa-Buchara-Grenze an die Grenze des russischen Reichs stieß.

2. Nachdem das rechte Amuufer von Chiwa losgelöst ist, durchziehen die Karawanenstraßen, die von Buchara nach Norden führen, ausschließlich bucharisches und russisches Gebiet. Die russischen und bucharischen Regierungen werden, jede innerhalb ihres Gebiets, über die Sicherheit der Karawanenstraßen und den Handel an denselben wachen.

3. Russische Dampfer und andere Fahrzeuge, entweder der Regierung oder Privatpersonen gehörig, sollen das Recht haben, ohne irgend ein Hinderniß den bucharischen Theil des Amu zu beschiffen, gerade so wie bucharische Schiffe.

In den nachfolgenden Paragraphen wird den Russen das Recht zugestanden, Landestellen und Vorrathshäuser am Amu zu errichten und werden eine Menge Bestimmungen getroffen, welche sich auf die Erleichterung und Sicherung des russischen Handels auf dem Gebiete Bucharas beziehen.

Die officielle „St. Petersburger Zeitung" begleitete die Veröffentlichung des Friedensschlusses mit folgenden Worten: „Rußland hat keinen dringendern Wunsch, als die Unabhängigkeit von Chiwa und Buchara zu erhalten. General von Kaufmann würde Chiwa geräumt haben, hätte nicht der Chan seine völlige Unfähigkeit eingestanden, die Friedensbedingungen aufrecht zu erhalten, falls die russischen Truppen zurückgezogen würden. In der That waren der Chan und die seßhafte Bevölkerung der Gnade der nomadischen Turkomanen anheimgegeben, welche die friedlicheren Einwohner plünderten und ihnen ihre Willkür als Gesetz aufdrängten.

„Um die Gewohnheitsräuber davon abzuhalten den Chan zu unterjochen, waren die Russen genöthigt, eine Festung im Lande zu bauen, und da die Gestade des Aralsees unglücklicherweise zu sumpfig waren, als daß Europäer dort hätten aushalten können, so mußte zu diesem Zwecke ein weiter oberhalb am Flusse gelegener Punkt ausgewählt werden. Die Garnison dieser Festung mußte auch in sicherer Verbindung mit der Provinz Russisch-Turkestan stehen. Nun ist es aber bekannt, daß die Schifffahrt auf dem Amu alljährlich mehrere Monate unterbrochen ist, so daß, sollte die Besatzung nicht während des Winters absolut isolirt bleiben, nichts anderes übrig blieb, als das ganze Land zwischen der neuen Festung und der Syr-Darja-

*) Der Friedensvertrag ist in extenso abgedruckt in Alex. Petzholdt's instructiver Broschüre „Turkestan" (Leipzig 1874).

Linie zu annectiren. Der südliche Theil des annectirten Landes, welches das ganze chiwasche Gebiet zwischen dem Amu- und Syr-Darja umfaßt, wurde später an Buchara abgetreten, in der Absicht, den Chan dieses Fürstenthums für die Sicherheit der durch die dazwischen liegende Steppe reisenden russischen Karawanen verantwortlich zu machen. Wenn das Recht, den Amu zu beschiffen, ausschließlich Rußland vorbehalten wurde, so war dies nothwendig um die Nomaden zu verhindern Piraten zu werden."

Von welch gewaltiger politischer Tragweite diese beiden Verträge sind, erhellt auf den ersten Blick; Chiwa ist völlig zum Vasallen Rußlands geworden, und Buchara, das bereits seit dem Falle Samarkands im Jahre 1868 in diesem Verhältnisse steht, wurde in noch strengere Fesseln gelegt. Chokand war bereits früher gebrochen. Der Vertrag mit Buchara giebt den Russen das Recht ihre Kanonenboote den ganzen Amu aufwärts bis Kundusch und Badakschan in das Herz Innerasiens zu schicken und erlaubt ihnen sich allenthalben an den Ufern dieses Stromes festzusetzen. Der russische Handel erhält Privilegien über Privilegien. Außerdem wird aber Buchara von der übrigen Welt ganz isolirt. Ohne russische Erlaubniß darf Niemand von Norden her das Chanat betreten, so daß dasselbe nur von Afghanistan aus von Nichtrussen erreicht werden kann. Dafür erhält der Chan von Buchara einen Fetzen Land am rechten Amuufer, der nur geringen Werth hat und vielleicht 5000 nomadisirende Einwohner zählt. Die gute Oasenlandschaft unterhalb Meschekli am Amuufer (namentlich die Scheik-Djeli-Berge) ist an Rußland gefallen. Nach allem kann man erwarten, daß eines schönen Tags die Aralflottille auf dem Amu aufwärts bis tief ins Innere nach Kundusch und weiter darüber hinaus fährt und zeigt, wie Rußland der Gebieter in Innerasien ist.

Eine weit größere Ausdehnung, als das am rechten Amuufer abgetretene Gebiet, hat jenes zwischen Aralsee und Kaspischem Meer, welches nun unbestritten in russischen Besitz übergeht. Bis zum vorigen Jahre verlegte man gewöhnlich die russische Grenze an den Nordabfall des Wü-



Die Territorialveränderungen in Turkestan, nach dem Vertrage zwischen Russland und Chiwa und dem Vertrage zwischen Russland und Buchara 1873.
an Russland abgetreten
an Buchara abgetreten

stenplateaus Ust-Urt, etwa auf eine Linie, die vom Mertwi-Kultuk-Busen des Kaspischen Meeres nach Osten zum Aralsee lief. Die ganze Ostküste des Kaspischen Meers war natürlich in den Händen der Russen, dafür sorgten die dort angelegten Forts: Alexandrowsk auf der Halbinsel Mangischlak, Krasnowodsk an der Balkanbucht, Tschikischlar an der Atrekmündung (der persischen Grenze gegenüber) und die Insel Aschurade an der persischen Küste, die als Flottenstation dient. Die Bevölkerung im Innern, also im Osten, welche in der Ust-Urt nomadisirte, erkannte Rußlands Oberhoheit nicht an; es waren Kirgisen im Norden, Tschodoren in der Mitte, Jomut-Turkomanen im Süden. Sie sind nun auch durch Waffengewalt gezüchtigt, wenn auch nicht ganz bezwungen. Chiwa hat durch den Friedensvertrag aber allen Rechten und Ansprüchen auf das Land zwischen Aral- und Kaspisee entsagt, denn die Grenze verläuft nun vom Vorgebirge Urga am Aralsee dem Bette des alten Amu (Oxus) entlang bis zur Balkanbucht.

Der oben angeführte Artikel der amtlichen „Petersburger Zeitung" bedarf noch eines Commentars. Er sucht die Annexion des rechten Amuufers dadurch zu beschönigen, daß jener Landstrich gleichsam als Etappenstraße für die neue russische Festung am rechten Amu dienen müsse. Diese Festung, Petro-Alexandrovsky, wurde bei Schurachan angelegt, hat aber nur wenige Monate bestanden und ist jetzt aufgegeben worden. Dagegen wurde Nukus im Delta des Amu zur Hauptfestung erklärt. Man beachte, daß in dem oben mitgetheilten officiellen Commentar zum Friedensschlusse die „Unmöglichkeit" der Anlegung einer Festung im Amu-Delta betont und damit auch die Annexion des weiter stromaufwärts gelegenen Landstrichs begründet worden war.

Die Schiffbarkeit des Amu betreffend, so geben wir noch folgende Data. Der bisher zu Chiwa gehörige Theil des Amu ist nur im Januar gefroren, während nach anderen Quellen er überhaupt nicht zufriert. Der Hauptarm des Delta, der Ulkun, wurde von den Chiwasen durch

Dämme abgesperrt, um das Einlaufen der Aralflotte zu verhindern; diese Hindernisse sind aber von den Russen bereits wieder beseitigt worden. Der unermüdliche Forscher Baron Kaulbars hat gezeigt, daß auch wenige kleinere Arme des Delta für Barken fahrbar sind.

Im Frühjahr wird eine wissenschaftliche Expedition von den Russen den Amu aufwärts gesandt werden, an der auf Wunsch der russischen Regierung auch ein deutscher Geologe Theil nimmt.

Die deutsche Expedition in der libyschen Wüste.

Ein Brief von **Gerhard Rohlfs.**

Gasr in Dachel, 11. Januar 1874.

Sogut wie Ihr „Globus" mich hier in der libyschen Wüste zu finden weiß, so gut, hoffe ich, wird zu Ihnen dieser Brief kommen, nicht nur der Brief, sondern auch ein Bild von der am wenigsten besuchten Oase der ganzen Sahara.

Die Europäer, welche in Kauar oder Fesan waren, zählen nach Dutzenden; die westlichen Oasen waren vor mir zwar auch zum Theil nur von einigen wenigen Europäern besucht, aber wer ist je nach Farafrah gekommen? Meines Wissens außer Cailland und seinem Begleiter Niemand. Es ist wahr, daß in früheren Zeiten vielleicht irgend ein Bischof, der sich den Landesgesetzen nicht fügen wollte, vom Verbannungsort Chariyeh aus einen Abstecher nach dieser kleinsten westlichen Oase Aegyptens machte. Vielleicht hatte der heilige Athanasius, als er die Oasis von Thebae mit seiner Gegenwart beglückte, in Trinythis einen pied à terre, wie man in Frankreich zu sagen pflegt; — aber seit der Zeit, wie viele Jahre sind da verstrichen! Ja im Mittelalter bis fast in die Neuzeit hinein gingen alle diese Oasen und namentlich Farafrah (Trinythis) ganz für uns verloren, man wußte nichts mehr von ihrer Existenz.

Die Einwohner dieser Oasen, unzweifelhaft Abkömmlinge der alten Aegypter, haben natürlich keine Ueberlieferungen dieser bischöflichen Zeiten, ja die von Farafrah haben gar keine Ahnung von einer andern Welt, als die der Oasen. Behari im Norden, Dachel und Charyeh im Süden sind für sie das non plus ultra ihrer geographischen Kenntniß. Dunkel haben sie auch vielleicht vom Nilthal gehört, sie ahnen, daß dort in einer Stadt (was denken sie sich dabei?) Namens Masr Jemand wohnt, welcher durch den Mudir von Behari ihre Steuern eintreiben läßt. Aber was das Nilthal ist, wer der Vicekönig, davon haben die Einwohner von Farafrah nur eine unklare Idee. In neuester Zeit, seit etwa sechs Jahren, hat sich allerdings ihr geographischer Horizont erweitert. Sidi Snussi hat von Sarabab aus eine Filiale in Farafrah errichtet, die Filiale einer Sauya.

Wie ich Ihnen früher mitgetheilt habe, ist der religiöse Orden der Snussi ein ganz neuer, erst in den letzten dreißig Jahren von Sidi Mohammed ben Snussi gegründeter. Die Hauptbestrebung desselben ist den Islam zu befestigen und ihn namentlich gegen die Einwirkung der Civilisation zu schützen. Daher der wüthende Haß gegen alles was mit dem Christenthum zusammenhängt. Um das zu erreichen sammeln sie, wie alle geistlichen Orden aller Religionen, Geld an und dies wird das Mittel ihrer Macht. So ist es ihnen denn auch innerhalb weniger Jahre vollkommen gelungen sich zu Herrschern in Farafrah aufzuwerfen. Der Chedive ist zwar nominell Herrscher und erhält auch regelmäßig aus Farafrah seine Steuern, aber die eigentlich Regierenden und die welche die meisten Einkünfte aus dieser kleinen Oase beziehen sind die Snussi.

Man kann sich denken, daß wir in einer solchen Oertlichkeit keine zu willkommenen Gäste waren. Zwar wagte man nichts gegen uns zu unternehmen, aber wohl nur aus dem einfachen Grunde, weil die Macht fehlte.

Der Ort Farafrah zählt nämlich höchstens 400 Seelen. Die Einwohner selbst behaupten, daß die Zahl der erwachsenen Männer nie 80 übersteige, aber ich glaube das Zählen ist nicht die stärkste Seite der Farafrenser.

Es war am 30. December als wir uns der Oase näherten. Da die Einwohner eine Benachrichtigung unserer Ankunft noch nicht erhalten hatten, so können Sie sich denken, welch panischen Schrecken das Herannahen einer so großen Karawane wie die unserige war verursachte. Wie die Murmelthiere hockten sie ängstlich vor ihrem Dorfe, bis endlich sich einer das Herz faßte und uns entgegen kam. Einer unserer Araber hatte übrigens schon seit Langem, zum Zeichen, daß wir in friedfertiger Absicht kämen, sein schmutzig weißes Hemd über den Kopf hinaus zu einer Friedensfahne verlängert. Nun glaubten sie noch schnell ein Empfangscomité bilden zu müssen. Und wie überall, mag der Ort noch so klein sein, zwei Parteien sind, hatte sich die fortschrittliche (darf ich sie so nennen?), d. h. die, welche noch zum Banner ihres ehemaligen geistlichen Oberhauptes schwur, die Partei vom Schich Mursuk, um eine grüne Fahne gesammelt, um uns zu bewillkommnen. Die Partei der Snussi hielt sich natürlich fern.

Wir schlugen unser Lager zwischen dem Orte und den nächsten üppigen Gärten auf, welche letzteren von einer reichlichen aus der Erde sprudelnden Quelle getränkt werden. Vom Orte selbst läßt sich wenig sagen. Wie Sie aus der Abbildung ersehen besteht derselbe aus einem Conglomerat von Thonhäusern, welche sich um ein burgartiges Gebäude herumgruppiren. Die Wohnungen sind äußerst elend und würden beim Regen zusammenschmelzen, denn das Material besteht aus an der Sonne erhärteten Thonklumpen. Aber das Schmelzen ihrer Wohnungen brauchen die Farafrenser nicht zu fürchten, denn es regnet alle zehn Jahre ein Mal und dann fallen höchstens einige Tropfen.

Natürlich blieben wir nur die nothwendigste Zeit in Farafrah. Die Aermlichkeit der Bewohner und die wenigen Nahrungsmittel, welche wir fanden, erlaubten auch keinen längern Aufenthalt. Dazu kam, daß wir merkten, unser Bleiben wäre ihnen sehr unangenehm gewesen.

Die Farafrenser sind häßlich und von gelblicher Hautfarbe; sie zeigen im Allgemeinen den Typus der Nilthalbewohner, nur sind sie häßlicher. Die Männer tragen eine einst weiß gewesene Hose und ein Hemd aus demselben Stoffe, darüber ein blaues Tuch, in welches sie sich bei Kälte

einwickeln. Auf dem Kopfe haben sie eine weiße Mütze von der Form eines Tarbusch. Die Frauen umwickeln sich mit dem dunkeln fast schwärzlichen Tuche, wie es die Nilthalfrauen thun. Das Haar fällt in zierlich geflochtenen aber widerlich schmutzigen Flechten vom Haupt herab. Um den Hals, um die Handgelenke, Knöchel haben sie Ringe und Glasperlen. Auch die Finger sind mit Ringen verziert. Auch die Frauen sind keineswegs hübsch zu nennen, nur haben sie in der Jugend eine gewisse Fülle der Formen *). —

* * *

Die Mitglieder der sorgfältig ausgerüsteten Expedition waren zu Ende des Novembers in Kairo versammelt: Gerhard **Rohlfs** als Leiter; der Botaniker Dr. **Ascherson** aus Berlin; der Geodät Dr. **Jordan**, der Geolog Dr. **Zittel**, beide aus Karlsruhe, und der Photograph **Remele**. Schon in der zweiten Woche des Decembers konnten sie sich in Bewegung setzen; sie hatten der eifrigen Fürsorge des trefflichen deutschen Generalconsuls, Herrn von **Jasmund**, sich zu erfreuen und wurden vom Chedive, welcher die Kosten im Interesse der Wissenschaft bestreitet, sehr freundlich empfangen. Derselbe hatte in **Siut**, dem Ausgangspunkte der Expedition, alle Vorkehrungen für Verpflegung und Beförderung getroffen. Dr. **Zittel** entwirft folgende Schilderung:

„Der letzte Gruß beim Scheiden aus dem Nilthal wurde uns in herzlicher Weise von koptischen Christen dargebracht. Wir mußten unserer arabischen Begleitung zulieb schon ziemlich früh den zweiten Tagmarsch schließen und schlugen unsere Zelte neben einem großen, castellähnlichen, von vielleicht 10 Meter hohen Mauern umschlossenen Dorf auf. Noch waren wir mit dem Abpacken unserer Kisten, mit dem Einrichten unserer Zelte beschäftigt, als sich eiligen Schrittes eine große Schaar Männer in schwarzen Gewändern und schwarzen Turbanen näherte. Voran schritten einige zerlumpte Bursche mit fliegenden Fahnen, auf welchen ein griechisches Kreuz mit Silber gestickt war. Ein wohlbeleibter würdig aussehender Mann an der Spitze des Zuges kam auf uns zu, schüttelte einem jeden von uns die Hand, und hielt eine kurze Begrüßungsrede; es war, wie wir jetzt hörten, der „Reis“ (Bischof) des vor uns liegenden koptischen Klosters **Der Maragh**, angeblich des größten und reichsten in ganz Aegypten. Sämmtliche Mönche folgten dem Beispiel ihres Obern und berührten unsere Hände mit der innern und der äußern Fläche der ihrigen, indem sie zugleich das Zeichen des Kusses machten. Wir sollten im Kloster wohnen, als wir indeß ihre Gastfreundschaft ablehnten, bestanden sie darauf uns in feierlichem Zug unter dem Klang der einzigen Glocke zum Besuch dahin zu führen. Durch ein Thor gelangten wir zunächst in prächtige Palmengärten, dann geleitete man uns durch enge Gassen, in welchen vereinzelte antike Granitsäulen und Hieroglyphensteine als Thorschwellen oder Ecksteine verwendet waren, nach der Kirche, einem ziemlich schmucklosen Gebäude in byzantinischem Stil mit 5 Lehmkuppeln. Zum Refectorium stieg man die enge Treppe des Nachbarhauses hinauf, und hier nahmen der Reis und wir auf einem langen Divan Platz, die Mönche kauerten sich in dichtem Kreis auf dem Boden nieder. Man bot uns Limonade, Tschibuks und Kaffee an, die Getränke wurden unter einem silbergestickten Tuch aufgetragen, ein Klosterbruder blieb so lange vor uns stehen bis die Tasse geleert war, und reichte darauf eine goldgestickte, offenbar schon vielfach gebrauchte Staatsserviette zum Abwischen des Mundes dar.

Wir betrachteten mittlerweile eine Anzahl koptischer Bücher, darunter eine wundervoll geschriebene mit Initialen reich geschmückte Bibel von hohem Alter, durchwanderten darauf das ganze Kloster, ließen uns die Mühle, Bäckerei, Vorrathskammern zeigen, und bestiegen zum Schluß einen hohen zur Vertheidigung gegen feindlichen Angriff bestimmten festen Thurm, auf dessen zinnenbekränzter Plattform man weithin das Nilthal und die Wüste überblickte. Als Rohlfs dem Reis eine starke Handvoll blanker Theresienthaler als Geschenk für das Kloster überreichte, erhoben die guten Väter ein lautes Gebet, indem sie Gottes Segen über uns und unser Vorhaben anriefen. Durch Zusendung eines Schweines, eines Schafes nebst ganzer Körbe voll Brot suchten sie ihrer Erkenntlichkeit und ihrer Freude über unsern Besuch Ausdruck zu geben. Den folgenden Morgen sollten wir das Abendmahl mit ihnen theilen. Schon um 5 Uhr holten uns drei mit einer riesigen Laterne versehene Klosterbrüder zur Kirche ab; als jedoch nach zweistündigen Ceremonien, Gebeten, Klappern mit Blechbecken, Aufstehen und Niederknien und Einsegnen der verschiedenen Geräthe, erst Brot und Kelch enthüllt waren, und bereits der zweite Sendbote uns zur Abreise aufforderte, mußten wir Maragh verlassen ohne das koptische Liebesmahl getheilt zu haben. Der Besuch bei diesen gastfreien auf ihr armseliges Kloster und ihren bescheidenen Reichthum aber doch sehr stolzen Mönche schloß unsern Aufenthalt im Nilthal. Wir erstiegen den niedrigen Paß, ritten wohl eine Stunde weit zwischen Kalkhügeln gegen Westen, warfen von einer Anhöhe einen letzten Blick nach dem Fluß zurück, und befanden uns nun vollständig in der libyschen Wüste.“

Zwischen Der Maragh im Nilthal und der Oase Farafrah traf die Karawane der Expedition keinen einzigen Menschen und keine einzige Ansiedelung und auch kein gesundes Trinkwasser. **Vollkommen wasserlose Strecken von sieben Tagemärschen**, wie die zwischen Mer und dem Bitterquell Bir Kerani liegende, sind selbst in Afrika äußerst selten und darin liegt auch die Erklärung, daß die Oase Farafrah fast gar keine directe Verbindung mit Aegypten besitzt. Für große Karawanen ist diese Strecke nur unter außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln zu passiren und die hier und da am Wege bleichenden Kameelgerippe beweisen, daß auch die mit wenigen Thieren reisenden Eingeborenen nicht ohne Opfer das Wagniß einer solchen Wüstenreise bestehen. Aber es hat doch zwischen Farafrah und dem Nilthal eine uralte Straße gegeben, die in früheren Jahrhunderten stärker benutzt worden ist und deren Spuren die Expedition deutlich erkannte. Ernstliche Gefahren besorgt dieselbe nicht und bis Kasr Dachel, von wo aus Dr. Zittel unterm 10. Januar seinen vierten Bericht an die „Allgemeine Zeitung“ geschickt hat, war Alles im besten Zustande.

---

*) Die zwei Bilder stellen das eine Farafrah vor und das andere die Quelle, auf welcher man im Hintergrunde das Gebäude der Sauya Snussi sieht. Die Photographien sind von Herrn **Remele** angefertigt, der, obschon mit vielen Schwierigkeiten kämpfend, schon eine große Anzahl sehr gelungener Bilder zur spätern Illustration der libyschen Expedition hergestellt hat. Der Europäer auf dem Bilde von Farafrah ist Professor **Zittel**, eine vorhistorische Topfscherbe betrachtend. (— Die Wiedergabe der Bilder würde die Mittheilung des Textes verzögern, wir müssen uns dieselbe auf eine spätere Gelegenheit aufsparen. —)

Hermann Vambery's Jugendwanderungen *).

I.

Im Jahre 1860 war ich vielleicht der einzige Europäer, der in allen türkischen Kreisen Konstantinopels ungehemmt ein- und ausging, und vom eigentlichen Stambuler Leben soviel zu sehen bekam, wie Wenige vor mir. Und fürwahr, Niemand wird es mir verargen, wenn ich heute inmitten meines europäischen Lebens mit ungeheuchelter Freude mich an die schöne Gastfreundschaft erinnere, die mir in den Häusern der vornehmsten Türken zu Theil wurde. Die Leutseligkeit der hochgestellten Männer eines Staates, der absolute Mangel an Stolz und Hoffart ist in der That eine Tugend, die wir in unserm civilisirten Abendlande häufig vergebens suchen. Die dumme Aufgeblasenheit, lächerliche Arroganz und die klägliche Unwissenheit gewisser Aristokratien giebt ein jämmerliches Bild gegenüber dem Benehmen der in Europa so oft verspotteten asiatischen Großen. Manche hohe Herrschaften scheinen die Länge ihrer Nase nach der Länge ihres Stammbaumes abzumessen. Der Orientale kümmert sich um den Adel des Blutes nur bei den Pferden und Jagdhunden, während bei uns mit solch „thierischem Vorzug" nur die Auserwählten sich brüsten. Ich bin in der That neugierig, in welchem Lande Europas es wohl einem unbekannten Fremdlinge gelingen könnte, mittelst Wissensdurst sich so schnell in den vornehmen Kreisen Eingang, Wohlgefallen und Schutz zu verschaffen? Bei uns giebt es wohl Protectoren, hohe Gönner, die dem Manne des Buches und der Kunst unter die Arme greifen, doch ist dies nie jene Vertraulichkeit, nie jene innige Freundschaft, die im Morgenlande dem geistigen Streben zu Theil wird. Bei uns ist vielfach der Stammbaum mit der manchmal faulen Wurzel und räudigen Rinde tonangebend, im mohammedanischen Asien existirt dieser nicht; und wenn sich gleich die Araber mit der Waffenthat und Großmuth ihrer Ahnen brüsten, so wollen sie damit noch lange nicht die persönlichen Vorzüge ihres eigenen Ich's hervorheben, wie bei uns in vielen Ländern Europas.

Um zum literarischen Wirken während meines Stambuler Aufenthaltes zurückzukehren, will ich nur in Kürze erwähnen, daß ich 1858 ein deutsch-türkisches Wörterbuch veröffentlichte, ein Büchlein, dessen Fehler und Gebrechen ich wohl selber nicht verhehlen kann; doch es war das erste, welches geschrieben wurde, und ist bis heute noch immer das einzige, das dem nach Konstantinopel reisenden Deutschen zu Gebote steht. Bei meinen Studien der türkischen Literatur waren es vorzüglich zwei Hauptpunkte, auf die mein Augenmerk gerichtet war. Erstens hatte ich in der Geschichte des ottomanischen Kaiserstaates so vieles gefunden, was für die Geschichte meines eigenen Vaterlandes von Interesse war, und daher übersetzt wurde. Durch diese Uebersetzungen trat ich schon früh mit der ungarischen Akademie in Verbindung. Den ottomanischen Historikern fehlt es durchgehends an kritischer Beleuchtung, doch die weitlänstige Ausführlichkeit ihrer Berichte kommt uns bisweilen zugute; denn es mag wohl eine minder bekannte Thatsache sein, daß jene türkischen Sultane, die mit ihren verheerenden Armeen den südöstlichen Theil Europas heimsuchten, gegen welche bei uns so viele Kreuzzüge gepredigt wurden, auf jedem Schritt und Tritt sich von Reichshistoriographen begleiten ließen, und für Muse Clio viel mehr geleistet haben, als so manche unserer christkatholischen Fürsten der damaligen Zeit.

Zweitens fand ich auf dem Gebiete der linguistischen Forschungen im Studium des Osttürkischen ein damals noch so ziemlich unbebautes Feld und widmete diesem meine volle Aufmerksamkeit. Abgesehen davon, daß ich in den verschiedenen Bibliotheken Handschriften fand, die meinem Studium von Nutzen waren, hatte ich die vom Bocharioten bewohnten Tekkes (Klöster) frequentirt, und zum vollen Verständnisse dieser Werke mir noch obendrein einen Mittelasiaten von Geburt zum Lehrer genommen. Molla Chalmurad, wie mein Lehrer hieß, hatte mich nebenbei auch mit den Sitten und mit der Denkungweise der Mittelasiaten im Vorhinein vertraut gemacht. Ich hing mit wahrer Leidenschaft an seinen Lippen, wenn er mir von Bochara, Samarkand, vom Oxus und Jaxartes erzählte; denn der Mann war auch in seiner Heimath viel gereist. Er hatte schon zweimal die Pilgerfahrt nach den heiligen Städten Arabiens unternommen und zeichnete sich besonders durch jene Schlauheit und jenen Scharfblick aus, die dem Asiaten im Allgemeinen, dem vielgereisten Asiaten aber besonders eigen sind. Ja dieser Scharfblick machte mich während meiner Derwischwanderungen oft um meine Existenz zittern.

Das Studium der osttürkischen Sprache hatte außer dem wissenschaftlichen auch noch ein bedeutendes nationales Interesse für mich, und zwar in Folge des sehr bedeutenden türkischen Wortschatzes, den die magyarische Sprache enthält. In meinen früheren darauf bezüglichen Beobachtungen hatte ich die Muthmaßung ausgesprochen, daß dieser fremde Wortschatz möglicherweise aus dem neuesten Zusammenleben der Osmanen und Magyaren in Ungarn herrühre. In Konstantinopel und namentlich in meinem Umgange mit Anatoliern merkte ich jedoch, daß je tiefer d. h. je östlicher die Heimath eines Türken, desto reiner und unverfälschter auch der nationale Charakter seiner Sprache sei, und selbstverständlich desto häufiger und auffallender schien mir die Analogie mit dem Magyarischen. In meinem Phantasiegebilde schwebte mir wohl nie die Hoffnung vor, daß ich in Folge einer solchen Verwandtschaftssteigerung schließlich zu einem den Magyaren ganz nahe stehenden turanischen Volke gelangen werde. Eine solche Erwartung, die mir verschiedenerseits fälschlich zugeschrieben wird, wäre erstens bei der noch so oberflächlichen Bekanntschaft mit der vergleichenden Philologie unmöglich gewesen; zweitens hätte ich mir damit ein gar arges geistiges Armuthszeugniß ausgestellt, wenn ich der Voraussetzung Raum gegeben hätte, daß es in dem damals freilich noch nicht ganz erforschten Innerasien uns so total unbekannte Völker geben könne. Ich wiederhole daher: die Behauptung, ich hätte mir die Auffindung des Ursitzes der Magyaren als Ziel meiner Reise ausgesteckt, ist grundfalsch. Was ich wollte und was ich suchte war einzig und allein die ältere von fremden Elementen minder beeinflußte

*) Wir geben hier Mittheilungen aus der Selbstbiographie des ausgezeichneten Reisenden. Die Erlebnisse seiner frühen Jugend, die für ihn an Entbehrungen so reich war, hat er höchst anziehend im „Daheim" (25. October) geschildert. Das vor uns liegende Manuscript behandelt zunächst seinen Aufenthalt in Konstantinopel und diesen Abschnitt werden wir späterhin veröffentlichen. In den Capiteln, welche wir hier zum Abdruck bringen, giebt Herr Vambery uns ein Stück Geschichte seines innern Lebens und erzählt, wie er seine Vorbereitungen zur Abreise von Stambul getroffen hat. Wir werden ihn von dort bis nach Teheran begleiten, von wo er bekanntlich seine gefahrvolle Wanderung nach dem vor nun zehn Jahren noch so wenig genau erforschten Innerasien antrat. Red.

Mundart der türkischen Sprache; und weil eben diese Mundart aus Büchern damals noch nicht zu erlernen war, so blieb mir wohl nichts anderes übrig, als jene fernen Regionen zu bereisen, um durch Praxis das zu erwerben, was die Theorie mir nicht bieten konnte.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß nebst dem Studium des Dschagataischen auch die mir angeborene Wanderlust, die unersättliche Neugierde und die Jagd nach Abenteuern Hauptbeweggründe eines solchen Entschlusses geworden sind. Das Stambuler Leben mit all seinen Reizen und interessanten Wahrnehmungen mußte im Laufe der Zeit doch abspannend auf mich wirken. Meine häufigen Besuche in Pera, wo ich nach Verlauf von kaum einer halben Stunde aus dem tiefsten Innern des asiatischen Lebens in den Strudel des europäischen Treibens mich versetzt sah, hätte wohl zum vergleichenden Studium der beiden Culturen für mich noch länger Anziehungskraft genug besessen. Doch kam ich in diesem Babel der europäischen Nationen auch mit solchen Männern zusammen, die bei mir das Feuer anfachten und mich, der ich trotz meines mehrjährigen Orientalisirens noch immer ein Stockeuropäer blieb, zu den kühnsten Stücken aneiferten. Und waren denn etwa Anspornungen mir nöthig? Mir, der beim Namen Bochara, Samarkand und Oxus fast zu erzittern pflegte! O nein, das Zureden schien mir nur ein Beweis für die Ausführbarkeit meines Vorhabens. Mir war nämlich die damalige Reiseliteratur so ziemlich bekannt, und der Zweifel der sich in mir regte war nur durch die Gefährlichkeit des Unternehmens geweckt.

Das Vorhaben einer Reise in Mittelasien keimte eben in meinem Innern, als ich ganz unverhofft von der ungarischen Akademie zu ihrem correspondirenden Mitgliede ernannt wurde. Es sollte dies eine Anerkennung für meine Uebersetzungen türkischer Geschichtsquellen sein, wurde aber nun ein um so mächtigerer Sporn meines zukünftigen Planes. Es waren damals in Ungarn auch im politischen Leben bedeutende Veränderungen eingetreten; und als ich nun im Frühjahre 1861 nach mehrjähriger Abwesenheit nach Pest reiste, um meinen akademischen Vortrag zu halten, da bedurfte es bloß einiger Andeutungen bei dem damaligen Präsidenten, Grafen D., um mir ein Reisestipendium von 1000 Gulden in Banknoten (600 Gulden in Silber) zu verschaffen. In der Heimath hatte natürlich das Gelingen meines Vorhabens viele Zweifler gefunden. Man sagte, wie ich mit wenig Geld, mit gebrechlichem Körper so weit reisen könne. Die guten Herren hatten natürlich keinen Begriff davon, daß man in Asien weder mit Geld noch mit den Füßen, sondern nur mit der Zunge reisen müsse. Doch kümmerten mich derartige Kundgebungen gar wenig. Ich erhielt ein akademisches Geleitschreiben, welches, zum allgemeinen Verständnisse der Tataren in lateinischer Sprache abgefaßt, an alle Sultane, Chane und Bege der Tatarei gerichtet war! Jedenfalls ein fertiger Galgen oder ein Henkersschwert, falls ich es in der Steppe oder am Oxus vorgezeigt hätte. Auch die damalige Regierung, die Statthalterei nämlich, war großmüthig genug, mir einen Paß zur Reise nach Bochara zu geben. Ich ließ die guten Absichten alle vor sich gehen und reiste nach einem dreimonatlichen Aufenthalte von Pest zum zweiten Male nach Konstantinopel, um dort den nächsten Frühling meine Wanderungen ins weite innere Asien anzutreten.

Die Vorbereitungen, welche noch sechs Monate in Anspruch nahmen, hatten beinahe die Hälfte der sechshundert Silbergulden verzehrt, und bestanden zumeist aus häufigen Besuchen jener Orte, wo Reisende und Pilger aus Mittelasien anzutreffen waren. Diese der Mehrzahl nach ganz unbemittelten Leute belohnte ich nach Möglichkeit für jede Auskunft, für jede Stunde Conversation; denn ich muß hier im Vorhinein bemerken, daß die türkische Umgangssprache der Oxusländer noch vor meiner Abreise mir so ziemlich bekannt war; ja ich hatte von den Hauptstädten Centralasiens schon so viel reden gehört, daß einzelne Stadttheile und einzelne Regionen des fernen mohammedanischen Ostens mir aus theoretischer Anschauung schon so weit, ja vielleicht noch mehr bekannt waren, als irgend welchem Europäer, der aus einer jahrelangen Lectüre französischer Romane sich mit der Hauptstadt an der Seine bekannt gemacht.

Sehr merkwürdig, mitunter auch höchst komisch benahmen sich meine werthen Stambuler Freunde gegenüber meinen Vorbereitungen nach dem weiten Turkestan. Bei der großen Mehrzahl der heutigen Mohammedaner ist eine vom Durste der Wissenschaft angeregte Wanderung ein Thun, das immer als excentrisch bezeichnet wird; denn die Zeiten des Mesudi, Jakut, Ibn Fozlan und Batutah sind schon längst vorüber. — Ein solches Vorhaben natürlich wird geradezu als Wahnsinn erklärt, wenn diese Reise in unwirthbare, verwilderte und gefährliche Länder unternommen wird. Ich kann mich noch ganz gut erinnern, mit welchem Schauder, mit welch tiefem Mitleide die verweichlichten Efendis mich ansahen, als ich mit inniger Zufriedenheit von meinem künftigen Aufenthalte unter Turkomanen und von meinem Zuge durch Steppen sprach. „Allah Okollar" (Gott gebe ihm Verstand) war der fromme Wunsch, den alle leise murmelten. (Ein Mensch, der diesen reizenden Bosporus, das bequeme Leben im Hause eines türkischen Großen und die süße Ruhe freiwillig verläßt, der kann und muß nach ihren Begriffen nur wahnsinnig sein. Vom Wahnsinn kann niemand helfen, es möge sich daher Allah seiner erbarmen, sagten die Efendis und sahen mich lange mit furchtsam stieren Blicken an.

Und dennoch lag es diesen guten Menschen am Herzen, mein Loos so weit als möglich zu mildern und meinen sichern Untergang so weit als thunlich zu verzögern. Persien nämlich sollte das erste Land meiner Reise sein, und da in Teheran schon seit Jahren ein türkischer Gesandter sammt Gefolge sich aufhält und dort zufälliger Weise eben der damalige Bevollmächtigte des Sultans, Haider-Efendi, ein Hausfreund meines Gönners war, so erhielt ich außer der amtlichen Empfehlung Aali Pascha's noch einen Collectivbrief von sämmtlichen Anverwandten und Bekannten R... Bey's, in welchem man mich, den Unglücklichen, in den wärmsten Worten seinem Schutze empfahl. Auch an die Behörden auf meinem Wege durch das türkische Gebiet erhielt ich Fermane, in welchen ich überall als der Reisende Reschid Efendi vorgestellt wurde. Von meinem europäischen Ursprunge, vom Ziel und Zweck meiner Wanderungen wurde kein Wort geschrieben und ich brauchte nur in getreuer Uebereinstimmung mit dem Sinne und Inhalte meiner Einführungsschreiben zu handeln; ja ich durfte auch nicht anders thun, um überall für einen Stocktürken, für einen Efendi aus Konstantinopel gehalten zu werden.

So viel von dem praktischen Theile meiner Vorbereitung. Was den geistigen betrifft, brauche ich wohl nicht zu sagen daß je mehr der Augenblick der Absahrt näher rückte, desto stärker meine Sehnsucht, desto bewegter mein Inneres geworden war. Von was ich als Kind träumte, als Jüngling schwärmte, was auf meinen Wanderungen durch die Literatur des Abend- und des Morgenlandes gleich einer Fata Morgana vor meinen Augen umherschwebte, das sollte ich nun erreichen und an dessen leibhaftigem Anblicke mein Auge entzücken. Wo die Leidenschaft in solch mächtigen Wogen sich regt wie in meinem Innern, dort wird die Stimme der Vernunft und der Klügelei gar häufig überhört. Was mich

zurückschrecken konnte, waren im Grunde genommen nur die materiellen Entbehrungen, der Kampf mit den Elementen und die Gefährdung der Gesundheit; denn an ein Fehlschlagen meines Planes, nämlich an Tod, habe ich damals noch nicht gedacht. Nun frage ich wohl den geneigten Leser, was hätte mir denn zustoßen können, welches wären die Entbehrungen gewesen, welche das harte Schicksal meiner Jugend mir vorenthalten hätte? Gehungert habe ich bis zu meinem 18. Jahre, ungenügende Bekleidung war bei mir in frühester Jugend an der Tagesordnung. Der Menschheit Launen und Schwächen habe ich früh kennen gelernt und wie die Erfahrung mir gezeigt, fand ich den Menschen ob im rauhen Kleide des Asiaten, oder im verfeinerten Anzuge des Abendländers so ziemlich gleich; ja Mitleid und Güte hatte ich beim erstern noch mehr angetroffen, so daß das erschreckende Sittengemälde, welches unsere Literatur von unseren sogenannten Barbaren aufzeigt, alles nur nicht entmuthigend wirken konnte. Nur eines ist es, das bei der Ausführung meines Vorhabens einigermaßen in Anbetracht gezogen werden konnte und dies ist, daß ich die Schule des Elends und des Kampfes nun, nachdem ich einmal Wohlleben und Ruhe schon genossen hatte, aufs Neue zu betreten unternahm. In Konstantinopel ging es mir nämlich in den letzten Jahren gut, ja sehr gut. Ich hatte eine bequeme Wohnung, üppige Kost, ja sogar ein Reitpferd zu meiner Verfügung, und daß ich nun dies alles freiwillig mit dem Bettelstabe vertauschte, das wäre auch das Einzige was mir zum Lobe angerechnet werden kann.

Doch mein Gott, zu was Allem kann denn der mächtige Stachel, Ehrgeiz genannt, nicht verleiten? Und was ist denn unsere ganze Existenz, wo dieser Trieb nicht bekannt, nicht existirt oder stumpf geworden ist? Materieller Wohlstand, Auszeichnungen und Würden sind buntfarbige Kinderspiele, die uns nur auf kurze Zeit fesseln können und deren der gesunde Menschenverstand gar bald überdrüssig werden mag. Schön, erhaben schön ist nur das Bewußtsein, der Menschheit im Allgemeinen wenn auch nur den kleinsten Dienst geleistet zu haben; und was in der Welt ist wohl herrlicher, als die Hoffnung: das vor uns offen liegende Buch des geistigen Lebens auch nur mit einem einzigen Buchstaben bereichern zu können! So dachte und so fühlte ich und fand Stärke genug, um noch tausendfach größeren Beschwerden, als die ich mitgemacht, mich zu unterwerfen.

Die Eingeborenen am Lake Hope in der Colonie Südaustralien.

(Mitgetheilt von einem Australier.)

H. G. Im sogenannten Far North der Colonie Südaustralien liegt östlich vom Lake Eyre, unter 28° 23′ S. und 139° 14′ O. E., der See Hope (Pando). In dieser im Allgemeinen unwirthbaren und auf alle Fälle, wegen der oft wiederkehrenden Dürre, unzuverlässigen Gegend haben Squatters einzelne relativ brauchbare Strecken mit ihren Herden bejagt, und die südaustralische Regierung hat am Lake Hope selbst eine Polizei- und Poststation eingerichtet. Die Entfernung von hier bis Adelaide, der Hauptstadt der Colonie, beträgt 625 Miles, und die alle vierzehn Tage abgehende Post gebraucht für diese Tour neun Tage.

Vom Jahre 1865 bis September 1873 war dort der Polizeisergeant Samuel Gason als Vorstand stationirt. Seine Pflichten brachten ihn in häufigen Verkehr mit den Eingeborenen, so daß er sich in dieser langen Zeit eine sehr genaue Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen der ihn umgebenden Stämme erwerben konnte. Um sich nun für die Monotonie seines isolirten Aufenthalts zu entschädigen und für die vielen, ihm übrig bleibenden Mußestunden eine angenehme Beschäftigung zu gewinnen, beschloß er, seine reichen Beobachtungen sorgfältig niederzuschreiben.

Es ist uns gestattet, aus dem Manuscripte einen kurzen Auszug zur Mittheilung zu bringen, welcher schon so viel Interessantes liefert, daß wir nur wünschen können, Gason werde bald in der Lage sein, seine mühsame Arbeit im Druck erscheinen zu lassen.

Gason behandelt vorzugsweise die Dieyeries und die ihnen verwandten Stämme, welche zusammen den zahlreichsten Stamm unter den Eingeborenen Südaustraliens, so weit die Colonie bisher erforscht ist, bilden. Die Dieyeries zählen 230 und die vier benachbarten Geschlechter der Yandrawonthas, Yarrawaurkas, Auminies und Wongkaooroos, welche mit den ersteren gleichen Ursprung haben wollen, ungefähr 800 Köpfe, also zusammen 1030. Ihr Land, 630 Miles nördlich von Adelaide, ist im Süden durch Mount Freeling, im Norden durch den Pirigundisee, im Osten durch Lake Hope und im Westen durch einen Punkt begrenzt, welcher ungefähr 80 Miles vom Hopesee entfernt liegt. Der Cooper's Creek durchzieht ihr Gebiet, bildet aber, ohne ein bestimmtes Flußbett, nur eine Kette von Seen.

Diese fünf Stämme verstehen ihre gegenseitige Sprache, heirathen unter einander, und unterhalten, dem äußern Anscheine nach, einen leidlich freundlichen Verkehr, während sie doch einander innerlich tödtlich hassen. Ein treuloseres Volk giebt es wohl schwerlich auf dem ganzen Rund der Erde. Verrath saugen sie mit der Muttermilch ein und Verrath üben sie Zeit ihres Lebens, ohne daß sie sich dabei eines Unrechts bewußt wären. Dankbarkeit ist ihnen eine unbekannte Tugend. Wie gütig und wohlwollend man auch gegen sie auftreten mag, — niemals wird man sich ihre Zuneigung erwerben. Unter sich selbst würden sie, einer bloßen Bagatelle wegen, ihrem besten Freunde das Leben nehmen, so daß sie, diesen ihren allgemeinen Charakterzug wohl kennend, in beständiger Furcht vor einander leben. Ihre Feindschaft gegen die Weißen wird nur durch die härtesten Strafen, welche sie treffen würden, in Schach gehalten. Sie lächeln Einem in diesem Augenblicke gar freundlich zu und schon im nächsten, wenn die Gelegenheit dazu geeignet ist, sind sie bereit, Einen grausam zu ermorden. Güte gegen sie legen sie als Feigheit aus. Hätten die ersten Ansiedler nicht von vornherein die größte Bestimmtheit und Entschlossenheit an den Tag gelegt, so würde eine Ansiedelung nimmer gelungen sein. Ja, hätten diese Eingeborenen den zerstreut lebenden Weißen gegenüber nur ein Bewußtsein ihrer numerischen Kraft, so würden letztere sich sehr bald aus ihren Besitzungen zurückziehen müssen.

Einen — sei er ein Weißer oder Einer der ihrigen — zu belügen, ist ein besonderes Vergnügen für sie, zuma

wenn sie glauben, daß Einem gerade mit der Lüge gedient sei. Richtet man eine Frage an sie, so darf man sicher sein, daß man belogen wird.

Bei dieser Perfidie erscheint es wie Widersinn, wenn sich die drei Tugenden der Gastfreundschaft, der Verehrung des hohen Alters und der Liebe zu ihren Kindern und Eltern, sogar in einem eminenten Grade, unter ihnen vorfinden. Trifft irgend ein Fremder in ihrem Lager ein, dann wird ihm sofort Speise gereicht. Die Kinder werden nie bestraft, und wagte das je eine Mutter, so würde sie sich der Züchtigung ihres Mannes aussetzen. Und dennoch — welcher Widerspruch! — ist der Kindermord unter ihnen gänge und gebe.

Tauschhandel geht ihnen über Alles, und ihr ganzes Leben wird damit verbracht. Selten behalten sie ein Ding lange an sich. Was sie heute eintauschen, wird gewöhnlich schon morgen wieder verschachert, sei es mit Gewinn oder Verlust, und fast alle ihre Streitigkeiten sind Folgen dieser ihrer Sucht zum Handeln.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Vegetabilien, da sich nur selten Thiere in ihrem Gebiete blicken lassen, wenn man mit Ratten und deren Species, sowie mit Schlangen und anderen Reptilien, an denen es freilich nicht mangelt, Ausnahmen macht. Kängeruhs kommen gar nicht vor und Emus, welche freilich ein Leckerbissen für sie sind und die sie mitunter im heißen Sommer niederrennen, nur spärlich. In Jahren, wo der Winterregen reichlich gefallen ist, giebt es vielerlei Samen, welche sie sammeln und zermalmen, um daraus flache Kuchen in der Asche zu backen. Auch Pflanzen, Kräuter und Wurzeln, die sie als Nahrung verwenden, kommen dann in Menge vor. In dürren Jahren dagegen sind sie hauptsächlich auf Nardu angewiesen.

Für Hunde zeigen sie eine außerordentliche Liebe und in jedem Lager befinden sich deren bis zu zwanzig, die aber meistens räudig sind. Will man einen Eingeborenen tödtlich beleidigen, so braucht man nur seinen Hund zu schlagen, und wird dieser von einer giftigen Schlange gebissen, so beweinen sie ihn, als handelte es sich um ihr eigenes Kind.

Folgende Sagen sind unter ihnen verbreitet. Im Anfang — so behaupten die Dieyeries — schuf Mooramoora, der gute Geist, eine Anzahl kleiner schwarzer Eidechsen, wie man deren noch heute unter trocken gewordener Baumrinde vorfindet, und da der Gott mit seiner Schöpfung zufrieden war, versprach er ihnen die Herrschaft über alles was da kriecht. Mooramoora theilte nun ihre Füße in Zehen und Finger ab, berührte mit seinem Zeigefinger die Mitte ihres Gesichts und schuf ihnen eine Nase und dann in gleicher Weise Augen, Mund und Ohren. Hierauf stellte er eine der Eidechsen aufrecht, allein sie konnte sich in dieser Haltung nicht behaupten, und erst, als er ihr den Schwanz abgeschnitten, war sie im Stande aufrecht zu gehen. Um dies Geschlecht zu erhalten, wurde ein Männlein und ein Weiblein geschaffen und so ein Stamm herangebildet, dessen Ahnen den Affen des Darwin den Rang streitig machen.

Das Wort Murdoo heißt in der Sprache dieser Eingeborenen „Geschmack“, aber in seinem ursprünglichen und weitern Sinne bedeutet es „Familie“, die folgender Tradition gemäß gegründet wurde. Nach der Schöpfung heiratheten Väter, Mütter, Schwestern, Brüder und Andere der nächsten Blutsverwandtschaft bunt durch einander, bis die üblen Folgen solcher Verbindungen offenbar wurden. Da versammelte sich ein Rath der Häuptlinge um zu erwägen, wie diesem Uebel abzuhelfen sei. Man beschloß, sich an den Mooramoora zu wenden und dieser ordnete nun an, daß der Stamm in Zweige getheilt werde, welche einzeln mit Namen von belebten und unbelebten Gegenständen (Hunden, Mäusen, Emus, Reptilien, Regen u. s. w.) belegt werden sollten. Mitglieder eines und desselben Zweiges durften sich jetzt nicht mehr heirathen, sondern nur die Zweige unter einander. Diese Regel wird noch heute streng beobachtet und die erste Frage, welche an einen Fremden gerichtet wird, ist immer die: zu welchem Murdoo, d. i. zu welcher Familie gehörst Du?

Nach einer andern ihnen geläufigen Sage schuf der Mond, auf Bitten des Mooramoora, den Menschen und alle übrigen Wesen. Da fanden die ersteren den Vogel Emu besonders schön und meinten, er müsse nicht minder gut schmecken. Allein wegen seiner großen Geschwindigkeit war man nicht im Stande, denselben bei kaltem Wetter einzuholen, und deshalb bat man den Mooramoora, Hitze auf der Erde auszubreiten, damit man den Emu niederrennen könne. Die Bitte ward unter der Bedingung, daß man gewisse Ceremonien beobachte, welche unter diesen Eingeborenen noch heute bestehen, gewährt und die Sonne geschaffen.

Bei den häufigen Ceremonien wird immer rother Ocher, mit dem sie sich bemalen, verwendet. Die Eingeborenen legen daher sehr hohen Werth auf diese Erde und unterziehen sich großen Mühen und Strapazen, um sich dieselbe zu verschaffen. Wir wollen also noch eine Beschreibung der interessanten Bootatooreise geben, welche alljährlich unternommen wird, um Ocher zu holen.

Im Winter, d. i. im Juli oder August, halten die älteren Männer Rath, wann die Reise nach dem Burratchunna Creek vor sich gehen soll; derselbe liegt etwas westlich von dem Städtchen Blinman, wo sich eine große Ochermine befindet. Sie ernennen die einzelnen Theilnehmer sowie den Führer der Expedition. Alles dies wird aber vor den Weibern geheim gehalten, aus Furcht, daß diese die Männer überreden könnten, nicht zu gehen.

Am Tage der Abreise erheben sich zunächst die alten Männer vor Sonnenaufgang, ergreifen ihre Waffen und entfernen sich unter Gesang, ohne ihren Weibern und Kindern Lebewohl zu sagen. Diese errathen jetzt, was im Werke ist, und beginnen zu kreischen, zu schreien, zu heulen, zu zischen und überhaupt alle Arten wunderlicher und gräßlicher Laute von sich zu geben, um ihre Gatten, Söhne, Brüder und Freunde zu vermögen, zurückzubleiben und sich nicht in ein fern gelegenes, fremdes Land zu begeben, dessen Bewohner ihnen feindlich sind. Jene kehren sich aber nicht daran, sondern gehen ungefähr fünfhundert Yards vorwärts, um dann Halt zu machen und mit den alten Männern, welche daheim bleiben, zu berathen, daß letztere in der Zwischenzeit Lagerplätze, Wurleys (für diesen besondern Zweck Bookatoo Oorannie genannt), für den feierlichen Empfang der Rückkehrenden einrichten. Der Ort dazu wird bestimmt und Befehle werden ertheilt die Zelte ja fest und sicher anzulegen. Damit wird dann Abschied genommen. Die Reisenden stimmen ein Trauerlied an und sprechen den jungen Burschen, welche an die dreihundert Miles lange und beschwerliche Reise sowie an die schwere Bürde denken, welche sie zurückzuschleppen haben, Muth ein.

Die Gesellschaft legt den Tag über ungefähr zwanzig Miles zurück. An Ort und Stelle gräbt sich ein Jeder seinen Ocher, mischt diesen mit Wasser und formt aus dem Brei Klumpen im Gewicht von zwanzig Pfund, die dann getrocknet werden. Nach Vollendung dieser Arbeit zupft man sich alle Haare, welche sich nicht abschneiden oder abbrennen ließen, aus dem Gesichte. Nun geht's an die Rückkehr. Jedermann hat eine Last von durchschnittlich siebzig Pfund und zwar auf seinem Kopfe zu tragen und dazu noch seine Lebensmittel mit sich zu führen. Die Rückreise, auf welcher selten ein Tag gerastet wird, damit man aus Feindes Land

komme, nimmt sechs bis acht Wochen in Anspruch, bis man eine Tagereise weit von dem nach Vorschrift eingerichteten Lager — dem Bookatoo Oorannie — eingetroffen ist.

Mittlerweile hatten die zurückgebliebenen alten Männer einen Platz von hundert Yards im Umfange von Allem, was darauf stand, frei gemacht und sorgfältig rein gekehrt. Die Frauen wurden während dieser Arbeit an jedem Morgen fortgeschickt und durften vor Sonnenuntergang nicht zurückkehren. Ihnen war die Aufgabe gestellt, den Tag über Samen einzusammeln, um für die Heimkommenden aufgespeichert zu werden. So lange sich die Männer im angedeuteten Lager befinden, singen sie unaufhörlich, und wenn sie aus dem einheimischen Baumwollenstrauche Säckchen in Form eines Zuckerhutes anfertigen, achtzehn Zoll lang und gerade weit genug, um auf den Kopf eines Mannes zu passen, wird dabei das folgende Lied angestimmt:

Mulka — a — a — a wora a — a
Yoong — arra — a — a Oondeo — o — o
Ta — Pillie — e — e — e Mulka — a — a angienia
Kooriekirra — a — a — ya — a — a — ya.

„Thu' Farben in den Sack,
Binde dicht ihn zu,
Und gieb dem wolligen Sacke
Des Regenbogens volle Farben.“

Dieser Gesang ist den Frauen völlig unbekannt und es fällt letzteren auch nie ein, die Männer dabei zu belauschen, weil sie wohl wissen, daß ihrer Neugierde die Todesstrafe folgen würde.

Wir wenden uns jetzt wieder zu den sehnlichst erwarteten Heimkehrenden, welche sich nunmehr dem Lager bis auf eine Entfernung von hundert Yards genähert haben. Sie wollen die Insassen überraschen, haben sich auf die Hände und Knie geworfen und schleichen sich auf diese Weise hinan. Plötzlich springen sie auf, erheben ein Jubelgeschrei, klatschen in die Hände und tanzen zwei- oder dreimal um das Bookatoo Ooraunie herum, worauf sie sich wieder eine kurze Strecke zurückziehen. Die alten Männer stürzen jetzt aus dem Lager heraus, um sich zu überzeugen, ob auch alle zurückgekehrt seien, die Weiber schreien, die Kinder kreischen, die Hunde bellen u. s. w. —, kurz es erfolgt eine wilde Scene, welche sich schwer beschreiben läßt. Die zuckerhutgeformten Beutel werden dann den Angekommenen aufgesetzt, die Weiber bereiten Speisen und der Tanz beginnt, um bis Sonnenaufgang anzuhalten. Damit endigt das Fest, und nun erst dürfen die Frauen, denen bis dahin tiefes Schweigen geboten war, zu ihren Männern und Verwandten sprechen. Die nächsten Tage werden aber noch mit Erzählen der Reiseerlebnisse verbracht.

Aus allen Erdtheilen.

Die „große Wüste“ in Nordamerika.

Auf älteren Karten wird die Gegend, welche heute das westliche Kansas und das östliche Colorado bildet, bis an den Fuß der Felsengebirge als die große Wüste bezeichnet. Heute ist dieselbe weit und breit besiedelt und von einem Ende zum andern von Eisenbahnen durchzogen. Das zu Denver erscheinende deutsche „Colorado Journal“ schreibt: „Die große amerikanische Wüste!“ Unsinn. Man kann sich kaum die Verachtung denken, die ein echter Frontiersmann für jene Modepuppen aus dem Osten empfindet, die, selbst heute noch von der Romantik eines Cooper, Colfax und Irving überfließend, nach Denver kommen und sich hier ängstlich umschauend nach der „großen Wüste“ und den „blutdürstigen Wilden“ erkundigen. Ein Blick schon auf die in diesem Jahre erfolgten Ausstellungen von Producten des fernen Westens, von den Erzeugnissen der „großen amerikanischen Wüste“ muß sie wohl eines Bessern belehrt haben. Neben den Gold- und Silbererzen Colorados, die einen Reinertrag von Tausenden von Dollars per Tonne liefern, neben den in nie gekannter Größe vorhandenen Gartengewächsen, neben dem an Qualität unerreicht dastehenden Weizen dieses Territoriums erblickt der aufmerksame Beobachter das in jener Wüste gezogene Welschkorn, an Größe und Qualität unübertroffen, und daneben die in den Gärten des westlichen Kansas in eben derselben Wüste gezogenen Trauben, Gemüse und Obst der verschiedensten Arten. Ueber 500 Meilen aus dieser Wüste heraus war auf der Kansasausstellung Mais zu finden, 10 bis 15 Fuß hoch, und dazu noch auf sandigem Boden und ohne jedwede Bewässerung gezogen. Hafer 11 Fuß hoch und Hanf 15 Fuß hoch, alles aus der großen amerikanischen Wüste kommend, waren auf jener Ausstellung zu sehen. Wo 45 Buschel Sommerweizen vom Acker geerntet werden, kann von einer Wüste doch unmöglich die Rede sein. Das aber haben wir hier in Colorado.

Seitdem die Kansas Pacific und ihre Zweigbahnen diesen früher unter dem Namen der „amerikanischen Wüste“ bekannten oder vielmehr unbekannten Landstrich der Cultur zugänglich gemacht haben, ist von Jahr zu Jahr das Problem der Culturfähigkeit dieses großen Landstrichs mehr und mehr gelöst worden und es wird nicht einmal mehr eines Menschenalters bedürfen, ehe der größere Theil desselben unter Cultur steht. Aus dieser Wüste wird mit der Zeit ein einziges großes Kornfeld, unterbrochen von Weideplätzen für die zahllosen Viehherden, entstehen, und vergebens wird dann die kommende Generation sich nach dieser Wüste umsehen, bei deren Anblick ihre Vorfahren zurückschreckten und schon vor dem einfachen Gedanken, sie durchkreuzen zu müssen, erbebten. Auch das ist ein Werk der Civilisation und sicherlich nicht das kleinste.

In der chinesischen Provinz Schan tung.

Dieselbe ist unter den nördlichen Provinzen die fruchtbarste; sie liefert Taback, Getreide, Leinkuchen, Erbsen und Bohnen; aus den letzteren werden in großen Fabriken Bohnenkuchen bereitet, die einen wichtigen Handelsartikel bilden und im ganzen Reiche willigen Absatz finden, gleich den Nudeln, welche ebenfalls einen wichtigen Ausfuhrartikel bilden. Das Gebirge ist reich an Kohlen, Blei und auch Gold.

Im verflossenen Herbst hat ein Dr. Williamson eine Wanderung in dieser Provinz gemacht und namentlich auch die Gegend besucht, in welcher die weisen Männer Confucius und Mencius lebten; er kehrte nach der Hafenstadt Tschi fu zurück, welche dem auswärtigen Handel eröffnet ist. Er hebt hervor, daß er überall vom Volke sehr artig, höflich und manchmal sehr zuvorkommend behandelt wurde; kaum einige Mal hörte er das Scheltwort: fremder Teufel. In Tsi nan fu besuchte er die katholische Kirche und die Moschee und die Quellen in einer Vorstadt. Viele Chinesen folgten ihm und waren sehr gesprächig. In dieser Stadt des Confucius sandte ihm der „Herzog“ einen Mandarin, welcher ihn und seine Frau zum Grabmale des Weisen geleitete. Der letztern gab man sechs Frauen zur Aufwartung und sie wurde von diesen im Tempel herumgeführt. In der Halle, welche auf der Stelle sich befin-

det, wo Confucius seinen Jüngern Weisheit predigte, wurde Thee gereicht und nachher schickte der oberste Mandarin den Fremden ein Frühstück in ihre Herberge.

Dr. Williamson bemerkt, daß im vorigen Jahre auch andere Europäer in der Provinz Schan tung Reisen gemacht und alle ohne Ausnahme sich der besten Behandlung zu erfreuen gehabt haben. Aber er bringt auch Beweise für die Beschränktheit der Behörden bei: Ein Chinese, auf dessen Grund und Boden sich ein sehr ergiebiges Kohlenlager befindet, ließ eine Dampfmaschine aus Tschifu kommen, um das Wasser auszupumpen; sofort erfolgte von Seiten der Mandarinen ein Verbot; die Gruben wurden gesperrt, die Arbeiter fortgeschickt. Die chinesische Regierung zahlt für die Tonne englischer Kohlen, welche sie auf ihren Dampfern benutzt, 16 bis 32 Thaler, während sie eben so gute Kohlen aus den Gruben des Landes für 2 bis 4 Thaler haben könnte.

Hirse und Sorgho liefern in dieser Provinz einen geradezu colossalen Ertrag. Ku tse (Stetaria italica) giebt aus einem Samenkorn 8000 bis 11,000 hochwachsende rothe Hirse, Kau long, eine Art Sorgho, von 4000 bis 5000 Körnern; Schu tse (Panicum miliaceum) 1800 bis 2200, und Buchweizen (Fagopyrum esculentum), von den Chinesen Kaian mai genannt, von 350 bis 400. Kutse giebt wahrscheinlich unter allen Getreidearten den höchsten Ertrag und bildet das Hauptnahrungsmittel der kräftigen Leute in Schantung und überhaupt im Norden; mit einem Zusatze von Milch und Zucker mundet er auch dem Europäer. — Sesam liefert einen außerordentlich hohen Ertrag, 3000- bis 5000fältig.

Den Mohn fand Williamson auf seinen früheren Reisen nur in einzelnen Gärten reicher Leute, gegenwärtig wird er sehr viel gebaut. Das fremde Opium ist schlecht, das in China bereitete noch schlechter. Aber das eine wie das andere untergräbt die Gesundheit und den Wohlstand von mindestens zehn Millionen Menschen, und die Einfuhr dieser Waare ist nicht bloß eine Sünde, sondern auch, commerciell betrachtet, ein arger Mißgriff. Wir halten die nachstehenden Ansichten Williamson's für richtig: „Die chinesische Regierung hofft noch immer der Opiumbereitung im Lande selbst steuern zu können; sie möchte auch die Einfuhr beschränken, und die besten unter den Ausländern wünschen, daß ihr das gelingen möchte. Sie fürchtet die weitere Verbreitung des Opiums, und darin liegt ein geheim gehaltener Grund, weshalb sie keine Eisenbahnen und keinen vollkommen freien Verkehr der Europäer im Innern will. Die Kaufleute selbst sind es, welche sich den größten Schaden zufügen. Hätte man China nicht die Opiumeinfuhr aufgedrungen, so würde längst das ganze Reich von einem Ende bis zum andern dem Verkehr der Fremden offen sein. Es ist die kurzsichtige Habgier der früheren englischen Kaufleute gewesen, welche ihren Nachfolgern einen verkrüppelten Handel und den Fluch eines zahlreichen Volkes eingetragen hat."

Uebrigens fand Williamson auch in kleinen Städten Schirting und allerlei Waaren aus Manchester und Bradford. Merkwürdig ist die nun allgemein gewordene Liebhaberei für Kanarienvögel. An und für sich haben die Chinesen gar keine Abneigung, fremde Waaren zu kaufen; sie nehmen gern, was wohlfeil und nützlich ist. Gegenwärtig ist der Handelsverkehr schwer belastet, weil die Straßen so abscheulich, also die Transportkosten ungemein hoch sind.

* * *

— Pascha Samuel Baker's in England viel gepriesene Expedition muß, wie wir vor länger als drei Jahren mit voller Bestimmtheit voraussagten, entschieden als ein Fehlschlag betrachtet werden. Man sucht das in London theils durch Schweigen, theils durch pseudophilanthropische Redensarten zu bemänteln, kann aber an den Thatsachen und den Ergebnissen nichts ändern. Dem Chedive in Kairo, dem man hunderttausend Ballen Baumwolle ꝛc. in Aussicht gestellt hatte, sind über den ganzen Humbug längst die Augen aufgegangen und Baker wird sich hüten, an den obern „Strom des Gebirges" zurückzugehen. Bevor die deutsche Expedition nach der libyschen Wüste sich in Bewegung setzte, hatte sie Audienz beim Chedive und wurde sehr freundlich empfangen. Ein Mitglied derselben, Dr. Karl Zittel, schreibt an die „Allgemeine Zeitung": Wir hatten alle Ursache, über den Empfang dieses vorurtheilsfreien Fürsten schon deshalb besonders erfreut zu sein, weil die Mißstimmung über die verunglückte Baker'sche Expedition noch in allzufrischer Erinnerung lebt. Wenn man erwägt, daß der Kriegszug Sir S. Baker's, nach Mittheilungen aus zuverlässiger Quelle, nicht weniger als 500,000 Pf. St. (— sage gegen viertehalb Millionen Thaler —) gekostet hat, — daß das Resultat dieser Expedition in der unnützen Aufopferung von 800 ägyptischen Soldaten, in Zerstörung einer Anzahl von Niederlassungen der sudanesischen Sklavenhändler und in der Zerrüttung aller bisherigen Beziehungen zu Aegypten besteht, — dann begreift es sich leicht, daß man nicht sonderlich über die philanthropischen Bestrebungen der Engländer erfreut ist. Hätte Baker die enormen Mittel, welche der Chedive ihm zur Verfügung gestellt, zur Erforschung unbekannter Länderstrecken, zur Anknüpfung commercieller Verbindungen, zur Herstellung neuer Handelswege oder zur Gründung befestigter Stationen verwendet, so wäre damit sicherlich dem Chedive ein größerer Dienst erwiesen worden als durch sein fanatisches Vorgehen gegen die Sklavenhändler und durch die Niedermetzelung von Hunderten schuldloser Neger. Die Entschiedenheit, mit welcher der Chedive seinem Unwillen über die Folgen des Baker'schen finanziellen Aderlasses Ausdruck verlieh, ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

— Professor Nordenskjöld bemerkt in seinem Berichte über die schwedische Polarexpedition: „Es ist merkwürdig, daß man noch nie eine trächtige Eisbärin geschossen hat." Auf der Parryinsel zeigten die vielen Spuren von Renthieren, daß diese beständig bis zu 81° N. hinauf hausen. Eine Menge Renthierspuren ließ erkennen, daß denselben auch hier der Bär auflauert. Dieser nährt sich im Mai ꝛc. vorzugsweise von Seehunden, vielleicht auch im Nothfall von Moos.

— Wir ersehen aus der „La-Plata-Monatsschrift", daß Dr. Burmeister's Werk über die argentinische Republik, welches zwanzig starke Bände umfassen wird, rasch vorschreitet. Der erste soll bald erscheinen. Die argentinische Regierung hat für denselben 2000 Dollars Beitrag zu den Druckkosten bewilligt.

— Der Hafen von San Juan de Nicaragua ist bekanntlich seit Jahren mehr und mehr versandet und unbrauchbar geworden. Nun hat ein Deutscher, Herr Sonnenstern, Civilingenieur des Staates, einen Plan zur Wiederherstellung des Hafens entworfen.

— Reife Erdbeeren waren zu Weihnachten in San Francisco auf dem Markte; sie kamen aus der Gegend von Oakland und der Ertrag ist reichlich ausgefallen. — Die Umzäunung der Felder, die sogenanten Fenzen, in Californien haben ungefähr 20,000,000 Dollars gekostet; für Anlagen neuer und das Ausbessern der alten sind jährlich einige Millionen Dollars erforderlich.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XXV. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. 1874.

Neue Reisen auf Neuguinea.

II.

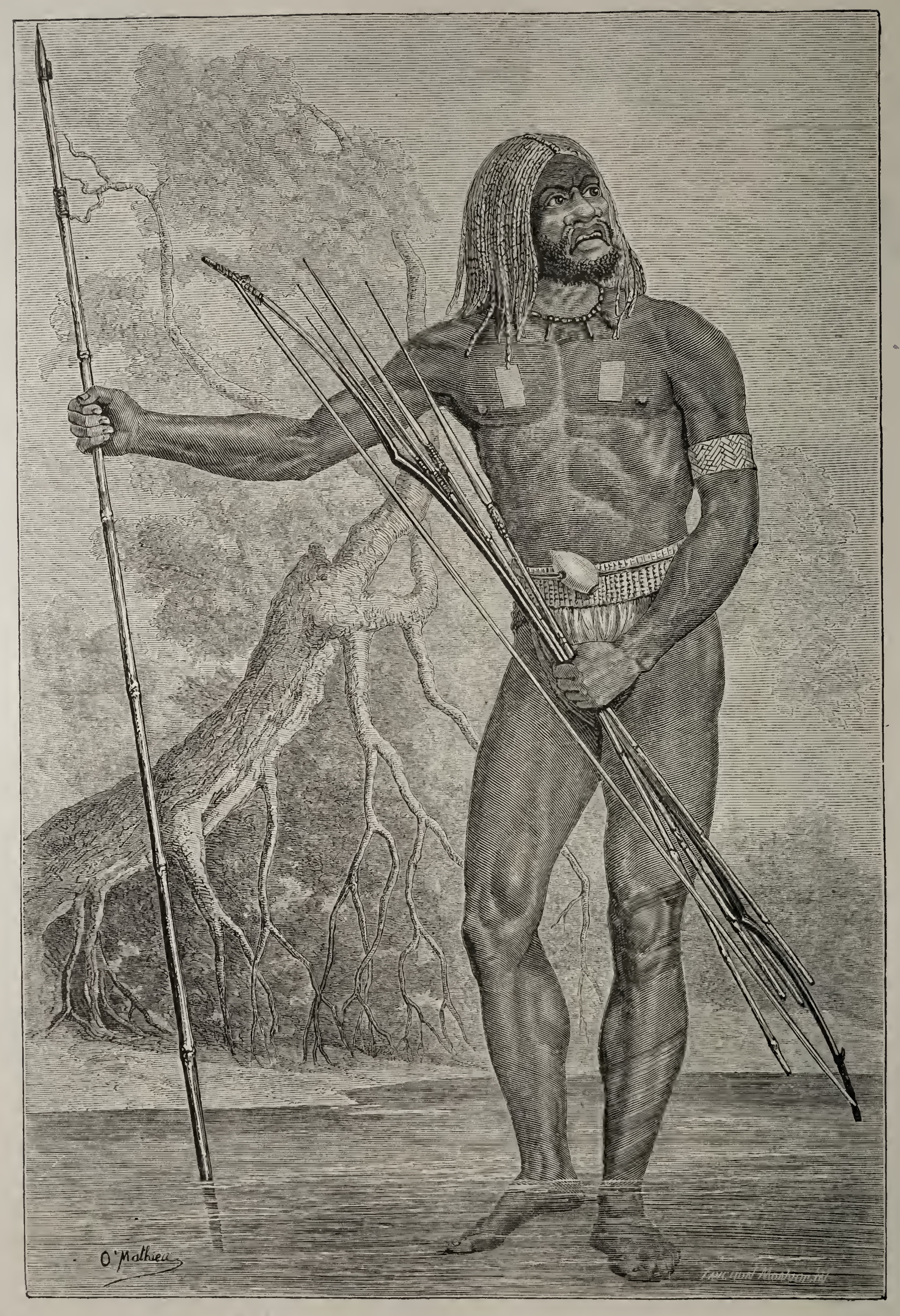
Frühere Reisen nach der Küste von Neuguinea. — Portugiesen und Spanier. — Die Holländer: Schouten, Roggeween. — Der Engländer Dampier. — Das Schiff „Geelvink". — Die Franzosen Bougainville, d'Entrecasteaux, Duperrey, Dumont d'Urville. — Des letztern Besuch bei den Arfakis im Gebirge. — Mannichfaltigkeit der Typen bei den Papuas; die Mischlinge. — Kunstgeschmack bei den Wilden. — Ungesundes Klima. — Erfolglose Bemühungen der Missionäre. — An der Humboldtbay.

Neuguinea bildet im Osten den Abschluß des hinterindischen Archipelagus; es erstreckt sich in der Richtung von Nordwest nach Südost von etwa 131 bis 149° O. und reicht beinahe vom Aequator bis (an der Südostspitze) über 10° südlicher Breite hinaus. Im Norden und Osten wird es vom Großen Weltmeere bespült, im Westen von der Bandasee und im Süden hat es die Harafurasee mit der Torresstraße, durch welche es von Australien getrennt wird.

Ohne Zweifel ist diese größte Insel, welche an Flächenraum Borneo und Madagaskar übertrifft, von Handelsleuten der westlich liegenden Inseln schon lange vor Ankunft der Europäer in den östlichen Gewässern besucht worden. Jene holten Tripang, Schildpat, Perlen, Paradiesvögel, wilde Muskatnüsse und Masoirinde, welche letztere als Heilmittel gegen mancherlei Krankheiten angewandt wird. Aus diesem Verkehr erklärt sich auch, daß die Portugiesen, welche schon im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts von den Molukken her an die Nordwestküste kamen, bei den Papuas, diesen „Kraushaarigen", eiserne Geräthe fanden. Gewöhnlich nimmt man an, daß Antonio d'Abreu und Francisco de Serrano die Entdecker seien; Meneses kam 1526 bis in die Gegend, wo Doreh liegt. Nur zwei Jahr später erschienen die Spanier; ihr General, Alvar de Saavedra, blieb zwei Monate bei den Papuas; er suchte, wie damals alle sein Landsleute in fremden Erdtheilen, nach Gold, und kam drei Jahre später noch einmal zu diesen Islas del Oro, wie er sie nannte. Zwei Schiffe Grijalva's besuchten 1537 einige unter dem Aequator liegende Inseln, welche sie Mensum und Busu nannten. Ihr Bericht lautet unter anderm: „Die Eingeborenen sind Schwarze mit krausem Haar; sie essen Menschenfleisch, sind arge Schurken und verüben so viele Schandthaten, daß alle Teufel sie als Cumpane betrachten können." Hier wird zum ersten Male der Anthropophagie erwähnt, dann aber auch des Casuar. „Dort lebt ein Vogel so groß wie ein Kranich, der aber nicht fliegen will, hingegen ungemein schnell läuft. Mit seinen Federn schmücken die Eingeborenen die Köpfe ihrer Götzenbilder."

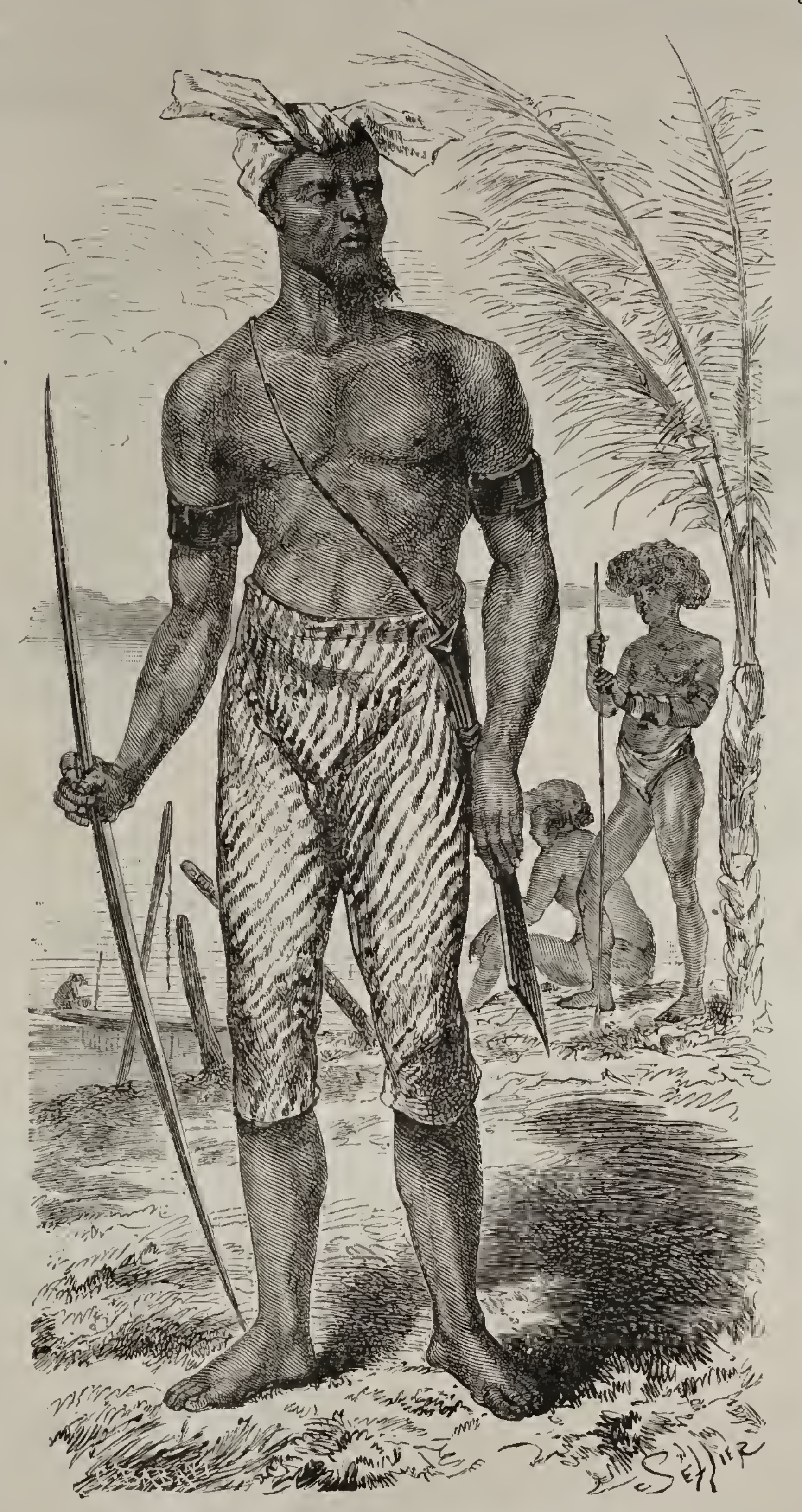
Die Benennung Neuguinea rührt vom Spanier Ortiz de Itates her, welcher 1545 einen Theil der Nordküste befuhr und an einigen Stellen derselben landete; die schwarzen Papuas erinnerten ihn einigermaßen an die Neger der afrikanischen Guineaküste.

Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts erschien die Flagge der Holländer im Archipelagus; sie drangen immer weiter nach Osten vor und im Jahre 1616 war Schouten an der Nordküste, wo er auf der Insel Vulcan einen feuer-



Ein Papua an der Prinzeß-Mariannenstraße. (Nach Temminck.)

speienden Berg fand und im Norden der heutigen Geelvinksbay die nach ihm benannte Inselgruppe entdeckte. Wir wissen nun durch Dr. Meyer's Forschungen, daß dieselben in der That nur ein großes Eiland bilden. Der Seefahrer schildert die Papuas, mit denen er in Berührung kam, ganz genau; sie trugen Ringe in Nase und Ohren, Federschmuck auf dem Kopf und an den Armen, im Nasenknorpel hatten sie einen Strang von Schweinszähnen und auf der Brust hing allerlei Zierrath. Sie kaueten Betel (was sie von den Malayen gelernt haben müssen) und waren Hautkrankheiten unterworfen; ihre Wohnungen standen auf Pfählen. Als Schouten seine Boote ans Land schickte, wurden die Matrosen von einem Dickicht aus mit Pfeilen beschossen und mußten rasch wieder an Bord gehen. Auf einer andern Insel, welche die Holländer Arimoa nannten, eigneten sie sich Kokosnüsse an, verbrannten einige Wohnungen, beschossen den Strand, kamen aber doch mit den Wilden in friedlichen Verkehr; für Glasperlen, verrostete Nägel und Messer bekamen sie Kokosnüsse so viel sie nur haben wollten. Diese Papuas hatten offenbar schon in einiger Berührung mit Europäern gestanden. — Auf den östlich vom Schouteneilande liegenden kleinen Verrätherinseln brachten die Eingeborenen den Holländern getrocknete Fische, Bananen und Taback, der also schon in jener frühen Zeit den weiten Weg nach dem fernen Osten gefunden hatte. Diese Papuas waren schüchtern, zum Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung schütteten sie Wasser auf ihren Kopf. Ihre Sprache war von jener der Papuas auf Arimoa verschieden; in den Nasenlöchern trugen sie Ringe von Zinn und über dem Handgelenke Armringe aus Perlmutter. Ein Nachen, der von einer benachbarten Insel kam, hatte außer Lebensmitteln auch chinesisches Porzellan an Bord. Diese Papuas waren höher gewachsen und dunkelfarbiger als jene, mit welchen die Holländer bisher zusammengetroffen waren; auf Glasperlen und Eisen zeigten sie sich äußerst erpicht.



Der Papua Ukema in Doreh. (Nach Dumont d'Urville.)

Zehn Jahre später, 1622, erschien Roggeween in denselben Gewässern bei den Arimoa- und den Verrätherinseln; 1643 erkannte Abel Tasman die Vulcaninsel mit ihrem damals noch thätigen, feuerspeienden Berge. Dann aber vergeht mehr als ein halbes Jahrhundert, ohne daß wir über Neuguinea etwas erfahren. Einer der kühnsten Seefahrer, welchen die Geschichte kennt, der Engländer Dampier, kam auf seinen Zügen nach der Westküste bis vor den Mac-Cluer-Golf, fuhr durch die nach ihm benannte Straße an die Nordküste und sah die Schouteninsel. Nach ihm, 1705, erforschte das kleine holländische Fahrzeug Geelvink an der Nordküste die große Bucht, welche nun diesen Namen trägt; über die näheren Umstände dieser Reise haben wir weiter keine Nachrichten.

Dann tritt wieder eine lange Pause ein, bis 1768; damals kam Bougainville an der Nordküste bis zu der Bucht, welche späterhin d'Urville Humboldtbay benannt hat; Cook fuhr 1770 an der Südküste bis zum Falschen Cap (— welches von den Engländern irrig als Cape Walsh bezeichnet wird —); dasselbe bildet den westlichen Vorsprung der Prinz-Frederick-Hendricks-Insel. Er wäre gern gelandet um Lebensmittel einzukaufen, aber die im Walde versteckten Papuas verhinderten ihn daran. — Forrest kam 1774 von den Molukken, um an der Westküste Pflanzen des wilden Muskatnußbaumes zu holen, und landete bei Doreh; Mac Cluer war 1790 und 1791 an der Westküste thätig, wo er den nach ihm benannten, von uns oftmals erwähnten Golf entdeckte, der tief, zwischen 2° und 3° S., ins Land einschneidet. D'Entrecasteaux fuhr im Südosten etwa 40 Meilen weit an der Küste hin, kam aber mit den Eingeborenen in keinerlei Berührung.

Man sieht, daß im Verlaufe von etwa drei Jahrhunderten Neuguinea ein kaum angebrochenes Land geblieben war, und auch heute ist es noch ein solches. Nur über den Nordwesten haben wir einige immerhin sehr dürftige Kunde, und nach den neuesten Erforschungen wissen wir über das Innere noch immer so viel wie gar nichts. Im Jahre 1823 besuchte Duperrey die Schouteninsel mit dem Schiffe „Coquille“ (Mysore), ankerte im folgenden Jahre ein paar Wochen bei Doreh und veranstaltete dort eine Aufnahme der Küstenstrecke. Als Dumont d'Urville, damals noch Schiffslieutenant, einen Versuch machte, eine Strecke weit ins Innere vorzudringen, legten die Papuas der Küste ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg; aber ein Kompau, d. h. ein Silberpiaster, und ein Messer waren doch lockend genug, einen jungen Mann zu bewegen, ihm als Begleiter zu dienen. Es war darauf abgesehen, den Bergbewohnern,

Arfakis, einen Besuch abzustatten, aber der junge Papua erhob auch unterwegs immer neue Bedenken und Einwendungen, über welche d'Urville bald ins Klare kam. Er fand nämlich, daß landeinwärts in einem Verstecke eine Menge von Frauen und Kindern geborgen waren. Als die Männer in Doreh das französische Fahrzeug herankommen sahen, flüchteten sie ihre Angehörigen in ein großes im Walde verborgenes Haus, und nun wurde es dem Wanderer klar, weshalb die Fremden in jenem Orte gar keine Frauen bemerkten. D'Urville ging weiter; der junge Papua sprach verächtlich von den Arfakis, die nur Vieh seien und nicht „Malaio" sprechen oder verstehen können. Als aber der Europäer zu diesen „wilden Thieren" kam, wurde er freundlich aufgenommen und konnte ungehindert ihr großes Haus betreten, das auf einem Hügel stand, natürlich auch auf Pfählen. Ein angelehnter, eingekerbter Baumstamm diente



Geräthe und Waffen der Papuas.

als Treppe, das Gebäude selbst war ein breiter, etwa 100 Fuß langer Schuppen, der auf 20 Fuß hohen Pfählen stand. Im Innern befindet sich der ganzen Länge nach ein Gang mit vielen kleinen Gemächern auf jeder Seite und an jedem Ende eine Plattform. Diese Wohnungen der Arfakis gleichen also genau jenen der Papuas am Wasser. Frauen und Kinder hatte man auch hier fortgeschafft, aber gern gab man den Europäern Sagobrot und anderes; die Arfakis waren viel gastlicher als die Papuas. Weiter aufwärts fand er noch eine ähnliche Wohnung, die gleichfalls eine Einfriedigung hatte; innerhalb derselben liefen kleine Schweine umher, gelbborstig mit längeren Schwänzen als die unserigen.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1827 fuhr Dumont d'Urville mit dem Schiffe „Astrolabe" durch die Dampierstraße, nahm die Nordküste auf einer etwa 350 Lieues langen Strecke auf und entdeckte die Humboldtbay. Zu Ende des Jahres lag die „Astrolabe" vor Doreh. Auch dann, wie schon vor vier Jahren, sagten die Papuas den Arfakis alles Böse nach; sie seien sehr dumm, würden aber dem weißen Manne den Kopf abhauen; d'Urville bemerkt ganz richtig: „Es ließ sich nicht verkennen, daß die Papuas ihr Handels-

monopol behalten wollten; die Arfakis sollten keinen Theil an dem Austausche mit den Fremden haben."

Kurz vor der Abfahrt der „Astrolabe" wurde ein Matrose beim Wasserholen von einem Pfeile getroffen, den ein Wilder aus einem Versteck im Walde heraus ihm in den Rücken schoß. Als der Matrose mit seinen beiden Gefährten entfloh, stürzten sich zwei Papuas über die Unbewaffneten her, um ihnen den Wassereimer wegzunehmen, auf welchen sie es offenbar abgesehen hatten. Für diese verrätherische Handlung sollte Strafe erfolgen, falls keine Genugthuung gegeben wurde; man wollte Doreh in Brand schießen. Ein Häuptling, Ukema, kam an Bord; er wollte den Capitain d'Urville überreden, daß die Missethat von den Arfakis verübt worden sei; dieser Mann sprach geläufig malayisch und bahnte eine Ausgleichung an; d'Urville beschenkte ihn mit einer Bronzemedaille, die er sofort umhing, und noch zwei Taschentüchern, welche er turbanartig um seinen Kopf schlang.

Dumont d'Urville hebt hervor, daß der Typus dieser Eingeborenen ein sehr mannichfaltiger sei, und unterscheidet, natürlich soweit er Gelegenheit zu beobachten hatte, drei derselben: die eigentlichen Papuas; die „Harfurus*), Leute im Innern, zu welchen er die Arfakis rechnet, und die Mischlinge mit malayischem Blute. Die Papuas schildert er als im Allgemeinen von mittelgroßem Wuchse, schlank, mit schwachen Gliedmaßen; das Gesicht hat regelmäßigen Schnitt, die Backenknochen stehen nicht weit vor, die Lippen sind dünn, der Mund klein und wohlgestaltet, die weiche, glatte Haut ist sehr dunkelbraun, ohne gänzlich schwarz zu sein. Sie haben wenig Bart, das Haar ist kraus und sie verwenden viel Sorgfalt darauf, dasselbe zu einem mächtigen



Geräthe der Papuas.

Wulste zu gestalten. In Doreh sind diese Papuas nicht kriegerisch. Die „Harfurs-Arfakis" sind kleiner aber kräftiger; als Tättowirung schneiden sie sich Narben in die Haut; ihre Gesichtszüge haben einen wildern Ausdruck. Die Hautfarbe ist mehr rußfarbig, die Haut weniger glatt; zumeist sind sie mager und sie erinnern an die melanesischen Stämme (— Negritos? —). Sie gehen ganz nackt oder haben doch nur einen schmalen Gürtel und tragen das Haar nur in kleinen Zöpfen. Vielleicht sind sie die eigentlichen Urbewohner dieser Inseln. — Die Mischlinge sind klein, untersetzt, mit knochigem, viereckigem Gesicht, eckigen Zügen, vorstehenden Backenknochen, großem Munde, dicken Lippen, platter oft aber auch vorstehender Nase. Sie haben sich mit den Papuas vermengt; ihre Hautfarbe ist weniger dunkel, das Haar nicht so kraus und ihr turbanartiger Kopfputz deutet auf Malayisches hin; d'Urville hält sie für Mischlinge von Papuas und Malayen. Alle Koranos, Capitans, Radschas, überhaupt diejenigen, welche irgend welche Gewalt über diese Leute haben, gehören zu dieser Classe, welche durchgängig mehr oder weniger geläufig Malayisch reden.

Wie verschieden der Typus zwischen den Bewohnern der nördlichen Westküste und jenen an der Südküste ist, wird klar,

*) „Die Bewohner der Berge werden von den Malayen überall Alfuru oder Alifuru genannt und in Folge dessen auch von manchen Küstenbewohnern so bezeichnet. Allein dieser Name ist in keiner Weise zu adoptiren und, wenn man ihn weiter gebraucht bei der Betrachtung der Bewohner des Indischen Archipelagus, geeignet noch mehr Verwirrung hervorzurufen als er bis jetzt hervorgerufen hat und noch täglich hervorruft." — Diese Aeußerung Meyer's ist vollkommen zutreffend und am Platze; gab es doch eine Zeit, wo man von „einer alforesischen Sprache" wissen wollte.

wenn man die Figur Ukema's in Doreh vergleicht mit jener eines Papua von der Prinzeß-Mariannen-Straße an der Südküste. Dieser früher als Durgastraße bezeichnete Sund schneidet etwa unter 139° O., 7° und 8° S. die Prinz-Frederick-Hendricksinsel vom festen Lande. (S. 179 u. 180.)

Die Bewohner Neuguineas haben keine allgemeine Benennung für ihr Land; die Bezeichnung Papua bedeütet kraushaarig und ist ihnen von den Malayen beigelegt worden. Ueber ihre Abstammung läßt sich jetzt noch kein Urtheil fällen. Eine wissenschaftliche Lösung der Frage ist noch nicht möglich. „Man legt," sagt Dr. Meyer, „von einer Seite einen besondern Werth auf die Schädelformen, von einer andern auf die Beschaffenheit der Haare oder auf die Hautfärbung und dergleichen mehr, während doch ein Kriterium allein nie genügend sein kann, um als Leitstern in so verwickelten Verhältnissen zu dienen. Uns sind ja noch gänzlich unbekannt die Grenzen, innerhalb welcher Zeit eine Menschenrace abzuändern ist." Dr. Meyer verspricht, auf diese Probleme ausführlich einzugehen; es werde sich, sagt er, vielleicht die Frage aufwerfen, ob dieselben überhaupt zu lösen seien, da sich die von einander getrennten Zweige desselben Stammes so selbständig weiter entwickelt oder verändert haben können, daß man nicht mehr vermag auf ihren Ursprung zurückzuschließen.

Wir fügen noch einige Bemerkungen über die Papuas von Doreh hinzu. Wallace war höchlich überrascht, bei einem man kann sagen in vieler Beziehung wilden, auf einer so niedrigen Stufe befindlichen Volk einen gewissen Kunstsinn



Kähne der Papuas am Utanata an der Westküste.

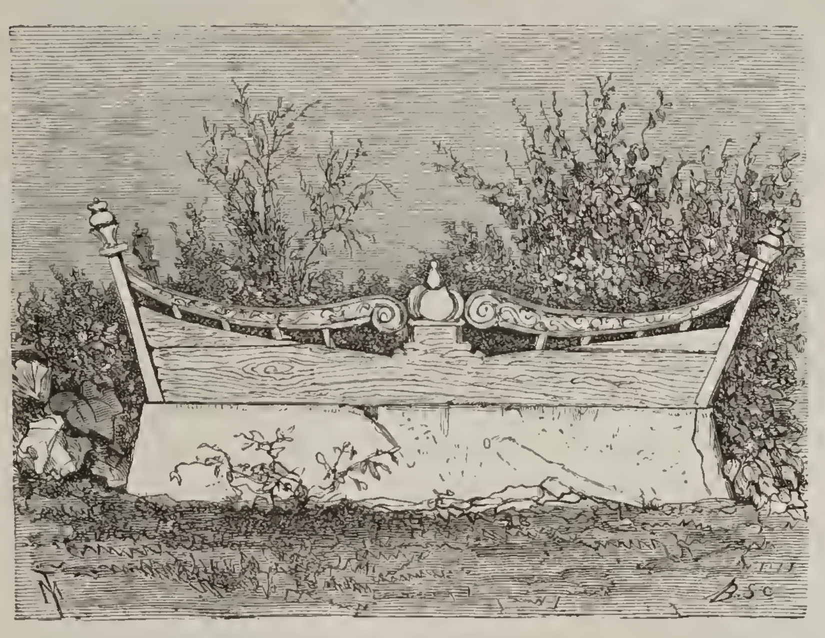
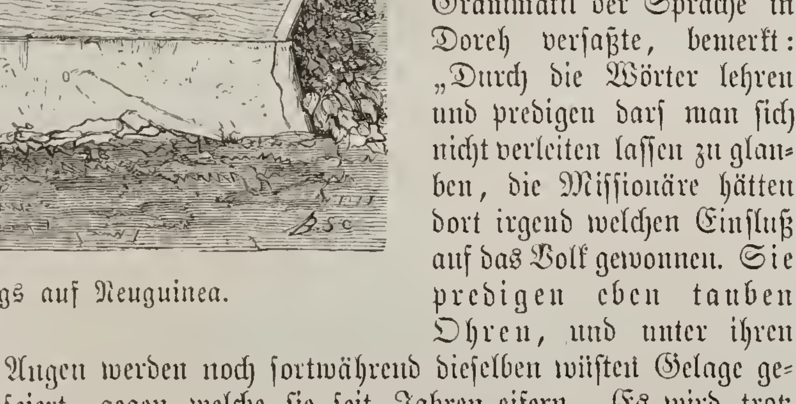
und seinen Geschmack zu finden. Er bezeichnet die Leute in Doreh als ausgezeichnete Holzschnitzer und Maler. An den Außenseiten der Wohnungen ist jedes Brett mit charakteristischen Figuren verziert. Die hochgeschnäbelten Vordertheile ihrer Boote haben als Ornamente Massen von offenem Filigranwerk, das aus einem massiven Block gearbeitet ist und nicht selten sehr geschmackvolle Zeichnungen aufweist, und als Gallion oder Knopf einen Menschenkopf mit Casuarfedern, welche letzteren sie zu einem Haarwulst gestalten, wie sie selber ihn tragen. Die Schwimmhölzer an ihren Fischleinen, die hölzernen Schlägel, mit welchen sie ihren Töpferthon kneten, ihre Tabacksbüchsen und andere Geräthschaften sind mit geschmackvollen, nicht selten ungemein zierlichen Schnitzereien versehen.

Dergleichen Geschmack und Geschicklichkeit ist, wie bekannt, keineswegs unverträglich mit arger Barbarei; aber bemerkenswerth bleibt doch, daß wir dergleichen bei solchen Leuten antreffen, denen im Uebrigen jeder Sinn für Ordnung, Behäbigkeit und Anstand abgeht. Sie wohnen in armseligen, baufälligen, schmutzigen Hütten, in welchen nicht mehr als Alles fehlt, was wir als nothwendig betrachten; sie kennen keinen Stuhl, keine Bank und haben als Hausrath nicht einmal ein Brett; Bürsten kennen sie nicht; ihre spärliche Bekleidung besteht aus Baumrinde, Lumpen oder einem Fetzen Segeltuch. Auf den engen Pfaden, welche sie täglich betreten, da dieselben zu ihren Feldern führen, schneiden sie nicht einmal die überhängenden Zweige weg und räumen eben so wenig die stacheligen Schlingpflanzen und die umgefallenen Bäume fort; sie waten durch schlammige Sümpfe und Pfützen,

die nicht austrocknen, weil den Sonnenstrahlen jeder Zugang verwehrt ist. Sie nähren sich vorzugsweise von Wurzeln, Gewächsen und Früchten; Fische und Wildpret werden nur gelegentlich genossen, und es darf nicht Wunder nehmen, daß Hautkrankheiten verschiedener Art so häufig vorkommen, insbesondere auch bei Kindern, die nicht selten über und über mit Ausschlag bedeckt sind und einen bejammernswerthen Anblick darbieten.

Das sind ohne allen Zweifel „wilde" Leute, und doch haben sie eine entschiedene Vorliebe für Kunst; sie liefern Arbeiten von solchem Geschmack und solcher Zierlichkeit, daß dieselben in unseren Zeichnenschulen als Muster gelten könnten. —

Das Klima in Doreh, wo Wallace viertehalb Monate verweilte (Sommer 1858), schildert dieser Naturforscher als sehr ungesund. Im Juli litt er schwer am Fieber; dabei waren Mund, Zunge und Zahnfleisch so schmerzhaft geworden, daß er nur Suppen und Brei genießen konnte. Auch seine Begleiter aus dem Archipelagus bekamen Fieber und Dysenterie; einer derselben starb. Auch die beiden deutschen Missionäre Otto und Geisler empfanden die übelen Einwirkungen; der letztere litt schon seit einem halben Jahre an einem Fußgeschwür und konnte sein Haus nicht verlassen; zur Pflegerin hatte er seine junge Frau, welche man ihm aus Europa geschickt hatte.

Grab eines Häuptlings auf Neuguinea.

Beide Missionäre verstanden sich auf Handwerke, und derartige Leute, sagt Wallace, können unter Wilden ersprießlicher wirken als lediglich dogmatisch abgerichtete. Sie waren bereits zwei Jahre dort; Otto sprach das Papua schon fließend und hatte angefangen, einige Stücke aus der Bibel zu übersetzen. Die Sprache ist indeß so arm, daß dabei viele malayische Wörter benutzt werden mußten und es bleibt überhaupt sehr fraglich, ob es möglich ist, Menschen, die auf einer so niedrigen Stufe sich befinden, auch nur einen Begriff von solch einem Buche beizubringen. Mit dem Bekehren sah es, wie leicht erklärlich, sehr mißlich aus; nominell waren einige wenige Frauen „bekehrt" worden und etliche Kinder wurden im Lesen unterrichtet, machten aber keine Fortschritte. Die armen Missionäre erhielten von Europa so wenig Geld für ihre Arbeit, daß sie Handel treiben mußten, um überhaupt leben zu können. Sie mußten, wie sich von selber versteht und was auch gar nicht zu tadeln ist, wohlfeil einkaufen und theuer verkaufen. Die Eingeborenen tragen keine Sorge für die Zukunft; sobald sie Reis geerntet haben, bringen sie einen großen Theil davon zu den Missionären und handeln dafür Messer, Glasperlen, Taback 2c. ein. Schon nach einigen Monaten, in der nassen Jahreszeit, haben sie Mangel, und kommen dann zu den Missionären, um Reis zu kaufen; sie bezahlen denselben mit Schildpat, Tripang, wilden Muskatnüssen und anderen Landesproducten, müssen aber natürlich mehr zahlen, als sie früher beim Verkauf erhielten. Die Eingeborenen begreifen schwerlich, daß dem gar nicht anders sein könne. Wer Einfluß auf die Wilden üben will, muß ihnen durch Handlungen klar machen, daß er lediglich gekommen sei, um ihnen in uneigennütziger Art Wohlthaten zu erweisen, und daß er es für sich selber auf keinerlei Nutzen oder Vortheil abgesehen habe. Missionen, auch unter den Papuas, müssen selbstverständlich fehlschlagen, und wir können die Leute, welche den so undankbaren Bekehrungsversuchungen Zeit, Gesundheit und nicht selten auch das Leben zum Opfer bringen, lediglich bedauern. Von Seiten der Missionsvereine ist es unverantwortlich, Sendboten in die ungesundesten Gegenden zu schicken; der gesunde Menschenverstand müßte ihnen schon von vornherein sagen, daß sie Menschenopfer bringen. Wir lesen in Moresby's Berichte, daß die Londoner Missionsgesellschaft an der Redscarbay, etwa 147° O., eine Mission gegründet hat „in einer sehr übel gewählten Lage, wo die unglücklichen Lehrer sehr rasch hinwegsterben".

Trotzdem wird immer weiter experimentirt. Wir lesen, daß in der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft am 24. November 1873 ein Pastor, S. Macfarlane, die Mittheilung machte, daß ein Fräulein Baxter in Dundee ihm einen Dampfer zur Fahrt nach Neuguinea zur Verfügung gestellt habe. Er wolle beide Küsten der Ostseite erforschen und eine angemessene Oertlichkeit aufsuchen, um eine Missionsstation auszusuchen! Uebrigens werde er auch die Geographie im Auge behalten und hoffe eine gesundere Region in den Gebirgen des Inlandes zu finden. Das Hochland ist gewiß nicht so ungesund wie die Küsten, aber es steht zu besorgen, daß er dort mit den Cannibalen zu rechnen haben werde.

Bernhard Meyer, der mit Hülfe eines der oben erwähnten deutschen Missionärs eine Grammatik der Sprache in Doreh verfaßte, bemerkt: „Durch die Wörter lehren und predigen darf man sich nicht verleiten lassen zu glauben, die Missionäre hätten dort irgend welchen Einfluß auf das Volk gewonnen. Sie predigen eben tauben Ohren, und unter ihren Augen werden noch fortwährend dieselben wüsten Gelage gefeiert, gegen welche sie seit Jahren eifern. Es wird trotz ihrer Bemühungen nach wie vor demselben Aberglauben und Götzendienst, oder besser Ahnencultus, gehuldigt, den sie so gern verbannen möchten."

Im Vorstehenden ist mehrfach der Humboldtbay erwähnt worden, welche an der Nordküste unter etwa 141° O. liegt. Sie gewährt einen noch schönern Anblick als die Bucht von Doreh und der Hafen ist noch besser; dann und wann wird er von Walfischfahrern angelaufen. Die Anwohner gehen völlig unbekleidet; ihre entweder auf dem Wasser oder auf festem Boden errichteten Wohnungen werden reinlich gehalten, die Felder gut bestellt, und die in gutem Stande befindlichen Pfade bilden einen erfreulichen Gegensatz gegen jene bei Doreh, die man kaum als solche bezeichnen kann. Die Papuas dort waren anfangs gegen den Capitän des Dampfers, welcher von Doreh, wo er dann Herrn Wallace abholte, dorthin gefahren war, recht mißtrauisch und schienen gegen die Mannschaft der Boote, welche er ans Land schicken wollte, feindlich gesinnt; er war aber so verständig, einen stummen Handel mit ihnen zu eröffnen, indem er einige Geschenke am Strande niederlegte. Nachdem er das einige Mal gethan, erlaubten sie ihm zu landen und Früchte zu

kaufen. Ein Papua von Doreh, welchen er mitgenommen hatte, verstand nichts von der Sprache dieser Papuas an der Humboldtbay und man mußte sich mit der Zeichensprache behelfen. Man sieht, daß man die Bewohner Neuguineas nicht über einen Leisten schlagen darf; auch ihre Wohnungen sind sehr verschieden; nicht überall finden wir Pfahlbauten, sondern auch lange, auf dem platten Boden stehende Hütten, z. B. bei den Stämmen von Utanata an der Westküste, etwa 136° östlicher Länge. (S. 182.)

Die Vegetationsgebiete der Erde *).

Von **Dr. Thomé.**

Mit einer Karte.

Der Bau der Pflanzen ist das Ergebniß ihrer physikalischen Lebensbedingungen: verschiedene Klimate müssen verschiedene Pflanzenformen erzeugen, und ähnliche Formen, welche dann stellvertretende oder vicariirende Arten genannt werden, können sich an weit entfernten, aber ähnlichem Klima ausgesetzten Orten wiederholen. Als sich die Erde mit Pflanzen bedeckte, sproßte sie aber nicht überall alle Pflanzen hervor, welche sie an jedem einzelnen Orte zu erhalten fähig ist, sonst könnten keine Einwanderungen fremder Pflanzen noch jetzt vor unseren Augen stattfinden; es besitzt vielmehr jede Art an dem Orte ihrer ursprünglichen Heimath, wo sie endemisch ist, ein Vegetationscentrum. Die Grenzen dieser Centren sind oft verwischt, weil die Pflanzen auch außerhalb derselben die Bedingungen ihrer Existenz vorfanden und sich dann durch Wanderung mehr und mehr Terrain gleichsam eroberten. Nicht alle Pflanzen sind indessen gleich wanderungsfähig, sonst würden die kräftigsten alle übrigen verdrängt und den ganzen der Vegetation dargebotenen Raum eingenommen haben; auch setzen Meere, Wüsten, Gebirge, klimatische Aenderungen der ungehinderten Ausbreitung der Pflanzenarten Schranken entgegen. Oft entstehen an den Grenzen der Gebiete mit dem Wechsel der Lebensbedingungen klimatische Varietäten, welche man nicht selten für besondere Arten gehalten hat. Uebergänge zwischen weiter auseinander stehenden Formen finden sich nicht; wo Gattungen und Familien durch Mittelstufen mit einander verbunden sind, stehen letztere in keiner Beziehung zu den räumlichen Verhältnissen; auch da wo klimatischer Wechsel allmälig eintritt, hören Organisationen von bestimmtem Gepräge plötzlich auf, oder erlöschen doch in ihren klimatischen Abänderungen, um anderen Formen unvermittelt Raum zu geben. Dadurch, daß nun eine Anzahl benachbarter Vegetationscentren ihre Schöpfungen unter einander austauschen und zu einem abgegrenzten Gesammtbilde von Landschaften verwachsen, entsteht eine natürliche Flora oder ein Vegetationsgebiet. Die Grenzen desselben liegen da, wo das Klima, ein weites Meer oder sonstige Hindernisse weiterer Ausbreitung der Mehrzahl der einheimischen Arten entgegentreten; und die Floren sind um so natürlicher, um so schärfer bestimmt, je weniger ihre Ureinwohner mit eingewanderten Arten untermischt sind.

Nach Grisebach's Vorgang unterscheiden wir nun 24 Vegetationsgebiete, deren Grenzen aus der beigegebenen Karte ersichtlich sind.

1. Die **arktische Flora** umfaßt das Gebiet des hohen Nordens, welches jenseits der Polargrenze der Wälder liegt. Ihre Pflanzen müssen einen wenigstens neunmonatlichen Winterschlaf aushalten können, und sich für die kurze Dauer ihrer Vegetationsperiode mit verhältnißmäßig geringer Wärme begnügen. Culturpflanzen fehlen.

2. Der allgemeine Charakter des **europäisch-sibirischen Waldgebietes** beruht in der gleichmäßigen Mittelwärme der gesammten Vegetationszeit und darin, daß nicht regenlose Perioden das Leben der Bäume schädigen; damit verbindet sich drittens, als besondere Bedingung des Baumlebens, eine bestimmte, drei Monate überschreitende Dauer der Vegetationsperiode. Das letzte Moment trennt das Waldgebiet von der arktischen Flora; die dauernde Benutzung des Bodens durch atmosphärische Niederschläge scheidet es von den südwärts liegenden Steppen sowie von den Ländern am Mittelmeere.

An seinen Seegrenzen, namentlich nach den atlantischen Küsten hin, wirkt die See ändernd auf das Klima ein, indem sie sowohl die Kälte der Winter als auch die Hitze der Sommer mäßigt und so ein mildes Seeklima, im Gegensatze zu dem sich in weiteren Grenzen bewegenden Continentalklima, schafft; auch macht sich gegen Süden hin die größere Dauer der Vegetationsperiode sowie die größere Wärme des Sommers bemerkbar. Auf sehr große Strecken, in denen die Wälder der Cultur haben weichen müssen, paßt der allgemeine Name nur mehr uneigentlich; auch hat das Lichten der Wälder das Klima Europas continentaler gemacht.

In Folge aller dieser Verhältnisse lassen sich in dem Gebiete sieben Zonen unterscheiden: die französische Zone der Kastanie, die deutsche der Edeltanne, die ungarische der Cerriseiche, die der mittelrussischen Laubwälder, der nordischen Nadelhölzer, der Amurreiche und der kamtschadalischen Birke.

Von den Culturpflanzen sind die Cerealien, die Kartoffel, Obstbäume und Weinstock besonders bemerkenswerth. Die Gerste, begleitet von der Kartoffel, geht am weitesten nach Norden; im Süden herrscht Weizen vor; dazwischen Roggen. Obstbäume und Weinstock hängen — wenigstens an ihren Nordgrenzen — sehr viel von der unmittelbaren Einwirkung des Sonnenlichtes ab, und finden sich demgemäß zuletzt fast ausschließlich an besonders sonnigen Orten vor.

Besondere Erwähnung verdienen noch die rasenbildenden Gräser und die durch sie erzeugten Wiesen, welche sich in keinem der Nachbargebiete in gleicher Weise vorfinden; auch verleihen Haiden, Moore und Erlenbrüche der Landschaft vielfach ein besonderes Gepräge.

---

*) Nach Grisebach: Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung. Leipzig 1872. Zwei Bände. — Diese Karte ist herübergenommen aus Thomé, „Lehrbuch der Botanik". Mit 900 in den Text eingedruckten Holzstichen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. Braunschweig 1874. Preis 1 Thaler. Daselbst findet sich auch eine etwas ausführlichere Darlegung der Vegetationsgebiete.



Bewaldete Gegenden grün und dunkelblau; — Steppen und Wüsten gelb und roth; — weniger einförmige Vegetation anders gefärbt.



3. Regenlosigkeit des Sommers und Milde des Winters sind die klimatischen Eigenthümlichkeiten, durch welche die Vegetation in dem **Mittelmeergebiete** bedingt wird. Hier entwickeln sich die Pflanzen während des Frühlings, verharren während der trockenen Periode im Stillstande und beleben sich unter dem Einflusse der Herbstregen von Neuem. Dieser aus der gebirgigen Umwallung des Gebietes und aus der Nähe der Sahara entspringende Charakter ist indessen nur an den Küsten rein ausgebildet; Hochebenen und Gebirge zeigen bald eine Annäherung an die Steppen, bald an das Waldgebiet, bald an alpine und arktische Formen.

Der Oelbaum ist ein besonders charakteristischer Repräsentant des Gebietes. — Je weiter man nach Süden vorschreitet, um so größer wird die Zahl der Nahrungs- und Nutzpflanzen; dann gesellen sich zu den Cerealien, dem Weinstocke und dem Oelbaume noch Maulbeerbäume, Mais, Hirse, Reis, Wassermelonen, Orangen, Feigen, die Baumwollpflanze, selbst Dattelpalme, Zuckerrohr, Pisange und Batate. Freilich sind manche dieser Gewächse, ebenso wie die westindischen Opuntien, die Agave und die Aloë nur durch die Cultur in diesem Gebiete verbreitet. Eigenthümlich ist noch der große Reichthum an immergrünen Holzgewächsen: Lorbeer, Myrte, Oleander, Olive, Eichen, sowie an Dornsträuchern. Letztere bedecken oft, mit Ausschluß fast jeder andern Vegetation, die weitesten Räume, die sogenannten Maquis.

4. In dem ungeheuern **Steppengebiete** herrscht ein einförmiger Wechsel dreier Jahreszeiten: auf den strengen, langdauernden Winter folgt ein kurzer Frühling, diesem ein regenloser, glühender Sommer, an welchen sich fast unmittelbar die Schneefälle des Winters anschließen. Nur der Frühling gestattet das Wachsthum der Pflanzen. Daher bedürfen die eigentlichen Steppenpflanzen theils einer kürzern Vegetationszeit, theils besonderer Hülfsmittel um der Sommerdürre zu begegnen: ersteres ist der Fall bei den zahlreichen Zwiebelgewächsen; letztere finden sich in saftreichen Organen und in Bildungen von Haaren, Dornen und ätherischen Oelen. Gras-, Salz- und Sandsteppen bieten jede eigenthümliche aber arme Vegetationsformen; nur wo Wasserreichthum oder künstliche Bewässerung dem Pflanzenleben entgegen kommt, finden sich Bäume und häufigere Sträucher. Von Culturpflanzen gedeihen selbst Reis und Baumwolle, dagegen müssen die Obstbäume gegen die Winterkälte geschützt werden.

5. Das **chinesisch-japanesische Gebiet** hat im Frühlinge eine wahre Regenperiode, welche im Verein mit dem äußerst regelmäßigen Verlaufe der Jahreszeiten einen sorgsamen, gartenähnlichen Ackerbau begünstigt. Weizen, Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr und Orangen, vor allen aber Reis, Maulbeerbaum und Theestrauch sind die Hauptculturgewächse. Wiesen und Futterkräuter fehlen. Die ursprüngliche Vegetation, für welche zahlreiche Bäume und Sträucher (z. B. Camellien) charakteristisch sind, ward auf die Höhen zurückgedrängt.

6. In dem **indischen Monsungebiete** walten nur die klimatischen Eigenthümlichkeiten der Tropen überhaupt: die Wachsthumsperiode ist ausschließlich an die Regenzeit gebunden. Ueppige Tropenwälder, Grasebenen (Savannen), undurchdringliche Dickichte (Jungle, Dschengeln) sind Hauptvegetationsformen; dazwischen Culturlandschaften und öde, regenlose Striche. Die wichtigste Culturpflanze ist der Reis, ihm schließen sich Baumwolle, Mohn, Ingwer, Sesam und Indigo an. Auf ihre in den Herbst fallende Ernte folgt oft noch die Anzucht von Winterfrüchten: Weizen, Hafer, Bohnen, Flachs und anderen Gewächsen, welche der Landschaft ein europäisches Gepräge verleihen. In feuchteren Gegenden bestimmen Baumpflanzungen den Charakter der Culturgegenden; so Kaffee auf Java, Zimmt in Ceylon, Muskatnuß und Gewürznelken auf den Molukken, Brotbaum und Kokospalme auf den Südseeinseln, Kampferbaum auf Borneo, Pfeffer in Malabar und Siam, dazu überall Pisange, Orangen und andere süße Früchte.

7. Das **Wüstengebiet** ist das fast regenlose Gebiet der ungehemmt herrschenden Passatwinde. Doch darf man nicht glauben, daß es in ihm namentlich in der Sahara unermeßliche vegetationslose Räume gäbe. Hier sind die steinigen Flächen der Hammada mit spärlichen dornigen, oft blattlosen Sträuchern, zuweilen auch Salzpflanzen bestanden; dort finden sich wellenförmige, mit Flugsand bedeckte, mitunter Gräser hervorsprießende Wüsten, der Areg; dazwischen tiefe Thalschluchten oder Madis mit Fettpflanzen und Zwiebelgewächsen, und Oasen mit ihren Dattelwäldern.

8. Das **sudanische Vegetationsgebiet** erfreut sich im Allgemeinen nur dann belebender Regengüsse, wenn die Sonne senkrecht ihre Strahlen zur Erde herabsendet, während es sonst unter der Herrschaft trockener Passatwinde steht. Dadurch ist dem Pflanzenleben nur eine periodische Entwickelung gestattet und ein vorherrschender Savannencharakter bedingt. Allgemein verbreitet sind Akazien und Dornsträucher. Hervorragende Bedeutung besitzen der Affenbrotbaum, die Pisange, Palmen, Tamarinde, Sykomore, sowie die fleischigen und giftigen Wolfsmilchbäume. Südarabien ist durch seine Balsamgewächse besonders ausgezeichnet.

9. Das wasserlose **Kalaharigebiet**, ein Mittelding zwischen Wüste, Savanne und Gesträuchsteppe, ohne Oasen mit seßhafter Bevölkerung, nur von herumschweifenden Nomaden bewohnt, ist namentlich ausgezeichnet durch Dornsträucher und Akazien, welche fast jede freie Bewegung hemmen, durch Gräser, Zwiebel- und Knollengewächse.

10. In dem Gebiete des **Caplandes** bedingen, ebenso wie in Spanien, die ungleichmäßige Vertheilung der Wärme, der jährlichen Niederschläge und des Dampfgehaltes der Luft außerordentliche Verschiedenheiten der Vegetation. Die höchste Terrasse dieses Stufenlandes, das Roggeveld, ist völlig kahl oder nur von kleinem Compositengestrüpp bedeckt. Die mittlere Stufe, die Karru-Ebene, eine einförmige Steppe, kleidet sich nur im August in freundliches Grün und entfaltet alsdann zahllose Blumen. An der Meeresküste bestimmt immergrüne Gebüschvegetation, das Buschland, die Physiognomie der Landschaft. Hier ist das Paradies der Blumen, der Haidekräuter, Wolfsmilchgewächse, Aasblumen, Lilien, Schwertlilien, Immortellen.

11. Waldsavannen, die man Grasland nennt, und Gesträuchdickichte, Scrubs, bedecken den größten Theil **Australiens**, soweit es sich der Colonisation geöffnet hat. Wälder begleiten nur die Flußbetten. Die Unregelmäßigkeit des Wasserzuflusses macht auf weiten Strecken Ackerbau nahezu unmöglich und weist das Land zum großen Theil auf Viehzucht an.

12. Das **nordamerikanische Waldgebiet** hat ein bedeutend kälteres Klima, als das europäisch-sibirische; ja man kann den Wärmeunterschied zwischen der europäischen West- und der nordamerikanischen Ostküste wohl auf den von 10 Breitegraden anschlagen. So beträgt die Jahreswärme in Neuyork unter 41° nördl. Br. 10,5° C., dagegen jene von Brüssel unter 51° nördl. Br. 10,4° C., doch gleicht sich dieser Unterschied nach Süden hin mehr und mehr aus, während er nach Norden zu noch wächst. Dazu hat Europa vermöge seiner tief einschneidenden Binnenmeere vor Nordamerika den Vorzug eines weniger geänderten Seeklimas. Neuyork hat z. B. den Sommer Roms und den Winter Kopenhagens, und in Quebeck findet man die Sommerwärme

von Paris und die Winterkälte von Petersburg. — Diese wechselnden Sommer- und Wintertemperaturen bestimmen den pflanzlichen Charakter.

Den Nordgürtel umfaßt die Zone der weißen Tanne, welche in Amerika die Fichte der östlichen Hemisphäre vertritt. Nadelwälder untermischt mit wenig Laubhölzern vermitteln, als Zone der Oregontannen, den Uebergang zur Zone der Laubhölzer mit periodischer Belaubung. Von den entsprechenden Eichen- und Buchenzonen Europas unterscheiden sich diese Wälder durch die größere Mannichfaltigkeit ihrer Eichen, durch Ulmen, Eschen und Ahorne. Die Waldzone der südlichen Staaten wird, wie in Südeuropa, charakterisirt durch immergrüne Laubholzbäume. Durch ihren feuchten Sommer erinnern die Südstaaten aber an China, und übertreffen so an Productionsfähigkeit, durch Baumwolle, Reis und Zuckerrohr, Europa beträchtlich. Doch gehen diese Vorzüge theilweise wieder verloren durch die öde Beschaffenheit des sandigen und sumpfigen Bodens von Louisiana bis Virginien und durch die fast unzugänglichen morastigen Niederungen an der atlantischen Küste. — Die meisten europäischen Culturgewächse gedeihen in Nordamerika eben so gut wie bei uns; doch ist der Temperaturwechsel tropischen Gewächsen, z. B. der Orange, oft nachtheilig. Interessant ist, daß der Mais bis zu höheren Breiten angebaut wird als in Europa, während der Weinstock nirgend mit Erfolg cultivirt werden konnte.

13. Die **Prairien** sind baumlose Ebenen, in denen auf die strenge Winterkälte eine sehr kurze, von vorübergehenden Regen eingeleitete Vegetationsperiode und ein dürrer, regenloser Sommer folgen. Ursache dieser Dürre ist die Trockenheit der vorherrschend westlichen Winde, welche an den californischen Küstengebirgen und den Rocky Mountains ihre Wassermassen verloren. Dazu kommt, daß die gewaltigen Flüsse sich so tief in das Land eingeschnitten haben, daß in den Schluchten kein urbarer Thalboden, nicht einmal Raum für Baumwuchs übrig blieb. Den nordwestlichen Theil bedeckt eine unwirthbare Salzwüste, deren Boden völlig nackt ist oder nur zerstreut stehende Gänsefußgewächse und gesellige Beifußarten trägt. Von den Oasen scheint die der Mormonen, von Utah, die bedeutendste zu sein. Der nordöstliche Theil des Gebietes ist eine reine Grassteppe, die Heimath des Bison, während im Süden Agaven und Lilienbäume prangen und die Cactuspflanzen den höchsten Reichthum ihrer Bildung entfalten.

14. Gleichmäßigkeit der Temperatur (Sommer und Winter differiren oft nur um wenige Grad) und regelmäßiger Wechsel einer feuchten, kältern und einer regenlosen, sommerlichen Zeit bedingen den Charakter des vom reinsten Seeklima beherrschten **californischen Küstengebietes**. Hier hat der europäische Weinbau Wurzel geschlagen, Feige, Pfirsich und andere Früchte gedeihen zu seltener Vollkommenheit, Cerealien und Futtergewächse liefern oft außerordentliche Erträge. Parkähnlich erscheinen die Waldungen.

15. Das **mexicanische Gebiet** zerfällt nach seiner Erhebung über den Meeresspiegel in drei Zonen: die Golfzone, die Hochlandzone und die pacifische Zone. Die Golfzone, ein schmales Küstengebiet, erhebt sich über dem dürren Küstensaume in sanft geneigten Grassavannen, welche zuweilen von Waldungen, selbst reinen Palmenbeständen unterbrochen sind; reiche tropische Vegetation füllt die feuchteren Schluchten, welche in die Vulcane von allen Seiten einschneiden. Kaffee, Bananen und Zuckerrohr werden hier cultivirt. Den schneidendsten Gegensatz zu dieser Fülle bietet Yucatan, eine flache, steinige Savanne, welche nur durch ihre Campechewälder einige Bedeutung besitzt. — Feuchte Gebirgswälder mit immergrüner Belaubung führen hinüber zum Hochlande mit seinen Eichen- und Nadelholzwäldern, mit seiner Cultur des Oelbaumes, der Maulbeere, der Rebe und der die weinartige Pulque liefernden Agave. Große Strecken sind aber auch mit dornigen Mimosen und Cactuspflanzen erfüllt und erinnern an die Prairien. In der pacifischen Zone unterschied bereits Humboldt vier große, terrassenförmig geordnete Längenthäler. Der Reichthum ihrer Flora steht gegen den der Golfzone zurück, doch wird das Meeresufer unmittelbar von einem Tropenwalde umsäumt, welcher Blauholz liefert und Kokospalmen in sich birgt.

16. **Westindien**, durch Meeresströmungen vom Continente getrennt, bildet ein eigenes Gebiet. Dem zweimaligen Zenithstande der Sonne folgen jedesmalige Regenzeiten, welche sich zu einem bis zu den Bergesgipfeln bewaldeten Archipel gestalteten. In Folge der Cultur wurde erst Zucker das Haupterzeugniß der untern Region und im Gebirge entstanden Kaffeeplantagen. Seit Freilassung der Sklaven trat aber viel Weideland an Stelle jener Culturen.

17. Dichte Wälder bedecken die Küsten des **diesseits vom Aequator** gelegenen Südamerika, während sich im Innern des Continents, wo Wälder und Gebirgsketten den Seewinden ihre Feuchtigkeit entzogen haben, die großen Savannen von Guiana und die von reichster Thierwelt belebten Llanos Venezuelas erstrecken, entsprechend einem schroffen Gegensatze trockener und nasser Jahreszeiten.

18. Die **Hyläa**, das Gebiet des äquatorialen Südamerika, ist ein Waldgebiet. Dem Amazonas zunächst liegt der Igapo, Wälder, deren Bäume zur Zeit des Hochwassers Monate lang drei bis dreizehn Meter tief in dem Wasser stehen, und in denen Mimosen, Lorbeergewächse und Feigenbäume untermischt und überragt von zahlreichen, prächtigen Palmen die vorzüglichsten Pflanzenformen sind. Außerhalb des Ueberschwemmungsgebietes findet sich der Eté- oder Guaçuwald. In ihm herrschen düstere Lorbeerformen und starke Lianen. Unermeßlich sind die Erzeugnisse dieser Wälder: Paranüsse, Kautschuk, Cacao, Vanille, Sarsaparille, dazu kostbare Hölzer, Pflanzenfasern und Arzneigewächse mannichfachster Art.

19. Längs der ganzen Südostküste des **brasilianischen Pflanzengebietes** erstreckt sich eine bis über 2000 Meter gehobene granitische Gebirgskette, welche ihre Abhänge dem Passatwinde entgegenstreckt und so bedeutende Feuchtigkeit ansammelt. Urwälder bedecken diese Striche. Das innere, weite, Thonschiefer führende Tafelland ist wasserarm, und daher überall, wo nicht fließendes Wasser oder Sümpfe den Boden tränken, bedeckt mit Savannen, welche hier Campos genannt werden. Im Westen, an den Zuflüssen des Paraguay und Madeira, finden sich wieder tropische Urwälder, welche, gleich den Wäldern der Hyläa, fließendem Wasser ihre Ueppigkeit verdanken.

20. Die pacifische Küste des ganzen Gebietes der **tropischen Anden** ist eine völlig regenlose Zone, welche nur im Winter durch leichte Nebelbildungen, Garuas, befeuchtet wird, weil die antarktische, die Küste streifende Humboldtströmung unaufhörlich kalte Wassermassen herbeiführt, an welchen sich der Wasserdampf der Seewinde verdichtet. Trockenheit herrscht daher hier nicht nur auf dem Lande, sondern auch auf dem Meere, wie die Guanolager der Chincha-Inseln beweisen. Nur an den Ufern der kurzen Flüsse und in Folge künstlicher Bewässerungen ist die wüste Landschaft gelegentlich zur Culturoase umgestaltet. Selbst die höheren Striche der Küstencordilleren und die zwischen den beiden Cordilleren (Gebirgskämmen) liegende Hochebene, die Punaregion, sind baumlos, doch mit alpiner Strauch- und Krautvegetation bedeckt. Dagegen sind lange Solstitial-Regenzeiten an den Abhängen der östlichen Cordillere und in den

tiefen Thälern, welche die Punaregion durchfurchen, die Quelle unerschöpflicher Fruchtbarkeit: Kaffee, Pisang, Zuckerrohr und Coca sind Culturgewächse, und der obere Waldgürtel enthält vor allen die Chinabäume.

21. In dem **Pampasgebiete** erfolgen die meisten Niederschläge in Form von plötzlichen Gebirgsgüssen und reichen nächtlichen Thaubildungen, während die Luft sonst ungemein trocken ist; doch giebt es auch lange Perioden der Dürre, da die Gewitter oft jahrelang ausbleiben: daher der gänzliche Mangel oder doch eine spärliche Vertheilung der Holzgewächse. Dennoch steht das Klima allein dem Baumwuchse nicht entgegen wie dies in den Prairien und Steppen der alten Welt der Fall ist: in Uruguay ist überall Baumcultur möglich; in den Pampas von Buenos-Ayres wird der Pfirsich gezogen um Holz zu gewinnen; sogar die dürre Landschaft von Mendoza hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts durch Anpflanzung italienischer Pappeln zu einem lichten Walde umgewandelt. Träte dereinst in Folge fortgesetzter Anpflanzung allgemeinere Bewaldung ein, dann würde sich das Klima zweifelsohne ändern, und die Bedingungen für den Ackerbau bessern, in einem Lande, welches jetzt fast nur der Viehzucht dient.

Das Gebiet zerfällt in drei Zonen, die nordwestliche Chanarsteppe, die eigentlichen Pampas und die südlichen Ebenen von Patagonien. Die Chanarsteppe ist arm an Graswuchs, voll niedrigen Gebüsches, namentlich dem Chanarstrauche. Am Fuße der Anden umschließt sie salzhaltige Niederungen, die argentinischen Salinas, wo nur wenige Salzpflanzen aufkommen. Die eigentlichen Pampas sind reine Grasebenen, in welchen nur die Flüsse von niedrigem Uferwald umsäumt sind. Einheimische Stauden und Kräuter fehlen ganz, dagegen haben sich einige aus Südeuropa eingewanderte Pflanzen, Disteln und Fenchel unendlich vermehrt; ja die Artischockendistel hat auf vielen Quadratmeilen den Graswuchs völlig verdrängt und bildet so undurchdringliche, über mannshohe Dickichte, daß so lange diese in Vegetation stehen gewisse Landstriche gegen die Raubzüge der Indianer aus dem Chaco gesichert sind. Wo am patagonischen Colorado und Rio Negro die Grassteppe aufhört beginnt sofort, auf Trümmergesteinen, ein niedriges Dorngebüsch, bis schließlich auch dieses selten wird und nur einzelne Büschel eines harten, braunen Grases sich finden.

22. In dem **chilenischen Uebergangsgebiete** erscheint das Pflanzenleben über ein halbes Jahr lang abgestorben und das Land beinahe wüst. Die Belaubung der Gesträuche ist durch Dornen unterdrückt; erhöht wird der Charakter der Verödung durch die Wildniß der nackten, von Seewinden unberührten Gebirge.

23. Die Flora des **antarktischen Gebietes** hat der Feuchtigkeit nie zu entrathen, und da diese Wasserfülle mit einem milden Winter gepaart ist, so bewahren hier die meisten Bäume ihr Laub. Ungeachtet der gleichförmigen Temperatur ist dennoch, schon im südlichen Chile, wo ein Frost oder Schneefall eintritt, ein Stillstand der Vegetation während des Winters unverkennbar. — Ueberall herrscht der Wald. Dieser ist im Norden noch subtropischer Natur; im südlichen Theile finden sich dagegen fast nur Buchen; aber da die vorherrschende, im Winter sich entlaubende Art von einer immergrünen begleitet wird, ist die Physiognomie des Waldes doch eine ganz andere als die des nördlichen Europa. Erst ganz im Süden, wo mindere Wärme und die im Boden zurückgehaltene Feuchtigkeit Torfbildung veranlassen, weichen die Wälder offenen Moorflächen. Steinbrech und Lilie, denen sich Krähenbeeren, Ranunkel und Linse anschließen, bilden diese eigenthümlichen Moore.

24. Die einheimischen Gewächse der **oceanischen Inseln** weichen oft bedeutend von denen der benachbarten Festländer ab, ihre ursprüngliche Anordnung hat sich reiner als sonstwo erhalten, und von solchen Inselfloren ist gerade die heute so wichtige Theorie des Endemismus und der Pflanzenwanderung ausgegangen. Wichtige, selbständige oceanische Vegetationscentren sind die Azoren mit Madeira und den Canaren, die Capverden, St. Helena, Madagaskar, die Maskarenen und Seychellen, die Sandwichinseln, die Fidschiinseln, Neucaledonien, die Norfolkinsel, Neuseeland, die Galapagosinseln, Juan-Fernandez, die Falklandsinseln und Kerguelens-Land.

In den höheren südlichen Breiten wechseln schneereiche Südwinde mit nördlichen Luftströmungen, welche mit Wasserdampf beladen sind und unaufhörlich weiße Nebel von unbeschreiblicher Dichtigkeit über die Meeresflächen ausbreiten. Solche Niederschläge bilden sich auf den dieser Zone angehörenden Inseln, entziehen ihnen die Vortheile ihrer oft bedeutenden Entfernnng vom Pole und verbannen größtentheils den vom Stande der Sonne abhängigen Temperaturwechsel. Dies die Ursachen weshalb schon diesseits des Polarkreises das organische Leben fast völlig aufhört. Dieser auffällige klimatische Unterschied zwischen nördlicher und südlicher Halbkugel beruht einzig auf dem großen Uebergewicht des Wassers in hochsüdlichen Breiten, der dadurch bedingten Umwölkung des Himmels und dem Treiben der Eisfelder. Doch hat in den südlichen Breiten, wo jetzt alles Leben erloschen, einst eine wärmere Periode bestanden, denn gleich den untergegangenen Wäldern Grönlands gab es, wie aus wohlerhaltenen fossilen Stämmen hervorgeht, auch auf Kerguelens-Land einst kräftigen Baumwuchs.

Die **Meeresflora** endlich ist zur Zeit noch lange nicht so weit gekannt wie die des Landes. Erwähnenswerth sind die Tangwiesen, große Ansammlungen von Tangen, welche oft freilich nur aus losgerissenen und zusammengeschwemmten Pflanzen bestehen, wie dies bei dem an 800 Meilen langen Sargasso-Meere des Atlantischen Oceans der Fall ist.

Zustände an der afrikanischen Westküste.

Wir glauben es gern, daß die Engländer willig auf den größten Theil ihrer Stationen an der Westküste von Afrika verzichten würden, aber sie können, wie die Dinge einmal liegen, nicht wieder loskommen. Der Handelsverkehr an der Goldküste, also auf der Strecke von Apollonia bis zum Rio Volta, ist vergleichweise unbeträchtlich; von eigentlicher Bedeutung ist für sie die Hafenstadt Lagos, welche sie vor nun zwölf Jahren dem Könige Docemo abnahmen, um von dort aus den Handel mit Palmöl schwungreicher betreiben zu können. Für diesen sind auch die Stromarme des Nigerdelta von Erheblichkeit, aber hier wie dort haben sie nicht zu besorgen, in Kriege verwickelt zu werden. Bei etwaigen

Irrungen mit den Eingeborenen reichen einige Kanonenboote und Kriegsdampfer vollkommen aus, um dieselben zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Indem sie das Protectorat der vielen verschiedenen und zerklüfteten Stämme an der Goldküste übernahmen, begingen sie einen handgreiflichen Fehler, welchen sie nun schwer zu bereuen haben. Statt sich lediglich auf ihre Factoreien und Forts zu beschränken, mischten sie sich in die Händel, welche unter den Häuptlingen kein Ende nehmen, und sie kamen auf die Dauer nie zur Ruhe; die Dänen wie die Holländer waren verständig genug, ihre Besitzungen aufzugeben und den Engländern zu überlassen. So stehen diese nun als alleinige Besitzer der Goldküste da und als Protectoren nichtsnutziger Verbündeter den Aschantis gegenüber, deren Volk und Land eine Einheit bildet. Gewiß sind auch sie nach unseren Begriffen arge Barbaren, aber den Küstenstämmen gegenüber müssen wir ihnen eine respectable Rolle zuerkennen. Sie sind ein muthiges, tapferes Volk und in ihrem ganzen Wesen und Behaben ist System. Jeder freie Mann ist ein nach Landesart eingeübter Krieger; das Heer hat Handwerker in seinem Gefolge, z. B. Zimmerleute, welche die Obliegenheiten unserer Pioniere haben, Schmiede ꝛc.; dann auch Marketender und Frauen, welche die Küche besorgen. In der Schlacht bei Abrakrampa sollen deren nicht weniger als 4000 hinter den Reihen der Männer gestanden haben, welchen sie Schießbedarf zutrugen und die von ihnen durch Kriegsgesänge zur Tapferkeit ermahnt wurden. Als Tirailleure werden die Sklaven vorausgeschickt; wer von diesen sich feig benimmt, wird getödtet.

Bei den Generalen findet man Ehrgefühl; wenn sie eine schimpfliche Niederlage erleiden, nehmen sie sich das Leben. Die anderen Völker an der Goldküste kennen kein Ehrgefühl und überhaupt kein regelrechtes System. Ethnographisch genommen bilden sie mit den Aschantis eine und dieselbe ethnographische Gruppe; die Fantis, die Denkiras, Assins und Akims sind volklich von ihnen nicht verschieden und sie alle reden dieselbe Sprache. Aber die Aschantis haben eine absolute Monarchie und strenge militairische Zucht; sie bilden ein Volk in Waffen, der König ist Oberfeldherr. Daß sie den europäischen Waffen nicht widerstehen können, erklärt sich von selbst.

An der Sierra-Leone-Küste, nördlich von der Goldküste, haben die Engländer seit nun neunzig Jahren Fuß gefaßt und Freetown gegründet, wo befreiete Sklaven aus einigen Dutzend Völkern angesiedelt worden sind. Es wird viel Aufhebens von der dort angeblich vorhandenen christlichen Civilisation dieser Schwarzen gemacht; doch das läuft lediglich auf Humbug hinaus und jeder Kundige durchschauet denselben. In Freetown selbst hat man unter unmittelbarer Aufsicht des Gouverneurs die buntscheckige Masse auswendig einigermaßen policirt, aber von Civilisation kann, wie wir in einer spätern Nummer nachweisen werden, gar keine Rede sein. John Bull melkt dort, wie an so manchen anderen Punkten, den Bock und hält ein Sieb unter.

Ueber Kanonenschußweite von Freetown hinaus kümmern sich die Neger in Sierra Leone nicht um die Autorität, welche die Engländer ansprechen; die Wilden lassen sich als „Freunde und Bundesgenossen" die Geschenke an Geld, Waffen und Waaren, welche man ihnen alljährlich zubilligt, gern gefallen, verfahren aber im Uebrigen ganz wie es ihnen beliebt. Und darüber wundern und beklagen sich dann die Engländer.

In der allerjüngsten Zeit, im December 1873, haben einige Dinge stattgefunden, wodurch die Zustände sich deutlich kennzeichnen. Zu den schwarzen Hülfsgenossen der Engländer gegen die Aschantis gehören die Kossohs, welche wir neulich (S. 14 ff) eingehend geschildert haben. Diese wildesten Barbaren haben sich tapfer benommen und deshalb verlangte General Wolseley wo möglich noch einen Nachschub solcher Leute. Die frühere Recrutirung war von dem Oberhäuptlinge der Kossohs, Banya, besorgt worden und er hatte sie unter seinem Stamme ausgewählt. Man hatte ihn dafür reichlich bezahlt und hielt ihn deshalb für einen guten Freund. Aber trotzdem hat er einen Raubeinfall in Britisch-Scherbro unternommen, hat die unter englischem Schutze stehende Stadt Mannu geplündert, eingeäschert und obendrein eine Anzahl britischer Unterthanen in die Sklaverei abgeführt.

Hier lag wieder eine der obligaten Fehden zwischen Häuptlingen zu Grunde. Banya, der Kossoh, hatte einen Nebenbuhler Namens Ansumana Lolicum überfallen und dieser sich auf britisches Gebiet nach Mannu geflüchtet. Er entkam, als die Kossohs ihn auch dorthin verfolgten, und aus Verdruß zerstörte er diese Stadt. Begreiflicherweise sind die Engländer in Verlegenheit was sie thun sollen. Einmal haben sie in Sierra Leone keine Truppen, sodann wollen sie es doch nicht, namentlich während des Krieges mit den Aschantis, zu einem Bruche kommen lassen. Die gesammte Garnison von Freetown besteht aus 37 Negersoldaten von einem westindischen Regimente! Sie geben sich nun Mühe, ihre geraubten Unterthanen ohne Geld und ohne Krieg wieder zu erhalten. Frei kaufen geht nicht an, weil dann der Menschenraub, als ein gutes Geschäft, erst recht in Schwang kommen würde; daß aber die Engländer den ihnen zunächst wohnenden Barbaren keinen Respect eingeflößt haben, ist klar genug.

Das geht auch aus einer andern Begebenheit hervor. Der Commandant von Britisch-Scherbro war nach Freetown als Hafencollector berufen worden. Am Neujahrstage war er auf einige Tage nach der sogenannten Bullomküste, welche am andern Ufer des Sierra-Leone-Flusses liegt, hinübergefahren um zu jagen; noch drei Engländer hatten sich ihm angeschlossen. An der Bullomküste gehört den Engländern nur eine kleine Uferstrecke von etwa einer Meile. Die Neger dort können fast alle Englisch sprechen; sie stehen unter einer Anzahl kleiner Häuptlinge, deren jeder von den Engländern ein Jahrgeld bezieht, um deren Unterthanen Schutz angedeihen zu lassen und ihren Interessen förderlich zu sein. Coulson nun landete auf dem Grund und Boden des Häuptlings Bey Scherboro; dieser ist der angesehenste und erhält das beträchtlichste Jahrgeld. Jetzt erklärte er, sein Haus sei voll und er könne die Engländer nicht aufnehmen; dann schickte er sie zum Hause seiner Nichte, die Neffle heißt. Dort fanden sie Unterkommen, gingen zwei Tage auf die Jagd und trafen dann in der folgenden Nacht Vorbereitungen um nach Sierra Leone zurückzukehren. Plötzlich wurde das Haus von etwa zweihundert mit Gewehren und Messern bewaffneten Negern umzingelt; diese feuerten und viele Kugeln drangen ein. Die Engländer gingen sofort hinaus um zu sehen wer die Angreifer seien und zu erklären, daß man sie unbelästigt lassen solle, wenn man auch gegen die Hausbesitzerin feindlich gesinnt sei. Das half nichts und zur Gegenwehr konnten die vier Weißen sich nicht setzen, weil sie Pulver und Blei auf der Jagd verschossen hatten. Die Neger fielen ohne Weiteres über sie her und erlaubten sich die ärgsten Mißhandlungen. Der Kaufman Hird erhielt einen Schlag mit dem Knüttel über das ganze Gesicht, Coulson einen Säbelhieb über die Schulter, die beiden anderen, ein Seeoffizier und ein Ingenieur, kamen mit Beulen davon.

Das Haus wurde umgerissen, alles in demselben Befindliche fortgeschleppt, auch die Büchsen, Kleider, überhaupt Alles was den Engländern gehörte. Diese ließ man nach

längerm Aufschub gehen und sie kamen ohne weitere Anfechtung zu Bey Scherboro's Hause. Dieser Häuptling stellte sich, als ob er von allem was vorgegangen war, gar nichts wisse, kümmerte sich auch weiter nicht um die arg zugerichteten Europäer, ließ sie aber durch einige seiner Leute an ihr Boot bringen. „Das Alles ereignete sich auf britischem Gebiete, denn das Haus der Nessle ist keine Viertelstunde vom Ufer und keine zwei Stunden von dem Palast entfernt, in welchem der Obergouverneur aller westafrikanischen Niederlassungen residirt!"

In Freetown erregte dieser Vorgang das größte Aufsehen. Es wurde ermittelt, daß die Missethäter Susus waren, Unterthanen eines wohlbekannten Häuptlings Alimammi Mudu Tendu Sannusi. Auch dieser bezieht von den Engländern nicht nur ein bedeutendes Jahrgehalt von 400 Pfund Sterling, sondern ist ihr verpflichteter Agent und hat die Obliegenheit etwaige Irrungen unter den Eingeborenen auszugleichen. Noch mehr; er war eben damals beauftragt worden, als Vermittler in einer Fehde zwischen zwei Häuptlingen in Britisch-Scherbro wirksam zu sein. Ob ihn an dem oben geschilderten Vorfall eine Mitschuld trifft, wird sich wohl herausstellen. Vorerst ist Bey Scherboro vom Obergouverneur Berkeley nach Freetown entboten worden, um vernommen zu werden. Falls er nicht sofort Folge leistet und die geraubten Gegenstände herausgiebt, soll ihm sein Jahrgehalt entzogen werden; auch wurden strenge Maßregeln in Aussicht gestellt. In der zweiten Woche Januars waren denn auch wirklich schon fünf Gewehre abgeliefert worden und ein bevollmächtigter Bote Alimammi's hatte sich eingefunden, um zu erklären, daß alle nachweislich Schuldigen ausgeliefert werden sollen. Bey Scherboro ist offenbar am meisten gravirt. Die Frau Nessle, seine Nichte, hatte kürzlich aus Eifersucht und mit empörender Grausamkeit eine ihrer zum Susustamme gehörenden Dienerinnen ermordet. Als nun Bey Scherboro die vier Engländer nach dem Hause der Nichte wies, war ihm wohl bekannt, daß nach Landesbrauch der Stamm der Ermordeten in herkömmlicher Weise Rache nehmen werde, und man darf mit Sicherheit annehmen, daß er wußte der Ueberfall werde in der nächsten Nacht stattfinden. Er hat Krankheit vorgeschützt, die ihn verhindere sich in Freetown zu stellen; man wird ihn absetzen. Die Nessle ist als Mörderin verhaftet worden und es wird ihr der Proceß gemacht.

Wir haben alle diese Vorgänge mitgetheilt, weil sie einen Einblick in das wilde und wirre Treiben der Negerstämme an der Westküste geben und darthun, in welche Verwickelungen die Engländer in jener „vermaledeieten Gegend" unaufhörlich gerathen. Ein Ende für derartige Wirren ist gar nicht abzusehen.

Limmat und Reuß.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde.

I.

J. R. Vom Bodensee bis Basel fließt der Rhein in westlicher Hauptrichtung, und ehe er auf dieser Strecke den Fuß des Schwarzwaldes berührt, nimmt er links die Aare auf, welche ihm mehr Wasser zubringt, als er selber führt. Denn die Aare ist der Sammler fast aller der Gewässer, die am Nordabhange der Schweizeralpen die Tiefe suchen, um zu ihrer Mutter, der See, zurückzukehren. Die beiden größten Aarezuflüsse nun sind Reuß und Limmat, beide auf der Rechten. Sie entwässern also nur ein kleines Gebiet zusammen (108 Q.-M.) und beide Flußgebiete liegen zudem hart neben einander. Sie sind, so zu sagen, Parallelflüsse oder Zwillingsflüsse, aber trotzdem wie verschieden gestaltet sich das Leben und verläuft die Geschichte an den Ufern beider Flüsse!

Sie sind auch einander überaus ähnlich, wie selten zwei Flüsse. Beide entspringen im Hochgebirge, fließen hinaus ins schweizerische Hügelland und münden im Jura, den die Aare in ihrem untersten Laufe durchbricht. Die Quellen der Reuß sind am Gotthard, die der Limmat am Tödi, noch nicht 40 Kilometer von einander entfernt; die Mündungen sind noch viel näher, nur um eine Viertelstunde oder 1,2 Kilometer aus einander; die größte Entfernung im ganzen Laufe beträgt 60 Kilometer zwischen Luzern und der Einmündung der Linth in den Walensee. Die Reußquellen sind an der südlichen Stammkette der Schweizeralpen, hart an den Grenzen des Pogebiets, die der Limmat an den nördlichen. Die Reuß entspringt mit einem Quellfluß im Canton Tessin, der sonst ganz am Südabhang der Alpen im Gebiet des Po, des größten Flusses Italiens, liegt. Wenige Schritte führen von der Reuß an die Quellseen des Baches im Val Tremola, einer Tessinquelle. Die Limmat, als deren oberster Lauf die Linth gilt („Limmat" ist entstanden aus Linth-Mag, die Mag war vor der Canalisirung der kurze Abfluß des Walensees), die Linth also entsteht auf deutschem Boden, mitten im Rheingebiet, denn am andern — südlichen — Abhange des Tödi fließt der Vorderrhein nach Nordosten. Die Reuß hingegen berührt nicht nur das Pogebiet, sondern mit der Furtaquelle auch das der Rhone, die nach Frankreich weist.

Die beiden Alpentöchter rollen nun übermüthig und schäumend bergab dem Norden zu; die Reuß hat aber ein gewaltiges Stück Arbeit; sie durchbricht die nördliche Stammkette, um aus dem Längenthal (Urserenthal) ins Querthal zu gelangen; die Linth hat den Weg offen. Links und rechts wilde Alpenwasser sammelnd durchbrausen beide in nördlichem Lauf ihren obersten Canton, die Reuß geht durch Uri, die Linth durch Glarus, und fließen durch einen Canal in einen See, um sich da zu reinigen von dem Unrath, der sich ihnen auf dem wilden Laufe durch das Hochgebirge angehängt hat; die Reuß thut das im Vierwaldstättersee, die Linth ursprünglich im Zürichsee, seit 70 Jahren im Walensee. Der Zürichsee bildet ein langes, schmales, einheitliches Becken von der Form eines schwachgekrümmten Kreisbogens, der Vierwaldstättersee besteht aus fünf deutlich geschiedenen, durch Seeengen verbundenen Becken, deren vereinigtes Ganzes die Figur eines zerbrochenen katholischen Kreuzes nachahmt. Am nordwestlichen Ende verlassen beide Flüsse ihren See, indem sie eine größere Stadt, eine Cantonshauptstadt, durchfließen; am Ausfluß der Reuß nämlich liegt Luzern, an dem der Limmat Zürich. Bald nach dem Ausfluß

erhält jeder von der linken Seite den bedeutendsten Zufluß: in die Reuß fließt unterhalb Luzern die kleine Emme, die Limmat verstärkt sich durch die Sihl, die noch näher bei Zürich mündet, als die kleine Emme bei Luzern. Einander sich immer mehr nähernd, gehen beide Flüsse in nordwestlichem Laufe dem Aargau zu und übergeben unterhalb Brugg, dem Prophetenstädtchen, ihre Wasser der Aare, die nach kurzem, den Jura durchbrechendem, nördlichem Laufe den Rhein erreicht, und zwar bei dem Dörfchen Koblenz, dessen Name gleichen Ursprung hat wie derjenige der Stadt an der Moselmündung (Confluentia = Zusammenfluß).

Doch damit sind die Aehnlichkeitsmomente noch nicht erschöpft. Wie am Ausfluß aus dem See je eine Cantonshauptstadt liegt, so fließen die beiden Flüsse auch vor dem Einfluß an einem Hauptort vorbei, die Reuß an Altorf, die Linth an Glarus: in den gleichen Verhältnissen die nämlichen Zustände. Rechts und links erhalten beide Abflüsse von Seen, die Reuß, nach dem Ausfluß aus ihrem See, bekommt die Lorze aus dem Aegeri- und Zugersee, und im See den Abfluß des Sarnersees. Die Limmat nimmt die Löntsch auf aus dem Klönthalersee und bis vor 70 Jahren die Mag aus dem Walensee, in welchem sie seit jener Zeit ihre Geschiebsmassen ablagert. Der Zürichsee selber erhält kein Wasser aus anderen Seen.

Im Reußgebiet liegen sechs, in dem der Limmat fünf Cantone; gemeinsam sind beiden die Cantone Schwyz und Aargau: und wenn man ganz genau sein will, auch Zug und Zürich; denn Zug reicht im Osten bis an die Sihl und Zürich im Südwesten bis an die Reuß. Ganz im Reußgebiete liegen Uri und Unterwalden und fast ganz Zug; ganz im Gebiet der Limmat nur Glarus. Die Wasser der Reuß bespülen die Städte Luzern, Bremgarten und Mellingen, die der Limmat Rapperswil, Zürich und Baden, also je drei. In beiden Flußgebieten zugleich liegen also der namengebende Canton Schwyz, der Hauptort selber liegt hart an der Scheide beider Flußgebiete, und dann der Aargau, von dem die Neugestaltung des Schweizerbundes vom Jahre 1848 ausging; er hat sich den Zunamen „der Culturstaat“ erworben.

Aber nun das Leben und Treiben, das Dichten und Trachten an den beiden kurzläufigen Wassern, die so nahe neben einander ihre Straße dahinziehen. Zwar geht der Reuß nach, so weit sie durch die Berge hinunter stürzt, eine Welthandelsstraße, welche den Norden mit dem Süden verbindet, Deutschland mit Wälschland, und von der Nordsee zum Mittelmeere führt, und von den Quellen der Reuß führen zudem nach Osten und Westen zwei Bergstraßen hinaus in die Welt: die Furkastraße im Rhonegebiet, die Oberalpstraße an den Rhein, und eben die Gotthardstraße hinüber zum Tessin und dann an den Po. Der obern Limmat, d. h. der Linth, nach führt keine Handelsstraße, bloß Localwege und von ihren Quellen leitet nicht einmal ein Fußpfad hinaus aus ihrem Gebiet; von der Linth selber gelangt man über stundenlange Schnee- und Eisfelder (Sandalppaß und Kistenpaß) an den Rhein und von ihrem obersten Zufluß Sernft führen nur zwei beschwerliche Päße (Segnes und Painzer) hinüber in den Canton Graubünden. Die Straße, welche der untern Limmat nachgeht und dem rechten Zürichseeufer entlang, verläßt eben am Fuß der Alpen das Thal der Limmat, sie hört am wilden Walensee auf und setzt sich erst am östlichen Ende desselben wieder fort, führt dann zum Rhein und erst viel südlicher steigt sie über den Splügen und den Bernhardin nach dem gelobten Lande Italien. Trotz alle dem herrscht an den Ufern der Limmat und der Linth ein zehnmal reicheres und regeres Leben als an denen der Reuß. Schon die Zahl der Anwohner der Reuß ist viel geringer, und dann sind diejenigen der Limmat ein industrielles, handeltreibendes Völklein und vor allen sind die Glarner, im Quellbezirk der Limmat, ein regsames, weltdurchziehendes Volk. Ueberall wo Schweizer sind im Ausland, und wo fände man sie nicht? da sind auch Glarner. Nach Urnern würde man vergebens fragen, die bleiben daheim bei ihrem Vieh zwischen den Bergen und Gletschern und Bergbächen. Hat ja doch der Canton Uri einen Stierkopf im Wappen selber und Glarus den heiligen Fridolin, der weit her von Irland kam. In den Fluthen der Limmat spiegeln sich eine große Anzahl Fabriken, die entweder durch ihr Wasser direct oder durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt werden. An der Reuß hat die Industrie kein halbes Dutzend Werkstätten.

Aus allen Erdtheilen.

Die Sahara und das Klima Europas.

Professor Zittel ist nicht bloß Geolog, sondern auch Geschichtschreiber der Expedition, welche die libysche Wüste erforscht. Bis Mitte Februar hat er in der „Allgemeinen Zeitung“ bereits vier Briefe mitgetheilt, in welchen er den Fortgang der Reise in ansprechender Weise schildert. In der zweiten Woche des Januar war die Oase Kasr Dachel erreicht worden. Die trockene Wüstenluft, sagt er, wirkt wenigstens im Winter wahrhaft belebend und nervenstärkend auf den Menschen; ohne Schaden erträgt er Temperaturschwankungen zwischen Tag und Nacht, welche in Europa unfehlbar Rheumatismus und heftige Erkältungen hervorrufen würden. Wir haben bis jetzt (10. Januar) keinen einzigen Krankheitsfall, ja nicht einmal ein andauerndes Unwohlsein kennen gelernt, obwohl die Araber die Nacht stets unter freiem Himmel, wir unter leichtem Leinwandzelte zubringen. Dabei nähert sich der Thermometer meist dem Gefrierpunkte, wenn er nicht sogar, wie am 31. December, um nahezu 4° C. unter denselben herabsinkt. An sonnigen Tagen erhebt sich die Lufttemperatur im Schatten meist bis auf 18° C., allein daneben üben die directen Sonnenstrahlen eine sehr angenehme Erwärmung aus, welche wir am 5. Januar, dem einzigen vollständig bewölkten Tage seit unserm Aufenthalt in Afrika, schmerzlich vermißten. Von Stürmen hatten wir bis jetzt wenig zu leiden; ein einziges Mal wehete von Westen her ein feuchter Samum, welcher uns mit großer Gewalt den Wüstensand ins Gesicht peitschte und ihn überall in Kleider und Kisten hineindrängte. Nach der Richtung der Dünen dürften Südwest- und Nordostwinde in der libyschen Wüste vorherrschen. Da übrigens die Köpfe der Dünen fast ausnahmelos gegen Südost sehr steil abfallen, so muß auch der Nordwestwind eine nicht unbedeutende Rolle spielen. — „Vom Menschen werden die Reize der bis jetzt von uns besuchten libyschen Wüste nur im Vorbeigehen genossen werden können; keine Kunst wird jemals im Stande sein, diese öde steinige Hochebene zu bewässern und dadurch feste Ansiedelungen möglich zu machen. Dennoch haben wir Europäer alle Ursache uns über das Dasein der Sahara zu freuen. Schickte uns dieser riesige von der Sonne durchglühte Gürtel nicht seine heißen Winde nach Europa, würde er abermals, wie zur Diluvialzeit, vom Meer überfluthet, so gin-

gen wir voraussichtlich, wie der treffliche Escher von der Linth nachgewiesen hat, einer zweiten Eiszeit entgegen, oder die klimatische Bevorzugung Europas wäre wenigstens dahin. Man hat mit spitzsindigen Gründen zu beweisen gesucht, daß die heißen Luftströme der Sahara Europa gar nicht treffen können, sondern erst westlich vom Kaspisee über Asien hinwegstreichen; man hat behauptet, der Föhn, welcher sich als trockener, fast versengender Sturmwind brausend durch die Engpässe der Alpen stürzt und in wenigen Tagen die überschüssigen Schneemassen unserer Hochgebirge hinwegfrißt, komme keineswegs aus der Sahara, sondern aus dem mexicanischen Golf. Um seine Trockenheit zu erklären, soll er sich während des raschen Durchganges durch die Alpen seiner ganzen Feuchtigkeit in Gestalt von Regengüssen entledigen und dann mit völlig verändertem Charakter als ausdörrender Föhn über die nördlichen Alpenländer hinwehen. Wer, wie ich, im Frühling 1872 zu Palermo, einen wahrhaft glühenden, Alles versengenden Scirocco erlebt hat, wird sich schwer zu dem Glauben entschließen, daß die Saharawinde sämmtlich nach dem Kaspisee wandern, und daß der südwestliche Aequatorialstrom ganz unverändert und ganz unabgelenkt über die mehrere hundert Meilen lange und breite Sahara streichen soll, während doch bekanntlich die periodische Erhitzung von Hochasien einen so gewaltigen Einfluß auf die Richtung der Passatwinde ausübt. Für den einfachen Menschenverstand hat die geistvolle Idee Escher's von der Wirkung der Sahara auf das europäische Klima etwas so Einleuchtendes und Ueberzeugendes, daß sie alle Aussicht hat, gegen die theilweise seichten Gründe ihrer Gegner das Feld zu behaupten."

Von den Sandwich-Inseln.

In der Mitte des vorigen Jahres verbreitete sich die Nachricht, daß Lunalilo, der neue König der Hawaii-Gruppe, dem Tode nahe sei; späterhin verlautete, daß er sich erholt habe. Nun lesen wir in einem Bericht aus Honolulu vom 18. December, daß er an unheilbarer Lungenschwindsucht leide. Das ist auch sehr wahrscheinlich; wir wissen ja, daß seit Einführung der Civilisation und seitdem die Eingeborenen europäische Kleidung tragen, die Schwindsucht, welche man in Polynesien früher nicht kannte, entsetzliche Verheerungen unter den Eingeborenen anrichtet, noch weit mehr als Blattern und Syphilis, welche ihnen die Europäer auch zugebracht haben. Genau dasselbe ist auch bei den Indianerstämmen in Nordwestamerika, von Californien bis nach Britisch Columbia, der Fall. Lunalilo siecht langsam dahin, ist aber ruhig heiter und gesprächig, schreibt auch Erlasse an sein auf etwa 40,000 Köpfe zusammengeschmolzenes Volk, dem er väterliche Rathschläge und Ermahnungen giebt. In einem derselben heißt es: „Es gab eine Zeit, in welcher ihr nicht gewagt haben würdet, euere Schatten auf den Körper eures Königs fallen zu lassen; heute dagegen treten wir einander vertrauensvoll näher und tauschen unsere Gedanken aus." Er lobt auch die amerikanischen Missionäre, welche überhaupt großen Einfluß auf ihn haben. Seine Ansichten über Regierung sind durchaus liberal und republikanisch.

Was wird nun nach des Königs Ableben erfolgen? Nach ihm ist im Range der höchste David Kalakana, ein beim Volke sehr beliebter Mann. Dieser hat jüngst ein offenes Schreiben erlassen, offenbar um die Weißen zu begütigen; denn die Nordamerikaner hatten es darauf abgesehen, sich den Pearlhafen als Flottenstation abtreten zu lassen. Das hawaiische Parlament verwarf den Plan und hatte ganz recht, denn daß die Yankees darnach trachten, die herrliche Eilandgruppe sich anzueignen, weiß Jedermann. Wenn nun die Königin Wittwe auf ihre Ansprüche nach Lunalilo's Tode verzichtet, was der König wünschte und zu erreichen hoffte, dann will er Kalakana zu seinem Nachfolger ernennen. Falls Emma nicht verzichtet, will er die Wahl dem Volke anheimgeben, welches sich, wie er weiß, für Kalakana entscheiden wird.

In dem offenen Briefe erwähnt er zunächst, daß im Juli 1873, bei den Unterhandlungen über einen neuen Freundschafts- und Handelsvertrag, die Vereinigten Staaten die Abtretung des Pearlhafens wünschten; die Hawaiier aber waren, wie bemerkt, gegen eine solche, weil dadurch die Unabhängigkeit der Nation gefährdet würde. Dann fügt Kalakana, scheinbar unbefangen, hinzu: „Das frühere Verhalten der Vereinigten Staaten rechtfertigt allerdings derartige Besorgnisse nicht, denn die amerikanische Regierung hat ja stets gewünscht, daß die hawaiische Nation frei und unabhängig bleibe. Als im Jahre 1852 Kamehameha der Dritte dieses Reich unter den Schutz der Vereinigten Staaten stellte, um uns gegen die Drohungen eines französischen Kriegsschiffes sicher zu stellen, gaben sie, nachdem jene Irrungen beseitigt waren, das Land sofort an den rechtmäßigen König zurück. Was ich von der Regierung freier Staaten weiß, veranlaßt mich zu der Annahme, daß die Wohlfahrt und die Unabhängigkeit der Hawaiigruppe davon bedingt ist, daß wir ein Volk sind, welches die Gesetze beobachtet und der Verfassung treu ist, welche Jedermanns Rechten Schutz gewährt. Meiner festen Ueberzeugung gemäß wird das Volk niemals erlauben, daß Gesetze und Verfassung verletzt werden. Für die Einführung nothwendiger Verbesserungen ist der gesetzliche Weg angezeigt und diesen werden wir allezeit wählen. Wir sagen, gleich unseren Nachbarn der Vereinigten Staaten, daß die Fremden bei uns willkommen geheißen werden. Mögen sie nur kommen und Geld mitbringen und Geschicklichkeit, um die Hülfsquellen des Landes zu entwickeln. Hier werden, ebenso wie in den mächtigsten und freiesten Ländern, die Menschen durch civilisirte Gesetze in allen ihren Rechten geschützt. Wer das Gegentheil behauptet, ist, meiner Ansicht nach, kein Freund Hawaiis und unserer Unabhängigkeit. Es ist nicht wahr, daß die Eingeborenen Widerwillen gegen die Fremden hegen."

Dieser Brief ist ohne Zweifel von Kalakana selbst verfaßt und macht dem Scharfsinn und dem Stile dieses Kanacka alle Ehre.

(N. S. Wir lesen soeben, daß König Lunalilo am 3. Februar gestorben ist.)

Australien.

In der Colonie Südaustralien sieht man sich zur Anpflanzung von Wäldern gezwungen. Ein Bericht, welchen Herr Goyder über den Schutz der südaustralischen Forsten, Anlegen von Waldreserven, Baumschulen und das Anpflanzen von Bäumen veröffentlicht hat, dringt mit großem Nachdruck auf Zucht und Pflege von Waldbäumen in der ganzen Colonie. „Ueberall vermindern sich die Waldbäume sehr rasch in bedenklicher Weise. In den südlichen Bezirken sterben die einheimischen Baumarten so rasch und in so beunruhigender Ausdehnung ab, daß zu befürchten steht, die größten Landstrecken in kurzer Zeit von allen Waldbäumen entblößt zu sehen, — falls nicht ein Rettungsmittel entdeckt wird. Ganz dasselbe gilt auch vom größten Theile der nördlichen Bezirke. Man nimmt verschiedene Ursachen dieses fast allgemeinen Absterbens der Waldbäume an, aber keine reicht aus, um das gleichzeitige Absterben auf so ausgedehnten Landstrecken zu erklären, namentlich der verschiedenen Arten Gumbäume sowohl in Südaustralien wie in Victoria." Herr Goyder hat nun für die südöstlichen Bezirke neun besondere Regionen bezeichnet, die als Waldreserven dienen sollen; dort will man nun Baumschulen anlegen und große Anpflanzungen geeigneter Baumsorten herstellen.

In den südlichen Districten Südaustraliens herrschte im vorigen Spätjahre eine große Sterblichkeit unter den Pferden; man hatte noch nicht ermitteln können, was die Ursache derselben ist.

In Bezug auf Entdeckungsreisen ist man in Australien unermüdlich. In Adelaide wurde im December eine Expedition ausgerüstet, welche die Küste zwischen Cardwell und dem Endeavourflusse untersuchen soll. Aus dieser Gegend ist die Nachricht eingetroffen, daß sich daselbst breite perennirende Flüsse befänden und Klima und Boden sich trefflich für den Anbau des Zuckerrohrs eignen. Die Leitung übernimmt ein

Herr Johnstone; ihm schließt sich der Director des botanischen Gartens, Hill, und der Naturforscher Bishop an. — Wir lesen, daß im Nordterritorium, welches bekanntlich zur Colonie Südaustralien gehört, ein neues Goldriff entdeckt worden sei; dasselbe liegt am Stapleton Creek, 9 Miles nördlich vom Adelaideflusse und 36 Miles von Südport. Die Nachricht ist eine amtliche.

Der Ueberlandtelegraph von Adelaide nach Port Darwin, dessen Kosten auf 120,000 Pf. St. veranschlagt worden waren, hat mehr als dreimal so viel Geld erfordert, nämlich 372,000; nach Herstellung der Seitendrähte wird sich die Summe auf mehr als 400,000 belaufen.

Neuseeland liefert werthvolle Erzeugnisse in beträchtlich steigender Menge. In den drei Monaten April, Mai und Juni 1873 stellte sich die Einfuhr auf den Werth von 1,690,685 Pf. St., die Ausfuhr auf 1,043,072; von den letzteren entfallen auf Gold 379,563, auf Wolle 424,407; — dazu kommen Hafer, Weizen, neuseeländischer Flachs, Kauriharz, eingekochtes Fleisch (46,601 Pf.-St., also etwa eine drittel Million Thaler). Die Ausfuhr von Wolle betrug in den zwölf Monaten von Ende Juni 1871 bis dahin 1872 schon 40,691,235 Pfund, im Geldwerthe von 2,374,304 Pf. St.

Die Zahl der Einwohner, von den eingeborenen Maoris abgesehen, betrug in der Mitte des vorigen Jahres 206,986; davon entfallen 110,555 auf das weibliche Geschlecht.

Aus Californien.

Ueber die berühmte Crown-Point-Grube und die Consolidated-Virginia-Mine sagt die „California Staatszeitung", daß sie selbst die Wunder des an Wundern reichen Landes in Schatten stellen. In der erstern hat man eine Erzmasse von colossalem Umfange und Reichthum bloßgelegt. Das Product besteht fast zur Hälfte aus Gold und steigt bis zu 600 Dollars per Tonne (2000 Pfund). Auch in der zweiten sind eben so reiche Lager erschlossen worden. Es sei sicher, daß aus der berühmten Comstockgrube im laufenden Jahre doppelt so viel Edelmetall gewonnen wird wie 1873.

In der Nähe des Geyser sind Quecksilbergruben in Betrieb, bei welchen zu Neujahr etwa 5000 Arbeiter beschäftigt waren.

Der Wohlstand Californiens hängt an zwei Elementen: einem nassen Winter und dem Ertrage der Minen. — Seit dem 1. Juli 1873 bis 31. December waren in San Francisco 120 mit Weizen beladene Schiffe nach England abgegangen, davon 35 im Monat December.

Die Ausfuhr Californiens im Jahre 1873 betrug: Mehl 2,861,039 Dollars, Weizen 18,476,505 D., Gerste 372,085 D., Hafer 11,092 D., Brot 56,375 D., Heu 11,946 D., Quecksilber 462,495 D., Erze 114,862 D., Lachs 523,387 D., Kartoffeln 42,845 D., Bohnen 44,894 D., Bauholz 346,370 D., Schindeln 14,117 D., Wein 1,109,308 D., Wolle 6,430,352 D., Häute 343,011 D. Im Ganzen über 31,000,000 Dollars.

Für das Jahr 1874 sind 25 Procent Acker mehr mit Weizen bestellt worden, der Regenfall ist gut gewesen in diesem Winter und so rechnet man auf eine Ausfuhr von 30,000,000 Buschel Weizen.

Die Staaten und Territorien im Westen der Felsengebirge haben 1873 für etwa 120,000,000 Dollars Producte auf den Weltmarkt geliefert, und ihre Bewohnerzahl beträgt noch nicht 900,000 Köpfe.

In Ventura County hat ein Farmer bei Santa Paula nicht weniger als 12,000 australische Gummibäume angepflanzt, die vortrefflich in dem warmen, sandigen Boden gedeihen. — Ein Farmer in S. Bernhardino County hat von 8 Morgen Land 20,050 Pfund Bohnen geerntet.

Die berühmte Belchermine hat im Monat December für etwa 1 Million Dollars Silber geliefert.

In der „California Zeitung" vom 15. Januar finden wir folgende Marktpreise für San Francisco: Rindfleisch, erste Qualität, 9 bis $10\frac{1}{2}$ Cents pro Pfund, — Hammelfleisch 6 bis 8, Kalbfleisch 7 bis 10.

* * *

— Seit längerer Zeit schon wüthet in Colorado ein erbitterter Kampf zwischen den Rindvieh- und Schafzüchtern. Erstere behaupten nämlich, daß das Rindvieh auf Stellen, wo Schafe gehütet worden seien, nicht grasen wolle, und daß die Schafe auch das Gras so knapp abbissen, daß den Wurzeln der genügende Schutz fehle und die Sonne sie zerstöre. Aus diesen Gründen kam es zwischen Rindvieh- und Schafzüchtern zu Streitigkeiten, welche bald in die roheste Art der Selbsthülfe ausarteten und in denen die letzteren, als die schwächere Partei, unterliegen mußten. Nachts wurden die Hürden der Schafe von den Rinderhirten überfallen, die Thiere erbarmungslos niedergeschossen und die Herden versprengt. Eine Menge Schafe waren auf diese Weise zu Grunde gegangen, ehe die Schäfer nachgaben und nordwärts zogen, den Rindviehzüchtern die alleinige Benutzung der öffentlichen Ländereien (denn um diese handelt es sich, nicht um Privateigenthum) im südlichen Colorado überlassend. Seither schien Friede zwischen beiden Parteien zu herrschen, bis vor Kurzem der Krieg in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt Denver wieder ausgebrochen ist. Letzten Herbst hatte sich nämlich am Running Creek, 35 Meilen von Denver, ein deutscher Schafzüchter, J. H. Hauschild, mit etwa 4000 Schafen niedergelassen, sich Haus, Stallungen, Hürden errichtet und träumte nicht, daß er auch hierher verfolgt werden würde. Aber während einer Nacht in der ersten Hälfte des December wurde er durch Gewehrgeknatter aus dem Schlafe geweckt und fand, daß etwa 20 Mann beschäftigt waren, auf seine in zwei Hürden eingepferchten Schafe zu schießen und diese nach allen Richtungen zu versprengen. Er feuerte nun selber auf die Angreifer, mußte aber der Uebermacht weichen. Am andern Morgen fand er 180 seiner Schafe todt, die übrigen in der ganzen Umgegend zerstreut. Er sieht sich nun genöthigt, zum zweiten Male seine selbstgegründete Heimath zu verlassen, denn Gerechtigkeit gegen derartige Gewaltthaten giebt es in Colorado, selbst in seinem civilisirtesten Theile unmittelbar bei Denver, nicht, obgleich die Thäter allgemein bekannt sind. Und bei derartigen Zuständen beansprucht Colorado als Staat in die Union aufgenommen zu werden, und General Grant befürwortet seine Aufnahme.

— Die Bürger der Stadt Cincinnati in Ohio hatten zum Neujahrstage eine von der „Internationalen Schwefelbande" ihnen bereitete „angenehme Ueberraschung". Die Weltbeglücker hatten schon am Sylvesterabend roth gedruckte Zettel vertheilt, welche allerlei freundliche Mahnungen enthielten: „Brot oder Blut!" — „Reform oder Revolution." — „Donner, Blitz, Erdbeben, Krieg, Panik." — „Arbeiter, bezahlt keine Steuern!" — Die „Arbeiter" hatten den Monatslohn von 60 auf 100 und mehr Dollars hinaufgedrängt. Da nun keine Nachfrage nach fabricirten Waaren ist und der „verruchte Capitalbourgeois" außer Stande ist, solche hohen Löhne zu zahlen, so folgte nach bekannter Logik, daß solch ein Capitalbourgeois, auch in der allerdemokratischsten Allgemeinstimmrechtsrepublik, ein „Leuteschinder" ist, ein „Blutsauger". Wer das nicht begreift, hat natürlich keinen Menschenverstand, wohl aber ein „Herz von Stein".

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Wanderungen an der Westküste von Afrika.

I.

Die Quaquaküste. — Die französischen Handelsposten. — Ein Palaver in Groß-Bassam; die Mäkler und Zwischenhändler. — Die Mündungen der Ströme; Barren und Lagunen. — Die Strandvegetation. — Zerklüftung der Stämme; Häuptlinge. — Sitten und Gebräuche. — Fehden. — Anthropophagie. — Orakel, Menschenopfer; Sklaverei und lebensmüde Sklaven.

An der Ostgrenze der sogenannten Elfenbein- oder Zahnküste, wo eine Anzahl von Strandlagunen tief ins Land einschneiden, bezeichnet man die Region bis in die Nähe von Apollonia wohl als Quaquaküste. Das ist ein Spitzname, welchen die Europäer jener Landstrecke gegeben haben, weil die Bewohner das Wort Quaqua, ihr Ja, sehr häufig wiederholen. Vom Cap Lahu an sind dieselben nicht ganz so barbarisch, wie jene, welche nach Westen hin bis Cap Palmas das Land inne haben, und bei ihnen hatten die Franzosen bis 1871 eine Anzahl von Factoreien, von der Grenze Liberias bis zum Assiniflusse, also bis hart an die Goldküste, über welche sie nominell auch heute die Souverainetät in Anspruch nehmen. Bei der Art und Weise, in welcher sie Colonien wie Handelsposten zu verwalten pflegen, darf es nicht Wunder nehmen, daß jene Factoreien ihnen keinen Nutzen abwarfen und es war ganz verständig, daß sie dieselben nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges an ein englisches Handelshaus vermietheten. Dieses macht vortreffliche Geschäfte; es hatte zu Ende des Jahres 1873 nicht weniger als 40 Schiffe, welche auf dem Tando und dem Assini und den zwischen beiden Strömen liegenden Lagunen Palmöl holten; dieses ist das Haupterzeugniß des Landes. Die Fahrzeuge bleiben außerhalb der niedrigen und gefährlichen Barren liegen; schwarze Mäkler kommen an Bord und lassen sich Vorschüsse geben, um mit denselben die verschiedenen Dörfer zu besuchen und das Palmöl aufzukaufen.

Um das Jahr 1840 faßte man in Frankreich den Plan, an dieser Küstenstrecke, auf welcher auch sehr reines Gold in nicht unbeträchtlicher Menge in den Handel gelangte, einige Niederlassungen zu gründen und von diesen aus der Verschiffung von Sklaven, welche damals noch fortdauerte, zu steuern. Zunächst faßte man die Flüsse Bassam und Assini ins Auge und Capitän Fleuriot de Langle (jetzt Gegenadmiral) wurde beauftragt, Land und Gestade näher zu erforschen. Er hat jüngst im „Le Tour du Monde" Auszüge aus seinen Tagebüchern veröffentlicht, die bis 1871 reichen; dieselben sind eben jetzt, wo die Guineaküste die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, von großem Interesse, und deshalb werden wir ihnen den wesentlichen Inhalt entlehnen.

Fleuriot de Langle landete bei Groß-Bassam am 19. Februar 1843 und fuhr in Booten auf dem Strome bis zu dem etwa zwei Seemeilen von der Barre entfernt liegenden Dorfe. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung fand er dort breite, lange Straßen und große öffentliche Plätze, beide mit hohen Bäumen bestanden, deren breitblätteriges



Der König von Groß-Bassam, seine Hofleute und Musikanten.

Gezweig erquickenden Schatten gewährte. Die Ortschaft hatte eine zahlreiche Bevölkerung, die sich anständig benahm; die verschiedenen Häuptlinge versammelten sich bei dem, welcher ihr Vorsteher oder Obmann war; er hieß Piter, und bei ihm hatte dann der weiße Seemann das Palaver, d. h. man hielt Berathung, und verhandelte in einem sehr geräumigen Gebäude. Im innern Hofraum standen Divans unter einer Anzahl von Verandahs, deren geglättete Wände mit allerlei Zeichnungen versehen waren, z. B. von großen Eidechsen, Kaimans, Hirschen und dergleichen mehr.

Der weiße Mann eröffnete das Palaver mit einer kurzen und bündigen Ansprache: „Ich komme, um Euch mitzutheilen, daß Frankreich keine andere Absicht hat als die, Euch der Wohlthaten der Civilisation theilhaftig zu machen. Diese wird euern Wohlstand vermehren; durch sie werdet Ihr eueren Nachbaren überlegen werden und über dieselben einen legitimen Einfluß üben, durch welchen Ihr Zuwachs an Macht und Reichthum bekommt.“

Diese wenigen Worte verfehlten den Eindruck nicht auf Leute, die sich gern in weitschweifigen Redensarten ergehen. Bei einem solchen Palaver sitzen die Häuptlinge jeder auf einem besondern Stuhle, die angesehensten dem Vorsteher zunächst; dieser hat eine Art von Advocaten neben sich, der für ihn das Wort nimmt. Er selbst ist im Kriege Oberfeldherr und führt die Leute ins Gefecht; auf seiner Brust hängt ein aus aufgereiheten Tigerzähnen bestehendes Halsband, auch über den Handgelenken und den Fußknöcheln trägt er aufgereihete Tigerzähne; während des Palavers steht er aufrecht und hat eine lange Lanze in der Hand. Er hält die Ordnung aufrecht und giebt den einzelnen Rednern das Wort; sein Advocat faßt das, was gesagt worden ist, übersichtlich zusammen und hebt die wichtigsten Punkte besonders hervor. Frauen und Kinder dürfen bei solchen Verhandlungen nicht zugegen sein, wohl aber alle für mannbar erklärten Leute.



Ein Marabut als Friedensstifter.

Aus dem Palaver konnte der weiße Mann abnehmen, daß die Häuptlinge in Groß-Bassam alle Mäkler und Zwischenhändler waren, und daß sie mit den Producenten des Palmöls im Binnenlande sehr vorsichtig umgehen mußten; einen Eindruck von Energie machten sie nicht. Fleuriot de Langle fand bald für seine Zwecke die Unterstützung eines Mannes, der Waka hieß; er war Häuptling vom nördlichen Theile der Ortschaft Groß-Bassam und deshalb den Angriffen der Leute von Potu und Abra am meisten ausgesetzt. Dieser Waka, etwa dreißig Jahr alt, hatte einen Ausdruck von Offenheit im Gesicht und hellere Hautfarbe als Piter, „dessen Haut so schwarz war wie sein Charakter und der sehr wohl als Conterfei eines Höllenkönigs hätte gelten können. Ich finde in den Protokollen, daß er einige Zeit später zehn Unzen Goldes als Strafe zahlen mußte, weil er einen Sklaven aufgefressen hatte.“ Aus Waka's Rede ergab sich, daß die Leute in Groß-Bassam ganz isolirt dastanden: daß sie lediglich Händler waren und keineswegs kriegerisch; daß die Männer von Potu und vom Ebrieh sie nach Belieben in Blockadezustand versetzen konnten; ferner daß sie nach Groß-Alepe und Alba nur Handel treiben konnten, wenn Acka, Häuptling von Bunua, ihnen dazu Erlaubniß gab. Sie wußten selber, daß sie schwach und machtlos waren und ließen sich gern und willig die Oberherrschaft Frankreichs gefallen, nachdem ihnen die Zusage gegeben war, daß man sie in Bezug auf ihre innere Verwaltung unbehelligt lassen werde. — Der weiße Mann hatte während des Palavers neben sich sechs Männer vom Senegal, Joloffen aus Guet Ndar, getreue, zuverlässige Leute. Sie hielten in der rechten Hand, welche sie unter ihrer Kleidung versteckten, ein geladenes Pistol, um nöthigenfalls sofort jeden niederzuschießen, der sich etwa an ihrem Borom galguy, d. h. Schiffsherrn, vergreifen würde.

Im Juni 1843 verließ ein kleines Geschwader den Hafen von Goree und steuerte nach Groß-Bassam, um dort drei große Blockhäuser aufzuschlagen; eines der Schiffe unter de Langle sollte von Assini Besitz ergreifen.

Die Mündungen der westafrikanischen Ströme sind unablässig den Einwirkungen der Winde und der aus dem offenen Ocean herandrängenden Wogen ausgesetzt; in der Regenzeit haben sie mächtiges Hochwasser und so kommt es, daß sie sich immerfort verschieben. Auch das Bett erfährt, je nach der Beschaffenheit des Erdreichs, mancherlei Veränderungen. Französische Ingenieure haben in zwei Jahrzehnten nach und nach alle Lagunen und die denselben zuströmenden Flußläufe erforscht und aufgenommen. Jene, welche der Bassamlagune zufallen, bilden drei Becken. Unter ihnen gewährt der Komoeh oberhalb der Barre einen großartigen Anblick; er hat eine unabsehbare Breite. Beide Ufer sind mit Mangrovebäumen bewachsen und bilden eine grüne Einfassung, eine dichte, düstere Hecke, welche den Blick begrenzt, so daß man von Allem, was hinter ihr liegt, nichts zu erkennen vermag. An den Zweigen hängen sogenannte Mangroveaustern; an den Wurzeln und am Gezweige klettert ein an der Brust mit Pfoten versehenes Amphibium auf und ab. Die Austern werden von den Eingeborenen gern gegessen, aus den Schalen derselben brennen sie Kalk. Die Schmarotzervegetation überzieht rasch alle nicht stets vom Wasser bedeckten Stellen und befestigt den Boden, wo nicht ein rasch fließender Wasserlauf sie an Bewurzelung hindert.

Hinter diesem undurchdringlichen Sumpfwalde und wirr durch einander verwachsenem Gestrüppe, welche beide jener westafrikanischen Küstenregion ein so eigenartiges Gepräge verleihen, haben die mehr oder weniger wilden Buschleute ihre Dörfer; diese kann man in der That als Schlupfwinkel für Amphibien bezeichnen, jenen ähnlich, welche die Pahuins am Gabon und manche Sekalaven auf Madagaskar haben. An der Goldküste dagegen findet man große, ausgedehnte Dörfer; sie liegen auf den Hochflächen oberhalb der Lagunen.

Sobald man aus dem Brakwasser in das süße Wasser gelangt, gewähren die Ufer einen ganz andern Anblick, denn sofort tritt Pandanus mit verknoteten Wurzeln und weit ausgestreckten Zweigen auf, sodann Hibiscus mit prachtvollen Blumen. Daneben findet man viele andere Pflanzen, die trocken stehen und doch auch viel Wasser haben wollen. Nun treten landeinwärts auch Bäume auf, namentlich die Oelpalmen, welche zwei Ernten im Jahre geben, und mehrere Riesen der Pflanzenwelt, unter denen einige so mächtig sind, daß man aus einem Stamme große Piroguen verfertigt, die mehr als 60 Fuß Länge haben und in denen hundert Männer Platz finden können. Dergleichen Boote werden mit allerlei Schnitzwerk verziert und mit prahlenden Farben bemalt.

Weiter landeinwärts steigt das Gelände allmälig mehr und mehr an und die Dörfer liegen auf hohen Vorsprüngen, welche vom Flusse bespült werden. Der Uferrand hat nicht selten eine Höhe von 120 bis etwa 150 Fuß; alle auf solchen Höhen angelegten Dörfer sind befestigt, neben einander



Hütten für die Scharfschützen in Groß-Bassam.

stehende Pfähle werden tief eingerammt und mit Lianen an einander befestigt; für den Feind ist ein solcher Pfahlzaun undurchdringlich; nur mit Aexten könnte man eine Lücke oder Bresche zu Stande bringen. Die Zugänge zu den Ortschaften sind dem Feinde verlegt; auf denen, welche zum Ufer hinabführen, hat man gleichfalls Pfahlwerke, welche einige so schmale Oeffnungen haben, daß nur kleine Fischerbarken hindurchkönnen. Um die Dörfer selbst zieht man einen Fetischcordon, eine Schnur, deren Uebertretung den Zorn der bösen Geister auf den Frevler herabruft.

Die Stämme, welche vom Rio Fresco bis nach Apollonia hin das Strandgebiet inne haben, zeigen die echt afrikanische Zerklüftung und Zersplitterung und die Fehden nehmen kein Ende. Die Franzosen mußten mit mehr als vierzig Häuptlingen verhandeln, um ihre Oberherrlichkeit anerkannt zu sehen. So hat Lahu zwei Oberhäuptlinge; im Norden der Lagune gebietet eine sehr gefürchtete Königin, welche unbedingten Gehorsam findet; — der Bezirk von Dabu zerfällt in nicht weniger als vierzehn oder funfzehn Gemeinwesen, oder sagen wir Centra, die alle einander fremd bleiben und keine Gemeinschaft haben; der Bezirk von Ebrieh hatte achtzehn Dörfer, von denen mehrere in und durch einander liegen, ohne daß die einzelnen Bestandtheile auf ihre Autonomie verzichten. So war Potu mit Ebrieh vereinigt, zählte aber acht Dörfer, sämmtlich Vasallen des Königs Amadifu, der Statthalter über sie gesetzt hatte. Die ziemlich dichte Bevölkerung, welche für Neger eine gewisse Intelligenz zeigt und kaum 200,000 Köpfe zählt, steht unter Oligar-

schien, die keine verbindende Gemeinschaft mit einander haben. Auch in sprachlicher Beziehung findet man ein wirres Nebeneinander und die Franzosen hatten bei ihren Verhandlungen allemal mehrere Dolmetscher nöthig. Die Handelsrivalitäten führen zu Kriegen. Die Leute am Komoeh und von Potu Aghien hatten als Handelscentrum Groß-Bassam; die von Bunua schafften ihre Producte nach Alassam, das am Meere selbst liegt; die Dörfer der Jacks, welche gegenüber Dabu dem Strande entlang liegen, handelten mit denen von Ebrieh; die von Dabu handelten aber auch mit den Jacks, welche im Jahre durchschnittlich für 12 bis 15 englische Fahrzeuge Palmölladungen lieferten.

So lange die Franzosen mit Geschenken an die Häuptlinge nicht sparsam waren, ging Alles gut; auch die Mäkler waren zufrieden, da sie ihre Gebühren vom Palmölhandel einstrichen. Als aber Magazine angelegt und mit allerlei Waaren gefüllt wurden, welche ohne ihre Dazwischenkunst zum Verkaufe kamen, traten sie feindselig auf. Sie stachelten das Volk an und nicht weniger als 60 bewaffnete Piroguen versuchten einen Ueberfall in der Lagune von Bassam gegen ein französisches Avisoschiff, das ihnen jedoch eine sehr empfindliche Lection gab. Aehnliches wiederholte sich 1849, als Acka, Häuptling von Bunua, den Komoehfluß für den französischen Verkehr sperrte; Admiral Bouet Williaumez bombardirte deshalb Yahon an der Mündung desselben; 1853 züchtigte Admiral Baudin die Leute von Ebrieh, und man sah sich genöthigt, das Fort Dabu zu errichten, von welchem aus man die Neger überwachen konnte. Trotzdem sind die Leute in der Umgegend des Forts volle zehn Jahre lang feindselig geblieben. Dann hat de Langle ihnen Frieden aufgezwungen, der auch gehalten wurde bis die Franzosen 1870 die Besatzung aus dem Fort zurückzogen und sich weiter nicht um die dortigen Handelsangelegenheiten bekümmerten.

Das Klima von Groß-Bassam wirkt auf die Europäer sehr abschwächend; zuweilen tritt auch das gelbe Fieber auf, welches namentlich in den Jahren 1857 und 1862 Viele hinwegraffte.



Hofraum des französischen Postens in Groß-Bassam.

Trotz der äußersten Zersplitterung und Zerklüftung haben diese Stämme doch eine Art von Völkerrecht, sagen wir ein Herkommen, welches sie sämmtlich anerkennen und beobachten. In ihrer Haltung sind sie den Feinden gegenüber hochfahrend und hochmüthig, gehen vorsichtig und mit Bedacht zu Werke, erwarten daß man ihnen den ersten Besuch mache und drängen sich nicht auf. Die alten Männer werden geehrt und man kann sagen, daß eine gewisse Gerontokratie bei ihnen vorwalte. Die Erbschaft geht nicht allemal auf die „sichere Seite“, d. h. die Schwester eines verstorbenen Mannes und deren Kinder, über; die Vielweiberei ist unbegrenzt und unbeschränkt; die Weiber hält man unter strenger Zucht; sie müssen sich bei gewissen Perioden in einer zu diesem Zweck errichteten Hütte aufhalten und dürfen sich vor den Leuten nicht sehen lassen. Nachdem die Frau eines Kindes genesen ist, wird ihr drei Monate lang die Haut mit Rocou (Orleans) eingerieben und sie muß über Hand- und Fußknöcheln einen sehr dicken Kranz von trockenem Grase tragen. Untreue der Frau eines Häuptlings wird mit dem Tode bestraft, bei anderen mit Geldbuße.

Weiberraub ist dann und wann Veranlassung zu einem Kriege. Ein Mann aus Tiackba hatte ein Mädchen aus Ndiu entführt. Sofort werden die Kriegspiroguen bemannt und die Kriegsgesänge angestimmt, auf jedem Nachen nimmt ein Flintenträger seinen Platz am Vordertheil ein und das Treffen beginnt. Der Tiackba verliert einige Piroguen, einige Krieger aus Ndiu werden erschossen; die Verwirrung ist allgemein und man wendet sich endlich an de Langle, der eben im Fort Dabu sich befand. Er befahl allgemeine Niederlegung der Waffen, begab sich selber an Ort und Stelle und nahm die Bevollmächtigten von Ndiu mit nach Tiackba. Dort palaverten beide Theile hin und her; dann stellte er ihnen eindringlich vor, daß nun des Streites genug sei, und daß es besser wäre, wenn man sich mit Herbeischaffen von Palmöl befassen wolle. Die Menschenverluste auf beiden Seiten glichen sich so ziemlich aus und der Admiral befahl beiden Theilen, in seiner Gegenwart den Becher des Friedens und der Freundschaft zu leeren.

Von Tiackba ging er dann nach Ndiu, wo er den Kriegstamtam schlagen ließ, zum Zeichen, daß die Häuptlinge sich versammeln sollten. Als die Notabeln sämmtlich erschienen waren, bemerkte er bei ihnen ein allgemeines Lachen.

Als er dann zufällig sich umsah, bemerkte er, daß ein einäugiger Mann hinter ihm stand; derselbe trug eine Kappe von Baumwolle; seine Haut war mit einem kleberigen Schweiße überzogen. De Langle erfuhr von seinem Dolmetscher, daß diese scheußliche Gestalt der Koch sei, der sich aber nicht mit der Zubereitung gewöhnlicher Speisen befasse, sondern nur mit jener von Menschenfleisch, das bei den Leuten von Ndiu für den größten Leckerbissen gilt. Es ist die allgemeine Meinung, daß die Ndins am liebsten Kinder, welche sie von der Lagune her erhalten, in den Kessel dieses Kochs wandern lassen. Es unterliegt nicht dem allermindesten Zweifel, daß sie ihre Kriegsgefangenen verzehren; auch bei den Quaquas herrscht dieser abscheuliche Brauch, eben so landeinwärts bei den Burburys. Diese letzteren haben einmal acht in französischen Diensten stehende senegambische Chasseurs aus einem Hinterhalt überfallen und aufgefressen. Als Züchtigung dafür wurden Badu, Mapoyenn und manche andere ihrer Dörfer in Brand geschossen und zerstört.

Der Fetischcordon spielt im Leben dieser schwarzen Völker eine wichtige Rolle; wo dieses Seil ausgespannt, wo eine Oertlichkeit damit umzogen ist, findet gleichsam ein Belagerungszustand statt. Die durch ihn geschützte Stelle darf nur von Kriegern betreten werden, nur solche dürfen ihn überschreiten. Wer das Recht haben will, einer Kriegerversammlung beizuwohnen und in derselben das Wort zu nehmen, muß früher bei der Investitur eines Häuptlings zugegen gewesen sein. Bei einer solchen Gelegenheit fließt allemal viel Blut, denn wer zur Häuptlingswürde erhoben wird, muß seine Kühnheit, Entschlossenheit und Stärke dadurch bethätigen, daß er mit eigener Hand einen Sklaven oder einen Kriegsgefangenen abschlachtet. Nachdem er das gethan müssen die jungen, waffenfähigen Männer den abgeschlagenen Kopf unter sich von Hand zu Hand gehen lassen. Diese so zu sagen Bluttaufe oder Blutweihe kann einer, der unter die Krieger aufgenommen werden will, auch dadurch erhalten, wenn er den Kopf eines Sklaven bekommt, der für den Geist eines abgeschiedenen Häuptlings als Opfer hingemordet worden ist. Das Ganze bedeutet ungefähr soviel wie im alten Rom das Anlegen der toga praetexta. Nachdem der junge schwarze Kriegeraspirant alle diese Bedingungen erfüllt hat, darf er bei den Palavern zugegen sein und das Trinkgefäß aus Bambus in die linke Hand nehmen. Das zu erreichen ist sein stärkster Ehrgeiz.

Bei den Palavern in Bassam und Tiacba wird allemal



Französischer Posten in Groß-Bassam.

sehr viel Musik gemacht; die Trompeten bestehen aus ausgehöhlten Elephantenzähnen und diese sind mit Kinnbacken erschlagener Feinde verziert. Ein Gleiches ist mit den Tamtams der Fall; auch diese müssen unbedingt einen solchen Schmuck haben, wenn große Häuptlinge zugegen sind. Die abgeordneten Bevollmächtigten zweier in Fehde mit einander liegender Stämme setzten sich schweigend nieder. Sie sind gewöhnlich hochbetagte Männer, die ein sehr ernstes Gesicht machen und ein eisernes Band um den Hals tragen; an demselben hängt eine Schelle, welche man in Bewegung setzt um zum Stillschweigen aufzufordern. Beide Lager sind durch eine ausgespannte Liane von einander getrennt, denn die Scene spielt in freiem Felde. Als Unterhändler und Friedensstifter fungirt nicht selten ein Bambarra-Neger, also ein Mohammedaner; er darf die Liane überschreiten und den Leuten der entgegengesetzten Partie die Hand drücken. Diese marschiren dann in einer Reihe hinter einander an ihren Gegnern vorüber und halten dabei die eine Hand am Kopfe, die andere am Halse. Bei dieser Feierlichkeit geht es stets sehr ernst her.

Alles ist mäuschenstill, denn das Orakel wird sich kund geben. Eine grüne Schlange mit dreieckigem Kopf und stumpfem Schwanze kriecht langsam aus dem Dickicht hervor und betrachtet, den Kopf bald rechts bald links wendend, beide Parteien, welche mit gespannter Aufmerksamkeit diese Bewegungen beobachten; bald nachher verschwindet sie wieder im Gebüsch. Findet man günstige Anzeichen dabei, dann drücken Alle ihre Befriedigung aus; das Palaver beginnt, nachdem mit Schlägen auf ein Tamtam das Zeichen gegeben worden ist.

Der erste Redner pflanzt seinen Stab an der Liane auf, ein anderer von der Gegenpartei thut dasselbe; beide begrüßen die Versammlung indem sie die Hände auf Kopf und Hals legen. Dann folgen Erörterungen und nach Schluß derselben ziehen die Aeltesten sich zurück, um in einer Hütte zu berathschlagen. Nachdem sie zu einem Beschlusse gelangt sind, treten sie hinaus vor die Versammlung und zeigen derselben einen Beutel vor, welcher den Fetisch enthält. Dieser ist oft weiter nichts als ein Lumpen oder ein Stück Papier, auf welchen ein Vers aus dem Koran geschrieben ist, und hat nur Werth und Wirkung in dem gegebenen Falle, für welchen er geweiht und gesegnet worden ist. Der Fetischpriester, welcher Besitzer der eben erwähnten Schlange ist, tritt aus dem Gebüsch hervor, stellt sich zwischen beiden Theilen auf und begrüßt sie; dann stellt er eine mit Palmwein gefüllte Kalebasse da auf, wo noch eben die Liane gezogen war, und spricht einen Segen mit großem Pomp. Nachher

fuchtelt er mit einem Messer um die Kalebasse herum, zieht in der Luft Kreise nach rechts und links, ruft die Geister an, kniet nieder, spricht heilige Worte, macht hinterher cabalistische Zeichen und bittet den Himmel sein Opfer anzunehmen. Nach vollendeter Weihe entfernt er sich langsamen Schrittes, verschwindet im Dickicht und verweilt an einer Stelle, welche das übrige Volk nicht kennt und nicht kennen darf. Aus der eben erwähnten Kalebasse thut der älteste Häuptling den ersten Trunk; sie geht dann an die übrigen und damit ist der Abschluß des Friedens verkündigt. Fleuriot de Langle betont als Augenzeuge ausdrücklich, daß es bei dergleichen Angelegenheiten durchaus würdig hergehe und der Anstand genau beobachtet werde.

In Groß-Bassam herrscht Sklaverei. Es kommt wohl vor, daß ein Sklav des Lebens überdrüssig wird und sofort setzt er seinen Herrn davon in Kunde. Dieser giebt ihm dann eine Flasche Rum, die er leert um betrunken zu werden. Dann erscheint der bestallte Henker und versetzt ihm mit einer wuchtigen Keule einen gewaltigen Schlag in den Nacken; die Leiche bleibt auf freiem Felde liegen, zum Fraße für die Vögel und wilden Thiere. In Groß-Buba waltet eine andere Praxis. Der Herr bringt den lebensmüden Sklaven zum Dorfhäuptling, welcher ihm allerlei vergebliche Gegenvorstellungen macht. Er wird dann vor eine Anzahl von Richtern gestellt, die ihm noch einmal zureden, seinen Vorsatz zu ändern, aber sie predigen allemal tauben Ohren. Nun läßt der Häuptling ihn an einen Baum binden und alle Anwesenden stürzen wie wilde Thiere über ihn her, so daß er in wenigen Augenblicken völlig zerrissen ist. Jeder Theilhaber zahlt dem Herrn eine kleine Entschädigung für das Vergnügen und er kann sich für den Erlös einen neuen nicht so melancholischen Sklaven anschaffen.

Die Menschenopfer begeht man, wenn bei Vollmond im October das Erntefest gefeiert wird, d. h. wenn die Ignamen reif sind, doch finden dergleichen auch zu anderen Zeiten statt. In Badu, an der Burburysbucht, war ein französischer Offizier Augenzeuge. Die Krieger hatten sich Gesicht und Körper mit rothen und weißen Streifen bemalt und schossen wie toll und blind nach allen Richtungen hin. Der zum Opfer auserkorene Mensch war an einen Baum gebunden, nachdem er ein Verhör bestanden und sich freiwillig dargeboten hatte; das letztere ist eine nothwendige Bedingung, wenn das Opfer wirksam sein soll. Der Häuptling muß ihm mit einem einzigen Schlage das Lebenslicht ausblasen; man reißt ihn in Fetzen, die sogleich an Ort und Stelle gefressen werden! Dadurch werden die bösen Geister gnädig gestimmt.

Der Mann ist unbedingt Herr über Leben und Tod seiner Frau.

Oberhäuptlinge tragen ein Messer, das in einem unter dem Knie befestigten Bande steckt; es ist das „Blutmesser"; dasselbe wird nicht eher wieder in die Scheide gesteckt als bis damit ein Verurtheilter getödtet worden ist.

Limmat und Reuß.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde.

II.

Der Canton Uri, das engere Quellgebiet der Reuß, hat auf 19½ Quadratmeilen 16,000 Einwohner, der Canton Glarus, als Quellbezirk der Limmat, zählt auf 12½ Quadratmeilen 35,000 Einwohner. Im Canton Uri wohnen also auf einer Quadratmeile höchstens 800 Menschen, im Canton Glarus fast 3000. In Glarus sind unter den 35,000 Seelen nur gegen 7000 Katholiken, in Uri unter den 16,000 bloß 80 Protestanten. Die Reuß ist überhaupt von der Quelle bis ein paar Stunden vor der Mündung katholisch, die Limmat ist größtentheils reformirt, ändert aber gleichfalls vor ihrem Ende den Glauben, um mit Hebel zu reden, und wird mit beiden Ufern katholisch. Die Katholiken an der Reuß sind aber nicht nur schlechthin katholisch, sondern auch stark römisch-katholisch, fast ohne Ausnahme — Bremgarten, wo Bullinger, Zwingli's Nachfolger in Zürich, wirkte, ist nach kurzer Zeit wieder katholisch geworden —, die katholischen Anwohner der Limmat gehören meistentheils zu den freisinnigen Katholiken; die der Stadt Zürich haben sich auch in unseren Tagen als altkatholische Kirchgemeinde constituirt. Die wichtigsten und auf ihre Umgebung einflußreichsten Wohnorte an beiden Flüssen sind Zürich und Luzern. Nun ist Zürich, die Wiege der schweizerischen Reformation, das Arbeitsfeld Zwingli's gewesen, dessen Wirksamkeit sich überhaupt nur im Gebiet der Limmat bewegte. In Wildhaus zwar, an den Thurquellen, geboren, wird er in Wesen, am Westende des Walensees, erzogen, tritt zuerst in Glarus, dann in Einsiedeln und endlich in Zürich auf und hier erst als durchgreifender Reformator. Luzern hingegen ist seit Jahrhunderten der Sitz des päpstlichen Nuntius und war das Haupt und die Seele des Sonderbundes in jesuitischen Diensten. In Zürich hat schon Karl der Große eine Schule gestiftet, und seit 1833 hat die Stadt eine Universität und ebenso das eidgenössische Polytechnikum. Luzern hat es nicht weiter gebracht, als zu einem Lyceum, dessen Classen noch die mittelalterlichen Namen tragen (Grammatik, Rhetorik ꝛc.). —

Freilich liegen die drei sogenannten Urcantone, die Gründer der Schweizerfreiheit, Uri, Unterwalden und Schwyz, im Gebiet der Reuß — das Limmatgebiet des Cantons Schwyz war nicht gleichberechtigt mit dem „Lande" Schwyz, sondern in einer Art Unterthanenverhältniß, bis 1798 — und Luzern trat fast zwanzig Jahre vor Zürich dem Eidgenossenbunde bei. Zwar sind das Rütli und die Tellenplatte von den Wassern der Reuß bespült und auch die hohle Gasse gehört dem Reußgebiete an; aber die Stiftung des Schweizerbundes war erstens nicht einmal eine That des Fortschrittes und der Freisinnigkeit, sondern im Gegentheil eine des Festhaltens am Alten (man wollte beim Reiche bleiben, nicht österreichisch werden), und zweitens geschah seit jenen Thaten der politischen Befreiung von Oesterreichs Umklammerung an der Reuß soviel als nichts auf dem Wege zur Humanität und zur Freiheit des Menschengeschlechts. Ja die Söhne, Enkel und Urenkel der Männer im Rütli und der Helden am Mongarten und bei Sempach waren in den eroberten Unterthanenländern ärgere Tyrannen, als nach der Ueberlieferung Lan-

denberg und Geßler gewesen sind, so daß die Grafschaft Baden und die unteren freien Aemter 1712 trotz des religiösen Fanatismus es dennoch mit Freuden begrüßten, daß sie von nun keine Landvögte mehr aus den Urcantonen bekommen sollten, sondern bloß noch von den drei ketzerischen Cantonen Bern, Zürich und Glarus. Hingegen hat die Lotterie der Gebrüder Muheim in Altorf lange Zeit sehr gute Geschäfte gemacht.

Die Reußanwohner sind conservativ wie die Alpenberge, deren Fuß die Reuß bespült. Einst wehrten sie sich, besonders Uri, Schwyz und Unterwalden, gegen die Erweiterung des Schweizerbundes, als es sich um Aufnahme der Städte Freiburg und Solothurn handelte (1481), und nach den Burgunderkriegen gegen die Annexion der Freigrafschaft, und heutzutage sträuben sie sich alle fünf (Luzern und Zug dabei) gegen die centralisirende Bundesrevision. Diese fünf Cantone (in der Geschichte kurz die V Orte genannt) haben auch mit Freiburg und Wallis 1845 den Sonderbund geschlossen, den reformirte und katholische Eidgenossen 1847 mit Waffengewalt auflösen mußten. Die Reußcantone haben überhaupt seit der Reformation eine beständige Opposition gegen die ebene, fortschrittlich gesinnte Schweiz gebildet.

Aber vor allen aus im religiösen Leben ist das Reußgebiet zurückgeblieben, es ist der Pfafferei und der unduldsamsten Hierarchie verfallen, die in der Verdummung des Volkes, nicht in der Bildung desselben ihr Heil sieht. Statt der stattlichen Schulhäuser, der Fabriken, der Werkstätten und Handlungshäuser sieht man dort Klöster, Capellen, Bildstöcke und Kreuze. Die Reformation wurde dort mit Gewalt verhindert oder ausgerottet und bis zur neuen Bundesverfassung war sogar den Protestanten die freie Niederlassung verboten. Luzern hat die Jesuiten berufen und in unseren Tagen nahm es den wegen Widersetzlichkeit gegen die Staatsautorität entsetzten Bischof von Basel aufs Bereitwilligste auf. Es ist wirklich recht auffallend, wie jene fünf Cantone, die so argwöhnisch und ängstlich ihre politische Freiheit und Selbständigkeit sogar gegenüber dem allgemeinen Bundeswohl bewachen und vertheidigen, in religiösen Dingen so knechtisch und unterwürfig gesinnt sind, daß der „Statthalter Gottes" jenseits der Berge schwerlich gehorsamere Unterthanen finden kann, als eben jene fünf Cantone im Gebiet der Reuß. Sie sehnen sich nicht im Geringsten nach der christlichen Freiheit der angrenzenden reformirten Cantone, die ihre religiösen Angelegenheiten vollkommen unabhängig von jeder fremden ausländischen Autorität nach eigenem Ermessen ordnen.

Soll ich endlich hinweisen auf die große Zahl der Schriftsteller und Gelehrten und Forscher, die an der Limmat gelebt und gewirkt haben, und von denen viele über des Vaterlandes Grenzen hinaus gewirkt haben, wie Bodmer und Breitinger auf literarischem, Pestalozzi auf pädagogischem Gebiete? Schon der erste Geschichtsschreiber, Aegidius Tschudi, war ein Glarner; die Hollinger, Meyer von Knonau 2c. 2c. wären Züricher. In Luzern ist der kritische Geschichtsforscher Kopp eine Bahn in der Wüste, aber seine Werke sind an der Reuß nicht gelesen und seine Resultate werden nicht geglaubt, weil sie gegen die Ueberlieferungen und Vorurtheile ankämpfen, die angenehmer klingen als die strenge Wahrheit. Kurz, wenn Zürich mit Recht das schweizerische Athen, auch Limmat-Athen, genannt ist, so ist Luzern das schweizerische Rom, trotzdem der Name eine „Leuchte" bedeutet. — Nur die Kunst hat einige Jünger in den Reußcantonen gefunden (Imhof, Deschwanden).

Und woher nun dieser diametrale Gegensatz? Die beiden Erdräume, Reuß- und Limmatgebiet, sind klein und berühren einander auf einer langen Linie. Sie haben die nämliche Abdachung, die nämlichen geologischen, hydrographischen, klimatischen und ethnographischen Verhältnisse, und auch die orographischen sind im Wesentlichen die gleichen: zuerst Hochgebirgsland, dann Voralpen, dann Hochebene oder Hügelland und die Nordwestecke im Jura. Aber eben nur im Allgemeinen sind die Gebirgsverhältnisse einander ähnlich, im Einzelnen bestehen bedeutende und weitgreifende Unterschiede. Und hier eben liegt die Auflösung des Räthsels. Aeußere Einwirkung durch einflußreiche Männer oder Ortschaften reicht nicht aus, zudem diese ja auch wieder abhängig sind von den sie umgebenden Naturverhältnissen.

Es kommen hierbei besonders die beiden Quellbezirke, die Cantone Uri und Glarus, in Betracht und die beiden correspondirenden Seen, der Vierwaldstättersee und der Zürichsee, an deren unterm Ende, am Ausflusse, die Städte Luzern und Zürich, die geistigen Antipoden, liegen. Der Canton Uri ist auf allen vier Seiten von Bergmassen eingeschlossen, nur im Nordwesten macht der südöstliche Theil des Vierwaldstättersees, der Urnersee, eine Lücke in die Bergmauer, welche den Canton einschließt wie eine Klosterzelle, und über die nur beschwerliche, selten begangene Pässe hinausführen. Bloß das Urserenthal ist durch Bergstraßen mit der Umgebung verbunden, und das eigentlich nur im Sommerhalbjahr, im Winter sind diese Straßen verschneiet und können nur mit Schlitten befahren werden. Glarus ist auf drei Seiten auch bergummauert, und gar keine Straße führt da hinaus, aber im Norden ist es offen und hat da eine leicht zu überschreitende Wassergrenze, früher die Mag und die Linth, jetzt den Linthcanal. Auch haben beide Cantone nur im nördlichen Theil eine Thalsohle, sonst steigen die Berge von den Flußufern an schon aufwärts; aber in Uri sind die Thäler doch viel enger und geschlossener, der Abhang der Berge ist steiler ansteigend, auch drängen sich die Bergrücken viel enger an einander. Das Linththal aber theilt sich in zwei Thäler, das Großthal mit der Linth und das Kleinthal mit dem Sernft, und beide bleiben bis an den Fuß der Stammkette mit freundlichen, belebten Dörfern besetzt. (Linthal am Fuße des Tödi hat 2119, Andermatt am Urserenthal 744 Einwohner.) Die Seitenthäler Uris weisen keine eigentlichen Dörfer auf, höchstens Weiler und zerstreute Hütten, etwa das Schächenthal ausgenommen, wo Unterschächen 464 Seelen zählt. Die Berge sind im Uri nicht viel höher als im Canton Glarus, aber viel finsterer und grausiger anzuschauen; die ganze Thalbildung ist wilder, poetischer, ja grausig-romantisch; die Schöllenen von Göschenen, wo die nördliche Ausmündung des Gotthardtunnels ist, bis zum Urnerloch, sind vielleicht das wildeste, ödeste Bergthal im ganzen Alpengebiet, auch jetzt noch trotz der vor fünfzig Jahren erbaueten herrlichen Straße. In Glarus mag man staunen ob der großartigen Alpennatur, in Uri schaudert einem fast, wenn man die chaotischen Felsmassen anschaut, die aussehen, als wären sie eben erst der Hand des Schöpfers entfallen. Und so ist es rings um Uri, nirgends eine Aussicht in die freie Ebene, auch über den See hin nicht. Noch viel deutlicher aber ist der Gegensatz zwischen den Ufern der beiden Seen. Wie heiter und fröhlich schaut der Zürichsee zum Himmel hinauf, die sanft ansteigenden Uferhöhen tragen fleißig bebauete Weinberge, es reihet sich Dorf an Dorf, z. B. Horgen mit 5199 Einwohnern, Wädenswil mit 6049, Meilen mit 3074, Stäfa mit 3841. Am Vierwaldstättersee fallen die Berge, auch der Rigi, steil ins Wasser ab, da führen keine Straßen an beiden Ufern hin, besonders aber am Urnersee sind die Ufer unzugänglich und so zu sagen unbewohnt, die Axenstraße am rechten Urnerseeufer hat an vielen Stellen durch die Felsen gebrochen werden müssen. Beckenried hat 1307 Einwohner, Hergiswil 922, Brunnen 1774, Gersau, der größte, 2274. Der Zürichsee ist ein

lebenvolles Epos, der Vierwaldstättersee eine romantische Tragödie. Fast überall schließen ihn Berge ein, nur die beiden nordwestlichen Busen (Luzernerbucht und Küßnachterbucht) reichen aus den Bergen hinaus und schauen ins offene Hügelland hinein. Aber noch ganz nahe dem Ausfluß erhebt sich der wilde, zerklüftete Pilatus bis zu fast 8000 Fuß, der entsprechende Nelliberg links oder westlich von Zürich hat nur 2687 Fuß Höhe.

Ob diese Dinge sich ändern werden, wenn einmal die Gotthardbahn den Canton Uri durchzieht? Wir glauben es kaum. Der Canton Luzern hat schon lange eine Eisenbahn, die bis an den See reicht und die Hauptstadt wird alljährlich von Tausenden von Fremden aller Nationen besucht und trotzdem steuert Luzern im Fahrwasser des Ultramontanismus und der Reaction. Der durchfahrende Dampfwagen mit seinen Personen und Waaren ändert nichts an der Natur des Landes und mindert den Einfluß derselben auf den Charakter der Bewohner nicht, oder auch in sehr langer Zeit gewiß nur in unerheblichem Maße. Erst wenn die Volksbildung durch Bundeseinfluß so weit vorgeschritten ist, daß der Einzelne sich befreit von den Einflüssen der Naturumgebung, werden auch die Reußcantone in die Reihen der freisinnigen Staaten eintreten. Das wird aber noch lange auf sich warten lassen.

Hermann Vambery's Jugendwanderungen.

II.

Reise durch Armenien. — Der Efendi unter den persischen Schiiten. — Von Tebris nach Teheran. — In der Hauptstadt Persiens. — Leiden unter fanatischen Karawanenreisenden. — In Isfahan und Schiras. — Wieder in Teheran. — Verkehr mit mittelasiatischen Pilgern.

Vor vierzehn Tagen noch Insasse eines von orientalischem Luxus strotzenden Hauses in der Siebenhügelstadt, schaukelte ich mich nun langsam auf einem miserabeln Klepper jene Straße entlang, die vom Schwarzen Meere durch das Pontische Gebirge bis nach Erzerum führt. Es ist dies ein reizendes Stück Erde, welches der Reisende hier zum erstenmale auf asiatischem Boden zu Gesichte bekommt. Ein prachtvoll romantisches Gebirgsland, voll steiler Anhöhen, tiefer Schluchten, waldgekrönter Gipfel und kühn in die Höhe ragender Felswände. Die Scenerie ist ganz danach angethan, um dem Reisenden einen Vorgeschmack jener Herrlichkeiten zu geben, die er nun im Innern Asiens antreffen wird. Ja, Asiens, — und eben deshalb ist Asien ein Gaukelspiel, das uns vor den Augen tanzt, denn von hier angefangen bis weit weit nach China hin gehören dunkele Wälder, fette Wiesen und das herzerquickende Grün zu den großen Seltenheiten. Keinem Grashalme ist zu begegnen, den die Natur ohne Bewässerung, ohne Arbeit selbst erzeugt hätte. Alles ist öde und dürr, alles wüst und verdorrt, so daß das Pontische Gebirge nicht als Eingangspforte Asiens, sondern als Endpunkt jener Natur, jener Vegetation bezeichnet werden muß, die dem heilbringenden milden und segenvollen Klima Mitteleuropas eigen ist.

Doch halt, ich will ja hier keine Reisebeschreibungen geben. Ich habe dieser Schuldigkeit, soweit es mir möglich war, in meinen bisherigen Werken mich entledigt; hier sei nur der ersten Eindrücke meiner Reisebeschwerden, nur des Anfanges meiner Prüfungen gedacht. Vom Efendi sich plötzlich in einen Derwisch zu metamorphosiren, wäre weder thunlich noch auch möglich gewesen. Nur stufenweise gelangt man zum Ziele, nur im stufenweisen Gange kann höchstes Elend sowie höchstes Glück erträglich und gedeihlich werden. Von Konstantinopel bis zur Ankunft in Teheran, folglich mehr als drei volle Monate, blieb ich Efendi; doch ein armer Efendi, ein fahrender Schriftkundiger nach dem Ausdrucke der Orientalen. Ich behielt an Wäsche und Kleidungsstücken nur so viel, um wechseln zu können, schlief wo die Gastfreundschaft mir Gelegenheit gab, anstatt auf nackter Erde, bisweilen auch auf weichem Divan und genoß anstatt der Derwischkost bisweilen auch ein gutes Mahl.

Wohl war der Ritt der ersten Tage — ich legte schon im Anfange bisweilen sechs bis acht deutsche Meilen täglich zurück — sehr ermüdend. Wenn ich Abends vom Sattel mich herabschwang, schienen mir alle Glieder gebrochen zu sein. Ich hatte kaum Kraft mich zu regen, und dennoch mußte ich zur Bereitung des Nachtmahles mich anschicken, denn ich war Diener, Koch und Herr in einer Person und mußte noch obendrein meinen armen Gaul bewirthen, der mir auf sechs Tage für ein mäßiges Geld geliehen wurde, ihn, den kein Gelüste nach dschagataischen Sprachstudien, keine Neugierde um die Oxusländer, sondern nur die harte Peitsche zum Weitergehen antrieb. Ich hatte die ersten Tage der Rohheit, wie die Asiaten sagen, durchzumachen und man tröstete mich im Allgemeinen, daß die Freuden der Reise später desto größer sein würden, sobald der Körper gekocht und gebacken, wie sie sagen, d. h. nach unseren Begriffen abgehärtet ist. Dieser Proceß des Gekocht- oder Gebackenwerdens dauerte je nach der Constitution des Reisenden drei bis vier Tage lang; und in der That, als diese Pein vorüber war, fing ich die Reize jener Lebensweise zu fühlen an, und hätte nur mein Gaul sich etwas „kochen“ oder „backen“ lassen, d. h. wenn er behender und rüstiger geworden wäre, so hätte ich gleich im Anfange die Reise zu Pferd entzückend schön gefunden.

Keine Rosen ohne Dornen. Leider war mir das freudige Gefühl meiner ersten Reiseeindrücke dadurch verleidet, daß ich schon in den ersten Abenden in solchen Localitäten und auf solchen Lagern übernachten mußte, die früher von den ärmsten türkischen und persischen Kaufleuten, Maulthiertreibern und Bettlern besucht waren. Es hatten sich hierdurch schon im Anfange eine Unzahl von Gästen in den Kleidern eingenistet, die an meinem ihnen exotisch vorkommenden Blute sich weidlich sättigten. Im Schlafe, im Ritte, beim Essen und beim Ruhen, beim Phantasiren und Bewundern waren immer sie die einzigen Störenfriede, immer sie die einzigen Revoltanten meines kleinen Hauswesens. Und ach, sie wollten nie von mir weichen! Ich mochte Kleider und Gebräuche, Länder und Städte wechseln, sie waren immer da; ja es blieb immer von der alten Race genug zurück, um mit der neuen sich zu vermengen; und hätte Mr. Denny, der gelehrte Herausgeber eines speciellen Werkes über dieses Ungeziefer, der mich später in Norwich um einige Exemplare tatarischen Ursprunges anging, mich damals kennen gelernt, wie wesentlich hätte er den Kreis seiner unästhetischen aber

höchst interessanten Studien erweitern können! Ich will des gelehrten Herrn Denny, wenn meine Leserinnen diese Episode verzeihen werden, noch später erwähnen und hier nur so viel sagen, daß, abgesehen von diesen Chicanerien, die ersten vierzehn Tage meine Reise, durch Armenien nämlich, mir recht gut anschlug. Wohl schwand das Fleisch mir von den Beinen, mein Gesicht war in Folge der schirmlosen Kopfbedeckung voll von Brandwunden und die Epidermis schälte sich förmlich von Nase und Wangen ab. Doch die Kraft nahm zu, und mit ihr auch der Muth und die Beherztheit. Ich wurde auf der ganzen Strecke von den biederen, gutherzigen Türken mit Liebe, von den schlauen und bösen Kurden mit Achtung und Furcht empfangen. Ich brauchte nur den Mund zu öffnen, als alles die Hände kreuzte, den rechtgläubigen Gruß mir spendete und mit einem ehrerbietigem Efendim, d. h. mein Herr, mir Gastfreundschaft anbot. Dies natürlich mußte den Vorsatz einer Incognitoreise nur bekräftigen. Es war dies eine glänzend überstandene Prüfung und ein Diplom, mit welchem ich mich ganz getrost ins gefährliche Experiment einer mittelasiatischen Tour einlassen konnte.

Und so hatten schon die ersten vier Wochen meiner Inlandsreise mir unverhoffte Reize geboten. Wenn ich nach einem ermüdenden langen Ritt am Abend meinen Teppich ausbreitete und, an irgend eine Mauer gelehnt, an der munter flackernden Flamme meines Abendherdes mich ergötzte; als ich zur Ueberzeugung gelangte, daß ich in der freien Natur als freier Mensch von keinem gefährdet, von den Chicanen eines Dolmetschers oder von der Etiquette eines öffentlichen Empfanges verschont, mich umherbewegen konnte, da hätte ich fürwahr den harten Sattel auf dem Rücken meines Kleppers selbst mit dem Sammetsitze eines Bahnwagens erster Classe nicht vertauscht. Ich wurde, ohne es gewollt zu haben, eine reisende Autorität, und ich war nicht wenig stolz darauf, als einige reiche persische Kaufleute beim Uebergange des gefährlichen Dagarberges sich meinem Schutze anvertrauten und, wie die Leser meiner „Wanderungen und Erlebnisse in Persien" wohl wissen werden, dem Raubanfalle einer Kurdenbande auch glücklich entgingen.

Mein Zusammentreffen mit diesen Persern war auch anderweitig für mich von glücklichen Folgen. Als ich nämlich hinter Bajazid die türkische Grenze verlassen hatte, da ging es mit meiner Herrlichkeit, mit meinem Efendititel und mit meinem Achtung gebietenden Aeußern zu Ende. Das rothe Fes mit der Messingplatte (Tepelik), früher mein Schutz und Hort, sollte nun die Quelle aller Gefahren und allen Unheils werden. Ich hätte nämlich beinahe vergessen, daß ich mit Ueberschreitung der Grenzen Irans vom Lande der Sunniten ins Land der Schiiten gelangte, und damals jedenfalls außer Acht gelassen, daß die guten aber trägen Osmanlis im Perserlande sich selten oder nie zeigen, daß demzufolge meine Wenigkeit hier inmitten einer fanatischen Masse zu den unliebsamen Seltenheiten gehören würde. Nun, da hat man es, ich bin schon wieder der Märtyrer des positiven Glaubens, muß wieder für eine Secte leiden, die mich grundwenig angeht, und die ich so wie die übrigen aus der tiefsten Seele verabscheue.

Doch was war zu thun? Ich wußte wohl, daß nach den schiitischen Dogmen Takie (d. h. die temporäre Verstellung oder Verheimlichung der Secte) gestattet sei. Nach den Lehren des Sunnismus aber ist dies unmöglich; und da der plötzliche Religionswechsel, welcher übrigens bei den Bagdadern, die Persien bereisen, wohl häufig vorkommt, mir nur wenig gefrommt, für meine ferneren Pläne aber desto mehr geschadet hätte, so mußte ich das Märtyrerthum wider Willen mir auf den Rücken laden und für das Recht Abubekr's, Osman's und Omar's mit vollem Feuer in die Schranken treten. Und welch unseliges Uebel, welch grenzenloses Ungemach, wie viele trübe Stunden, wie viel Spott und Schimpf, ja mitunter auch Schläge hatte ich wegen dieser drei ersten Chalifen auszuhalten! Ha! es ist schauerlich, wenn ich zurückdenke an die Leiden meines sunnitischen Incognito; höchst tragikomisch, wenn es mir einfällt, mit welcher Beredtsamkeit ich das Recht der ersten Nachfolger Mohammed's so manche hundert Jahre nach ihrem Tode zu verfechten hatte.

Dieses war denn auch der einzige bittere Kelch, den ich auf meinen Wanderungen durch Persien leeren mußte. Sonst bot das Land und Volk in Persien mir, der bis jetzt nur ausschließlich unter Türken sich bewegt hatte, ein höchst interessantes Studium. Die Erscheinung des im Grunde genommen schwerfälligen und unbeholfenen Türken in der Provinz Azerbaidschan, der den eigentlichen Iranier in Schlauheit und Sittenfeinheit copiren will, hat mir viele erheiternde Momente verursacht; und da der Dialekt, den sie sprachen, meine volle Aufmerksamkeit auf sich zog, und ich ihn nach Verlauf von 14 Tagen mit ziemlicher Fertigkeit sprach, so hatte ich den schiitischen Proselyteneifer an manchen Orten erweckt und man suchte auf alle mögliche Weise mich zur Lehre der alleinigen Autorität Ali's hinüberzubringen. Im Uebrigen waren die Eindrücke meiner Reise, je weiter ich nach Osten kam, desto lebhafter, und desto anregender zum Vordringen. Als ich in Tebris das erstemal wieder Sessel und Tisch, diese Embleme europäischen Lebens, zu sehen bekam, da vermochte ich nur schwer meine tiefe Sehnsucht nach dem fernen Abendlande zu unterdrücken.

Ich saß eben auf einer Rohrmatte im Kerwanserei Emir mit einer unliebsamen Jagd beschäftigt, als ich von einem vorübergehenden Europäer einige deutsche Worte in schweizerischem Dialekte reden hörte, die er dem auf einige Schritte ihm nachfolgenden Landsmanne zurief. Ich redete ihn an. Herr W. . war ganz erstaunt, einen Europäer in solchem Zustande anzutreffen, bot mir sofort Gastfreundschaft an und obgleich ich in den ersten Tagen dieselbe anzunehmen mich geweigert hatte, so konnte ich in der Folge nicht widerstehen und schlürfte nun auf einige Zeit in vollen Zügen die Genüsse der europäischen Lebensweise. Reine Wäsche, guter Tisch und gutes Bett schmeckten wohl gut, doch erwachte gar bald die mächtige Stimme im Innern. Ich entriß mich den süßen Banden des verführerischen Lebens und zog aufs Neue meine belebte Derwischkleidung an. Und fort ging es in der frühern Lebensweise des Elends und der Entbehrung, noch dazu in der Mitte einer sengenden Julihitze nach Teheran, dem einstweiligen Ziele meiner Reise.

In der persischen Hauptstadt sollte ich ähnlichen Versuchungen unterworfen sein, und es bedurfte in der That einer etwas größern Anstrengung, um mich hier wieder aufzuraffen und dem vorgeschriebenen Ziele entgegenzueilen. Wie meine Leser sich wohl erinnern werden, sollte ich in Teheran der Gastfreundschaft des türkischen Gesandten theilhaftig werden und dieselbe fiel in der That so reichlich aus, wie ich es kaum erwartet hätte. Haider-Efendi verzärtelte mich förmlich durch seine Zuvorkommenheit, durch seine prachtvolle Wohnung und seinen luxuriösen Tisch. Aehnliches thaten die übrigen europäischen Gesandtschaften; denn es sei nebenbei bemerkt: ich langte hier als Wundermensch an, da alle Welt über meine geläufige Conversation in dem azerbaidschanisch-türkischen Dialekte höchst erstaunt war und mich in Verdacht hielt, ich hätte mich schon jahrelang in Persien herumgetrieben. Süß schmeckte die Ruhe in dem türkischen Sommerpalaste zu Dschizer in der Nähe des Demawend, ja tausendfach süß, wenn ich an die verpestete Luft Teherans und an die brennende Sonnengluth Südpersiens dachte. Und doch erwachte ich eines Morgens gegen Ende August, um

den magern Ranzen zur Weiterreise zu schnüren. Vorwärts, nur immer vorwärts, rief mir eine verborgene Stimme aus allen vier Seiten der Windrose entgegen. Ich wollte über Chorasan dem Oxus zueilen, doch weil der damalige Krieg ein solches Vorhaben vereitelt hatte, so suchte die Reiselust sich ein anderes Object aus.

Es zog mich nach dem berühmten Isfahan und reizenden Schiras, es zog mich, richtiger zu sagen, nur zum Wandern hin, da ich mit Recht befürchtete, durch Verweichlichung die schon erlangte Härte zu verlieren, und die Strapazen des Neulings wieder mitmachen zu müssen. Die Mitglieder der türkischen Gesandtschaft und auch viele Europäer, die aus dem milden Schatten der Zeltenwohnungen sich kaum herauswagten, hielten mich rein für einen Verrückten. Ihr Abreden, ihre Schreckensbilder prallten mir aber vom Ohre ab und am 1. September saß ich schon in meinem Bagdader Costüme mit dem buntfarbigen Seidentuche (Kersie), dessen Fransen bis auf die Brust herabwallten, auf meinem leichtbepackten Esel und schloß mich einer kleinen, zumeist aus Pilgern bestehenden Karawane an, die auf dem Rückwege vom Grabe Imam-Riza's in Mesched durch Teheran der südlichen Heimath zueilten. Ich hatte vieles, sehr vieles gesehen, und durch die Beharrlichkeit, mit welcher ich in dem bis jetzt adoptirten Sunnicharakter verblieb, eine solche Schule des Drangsals und der Leiden mitgemacht, die zum besten Prodromus meiner spätern Kämpfe werden mußten.

Stelle Dir, werther Leser, einen Pack fanatischer toller Südländer vor, die erst jüngst am Grabe eines schiitischen Heiligen par excellence am schäumenden Kelche sectirerischer Begeisterung sich vollgetrunken haben, die, rabiat gegen alles Sunnitenthum, gleich Spürhunden nach einem Gegenstande des Anstoßes suchen, um an demselben ihr Müthchen zu kühlen; und stelle Dir nun mitten in diesem Pack einen mit gebrechlichem Körper, in armselige Kleidung gehüllten, auf einem bescheidenen Bileamsgaul sitzenden Sunniten vor, der ohne Schutz und Wache, dem ewigen Hohn und Spotte ausgesetzt, die Reise mitmacht, — und Du hast einen annähernden Begriff von dem Verhältnisse, das zwischen mir und der Schaar der Meschedis bestand. Wäre mir nicht die Feigheit der Perser im Allgemeinen bekannt gewesen und hätte ich nicht die Anrechte eines Joldasch (Reisegefährten) zu schätzen gewußt, so wäre ich fürwahr um meine Existenz besorgt gewesen. Doch ich dachte mir, ohne Schätze ist der Religionseifer in Persien eben so wie anderswo nur selten blutdürstend, — ich will sehen, wann einmal die guten Leute ermüden werden, und sah in der That bei einigen lange, ja sehr lange zu.

Während der ersten Tage war ich der Gegenstand allgemeiner Verachtung und Verspottung. Während des Rittes, beim Ruhen und beim Essen, nirgends wurde ich verschont. Sogar in den kühlen, nächtlichen Stunden, wenn ich ermüdet auf dem langsam hintrabenden Esel in Schlaf verfiel, selbst dann wurde ich oft unsanft aufgeweckt und mit der Bemerkung angefahren: „Was, Du meinst, dieser räudige Hund, Omar genannt, dieses scheußliche Hausthier der Hölle, dieses stinkende Ungeziefer wäre kein Usurpator gewesen? Antworte, he, Efendi, denn fürwahr ich fühle Lust, Dich zu Deinem schmutzigen Schutzpatron in die Hölle zu expediren!" Dreizehnhundert Jahre sind verflossen, seitdem Herrschsucht und Eitelkeit, ins Kleid der Religion gehüllt, einen wilden, völkerzerklüftenden Kampf begonnen hatten, einen Kampf, der seit dieser Zeit Meere von Blut, Berge von Ruinen und Trümmern gekostet, und nun werde ich in meiner unschädlichen Sucht nach turanischen Wurzelwörtern mit in diesen Kampf gerissen und werde mit Rippenstößen aus dem erquickenden Schlummer geweckt. Ist das nicht entsetzlich?

Diese Leiden waren genug, um selbst den Zaghaftesten zu einem Kampfe gegen den allbekannten Zelotismus der turkestanischen Mohammedaner zu stählen. Auch die Reisestrapazen und Entbehrungen, die ich auf meiner Vergnügungstour im südlichen Persien erleben mußte, hatten hier bedeutend zugenommen und waren jedenfalls darnach angethan, um meine ferneren Pläne zu begünstigen. Da ich Teheran nur mit einigen Ducaten verlassen, und auf den Wohlthätigkeitssinn der Perser gerechnet hatte, so mußte ich mich auf den Zwischenstationen von Isfahan und Schiras mit einer gar schmalen Kost begnügen. Fleisch war eine große Seltenheit und meine Nahrung bestand zumeist aus Thee, Brot und Früchten. In der ersten der eben genannten Städte suchte ich und fand auch Gastfreundschaft im Hause des Imam Dschuma, des höchsten und einflußreichsten schiitischen Prälaten, dessen Macht bisweilen selbst den Königen Furcht einflößt. Aga-Buzurg (großer Herr), wie er genannt wurde, empfing mich recht freundlich in der Hoffnung, in einer Controverse zur Glorificirung des Schiismus den Sieg über den Sunnismus davonzutragen. Er hatte sich getäuscht. Und welch ein Schauder hätte den Frommen ergriffen, wenn er gewußt hätte, daß er tagelang mit einem Ungläubigen, dessen Berührung für jeden Schiiten verunreinigend ist, aus einer Schüssel gegessen, aus einem Becher getrunken hat! Späterhin hat er es natürlich erfahren; doch soll er seinem Zorne nur in der Oeffentlichkeit Ausdruck verliehen haben, denn dieser Oberpriester der Schiiten war, wie ich später erfuhr, alles, nur nicht bigot.

Auf der Weiterreise nach Schiras hatte ich noch buntere Abenteuer und Erlebnisse. Ich schweifte mehrere Tage hinter einander ganz allein in den prachtvollen Ruinen von Persepolis herum, kochte am Altare von Nakschi-Rustem, der so frisch erhalten aussieht, als wären die Meißelschläge erst gestern verklungen, meinen Thee; und wenn die Gluth knisterte und der Rauch von der schwarzen Steinplatte gen Himmel stieg, da konnte ich stundenlang im Anblicke der steinernen Figuren vom Cultus vergangener Jahrhunderte träumen. Ach wie süß, wie entzückend schön waren doch die Tage, die ich in diesen ehrwürdigen Monumenten der alten Parsiwelt verlebte! Gegen Abend schlich ich mich immer in eines der nahegelegenen Dörfer, um meinen täglichen Proviant zu holen. Ich war durch nichts gestört, durch nichts an die Gegenwart erinnert, als durch jene europäischen Schriftzüge, die einzelne Reisende, um ihren Namen zu verewigen, dort eingegraben hatten. Und dieser Himmel, dieser azurblaue, wunderschöne, unvergleichlich erhabene Himmel von Schiras, den ich nirgends in der Welt wieder gefunden, wie tief ergriff sein Anblick meine Seele und mit welch wonnevollen Blicken konnte ich mein Auge stundenlang an ihm weiden! Ich brachte zwei Tage auf dem Grabe Saadi's, des großen Moralisten und Reisenden, zu. Aus seinem Buche war mir der süßeste Honig der Beredtsamkeit geflossen, er hatte mit dem Pilgerstabe zwei Welttheile durchmessen und mit jedem Blatte seines Buches sich unsterblich gemacht. Auf dem nicht entfernten Grabe des Hafis leerte ich einige Becher des prächtigen Chullariweines. Hierher hatte mich mein Freund Doctor F. . . begleitet, und als die Becher mit dem rothschäumenden Naß auf jener horizontal liegenden Marmorplatte standen, die Kerim Chan zur Verherrlichung des großen Minnesängers erheben ließ, da fand ich die Bilder meiner kühnsten Träume übertroffen, ich vergaß Kummer und Elend und Schiitenhaß und fühlte mich in der That überaus glücklich.

Ich möchte gern bei diesen Tagen süßesten Angedenkens noch länger weilen, ich hätte auch damals dort noch gern länger geweilt. Doch es ist Zeit, daß ich nach Teheran

zurückkehre und meinen Leser mit jenen Gefühlen vertraut mache, die sich meiner bemächtigten, als ich zum erstenmale jene Schaar von zerlumpten mittelasiatischen Pilgern zu Gesichte bekam, mit denen ich in das auf andere Weise damals unerreichbare Centralasien einzudringen mich entschlossen. Ja sie sahen schrecklich zerlumpt und elend aus! Auf den Zügen ihres dem Leder gleich gegerbten Gesichtes waren die Spuren einer drückenden Armuth, einer verwilderten Weltanschauung und eines tobenden Religionsfanatismus beim ersten Anblicke zu erkennen. Daß mir demungeachtet aus den kleinfunkelnden Augen dieser Tataren Sanftmuth zulächelte, daß ich aus ihren Worten und Manieren Muth und Eifer schöpfte, das mag jedenfalls jenem Schleier zugeschrieben werden, welchen mein eigener Fanatismus mir über die Augen gewoben hatte. So wie die einzelnen Mitglieder der türkischen Gesandtschaft in Teheran in diesen Leuten nur abgefeimte Schurken und ruchlose Mörder sahen, so hätte dies vielleicht jeder Europäer, heute vielleicht ich selbst, gethan; doch damals lebte ich noch unter dem Einflusse einer stark asiatischen Weltanschauung, mein Aufenthalt in Konstantinopel hatte mich zum Türken, meine Wanderungen in Persien hatten mich zu einem Stockasiaten gemacht. Und ich hatte fürwahr keine Ahnung davon, ja ich glaubte auch nicht an die Möglichkeit dessen, daß eine Reise in Gesellschaft dieser Leute viel größere Strapazen und Beschwerden bieten können, als jene, die ich auf meinen bisherigen Touren zu ertragen hatte. Und hierin habe ich mich wesentlich getäuscht.

Auf einem deutschen Dampfer in der Magellansstraße.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

5. October 1873.

— — Punta Arenas ist das chilenische Sibirien, eine Colonie an der Nordseite der Magellansstraße und hauptsächlich von politischen Verbrechern bevölkert. Der Platz ist sehr glücklich gewählt; es liegt an einer kleinen, recht ruhigen Bucht; — als wir hineinfuhren, hörten sogleich Wind und Wellenschlag auf. Ein schöner, hochstämmiger Wald umgiebt es meilenweit. Rindvieh und Schafe sowie europäische Getreidepflanzen gedeihen hier. Kohlen und Petroleum werden in der Nähe gefunden; auch einige Guanoinseln sind dicht dabei. Doch sind vor der Hand wenig andere Leute als Sträflinge in der Niederlassung. Mit den Indianern steht dieselbe auf freundschaftlichem Fuße.

Der Gouverneur kam selbst an Bord, begleitet von einer Bande so verwogen aussehender Kerle, daß wir unsere Kojen abzuschließen für gut befanden. Wir blieben in Punta Arenas etwa drei Stunden, gingen aber nicht ans Land, da wir die Ansiedelung bequem vom Schiffe aus übersehen konnten und nichts Besonderes darin existirt; es ist vorläufig noch nichts als ein Haufe von ziemlich einfachen Bretterhäusern, mitten auf einer kleinen Lichtung im Walde, dicht am Ufer.

Wir erkundigten uns nach den verschiedenen Dampfern. Der Santiago war 24 Stunden vor uns passirt, dagegen weder der Islay noch die Independence; der Etoile de Chile war am 2. September durchgegangen; von der Patagonia war gar nichts bekannt. Noch ein anderes Beispiel von den Gefahren der Schifffahrt an dieser Seite Amerikas hatten wir Gelegenheit mit eigenen Augen zu sehen. Wenn man die Karte Amerikas vor sich nimmt, so sieht man die Magellansstraße bei Cap Pillar in nordwestlicher Richtung sich in den Ocean öffnen. Da hier von den 365 Tagen des Jahres etwa 330 bis 340 Tage heftige Westwinde herrschen, so hat man eine starke Strömung nach der Straße hinein und gegen das Land an dieser Stelle, und für Schiffe mit schwachen Maschinen, wie das unsrige, oder wenn im kritischen Moment etwas an der Maschine bricht, ist die große Gefahr vorhanden, gegen die schroffen Felsen der Adelaideninsel geschleudert zu werden. Das ist wahrscheinlich die Stelle, an der die unglückliche Patagonia mit ihren 300 Personen verschwunden ist. Wir erfuhren in Punta Arenas, daß ein außerordentlich stürmisches Wetter in der letzten Zeit geherrscht habe. So wurden dem Cotopaxi, einem Schiffe von der doppelten Größe als das unsrige, ein Reservedampfschiff am Bord sowie ihr Cajütenhäuschen von den Wellen zerschmettert.

Um dieser gefährlichen Stelle zu entgehen, fahren nun manche Dampfer durch den sogenannten Smyth's-Canal, einen tiefen, aber sehr schmalen Sund zwischen dem Festland und den drei großen Inseln Adelaide, Hannover, Wellington. Seitdem aber den meisten Schiffen der P. St. N. C. Unglücksfälle allerdings nur leichterer Art passirten, kam die Passage in Vergessenheit und wird nur bei sehr stürmischem Wetter vorgezogen. Hier in Punta Arenas lag nun ein chilenischer Kriegsdampfer, der im Smyth's-Canal auf den Felsen gerannt war, und dort 14 Tage gesessen hatte, bis er endlich glücklich losgemacht wurde.

Abends setzten wir unsern Weg weiter fort und passirten früh um 6 Uhr Crooked Reach, die engste Stelle, wo man das Ufer mit einem Steinwurf erreichen kann. Der Charakter der Straße ist vom Cap Froward an, dem südlichsten Punkte Amerikas, gänzlich verändert. Die Straße ist schmal, so tief, daß Schiffe nicht mehr ankern können, und ohne Sandbänke. Die Ufer sind hoch und felsig, von vollständigem Alpencharakter. Bis zur Höhe von 50 bis 100 Fuß sind sie von verkrüppelten Laubholzbäumen bedeckt, darüber hinaus in dieser Jahreszeit mit Schnee. Weiter landeinwärts sahen wir auf dem Feuerland größere Berge, ganz dicht in eine Schneemasse eingehüllt, von der der Wind colossale Schneewolken aufwühlte, — ein prachtvoller Anblick, dessen wir uns bei der klaren Luft in vollem Maße erfreuen konnten. An einzelnen Stellen sahen wir Gletscher, mitunter fast bis an die Wasserfläche reichend, darunter einen von solcher Regelmäßigkeit der Form und einer Breite, welche ich wenigstens in der Schweiz nicht übertroffen sah. Feuer sahen wir an zwei Stellen am Ufer, oder vielmehr Rauch, obwohl wir die Lagerstelle selbst nicht bemerken konnten und auch keinen Indianer zu Gesicht bekamen. Nach Berichten, die ich im Nautical Magazine gelesen, ist nicht zu zweifeln, daß diese Indianer Schiffbrüchige und kleine Partien einzelner Leute angreifen und berauben, obgleich ihnen ihre elende Ausrüstung und physische Schwäche es nicht ermöglicht, ein Dampfboot zu belästigen.

Gegen 2 Uhr kamen wir in den sogenannten Lea Reach.

Das rechte Ufer weicht etwas zurück, und Wind und Wellen schlagen schon etwas lebhafter vom Ocean herein. Kurz vor dem Ausgang links ist eine kleine Bucht Mercy Bay, wo 1869 der Santiago von der P. St. N. C. bei dem Versuch, in einem Sturm hier zu ankern, scheiterte. Mannschaft und Passagiere retteten sich auf eine Klippe, wo sie 36 Stunden später von einem andern Schiffe aufgenommen und nach Punta Arenas gebracht wurden.

Um 5½ Uhr etwa passirten wir Cap Pillar, ein schroffes, ursprünglich keilförmiges Vorgebirge, dessen vorspringende Spitze aber durch die Gewalt der Wellen bis auf einige niedrige Stümpfe weggerissen worden ist. Noch glücklich über diese gefährliche Stelle hinaus begleitete uns unser Wetterglück, um dann Abschied zu nehmen. Es war fast windstill, als wir bei Cap Pillar vorbeifuhren, dabei strömte die See mit solcher Gewalt hinein, daß wir nur drei bis vier Meilen per Stunde machten, und die Wellen gingen so hoch, daß Minuten lang bei jedem Neigen des Schiffes nach rechts oder links der Rand des Verdecks unter Wasser tauchte und die See durch unsere Galerie hereinlief. Wir konnten uns eine Vorstellung machen, wie die See hier haust bei stürmischem Wetter. Und dies nennt die Geographie den „stillen“ Ocean!

Wir liefen vorerst direct in den Ocean hinein, um von der Küste abzukommen, und als etwa 18 bis 20 Stunden später ein heftiger Nordsturm uns zu schaukeln anfing, hatten wir die Beruhigung, das gefährliche Land etwa 160 Meilen entfernt zu wissen. Dieser Sturm war die schlimmste Zeit, die wir auf unserer Reise durchgemacht. Von diesem Lärm, der auf dem Schiffe entsteht, wenn Alles durcheinander geworfen wird, kann man sich keine Vorstellung machen, und ich verzichte darauf, ihn zu beschreiben. Dazu nehme man das Heulen des Windes, das Donnern der Wellen an den Wänden des Schiffes, die ab und zu mit lautem Klatschen über das Schiff wegschlagen, das Dröhnen und Zittern des Schiffes, das sich anhört, als würde sofort Alles bersten. Dies zusammen macht auf den, der die Sache nicht gewohnt ist, keinen beruhigenden Eindruck. Selbst die Seeleute können bei diesem Lärm nicht schlafen. Ich hatte ebensowenig Lust, mich, als es Nacht wurde, zur Ruhe zu legen, obgleich man nur mit beiden Händen angefaßt gehen, stehen und sitzen konnte. Auch unsere beiden Spanierinnen kamen, nachdem sie sich schon zurückgezogen, vollständig angekleidet wieder zum Vorschein und gingen in das kleine Cajütenhäuschen hinauf und fingen an, halblaut aus einem kleinen Buche zu beten. Auch mein Kabinengenosse glaubte, die Zeit des Unterganges sei nun gekommen. Dazu trat bei Einigen wieder Seekrankheit ein. Gegen 12 Uhr ging ich noch einmal in das Cajütenhäuschen, und da ich Mond und Sterne klar und deutlich schimmern sah, so glaubte ich der Sturm werde nun nachlassen und ging zu Bette; doch dauerte er mit ungeschwächten Kräften bis zum Morgen fort.

Wir haben seitdem beständig hohen Seegang, Regen und Wind gehabt bis zum heutigen Tag, wo endlich der Sommer eingekehrt ist. Sowie wir Cap Pillar passirten, wurde die Luft wärmer im Vergleich zu der Eistemperatur in der Straße, blieb aber dann bis heute ziemlich gleich. Auch einen zweiten, noch heftigern Nordsturm erlebten wir einige Nächte später, doch dauerte er nur 1½ Stunden, und brachte deshalb keine so hohe See. Deswegen und weil wir uns allmälig daran gewöhnt haben, bin ich auch ruhig schlafen gegangen und gemächlich dabei eingeschlafen. Vor drei Tagen sahen wir das erste Land wieder, die patagonische Insel Heramblia, und dann die hohen waldigen Berge der Insel Chiloë. Heute Abend kommen wir nach Valparaiso, laufen aber erst morgen früh ein, um nicht in der Dunkelheit mit anderen Schiffen zu collidiren.

Aus allen Erdtheilen.

Neue fossile Thierspecies in Nordamerika.

Die geologische Erforschung in den westlichen Staaten und Territorien liefert mehr und mehr ungemein wichtige Ergebnisse für die Wissenschaft. Es ist nun ermittelt worden, daß in den weiten Ebenen zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen einst eine beträchtliche Anzahl großer Seen vorhanden gewesen sind und daß an den Ufern derselben in tropischem Klima ein reiches Pflanzen- und Thierleben aufgetreten ist. Professor F. V. Hayden hat zu Ende Januars ein Schreiben veröffentlicht über die fossilen Ueberbleibsel, welche in Kansas und Wyoming von Professor Cope im Verlaufe der Sommermonate 1873 entdeckt worden sind. Derselbe hat auf den „in der That wunderbaren Friedhöfen längst untergegangener Geschlechter“ Knochen von mehr als 100 Species gefunden; manche derselben stimmen mit denen überein, welche an den Flüssen White und Niobrara ausgegraben wurden, die meisten jedoch sind von denselben specifisch verschieden und mindestens 70 Species sind für die Wissenschaft ganz neu. Cope fand dergleichen von der ungefähren Größe eines Maulwurfes bis zu der eines Elephanten; nur 16 Species sind Reptilien. Manche Formen insectenfressender Säugethiere sind mit dem Maulwurfe verwandt und sehr klein und dabei so zierlich gebaut, daß man sie nicht ohne Ueberraschung betrachten kann. Von Nagethieren hat man zahlreiche Ueberreste gefunden und von den achtzehn Species derselben sind manche nicht größer als unsere gewöhnliche Hausmaus. Manche waren die Vorgänger unserer Kaninchen, andere jene der Eichhörnchen und noch andere jene der Mäuse. Von Vierfüßern mit gespaltenen Hufen hat Cope sehr viele Species gefunden; einige bilden in ihrem Bau eine Art von Uebergang zwischen dem Hirsch und dem Schweine, hatten aber kein Geweih und die Größe eines Schafes; andere waren so groß wie ein graues Eichhörnchen und sind die kleinsten ihrer Art, welche man überhaupt kennt. — In jener geologischen Epoche lebten dort auch einige Species von Pferden, von denen Knochen und Zähne in sehr großer Menge vorhanden sind. Rhinoceronten sind in Colorado ungemein häufig gewesen; Cope hat deren nicht weniger als sieben verschiedene Species aufgefunden; von einer derselben ist ein Schädel vollkommen gut erhalten, mit allen Zähnen; diese sind mit Dendriten überzogen. Aber für die „bemerkenswerthesten Monstra jener Vergangenheit“ hält Cope eine Reihe gehörnter Species, welche mit dem Rhinoceros verwandt sind, jedoch einige Gestaltungen aufweisen, durch welche sie dem Elephanten gleichen. Sie hatten hohe Beine und kurze Füße und paarweis stehende knochige Hörner an verschiedenen Theilen des Kopfes. Eine der größten Species trug ein mächtiges Horn über jedem Auge, eine andere hatte ein solches an jeder Seite der Nase, das über einen Fuß lang war; eine dritte, noch größere, hatte rudimentäre Hörner auf der Nase. Wieder eine andere, etwa von der

Größe eines Elephanten, hatte enorm ausgedehnte Backenknochen und platte Hörner, eine fünfte hatte dreieckige, nach auswärts gebogene Hörner. — Auch Fleischfresser waren in jener Epoche dort keineswegs selten; unter den vierzehn aufgefundenen Species befinden sich Tigerkatzen und Hunde von der Größe eines schwarzen Bärs; einige Katzenthiere haben bemerkenswerthe Hunds- oder Augenzähne; bei einer dieser neuen Species, von der Größe eines Panthers, gleichen die Zähne in der Form denen des Haifisches. Auch viele Schildkröten, Eidechsen &c. wurden gefunden. —

So weit die Mittheilung Hayden's. In einer andern Notiz finden wir die Angabe, daß auch Pferde mit zwei Nebenhufen gefunden worden seien, und Kameele; sodann Reste von Bibern, Hasen und Stachelschweinen. Professor Cope glaubt sich in Hinblick auf jene wunderbare Thierwelt zu der Annahme berechtigt, daß dieselbe eine Anzahl von Beweismitteln für die sogenannte Evolutionstheorie liefere; auch sei die Entstehungsgeschichte des Menschengeschlechts durch jene Ueberreste einer wissenschaftlichen Erklärung wohl näher gebracht worden. Auf jeden Fall bietet sich hier den Naturforschern ein weiteres Feld für Untersuchungen und Schlußfolgerungen dar.

Weise Lehren eines chinesischen „Heiden".

Das was ein buddhistischer Priester im December 1873 in der chinesischen Zeitung „Schun pau" veröffentlicht, bildet einen erfreulichen Gegensatz zu den niederträchtigen Flüchen, welche der römische Papst von seinem Vatican aus in die weite Welt hinaus belfert. Der Chinese hat in der That ein Recht zu sagen: „Sehet, wir Heiden sind doch bessere Leute!" Jener verflucht alle die nicht glauben wie er; dieser giebt der freien Forschung die Ehre und ist duldsam.

Wir meldeten vor einigen Monaten in dieser Zeitschrift, daß in der Provinz Sze tschuen ein römischer Missionär, Franzose, und ein eingeborener Prediger aus Haß gegen die Christen ermordet worden seien, daß man also von Seiten des chinesischen Pöbels eine That verübt habe, dergleichen die römische Hierarchie unzählige verübt hat. Als 1572 die Hugenotten in der Pariser Bluthochzeit zu Tausenden ermordet worden waren, ließ zu Ehren und zum Preise dieser „Gott wohlgefälligen" Abschlachtung von Christen durch Christen der Papst in Rom die Kanonen auf der Engelsburg abfeuern und ein Te Deum singen. Was sagt hingegen der „Heide" in Bezug auf jene beiden Mordthaten in Sze tschuen?

„Ein Blick auf die Geschichte Europas zeigt uns die Abscheu erregende Thatsache, daß fast alle Unruhen und Kriege früherer Zeiten in Folge religiöser Zwietracht entstanden sind. Sowohl Rebellionen im Innern oder Kriege mit dem Auslande sind in sehr vielen Fällen durch solche entstanden. Forschen wir nach dem Grunde dieser Erscheinung, so finden wir denselben in dem Wahnbegriffe, welchen man in Bezug auf religiöse Freiheit hat. Die Herrscher waren in der Meinung befangen, daß in ihrem Lande nur einerlei Glaube statthaft sei; wer anderer Ansicht war, wurde verfolgt und grausam behandelt. Sie dachten nicht daran, daß andersgläubige Leute sehr wackere Unterthanen sein können; vergaßen, daß es Pflicht des Fürsten ist, allen guten Leuten, ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntniß, gleichen Schutz angedeihen zu lassen."

„Im Gegensatz dazu liefern die Jahrbücher Chinas den Beweis, daß dieses Reich sich stets frei gehalten hat von jenem Trugwahne des Abendlandes. Unsere Herrscher haben stets den Grundsatz befolgt, daß Allen eine unparteiische Regierung zu Theil werden müsse, gleichviel ob die Unterthanen Buddhisten, Mohammedaner oder Taoisten sind, — sie können in voller Freiheit ihrem Glauben folgen und gelten darum doch für gute Unterthanen. Unser Volk weiß längst, daß alle Menschen innerhalb der vier Meere Brüder sind; alle unsere Nachbaren sind von ihm als Freunde behandelt worden, gleichviel welchem religiösen Glauben sie anhängen. Allein die Abendländer haben in Bezug auf dieses große sociale Gesetz lange in Dunkelheit getappt; bei ihnen hat schon innerhalb derselben Religion eine kleine Abweichung genügt, um Feindschaften hervorzurufen."

„Glücklicherweise haben die Ausländer in neuerer Zeit die Bande dieses Trugwahns abgestreift und begreifen das hohe Princip, nach welchem China seit undenklichen Zeiten verfährt. Soll denn nun China den schlechten Weg betreten, welchen die Abendländer jetzt verlassen? Sollen denn auch wir die Calamitäten erleben, welche von religiösen Zänkereien und Streitigkeiten unzertrennlich sind? In Hinblick auf die Feindseligkeit gegen die Religion der Christen, welche hier in China zu Tage tritt, müssen wir diese Frage aufwerfen."

„Auf Erden sind mancherlei Religionen verbreitet; der Buddhismus, die Christenlehre und der Mohammedanismus zählen die meisten Anhänger. Die Christen sind in vielerlei Secten getheilt, welche sämmtlich einerlei Grundlage haben. Haben nun etwa die Glaubensgrundsätze der Christen nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit Chinas? Man darf als allgemeine Regel annehmen, daß alle Religionen dasselbe Ziel erstreben: dem Bösen zu steuern und die Tugend zu befördern. Davon macht das Christenthum keine Ausnahme. Manche seiner Lehren sind goldene Worte, z. B.: „Ehre deine Eltern; liebe Andere wie dich selber" &c. Wenn wir fragen, woher sie stammen, so lautet die Antwort: nicht aus Europa, sondern aus Asien; von diesem aus fanden sie ihren Weg nach Westen und haben sich dort bis heute, 1873, behauptet. Es mag wohl Europäer geben, die nicht an den göttlichen Ursprung derselben glauben; aber damit stimmen auch sie überein, daß solche Vorschriften und Lehren die richtigen sind und daß alle Classen den christlichen Moralcodex für wahr halten, daß man diesem gemäß leben und handeln müsse. Wir wissen aus der Geschichte, daß Tseng kwoh fan in einer Denkschrift an den Thron hervorhob, es befänden sich schon drei oder vier Religionen im Reiche, daß also auf eine mehr oder weniger weiter nicht viel ankomme. Dieser Ausspruch zeugt von richtiger Auffassung der Sachverhältnisse, und ich kann nur wünschen, daß Alle, welche sich feindselig gegen die Religion des Abendlandes gesinnt zeigen, diese umfassenden Ansichten beherzigen."

„Den Missionären möchten wir gleichfalls Einiges zu bedenken geben. Wir Chinesen haben Ehrfurcht vor den Lehren, welche durch unsere Vorfahren auf uns gekommen sind. Ihr nun habt volle Freiheit, eure Religion zu loben und zu preisen, aber ihr müßt euch hüten, Animositäten aufzustacheln und euch der Ausfälle enthalten gegen Lehren, die von altersher auf uns gekommen sind. Eure Religion behauptet, sie sei die allein wahre und jeder andere Glaube sei falsch und irrig. Wohl, dem mag so sein. Fahrt also ihr fort an eure Religion zu glauben; wir unsererseits haben aber auch ein Recht, von euch zu verlangen, daß ihr den Religionen, welche von altersher bei uns vorhanden sind, die Achtung nicht versagt."

„Die Feinde der Christenreligion ihrerseits mögen sich gesagt sein lassen, daß die nach China kommenden Missionäre ursprünglich die besten Absichten haben. Sie wünschen, daß das Reich der Mitte an den Segnungen jener Religion theilnehme, und wir müssen ihren Eifer und ihre Hingebung anerkennen. Mit ungesetzlichen und barbarischen Maßnahmen gegen sie vorzugehen, würde nur zur Folge haben, daß ihre Lehren eine weitere Ausbreitung gewinnen. Das können wir aus der Geschichte lernen, denn Verfolgung erzeugt Märtyrer, diese erregen Mitgefühl und zuletzt Parteinahme. Die Ermordung der beiden Missionäre in Sze tschuen war wohl die That eines Menschen, der die Verbreitung jener Religion verhindern wollte, aber wahrscheinlich wird das Gegentheil der Fall sein. Die Religion der Christen hat in China Boden gewonnen und es ist schon zu spät ihren Lauf zu hemmen. Sie zählt unter ihren Anhängern manche gute Leute; sollen wir nun diese nicht für eben so gut halten wie die Buddhisten, Taoisten und Mohammedaner? Weshalb sollte man sie übel behandeln, was obendrein noch allerlei Verwickelungen nach sich ziehen würde? Allen verständigen Männern liegt die Pflicht ob, die weniger verstän-

digen Leute über diesen Punkt aufzuklären, damit derartige Verbrechen nicht wieder vorkommen."

Very sensible remarks on the general question, bemerkt die „Overland China Mail" (vom 11. December), welcher wir diese Auslassungen eines blinden, vom Vatican ja auch implicite verfluchten Heiden entlehnen. Gotthold Ephraim Lessing würde sicherlich seine Freude über einen so duldsamen, intelligenten „Heiden" geäußert haben.

Zwei Ordonnanzen der japanischen Regierung.

Seit dem Umschwunge der Dinge in diesem Reiche wird von Seiten der Regierung, offenbar in der besten Absicht, eine wahre Fluth von Verordnungen erlassen. Diese sind theils sehr verständig, theils erinnern sie an den modernen europäischen Polizeistaat, wie wir in Deutschland ihn vor Anno 1848 kennen gelernt haben. Heute führt das kaiserliche Postamt in Yeddo Postkarten nach deutschem Muster ein und mit Briefmarken versehene Couverts, und morgen erläßt sie eine Preßverordnung, die in mancher Beziehung an die ehemaligen preußischen Censurvorschriften gemahnt. Japan hat eine Zeitungspresse und sehr intelligente, gewandte Publicisten, die wohl manchmal, wie das unter den obwaltenden Verhältnissen erklärlich genug ist, über das Ziel hinausschießen, welches die Regierung ihr stecken möchte. Wenn eine verständige, in liberalem Sinne geübte Censur möglich wäre, so könnte eine solche wohl einen Uebergang zur Preßfreiheit bilden; in uneingeschränkter Weise hat bis auf Weiteres die letztere in Japan manche Uebelstände im Gefolge; die Sache selbst ist noch viel zu neu. Nun tastet die Regierung hin und her, wie sich aus der im December 1873 erlassenen Verordnung ergiebt, in der wir manche erheiternde Bestimmungen finden.

1. Jedes Zeitungsblatt muß mit einer laufenden Nummer versehen sein.

2. Beiblätter müssen die Nummer des Hauptblattes haben.

3. Kein Beiblatt darf ohne das Hauptblatt herausgegeben werden.

4. Wenn dem Gesuch um Herausgabe das Siegel der amtlichen Genehmigung aufgedrückt worden ist, braucht nicht jede einzelne Nummer inspicirt zu werden. Das Gesuch soll in derselben Form entworfen sein wie jenes für die Veröffentlichung eines Buches.

5. Auf jeder Nummer muß Jahr, Monat, Tag und Ort der Herausgabe zu lesen sein, ebenso der Name des Herausgebers und Druckers.

6. Eine Nummer muß an das Erziehungsamt (Ministerium des öffentlichen Unterrichts) und ein anderes an die Localregierung eingeliefert werden.

7. Außerordentliche Naturerscheinungen, Feuersbrünste, Krieg, Waarenpreise, Productenhandel, gewerbliche Angelegenheiten, Geburten, Heirathen, Sterbefälle, amtliche Bekanntmachungen, Literatur, Manufacturen, Vergnügungen, Kleidung, Land und Häuser, Uebersetzungen aus fremden Schriften, vermischte Nachrichten über auswärtige Angelegenheiten und andere unwesentliche öffentliche Angelegenheiten — diese alle sind zulässig — wenn sie keine schlechte Tendenz haben. (— Man meint die Spree von Anno 1838 oder so rauschen zu hören! —)

8. Correspondenzen, vermischte Mittheilungen 2c. sind zulässig, wenn der Name des Verfassers darunter steht. (— Ganz wie bei den Franzosen. —)

9. Ohne amtliche Genehmigung darf keine Zeitung erscheinen. (— Concessionswesen, wie früher in Europa. —)

10. Es ist verboten, die Verfassung der Regierung anzugreifen, die Gesetze zu kritisiren, der Wirksamkeit der öffentlichen Einrichtungen durch andauerndes Befürworten fremder Ideen Hindernisse in den Weg zu legen.

11. Es ist verboten, unbefugte Bemerkungen und dergleichen über Gesetze zu machen, welche in den Blättern veröffentlicht werden.

12. Moralische Lehren dürfen nicht in einer solchen Weise behandelt werden, daß dadurch der Regierung Hindernisse und Schaden bereitet würden.

13. Es ist verboten, die Gemüther des Volkes irre zu leiten und zu demoralisiren.

14. Es ist verboten, Jemand auf unverbürgte Gerüchte hin eines Verbrechens zu beschuldigen.

15. Herausgeber dürfen sich nicht unterstehen, Bemerkungen über die Beamten im Dienst und deren Amtshandlungen zu veröffentlichen; ebensowenig dürfen sie sich dergleichen auch über das Allergeringste erlauben, was unsere Verhältnisse zum Auslande anbelangt. Dieses Verbot bezieht sich indessen nicht auf Documente, die bereits öffentlich bekannt gemacht worden sind oder zu deren Veröffentlichung bereits Befehl gegeben worden ist.

16. Alle als irrthümlich nachgewiesenen irrigen Angaben müssen berichtigt werden.

17. Der Herausgeber muß, als verantwortlich, Erklärungen, welche man von ihm verlangt, über alle Gegenstände geben, um welche er befragt wird.

18. Wer sich gegen diese Verordnungen verfehlt, wird nach dem Gesetze bestraft.

Die japanische Regierung hat den Wunsch, daß diejenigen ihrer Unterthanen, welche aus dem Reiche des Sonnenaufgangs nach dem Blumenreiche der Mitte gehen und sich dort aufhalten, ein Betragen zeigen, welches ihnen nicht zur Unehre gereicht. In patriarchalischer Fürsorge glaubte sie Vorschriften erlassen zu müssen, nach welchen jeder Japaner sich in China zu richten hat.

1. Niemand, er sei denn Offizier der Armee oder der Flotte, soll Waffen tragen.

2. Er darf, um Unannehmlichkeiten und Aergerniß zu vermeiden, nicht wie toll und blind schnell reiten oder fahren.

3. Er soll, wenn er betrunken ist, Anderen kein Hinderniß in den Weg legen.

4. Er soll in den Gärten oder auf den Straßen keine Sträucher oder Bäume zerbrechen und keine Blumen abpflücken.

5. Er soll keinerlei Schmutz, Erde oder Steine in Flüsse und Canäle oder Gräben, dann auch solche nicht auf die Straßen oder Pfade werfen.

6. Er soll auf öffentlicher Straße keinerlei Anstoß geben.

7. Er darf auf den Straßen nicht so erscheinen, daß er unanständig aussieht.

8. Er soll seinen Körper nicht tättowiren.

9. Oeffentliche Ringkämpfe zwischen Männern und Frauen und Beschwörung von Schlangen sind verboten.

10. Keine Frau darf ihr Haar kurz abschneiden.

11. Auf der Straße soll Jeder einen Hut oder eine Mütze tragen.

12. Männer und Frauen sollen, wenn sie ausgehen, reinliche Kleider tragen, nicht etwa ein Taschentuch oder dergleichen um den Kopf binden oder damit das Gesicht bedecken.

13. Keine weibliche Person soll Prostitution treiben.

Sterblichkeit in den verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Angaben, welche der Census von 1870 darüber bringt, sind auch für deutsche Leser nicht ohne Interesse, denn in allen Staaten der Union sind ja Landsleute von uns angesiedelt. Um zu zeigen, in welchen Staaten die Sterblichkeit größer oder geringer, also Klima und Gesundheitszustand besser oder schlechter sind, geben wir die Liste der Staaten und Territorien von der geringsten bis zur höchsten Zahl der Todesfälle, so daß man hieraus auf den Gesundheitszustand und das Klima der Staaten schließen kann:

Idaho hat die geringste Zahl der Todesfälle, nämlich 0,33 Procent, sodann kommen Oregon 0,69, Dacota 0,71, Minnesota 0,80, Nebraska, Iowa, Wyoming 0,81, Westvirginia 0,91, Washingtonterritorium 0,93, Colorado, Wisconsin und Michigan 0,94, Nordcarolina 0,98, Utah 1,03, Südcarolina und In-

diana 1,05, Vermont und Alabama 1,08, Kentucky 1,09, Mississippi und Ohio 1,11, Tennessee 1,13, Neujersey 1,17, Florida 1,21, Maine 1,23, Virginien und Maryland 1,24, Delaware und Kansas 1,25, Georgia 1,15, Arkansas, Connecticut und Rhode Island 1,26, Neumexico 1,28, Illinois 1,33, Neuhampshire 1,35, Texas 1,37, Nevada 1,45, Pennsylvanien 1,49, District Columbia 1,53, Neuyork 1,58, California 1,61, Missouri 1,61, Massachusetts 1,77, Louisiana 2,00 und Arizona 2,61.

Hiernach liefern Missouri, Massachusetts, Louisiana und Arizona die größten Sterblichkeitsberichte, so daß theils nahe an 2, theils über 2 Todesfälle auf 100 Einwohner durchschnittlich kommen.

Die Censusliste berichtigt andererseits einen großen Irrthum; man hat nämlich bisher angenommen, daß die südlichen Staaten die ungesundesten seien; die vorstehende Liste weist diese Annahme als irrthümlich nach, indem nur Louisiana der ungesundeste Staat, die übrigen südlichen Staaten zum größten Theil gesünder sind als die sämmtlichen Neu-England-Staaten.

Unter den Hauptkrankheiten, welche den Tod zur Folge hatten, kommen der Reihenfolge nach zuerst die Auszehrung, sodann Lungenentzündung und ferner die verschiedenen Fieber- und Nervenkrankheiten. Die Staaten, welche die meisten Todesfälle von Auszehrungen liefern, sind Massachusetts, Neuhampshire, Maine, Louisiana. Die Fieberkrankheiten erstrecken sich größtentheils auf die südlichen Staaten, mit Einschluß Missouris.

In Bezug auf das Geschlecht ist bis zum 20. Lebensjahre die Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlechte größer als unter dem weiblichen, während wieder vom 20. bis zum 40. Lebensjahre die Sterblichkeit unter dem weiblichen Geschlechte größer ist als als unter dem männlichen; dagegen vom 40. Lebensjahre ab ändert sich das Verhältniß wieder zu Gunsten des weiblichen Geschlechts, dessen Sterblichkeit weit geringer ist als beim männlichen. Die Knaben sterben bis zur erlangten Mannbarkeit schneller als die Mädchen, und wenn nach erlangter Mannbarkeit bis zum 40. Jahre das Verhältniß sich zu Ungunsten des weiblichen Geschlechts ändert, so mögen unzweifelhaft die Geburten die Ursache sein, denn mit dem 40. Jahre, wo regelmäßig die Fruchtbarkeit endet, tritt wieder ein geringeres Verhältniß der Todesfälle unter dem weiblichen Geschlechte ein.

Auf die gesammte Bevölkerung von 38,559,830 kommen Todesfälle von 260,673 unter dem männlichen und 231,560 unter dem weiblichen Geschlechte, also überhaupt auf 100 Personen 1,28. Die Zahl der Selbstmorde ist verhältnißmäßig gering, nämlich 1345, von denen Vergiftung und Erhängen die größere Zahl, Erschießen, Ertränken und Schnittwunden die geringere Zahl liefern. Ueberhaupt betrugen die Todesfälle durch Verunglückung 22,740.

* * *

— Der vielgenannte Geistliche Henry Ward Beecher, dessen Domäne die Plymouthkirche in Brooklyn ist, wurde einmal von einem deutschamerikanischen Blatte als „Kanzelrenommist" bezeichnet. Er ist in der That ein Redenhalter über Alles; dieser geistliche Herr hat auch schon für 100 Dollars Honorar einen Vortrag über das Thema zum Besten gegeben, ob es unsittlich oder unchristlich sei, einen Schnauzbart zu tragen! Dieser Mann ist nun von der Londoner Missionsgesellschaft eingeladen worden, in England einen Missionssermon zu halten; er will aber nicht hingehen, „falls nicht die Stuhlinhaber der Plymouthkirche ihn wirklich dazu zwingen." Nun werden bekanntlich die Sitze in der Kirche, wie wir sagen, die Stühle (the pews), öffentlich an den Meistbietenden versteigert und dabei überbieten die reichen Leute einander; was Jeder gezahlt hat für das nächste Jahr, steht dann mit Namen und Summe in den Zeitungen. Beecher, dessen Einnahmen auf jährlich 25,000 Dollars geschätzt werden, versteht sich auf den Rummel. Am 6. Januar war seine Plymouthkirche gefüllt. Nachdem er ein Gebet gehalten und den göttlichen Segen erfleht hatte, führte er seiner Gemeinde den Auctionator vor, welcher die Versteigerung besorgte. „Kirchstuhl so und so 100 Dollars; wer bietet mehr?" Wir lesen nun, daß Herr Obingdon, ein frommer Christ, für einen Sitz 400 Dollars gezahlt habe; im Ganzen ertrug die Versteigerung der Stühle in dieser Kirche für das laufende Jahr — 59,430 Dollars, 129 Dollars mehr als für das vorige Jahr. „Als das Ergebniß verkündigt wurde, erklärte Herr Beecher, daß er höchst befriedigt und dafür dankbar sei." Das glaubt man diesem Kirchenlichte gern.

— In Rio de Janeiro tritt bei vielen Gelegenheiten der Racenhaß zwischen Portugiesen und Brasilianern scharf hervor und führt zu manchen unangenehmen Auftritten. Nach der jüngsten Zählung beträgt die Bevölkerung dieser Hauptstadt 274,792 Seelen. Davon sind 152,733 eingeborene Brasilianer, 73,310 Ausländer und 48,939 Sklaven. Unter den Ausländern zählt man nicht weniger als 55,933 Portugiesen, als reichlich ein Drittel der portugiesisch redenden freien Brasilianer; alle übrigen Nationalitäten zählen nur 10,288. Davon sind Italiener 1738, Franzosen 2884, Deutsche 1495. — Die Zahl der Soldaten, Matrosen und Fischer stellt sich auf 12,233, wovon 1696 Fremde; — der Priester, Mönche, Juristen, Aerzte, Chirurgen, Lehrer, Literaten, öffentlichen Beamten 3860, davon 516 Fremde; — Handwerker sind 4772 Brasilianer, 3920 Fremde; — Arbeiter: Brasilianer 6407, Ausländer 9448; — Ackerbauer respective 4880 und 1094; — Diener und Taglöhner 5348 und 13,351; — Hausdiener 4118 und 3713; — Capitalisten und Eigenthümer 580 und 404; — Kaufleute, Buchhalter und Handlungsdiener 6007 und 17,138, so daß im Handel die Ausländer dreimal zahlreicher sind als die Eingeborenen; doppelt so zahlreich sind sie auch im Fabrikwesen, denn sie zählen 589 gegen 283. — Die Zahl der in Rio lebenden Engländer finden wir nicht angegeben und eben so wenig die verschiedenen Hautfarben. Es wäre interessant zu erfahren, wie viele wirklich ungemischte weiße Brasilianer in Rio leben. — Die Provinz Parana hat nach der jüngsten Zählung 126,722 Bewohner, wovon 116,162 Freie und 10,560 Sklaven. Die Zahl der ansässigen Fremden stellt sich auf 4880, wovon 804 Nichtkatholiken.

— Die Mehlausfuhr Californiens steigert sich mit der raschen Zunahme der Mahlmühlen, deren zu Anfang des laufenden Jahres schon 269 im Gange waren; 198 derselben werden durch Dampf getrieben.

— Aus der Stadt am Großen Salzsee sind im Decembermonat 1873 ausgeführt worden: 1,637,791 Pfund Erz, 1,240,000 Pfund Bullion, 380,000 Pfund Blei.

— In Großbritannien sind im Jahre 1872 an Bleierz 83,968 Tonnen gefördert worden, im Werthe von 1,146,165 Pf. St. Dieselben lieferten 60,455 Tonnen und 15 Centner Blei im Werthe von 1,209,115 Pf. St. und 628,920 Unzen Silber, Werth 157,230 Pf. St. Je 100 Tonnen Erz lieferten 72 Tonnen Blei und jede Tonne 10,4 Unzen Silber.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage:
Prospectus, betreffend den „Amtlichen Bericht über die Wiener Weltausstellung im Jahre 1873."



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

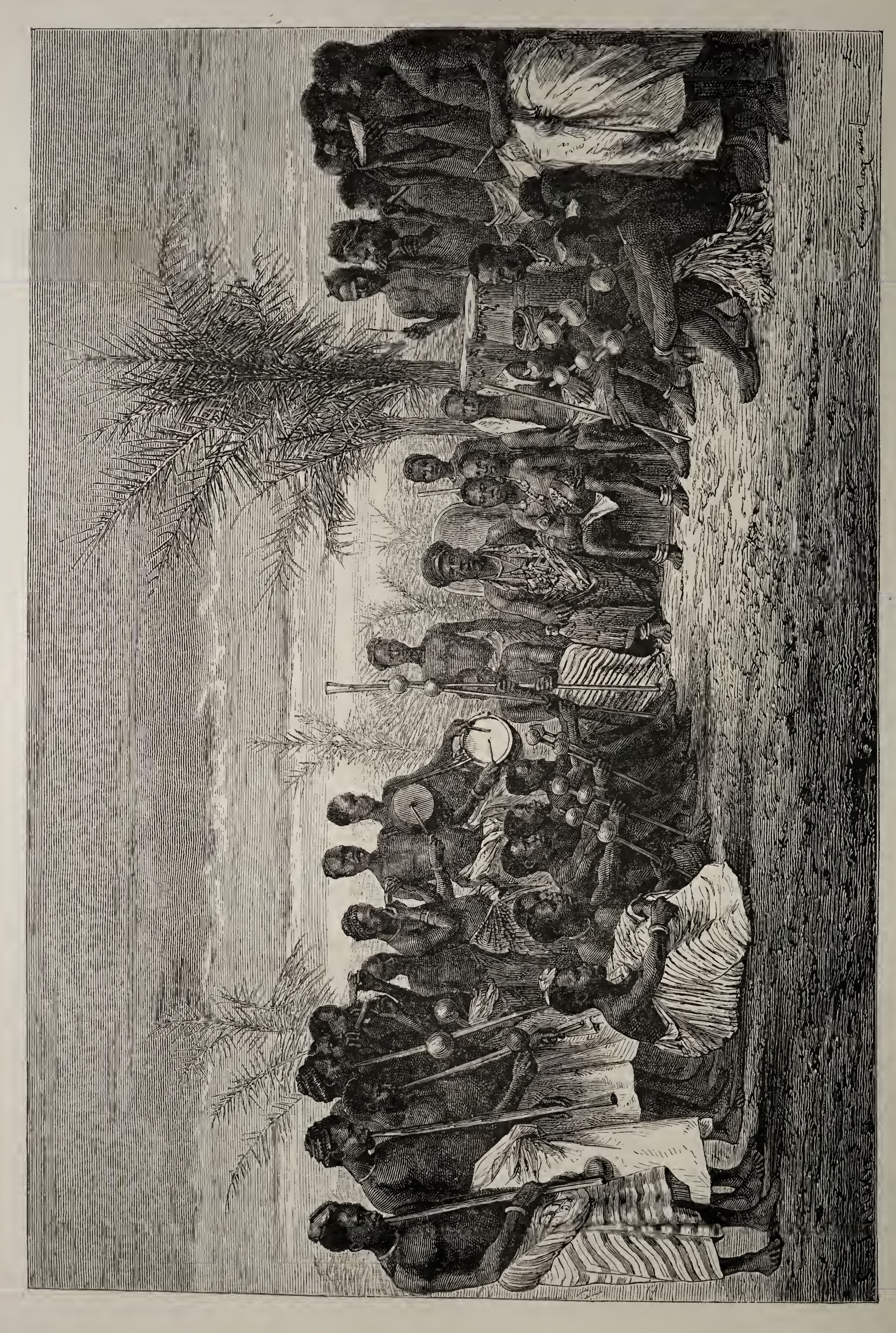
Wanderungen an der Westküste von Afrika.

II.

Dorfschaften an den Bassam-Lagunen. — Ein schwarzer Handelsmann in Debrimu. — Schauspiel einer Jagd auf Menschen. — Afrikanische Lebensläufe. — Das Dorf Tupa und die Gewinnung des Palmöls. — Die Jacks-Jacks als Handelsmäkler an der Küste. — Die Speise Futufutu. — Rechtspflege. — Fetischmänner und Fetischfrauen. — Assini und Apollonia. — Palaver mit König Amadifu. — Menschenopfer in Krinjabo. — Regierungsformen. — Haus- und Hofhalt des Königs.

Unter den Dörfern, welche landein liegen, sind manche ganz ansehnlich, z. B. Debrimu, das nur etwa eine deutsche Meile von Dabu entfernt liegt. Auch hier tritt die afrikanische Zerklüftung deutlich zu Tage, denn diese Ortschaft zerfällt in nicht weniger als drei Bezirke, deren jeder seinen eigenen Häuptling hat. Der Weg dorthin führt über eine von Rinderherden belebte Wiese und wird von Bäumen beschattet. Man sieht Krulente, welche mit Palmöl gefüllte Fässer rollen und dabei singen; dann erscheinen auch Frauen, welche einen Korb oder ein großes, gleichfalls Oel enthaltendes irdenes Geschirr auf dem Kopfe tragen. Die Hügel, welche nun auftreten, sind mit Oelpalmen bestanden.

De Langle ging durch die überaus schmutzigen Straßen zu dem schwarzen Handelsmann Brebio; derselbe stolzirte mit einem Bischofshute, welcher, der Himmel weiß wie, sich nach Debrimu verirrt hatte. Der Mann war einäugig; aus dem übrig gebliebenen Auge sprach Unverschämtheit. Die Frauen trugen Stühle herbei, der weiße Mann ließ seinen Speisekorb auspacken und nach dem Frühstück machte der Weiße mit dem Schwarzen einen Wandelgang durch das Dorf. Bald hörte man eine wilde Musik; die Spielleute befanden sich unter hohen Bäumen in kühlem Schatten, bliesen auf Elephantenzähnen und schlugen wie rasend auf Trommeln. Als de Langle näher kam, traf er einen guten Bekannten, Numba, Handelsmann aus Alindscha, der ein Jack-Jack war. Er trug einen europäischen Klapphut und an den Fingern sehr viele Ringe, um die Hüften hatte er einen buntfarbigen Schurz geschlungen. Etwa sechs oder sieben seiner Frauen saßen neben ihm; sie trugen mächtig schwere Ringe in den herabgezogenen Ohren und um Arme und Knöchel dicke Reife, deren jeder sicherlich zehn bis zwölf Unzen wiegen mochte; auch um den Hals und auf der Brust hatten sie wuchtigen Goldschmuck mit musivischer Arbeit; die Mosaik ist in jener Gegend sehr alt und in ihr tritt der Lapis lazuli hervor, der höher geschätzt wird als Gold. Die bevorzugte Frau trug einen Halsschmuck von Gold, welcher die Gestalt von Tigerzähnen hatte. Seine Schätze bewahrte Numba in großen Kisten auf, für welche eine besondere Hütte gebaut ist; soeben hatte er viele derselben dem ganzen Volke zur Schau ausgestellt, um diesem zu zeigen, daß man durch Einsammeln und durch Verkauf des Palmöls ein reicher Mann werden könne. An jenem Tage wurde auch Oelmarkt gehalten. In Zwischenräumen kamen spärlich und ärmlich bekleidete Neger zu Numba, Buschmäkler, wie man sie nennt, die gegen Baar auf der Stelle verkaufen, d. h. sobald man handelseinig und das Oel abgeliefert ist,



König Amadisu und sein Hofstaat.

erhalten sie die bedungene Quantität von Baumwollenzeug, Schießgewehr und Pulverfäßchen. Manche bekamen auch Credit; für die Vorschüsse, welche die Kaufleute aus Bristol ihnen machen, liefern sie später Oel ab. Als Maß dient das Kru, welches etwa 28 bis 30 Liter hält, gleich 8 Gallonen, welche letzteren aber nicht immer gleichen Fassungsgehalt haben; daraus entstehen dann mancherlei Irrungen zwischen Verkäufern und Käufern und das Palavern hin und her nimmt gar kein Ende.

Im Fort Dabu veranstalteten die Kruleute und die senegambischen Scharfschützen zu Ehren de Langle's eine echt afrikanische Festlichkeit.

Zuerst trat ein Bambarra Namens Kunagoi auf und stellte eine Menschenjagd dar. Kein Hindu würde im Stande sein, mit größerer Gewandtheit am Boden hinzukriechen. Die beiden Gegner spähen nach einander; sie heben langsam den Kopf empor, und schauen um sich; dann kauern sie nieder, wie ein Tiger der sich zum Sprunge fertig hält; sie halten den Athem an, liegen regungslos da, plötzlich fällt ein Schuß, — Kunagoi hat den Feind erlegt. Er packt ihn bei den Haaren und zeigt als Trophäe einen blutigen Kopf vor. So halten es die Bambarrakrieger am Dscholiba (dem obern Niger); diesmal stellte eine Puppe den Feind vor. Aber solch eine Großthat mußte im Gesange verherrlicht werden und diese Pflicht übernahm Kunagoi's Frau. Sie trug einen weiten Musselinrock, der bis auf die Fußknöchel herabhing. Gleich von vornherein wurden ohne jeden Uebergang ihre Töne so entsetzlich schrill, daß man eine Sprengung der Kehle oder Brust hätte besorgen können; dabei bewegte sie die Füße taktmäßig, die übrigen Körperbewegungen waren gemessen und anständig; auch die Arme wurden auf und ab zum Takte nach oben und nach unten geregt.

Eines Tages kam eine schwarze Wittwe zu dem weißen Befehlshaber; ihr Mann war ein mächtiger Häuptling gewesen, dann im Kriege erschlagen worden, und die Frau hatte sich mit ihrer Tochter flüchten können; mit einigen Bambarras war sie nach Dabu gekommen. Jetzt kroch sie, manchmal auch in gebückter Haltung aufhüpfend, heran und sang in Absätzen mit gellenden, schrillen Tönen, welche zuweilen das Vogelgeschrei nachahmten. Nur in solcher Weise



Assini, von der Ebene aus gesehen.

darf man sich bei den Bambarras einem Häuptlinge nähern. Die Tochter war mit einem Scharfschützen vom Senegal verheirathet.

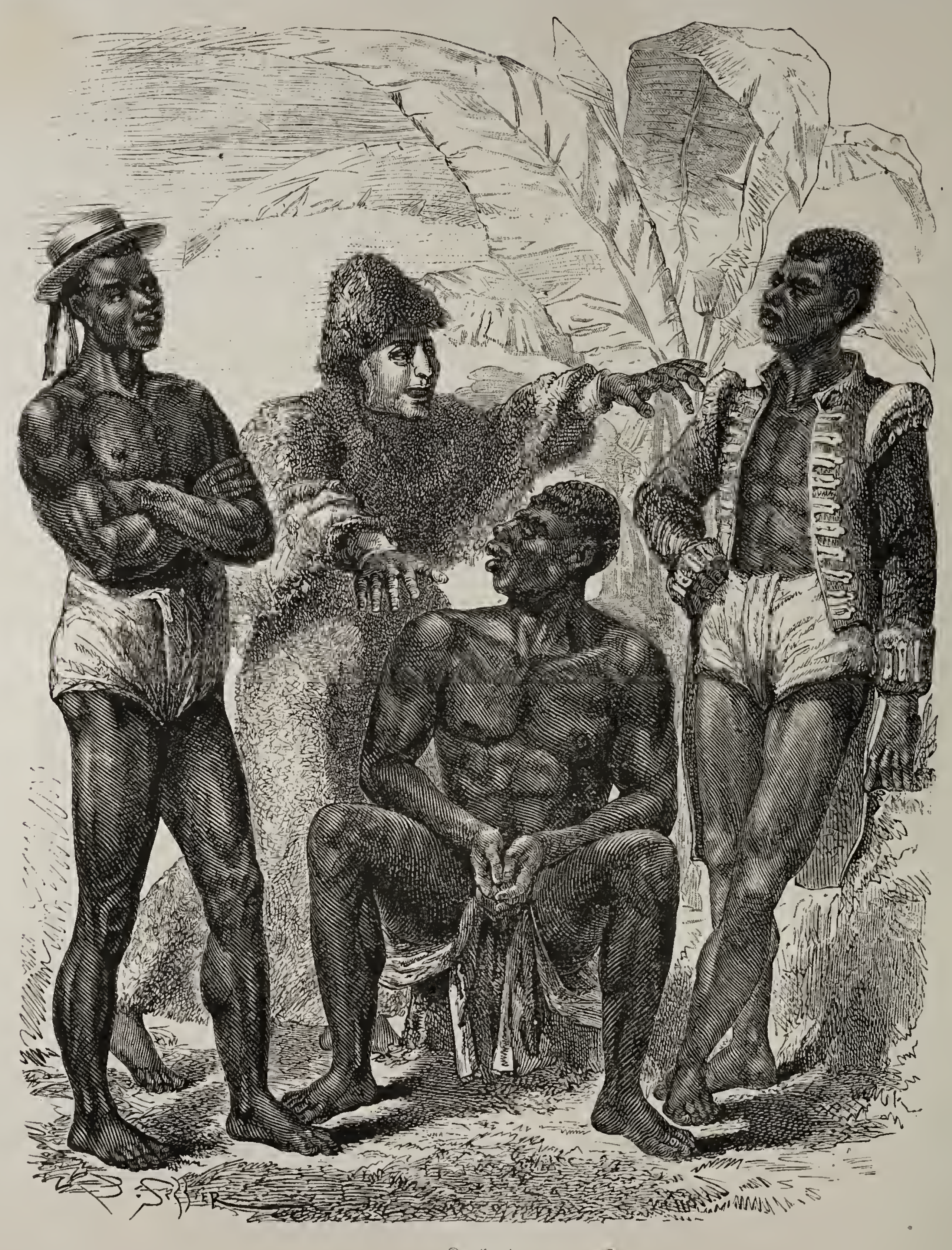
Ein andere Frau, Namens Fatma, stammte vom obern Senegal; sie war von Kaarta, der schon durch Mungo Park näher bekannten Landschaft, bis zur Goldküste zwei volle Jahre unterwegs gewesen und hatte während dieser Zeit oftmals den Herrn gewechselt. Der Mann, welchem sie jetzt gehörte, verlangte für sie den Werth von 400 Francs, was im Durchschnitte der vierfache Preis eines Sklaven ist. Diese Summe wurde zusammengebracht und die nun Freigekaufte bei der nächsten Gelegenheit nach dem Senegal zurückgeschickt, von wo sie dann wohl in ihre Heimath zurückgekehrt sein wird.

Tupa, eine weit und breit von Oelpalmen umschlossene Ortschaft, ist ein Mittelpunkt für den Oelhandel; sie liegt nicht weit von Dabu entfernt an einer Bucht und die Bäume erreichen dort eine Höhe von mehr als 60 Fuß. Die Schwarzen klettern hinauf; jeder trägt eine gekrümmte Hippe, die sehr scharf ist; er haut die Zweige ab, welche von Trägern zu einem großen Mörser gebracht werden; in diesem zerstampft man die Früchte, sogenannten Nüsse, die an Größe verschieden sind, von jener eines Taubeneies bis zu der eines Gänseeies. Man wirft sofort die Frucht, deren Zellengewebe das Oel enthält, entweder in ein kupfernes Becken oder in einen großen eisernen Kessel, in welchem sie leicht gekocht wird und aufwallt. Dann wird sie zerstampft und das Fett, welches bald oben schwimmt, wird gleichfalls dem Feuer ausgesetzt; nachher erfolgt ein Pressen durch sehr stark gearbeitete Säcke; das Oel dringt dabei hindurch, während die Kerne und die holzigen Bestandtheile zurückbleiben. Man thut dasselbe in große Kalebassen oder irdene Gefäße und bringt es so zu den Aufkäufern; bevor es nach Europa verschifft wird, muß es dann noch einmal gereinigt werden. Die Tonne Oel, d. h. 1000 Kilogramm, wird in Bassam je nach Zeit und Umständen, mit 200 bis 300 Francs bezahlt und in London oder Marseille mit 1000 bis 1200 Francs.

Unter den Küstenmäklern sind die Jacks-Jacks die gewandtesten und sehr gerieben. De Langle besuchte ihre Ortschaft Alindscha, welche gewöhnlich als Groß-Jack bezeichnet wird; dieses Dorf zählt etwa 1500 Einwohner. Der

Häuptling Digreh hatte viele Oel gesammelt und seine Hauptfrau paßte wohl auf, daß die Fässer nicht leckten. Vor etwa zwanzig Jahren wurden die Dörfer der Jacks=Jacks im Jahre von etwa 32 Schiffen besucht; das englische Haus King schickte deren 13, das Haus Lowden 13, Powel 3 Fahrzeuge. Die Jacks verlangen von jedem Handelsschiff ein Ankergeld von acht Unzen Gold und wer ans Land gehen will, muß für die Erlaubniß eine Unze zahlen. Die Engländer laden jetzt durchschnittlich im Jahre 5000 Tonnen Oel bei den Jacks=Jacks, deren sieben Dörfer ganz unabhängig von einander sind. Eins derselben, Aure, hat eine regelmäßige Ortsverwaltung; die Bewohner treiben Fischerei; jeder Fang wird an die Ortsbehörde abgeliefert, welche denselben vertheilt.

Auf der ganzen Strecke zwischen Lahu und dem Vorgebirge der drei Spitzen bei den Stämmen Ahowimi, Kaß oder Agny bildet Futufutu das Hauptnahrungsmittel. Man stampft Bananen in einem Mörser, zerreibt Mais



Kruleute.

zwischen zwei Granitplatten und kocht beides mit Palmöl; dazu kommt noch getrockneter oder gesalzener Fisch und als Gewürz Piment und zuweilen genießt man auch ein sehr scharf gepfeffertes Huhn. Hammel= und Rindfleisch werden bei Leichenfeierlichkeiten gegessen.

Der befestigte Posten in Groß=Bassam bestand 1868 in einem großen, mit Pfahlwerk umgebenen Viereck mit Bastionen; innerhalb desselben befanden sich die Waarenlager, die Caserne, das Pulverhaus und die Wohnung des Commandanten. Die Dörfer der schwarzen Soldaten (S. 196), der Lootsen von der Barre und der Kruleute lagen außerhalb, gleich den Factoreien der Oelhändler. Die Magazine derselben waren bei Weitem nicht so gut versorgt, wie jene von Alindscha und die Numba's und Digre's und doch bringt jedes angelegte Capital im Jahre sich dreifach ein. Seit einer Reihe von Jahren hat man an den Lagunen bei Groß=Bassam, dann auch bei Jella Coffi (Dschella Koffi) beim Cap Palmas, viele Kokospalmen angepflanzt, die ein

feines Oel liefern und auch in diesen Gegenden mehr und mehr Bedeutung für den Handel gewinnen.

Vor den Dörfern liegen große freie Plätze, die in gutem Zustande erhalten werden; am Rande derselben findet man die Fetischhäuser, in welchen Speisen und Getränke als Opfer dargebracht werden. Ein Häuptling antwortete auf die Frage, ob er an die Fetische glaube und denselben Wirkungen zuschreibe: „Guter Gott hat Sonne gemacht, hat Regen gemacht." Die Fetische sind in den Augen dieser Schwarzen lediglich die Vertreter eines höhern unsichtbaren Wesens, das allzeit gegenwärtig und wirksam ist. An der Goldküste glauben sie daß zu Anfang der Welt ein Kind geboren worden sei, das nie stirbt und ewig ein Kind bleibt.

Die Rechtspflege ist streng. Der Sohn eines Gemordeten muß mit eigener Hand den Mörder ums Leben bringen und zum Beweise, daß Strafe dem Vergehen gefolgt sei, den Kopf desselben im Dorf umhertragen. Wer gestohlen hat, wird ins Wasser geworfen; wenn rückfällig wird er längere Zeit untergetaucht und stiehlt er noch einmal dann ersäuft man ihn.

Die Fetischleute sind Dolmetscher des unsichtbaren höchsten Wesens und zugleich Aerzte; sie haben vor der Einweihung mehrere Lehrjahre durchzumachen, in welchen sie zuerst mit den Giften, dann auch mit den Gegengiften bekannt gemacht werden. Solch ein Fetischdoctor macht viel aus sich; er bemalt Stirn, Wange und Körper mit gelben und weißen Streifen. Sehr gefürchtet sind die Fetischmänner von Potu, sie können, dem Volksglauben zufolge, abgeschlagene Köpfe wieder auf dem Rumpfe befestigen.

Auch die Fetischfrauen spielen eine wichtige Rolle und man findet namentlich am Ole oder Banre, welcher sich in den Groß-Bassam-Fluß ergießt, mehrere Klöster derselben. Ihre Aebtissin oder Fetischkönigin muß sich an den Beinen durch Cauterisiren ein Fontanell machen und dadurch eine künstliche Elephantiasis erzeugen. Wer nun ein gefährliches Abenteuer bestehen und durch einen Talisman gegen jegliche Gefahr gesichert sein will, wendet sich an diese Königin. Sie nimmt nun mit einem Zahnstocher etwas Materie aus der Geschwulst am Beine, welches dann als Sangral verschlungen werden muß und unfehlbar die gewünschte Wirkung hat. Die Königin ist Oberhaupt eines Klosters, das Bulingbeh heißt; dort wohnen je zwei Nonnen, die sich alle zur Keuschheit verpflichtet haben, in einer Hütte. Die ganze Niederlassung ist mit Pfahlwerk umgeben und kein Mann darf sich innerhalb derselben blicken lassen. Nun aber würden diese Nonnenamazonen aussterben, wenn das erwähnte Gelübde streng gehalten würde; deshalb finden heimliche Uebertretungen statt. Im Kloster geborene Mädchen werden zu Nonnen herangebildet, Knaben ohne Weiteres umgebracht.

Fetischbäume sind häufig und werden in hohen Ehren gehalten; sie sind geweiht, durch allerlei Kennzeichen markirt und nur Fetischpriester dürfen das umgebende Gebüsch betreten. Die Krulente von Cap Palmas, die als Matrosen und Arbeiter auf europäischen Fahrzeugen vielfach mit Weißen in Berührung kommen, sind dadurch mehr oder weniger Freigeister geworden, und es gehört zu ihren Belustigungen, daß der eine oder andere von ihnen den Fetischmann spielt und gläubigen Buschnegern durch plötzliches Auftreten in Vermummung Staunen abnöthigt oder sie erschreckt.



Fetischfrau.

In Assini sind die Franzosen schon unter Ludwig dem Vierzehnten aufgetreten. Der Tanoë oder Tando, welcher dort mündet, hat einen ausgedehnten Lauf; sein westlicher Arm, der Bara, bespült die Landschaft Gaman, der östliche durchfließt Provinzen, welche dem Könige von Aschanti unterworfen sind. Der Fluß bildet die Westgrenze dieses Reiches; er ist von den Fetischpriestern für geweiht erklärt worden und darf also in feindlicher Absicht nicht überschritten werden.

Apollonia, welches die Engländer jetzt zu ihren Besitzungen rechnen, bildete früher ein für jene Gegenden mächtiges Königreich, das noch 1843 unter dem Herrscher Kuakuaka sehr gefürchtet war, es ist nun schon seit Jahren zerklüftet; bei den Eingeborenen heißt die Ortschaft Beïn. — Zwischen der Landschaft Assini und dem Reich Aschanti liegt das Gebiet eines unabhängigen Häuptlings, dessen Hauptdorf Asephi nur drei Tagereisen von Kumassi entfernt ist, und die Könige von Beïn waren stets bemüht, die Aschantis nicht bis an die Küste vordringen zu lassen. Als de Langle im Jahre 1843 bei Assini erschien, war eben große Fehde mit den Leuten des gegenüberliegenden Mafia, wo man den Fetischcordon gezogen hatte. Dort hatte der hochbetagte König Atlakta die Herrschaft an seinen Neffen Amadifu abgetreten. Die Hauptstadt von Assini heißt Krinjabo (5° 18′ 22″ N., 5° 23′ 47″ W. v. P.); sie liegt am Flusse Bia, welcher von Norden her in die Abylagune fällt. Dort traf de Langle mit Amadifu zusammen, der mit einer Kahnflotte erschienen

war, die aus etwa 40 Piroguen bestand; diese legten bei Mafia an.

Die Bewohner hatten am 8. Juli 1843 Festkleidung angelegt; die Kabosirs (hohe Beamten) des Atlakta befanden sich in Amadifu's Gefolge; die Elfenbeintrompeten gaben rauhe Töne, man schlug auf Trommeln und Tamtams. Im Gefolge des Königs befanden sich etwa dreihundert Krieger, lauter große, muskelkräftige Leute mit alten Musketen. Der Kopf war stellenweis geschoren, das Haar in Lunten um Stäbe gewickelt oder als spitziger Chignon über den Kopf hervorstehend. Der Sack mit Kugeln hing am Halse und am Gürtel hatten sie eine gefüllte Patrontasche zur Hand; an der linken Seite hing ein großes Waldmesser, an der rechten am Gürtel ein Dolch, das sogenannte Blutmesser, mit welchem man um Leib und Leben kämpft und womit man dem Feinde den Todesstoß versetzt. Oberkörper und Beine blieben unbedeckt, um die Hüften war ein Schurz geschlungen; am linken Arme trug jeder Ringe, zumeist von Elfenbein, über den Knöcheln; auf dem Gesichte waren Asche- und Kalkstreifen angebracht. In Reihe und Glied standen diese Krieger auf Befehl der Hauptleute stramm und wie angenagelt.

Amadifu nahm auf einem niedrigen Gerüst an der Ostseite Platz; seine Kabosirs trugen neue Gewänder und auf dem Kopfe europäische Hüte. Der Schirm des Königs, das Zeichen der Herrschaft, war mächtig groß; er selbst, ein Mann von etwa vierzig Jahren, trug eine rothe Kopfbedeckung; sein Bart erschien sorgfältig gepflegt. De Langle



Fetischbaum.

nahm auf der westlichen Estrade Platz, dem Könige gegenüber; er war von Häuptlingen, von seinen Offizieren und zwanzig Mann Seesoldaten umgeben. Dann begann das Palaver. Vor dem Europäer waren drei Ceremonienmeister aufgestellt, deren jeder einen großen Stab mit silbernem Knopfe trug. Sie reichten dem Fremden mit zwei Fingern etwas Salz; das ist der Gruß; dann gingen sie zum Könige, welchem sie die Complimente überbrachten und kamen mit der Antwort desselben zurück. Das Ganze war recht feierlich.

Nun erhob sich der weiße Mann, ging unter Vorantritt seiner Waffenherolde erst zu den Kabosirs, denen er die Hand gab, und dann zum König, welcher ihm die seinige entgegenstreckte. Inzwischen waren die Krieger hin und her marschirt. Der König kam dann zum Fremden, der seinen Sitz wieder eingenommen hatte, und begrüßte ihn mit wiederholtem Händedruck. Am folgenden Tage fanden wieder Ceremonien statt; und bei diesen erklärte Amadifu, er wolle sein Land nicht verkaufen, wohl aber dasselbe an Frankreich schenken. —

Alljährlich wird in Krinjabo ein großes Landesfest gefeiert, gewöhnlich im October zur Zeit des Vollmondes. De Langle zweifelt nicht, daß dabei einige Menschen geopfert werden, um dem Himmel für eine gute Ernte zu danken. In der Herrscherfamilie von Beïn veranstaltet man pomphafte Trauerfeierlichkeiten. Der Todte wird mit allen seinen Ringen und anderen Kostbarkeiten bedeckt und auf ein Paradebett gelegt; in manchen Fällen legt man ihm auch eine goldene Maske über sein Gesicht. Die Etikette verlangt, daß er von einer Anzahl Leuten beiderlei Geschlechts in das allerdings mehr als problematische „Jenseits“ und in die

eben so unbekannte „andere Welt“ begleitet werde. Zu diesem Zwecke lockt man Mädchen und Männer an, sich bei einer Mahlzeit recht gütlich zu thun. Während die Mädchen sich die Speisen gut schmecken lassen, tritt in aller Stille der Henker von hinten heran und drehet ihnen mit geübter Hand den Hals um. Die Jünglinge speisen in einem andern Gemache und auch sie müssen während des Schmauses ihr Leben lassen. Man schlägt ihnen den Kopf ab, fängt das Blut auf und besprengt mit diesem die Grabstätte. Die Leiche des Häuptlings wird auf die Leiber dieser jungen Männer gelegt, welche im „Jenseits“ die Dienste der Mundschenken zu verrichten haben. In Dahome opfern sich Männer freiwillig um bei dem verstorbenen Könige im „Himmel“ Kammerherrendienste zu verrichten.

Die Regierungsform der Neger von Groß-Bassam und Assini kann man als einen Despotismus eigenthümlicher Art bezeichnen, denn neben demselben findet man, daß die Aeltesten Einfluß üben, daß eine gewisse Gerontokratie vorhanden ist. Dazu kommt dann noch eine Art von Aristokratie und eine insgeheim wirkende Theokratie. Letztere beherrscht thatsächlich die ganze Gesellschaft.

Bei der Investitur des Häuptlings muß ein Menschenopfer gebracht werden. Derselbe muß sich nach alten Gebräuchen richten, und dieses alte Herkommen genau beobachten, ein Abweichen von demselben würde ihn das Leben kosten. Wenn ein ehrgeiziger Kabosir ihm gefährlich wird und rebellirt, dann bietet der König seine Krieger auf, deren jeder mit seiner eigenen Waffe nebst Schießbedarf auszieht. Die Frauen begleiten das Heer als Trägerinnen; sie kochen und schlagen das Lager auf.

Haus- und Hofhaltung des Königs sind keineswegs luxuriös. Der Kochherd besteht aus einigen Steinen, zwischen welche man die Töpfe stellt, und in Groß-Bassam besteht das tägliche Gericht des schwarzen Potentaten aus Fisch, der mit Piment gewürzt ist. Angesehene reiche Leute stellen an gewissen Tagen im Jahre ihre Schätze zur öffentlichen Schau aus, und wenn sie ein großes Gastmahl geben, stehen auf den Tischen Gefäße, die mit Goldklumpen und Goldkörnern gefüllt sind. Manche Gäste sind dermaßen mit Goldschmuck überladen, daß ihre Arme von Dienern gestützt werden müssen. Manche Häuptlinge schicken zum Goldsuchen Sklaven aus, die ein gewisses Quantum abliefern müssen. Das Metall ist sehr gut und enthält nur etwa ein Tausendstel Silber. —

Man sieht, bei diesen Negern ist Alles barbarisch und gegen diese Barbarei, die in der Race steckt, ist wenig auszurichten; sie wird nur dort einigermaßen gemildert und der grauenhaftesten Kennzeichen entkleidet, wo der Islam festen Fuß gewinnt. Französische Missionäre kamen, um in Groß-Bassam Schulen zu gründen und zu bekehren, aber das Klima hat sie vertrieben; sie konnten nicht die geringste Einwirkung üben. König Amadifu verlangte 1867 Zimmerleute, Maurer und Schmiede, um in einem europäisch gebaueten Hause wohnen zu können; die Franzosen hatten indeß gute Gründe, seinem Wunsche nicht zu willfahren.

Der Jakuter Volksstamm in Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

I.

Noch ein Nekrolog, denn Nekrologe sind es, die man schreibt, sobald man über irgend einen der im weiten Nordasien heute noch vegetirenden Volksstämmchen berichtet, Nekrologe am Grabe dahinsiechender Volksembryone, welche sich nicht zu mächtigen Völkern entwickelt haben, nicht weil ihnen hierzu die physische Möglichkeit, wohl aber weil ihnen die physische Kraft mangelte. Mag die russische Regierung sich auch die größte Mühe geben, die Völklein in Sibirien zu erhalten, um sie einst an der „allgemeinen menschlichen Civilisation“ Theil nehmen zu lassen; mag sie dieselben hätscheln, wie Schooßkinder; mag sie die besten Gesetze erlassen, um sie zu schützen und zu erhalten — sie werden untergehen, weil sie untergehen müssen, weil ihre geistigen Waffen zur Behauptung ihres Daseins seit ihrer Berührung mit den wohlausgerüsteten Ariern nicht ausreichen; weil sie vielleicht schon zum größten Theile den Zweck ihres Daseins erfüllt, die übergroße Anzahl von Raubthieren in den unermeßlichen Urwäldern eingeschränkt haben.

Eine Thräne über den Untergang der wilden oder halbwilden Stämme Sibiriens zu vergießen wäre eine bittere Ironie, wäre fast eine Versündigung wider die gesunde Vernunft; sie sind ihrer nicht werth, weil sie kaum etwas Menschliches gewirkt, nichts „Menschenwürdiges“ gethan haben. Sie haben, so lange sie auf Erden wandelten, nur das Thierische, das im und am Menschen ist, gepflegt; sie haben gezeugt und zeugen lassen, wilde Thiere erlegt, um Zeugungskraft zu haben; nur den Kreislauf des Stoffes in den von ihnen bewohnten Regionen gefördert — und weiter Nichts. Ist aber dieses allein Aufgabe des Menschen und der „Menschheit“?

Wer beweint heute die ausgestorbenen Geschlechter der Urbewohner Belgiens, deren Ueberreste wir in den Höhlen des Landes finden; wer spendet den fossilen Menschenschädeln im Neanderthale und in der Engishöhle eine Thräne; welcher fromme Pater liest eine bezahlte Seelenmesse für die versteinerten Ueberreste aus Natchez am Mississippi, und welche gläubige Seele betet ein andächtiges „Ave Maria“ für die ohne Taufe in den auf Pfählen erbaueten Hütten der Lacusterbewohner dahingeschiedenen Seelen? Wer auch, außer den Naturforschern und Gelehrten, bedauert den Untergang der gewiß unzählbaren Mittelglieder, welche zwischen Gorilla und australischem Neger liegen sollen.

Der Leser wird es mir wohl verzeihen, wenn ich von den halbwilden Bewohnern Sibiriens wie von paläontologischen Ueberresten spreche, welche man irgendwo entdeckt. Alle Bewohner des Landes von mongolischem Ursprunge sind eigentlich nur noch paläontologische Ueberreste eines Volkes auf einem Territorium, auf dem dieses Volk Jahrhunderte hindurch geherrscht hat, ohne irgend eine andere Spur seines Daseins zu hinterlassen als ungeheure Steppen, die es dort schuf, wo ein edleres Volk vor ihm Ackerbau getrieben, und die Kunst in ihren Anfängen gepflegt hat.

Ohne also zu weinen, erheben wir uns mit dem sibirischen Adler in den blauen Aether, schwingen wir uns empor

über den Landstrich östlich der riesigen Lena und überschauen wir von hier aus das grüne Meer, welches sich unter uns in unermeßlichen Dimensionen ausbreitet, und das, als eben ein furchtbarer Sturm dasselbe zu riesigen Wellen aufthürmte, — versteinerte, erstarrte. Ein Blick auf eine Karte Nordasiens dürfte den Leser überzeugen, daß meine soeben in einigen Worten ausgedrückte Schilderung des Landes richtig ist, da sich Berge an Berge reihen, mit einander kreuzen, und ein Durcheinander bilden, dessen Entwirren einst dem Geologen Mühe machen wird. Heute sind die meisten dieser namenlosen Erdwellen noch unbekannt, und so manche, welche in der Natur existirt, mag auf den Karten noch fehlen, während viele dort verzeichnet sein mögen, wo ein Thal, vielleicht gar ein mächtiger Sumpf oder See vorhanden ist. Der Mensch, welcher jetzt jene Gegend durchstreift, um mit dem Bären zu kämpfen, oder einen Hirsch, ein Stück Damwild, ein Elenthier zu erjagen, hat wohl noch nie daran gedacht, seine Heimath kennen zu lernen, sich ein Bild von ihr zu schaffen; er vegetirte in ihr, wie andere wilde Thiere, von denen er sich nur dadurch unterscheidet, daß er eine dem Mongolischen verwandte Sprache redet, sich in Felle anderer Thiere kleidet und stets auf zwei Füßen geht, während die Mitbewohner dieser seiner Heimath auf vier Füßen gehen, ihre angeborene Bedeckung haben und sich nicht in der mongolischen Gutturalsprache auszudrücken vermögen.

Die Gegend, in welche ich die Leser heute versetze, heißt das „Jakuterland“, oder einfach „Jakutsk“, wie auch das von den Russen an der Lena erbauete Hauptstädtchen des ungeheuern Landstriches heißt. Betrachten Sie sich auf irgend einer Karte die „Provinz“ Jakutsk, aus der wahrlich einige ansehnliche Kaiserthümer geschnitten werden könnten, und vergleichen Sie ihre Oberfläche mit der winzigen Zahl, mit ihren etwa 80,000 Bewohnern, welche zerstreut in den ungeheuern Urwäldern hausen, und sich in Korjäken, Jakuten und Jukagiren theilen, auch wohl häufig mit den von mir schon geschilderten Tungusen vermischen, denen sie übrigens so nahe verwandt sind, wie etwa der Sachse dem Thüringer, oder der Pommer dem Mecklenburger, und Sie werden selbst erstaunt die Frage aufwerfen, woher es denn komme, daß ein Volksstamm, der einen Raum einnimmt, welcher hinreichen würde, um hundert Millionen Menschen zu ernähren, sich im Laufe von Jahrhunderten nicht nur nicht vermehrt, sondern sogar vermindert hat?

Der physische Theil des Menschen ist ein Theil des Landes, in welchem er gezeugt und geboren worden, in welchem er aufgewachsen ist. Er unterscheidet sich in dieser Beziehung gewiß durchaus nicht von anderen organischen Wesen, nicht einmal vom Baume und Strauche. Seine Vermehrung ist aber, da seine Hauptwaffe der Geist ist, der seinen Körper bewegt, hauptsächlich von dem Grade seiner geistigen Entwickelung abhängig, da selbst der bloß physisch kräftigste Mensch mit keinem Raubthiere den Kampf aufnehmen kann und die schnellfüßigen wilden Wiederkäuer sich ihm durch die Flucht entziehen können.

In diesen wenigen Worten sind schon die Gründe skizzirt, weshalb sich der Jakuterstamm Jahrhunderte hindurch nicht vermehrt hat. Seine von ihm in die Wildniß mitgebrachte Waffe war nicht hinreichend, ihm reichliche Nahrung in einem solchen Ueberflusse zu verschaffen, daß er, vor häufig wiederkehrendem Mangel geschützt, sich den Freuden des Lebens und der Liebe hätte hingeben, an die Vermehrung seiner Geistesschätze und seiner Nachkommenschaft hätte denken können. Der Jakut suchte das Letztere durch Polygamie zu erreichen, welche ihm sein „Schaman“, sein Prophet, Priester, Richter, Arzt und Lehrer in einer Person, erlaubt, und er hat durch dieses Mittel nur noch mehr dazu beigetragen, seine Zeugungskraft zu zersplittern, seine Ehen unfruchtbar, seine Zelte kinderlos zu machen.

Sehr spät, denn es sind wohl kaum zweihundert Jahre her, brachte der eindringende Russe dem Jakuten zwar die schlechte, uns von früher her bekannte Kugelbüchse, welche vielleicht hinreichen würde, für seine kleine Familie eine große Menge Nährstoffvorräthe anzusammeln, und so einen Grund der Unfruchtbarkeit zu beseitigen; aber der Russe brachte zugleich Unmoralität und die eigenthümlichen Geschlechtskrankheiten, brachte Pocken und Branntwein mit und legte dem bis jetzt freien, nur von dem ihm vom Schaman geschaffenen Gotte abhängigen Jakuten das Joch des „weißen Zaren“ auf, dem hinfort ein „Jassak“, ein Tribut an Fellen, gegeben werden mußte und der den Jakuten, welcher ein ihm unbegreifliches und unverständliches russisches Gesetz übertritt, in eine Tausende von Meilen weit von der Heimath entlegene europäisch-russische Festung einsperren läßt. Es ist die Zeit gekommen, in welcher:

„Iamque nocens ferrum, ferroque nocentius aurum
„Prodierant . . .“

Auch das Klima hat Einfluß auf die Vermehrung der Volkszahl eines Landes. Nun kann sich zwar das Jakutenland nicht rühmen, ein angenehmes Klima zu haben; seine Winter dauern acht Monate, seine Sommer nur vier. Während des Winters gefriert das Quecksilber im Thermometer und die Russen und Polen in Jakutsk behaupten, daß das Weingeistthermometer im Winter häufig — 50 und mehr Grade unter 0 R. *) zeigt, während im Sommer eine Wärme von 36° gar nicht zu den Seltenheiten gehören soll, in Folge dessen die Erde in jenen Gegenden so erwärmt wird, daß selbst die halbwilden Eingeborenen es nicht aushalten barfuß auszugehen **). Aber das Gouvernement Petersburg, die Provinzen Stockholm, Upsala, Westeras (in Schweden), Christiansamt, Hedemarken (in Norwegen) liegen unter denselben Breitengraden, unter denen Jakutsk (das Land) liegt, und doch hat der Mensch sich dort vermehrt, und physisch und geistig entwickelt, ja sogar das von Natur rauhe Klima durch eine intensive Bodencultur umgewandelt, sanfter gemacht, aus dem an sich unwirthbaren Lande eine menschenwürdige Wohnstätte geschaffen. Ich bin mir der geographischen Unterschiede der genannten europäischen Landstriche und Jakutsks sehr wohl bewußt; ich kenne sehr gut den Einfluß, den das nahe Meer und seine warme Strömung auf die von ihm umspülten Länder ausübt, und bin gern bereit, den Mangel einer Meeresküste, die binnenländische Lage ihres Heimathslandes den Bewohnern von Jakutsk zu Gute zu schreiben. Das wird jedoch nur ihre

---

*) Die mittlere Jahrestemperatur von Jakutsk beträgt — 8,25° R., dagegen beträgt die mittlere Julitemperatur + 16,35° R. Das Klima soll sich übrigens seit circa 15 Jahren bedeutend gebessert haben. Freilich sind auch während dieser Zeit von den Russen ziemlich bedeutende Flächen Waldes ausgerodet und dem Ackerbau übergeben worden.

**) Die Wärme ist in Jakutsk während des Sommers so groß, daß sie Pantherthiere verlockt, aus China bis nahe an die Lena bei Jakutsk zu dringen. Ein solcher Fall ereignete sich im Anfange der sechsziger Jahre. Es erschien in jener Zeit in der Nähe einer Jakutenjurte ein Thier, das ihrem Bewohner durchaus unbekannt war, das man aber doch für eine große Katze hielt. Kaum bemerkte ihn aber der Panther, da machte er sich auch schon sprungbereit und ehe es sich der Jakute versah, packte er ihn und zerschmetterte ihm mit seinem scharfen Gebiß den Arm. Auf das Geschrei des mit dem unbekannten Thiere Ringenden eilten die Nachbarn herbei, der Kampf wurde einige Zeit mit bloßer Hand geführt, bis endlich einige nach ihren Schußwaffen eilten und mit einigen Kugeln die große Katze niederstreckten. Viele Männer des Stammes waren verstümmelt, einige erlagen den Wunden. Das Fell wurde später nach Jakutsk gesendet, wo es Europäer für das Fell eines Panthers erklärten.

Schuld wider die Menschheit, wider sich selbst, verringern, nicht aber gänzlich tilgen. Ein Milderungsumstand hebt ein Verbrechen nicht auf, und dieses haben die Jakuten begangen (?), weil sie Nichts gethan haben, um ein nützliches Glied in der Kette der Menschheit zu werden. Sie haben keinen Wald ausgerodet und die von ihm eingenommene Fläche mit nahrhaftem Getreide besäet; sie haben keinen Sumpf ausgetrocknet, um aus ihm eine fruchtbare Wiese zu schaffen, und doch hätte gerade dieses eine Verbesserung des Klimas, eine Vermehrung und Sicherung der Nahrungsmittel, also auch eine Vermehrung des Volksstammes zur Folge haben müssen.

Das Typische der mongolischen Race habe ich schon früher mitgetheilt; es ist in der Physiognomie des Jakuterstammes bis zur Carricatur ausgeprägt. Die entsetzlich entwickelten Kauwerkzeuge, deren unterer Theil, der Unterkiefer, so bedeutend hervorragt, daß zwischen den unteren Schneidezähnen und den oberen ein bedeutender leerer Raum bleibt, erschrecken, frappiren wenigstens den Europäer beim ersten Anblicke; man glaubt eine englische Dogge vor sich zu haben, bereit, uns mit ihren Zähnen zu packen und zu zerfleischen. Die Mundöffnung ist fast so weit wie der Unterkiefer lang ist, und nicht weit von den Mundwinkeln befinden sich Ohrmuscheln von einer für uns ungewöhnlichen Größe, vom Kopfe abstehend, bereit, jeden Laut aus dem nahen Walde aufzufangen und dem wenig entwickelten, in einer niedrigen Stirn eingepreßten Gehirne mitzutheilen. Ein mächtiger Haarwuchs, dessen einzelne Fäden aus Ebenholz geschnitzelt, oder einem mauretanischen Rappen aus dem Schwanze gezogen zu sein scheinen, bedeckt den fast flachen Hirnschädel, kleine tiefliegende schwarze Augen blinzeln über hervorragende Backenknochen hervor und eine gelbliche, pergamentartige, nur auf den hervorstehenden Points etwas geröthete Haut bedeckt den hagern, musculösen Körper, der wohl stark, aber nicht gelenkig ist.

Wenn man solch einen Jakuten in seiner Winterkleidung sieht, welche aus einem mit den Haaren nach innen und einem mit den Haaren nach außen gekehrten Pelze (Dacha), mit seinen „Untys" aus Renthierfell, mit den Haaren ebenfalls nach außen und seiner Pelzmütze, so findet man wohl im ersten Augenblicke keinen großen Unterschied zwischen ihm und dem Bären, mit dem er im Sommer kämpft, um ihn seines Felles zu berauben und sich seines Fleisches zu bemächtigen. Ich selbst hatte ein Paar Jakuter „Unty", welche mir während der Reise von Ustkutta nach Irkutsk (December 1866) wichtige Dienste leisteten. Ich trug diese Fußbekleidung ganz wie der Jakute, d. h. ich hatte ein Paar Strümpfe aus Elenhaut unmittelbar auf den Füßen, dann wickelte ich um jeden Fuß gegen 1½ Ellen sehr groben, dicken Tuches, während ich in die eigentliche Fußbekleidung, in die Untys, Heu steckte, so viel ich mit beiden Händen umspannen konnte. Es dürfte sich wohl von selbst verstehen, daß an meiner Fußstapfe Niemand unterscheiden konnte, ob ich vorwärts oder rückwärts gegangen war. In solcher Fußbekleidung kann man schon getrost einer Kälte entgegen sehen, bei der das Quecksilber gefriert, wenn man mit einem leichten Pelze aus weißen Hasen, einer Dacha aus Hirsch- oder Renthierfell und einer Krimmermütze bekleidet ist. Was heißt dann 45 oder gar 50 Grad Kälte, besonders wenn nebenbei alle 2 bis 3 Stunden ein gehöriges Stück fetten Fleisches und ein Glas heißen Thees genossen wird?

Im Sommer ist die Bekleidung des Jakuten eine weit leichtere. Er trägt dann ein blaues oder rothes Hemd aus Baumwollenstoff, blaue Pluderhosen aus eben solchem Stoffe, leichte Unty aus Elenhaut, die Haare nach innen gekehrt, einen langen Kaftan aus sehr grobem weißen Tuche, und eine Mütze aus Entenhaut, mit dem ganzen Federschmucke nach außen gekehrt. Baumwollenstoff und Tuch erhandelt er von den Russen, welche diese und viele andere Sachen im Mai in großen Kahnladungen aus Irkutsk nach Jakutsk bringen und sie gegen Pelzwerk eintauschen. Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß bei diesem Handel nicht der Russe, sondern der halbwilde Jakute betrogen wird.

Wie bei allen mongolischen Stämmen, sind auch bei den Jakuten dem Aeußern nach die Weiber von den Männern kaum zu unterscheiden; es kann dieses höchstens der Jakute selbst, oder derjenige, der sehr lange unter ihnen gelebt hat. Es findet sich übrigens sehr selten eine Jakutin, welche echt weibliche Züge hat; das gleiche Leben, die gleiche Beschäftigung drückt auch ihren Physiognomien den männlichen Stempel auf.

Der Jakute kauft, wie alle mongolischen Stämme, seine Frau oder seine Frauen von ihren Eltern und giebt für sie einen „Kalym", der in Renthieren, Pelzwerken oder russischem Tande besteht. Der „Kalym" wird nach den Vermögensumständen des Vaters der Auserkohrenen bemessen. Die gekaufte Frau siedelt mit ihrem Manne in sein Zelt über, und ist durchaus nicht erstaunt, wenn sie dort noch eine oder gar zwei Colleginnen findet, welche eben solche rechtliche Ansprüche an ihren Gespons machen können, wie sie selbst. Auch die Zuerstgekommenen sind gar nicht eifersüchtig gegen die Nachzüglerin, und Frauen wie die Baronin von Gleichen (in Musäus' Volksmärchen der Deutschen) sind im Jakuterlande so wenig selten, daß auch kein Musäus ihren Ruhm verewigt. Hingegen sollen eifersüchtige Jakuterinnen so selten sein, daß selbst ein Diogenes mit der Laterne sie nicht finden würde. Sollen wir die Töchter des Jakuterlandes unseren europäischen Damen als Beispiel aufstellen? Vielleicht ja; denn neben allem Mangel an Eifersucht herrscht im Herzen der Jakuterinnen eine große Zuneigung zu ihrem Manne, dessen Sklavinnen sie, trotzdem er sie gekauft hat, durchaus nicht sind.

Wie ich oben angedeutet, hat sich die Polygamie nur deshalb zur Sitte des Jakuter Volksstammes ausgebildet, weil sich das Bedürfniß fühlbar machte den Stamm zum Volke zu entwickeln. Da man irrthümlich das Weib allein für die Trägerin der Fruchtbarkeit ansah, so mußte man nothwendig zu dem falschen Schlusse gelangen, daß man, je mehr Frauen man habe, auch desto mehr Kinder erzeugen könne. Höchst wahrscheinlich hat irgend ein Schaman von seinem Gotte diesen Gedanken eingegeben erhalten, denn er verkehrt ja, wie es dem leicht zu bethörenden Volke eingeredet wird, unmittelbar mit dem ihm ganz ähnlich gestalteten unsichtbaren Wirbelthiere, und theilt dessen Sentenzen der gläubigen Menge eben so gut ex cathedra mit, wie dieses der Unfehlbare in Rom thut. Ein Unterschied zwischen einem Hohenpriester der Jakuter und einem Schaman in Rom existirt in Wirklichkeit nicht, es wäre denn der, daß der erstere seinen Hokuspokus ohne theuern Pomp, für einige Felle verrichtet, während der letztere jährlich Millionen braucht.

Die Wohnung des Jakuten ist ein einfaches Zelt aus grobem Filz oder aus Fellen, geräumig genug, um die nicht große Familie mit ihrem geringen Hausgeräthe gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Das Lager der Familie besteht aus Moos, über das eine gegerbte Elenhaut ausgebreitet wird; Pelze dienen als Kissen und Decke. Große Lärchenbäume schützen übrigens das leichte Gebäude, vor dessen Eingange beständig Feuer unterhalten wird.

Hermann Vambery's Jugendwanderungen.

III.

Unter allerlei Pilgern. — Noth und Elend des Bettlerlebens. — Der Heilige aus Rum; seine Ruhmsucht und seine ausschweifenden Phantasien. — Todesfurcht und Gefahr erkannt zu werden. — Abschied von den Reisegefährten.

Mir war der immense Unterschied, durch welchen das sociale und ethnische Leben Centralasiens von dem der übrigen Mohammedaner Asiens sich unterscheidet, trotz aller vorherigen Studien doch noch ziemlich unbekannt, und nur dieser Unkenntniß muß denn auch meine Täuschung zugeschrieben werden. In erster Reihe hatte mich der ungewöhnlich große Schmutz, welcher nicht nur an den Kleidern meiner Reisegefährten, sondern an ihrer ganzen Lebensweise haftete, angeekelt, ja mich zu erdrücken gedroht. Wer von Trapezunt bis nach Schiras, und dann wieder bis an das südliche Ufer des Kaspischen Meeres mit den spärlichsten Geldmitteln gewandert ist, wer, wie ich schon erzählte, gleich auf den ersten Stationen seiner Reise mit den unzertrennlichen Begleitern aller Orientalen, so wie ich, Bekanntschaft gemacht, und wer schließlich mit wild und schmutzig aussehenden Türken, Kurden, Arabern und Persern der untersten Volksschicht aus den primitivsten Gefäßen mit den Händen ein gemeinsames Mahl verzehrt hat, wie ich es oft thun mußte und es auch ohne jeden Anstoß that; der mag wohl von jenen Unannehmlichkeiten des Lebens, deren kleinster Theil einen Europäer zum Entsetzen bringen würde, nicht besonders überrascht worden sein. Und doch hat die erste Berührung, haben die ersten Tage des intimen Verkehres mit den tatarischen Bettlern mich höchst peinlich, ja unerträglich berührt. Unter 24 Köpfen der Gesellschaft waren nur vier oder sechs, denen es die Mittel erlaubten, Unterkleider zu wechseln, obwohl auch diese, um ihren soi disant Reichthum zu verbergen, sich äußerlich in zottige, aus bunten Fetzen bestehende Kleider gehüllt hatten. Die Mehrzahl war so bekleidet, daß sie geflissentlich oder gezwungen mehrere Theile des nackten Körpers zur Schau trugen; hierbei hatten mehr als die Hälfte von ihnen ein klägliches und sieches Aussehen, viele waren durch Frost und Sonnenwunden entstellt, und der übele Geruch, welcher von dieser saubern Gesellschaft, wenn sie in ein enges Local eingepfercht war, sich verbreitete, war so tödtend, so schrecklich, wie ihn selbst Dante in seiner Hölle kaum fürchterlicher hätte malen können.

Nun stelle man sich die Lage eines Europäers vor, der Leib an Leib ganze Nächte mit diesen Leuten zubringen muß, der mit ihnen gemeinschaftlich aus einer Schüssel zu essen gezwungen ist, der die handgreiflichen Beweise der Freundschaft ertragen mußte, ohne die leiseste Ahnung von Abscheu, eine Todsünde bei den Mohammedanern, zu verrathen. Im Freien, wenn ich in kleineren Gruppen mit meinen Gefährten durch Berge und Thäler wallte, da war das Elend wohl zu ertragen; doch grauenvoll schrecklich waren die ersten Abende, und der Eindruck, den sie bei mir zurückgelassen, wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Auch in der Nahrung mußte ich natürlich eine plötzliche Aenderung vornehmen. Die türkische und persische Kost auf dem Lande, die jeder Europäer unausstehlich finden würde, schien mir jetzt ein Meisterstück der culinarischen Kunst. Wie anders nun! Die tatarischen Feinschmecker konnten sich nur an einer solchen Reisspeise delectiren, die mit Schafsfett bereitet wird, und da dies in Persien nicht üblich ist, so kaufte man auf den Stationen in Masenderan die aus Schafsfett bereiteten Unschlittkerzen, bröckelte dieselben in eine Pfanne, und schmalzte damit das Reisgericht, dort wo frische Butter eben in Ueberfluß zu haben war.

Mein Verlangen, von letzterer Gebrauch zu machen und mir ein separates Mahl zu bereiten, wäre im Grunde genommen nicht so anstößig gewesen, doch ich wollte dem Principe der ungetheilten Freundschaft treu bleiben und dachte mir: immer besser, wenn ich im Experimente meiner vollen Tatarisirung unterliege, als dem Mißtrauen und der Tyrannei der centralasiatischen Behörden als Opfer zu fallen. Dies war jedenfalls die gesundeste Politik, da ich nicht mit Unrecht mich der Hoffnung hingab, nur durch volle Adoptirung der turkestanischen Sitten in Turkestan selbst vollauf geschützt zu sein.

Ob Furcht wegen meiner Zukunft und ob Reue wegen des unternommenen Wagestückes mich in den ersten Tagen nicht beunruhigt hätten, ist Vielen schon fraglich gewesen. Man hat mich darüber auch schon zur Rede gestellt; doch kann ich es nun unverhüllt heraussagen, daß derartige Gefühle und Empfindungen anfangs mir durchaus fern blieben. Erstens schien die Zuneigung meiner Reisegefährten mir eine feste Stütze gegen alle Gefahren. Zweitens war die Bürde, ja der harte Kampf der ersten Tage meiner Bettlerexistenz theilweise durch die Vorschule meines Elends gemildert; denn große Armuth hatte ich schon in meiner Jugend gekannt; andererseits hatte der Reiz der Neuheit, welchen ich im bizarren Leben der Mittelasiaten fand und später noch mehr zu finden hoffte, mich die Drangsale der Gegenwart gänzlich vergessen lassen. Drittens war das Bewußtsein, mich auf einem jungfräulichen Boden des geographischen und ethnographischen Studiums zu befinden, für meine Eitelkeit und Ruhmsucht von solch mächtiger Anziehungskraft, daß ich mich nicht allein Unannehmlichkeiten, sondern ohne jegliches Bedenken auch den größten Gefahren ausgesetzt haben würde. Dieses Bewußtsein ging so weit, daß ich namentlich während meines Aufenthaltes unter Turkomanen bei jedem Schritte, den ich machte, mir leise zurief: „Hier war noch kein Europäer, hier bist du ein Columbus, ein Pizarro.“ Bei jedem neuen Zuge des geselligen Lebens, den ich bei diesen schrecklichen Räubern beobachtete, sah ich mit scheuen Blicken um mich herum, ob etwa nicht außer mir auch ein anderer Europäer Augenzeuge sei. Ja mein Entzücken, meine Wonne hatte keine Grenze, und der Leser wird wohl begreifen, daß wer von einer solchen maßlosen Ruhmsucht beseelt wird, wie ich es war, an Reue, an Furcht oder Tod am allerwenigsten denkt.

Ich muß es hier ganz unumwunden heraussagen, daß bei mir eben ganz und gar das Gegentheil der Fall war. Der Aufenthalt unter den Turkomanenzelten, der Erfolg, mit welchem ich meine Incognitorolle unter diesen wilden, im Grunde genommen schlichten Kindern der Natur spielte, hatte meine Phantasie bisweilen bis zum Siedepunkte gebracht, und da ich eben im Laufe der Bekenntnisse bin, so will ich einer Episode erwähnen, deren Ausführbarkeit mir damals gar nicht so übernatürlich schien, heute aber wohl jedermann sogar mir selber komisch klingen muß. Ich stand am Zenith meines Ansehens, meiner Würde als Heiliger aus dem frem-

den Rum (Westen); Jung und Alt strömte zu mir, um einen Segen, meinen geheiligten Hauch zu erhalten, als eines Tages ein Graubart, der in der That im Menschenraub und Mord ergraut war, bescheidenen Schrittes zu mir heran trat und in vollem Ernste mir folgende Vorstellung machte: „Scheichim (mein Scheich)!“ sagte er mir, „wie wäre es, wenn Du an der Spitze einer größern Alaman (Raubzug) Dich stelltest, damit unter Deiner segensreichen Leitung ein Einfall in größerm Maßstabe ins Land der ketzerischen Schiiten unternommen werde? Für fünftausend Lanzen stehe ich Dir gut. Eiserne Helden und feurige Pferde könnten mit Gottes Hülfe gar vieles ausrichten.“ — Und nun meint wohl der Leser, ich hätte diesen Vorschlag nur mit dem Scherze hingenommen, welcher ihm gebührt? Nein, die Worte des grauen turkomanischen Wolfes machten mir einiges Bedenken. Ich zog nämlich die beispiellose Anarchie des persischen Heerwesens in Erwägung, erwog ferner die Feigheit der persischen Soldaten und ihre unbändige Furcht vor jedem Schatten eines Turkomanen. Und da ich andererseits den tollen Ungestüm, die Raublust und den Fanatismus der Turkomanen nur zu gut kannte, so durchblitzte mein Gehirn gar bald folgender Gedanke. Halt, wie wäre es, wenn du einen so romantischen Zug unternehmen würdest? Von Schahrud her steht die persische Grenze ganz offen, fünftausend Turkomanen könnten es ganz getrost mit zehntausend Persern aufnehmen. Und wo nimmt der Schah wohl zehntausend Soldaten in der Eile her? In Teheran würde ich einige abenteuerlustige italienische und französische Offiziere antreffen, die vielleicht sich mir anschließen würden. Jedenfalls könnte ein Streich nach der Hauptstadt glücklich ausgeführt werden, und es ist gar nicht unmöglich, daß ich, wenngleich nur auf einige Tage, immerhin in den Besitz des persischen Thrones gelangen könnte! Daß fünftausend Turkomanen ins Band der Disciplin sich nur äußerst schwer zwängen ließen, daran wollte ich nicht denken. Meine erhitzte Phantasie schweifte nur auf den Gefilden mittelalterlicher Geschichten umher, wo unter ähnlichen Umständen Aehnliches vollführt wurde. Das Traumgebilde vom persischen Throne und Scepter schwebte mir, dem armen Bettler, mehrere Tage vor den Augen. Wie verschieden sind wohl meine Ansichten heute! Ich wollte nur beweisen, wie erhitzt, nahezu krampfhaft meine Phantasie unter dem Einflusse des unerwarteten Erfolges geworden ist.

Doch ist Asien das Land der unglaublichsten Extremitäten und der bizarrsten Gegensätze der Welt. Während einige in demuthsvoller Ehrfurcht mich anstaunten, oder gleich einem Halbgotte bewunderten, gab es mitunter Viele, die nicht so sehr von Erfahrung oder von Erkenntniß meiner fremden Gesichtszüge, sondern ganz einfach durch die romantischen Schwärmereien ihres Geistes und aus Liebe zur Geheimthuerei zu den sonderbarsten, mitunter auch höchst gefährlichsten Ansichten über meine Wenigkeit geleitet wurden. Man wollte in mir bald den Zauberer, dem überirdische geheime Kräfte zu Gebote stehen, bald den Gesandten des mächtigen ottomanischen Kaisers, der mit geheimen unsichtbaren Schätzen dem am Jaxartes bedrängten Islam zu Hülfe eilt, bald aber wieder einen verwünschten Königssohn erkennen, und näherte man sich mir ganz ungehalten, um sich durch offene Fragen über etwaige Zweifel aufklären zu lassen. Was konnte ich in solchem Falle anderes thun, als Unbefangenheit und eiskalte Gleichgültigkeit zur Schau tragen? Da die Fragen häufig wurden, so ward ich in diesen falschen äußerlichen Kundgebungen meines Innern so ziemlich eingeübt; und als später ernstliche Verdächtigungen über meinen europäischen Ursprung und den geheimen Charakter meiner Reise laut wurden, da traf man meine Nerven schon solcherweise gestählt, daß das äußerliche Verrathen durch Kämpfe des Innern nicht im Mindesten zu befürchten war.

Ich habe nämlich die nicht uninteressante psychologische Bemerkung gemacht, daß ich nach Verlauf von vier Wochen meines gefährlichen Incognitos selbst mit dem besten Willen nicht erröthen konnte. Ich konnte wie eine Statue sitzen, die höchstens ihre Lippen zum leisen Gebete bewegt, während mir Gegenübersitzende folgendes Gespräch führten. „Ich wette, dies ist ein russischer Spion, der mit Bleifeder alle Berge und Thäler, alle Bäche und Quellen aufschreiben wird, damit dann später die Russen ohne Wegweiser ins Land kommen, um uns unsere Herden und unsere Kinder zu rauben. In Chiwa wird, Dank sei der Vorsehung des Chans, die Folter schon das Ihrige thun und am Feuer des glühenden Eisens wird es sich wohl zeigen, wie viellöthiges Metall er sei.“ Bei solchem liebenswürdigen Gespräche keinen Gesichtsmuskel zu bewegen, namentlich aber mit dem Auge, diesem allermächtigsten Spiegel des Innern, ruhen zu können, ist wohl keine kleine Sache. Ein seiner Zeit berühmter europäischer Herrscher hatte möglicherweise Recht, wenn er sagte: in mir wäre ein hervorragendes Schauspielertalent verloren gegangen; doch ich hatte den praktischen Erfolg der Gewohnheit, der Gewohnheit, die in der That Unglaubliches zu leisten vermag. In ähnlicher Weise läßt sich auch das Gefühl der steten Todesgefahr erklären. Im Anfange blieb dieses Gefühl wohl fern von mir; doch später, als Sandstürme und Qualen des Durstes die Gefahr des Todes nahe brachten, und namentlich als in der immer zunehmenden Verdächtigung und in dem steten Mißtrauen des centralasiatischen Tyrannen das Bild des Todes in allen schrecklichen Formen sich mir vorspiegelte, da konnte auch die bleiche Gestalt der Todesfurcht nicht lange ausbleiben.

Wenn auf meinem Zuge durch die hyrkanische Steppe in der glühenden Atmosphäre der Mittagsstunden eine Fata Morgana am fernen Horizonte herumtanzte und meine Gefährten im launigen Luftspiegel hier das Bild von üppigen Auen, von reizenden Schlössern und frisch sprudelnden Quellen, dort wieder das Gemälde kämpfender Oezbegen, gefesselter Perserſklaven und vollgepfropfter Schmuckkästchen entdeckten, — da sah mein Auge nur grauenvolle Foltermaschinen, die meiner gewärtig stehen. Ich sah Leute an den Beinen aufgehangen, wie sie lebendig geschunden werden, sah das Bild der schauerlichsten Torturen; und mitunter in der weiten, weiten Ferne die Umrisse Konstantinopels und die matten Züge eines europäischen Lebensbildes. Die Furcht vor dem Tode ist jedenfalls eine scheußliche Bestie, die fortwährend zähnefletschend uns angrinst, doch macht uns die Gewohnheit im Laufe der Zeit auch mit ihr vertraut. Sie behält zwar auch dann noch das Bild eines Ungethüms, dünkt uns aber nicht Fleisch und Blut, sondern gleichsam unschädlich, wie in Stein gehauen, hört sie schließlich auf uns Schrecken einzujagen.

So ungefähr verhielt es sich mit mir gegenüber dem monatlangen Schrecken vor dem traurigen Ende meines gefährlichen Abenteuers. Es hatte mir, wie bekannt, der Tod von zwei Seiten gedroht: von der unwirthbaren, fluchbeladenen Natur und von der Bosheit der Menschen. Daß unter diesen beiden Feinden der erstere minder grimmig, wohl gleichfalls unversöhnlich, aber dennoch minder schrecklich war, wird der Leser selbst begreifen. Was ich auf meiner Derwischtour an Entbehrungen in Kost, Kleidung und Reinlichkeit mitgemacht, muß mir wohl selber jetzt übermenschlich erscheinen. Ich aß wochenlang schwarzes, ungesäuertes, in der glühenden Asche des Kameeldüngers gebackenes Brot, das selbst mein Kameel verschmäht hatte. Ich trank stinkendes, bittersalziges, warmes Wasser, dessen Geruch allein genug wäre um

dem Europäer Uebelkeiten zu verursachen. Ich watete stundenlang unter einer sengenden Sonne im tiefen Sande mit trockener Kehle und gesprungenem Gaumen. Ich lief Gefahr, von heißem Sandregen verschüttet zu werden. Ich hatte mir einmal in der Chal-Ata-Wüste, als ich nahe dem Verdursten war, das Ende meiner Qualen durch den Tod selbst sehnsuchtsvoll herbeigewünscht; und dennoch war die Furcht vor dem Tode in den genannten aller möglichen Gestalten nicht imminent und beharrlich wie in jenem Kampfe, in jenem Ringen, das ich mit dem Argwohn und der Bosheit der Menschen zu bestehen hatte.

Die Schrecken der Natur, wenn noch so unheilschwanger, sie verziehen doch bisweilen und gönnen uns Ruhe; die Bosheit der Menschen aber, sie wird nimmer müde, ist rastlos, ruht weder des Tags noch des Nachts, kennt kein Erbarmen, kein Mitleid. Daß ich mit ihr siegreich den Kampf bestanden und ihren ruchlosen Schlingen entgangen bin, das, man verzeihe meine Unbescheidenheit, will ich mir selber als Verdienst anrechnen. Die theoretischen Vorstudien des Islams, die Erfahrungen in der Literatur, den Sitten und Gebräuchen verschiedener mohammedanischer Völker und schließlich die Uebung in den türkischen Dialekten waren wohl wirksame Hebel zur Beseitigung großer Schwierigkeiten. An was ich nicht gedacht, was meine Nerven aber aufs Aeußerste abgestumpft hatte, das waren eben die so kleinlich scheinenden Einzelheiten der alltäglichen Lebensweise, deren Beobachtung mir am härtesten fiel. Ich mußte vor allem jeden Muskel meines Gesichtes bemeistern, um keine Spur von besonderer Aufmerksamkeit, Aufregung, Neugierde und Verwunderung zu verrathen. Ich mußte mich hüten, beim Sprechen, beim Essen, beim Gehen jene Gesticulationen zu gebrauchen, die den Stockasiaten fremd scheinen konnten; und da ich einmal hörte, ich habe im Schlafe irgend eine ganz fremd klingende Sprache gesprochen, hütete ich mich in der Zukunft in später Abendstunde zu essen, um den Folgen des Alpdrückens oder tiefer Träume zu entgehen.

Wie weit ich mir in diesem Processe der Assimilation Gewalt anthat, und wie weit es mir auch gelungen, das versetzt mich selber in Staunen. Namentlich tritt mir sehr häufig jener Tag in Erinnerung, an welchem wir das unweit Bochara gelegene Grab Bahe-ed-dins, das eigentliche Ziel meiner Reise, erreicht hatten. Ich stand mit meinen Reisegefährten von 8 Uhr Morgens bis spät Abends vor dem Ruheorte dieses turkestanischen Erzheiligen. Man betete, sang, schrie wild auf, schluchzte und weinte bittere Thränen; und daß ich selbst stundenlang mitweinen konnte, und ohne die kleinste Ergriffenheit des Innern einen Strom heißer Thränen bekam, das ist mir fürwahr noch heute auffallend. Bei religiösen Discussionen ein langes, frommes Gesicht zu schneiden, bei den Zauberformeln, Handchspenden rc. sich ein möglicherweise geheimnißvolles Aussehen zu geben, ist im Grunde genommen, wie es die Erfahrung auch bei uns im christlichen Abendlande, wo solche Incognitorollen lebenslang gespielt werden, lehrt, nicht besonders schwer. Doch Thränen aus purer Nachahmung und noch dazu stundenlang fließen zu lassen, das kann nur von der gebieterischen Nothwendigkeit, nur vom heftigen Kampf um das Leben vollbracht werden.

Von ähnlicher Beschaffenheit war meine Gemüthsbewegung als ich mich gegenüber den Tyrannen Mittelasiens, namentlich dem Chan von Chiwa, dem Emir von Bochara und deren eiferbeflissenen Schergen befand. Ich wurde, wie aus meinen Reisebüchern genügend bekannt, an allen diesen Orten mit dem stärksten Mißtrauen empfangen. Man forschte und grübelte, man gab sich Mühe zu errathen und zu entdecken und der Ausgang des Kampfes machte mich natürlich nervös und besorgt. Meine Zunge, meine gewaltsame Selbstbeherrschung konnte lange jeden feindlichen Hieb des Verdachtes mit Geschick pariren. Ich glaubte schon geborgen zu sein, als mein ethnographischer Verräther, nämlich die unter einer dicken Schmutzkruste noch immer europäisch gebliebene Physiognomie, auftrat und das glückliche Endresultat zweifelhaft machte. In den ersten Momenten meiner Audienzen waren alle meine Sinne dermaßen angestrengt, ich war mit der regelrechten Durchführung meiner Rolle so beschäftigt, daß ich an meine ursprüngliche Individualität gar nicht denken konnte, und sah demzufolge nur sehr wenig davon, was um mich herum vorging. Als die ersten Momente des lebensgefährlichen Schauspieles vorüber waren, und ich zur Ueberzeugung gelangte, daß die betreffenden Fürsten sammt ihrer Umgebung in den dichten Nebel der Täuschung glücklich eingehüllt waren, da pflegte ich mich auf meinem Kothurn zu erheben, blickte stolz umher und konnte mich nicht des Gedankens erwehren: wie schauerlich und wie schnell mein Ende herannahen würde, falls einer der mich umringenden Kerle nur eine leise Ahnung von meinem eigentlichen Charakter hätte! —

Dieses waren gleichsam die Pausen des höchst gefährlichen Spieles, denn ich mußte bald wieder alle Hebel in Bewegung setzen, um jene Verhöre, die zu meiner Entlassung veranstaltet wurden, in einen wohlwollenden und huldreichen Empfang umzuwandeln. Am schwersten und häufigsten waren diese Inquisitionsscenen in Bochara, in diesem Sitze der abgefeimtesten Schurkerei; denn wenngleich der damals machthabende hohe Beamte des Emirs in seinem spätern Verkehre mit den Russen zu dem Staatsrathe von Lankenau gesagt hatte, er habe den Derwisch sofort erkannt, und ihn nur seiner reichen Kenntnisse und hohen religiösen Wissenschaft halber verschont, so kann ich nicht umhin, dies geradenwegs als eine Lüge zu bezeichnen. Muthmaßungen konnte er wohl gehabt haben, doch fehlte es ihm an einem Haltpunkte, mich zu verdammen und dem Verderben preiszugeben. Hätte ich nur den kleinsten Fehler in der Auslegung des einen oder andern Religionsgesetzes begangen, möchte ich jetzt gewiß nicht der angenehmen Pflicht nachkommen können, den geehrten Lesern des „Globus" diese Abschnitte meiner Autobiographie mitzutheilen.

Doch es ist Zeit, daß ich, was ich in langen Ausführungen über die Beschwerden und die Kämpfe meiner Incognitorolle mitgetheilt, recapitulire. Daß schließlich die noch so sehr gestählten Nerven sich abspannen, und daß die Gesundheit des Körpers, der im Grunde genommen weder Stein noch Granit, sich erschüttern mußte, wird jedermann einleuchtend sein. Möglich, daß diese Abspannungen mich auf die erlangten Erfahrungen meiner Reise mit Genugthuung zurückblicken ließen und daß ich demzufolge deren Werth überschätzte. Doch wagte ich in Samarkand das Spiel nicht weiter fortzusetzen, und den ursprünglichen Plan, von hier weiter bis nach Peking vorzudringen, aufgebend, beschloß ich, meine Rückreise nach Persien anzutreten.

Da ich mich hier von meinen Gefährten trennen mußte, so kann ich nicht umhin, ihnen einige Worte der Anerkennung zu widmen. Herr von Chanikoff sagte mir einmal, der Spaß wäre mir deshalb geglückt, weil unter den Gefährten sich kein Bochariote befand. Der gelehrte Russe hat mit dieser Behauptung nicht ganz Unrecht; denn mit Ausnahme eines Tadschiks aus Chodschend, der jahrelang in Bochara gelebt hatte, und der mir in der That sehr arg an den Leib ging, hatten meine übrigen Reisegenossen, zumeist aus Chokand und Kaschgar gebürtig, mir nur Freundschaft, Liebe und echten brüderlichen Schutz angedeihen lassen. Daß unter solchen Umständen der Abschied von ihnen mir schwer fiel, ja mir tagelang düstere Stimmung verursachte, ist leicht be-

greiflich. Ich habe seit der Zeit meiner Reise Gelegenheit gefunden, Hadschi-Bilal, meinem Hauptmentor, einige Worte des Dankes zukommen zu lassen. Der gute Mann befindet sich jetzt in Mekka, wo er seine Lebenstage beschließen will und bat schon einmal mit einigen freundlichen Zeilen sich meiner erinnert. Als man ihm sagte, er habe an mir, als einem Pseudomoslemin, seine Güte verschwendet, lachte der alte Mann auf und meinte, er kenne Reschid Efendi zu gut; er ist eben in Europa, wo er die Rolle eines Pseudochristen spielt; „schließlich wird er doch dem Heile anheimfallen.“

Das vorarische Volk der Brahui in Beludschistan.

R. K. Dr. Bellew, ein Arzt, welcher sich augenblicklich als Mitglied der englischen Gesandtschaft unter Forsyth im Reiche des Atalik Gasi befindet, hat kurz vor Antritt seiner Reise die Beschreibung einer im Jahre vorher unternommenen Wanderung erscheinen lassen unter dem Titel: „From the Indus to the Tigris. A narrative of a journey through the countries of Belochistan, Afghanistan, Khorassan and Iran in 1872.“ Schon 1857 hatte er an der englischen Mission nach Kandahar Theil genommen und über dieselbe, sowie über die Sprache der Pachtu (Afghanen) geschrieben. Bei der zunehmenden Wichtigkeit der durchreisten Gebiete *) — ein Land, welches, wie Persien, anfängt Eisenbahnen zu bauen, thut damit gewissermaßen den ersten Schritt, sich europäischer Cultur zu erschließen — wollen wir einige Schilderungen des Engländers, ergänzt durch Forschungen Anderer, mittheilen und zwar zunächst über die Brahui, einem ringsum von indogermanischen Völkern umgebenen Rest vorarischer Bevölkerung im Osten Beludschistans.

Schon sehr früh geschieht der Vorfahren dieses Volkes Erwähnung und zwar in einer der interessantesten und ältesten ethnographischen Urkunden, jener Herodotischen Beschreibung des buntscheckigen Völkergewimmels, welches das Machtgebot des Großkönigs Xerxes im vordern Kleinasien selbst aus den entferntesten Provinzen des Reiches zusammengebracht hatte, und über welches derselbe im Frühling des Jahres 480 v. Chr. auf der Ebene Doriscus an der Mündung des Hebrus, der heutigen Maritza, Heerschau hielt, ehe er damit Hellas zu überfluthen und zu erdrücken gedachte. Dort im siebenten Buche Cap. 70 führt Herodot zweierlei Arten von Aethiopiern oder dunkelfarbigen Menschen auf, afrikanische, den Griechen wohl bekannte, und asiatische aus Gedrosien, dem heutigen Beludschistan. „Die Aethiopen aus dem Osten — sagt er — bildeten mit den Indern ein Corps; von den anderen unterschieden sie sich im Aussehen in Nichts, als in Sprache und Haarwuchs. Denn diese orientalischen Aethiopen haben glatte, schlichte Haare, die afrikanischen dagegen das krauseste Wollhaar unter allen Menschen. Sie waren ganz wie die Inder bewaffnet, nur trugen sie auf dem Kopfe Stirnhäute von Pferden, welche mit Ohren und Mähnen abgezogen worden waren. Die Mähnen dienten als Helmbüsche und die Pferdeohren standen gerade in die Höhe, und ihre Schilde waren mit Kranichbälgen überzogen.“

Unbezweifelte Nachkommen dieser Aethiopen sind nun die heutigen Brahui, welche bis jetzt, wenn auch nicht ihren sonderbaren Kopfputz, so doch ihren körperlichen Typus bewahrt haben.

Sie sind von mittlerer Größe oder darunter und von schwarzbrauner Farbe, von breitem Gesicht und hohen Backenknochen. Schon dadurch unterscheiden sie sich von ihren Nachbaren, den arischen Beludschen, welche fast alle schlank, hochgewachsen und von herculischem Körperbau sind und lange Gesichter haben. Kinn- und Schnurrbart ist kurz und spärlich, dafür aber der Schädel mit einem Busche langer, geflochtener, meist pechschwarzer Haare bedeckt; die Augen sind schwarz und blitzend. Der Körper ist untersetzt, die Knochen sind kurz und dick. Im Landbau sind sie fleißig und arbeitsam, auch sonst abgehärtet; nur den schneidenden Nordwinden, welche im Winter über ihr Land hinstürmen, suchen sie auszuweichen, und öfter als ein Mal mußte der Engländer ihre Verwunderung darüber mit anhören, daß er gerade im Januar reise und sich aller dann herrschenden Unbill des Wetters aussetze. Vortrefflich ertragen sie dagegen die Hitze, welche namentlich auf der Ebene Katschha Gandava gegen das Industhal hin einen hohen Grad erreicht. In unzählige Stämme oder Chel getheilt, ziehen sie mit Weib und Kind, mit Zelten und Viehherden herum und wechseln ihren Aufenthaltsort je nach der Jahreszeit; nur wenige sind dauernd ansässig und Ackerbauer. Namentlich Fleisch lieben sie über Alles und verschlingen es halb roh und ungesalzen; die Kälte auf den Gebirgen, sagen sie, erfordere diese Nahrung. Ihre Kleidung besteht Jahr aus Jahr ein in einem weiten, weißen Hemde und ebensolchen Beinkleidern aus dickem Camelot, und das Haupt wird von einer kleinen Zeugkappe bedeckt. Abgesehen von ihrer Gefräßigkeit ist ihr Charakter ein vortrefflicher; die Fehler der Beludschen, Grausamkeit, Geiz und Rachsucht, haben sie nicht; sie sind gastfrei, treu und dankbar.

Von letzterer Eigenschaft erfuhr Dr. Bellew ein hübsches Beispiel. Draußen vor dem Zelte hörte er wie Jemand barsch und heftig nach dem fränkischen Arzte fragte, und sogleich trat er hinaus und stellte sich als solchen einem wild aussehenden Brahui vor, über dessen Nase und halbes Gesicht sich die Narbe eines Säbelhiebes hinzog. „Dich suche ich nicht!“ war seine rasche Antwort; „wo ist der Doctor von Chosdar?“ (ein kleiner Ort, wo der Reisende mit einem Dr. Bowman zusammengetroffen war). „Der ist

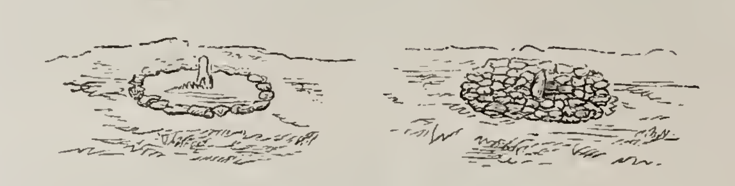
*) Persien und seine Grenzländer im Osten, Afghanistan und Beludschistan, gewinnen seit Kurzem eine größere Wichtigkeit in der Politik, und dieser Umstand zeigt sich sofort auch in der vermehrten geographischen Literatur. Die Beschreibung der schon kurz im „Globus“ (Bd. XXIII, S. 96 und 220) erwähnten Reisen englischer Offiziere im Osten Persiens und namentlich in Seïstan soll als officielles Werk bei Macmillan in London erscheinen. Der Geolog Blanford wird darin seine geologischen Untersuchungen über die Gegend zwischen Schiras und der Grenze von Beludschistan und über das Elbursgebirge geben, sowie die Fauna behandeln, welche insofern von Wichtigkeit ist, als dort die Grenze zwischen europäischen und indischen Formen sich hinzieht. Major St. John wird über seine geographischen Aufnahmen berichten und Major Lovett über die Gegend von Seïstan bis Meschhed. Originalkarten und Abbildungen werden nicht fehlen. Für den Norden steht ein Werk des Colonel Baker und Lieutenant Gill in Aussicht, welche im Norden Chorassans reisten und von Deregös aus das Atrekthal erforschten. Und damit auch der Westen nicht leer ausgehe, so nähern sich die umfangreichen, fleißigen Aufnahmen Professor Haußknecht's in Luristan, Chusistan, Farsistan u. s. w., welche mit Hülfe der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gravirt werden, ihrer Vollendung im Stiche.

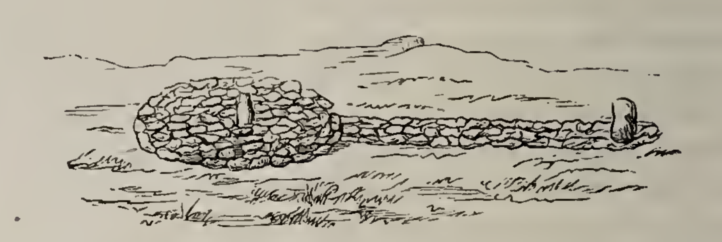
nicht hier, er blieb in Chosdar." — „Gut, Dich brauche ich nicht; nur ihn wollte ich sehen!" Sprach's und drehte sich um zum Weggehen. „Halt doch, vielleicht kann ich Dir helfen." — „Nein, ich wollte ihm nur für seine Güte danken, weil er meine Wunde im Gesicht curirt hat." Und ehe der Engländer noch weiter fragen konnte, war der Brahui ebenso rasch, wie er gekommen, wieder davon geeilt.

Später stellte es sich heraus, daß dieser Brahui im Dienste des Chans von Kelat vor einigen Monaten im Kampfe gegen Rebellen jenen Hieb bekommen hatte, welcher Nase und Oberlippe dergestalt lostrennte, daß beide nur durch einen dünnen Hautstreifen mit dem Gesichte zusammenhingen und über den Mund herunterklappten. Er drückte alsbald die Hautlappen wieder an, band das Ende seines Turbans um das Gesicht und ritt nach Chosdar zu, 70 englische Meilen weit, wo er Dr. Bowman traf und von diesem glücklich geheilt wurde. Jetzt hatte er von einem vorbeireisenden englischen Arzt gehört und war eine weite Strecke geritten, um seinem Wohlthäter zu danken, — und als er ihn nicht fand, kehrte er sofort heim, um noch vor Abend sein Dorf wieder zu erreichen. —

Von ganz besonderm Interesse sind die Steinbauten, welche dieses Volk bis auf den heutigen Tag zum Andenken an Familienereignisse errichtet, und welche Dr. Bellew auf dem ganzen Wege, den er durch ihr Land nahm, bemerkte. Sie zerfallen in zwei Hauptgattungen und feiern sehr verschiedenartige Begebenheiten: die einen, Tschap genannt, erinnern an Hochzeiten dieser Nomaden; die anderen, die Tscheda, sind Denkmäler für diejenigen, welche ohne Nachkommenschaft sterben.

Der Tschap ist ein Kreis aus flachen, neben einander gelegten Steinen, in dessen Mittelpunkte ein 1 bis 2 Fuß hoher Stein aufrecht steht und dessen Durchmesser von 10 bis 30 Fuß wechselt. Hunderte solcher Steinkreise bedecken jedes Stück ebenen Bodens auf den Wegen, welchen die Brahui alljährlich beim Wechsel ihres Aufenthaltes entlang ziehen. Bei manchen ist die ganze Fläche mit platten, dicht neben einander gelegten Steinen bedeckt, gleichsam gepflastert, und bei noch anderen läuft von der Peripherie aus ein etwa 30 Fuß langer, 2 Fuß breiter ebenso gepflasterter Weg aus, an dessen Ende wiederum sich ein aufrecht stehender Pfeiler erhebt.





Diese Denkmäler werden — so erzählte man dem Engländer — genau an demselben Platz errichtet, wo die Tänze aufgeführt wurden, die einen Hauptbestandtheil der Hochzeitsfeierlichkeiten ausmachen. Der aufrecht stehende Steinpfeiler bezeichnet die Stelle des Musikanten, die Platten der Peripherie den Kreis der Tänzer, welche bald einzeln hüpfen, bald insgesammt in gemessenem Schritt sich nach der Musik drehen, deren Rhythmus sie mit Händeklatschen begleiten. Letzteres heißt in ihrer Sprache Tschap, und daher der Name der Ringe. Mitunter wird auch dafür der Schwertertanz aufgeführt, wobei man anstatt die Hände zusammenzuschlagen blanke Säbel schwingt.

Der Tscheda ist ein Pfeiler von 8,12 oder mehr Fuß Höhe und einem Durchmesser von 3,4 Fuß oder darüber, von cylindrischer Form und sorgfältig aus einzelnen Steinen dicht gefügt. Oben endet er in eine Kuppel, aus deren Spitze ein einzelner Stein gerade aufsteigt. Die Basis ist eine kleine, quadratische Platform, die sich wenig über den Boden erhebt. Diese Bauten stehen meist auf einem vorspringenden Felsen, welcher die Straße beherrscht, oder auf der kleinen Anschwellung einer Ebene. Nur ein- oder zweimal fand Bellew 4 bis 5 nahe bei einander; meistens sieht man sie nur einzeln und in bestimmten Zwischenräumen. Sie gleichen kleinen Topes, wie sie sich im Thale von Peschawer und Jusuffei (Landschaft nordöstlich von Peschawer) finden. Sie werden solchen Stammesgenossen, die ohne Nachkommen sterben, zu Ehren errichtet; die Verwandten derselben pflegen den Jahrestag des traurigen Ereignisses durch Schenkungen an den Familienpriester und durch ein Fest für den Stamm zu feiern, und beides findet, wenn irgend möglich, bei dem Denkmal selbst statt. Oft werden diese Ceremonien auch bis zu der Zeit aufgeschoben, wann der Stamm auf seiner jährlichen Wanderung in die Nähe des Denkmals gekommen ist.

Ja, selbst seine Tempel machte sich dies Volk aus den von der Natur ihm dargebotenen Steinen; dieselben werden in einer Weise neben einander gelegt, daß sie fast wie das angefangene Fundament einer Basilica aussehen. Das Halbrund bezeichnet die Richtung nach Mekka hin — denn die Brahui sind alle Sunniten.





Einst hatte dies Volk weit größere Gebiete inne als jetzt. Als Alexander der Große von seinem indischen Kriegszuge heimkehrte, durchzog er im Westen der Indusmündung zuerst das Gebiet der Arabii und Oritae, die noch indisch sprachen und in den heutigen Landschaften Lus und Arbu zu suchen sind, deren eine den alten Namen bis heute bewahrt zu haben scheint. Dann aber folgten Aethiopen, die hauptsächlich vom Fischfange lebten und sich Hütten aus den Rippen gestrandeter Cetaceen errichteten, wie Strabo erzählt, und Gedrosier, den Bewohnern des Industhals wie Karmaniens fremd, die Vorfahren der Brahui. So weit heute Beludschistan gegen Westen reicht, so weit hausten damals ihre Vorfahren. Erst um das Jahr 1600 rief der einheimische Herrscher von Kelat die arischen Beludschen zu Hülfe gegen die Afghanen, und von da an datirt das Vordringen der Beludschen und das Zurückweichen der Brahui gegen Osten.

Aus allen Erdtheilen.

Ueber Handels- und Verkehrssprachen in Nordamerika.

San Francisco, 3. Februar 1874.

Im „Globus“ Band XXIV. finde ich einige Artikel von Dr. Hermann Brunnhofer in Aarau „über die Cultursprachen und die Sprachherrschaft“. Beim Durchlesen fielen mir verschiedene Stellen, welche sich besonders auf die westliche Hälfte von Nordamerika beziehen, als nicht ganz richtig auf. So wird z. B. S. 88 gesagt: „Im nördlichen Mexico, in Arizona und Sonora, zwischen dem Golf von Californien und dem obern Laufe des Rio Grande del Norte, hat sich die Sprache der Pimas zur Geltung einer dort allgemeinen Verkehrs- und Handelssprache erhoben. In einzelnen Theilen Südamerikas, namentlich in Yucatan, bildet die Sprache der Mayas eine Verkehrssprache.“ Hierauf möchte ich entgegnen: erstens, daß die Pimasprache nicht bis an den Rio Grande del Norte gesprochen wird; daß zweitens dieselbe ausschließlich nur von den Pimas selbst und den ihnen verwandten Papagos und ein paar anderen kleinen Stämmen gesprochen wird, und daß drittens sie weder als Handels- noch als Verkehrssprache benutzt wird, da fast sämmtliche Eingeborene jener Gegenden das Spanische verstehen und sprechen, und daß daher heute die letztere die eigentliche Verkehrs- und Handelssprache ist.

Was die Mayasprache betrifft, so ist sie, wie bekannt, die Ursprache der Bewohner Yucatans und erscheint in mannichfaltigen Verzweigungen durch fast ganz Guatemala, San Salvador, Chiapas, Tabasco und selbst in Vera Cruz, jedoch meistentheils so verstümmelt und verändert, daß die Indianer der verschiedenen Länder sich nicht unter einander verstehen. Von der Maya als einer Handels- oder Verkehrssprache kann gar keine Rede sein. — Unter den Mischsprachen, die angeführt werden, hat Herr Brunnhofer den Slavé-Jargon, welcher in Alaska gesprochen wird, ausgelassen. Dieses ist wirklich in der dortigen Gegend eine Handels- und Verkehrssprache und besteht aus einem Gemisch des Eskimo-Idioms mit denen der Kutschins, deren Nachbaren und dem Russischen. Zu derselben Kategorie gehört auch das Neger-Englisch der Westindischen Inseln.

Auf Seite 135 wird gesagt: „Auch die aztekischen Priester bedienten sich einer nur ihnen verständlichen Sprache.“ Wo Herr Brunnhofer dieses gelesen hat, weiß ich nicht, möchte aber gern etwas Näheres darüber wissen. Keine der besten und ältesten Autoritäten, welche mir sämmtlich zu Gebote stehen und die ich in den letzten drei Jahren eifrig studirt habe, enthalten eine derartige Aussage. Weder Sahagun, Acosta, Oviedo, Torquemada, Herrera und andere erwähnen davon etwas. Die Priester führten wohl ihre eigene Lunarzeitrechnung, im Gegensatze zu der temporären Solarrechnung, doch das ist Alles. Die paar Worte „Tulanian Hululaez“, die Alexander v. Humboldt in seinen Vues des Cordilleres, nach Pedro de los Rios, erwähnt, als in Cholula beim Götterdienst gebräuchlich, und welche von Niemandem verstanden wurden, beweisen noch keine separate Kirchensprache, denn Humboldt selbst nennt sie nur Ueberreste einer verlorenen antikern Sprache. Obgleich ich auch in manchen anderen Punkten von den Ideen des Herrn Brunnhofer abweiche, so habe ich doch hier nur obige Facta berichtigen wollen, und komme wohl gelegentlich noch einmal auf denselben Artikel zurück. Albert Goldschmidt.

Aus Brasilien.

In der Provinz Goyaz hat ein in Brasilien eingebürgerter Franzose, Dr. Des Genettes, eine geognostische Reise gemacht. Als höchster Punkt stellte sich der Pyrenäenpik heraus; derselbe hat 2932 Meter Höhe und liegt unter 15° 48′ S., 7° 18′ O. von Rio de Janeiro. Auf ihm liegen die Quellen zweier Hauptflüsse der Provinz; der Corumbá fließt nach Süden zum Parnahyba, der Almas gen Norden zum Tocantins, also zum Amazonenstrom.

Unweit von Rio Claro in der Provinz San Paulo steht ein mächtiger Jequitibábaum, dessen Stamm 8 Meter im Durchmesser hat, 25 Meter im Umfange. In dem durch Feuer und Alter hohl gewordenen Stamme können 20 Paar Tänzer sich bewegen und es bleibt noch Platz für die Spielleute und zwei mit Erfrischungen besetzte Tische.

Für die Stadt Maceio ergab die jüngste Zählung 28,703 Einwohner. Davon waren 4278 Sklaven und 1116 „Ausländer“, nämlich 805 „Afrikaner“, 214 Portugiesen, 17 Spanier, 13 Deutsche, 11 Franzosen rc. Unter 4851 schulfähigen Kindern von 6 bis 15 Jahren besuchten nur 1296 die Schulen.

Die Provinz Ceará ist längere Zeit durch Mörder und Räuber schwer heimgesucht worden, bis der Administrator Dr. Oliveira Maciel ins Amt kam und mit so preiswürdigem Nachdruck zu Werke ging, daß er binnen wenigen Monaten mehr als 300 Verbrecher einsperren lassen konnte. Sie wurden verhört, abgeurtheilt und nach dem Wortlaut des Gesetzes bestraft. Manche sind dabei um einen Kopf kürzer geworden, aber die rechtschaffenen Leute in Ceará sind nun vor Mord und Raub sicher. Werden die „Gegner der Todesstrafe“ nicht etwa ein Geschrei über die Hinrichtungen erheben? Oder sagt ihnen doch einmal der gesunde Menschenverstand, daß man Mörder von Handwerk, die auf der weiten Welt doch zu gar nichts nütze sein können, im Interesse der Gesellschaft köpfen soll?

Ostindien.

Die ganze Bahnstrecke von Madras bis Bombay ist ohne Unterbrechung fahrbar seit Vollendung des colossalen Viaductes über den Fluß Kistna, dessen Bau in 33 Monaten vollendet wurde. Er ist etwa 1200 Meter lang, hat 36 Jochspannungen und bildet ein würdiges Nebenstück zu dem Viaduct über den Tapti bei Bhosal. Mehr als 4000 Tonnen Eisen sind zu dem Bau verwandt worden.

Ueber die Sterblichkeit unter den europäischen Soldaten in Indien hat ein Capitän Galton bemerkenswerthe Angaben veröffentlicht. In früherer Zeit kamen auf 1000 Mann im Jahre 69 Sterbefälle. Die englischen Truppen zählten 1854 nur etwa 20,000 Mann, 1873 etwa 62,000. Wenn nun davon 69 von 1000 stürben, so würde das jährlich einen Abgang von 4278 Mann ergeben, und man könnte etwa eben so viele Kranke annehmen, die als dienstunfähig nach Europa zurückgeschafft und von dort durch eine gleiche Anzahl ersetzt werden müßten. Glücklicher Weise hat sich das Verhältniß sehr zum Bessern geändert. Im Jahre 1859 wurde eine Commission niedergesetzt, welche die Ursachen einer so beunruhigenden Sterblichkeit erforschen sollte. Aus ihren Berichten geht unter anderm Folgendes hervor. Im Jahre 1871 starben in der Armee von Bengalen nur 17,8 von 1000, und zwar 8,8 an zymotischen, 3 an Brustkrankheiten und 6 aus verschiedenen Ursachen. Diese amtlichen Zahlen ergeben also gegen früher eine Verbesserung von 51 auf 1000, sage von 3162 Mann im Jahre für eine Armee von 62,000. Von diesen 17,8 Sterbefällen könnten manche bei gehörigen Vorbeugungsmitteln noch vermieden werden. Aber schon jetzt haben Abwässerungen, Reinlichkeit in den Ortschaften, gute Einrichtung in den Casernen namentlich in Bezug der Aborte und gutes Trinkwasser sehr günstig eingewirkt. Bemerkenswerth erscheint, daß gerade solche Soldaten der eng-

lisch-indischen Armee am gesundesten sind, welche man beim Straßenbau verwendet. Die Gesundheitscommissionen haben ein sehr beschwerliches Amt; jene von Bengalen z. B. bildet die Sanitätsbehörde für 70,000,000 Menschen, jene der Präsidentschaft Bombay für etwa 50,000 Ortschaften.

Die Volksmenge in Assam nimmt zusehends ab, weil in manchen Gegenden der Brauch allgemein ist, die Mädchen nach der Geburt zu tödten. Dieser abscheuliche Brauch ist bekanntlich auch in den Nordwestprovinzen vielfach vorhanden, hier aber nimmt der Kindermord stark ab und die britische Regierung tritt streng gegen denselben auf.

In Britisch-Indien, mit Einschluß von Britisch-Birma, sind im Jahre 1873 an Zeitungen und Zeitschriften 315 erschienen, davon 68 englische, 36 mit englischem und zugleich einheimischem Text, 211 in verschiedenen Sprachen der Eingeborenen.

* * *

— Der bekannte russische Reisende Przewalski, welcher China, Tibet und die Mongolei drei Jahre lang bereiste, ist unlängst nach Petersburg zurückgekehrt und beschäftigt sich jetzt mit der Herausgabe seines interessanten Reiseberichtes. Aus der in Irkutsk erscheinenden Zeitung „Srbir" erfahren wir, daß Przewalski auf seiner Rückreise eine Zeitlang in Irkutsk verweilte und dort mehrere Vorlesungen über China hielt, welche allgemeines Interesse erregten. Der erste Theil dieser Reise, betitelt: „Die Mongolei und das Land der Tanguten", soll noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

— Die Länge des gesammten Schienennetzes in Rußland betrug zu Anfang vorigen Jahres 13,217 Werst. Im Laufe des Jahres 1873 wurden neue Linien in der Länge von 1784 Werst eröffnet, worunter jedoch 500 Werst nicht eingezählt sind, welche zwar fertig, aber bis Ende des Jahres der öffentlichen Benutzung noch nicht übergeben wurden. Mit 1. Januar laufenden Jahres beträgt sonach die Gesammtstrecke der Eisenbahnen in Rußland 15,001 Werst.

— Die ergiebigsten Petroleumquellen in Galizien befinden sich im Südwesten am Nordabhange der Karpathen in der Umgebung der Städte Krosno, Gorlice und Dukla. Mit Gewinnung des Petroleums beschäftigen sich circa 600 Unternehmer, von denen manche sehr bedeutende Capitalien in diesen Industriezweig hineingesteckt haben. Diese Unternehmer beschäftigen in den Petroleumgruben und Destillirfabriken 6000 Arbeiter und 150 Beamte und technische Leiter. Die jährliche Production beträgt 16 Millionen Garretz Petroleum, was ein Capital von circa 5 Millionen Gulden repräsentirt. Diese Ziffer beweist hinlänglich, welche Fülle von Petroleum Galizien besitzt und in anderen Verhältnissen würde man leicht diesen Reichthum verzehnfachen können. Leider fehlt es aber an entsprechendem Capital zur Hebung dieses wichtigen Industriezweiges, ferner an nöthigen Maschinen und Geräthen, sowie tüchtigen Ingenieuren und Technikern, welche die Gewinnung des Petroleums energisch und in großem Maßstabe betreiben möchten.

— Die in Sibirien erscheinenden Blätter beschäftigen sich jetzt lebhaft mit der Frage der Gründung einer Universität in Sibiren selbst (woran es noch bis heute fehlt), indem sie von dem Standpunkte ausgehen, daß die dortigen Einwohner behufs höherer Ausbildung sich nach Kasan oder Moskow begeben müssen. Da aber die Reise dahin sehr weit und der Aufenthalt in diesen Städten sehr kostspielig ist, so können selbstverständlich bloß Wohlhabende die dortigen Universitäten benutzen.

— Samuel Baker wird nach seiner mißlungenen Expedition nicht wieder an den obern Nil und in die Aequatorialseen zurückkehren. Von Unterwerfung der Neger in jenen Regionen kann keine Rede sein; aber der Vicekönig von Aegypten will den Schein retten und die Welt soll glauben, daß er tief im Süden Herr und Gebieter sei. Aber der Spieß wird nun umgedreht. Baker zog als Heerfürst ins Land der nackten und halbnackten Barbaren, um ihnen einen Baumwollentribut abzuzwingen; jetzt will man friedliche Eroberungen machen. Im vorigen Jahrzehnt tauchte in China ein Oberst Gordon auf, welcher eine Anzahl europäischer Abenteurer anwarb und dem Kaiser des Blumenreiches beim Bezwingen der Taipingrebellen half. Dieser Condottiere ist nun in Aegypten aufgetaucht und ist mit dem Chedive einig geworden. Er wollte im Laufe des Monats März nach dem obern Nil aufbrechen und eine Bedeckung von nur 250 Mann Soldaten mitnehmen; auf Eroberung sei es bei dieser Expedition nicht abgesehen. Er wird nur dem Vicekönig selbst verantwortlich sein; der Gouverneur von Chartum hat Befehl, ihn auf sein Verlangen zu unterstützen. Kanonen nimmt er nicht mit, nur, des bequemern Transportes halber, eine Mitrailleuse. Von Chartum wollte er am 18. März seinen Zug antreten; zwei junge Engländer, Russel und Anson, haben sich ihm angeschlossen. Ueber den eigentlichen Zweck des Unternehmens haben wir noch keinen Aufschluß gefunden.

— Ueber die Auswanderung französischer Canadier nach den Vereinigten Staaten, die sehr beträchtlich war, haben wir dann und wann eine Notiz gegeben. Jetzt lesen wir, daß eine Rückströmung stattfindet. In Folge der Gewerbs- und Handelskrisen in Neuyork, Massachusetts und überhaupt in Neuengland sind viele tausend Canadier beschäftigungslos geworden, und bis Ende 1873 waren mehr als 40,000 in die alte Heimath zurückgekehrt. Die Regierung von Quebec will einen Theil derselben in den östlichen Bezirken Untercanadas ansiedeln; es ist ihnen auch freigestellt worden, nach dem Redriver und an den Winipegsee zu gehen, also nach Manitoba, und dort Ansiedelungen zu gründen. Da aber die meisten dieser einst „verlorenen Söhne" Fabrikarbeiter waren, so begreift es sich, daß diese in den canadischen Manufacturstädten, z. B. Sherbro und Hull, oder in Quebec, Montreal und Ottawa, ein Unterkommen suchen. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß Canada in der neuern Zeit aus Frankreich eine stärkere Anzahl von Einwanderern erhält als in früheren Jahren; 1873 hat die Ziffer gegen früher sich verdoppelt; in Havre schifften sich 2083 Personen nach Quebec oder Halifax ein. Davon waren 1 Engländer, 8 Polen, 19 Deutsche, 57 Schweizer, 85 Niederländer, 132 Italiener, 211 aus Elsaß und Lothringen, 1570 Franzosen, wovon 1422 aus der Bretagne, der Vendée, den Ardennen, Savoyen 2c. Von jenen 2083 sind etwa 200 als Arbeiter in den Kohlengruben in Neuschottland geblieben, die anderen gingen nach Untercanada.

— Die Jungferninseln (Westindien), unter welchen Tortola die größte ist, haben nach der Zählung von 1871 eine Bewohnerzahl von 6651 Köpfen. Binnen zehn Jahren waren 751 mehr geboren als gestorben. Auch dort zeigt sich, daß die Antillen mehr und mehr den schwarzen Leuten verfallen und daß die Weißen weichen. Seit der Zählung von 1861 haben die letzteren sich um 353 Köpfe vermindert und gegenwärtig leben auf dieser Eilandgruppe nur noch 123 Weiße. — Dominica, eine andere Antilleninsel, zählte 27,178 Bewohner im Jahre 1871; sie haben sich binnen zehn Jahren um 2113 Köpfe vermehrt. Mehr als 24,000 sind katholisch, denn das Eiland war früher französisch und die dortigen Neger sprechen das sogenannte französische Creolisch. Der amtliche Bericht klagt über mangelhaften Schulbesuch, da die 17 Unterrichtsanstalten von nur 654 Schülern besucht werden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Wanderungen an der Westküste von Afrika.

III.

Elmina und die anderen Factoreien an der Goldküste. — Zur Geschichte der Aschantikriege. — Feindselige Haltung der Engländer; ihre Begünstigung der Fantis. — Verschiedene Arten von Eid. — Das gefährliche Klima; Sterblichkeit. — Cape Coast. — Die Geschworenengerichte. — Leichenbestattung. — Kleidung und Haarputz; Kankey. — Krankheiten. — Reichthum an Gold. — Allerlei Sitten und Gebräuche. — Geister.

Wir wenden uns von Groß-Bassam nach Osten, wo beim Cap der drei Spitzen die eigentliche Goldküste beginnt, welche bis zum Cap St. Paul reicht. Der Schiffer erblickt schon aus weiter Ferne die hohen Mauern des Forts St. Georg, welches auf einem Berge steht und die Stadt Elmina beherrscht; östlich von demselben mündet der Fluß, welcher die Stadt bespült. Diese Factorei war, als sie noch den Holländern gehörte, für den Handel die wichtigste an der Guineaküste, bis sie dann von Lagos überflügelt worden ist. Zum Fort hinauf hat man einen auf unserer Illustration angedeuteten Weg in den Felsen gehauen; an der Seite desselben liegt noch der Stein, an welchem die Portugiesen einst den siegreichen Niederländern den Platz übergaben; die Inschrift auf demselben ist kaum noch leserlich. Innerhalb der festen Burg befinden sich die Wohnungen der weißen Beamten, jene der Offiziere und die Casernen; von der Höhe, auf welcher man das Branden der Wogen hört, hat das Auge einen prächtigen Blick auf das Meer; die Häuser, welche den europäischen übrigens sehr kleinen Stadttheil bilden, liegen am linken Ufer des Flusses. Die Eingeborenen gehören zum Stamme der Fantis; die Frauen gelten für putzsüchtig und verwenden die äußerste Sorgfalt auf ihren Haarschmuck. Wir geben die Abbildungen zu Nutz und Frommen unserer europäischen Närrinnen, welche vielleicht die Moden ihrer dunkelfarbigen Schwestern nachahmen. Es sei bemerkt, daß dieselben getreu einem Aquarelle des Schiffslieutenants Leonard nachgebildet sind. (S. 230.)

Richard Burton hat in seinen „Wanderings in West Africa“ (London 1863) die Zustände in den Küstenplätzen sehr lebendig geschildert. Während die Zahnküste nur wenige Factoreien hat, finden wir die Goldküste, von Dixcove an, mit Factoreien und zumeist verfallenen Burgen gleichsam bespickt. Da ist Boutry mit den Ruinen von Fort Bartenstein, dann folgen Pompendy und an der Takoradyspitze, ein von den Holländern gebauetes Fort an der Küste der Ahantas. Diese überfielen im Jahre 1834 dasselbe und ermordeten den Commandanten nebst der Besatzung. Dergleichen Vorfälle sind an der Küste, an welcher eigentlich niemals Ruhe herrscht, keineswegs selten; man war in der Lage für die Missethat Vergeltung zu üben und 1838 wurde dann Bonsu, Häuptling der Ahantas, von den Holländern gezüchtigt; er hatte seinen Frevel mit dem Leben zu büßen.

Aehnlich ist es im Jahre 1873 mit den Bewohnern von Tschama (Chamah) gehalten worden; sie hatten mit den Aschantis gemeinschaftliche Sache gemacht und ihre Stadt wurde von den Engländern zerstört. Der richtige Name

ist Jschama; das Fort, nun in Trümmern, wurde von den Holländern erbauet. Hier mündet der in unseren Tagen so oft genannte Prah, welchem die Eingeborenen das Wort Bossum (Bossam) vorsetzen; dasselbe bedeutet Fetisch oder geheiligt. Er ist der größte Strom jener Gegend, ist jedoch für die Schifffahrt unbrauchbar, da seine Barre nur ein paar Fuß Tiefe hat. Der holländische Oberst Stahrenberg ist in einem kleinen Boote stromauf gefahren, fand dann aber einen Wasserfall und seine Leute wollten nicht weiter. Der Strom bildet die Grenze zwischen den Fantis und den Aschantis, welche übrigens beide derselben ethnischen Gruppe angehören. Wer bewaffnet den Prah überschreitet wird von den letzteren nach altem Brauch als Feind betrachtet.

Die Geschichte der Aschantikriege beginnt im Jahre 1807 und sie ist kennzeichnend für die ganze Guineaküste. Für die Völker in dieser Region sind zwei politische Maximen maßgebend. Der ersten zufolge bieten sie Alles auf, um Fremde vom Handelsverkehr mit dem Innern fernzuhalten, denn die Stämme an der Küste wollen denselben für sich als Monopol behalten und auf Kosten derer im Innern, der „Busch- oder Waldleute“, ein träges Leben führen. Für die Aufrechterhaltung eines solchen Monopols scheuen sie den Krieg nicht. Die Stämme im Innern aber wollen ihrerseits einen festen Fuß am Meere gewinnen, um nicht vom Belieben der Zwischenhändler und Mäkler abzuhängen um aus erster Hand verkaufen und kaufen zu können. Die Küstenstämme werden demoralisirt durch Trägheit und die Berührung mit den Weißen; sie sind auch nicht so waffentüchtig



Elmina.

wie die im Binnenlande und das böse Klima übt auch auf diese Schwarzen Einfluß. Livingstone hat einmal behauptet, „kein afrikanischer Stamm ist jemals untergegangen.“ Aber das ist durchaus unwahr. Burton sagt: „Ich meinerseits behaupte, gerade im Gegentheil, daß auf der weiten Küstenstrecke von dem Lande der Krus (also vom Cap Palmas) bis zum Gabon auch nicht ein einziges Volk von Alters her an der Küste sitzt. Die vorhandenen haben die früher dort wohnhaften Stämme verdrängt, und ich zweifle gar nicht, daß viele, z. B. die Mpongue und die am Alt-Kalabar, vor Ausgang des nächsten Jahrhunderts verschwunden sein werden. Es ergeht dem Rande des afrikanischen Continentes wie anderen festen Körpern, an demselben findet fortwährend eine Abreibung statt.“

Die Aschantis drängten 1807 nach Süden hin und drangen bis nach Annamabu an die Küste vor; im Jahre 1811 brachten sie den Fantis abermals eine Niederlage bei und trugen die Glocke, welche im dänischen Fort bei Addah hing, als Siegeszeichen nach Kumassi. 1816 mußten die Fantis sich für unterworfen erklären und einen Tribut zahlen. Von Seiten Englands schloß dann 1817 Bowdich einen Friedensvertrag mit ihnen ab, der sechs Jahre gültig sein sollte; aber 1820 zeigten die von den Briten begünstigten Fantis sich so herausfordernd, daß die Aschantis sie von Neuem mit Krieg überzogen. Der englische Gouverneur Sir Charles Mac Carthy benahm sich in seinem Unverstande so feindselig, daß er die Fantis veranlaßte, den Aschantis nicht ferner den Tribut zu zahlen. Das kam einer Kriegserklärung gleich und der König zog im Januar 1824 an der Spitze von 15,000 Mann aus, welchen Mac Carthy



Polizeimeister in Assini. (Eingeborner von Apollonia.) Der Dolmetscher Castor. (Aus dem Binnenlande.)

Nach einer Photographie.

etwa 1000 weiße Soldaten und eine bunte Menge schwarzer Hülfsgenossen entgegenstellte. Er wurde am 21. Januar bei Assamakau unweit vom Prah geschlagen und die Niederlage war vollständig. Er selbst verlor das Leben; sein Herz wurde unter die vornehmsten Häuptlinge vertheilt und von denselben gegessen; sie wähnten, damit sich den Geist und die Tapferkeit des weißen Mannes aneignen zu können. Sein getrocknetes Fleisch und seine Knochen wurden stückweis an die Kabosirs abgegeben, welche dann diese Reliquien als Fetische an sich trugen. Der Kopf des Gouverneurs, welchem man die Brille vor den Augen gelassen hatte, wurde auf einer Stange im Triumph umhergetragen.

Nach diesem Siege bei Assamakau verwüsteten die Aschantis das Küstengebiet und fast ein Jahr lang dauerte der Krieg mit wechselndem Glück auf beiden Seiten. Erst dann zogen sie sich über den Prah zurück, als sie Mangel an Schießbedarf hatten und Blattern und Dysenterie unter ihnen ausbrachen. Aber schon 1826 waren sie wieder an der Küste, erlitten jedoch am 7. August bei Dodanah, nordöstlich von Akkra, eine schwere Niederlage. Unter den Trophäen, welche man ihnen abnahm, befand sich auch der Schädel Mac Carthy's, der dann nach England geschickt wurde. Der König hatte denselben als Talisman bei sich getragen, ihn vor der Schlacht mit Rum begossen und dabei ihn, den Schädel, aufgefordert, er möge veranstalten, daß alle Köpfe der Weißen neben ihn zu liegen kämen. Jener war mit Papier umwickelt, auf welchem arabische Schriftzeichen standen; sodann war er umwunden mit einem seidenen Tuche und mit einem Tigerfelle, diesem Symbole königlicher Machtvollkommenheit. Andere behaupten, wohl ohne Grund, der Schädel sei jener des Königs Tutu Quamina gewesen, der ja aber erst in dieser Schlacht gefallen war. Gewiß ist, daß noch heute die Bewohner von Cape Coast bei Karte Ukuda, d. h. Mac Carthy's Mittwoch, schwören und das ist ein feierlicher Eid, dessen Bruch schwere Strafen im Gefolge hat. Wir wollen hier bemerken, daß die verschiedenen Stämme auch einen verschiedenen Eid haben. Die Aschantis schwören bei Meminda Kormanti, d. h. Kormanti Sonnabend, weil an einem solchen ihr großer König Osai Tutu von den Akims erschlagen wurde. Der Fantihäuptling von Abrah schwört „beim Fels im Meere", der bei Annamabu liegt; dort hatte er 1807 eine Zuflucht während des Krieges mit den Aschantis gefunden. Der Häuptling von Annamabu schwört bei Iguah (Igwai), d. h. Cape Coast Castle, das ihm Schutz gewährte als er vor den Aschantis geflohen war. —

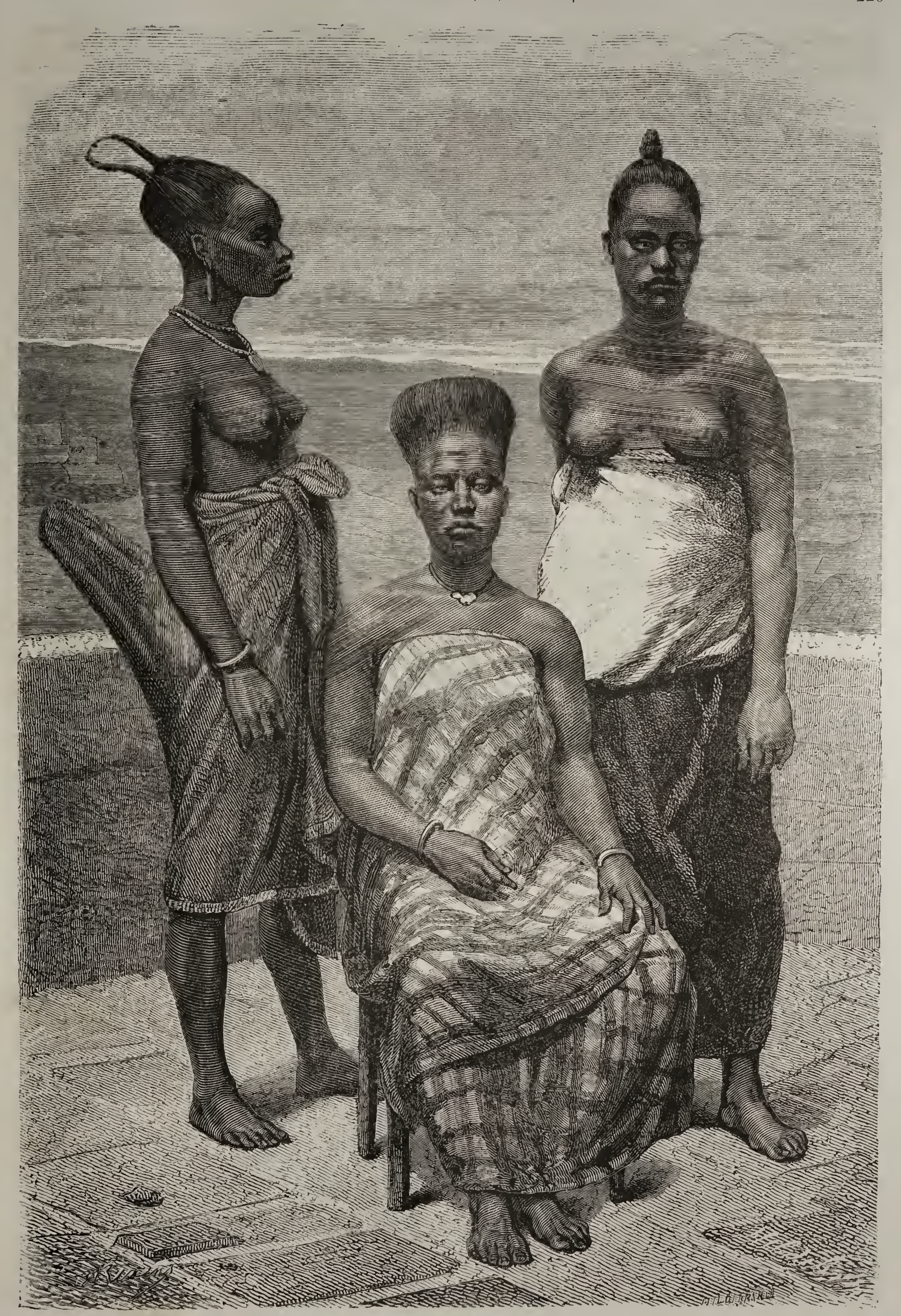
Im April 1831 wurde Frieden geschlossen; der König zahlte eine Summe Geldes und gab zwei seiner Söhne als Geiseln. Auf eine lange Dauer war indeß nicht zu rechnen, weil die ganzen Verhältnisse gespannt blieben und die Engländer den Fantis bei allerlei Unfug wenn nicht Vorschub leisteten, so doch durch die Finger sahen. Seit 1864 ist die Stimmung der Aschantis eine sehr gereizte geblieben und sie hatte ihren guten Grund.

Mehrere Fantis hatten in Aschanti Goldklumpen gestohlen und waren damit in das Protectorat geflohen. Solch ein Diebstahl gilt aber für Hochverrath. Nun verlangte der König die Auslieferung der Diebe, und er hatte dazu, nach dem Inhalte des Vertrages von 1831, das volle Recht. Der englische Gouverneur verletzte diesen Vertrag, indem er jenes Verlangen abwies. Dann trafen Holland und England das Uebereinkommen, den Sweetwater, der unweit von Cape Coast fließt, als Grenze für die beiderseitigen Besitzungen anzunehmen; und bald nachher verkauften die Holländer Alles was sie bisher inne gehabt hatten. Sie befanden sich eben damals im Kriege mit den Fantis in der Umgegend von Elmina und ihre treuen Bundesgenossen, die Aschantis, waren ihnen zu Hülfe gekommen. Nun wurde über die Schwarzen in dem holländischen Gebiete ohne Weiteres verfügt, sie mußten ihren Herrn oder Protector wechseln ohne befragt zu sein und jene im bisher niederländischen Gebiete waren den Engländern nichts weniger als gewogen. Das trat offen zu Tage als der Krieg mit den Aschantis begann und diese im Juni 1873 das Protectorat auf der Strecke von Apollonia bis Cape Coast überzogen, und bis vor Elmina rückten. Die Leute aus Apollonia, welche allein zu den Engländern hielten, wurden aufs Haupt geschlagen; die von Tscham schossen im August auf britische Fahrzeuge und als Züchtigung dafür wurde, wie schon erwähnt, ihre Stadt bombardirt. Mit großem Aufwand an Kriegsmitteln sind dann bekanntlich die Engländer über den Prah gezogen, sie haben Kumassi eingeäschert und sind unmittelbar nachher wieder an die Küste zurückgegangen. Die nächste Zeit wird lehren ob sie so verständig sind, über feige und nichtsnutzige Barbaren ein Protectorat aufzugeben, das ihnen stets nur Verlegenheiten gebracht und jetzt auch große Opfer an Blut und Geld gekostet hat. So lange sie den Aschantis freien Zugang an die Küste verweigern wird von einem guten Einvernehmen nicht die Rede sein können.

Um noch einmal Elminas zu erwähnen, so ist das Landen dort (und bei der ehemals holländischen Factorei Apan) nicht so gefährlich wie an allen anderen Punkten der Küste, und der Platz hat, was für einen großen Vorzug gelten muß, gutes Trinkwasser. Aber das Klima ist auch hier höchst ungesund und einer amtlichen Angabe zufolge sind in den acht Jahren von 1851 bis 1860 von 17 Offizieren der aus 60 Mann bestehenden Garnison nicht weniger als zwölf dem Tod erlegen. Oestlich von Elmina fließt der Sweetwater, welcher das holländische Protectorat, wie wir schon oben sagten, von dem holländischen abgrenzte. Auch hier ist die Küste sehr ungesund und der dänische Reisende Monrad hebt hervor, daß er an dieser vermaledeiten Küste keinen Europäer gefunden, der das funfzigste Jahr überlebt habe.

Cape Coast ist durch seine verschiedenen Festungswerke gegen Angriffe afrikanischer Krieger hinlänglich gedeckt. Das Landen ist beschwerlich und gefährlich wegen der Brandung, der sogenannten „Rollers", welche vom offenen Ocean her sich an die Küste wälzen; die Schiffe legen in einer kleinen Bucht unter der Nordostbastei an und werden sofort von Kähnen umschwärmt, welche die Fahrgäste aufnehmen und von Fantis gerudert werden, „die sehr unverschämt geworden sind". Die Zeit in welcher der Harmattan weht, also in den Monaten December, Januar und Februar, ist die See am wenigsten unruhig und das Klima nicht ganz so ungesund wie im übrigen Theile des Jahres. Die Engländer haben deshalb jene drei Monate für den Krieg gegen die Aschantis gewählt. Von Mai bis August ist dagegen die Brandung überaus heftig, die Rollers stürmen aus Süden und Westen mächtig heran und dann vergehen manchmal viele Tage, ohne daß ein Kahn sich hinauswagen könnte.

Richard Burton fand die Zustände in Cape Coast (— eine Verballhornung aus dem portugiesischen Cabo Corso —) höchst unerquicklich; der von einem Schwarzen dort redigirten „West African Mail" entlehnt er die folgenden Bemerkungen über die Geschworenengerichte, welche England bekanntlich in allen seinen Besitzungen eingeführt hat. „Es ist ein Mißgriff, daß wir hier die Jury haben; respectable Leute mögen nicht und wenn sie es irgend umgehen können wollen sie auch nicht als Geschworene sitzen. Häufig beruft man zu solchen notorische Erzhalunken (ragamuffins), und diese entziehen sich der Geschworenenbank nicht. Ihren Wahrspruch kann man für ein Glas Bier und



Frauen in Elmina. Nach einem Aquarell von Leonard.

für etwas Taback kaufen. Zweckmäßig wäre es, wenn der Gerichtshof eine Anzahl Hausbesitzer bezeichnen und mit Namen beschriebene Zettel in die Urne legen wollte, aus welchen die sechs Geschworenen gezogen würden (die Jury besteht dort aus nur sechs Männern). Vor wenigen Tagen saß ein Mensch als Geschworener, den Jedermann als einen Gauner und Schwindler kennt. Jüngst kam es vor, daß der Beklagte alle sechs auswählte und — das Gericht erhob dagegen keine Einsprache. Leider haben wir sehr viele Richter und alle sind schlecht bezahlt."

In keiner andern Gegend der Welt sind Schwarze und Weiße einander so aufsässig wie an der Goldküste. Es mögen, so schreibt unser Gewährsmann, etwa einhundert Europäer im Lande sein und unter ihnen manche brave Leute, aber ich muß, so schwer mir das auch fällt, doch zugestehen, daß die übrigen weniger werth sind als die Neger und die Mulatten, sowohl moralisch wie auch intellectuell. Bis dahin hätte ich dergleichen kaum für möglich gehalten.

Ich speiste mit den Artillerieoffizieren. Hier in dieser Gegend fängt Schmalhans an Küchenmeister zu werden und das ist er an der ganzen Westküste nach Süden hin bis San Paulo de Loando. Die Speisen sind nicht nahrhaft, die Köche schlecht, und von Abwechselung ist kaum die Rede. Man ist vorzugsweise auf das Fleisch magerer Hühner angewiesen oder auch auf schmackloses Ziegenfleisch; Rindfleisch ist nicht zu haben, nur dann und wann kommen einige Puter aus Quittah. Fische freilich hat man in Hülle und Fülle und auf sie ist man vorzugsweise angewiesen. Manche Gerichte der Eingeborenen sind gut und gesund, aber für einen europäischen Mund zu stark gewürzt. An Rheinwein und Moselwein ist kein Mangel. —

Die Schwarzen begraben den Todten in seinem Hause, nachdem sie ihn mit Goldstaub überstreuet haben, und geben ihm Perlen, Schmucksachen und seine beste Kleidung mit ins Grab, das für die Nachkommen im Nothfall eine Art von Schatzkammer bildet. Holz wird beim Bau der Hütte, die aus gestampfter Erde aufgeführt wird, nicht verwandt; Aborte giebt es nicht und allen Abfall wirft man ohne Weiteres vor die Thür.

Die Kleidung der Männer wird durch unsere Illustration des Polizeimeisters in Assini und des Dolmetschers Castro veranschaulicht. Viele tragen einen Lendenschurz unter dem Obergewande, das an eine römische Toga erinnert; wer einen Höherstehenden oder einen Vorgesetzten an-



Kopfputz der Negerinnen in Elmina. Nach einem Aquarell von Leonard.

redet, entblößt die eine Schulter. Diese Leute haben einen kräftigen Wuchs und sehen recht gut aus, wenn sie nicht mit Hautkrankheiten behaftet sind. Die Hautfarbe ist dunkelchokoladebraun, die Nase an der Wurzel ziemlich hoch und die Jochbeine stehen nicht so weit vor, wie bei manchen anderen Negern. Die Frauen kleiden sich ziemlich eben so wie die Männer; sie tragen den Busen entblößt, nicht verhüllt, wie es dort der Fall ist, wo der Mohammedanismus festen Fuß gefaßt hat. Unter dem Obergewande haben sie einen „Schim", einen Languti, welchen sie über den Hüften mit einem Strange befestigen; bei Wohlhabenden sind auf denselben Goldkugeln, bei Aermeren Glasperlen oder auch nur Thonkugeln gereiht. Man sieht dergleichen Schmuck an den meisten Hütten zur Schau aufgehängt. Ringe tragen sie in den Ohren, am Halse, an Hand- und Fußknöcheln, an den Fingern und an den Zehen. Ueber den Haarputz der Frauen in Elmina gaben wir schon weiter oben eine Notiz; er ist bei denen in Cape Coast so ziemlich derselbe. Für die größte Zier am Gewande gilt ein Kankey, ein mächtiges, längliches Kissen von Baumwolle, das nach aufwärts steht und sich wie ein Auswuchs des Körpers ausnimmt. Dieses Kissen bildet einen Sattel, auf welchem der Säugling sitzt. Burton meint, die Sache sei nicht schlimmer und nicht geschmackloser, wie die Crinolinen und die Aufbauschungen an den Kleidern unserer europäischen Frauenzimmer.

Gefährliche und widerwärtige Krankheiten treten in Menge auf. Häufig ist Kra kra, eine Räude, die ansteckend ist und von welcher auch Ziegen und andere Thiere ergriffen werden, die gewöhnlich bald daran sterben; andere Plagen sind Skrofeln, Geschwüre, Flechten, Syphilis, Aussatz, „und diese bilden eher die Regel als die Ausnahme". Dazu kommen Dysenterie, Scharbock, Elephantiasis, gelbes Fieber, Landscharbock; viele Leute sind augenkrank und Taube nicht selten. —

Die Goldküste führt ihren Namen mit vollem Rechte. Hier ist in der That ein Ophir, ein Californien, jeder Fluß ein Pactolus, jeder Hügel ein Goldberg. Aber wird man es glauben, daß man dort keinen Quarzstampfer, keine Puddlingmaschine, keine sogenannte Wiege kennt, und eben so wenig das Quecksilber? Daß, weil dieses letztere fehlt, die Hälfte des nur von den Frauen gesammelten Goldes verloren geht!

Man schätzt die Volksmenge an der Goldküste auf etwa 400,000 Köpfe; sie hat aber abgenommen in Folge häufiger Kriege, durch Unsauberkeit, Trunksucht, Mangel an Vorsicht für die Gesundheit und unzweckmäßige Behandlung der Kinder. Die Wohlhabenden treiben Handel und sind sehr ge-

rieben; andere beschäftigen sich mit Anbau von Feldfrüchten, namentlich Yams, treiben in ihrer Weise Handwerke und viele sind Fischer. Man webt Baumwolle und Matten, flicht Körbe und versteht sich auf das Bearbeiten der Metalle; was die Goldschmiede liefern ist sehr einfach gearbeitet und hat eigentlich nur Metallwerth. Sie verstehen Salz zu bereiten, Backsteine zu verfertigen und einige sind Maurer, Zimmerleute und Tischler. Die große Masse besteht aus „pestilentialischen Heiden" und, in Hinblick auf den langjährigen Verkehr mit Europäern, sprechen verhältnißmäßig nur wenige Englisch. Frauen dürfen nicht gemeinschaftlich mit den Männern speisen, aber die einen wie die anderen sind auf Taback äußerst erpicht. Jeder, welchem die Mittel es erlauben, hat mehrere Weiber, die dann für ihn arbeiten müssen; die erste Frau hat Oberaufsicht über die anderen, aber der Mann kann unbedingt über alle verfügen, sie sind sein Eigenthum; er ist insgemein sehr eifersüchtig und daraus entsteht viel Zank und Streit. An den Knaben wird die Circumsion vor Eintritt der Mannbarkeit vorgenommen, aber sie ist nur auf gewisse Familien beschränkt und es finden bei derselben allerlei Feierlichkeiten statt. Bei Akkra muß sie auf einem Felsen im Meere stattfinden. Nicht der Sohn eines Mannes ist Erbe seines Vaters, sondern der Sohn seiner Schwester. Wenn eine Frau in gesegneten Umständen sich befindet, bleibt sie ohne Gemeinschaft mit dem Manne; stirbt sie im Kindbett, dann wird die Leiche in den Busch geworfen.

Zum Zeichen der Trauer über einen Verstorbenen scheert der Mann das Haupthaar ab, auf das Grab wird das Schulterbein eines beim Leichenschmause verzehrten Hammels gelegt. Wer Schulden hinterlassen hat, bleibt über der Erde stehen bis diese bezahlt sind. Reisende haben manchmal auf Gerüsten eine Leiche liegen sehen, die mit einem Tuche bedeckt war. Wer etwa gutmüthig genug wäre, sie herabzunehmen und beizuscharren, würde zwar rechtmäßiger Erbe des solchergestalt Begrabenen sein, wäre aber auch verpflichtet, seine Schulden zu bezahlen. Glaube an Zauberei und Behexung ist allgemein verbreitet und man nimmt an, daß alle gefährlichen Krankheiten durch dergleichen verursacht werden. Jeder hat seinen besondern Fetisch, einen sogenannten Saman, der ein Huhn, ein Lumpen, ein Büschel Gras, eine Glasscherbe oder dergleichen sein kann, und welchem er große Verehrung bezeigt. Die Bosoms sind imaginäre Wesen, „Geister", wie sie von den Missionären genannt werden; Abonsam, ein böser Geist, wohnt in den oberen Regionen; Sasabonsam, Schutzgeist der Hexen und Zauberer, haßt die Missionäre und Priester; er hat seinen Wohnsitz auf hohen Cottonbäumen im dichtesten Walde. Dieses Ungeheuer hat menschliche Gestalt und ist feuerroth. Naiankupon oder Naiami ist das höchste göttliche Wesen, der Name bedeutet aber auch das Firmament; es wird also das Ideale vom Materiellen nicht getrennt. Dasselbe wohnt in Naiankuponsi oder Naiankuponkru so weit von der Erde entfernt, daß es sich mit irdischen Dingen gar nicht befaßt; das ist Sache der Bosoms. — Die Fantis haben gewisse Ruhetage, die Fischer den Dienstag, die Buschleute den Freitag.

Man sieht, an der Goldküste waltet völlige Barbarei ob.

Eine Erinnerung an Heinrich von Maltzan.

Durch die Nachricht, daß Baron Maltzan zu Pisa am 22. Februar aus dem Leben geschieden sei, werden Viele, die ihn aus seinen Werken kannten, schmerzlich berührt worden sein; auf Alle, welche ihm näher gestanden und die ausgezeichneten Eigenschaften, die er als Mensch und Gelehrter besaß, zu kennen und zu würdigen Gelegenheit fanden, muß sie erschütternd gewirkt haben.

Maltzan war in der That ein Edelmann im besten Sinne des Wortes und wohin er auch gekommen, überall hat er dem deutschen Namen Ehre gemacht; er war stolz auf sein großes Vaterland und während er in Folge seiner langjährigen Reisen und im Verkehr mit so verschiedenen Völkern aller Culturstufen eine Art Kosmopolit geworden war, dem keinerlei Einseitigkeit anhaftete, hielt er stets seine Nationalität hoch und zeigte sich als stolzen Deutschen.

Seine ganze Natur war reich angelegt, sein Wissensdrang mächtig, sein Forschungsgeist unermüdlich, und seine wissenschaftlichen Bestrebungen kennzeichneten sich durch tiefen Ernst. Er war überhaupt von einem solchen durchdrungen, ihm lag Alles daran, das Richtige, die Wahrheit zu ermitteln. Deshalb hielt er jedes Vorurtheil, gleichviel welcher Art, von sich fern und bannte sich nicht in ein festes System; er war eben ein Forscher, der seinen eigenen Weg ging. Er hatte ein strammes, festes Wesen und scharfen, kritischen Verstand, der durch die Oberfläche ins Innere drang, aber dabei zeigte er oft in anmuthender Weise eine ich möchte sagen kindliche Unbefangenheit, und für einen Mann von so reicher Welterfahrung hatte er das, was man als Menschenverachtung bezeichnen kann, in einem ziemlich geringen Grade. In seinen Urtheilen wie in seinem Wesen war er mild gegen Schwächen, über alles Schlechte dagegen sprach er sich mit Schärfe aus; gegen erlogenen Schein und Prunk leerte er seinen mit spitzigen Pfeilen der Satire reich gefüllten Köcher; blenden ließ er sich nicht. Die Pseudocivilisation namentlich, von welcher in unseren Tagen der vordere Orient angefressen wird, gab ihm in seinen Schriften und insbesondere auch im mündlichen Verkehr sehr oft Veranlassung zu Spott und Ironie. Er erkannte die Nichtigkeit des französischen Wesens, welches den Orientalen, den Mohammedaner, um sein Gleichgewicht bringt und ihn so häufig zu einem Zerrbilde macht. Maltzan aber rieb die Tünche, den glatten, glänzenden Firniß unbarmherzig ab und legte bloß, was unter demselben steckt. Seine letzte Arbeit, die „Reisen in Arabien", liefert wieder manchen Beleg dafür in seinen Schilderungen der Zustände des heutigen Aegyptens; seine Bemerkungen über „die Extreme der Cultur" sind ganz vortrefflich.

Die Domäne, welche Heinrich von Maltzan sich zur Erforschung auserkoren und die er als seine zweite Heimath sich völlig aneignete, war der weite Raum von den Säulen des Hercules bis über die Meerenge von Aden hinaus nach Südarabien, dem Hadramaut. In der Gestaderegion Nordafrikas und in den Oasen der nördlichen Sahara, in Aegypten und Nubien, an beiden Gestaden des Rothen Meeres war er wie zu Hause und hatte sich dort völlig eingelebt. Auch Kleinasien kannte er, ebenso Syrien und Persien, und Sardinien betrachtete er als ein Außenwerk, das zu seiner nordafrikanischen Domäne gehöre. Diese hat er im Verlaufe von etwa zwanzig Jahren nach allen Richtungen durchwandert, nicht als Tourist, sondern als Forschungsreisender,

als scharfer Beobachter, und durch linguistische und ethnographische Studien gründlich vorbereitet; auch seine archäologischen Kenntnisse waren, wie seine Schriften bezeugen, weit umfassend und für die antike Kunst hatte er feines Verständniß.

Was aber hier ganz besonders hervorgehoben werden soll, das war sein ich kann wohl sagen eminentes Verständniß für die Eigenart und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker, mit welchen er in Berührung gekommen. Auch dafür geben seine Bücher die Beweise, und im persönlichen Verkehr wurde mir erst recht klar, daß ich in ihm einen Ethnographen ersten Ranges vor mir hatte. Seine Schilderungen ethnischer Charakterzüge waren dann zugleich anatomisch und verfolgten das ganze vielverflochtene Geäder eines Volkes oder Stammes, und psychisch indem er die geistigen Lebensäußerungen darstellte. Er kannte ja so genau wie je einer sämmtliche Classen der bunten Gesellschaft und der verschiedenen Volksbestandtheile in der Levante und Nordafrika; Maltzan bewegte sich in allen Kreisen, verkehrte an den Höfen und mit den Marabuts, mit Pilgern, Kaufleuten, Krämern, Schiffern und Handwerkern, mit dem Nomaden auf dem Karawanenzuge durch die Wüste und im Zelte, mit ansässigen Ackerleuten in den Dörfern, mit den Juden in ihrer Mellah (Ghetto), mit den Christen europäischer Abkunft, die er nicht loben konnte, mit Mauren, Berbern und Franzosen, mit ägyptischen Fellahs und mit Arabern, wie in Afrika so auch im Hedschas, in Yemen und im Hadramaut; die Somalis und die Abyssinier sind ihm gleichfalls nicht fremd geblieben und auch in Bombay ist er gewesen.

Sein Besuch in Marokko, wo er erst als Jude, dann



Heinrich Freiherr von Maltzan.

als Christ auftrat, und die Wanderung nach Mekka, wo er als verkappter Mohammedaner erschien und die Rolle eines solchen meisterhaft durchführte, würden hinreichen es erkennen zu lassen, daß Furcht vor Gefahren ihm völlig fremd war. Seine Liebe zur Wissenschaft und sein Drang zum Forschen ließen ihn alle Schwierigkeiten gering achten. Er wußte sehr wohl wie viele derselben ihm entgegen treten würden und daß sein Kopf an einem seidenen Faden hinge. In Fällen, wo eine Berechnung möglich war, legte er sich die Dinge im Voraus zurecht, erwog genau wie er die Gefahren vermeiden oder ihnen gegenübertreten könne; im Uebrigen vertrauete er auf sein gutes Glück, das sich ihm denn auch auf seinen Wanderungen nicht versagt hat.

An dieser Stelle soll keine Würdigung der Verdienste versucht werden, welche Heinrich von Maltzan sich um Geographie, Völkerkunde, Archäologie und Sprachwissenschaft erworben hat. Wir glauben es aber ihm, welchem der „Globus“ so viele werthvolle Beiträge verdankte, schuldig zu sein, eine solche in unserer Zeitschrift nicht zu unterlassen und unseren Lesern demnächst durch Mittheilungen aus seinen Büchern wiederholt zu zeigen wie belehrend und ansprechend er zu schildern wußte.

Im persönlichen Umgange war Maltzan ungemein anregend. Er hielt sich im Jahre 1870 während der Herbst- und Wintermonate in Dresden auf und es war mir vergönnt, häufig mit ihm zu verkehren. Ich überzeugte mich bald, daß auch er nicht ungestraft so oft und so lange unter Palmen gewandelt ist. Seine Gesundheit war offenbar nicht fest; es schien als leide er an der Leber und sein Nervensystem war stark aufgeregt; bei ihm zeigte sich eine gewisse

Ruhelosigkeit, welche ihn für gewöhnlich nicht zum Behagen kommen ließ. Dann und wann sprach er am Tage zwei auch wohl drei Mal bei mir vor, rauchte Cigarretten und knüpfte sofort eine wissenschaftliche Unterhaltung an, z. B. über phönicische oder himyaritische Inschriften, mit denen er sich eifrig beschäftigte, sprang dann auf Karthago oder Berenice über, schilderte Erlebtes, deutete seine Pläne für die Zukunft an, alles in geradezu fesselnder Art. Dann empfahl er sich plötzlich, und nach Verlauf einiger Tage erhielt ich, manchmal schon um sieben Uhr Morgens, kurze Briefe, die offenbar während einer ruhelosen Nacht geschrieben waren. Dann wieder verging eine Zeit, oft länger als eine Woche, in welcher ich von ihm nichts sah oder hörte, ein Zeichen, daß seine Psyche umwölkt war; er hielt sich in trüber Zeit völlig abgeschlossen.

Diese Krankheitszustände ließen ihn nicht zu einer harmonischen Ruhe kommen, mir gegenüber hat er jedoch nie auch nur ein einziges Wort der Klage über Schmerzen oder peinliche Beklemmungen und starke Aufregungen geäußert. Aber sobald er sich wohlfühlte, war er ganz und gar liebenswürdige Heiterkeit und erfreuete sich ruhiger Schwingungen. Für solches Wohlbefinden hatte ich ein untrügliches Kennzeichen: ein Gesuch zu einem „Symposium unter vier Augen"; in dem Einladungsschreiben gab er dann wohl die Minute an, wann der Tisch gedeckt sei.

Diese für mich überaus anregenden und belehrenden Symposien drängten sich mir in die Erinnerung, als ich die Kunde seines tragischen Todes las. Ich sah ihn wieder mir gegenüber an seiner Tafel sitzen und heiter ein Glas Wein trinken, und wie er von den Kabylen erzählte und von seinen Besuchen bei Abd el Kader, den er zum ersten Male im Anfang der fünfziger Jahre zu Brussa in Bithynien gesehen, „wo, Sie wissen es ja wohl aus Fallmerayer's Fragmenten, Veilchendüfte wehen, aber auch die Agonien lang sind." Der einst den Franzosen so furchtbare Emir hatte sich anfangs gegen den ihm fremden Reisenden sehr zurückhaltend benommen, jedoch bald offen ausgesprochen, als er fand, daß ein Deutscher bei ihm war. Später sah Maltzan ihn in Damaskus, wo Abd el Kader ein ruhiges Dasein fristete, nachdem Napoleon der Dritte ihm ein Jahrgehalt ausgesetzt. Nun hatte er sich in den Kaftan eines syrischen Kaufmannes gekleidet, war stark beleibt geworden und hätte recht gut für einen Kaufmann auf dem Bazar gelten können. Auf die Franzosen war der Emir sehr schlecht zu sprechen; sie alle seien Hunde (Kelleb); nur Sultan Abulion sei ein Mann. Dieses Urtheil war wohl dadurch eingegeben, daß Abulion, der Sultan der Fransiß, ihm die Freiheit wieder gegeben hatte.

In höchst ergötzlicher Weise schilderte Maltzan die schwarze Leibwache der marokkanischen Kaiser und die Heimsuchungen, welche ihm im Maghreb ul Aksa nicht erspart blieben. „Auf der Flucht habe ich immer Glück gehabt, sowohl auf der von Marokko nach Mogador als auf jener von Mekka nach Dschidda. In der Stadt des Propheten war mein Kopf keinen Heller mehr werth; als ich ihn aber nach Dschidda gerettet, hätte ich der langen Mutter Eva einen Kuß der Dankbarkeit geben mögen."

Dschidda oder Dschedda gehört bekanntlich zu den heiligen Städten der Mohammedaner, weil sich dort das Grab der „Aeltermutter des Menschengeschlechtes" befindet. Sobald die Pilger sich demselben nähern rufen sie: Sei gegrüßt, Mutter Eva! — Diese Frau Adam schläft den ewigen Schlaf in einem großen von Mauern umzogenen Platze unter freiem Himmel, und ihr Leib hat allerdings viel Raum nöthig, denn er ist — die Mohammedaner wissen es ganz genau — fünfhundert Fuß lang, wovon zwei Fünftel auf den Oberkörper entfallen. Ueber der Stelle des Nabels, dem Ssarar, liegt ein viereckiger Stein, der von einer niedrigen Kuppel überwölbt wird und einige eingemeißelte Verzierungen und Inschriften hat. Von diesen ist aber nur wenig zu erkennen, weil dieser Nabelstein durch die Millionen Küsse, welche Millionen Pilger ihm aufgedrückt haben, überaus schmutzig geworden ist. Auch Maltzan mußte den widerwärtigen Brauch befolgen und bei der Mutter Eva nach dargebrachtem Kusse ein Gebet sprechen.

Eines Mittags war er in der heitersten Laune, trank aber keinen Wein, sondern nur Wasser. „Heute sind Sie ja ein strenger Mohammedaner. Aber, nicht wahr, das Wasser hier schmeckt Ihnen doch wohl besser, als das was Sie aus dem heiligen Brunnen Semsem in der Kaaba zu Mekka getrunken haben?" — „Ja wohl; ich denke noch jetzt mit Schaudern daran, daß ich jenes abscheuliche, widerwärtige, bittere Naß habe hinabschlucken müssen; und unter welchen Umständen mußte ich es!" Dann erzählte er so, wie er es in seiner „Wallfahrt nach Mekka" geschildert, daß er unter fürchterlichem Gedränge, inmitten schmutziger, übelriechender Pilger sich zum Semsem habe drängen müssen. Ich warf dann die Worte hin, daß man das Höchste nicht bequem und im Schlafe erlangen könne; wer das Wunderwasser in der Kaaba getrunken, sei ja des Paradieses gewiß und um solchen Preis könne man sich eine vorübergehende Unverdaulichkeit schon gefallen lassen.

Von da an drehete sich das Gespräch nur noch um Mekka. Seitdem ich (im Jahre 1861) Richard Burton's Reise nach Medina und Mekka in deutscher Bearbeitung herausgegeben, hatte ich ein lebhaftes Interesse an Allem was diese heiligen Städte betrifft, und bewegte mich also auf einem mir einigermaßen bekannten Boden. Es war ein düsterer Wintertag, die Schneeflocken fielen dicht und gegen Kälte war Maltzan sehr empfindlich. Er meinte: „Wenn doch das Klima hier nur milder wäre; namentlich sind die scharfen Dresdener Ostwinde mir unangenehm."

„Ganz recht, auch mir, wie jedem. Aber Sie sehnen sich doch wohl nicht nach Arabiens Gluthhitze und Ihr Pelz ist Ihnen doch bequemer als der Ihram, den Sie ja in Ihrem Buche gründlich schlecht gemacht haben. Burton hat Abbildungen von Leuten in der Pilgertracht gegeben."

„Ich bitte Sie, einige Minuten allein zu bleiben, ich komme bald wieder." Mit diesen Worten ging er in sein Schlafzimmer.

Das Pilgergewand, der Ihram, ist eigentlich die Tracht des gemeinen Arabers in der Zeit Mohammed's. Der Prophet wollte, daß der Wallfahrer vor Allah in dessen heiligem Hause einfach und ohne jeden Prunk erscheinen solle. Maltzan beschreibt dieses „schöne Gewand" in folgender Weise: „Dasselbe besteht aus zwei viereckigen Tüchern meist von Baumwollenstoff, manchmal mit kleinen rothen Streifen, wie bei den in Europa jetzt bekannt gewordenen türkischen Handtüchern. Jedes dieser Tücher ist etwa $5\frac{1}{2}$ Fuß lang und $3\frac{1}{2}$ Fuß breit; keines der beiden darf genäht, noch zu einem Kleidungsstücke verfertigt, noch selbst in die Form irgend eines Kleidungsstückes zusammengefaltet werden. Das eine Tuch wird um die Lenden geschlagen und reicht gewöhnlich bis an die Knie hinab; das andere dient als Toga, bedeckt die linke Schulter und Rücken und läßt den rechten Arm völlig frei. An den Füßen darf man bei dieser Tracht nur eine Art von hölzernen Sandalen, gleich der antiken Solea, tragen, die jedoch bei jeder Gelegenheit, zum Gebet, beim Eintritt in eine Moschee oder in Häuser, wieder abgelegt werden müssen; das Haupt muß bei der Pilgertracht völlig entblößt und selbst seines natürlichen

Schutzmittels, der Haare, beraubt getragen werden. Auch ich hatte mich desselben entledigt und jetzt stand ich mit den zwei röthlich weißen Tüchern bekleidet oder vielmehr behängt, mit völlig kahlem Scheitel, mit nackten Füßen als ein vollkommener Pilger da, inmitten etwa zweihundert Anderer, welche alle wie ich den Ihram angelegt hatten. Jetzt erhoben sie alle ihre Stimme und zum ersten Mal auf unserer Pilgerfahrt brach aus allen diesen Kehlen laut und donnernd der Pilgerruf **Labîk** hervor."

Dieser fromme Ausruf hat eine glückselige Bedeutung. Von dem Momente, wo die ans Land steigenden Pilger den Ihram anlegen, wird das Labîk täglich mit heiligem Eifer wiederholt, bald mit lautem Geschrei und in fanatischem Eifer, bald mit Inbrunst bedachtsam gelispelt. Die wenigsten Araber wissen, was dies Wort bedeutet; und das verschlägt ihnen nichts, weil das Verdienstliche in dem Worte selbst liegt, nicht etwa in dessen Bedeutung. Diese ist nach Maltzan: „Zu dir (zu Allah) bin ich aus tödtlicher Noth geflüchtet und folge dir." Er bemerkt weiter: „So verstanden drückt dieser Ruf die ganze Sehnsucht eines elenden Sterblichen nach Gott aus, das eifrige Streben, aus dem irdischen Jammerthale zu ihm zu flüchten und bei ihm zu bleiben und die volle Einsicht in unsern unglücklichen irdischen Zustand, von dem nur Gott uns erretten kann. So verstanden liegt in dem Worte Labîk der Kern zu einer **geistigen** Auffassung der Religion, welche sonst dem Islam so sehr abgeht, der vorherrschend eine Verherrlichung des Fleisches ist; nur dieser einzige Ruf ist geistig."

Die Thür des Nebenzimmers wurde geöffnet und ich hörte wiederholt bald sehr laut, bald leise den Ruf: **Labîk, Labbaika! Hier bin ich, Allah, zu dir flüchtete ich, du bist meine Zuflucht!** Da stand der Pilger leibhaftig vor mir, angethan mit dem Ihram und sprach erst arabisch, dann deutsch das Gebet: „Ich weihe dieses Pilgergewand Allah dem Allmächtigen. Möge er mir Kraft verleihen die Pilgerfahrt zurückzulegen."

Die Erscheinung war geradezu packend. Da sah ich einen wirklichen Mekkapilger vor mir, einen Araber, von dessen Lippen Gebete und ganze Suren des Koran in rascher Wiederholung flossen. Ich fühlte mich merkwürdig aufgeregt; unwillkürlich murmelte ich abgebrochen nach was ich vom Pilger hörte. Nachdem er etwa fünf Minuten oder auch länger im Zimmer auf- und abgegangen war, setzte er sich.

Auf meine Aeußerung, daß das unablässig wiederholte Herplappern von Gebeten ihm doch zu einer wahren Qual geworden sein müsse, warf er die Worte hin: „Dem Himmel sei gedankt, daß ich mich nicht mehr damit zu befassen brauche, außer mit Ihnen hier; gut daß Alles leidlich überstanden wurde. Und nun der **Rikat**, der ein wildes Durcheinander von Allerlei ist! Passen Sie auf!" Jetzt sprach er vielerlei Gebete her, bald in gebückter Stellung, bald stehend, dann wieder knieend, machte eine Prosternation, indem er das Gesicht niederlegte und dabei ein Gebet sprach und am Ende rief: Allah Akbar! Gott ist groß!

Mir schwindelte es förmlich, es war mir, als sei ich wirklich unter Pilgern.

„Es giebt kein regelmäßiges Gebet ohne Rikat oder vielmehr mehreren Rikaten, die übrigens unter einander gar keinen Zusammenhang haben. Ein Rikat besteht aus Anrufungen, Stücken aus Psalmen, Episteln, Evangelien und eigentlichen Gebeten; er ist ein Gemisch von Lobsprüchen, Ausrufungen, Bruchstücken des Glaubensbekenntnisses, Bitten, Suren des Korans und anderen Gebettheilen, zu deren jedem eine eigene Stellung des Körpers und Haltung des Kopfes und der Hände gehört."

Nach einer Weile fragte Maltzan: „Wenn Sie noch nicht ermüdet sind und wenn es Ihnen recht ist, so will ich Sie auch zu dem **schwarzen Steine** führen und Ihnen zeigen, wie man den Umgang um die Kaaba macht, den **Tuaf**." Und das that denn auch der Pilger im Ihram; er machte anschaulich, wie er den Schwarzen Stein, den er in seinem Buche als ein ekelhaftes, schwarzes Monstrum bezeichnet, mit den Lippen berührt habe, in welcher Weise es bei dem Tuaf, dem Umlaufe, gehalten wird, und wie er dann vor Abraham's Fußtapfen gestanden, einem Loch im Gestein, das mit einem Deckel und einem rothseidenen Teppich belegt ist, damit die Pilger keinen Einblick bekommen. Abraham's Fußmaß muß größer gewesen sein als das eines Hippopotamus, denn es ist 6 Fuß lang und 3 Fuß breit. Aber ein Patriarch, der auf jener Stelle seinen eigenen Sohn dem Moloch opfern wollte, kann schon ein Privilegium für sich in Anspruch nehmen. —

Der Ihram wurde abgelegt. Inzwischen waren die Kerzen angezündet worden und Maltzan erging sich in Betrachtungen über den Einfluß, welchen der Islam auf die verschiedenen Völker ausübt, die ihm anheimgefallen sind. Und wer hätte ein gediegeneres Urtheil über einen so wichtigen Gegenstand fällen können als er, der gründliche Kenner, der feine Beobachter mit dem scharfen Blicke, welcher in zwei Erdtheilen so lange Zeit unter Mohammedanern gelebt hatte.

Einige Monate nach jenem mir unvergeßlichen Tage verließ er Dresden, er ging späterhin nach Wiesbaden, wo es doch wärmer sei. Es waren immer die helle Sonne und das blaue Mittelmeer, die ihn anzogen und die Sehnsucht „nach einem Stück Wüste" verließ ihn nicht. Seit etwa sechs Monaten hat er mir nicht mehr geschrieben; ich wußte nur, daß er nach Italien gereist sei.

In Pisa hat er seinem bewegten, ganz der Wissenschaft gewidmeten Leben ein Ende gemacht. Auf etrurischem Boden haben sie ihn nicht mit dem Ihram begraben, sondern in ein Leichentuch gehüllt und nun findet er im Tode die Ruhe, welche sein Körperzustand ihm so oftmals geraubt. Sein Grab wird nicht von einer Palme beschattet, aber neben demselben steht der **Lorbeer** und er, lauro donandus, ist des Kranzes in der That würdig *).

Semper honos laudesque manebunt.

Karl Andree.

---

*) **Heinrich Freiherr von Maltzan** hatte noch nicht das achtundvierzigste Jahr vollendet. Er war geboren am 6. September 1826 auf einer Villa seiner Eltern bei Dresden, wurde schon im dritten Jahre nach England zu Lord Sydenham, seiner Mutter Bruder, gebracht, kam als Knabe nach Mecklenburg, nach Wien und wechselte, da sein Vater auf Reisen, seine Mutter gestorben war, vielfach den Aufenthalt. Nachdem er die Universität verlassen hatte und in bayerischen Staatsdienst getreten war, suchte eine Brustkrankheit ihn heim und die Aerzte schickten ihn nach dem Orient. Damals schon hatte er Hebräisch und Arabisch gelernt. Nachdem 1851 sein Vater gestorben war, befand er sich im Besitz von reichlich zulangenden Geldmitteln, er war ganz unabhängig und konnte seinem Drange nach Reisen Folge geben.

Ueber seine letzten Tage brachte die „Kölnische Zeitung" aus Pisa von Seiten des Herrn August Leesenberg eingehende Nachrichten. Dieser fand Herrn von Maltzan sehr aufgeregt, aber nicht gerade krank; doch schien in den folgenden Tagen seine Stimmung gefaßter zu sein. Am 21. Februar machte er eine Fahrt nach Livorno, um von seinem Bankier Geld zu holen. Nach der Rückkehr von dort nach Pisa überredete er Herrn Leesenberg, nach Florenz zu gehen, da dieser doch die Kunstschätze dort gesehen haben müsse, ehe er nach Deutschland zurückkehre. Herr L. fuhr am 22. Februar um 10 Uhr dorthin ab; um 12 Uhr fand die Hauswirthin Herrn von Maltzan noch in seinem Zimmer; sie bat ihn von dessen Balcon aus die Corsofahrt mit ansehen zu dürfen. „Als sie um 4 Uhr zu diesem Zweck heraufkam, fand sie Maltzan todt und ganz friedlich auf dem Bette liegen; dem Munde war Blut entströmt und man konnte vermuthen, er sei an einem Blutsturze gestorben, weil sich sonst weiter keine Anzeichen vorfanden, die auf eine andere Todesart schließen ließen. Als ich um 10 Uhr Abends zurückkehrte, war das Gericht be-

Der Jakuter Volksstamm in Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

II.

Die Jakuten leben stammweise mit einander und heirathen auch gewöhnlich aus dem Stamme, was gewiß viel zur Abnahme der Fruchtbarkeit sowohl der Frauen als der Männer beigetragen hat.

Im Sommer bricht der Stamm seine Zelte ab, packt sie auf seine Renthiere, welche gleichzeitig die Stelle der Kühe und Packpferde vertreten, und begiebt sich in mehr offene Gegenden, wo die Wiederkäuer der Tajga ihre Weideplätze haben. Wenn nun die Thiere aus dem Dickicht herauskommen, werden sie von den auf sie lauernden Schützen niedergeschossen, und in die nahe gelegene Behausung gebracht. Es ist dann Aufgabe der Weiber die Felle abzuziehen und zuzurichten und das Fleisch zu räuchern, um es für den Winter aufbewahren zu können, da die Jagd während des Winters aus sehr natürlichen Gründen ruht. Der Frost ist nämlich zu groß und der Schnee liegt zu hoch, als daß der Jakute in seiner Kleidung mit Behendigkeit über ihn hinweg schreiten und ein Elenthier, einen Hirsch u. s. w. verfolgen könnte.

Im Frühlinge stellen die Jakuten häufig eine eigenthümliche Art Treibjagd an, bei der viel Wild zu Grunde geht, ohne den Jägern den geringsten Nutzen zu bringen. Die Männer des Stammes begeben sich an irgend einen der bedeutenderen Flüsse des Landes und theilen sich hier in zwei Theile. Der eine Theil setzt über den Fluß und hält sich hier versteckt, während der andere am jenseitigen Ufer zurückgebliebene sich tief in den Wald zurückzieht, nachher eine Treiberkette bildet und unter Lärmen und Schießen das Wild aus dem Dickichte dem Flusse zutreibt.

Herden von einigen hundert Stück verschiedenen Hochwildes versammeln sich auf diese Weise am Ufer des Flusses, bis der immer näher kommende Lärm sie in denselben hineintreibt. Kaum sind die Thiere in der Mitte des Flusses — und man wählt immer einen breiten, wie die Lena, Anabara, Kolyma u. A. — angelangt, dann springen die am andern Ufer verborgenen Jakuten aus ihrem Versteck hervor, erheben einen Heidenlärm, schießen auf die Thiere und scheuen sie zurück. Kähne, wie wir sie aus der Beschreibung der Tungusen kennen, liegen bereit, die Schützen springen hinein und bemächtigen sich der erschossenen Thiere, welche sie ans Land bringen, um nachher wieder umzukehren und neue Opfer zu holen. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Gelegenheit viele Thiere ertrinken und vom Strome weggetrieben werden, wie auch, daß nicht jedes von der sichern Kugel des Jakuten getroffene Stück geborgen werden kann, also verloren geht. Man sieht, daß dieser halbwilde Volksstamm der gebildeten englischen Aristokratie im unnöthigen Thierverderben nicht nachsteht. Man sagt sich, wenn man diesen Gegenstand überdenkt, unwillkürlich: „Die Gegensätze berühren sich.“

Es versteht sich, daß die Jakuten außer auf die Wiederkäuer der Tajga auch auf die Raubthiere Jagd machen. Sie thun dieses einestheils um sich und ihre Renthierherden, denen Bären, Wölfe und Luchse nachstellen, zu schützen, anderntheils auch, um einen von den russischen Kaufleuten gesuchten Handelsartikel zu erwerben, für den sie dann in Jakutsk, der Residenz des Gouverneurs, während der dort im Mai stattfindenden großen Jahrmärkte Pulver, Blei, Büchsen, Flintensteine, Mehl, Formthee, in Sibirien gebaueten rohen Blättertaback, Kalians (chinesische Metallpfeifen), Feuerstahl, Tassen, Theekessel und Theemaschinen, Baumwollenstoffe, Tuch, Beile, Flitterwerk und Schnaps eintauschen. Man wird sich einen Begriff von der Einträglichkeit des Handels machen, wenn man bedenkt, daß z. B. ein Pfund rohen Blättertabacks auf dem Markte (Bazar) in Irkutsk für 4 bis höchstens 10 Kopeken gekauft, dem Jakuten aber für 1 Rubel bis 1 Rub. 25 Kop. berechnet wird. Umgekehrt wieder bezahlt man in Irkutsk für ein dunkeles Eichhörnchenfell 10 Kop. und nimmt es vom Jakuten im Preise von 1 bis 2 Kop. Mir selbst bot ein Jakute einen gelben Fuchsbalg für einen Rubel an, dessen Werth er in fünf Pfunden schwarzen Brotes annehmen wollte. Da er nur den einen Fuchsbalg hatte, ließ ich ihm denselben und schenkte ihm das von ihm so sehnsüchtig gewünschte Brot, das selbst in jenen brottheueren Gegenden einen Kaufwerth von nur circa 25 Kop. repräsentirte.

Bis jetzt hat sich kein Jakute zum Ackerbau erhoben; er ist Jäger, wie seine Vorfahren es waren, von denen er nicht weiß, ob sie Urbesitzer des Landes waren, oder in dasselbe eingewandert sind. Auch dieser Halbwilde hat keine Vergangenheit, und deshalb hat er auch keine Zukunft. Neben der Jagd beschäftigt er sich mit der Fischerei, deren Ertrag mit zu seinem Lebensunterhalte beiträgt. Da die Fischerei ebenso wie die Jagd in jenen Gegenden sehr ergiebig ist, so wäre eigentlich von einem Nahrungsmangel nicht zu reden, und dieses wäre ein Widerspruch gegen meine im Eingange gemachte Behauptung, daß Nahrungsmangel mit ein Grund zur Unfruchtbarkeit des Jakuterstammes sei. Dennoch ist meine in dieser Beziehung gemachte Behauptung vollkommen begründet. Der Wilde und Halbwilde kennt nicht das ökonomische Gesetz der Sparsamkeit. Gewöhnlich haben die Familien, ja die ganzen Stämme während der Zeit, in welcher Jagd und Fischfang so zu sagen rentabel sind, einen ungeheuern Ueberfluß an Fleisch und Fischen; sie verstehen es nur nicht die Massen zu bewältigen, richtig einzutheilen und so viel gut aufzubewahren als nöthig ist, um reichlich auszukommen. Während des kurzen warmen Sommers werden zwar Unmassen von Thieren erlegt und in Netzen gefangen, aber ihr Fleisch geht auch sehr schnell in Fäulniß über und ist für den spätern Consum verloren. Während des langen Winters wird dann am Hungertuche genagt, oder man genießt halbverfaultes Fleisch und eben solche Fische, welche

---

reits eingeschritten und es fand demzufolge am andern Morgen eine gerichtliche Aufnahme statt, nach welcher sich herausstellte, daß er eine Schußwunde an der Stelle des Herzens hatte. Auf dem Tische fanden sich Briefe: einer an seinen Schwager und einer an mich vor; der letztere enthielt nur die wenigen Zeilen: „Verzeihe mir, was ich thue. Die Aufregung tödtet mich.“ Die gelehrte Welt verliert in ihm nicht allein den viel genannten Reisenden, sondern auch einen der bedeutendsten orientalistischen Linguisten, die Journalistik einen ihrer anmuthigsten Erzähler und Berichterstatter. Heinrich von Maltzan litt seit Jahren an einer heftigen Neuralgie, die sich bei ihm vorzugsweise in den entsetzlichsten Magenkrämpfen äußerte. Vergangenen Winter waren dieselben oft so groß, daß er mich bat, ihn bei beiden Händen zu fassen und ihn rücklings auszurecken, weil er nur so eine gelinde Erleichterung seiner Schmerzen fand.“

der Frost vor gänzlichem Verwesen geschützt hat. Die Folge des Genusses solcher verdorbenen Lebensmittel ist gewöhnlich der Skorbut, welcher überhaupt in Sibirien grassirt, am häufigsten aber gewiß die halbwilden Volksstämme, welche in den Urwäldern des Landes leben, heimsucht und decimirt.

Vom Jakutsker Lande hat man, in Sibirien wenigstens, lange steif und fest behauptet, daß in ihm der Ackerbau wegen der ungewöhnlichen Rauheit des Klimas unmöglich sei. Wer diese Fabel erfunden hat, ist unbekannt, aber sie wurde lange Zeit hindurch für ein Dogma gehalten und von der blinden Menge als Axiom wiederholt. Man behauptete lange Zeit hindurch, daß wenn der Getreidebau überhaupt möglich wäre, die dortigen Bewohner ihn schon längst betrieben hätten; da nun das letztere nicht der Fall ist, so sei auch das erstere nicht möglich.

Diesen Syllogismus cornutus wollte jedoch ein denkender und unternehmender Kopf, mit Namen Johann Sohn Stephans Starostyn, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Jakutsk kam, nicht gelten lassen und das russische Volk wird dem Manne gewiß einst dankbar dafür sein, daß er ihm den Weg zeigte, auf dem Jakutsk zu bebauen sei, denn er wagte es den Getreidebau einzuführen. Ihm folgten in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts der Titularrath Johann Starosthn, wahrscheinlich ein Nachkomme des Vorigen, ein gewisser Gregor Waal, von dem es nicht bekannt ist, ob er freiwillig nach Jakutsk gekommen, oder dorthin verbannt worden ist, und die Kaufleute Schylow und Leontjew, sowie einige Andere, deren Namen uns leider die Culturgeschichte Jakutsks nicht aufbewahrt hat. Die Bemühungen der genannten Männer wurden vom besten Erfolge gekrönt. Man baut heut zu Tage in der Umgegend der Hauptstadt des Verwaltungsbezirkes nicht nur Gerste und Hafer, sondern sogar Sommerroggen und Sommerweizen, welche auf dem jungfräulichen Boden bei geringer Arbeit sehr reiche Ernten bringen.

Außer den genannten Getreidegattungen baut man auch schon in der Nähe von Jakutsk Kartoffeln, Kopfkohl, und auch Gurken; alle diese Culturpflanzen gelangen zur Reife und liefern ganz ansehnlichen Ertrag.

Wer es nicht mit eigenen Augen mit angesehen hat, wie schnell sich die Vegetation in jenen Gegenden unter dem Einflusse des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme während des kurzen Sommers entwickelt, dem wird es schwer glaublich erscheinen, daß alle oben genannten Getreidearten, zu denen ich übrigens noch die Erbsen hinzufügen muß, während eines Zeitraumes von ungefähr 13 bis 14 Wochen sich vollkommen entwickeln und ihre Körner zur Reife bringen. Wer aber mit eigenen Augen gesehen hat, daß ellenhoher Schnee im Freien während weniger Stunden verschwindet; daß sich ein Fluß wie die Angara ebenfalls in wenigen Stunden vom Eise reinigt, dessen Dicke über 3 Fuß beträgt; wer da, wie ich, gesehen hat, daß ein bis zwei Tage nachdem der Schnee verschwunden schon die Anemonen und Gänseblümchen mit ihren Blüthen den Frühling begrüßen, der wird mir glauben, wenn ich ihm sage, daß man in ganz Sibirien und folglich auch in Jakutsk, wenn auch nicht das Gras wachsen hört, so doch es beinahe wachsen sieht. Eine von der Wissenschaft bestätigte kurze Bemerkung dürfte dieses Wunder erklären.

Es ist festgestellt, daß eine gegebene landwirthschaftliche Culturpflanze einer gewissen Summe von Wärmegraden bedarf, um sich zu entwickeln und zur vollkommenen Reife zu gelangen; so bedarf beispielsweise die Gerste gegen 2000°. Da nun in Jakutsk die Summe der mittlern Julitemperatur allein schon 600 Grade Wärme beträgt, der Juni und August nur ein Unmerkliches weniger Wärme bietet, so ist leicht herauszurechnen, daß die Wärme vom Mai ab gerechnet zum Mindesten ausreicht, um Sommergetreide zur vollkommenen Reife zu bringen. Der Leser wird dieses um so begreiflicher finden, wenn ich noch bemerke, daß in den Breiten, unter denen Jakutsk liegt, der Sommertag bedeutend länger ist, als in unseren Breiten; daß dort im Juli, also während der längsten Tage, keine eigentliche Nacht, sondern nur Dämmerung ist, bei der man um Mitternacht fast noch ohne Anstrengung gewöhnlichen Druck lesen kann, daß also die Tageslänge, d. h. eigentlich das Sonnenlicht, gleichsam die Vegetationsperiode verlängert, da doch wohl die Pflanzen nur unter dem Einflusse dieses Lichtes sich normal entwickeln.

Von der Einführung des Getreidebaues in sein Heimathland hat der Jakute bis jetzt keinen Nutzen gezogen. Er hält sich fern von ihm, als ob er fürchte dadurch aus seiner jetzigen Lage herausgerissen, in eine andere Welt mit festen Wohnsitzen geworfen zu werden. Er sieht zwar das Gute ein, das der Getreidebau für den Menschen hat, aber er kann es nicht über sich bringen, seine Vagabundennatur abzulegen und sich selbst an die mit dem Ackerbau verknüpften Arbeiten zu machen.

Zwischen Vorsehung und Fatum ist im Allgemeinen in der Volksauffassung kein großer Unterschied! Deshalb auch, glaube ich, macht sich der Jakute nicht an den Ackerbau, weil er ja fest überzeugt ist, daß Alles, was ihn Gutes oder Böses trifft, entweder direct von seinem Gotte gesendet, oder durch seine Zulassung vom „Hausgeiste", vom eigentlichen „Wirthe" der Jurte gemacht worden ist. Einer dieser Wirthe herrscht unumschränkt, wenn auch für gewöhnlich ganz unsichtbar, im Zelte, ein anderer in der Renthierherde, ein dritter im Walde, ein vierter im Wasser, ja es scheint, daß jede Thiergattung ihren besondern „Wirth", ihre besondere Vorsehung hat. Wenn es die Jakuter Vorsehung zu arg treibt mit ihrem Mündel, oder wenn sich der Hausgeist doch zu viel herausnimmt, dann wendet sich der Geplagte an den Heiligen des Herrn, an den Priester, und erreicht mit seiner Hülfe eine Aenderung, ein Aufhören irgend eines Uebels, — sei es auch durch den Tod, der ja ebenfalls nur eine gnädige Zulassung der Vorsehung ist.

Wie der Jakute sich bis jetzt nicht an den Ackerbau gemacht hat, so hält er sich auch von der Viehzucht fern, trotzdem auch diese in jenen Gegenden noch nicht unmöglich ist und von den in Jakutsk angesiedelten Russen wenn auch in geringem Maßstabe und unrationell betrieben wird. Wenn sich die Ansiedler so sorgsam mit den Kühen befassen würden, wie sie es mit den Hühnern thun, welche sie im Winter in großen Vogelbauern in warmen Zimmern wie Kanarienvögel pflegen, so würden sie gewiß recht gute Resultate erzielen. Aber auch der Russe verläßt sich auf die Vorsehung, in deren Hand er und seine Kuh steht; auch bei ihm ist das Fatum, wenn auch in christlichem Gewande, die immaculata mater der Faulheit.

Neue Entdeckungsreisen in Australien.

I.

Unsere Antipoden bewähren einen löblichen Eifer, die bis jetzt noch unbekannten Theile ihres großen Festlandes zu erforschen, und ihre preiswürdigen Anstrengungen sind durch große Erfolge belohnt worden. In jedem Jahre wird ein Stück des großen Schleiers gelüftet, der so ausgedehnte Strecken verhüllt. Die kühnen Forschungsreisenden, von denen mehr als einer sein Wagniß und seinen Drang, die Wissenschaft zu fördern, mit dem Leben bezahlt hat, lassen sich durch keine Gefahren abschrecken und wenn man das vorgesteckte Ziel nicht erreicht, findet man darin nur einen neuen Antrieb mehr, den Plan wieder aufzunehmen und trotz aller Schwierigkeiten dennoch auszuführen *).

Australien wird nie eine Culturentwickelung in der Art ermöglichen, wie die übrigen Erdtheile. Die Küste ist zumeist einförmig und wenig gegliedert und auf weiten Strecken im Süden sind die Gestade der großen Australischen Bucht absolut unwirthlich, wie Forrest sehr anschaulich nachgewiesen hat. Der ganze Continent ist in hohem Grade eintönig und unharmonisch; er erscheint mit seinen vielen schroffen Gegensätzen wie unfertig. Die Gebirge treten spärlich und zumeist zerstreut auf; in den sogenannten Australischen Alpen an der Ostseite erreichen sie die Höhe von nur etwa 7000 Fuß; die Ketten an der Westseite gipfeln bis zu kaum 3000 Fuß. Die verschiedenen Höhenzüge, die „Ranges", im Binnenlande sind durch weite Ebenen und Sand- oder Steinwüsten von einander getrennt und, den Norden abgerechnet, trägt ein großer Theil so völlig den Wüstencharakter, daß die fruchtbaren Gegenden lediglich als Oasen betrachtet werden müssen. Gletscher fehlen; kein Strom wird durch Schneewasser gespeist; viele Seen bilden nur große Lachen, weil sie in den heißesten Monaten theilweise oder ganz trocken liegen. Dann behalten auch die größeren Gefließe nur geringen Wasserstand; bei den meisten wird das Bett durch eine Reihenfolge von Wasserlöchern angedeutet, während die kleinen, die sogenannten Creeks, trocken liegen wie die arabischen oder nordafrikanischen Wadis. So empfindlich ist der Wassermangel, daß z. B. in Südaustralien kaum ein Fluß gefunden wird, welcher das ganze Jahr hindurch Mühlräder treiben könnte. Mit Recht hat man gesagt, daß in Australien wie in Arabien oder auch in der Sahara das Wasser gar nicht als nöthiges Attribut eines Flusses zu betrachten sei. Es fehlt an einer für die Quellenbildung günstigen Moosdecke; nach dem Regen laufen die Wasser rasch ins Flachland ab, wo sie sich entweder zu Sümpfen aufstauen oder im Sande verlieren, während sie vom April bis August gewaltig anschwellen, und, da sie zumeist ohne eigentliche Ufer sind, ungeheure Landstrecken überschwemmen, sich auch zeitweilig in weite, seichte Seen verwandeln. Im October 1867 z. B. stand bei Echuca in der Colonie Victoria der Murray 31 Fuß über Null des Pegels; die Dampfer fuhren mitten über Land, denn eine Strombahn war nicht zu ermitteln; auf einer Strecke von reichlich 30 deutschen Meilen war nach gar keiner Seite hin Land zu erkennen. Der Hawkesbury in Neusüdwales ist schon mehrmals binnen 24 Stunden um 60, einmal sogar um 97 Fuß angeschwollen und die Wassermenge kam nicht in rollenden Wogen herangebraust, sondern schob sich wie eine gewaltige nasse Mauer vorwärts. In den heißen Monaten dagegen nimmt, nach dem Ausdrucke der Eingeborenen, die Sonne das Wasser weg. An der ganzen Südküste erreicht, außer dem Murray, kein Fluß das Meer.

Man begreift, daß die auf einem ungeheuern Raume vorherrschende Armuth an Wasser und die ausgedehnten Sand- und Steinwüsten auf die klimatischen Verhältnisse wesentlichen Einfluß üben. Dem bei weitem größten Theile fehlt eine dem organischen Leben günstige Durchdringung von Land und Wasser; Mangel an Regen- und die Pflanzenlosigkeit der Wüste stehen in Wechselwirkung. Und auf vielen Strecken ist der Boden so stark mit Salz gesättigt, daß die stehenden Gewässer, viele Brunnen und selbst Gefließe Brakwasser haben, und in manchen australischen Binnenseen ist der Salzgehalt des Wassers stärker als bei jenem des Mittelländischen Meeres.

Im Allgemeinen sind im Binnenlande die australischen Flächen öde; sie halten gar keinen Vergleich aus mit unseren europäischen Wiesen, mit nordamerikanischen Prairien, venezuelanischen Savannen oder argentinischen Pampas; eigentlicher Rasen fehlt; die Gräser wachsen zumeist in Gruppen, nicht in zusammenhängender Decke. Von den Baumarten verlieren nur wenige die Blätter, alle aber wechseln die Rinde und Schatten gewähren sie nicht; eigentliche Laubhölzer und Urwälder fehlen in der südlichen Hälfte, für welche der Busch und die in Gruppen parkähnlich auftretenden Wälder charakteristisch sind; diese erscheinen für die Schafzucht von großer Bedeutung.

Das Klima ist ein excessives; um Weihnachten ist in Adelaide und Melbourne eine Temperatur bis zu 110° F. gar keine Seltenheit. Von Norden her kommen die „Glühofenwinde", und im Innern ist die vernichtend wirkende Dürre manchmal so anhaltend, daß während mehrerer Jahre kein Regentropfen fällt. Im Norden reichen die tropischen Regen bis etwa 19° S., von da ab finden bis an den Wendekreis und etwas

---

*) Wir wollen hier dringend die herrlichen Karten in Stieler's Handatlas (Gotha, Justus Perthes) empfehlen; sie sind Meisterwerke Dr. August Petermann's. Auf Blatt 73 giebt der große Kartograph ein Gesammtbild des Continentes und am Rande hat er die Reisenden verzeichnet, welche in den letztverflossenen drei Jahrzehnten einen beträchtlichen Theil Australiens erforscht haben:

Eyre 1840 bis 1841.
Leichhardt 1845.
Sturt 1845.
Gebrüder Gregory und Helpman 1846.
Kennedy 1847.
A. C. Gregory 1848.
Kennedy 1848.
Roe 1848 bis 1849.
A. C. Gregory 1852.
Austin 1854.
A. C. Gregory 1855 bis 1856.
F. Gregory 1858.
Stuart 1858.
Babbage 1858.
Stuart 1860.
Morton 1860.
F. Gregory 1861.
Stuart 1861.
Gebrüder Dempster, Clarkson und Harper 1861.
Burke und Wills 1861 und 1861.
Neilson 1861.
Walker 1861.
Landsborough 1861 und 1862.
Mac Kinlay 1861 und 1862.
Landsborough 1861 und 1862.
Howitt 1862.
Stuart 1862.
Lefroy 1863.
Hunt 1864.
F. und A. Jardine 1865.
Delisser und Hardwicke 1865.
Mac Intyre 1865 und 1866.
Mac Kinlay 1866.
Forrest 1869 und 1870.
Brown 1871.

Dazu sind nun Giles, Gosse, Warburton und Elphinstone Dalrymple gekommen, über deren Unternehmungen unser Text Nachricht giebt.

nach Süden hin über denselben hinaus Uebergänge statt, so daß in dieser Zwischenstrecke noch Regen fällt, aber unregelmäßig und nie häufig.

So erklärt sich, daß wir in Australien Culturlandschaften in unserm Sinne hauptsächlich nur in den Küstenregionen finden; nur dort ist eine Entwickelung möglich; anderwärts werden die Oasen vorzugsweise der Viehzucht vorbehalten bleiben. Aber die vielen fruchtbaren Strecken sind nutzbar gemacht worden seitdem man in das an eigenen Erzeugnissen des Pflanzenreiches und der Thierwelt wunderbar arme Land unsere Getreidearten, Gemüse, Faserpflanzen, Obstbäume, Weinstöcke, das Zuckerrohr, Rindvieh, Ziegen, Schafe und Geflügel eingeführt hat. Einen nicht geringen Antrieb zur Besiedelung hat auch der Reichthum an Gold und an Kupfer gegeben.

Bei solchen Eigenthümlichkeiten begreift man, daß Männer, welche die Erforschung wagen, auf große Schwierigkeiten stoßen; dann aber auch, daß ihre Reiseberichte im Allgemeinen sehr einförmig lauten. Es ist immer das Einerlei von Busch und Creek, von Hitze und Wassermangel, Noth und Entbehrung, und nicht ohne Mühe windet man sich durch die langweilige, einförmige Darstellung hindurch. Aber sie gewährt allemal einen Einblick in die Verhältnisse und deshalb geben wir weiter unten einige Mittheilungen aus dem Tagebuche der Reisenden Giles und Gosse. Beide wollten von Bahnstationen aus etwa in der Mitte des Continents aus in südwestlicher Richtung durch die bisher unerforschten Theile Westaustraliens bis nach Perth, der am Meere liegenden Hauptstadt dieser Colonie, vordringen. Sie scheiterten in ihrem Unternehmen, während Oberst Egerton Warburton glücklicher war und das Ziel erreichte.

Im Süden sind die anbaufähigen Theile der Colonie Südaustralien von denen Westaustraliens durch eine sich über beinahe 200 deutsche Meilen erstreckende Wüstenei getrennt, welche landeinwärts von der Großen australischen Bucht sich weit nach Norden hin erstreckt; auf dieser ganzen Strecke fällt, wie schon gesagt, auch nicht einmal ein Bach ins Meer, und in dieser Region ist eine Verbindung zwischen beiden Colonien auf dem Landwege völlig ausgeschlossen. Die genannten Reisenden nahmen daher nördlichere Ausgangspunkte, in der Hoffnung, von dort aus in der Richtung nach Südwesten, welche sie einschlagen mußten, günstigere Boden- und Vegetationsverhältnisse zu finden.

Die Colonie Südaustralien, welche nicht so viele Bewohner zählt wie z. B. die Stadt Dresden, hat aus eigenen Mitteln eines der großartigsten Werke öffentlichen Nutzens hergestellt: den Telegraphen von Port Augusta, im innern Winkel des Spencergolfes, resp. Adelaide im Süden, bis Port Darwin, im Arnhemsland im Norden an der Timorsee. Derselbe hat eine Länge von 1800 englischen Meilen, wurde am 21. October 1872 dem Verkehr übergeben und seitdem steht Australien in unmittelbarer Verbindung mit allen Linien des Welttelegraphen. Nach Westen hin konnte man der eben erwähnten Verhältnisse wegen keine Ansiedelungen gründen; wenn man mit solchen vorrücken wollte, mußte man die Richtung nach Norden wählen und in dieser hat man freien Spielraum bis an die Timorsee und die westlichen Gestade des Carpentariagolfes. Es war gelungen, das ganze Festland von Süden bis an die Gestade des Nordmeeres zu durchwandern und es blieb dann die Aufgabe, eine regelmäßige Verbindung zwischen Adelaide und Port Darwin herzustellen, um hier den australischen transcontinentalen Telegraphen dem submarinen Kabel anzuschließen. Während Ingenieure und Arbeiter das Werk eifrig förderten, bildeten sich der Linie entlang ganz von selbst kleine Niederlassungen bei den Telegraphenstationen und manche derselben werden wohl bleiben. Sie bilden Punkte, von welchen aus Forschungsreisende ihre Expeditionen unternehmen und auf welche sie, wenn erforderlich, zurückfallen können, wie Giles und Gosse; der letztere z. B. nach Charlotte Waters, einer Station 550 Miles nördlich von Adelaide. **A.**

* * *

1. Ernst Giles' Forschungsreise.

H. G. Auf Veranlassung des Regierungsbotanikers Dr. Müller in Melbourne unternahm ein junger, kühner Mann, Ernst Giles, um die Mitte des Jahres 1872 eine Entdeckungsreise in den großen unbekannten Westen, welcher sich zwischen den Colonien Südaustralien und Westaustralien ausbreitet. Der Plan ging dahin, die Quellen des Murchison zu erreichen und dann von dort in die angesiedelten Districte der Westküste zu gelangen.

Aus dem inhaltreichen Tagebuche stelle ich Folgendes zusammen. Giles, von seinem Freunde Carmichael und einem Alexander Robinson begleitet, begab sich am 23. August 1872 von Chambers' Pillar aus, 24° 51′ 15″ südl. Br. und 133° 51′ östl. L., auf die Reise. Es ist dies eine von dem bekannten Reisenden John Mc Douall Stuart auf seiner berühmten Forschungsreise durch den australischen Continent aufgefundene, gegen 225 Fuß hohe merkwürdige Sandsteinsäule, welche er nach seinem Freunde und Gönner, dem reichen, jetzt verstorbenen Squatter Chambers, benannte.

Man folgte dem Laufe des Finkeflusses und hatte dabei zunächst niedrigen Holzwuchs, scrub, und Sandhügel, meistens mit Stachelschweingras, Spinifex — Triodia irritans — bedeckt, zu passiren. Am 26. stieß man auf eine ausgebreitete Wasserfläche, auf welcher wilde Enten im Ueberfluß waren. Auch entdeckte man einen kleinen in den Finke unter 24° 25′ südl. Br. und 132° 57′ 30″ östl. L. einlaufenden Creek, welcher Mc Minn Creek benannt ward und der von einer dunkeln Bergkette herkam. Das Land, welches am Flusse entlang ununterbrochen anstieg, hatte sich bereits zu der Höhe von 250 Fuß über Charlotte Waters Overland-Telegraphenstation (550 Miles nördlich von Adelaide) erhoben. Man begegnete einzelnen Eingeborenen, die aber, außerordentlich scheu, sich immer eilig davon machten. Eine Taubenart, welche den Reisenden völlig unbekannt war und eine außerordentliche Schönheit darbot, zog die besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie war etwas kleiner als die sogenannte Sturttaube, von dunkelbrauner Farbe, unter dem Halse gesprenkelt, trug einen hohen Kopfbüschel und lief gern auf dem Erdboden eine beträchtliche Strecke hin.

In 24° 25′ südl. Br. traf man eine Hügelreihe, die aus auf einander gestapelten Fragmenten von rothem Sandstein mit gelegentlichen Höhlen bestand. Auf den Gipfeln bemerkte Giles etliche Fichten, und auf den Abhängen in der Nähe des Finke wuchs, anstatt Spinifex, wirkliches Gras. Am 30. August campirte die Gesellschaft in einer malerischen, von Bergen eingeengten Thalschlucht, durch welche sich ein Bach schlängelte. Der Thermometer zeigte am nächsten Morgen nicht mehr als 24° Fahrenheit, stieg aber rasch, als die Sonne sich hob. Eine große Schar von Pelikanen kam geflogen, entfernte sich jedoch, bei dem Anblicke der Reisenden, schnell wieder. Ihre Richtung war Nordwest, wie überhaupt alle Wasservögel die man fliegen sah von da herkamen und eben dahin zurückkehrten. Der Finke hatte zwar ziemlich viele Fische, dieselben waren jedoch nur klein, höchstens von der Größe einer Sardelle, so daß die vielen Pelikane hier schwerlich genügende Nahrung finden konnten. Giles vermuthet, daß diese Vögel wohl von großen Wassern in den Tropen gekommen seien. Man fand in dieser Bergschlucht eine

Fächerpalme, die nach Dr. Müller in Melbourne zur Species Livistona gehört, und deren Stamm sich erst in der Höhe von sechzig Fuß beblätterte.

Die Eingeborenen wurden jetzt zahlreicher, flüchteten aber immer eilig, mit Zurücklassung ihrer armseligen Habe, und setzten das Gras in Feuer.

Giles bemerkt in seiner Beschreibung dieses „unvergleichlich schönen“ Thales: „I was literally surrounded by fair flowers of many a changing hue. Why nature should scatter such floral gems in such a sterile region, is difficult to understand.“ Er war daher anfänglich geneigt, die Schlucht „Glen Flora“ zu benennen, aber da die große Menge an Palmen ihm doch charakteristischer zu sein schien, so wählte er den Namen „Glen of Palms“.

Am Sonntag, den 1. September, hielt man in diesem paradiesischen Glen Ruhetag, doch Giles selbst unternahm einen Ausflug auf die Höhen nach Westen zu, erstieg den Gipfel eines mit Fichten bedeckten Berges, welcher das umliegende Terrain um tausend Fuß überragte. Von hier aus überschaute er, von Nordost bis Nordnordwest, einzelne Berge, unter denen, in der Entfernung von ungefähr funfzig Miles, sich wieder ein sehr hoher, spitz zulaufender majestätisch auszeichnete. Nach Norden und Osten zu war eine massive Bergkette, mit vielen domartigen Gipfeln. Giles konnte den Finke deutlich erkennen, der seinen Lauf unter den perpendiculären Abhängen der Hügel erzwang; an einer Stelle, nicht weit vom Lagerplatze, schien sich derselbe zu theilen oder vielmehr, etwas westlich von Nord, einen Creek in sich aufzunehmen. Nach dieser Vereinigung nahm der Fluß, der sich übrigens auf nicht weiter als eine englische Meile mit dem Auge erkennen ließ, dann eine mehr westliche Richtung an. Ungefähr zehn Miles an dem einmündenden Creek hinauf war offene, freie Gegend und es hatte fast den Anschein, als breite sich nicht weit vom Fuße der Berge eine Wasserfläche aus. Ein Durchbruch in der Bergkette war allerdings zu erkennen, aber nicht in der Richtung, welche die Reisenden zu nehmen hatten.

Aus allen Erdtheilen.

Aus der Troas.

R. K. Dr. Schröder, Dragoman bei der deutschen Gesandtschaft in Konstantinopel, besuchte im October 1873 in Begleitung eines Wiener Gelehrten bei ausgezeichnet schönem Wetter die Troas und zwar zuerst die bekannten Ausgrabungen Schliemann's auf dem Hügel Hissarlyk, welcher zwischen dem alten Simoeis (Dümrek Su) und dem Skamandros (Wenderez) gelegen, wahrscheinlich die Reste des historischen Ilion und nicht des homerischen Troja oder besser gesagt derjenigen Stätte, die dem Dichter im Geiste vorschwebte, trug. Schröder schreibt: „Schliemann's Ausgrabungen haben uns nicht überzeugen können, daß Troja auf dem Hügel Hissarlyk gelegen hat. Die homerische Beschreibung paßt zwar weder auf Hissarlyk, noch auf den Ballyk bei Bunarbaschi (im innersten, südöstlichsten Winkel der Skamandrosebene gelegen und von den maßgebenden Autoritäten für Troja gehalten); doch immer noch mehr auf letzteres. Als wir den Ballyk erklettert hatten und vor uns die schöne skamandrische Ebene bis zum Hellesponte hin ausgebreitet liegen sahen und nach Osten in die 400 Fuß tiefe, fast senkrecht abfallende Schlucht schauten, durch welche sich der Skamandros zwängt, da sagten wir beide einstimmig: „Wenn es überhaupt ein Troja gegeben hat, so muß es hier gelegen haben.“ Es giebt keinen zweiten Punkt in oder dicht an der skamandrischen Ebene, der so für eine Festung geschaffen wäre, wie der Ballyk. Hissarlyk ist dagegen ein winziger Hügel. In unserer Ansicht wurden wir noch durch die imposanten, von dem verstorbenen Generalconsul von Hahn ausgegrabenen, cyklopischen Mauern bestärkt, welche bei weitem älter sind, als die aus regelmäßig behauenen, quadratischen Steinen gefügten Mauern, die Schliemann freigelegt hat, und welche zwar aus guter, griechischer Zeit herrühren mögen, aber schwerlich über das fünfte vorchristliche Jahrhundert hinaufreichen.

Von Bunarbaschi gingen wir südlich nach Alexandreia Troas, dessen großartige Ruinen in einem dichten Eichenwalde zerstreut liegen; von da wandten wir uns wieder landeinwärts gegen Osten nach dem Fuße des Tschigriberges, wo wir in dem großen, merkwürdiger Weise auf keiner Karte erwähnten Dorfe Kestambol übernachteten. Am folgenden Morgen, nachdem wir noch in der Nähe des Ortes in einem alten Steinbruche elf wohlerhaltene Granitsäulen von riesigen Dimensionen (12 Meter lang, $1\frac{1}{2}$ Meter im Durchmesser) auf dem Boden liegend entdeckt hatten, welche kein Reisebuch erwähnt, erstiegen wir den Tschigri-Dagh, eine sehr lohnende und nicht sehr anstrengende Partie. Die Aussicht von oben ist bezaubernd schön; man übersieht mit einem Blicke die ganze trojanische Landschaft, Hellespont, Ida, Tenedos u. s. w. Wem Zeit oder Gelegenheit zur Besteigung des Ida fehlt, sollte nicht versäumen, den Tschigri zu besuchen. Noch imposanter aber, als die Aussicht, sind die Ruinen, welche seinen Gipfel krönen. Der langgestreckte Rücken des Berges ist ganz von alten, noch ziemlich gut erhaltenen Ringmauern mit Bastionen, Thoren und Thürmen eingeschlossen. Die Bauart ist althellenisch, an einigen Stellen cyklopisch. Der Umfang dieser Citadelle ist sehr groß; sie muß im Alterthum fast uneinnehmbar gewesen sein. Die früheren Reisenden sprechen fast gar nicht von dieser Trümmerstätte; die meisten ziehen eben den Besuch des Ida vor. Inschriften fanden wir nirgends, nur alte viereckige Gräber, von denen der gelehrte Frank Calvert, der beste Kenner der Troas, einige geöffnet und darin Thonwaaren von mehr orientalischen, ägyptisch-phönicischen, als griechischen Kunstformen gefunden hat. Calvert, welcher uns zuerst auf den Tschigri aufmerksam machte, glaubt, daß dort das antike Neandria lag; ich dagegen bin, hauptsächlich durch die Namensähnlichkeit geleitet, der Ansicht, daß die Ruinen dem alten Kenchreai (κεγχρεαι, — ειαι zu Tschegri, Tschigri geworden) angehören.

Von dort gingen wir über Sapandscha und Aivadschik nach Assos, dessen Ruinen, heute Behramkjöi genannt, jedoch unseren, durch die Reisebeschreibungen sehr hochgespannten Erwartungen nicht entsprachen: türkisches Militär hat hier vor einigen Jahren unter den Resten des Alterthums stark aufgeräumt, um Bausteine zu gewinnen.

Auf der Rückreise hatten wir zwischen Aivadschik und Sapandscha eine Begegnung mit Räubern, welche uns aber unseres Weges ziehen ließen, als sie sahen, daß wir alle mit Revolvern und Flinten gut bewaffnet waren. Von Sapandscha gingen wir über Baktspali und Tschinarkjöi nach Ine, von da eine Stunde am Skamandros hinab, überschritten östlich von der trojanischen Ebene die Nebenthäler des Kemersu und Dümreksu und kehrten über Rinkjöi nach den Dardanellen zurück.“

Einwanderung in Neuyork im Jahre 1873.

Seit dem Mai 1873 besteht das Collegium der Einwanderungscommission in Neuyork aus sechs vom Gouverneur des Staates ernannten Mitgliedern, dem Mayor der Stadt Neuyork und den Vorsitzenden der deutschen und der irländischen Gesellschaft. Sie stattete im Februar Bericht ab über die Einwanderung im Jahre 1873; wir entnehmen demselben das Nachstehende.

Im Jahre 1873 landeten im hiesigen Hafen 270,516 Einwanderer, unter denen sich 101,900 Deutsche befanden. Die deutschen Einwanderer kamen aus folgenden Häfen:

Von Bremen	in 118	Schiffen	42,725	Deutsche
„ Hamburg	„ 70	„	31,889	„
„ Liverpool	„ 273	„	13,821	„
„ London via Havre	„ 21	„	4,610	„
„ Stettin	„ 17	„	5,659	„
„ Glasgow	„ 74	„	1,028	„
„ Antwerpen	„ 8	„	1,098	„
„ London	„ 3	„	62	„
„ Rotterdam	„ 11	„	594	„
„ Havre	„ 6	„	414	„
Zusammen	in 601	Schiffen	101,900	Deutsche

gegen 591 Schiffe mit 128,030 Deutschen im Jahre 1872.

Die deutsche Einwanderung hat demnach im vorigen Jahre um 26,130 abgenommen.

Vergleichende Tabelle der Einwanderung im Hafen von Neuyork in den letzten zehn Jahren unter besonderer Berücksichtigung des deutschen Elementes:

1873	Totaleinwanderung	270,516,	wovon	101,900	Deutsche
1872	„	292,406	„	128,030	„
1871	„	227,359	„	83,609	„
1870	„	212,626	„	71,280	„
1869	„	257,523	„	101,571	„
1868	„	211,359	„	104,515	„
1867	„	241,854	„	115,869	„
1866	„	233,717	„	108,840	„
1865	„	200,009	„	82,894	„
1864	„	185,208	„	53,929	„
	Totaleinwanderung	2,332,577,	wovon	952,437	Deutsche.

Die Einwanderung für 1873 vertheilt sich auf folgende Nationalitäten:

Deutsche	101,900
Irländer	69,745
Engländer	32,930
Schweden	10,175
Schottländer	8,320
Italiener	6,859
Norweger	6,066
Dänen	6,159
Oesterreicher und Böhmen	5,610
Schweizer	4,804
Russen	4,295
Holländer	4,512
Walliser	2,926
Franzosen	2,820
Belgier	582
Luxemburger	517
Verschiedene Nationalitäten	2,296
Total	270,516

Von dieser Zahl der Einwanderer kamen mit Dampfschiffen 261,754, mit Segelschiffen 8762; die Zahl der Zwischendeckspassagiere war 266,307, die der Cajütenpassagiere 37,655. Todesfälle auf der See kamen 335 vor, davon 230 auf Dampfern und 105 auf Segelschiffen, Geburten 158, davon 123 auf Dampfern und 35 auf Segelschiffen.

Unter den nach Utah ausgewanderten 2437 Mormonen — 777 mehr als im vorigen Jahre — befanden sich 980 Engländer, 647 Dänen, 376 Schweden, 133 Schweizer, 116 Schottländer, 78 Norweger, 64 Walliser, 14 Irländer und 12 Deutsche (6 aus Holstein, 4 aus Baden und 2 aus Sachsen).

* * *

— In der Londoner asiatischen Gesellschaft hat Professor R. C. Childers über die singhalesische Sprache geredet. Er wies nach, daß sie zu der Gruppe der aus dem Arischen stammenden Volkssprachen gehöre; sie verdiene von Seiten der Orientalisten größere Beachtung, als ihr bisher zugewandt worden sei. Linguistisch sei sie dem Pali nahe verwandt, und dadurch werde die im Mahavanso enthaltene Ueberlieferung bestätigt, daß die Inder, welche Ceylon colonisirten, aus Magadha gekommen seien. Childers weist nach, daß das Singhalesische schon in Mahinda's Zeiten fundamental so gewesen sei wie es heute ist und daß der phonetische Verfall desselben einen sehr raschen Fortgang genommen hat.

— In der Anthropologischen Gesellschaft zu London ist ein Aufsatz verlesen worden, welcher Dr. G. W. Leitner zum Verfasser hat. Der Titel lautet: „Ueber die bisher geheimnißvolle Race der Siahposch-Kafirs, vermuthlich eine macedonische Colonie im Hindukusch." Wir sind sehr begierig zu erfahren, wie Leitner diese Annahme zu begründen versuchen wird.

— Die Bibliothek des Congresses in Washington hat im Jahr 1873 einen Zuwachs von 12,407 Bänden erhalten und zählt nun 258,752 Bände. Dazu kommen noch etwa 500,000 Broschüren.

— Einen glücklichen Staat bildet die kleine Republik San Marino in Italien. Sie liegt zwischen den Provinzen Forli und Pesaro an einem Ausläufer der Apenninen und auf einem Gebiete von 62 Quadratkilometer wohnen 7080 Menschen, wovon 1584 außerhalb der Republik geboren. Die Grundbesitzer mit ihren Familien zählen 3041 Köpfe, die Colonen 2622, die Pächter 1417. Der gesetzgebende Rath zählt 60 Mitglieder; die vollziehende Gewalt wird von zwei Capitänen geübt, deren Amtsdauer sechs Monate beträgt. Die Staatsausgaben betragen 40,000 Lire, die Einnahmen 42,000. Deficit und Schulden sind unbekannte Dinge. Die Republik datirt aus dem vierten Jahrhundert und hat niemals blutige Revolutionen gehabt; Alles geht ruhig und friedlich zu bei diesen fleißigen Menschen, die nach auswärts Manches von den Erzeugnissen ihrer Arbeit verkaufen, z. B. Vieh, Seide, Wein und Früchte. Die Schulen sind in gutem Zustande; arme Leute und Soldaten giebt es nicht. Hier paßt das Wort des alten Horaz: Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet.

— Die australischen Colonien haben vermöge dreier Dampferlinien Verbindung mit Europa und Nordamerika: 1) Durch die Torresstraße nach Brisbane in Queensland; 2) zwischen San Francisco und Sydney in Neusüdwales, mit Berührung von Neuseeland; 3) von Southampton und von Brindisi über Suez nach Westaustralien, Südaustralien und Melbourne in Victoria. Man kann auf allen diesen Linien jede der Colonien erreichen, da diese auch durch regelmäßige Localfahrten mit einander in Verbindung stehen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Schlagintweit's „Hochasien" *).

In wenigen Tagen kann man von Calcutta bis nach der Gesundheitsstation Dardschiling in Britisch-Sikkim am Fuße des östlichen Himalaya gelangen und sich hier am Anblick des zweithöchsten Bergriesen dieses Gebirges, des Kautschindschinga, erfreuen. Der Name bedeutet „die fünf Kleinode des hohen Schnees" und er ist gut gewählt, insofern er sich auf die fünf Firnmeere bezieht, welche den Kamm umgeben. Jetzt denken die Engländer stark daran, ihr Eisenbahnsystem bis nach Sikkim auszudehnen, denn dort liegen für sie wichtige Interessen. Wir haben früher (Globus XXIV, S. 126) gezeigt, wie sie bestrebt sind, durch den noch unabhängigen Theil des Landes, mit dessen Maharadscha sie im verflossenen Jahre freundschaftliche Beziehungen anknüpften, einen Handelsweg nach Tibet zu eröffnen, das über kurz oder lang trotz allen Sträubens doch aus seiner Abgeschlossenheit heraustreten muß, so gut wie Japan oder die turkestanischen Chanate, da auf die Dauer ein Widerstand gegen den Einfluß der Europäer nicht durchzuführen ist. Auch wegen seiner Chinaculturen ist Sikkim von Wichtigkeit geworden; ihnen gleichfalls haben wir unsere Aufmerksamkeit zugewandt (Globus XXIV, S. 271) und gezeigt, daß für die nächsten drei Jahre ein Ertrag von 200,000 Pfd. trockener Rinde in Aussicht standen, welche 6000 Pfd. Chinin und 6000 Pfd. andere werthvolle Alkaloide liefern. Heute theilen wir nach einer indischen Originalphotographie die Abbildung eines 30 Fuß hohen Exemplars der Cinchona succirubra mit, welche sich durch ihre schönen eleganten Formen auszeichnet.

So wie hier im Osten haben auch die Briten am westlichen Abhange des Himalaya bedeutend an Boden gewonnen. Sie herrschen in Kamaon, in Garwal und besitzen von Tibet wenigstens die Provinz Spiti. Kaschmir steht unter ihrem Einflusse und wie sie denselben noch weiter nach Norden hin, über die hohen trennenden Gebirge hinaus, auszudehnen suchen, zeigen die wiederholten Expeditionen nach Ostturkestan, denen wir im „Globus" besondere Aufmerksamkeit widmeten.

Will man über das gesammte Gebiet von dem noch unabhängigen Bhutan im Osten bis Kaschmir im Westen einen Ueberblick gewinnen, so empfiehlt sich kein Werk besser, als dasjenige, welches wir etwas verspätet hier anzeigen. Der Inhalt ist ein überaus reicher, die Fülle der mitgetheilten Thatsachen ist oft geradezu erdrückend, so daß uns hier das vortrefflichste Compendium über die topographischen, politischen und ethnographischen Verhältnisse Hochasiens geboten wird. Daß die physikalischen Beziehungen in den Vordergrund gestellt wurden, ließ sich bei Schlagintweit erwarten, der besonders die meteorologischen Verhältnisse berücksichtigt. Nachstehend verzeichnete Capitelüberschriften geben einen Begriff von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit des Werkes:

*) Reisen in Indien und Hochasien von H. v. Schlagintweit-Sakünlünski. Zweiter Band, Hochasien (der Himalaya von Bhutan bis Kaschmir). Dritter Band, Hochasien (Tibet). Jena, Costenoble, 1871 und 1872. Das Werk, dem ein vierter Band (Ostturkestan ꝛc.) den Abschluß geben wird, ist mit zahlreichen Holzschnitten, Gebirgsprofilen und Karten versehen.

Gebirgssysteme, Reiche und Racen Hochasiens. Der Buddhismus, sein Ursprung und seine Ausbildung in Indien; gegenwärtige Form in Hochasien. Bhutan. Sikkim und Nepal, die Region der größten Erhebungen im Himalaya. Der nordwestliche Himalaya. Kamaon bis Kaschmir und Marri. Das östliche Tibet oder Bodjul. Gnari Khorsum, die centrale Erhebung von Tibet. Die Provinz Spiti, das englische Gebiet in Tibet. Ruptschu und Pankong, das Gebiet der Salzseen im westlichen Tibet. Das südliche Ladak und Balti. Aufenthalt in Leh.

Wir können aus diesem reichen Inhalte nur Einzelnes herausgreifen und machen zunächst auf die sehr klare und übersichtliche ethnographische Abtheilung des Werkes aufmerksam, die sich eingehend mit den Aboriginerracen beschäftigt. Mehrfach kann hier Schlagintweit den Sprachwechsel eines Volkes darthun, so daß dasselbe seiner Sprache nach einer ganz andern Race als seinen Körpermerkmalen nach angehört. Hierfür hat Oskar Peschel neuerdings sehr glücklich den der Mineralogie entnommenen Ausdruck „Pseudomorphose" in die Völkerkunde eingeführt. Die Tschepangs, ein bei Kathmandu wohnender Dschengelstamm, reden ein dem Tibetanischen verwandtes Idiom, sind trotzdem aber, wie ihr Körper



Eine Cinchona succirubra. 30 Fuß hoch. Sikkim.
(Nach einer indischen Photographie.)

und ihr ganzes Wesen zeigt, echte Aboriginer. Die Ostturkestaner, namentlich im Kün-lün, zeigen sich als reine Arier, trotzdem sie eine türkische Sprache reden, und wer wird unsere Juden für Germanen ausgeben, wenn sie noch so rein Deutsch sprechen? Indien und Hochasien bieten für die vergleichende Ethnographie ein überaus dankbares Feld; nirgends aber traf Schlagintweit, die großen Hafenstädte ausgenommen, mehr verschiedene Völkerstämme zusammen, als in Dardschiling.

Hier stoßen indische und tibetische Racen zusammen, zu denen sich als drittes Element die wilden Bewohner des Tarai gesellen. Doch ist die tibetische Race vorherrschend, neben der die Mischlinge, unter indischem Einfluß entstanden, sehr zahlreich sind. Die Taraivölker erstreckten sich einst weiter in die Vorberge Sikkims, ja selbst bis in die mittleren Gebirgsregionen, wo dann gleichfalls Mischungen mit der tibetischen Race stattfanden. Geschichtliche Beweise liegen hier allerdings nicht vor, aber die ethnographischen Erscheinungen im ganzen östlichen Himalaya sprechen dafür. Vorherrschendes Volk sind die zur tibetischen Race gehörigen Leptschas. Sie sind, nach Schlagintweit, weniger gebildet als die Hindubewohner des Landes, doch fand er in ihnen vortreffliche Eigenschaften,

eine sehr gute Grundlage, die nur der Entwickelung bedarf. In Sikkim selbst ist übrigens die Bildung etwas besser als in einem großen Theile von Tibet. Schreiben und Lesen können viele Leptschas, die auch nicht Lamas (buddhistische Priester) sind, manche kennen außer ihrer eigenen Leptschasprache, die eigene Schriftzeichen besitzt, auch die verwandte tibetische Sprache. In vielen Theilen Tibets dagegen, die dünn bevölkert sind, begegnet man selbst Lamas die nicht lesen und schreiben können. Der moralische Charakter der Leptschas ist gutmüthig und heiter zu nennen und in größeren Lagern kann man beobachten, wie sie außerordentlich verträglich sind. Schlagintweit hat sie nie schimpfen hören, da ihre Sprache, ebenso wie die tibetische, keine Schimpfwörter kennt, ganz im Gegensatz zu den indischen Sprachen, die davon strotzen. Als Sammler und Begleiter sind sie dem Reisenden von großem Nutzen, sie lernen selbst mit einfachen Instrumenten, wie dem Thermometer, Compaß, der Meßschnur, umgehen. Während die anderen Stämme Sikkims sich eines oberhalb der Lenden mit einem Gürteltuche geschlossenen Rockes nach indischer Art bedienen, tragen die Leptschas ein sackähnliches Tuch mit Ausschnitt für Kopf und Arme, das bis an die Knie reicht und an den Hüften durch einen Zeuggürtel geschlossen ist. Der Kleiderstoff ist meist weiß und blau gestreift. Schmuck tragen Männer wie Frauen aus Silber oder Bronze sehr viel; er stammt aus Tibet. Als Waffe



Das goldene Thor im alten Palaste zu Bhatgaun in Nepal. (Aus Schlagintweit's „Indien und Hochasien“.)

dient ihnen ein solides säbelartiges Messer mit sehr breitem Rücken aus vortrefflichem einheimischen Stahl, das gleichzeitig als Axt im Dschengel benutzt wird. Eigenthümlich ist ihnen ein aus Tschong oder Marnahirse (Eleusine coracana) bereitetes Getränk, das sich auch nach Osten hin, nach Bhutan, verbreitet.

Wie schwierig das Eindringen in die nicht unter britischer Oberhoheit stehenden Landschaften ist, erkennt man daraus, daß zwei Jahre lang der Reisende unterhandeln mußte, ehe er nach Nepal vordringen konnte. Am 18. Februar 1857 zog er, nachdem er auf Elephanten die Tarai passirt, in der Hauptstadt Kathmandu ein, wo er höchst werthvolle Beobachtungen machen konnte. Er besuchte hier den östlich von der Hauptstadt gelegenen alten Hindupriestersitz Bhatgaun, „das Dorf des Bhats“, ehemals eine Stadt von großer Bedeutung. Hier fand er bereits chinesische Anklänge in der Architektur der Profanbauten, die wohl von Tibet aus über den Himalaya nach dessen Südfuß herüberkamen. Als bestes Beispiel hierfür führt er das goldene Thor im alten Palaste zu Bhatgaun an.

„Es zeigt sich hier als Mittelpunkt das Eingangsthor in den Hofraum eines großen Palastes, an welchem ebenso wie in den umgebenden ornamentalen Figuren viel Metall und starke Vergoldung angebracht ist. Auch der etwas nach vorn geneigte Aufsatz auf den Thorpfeilern ist massives Metall und prahlte mit seinen beiden Pfeilern ebenso wie die drei

Glocken nebst Figuren auf der obern Kante des Thores in blendend gelbem Lichte, was im Originalaquarell das Eigenthümliche des Gegenstandes noch bedeutend lebhafter hervortreten macht. Die zehn Bilder, die in die beiden Pfeiler neben dem Thore eingelassen sind, haben die zehn Incarnationen Vischnu's zum Gegenstande. Die Figur in dem Aufsatze unmittelbar über dem Thore ist Bhagavati, „die Göttliche, Glorreiche", Vischnu's oder Narayana's Gattin. Sie ist hier mit Zierde aller Art überhangen. Längs der Kanten des Daches sind Thierfiguren aufgestellt, heraldisch gehalten, aber sehr unvollkommen ausgeführt. Rechts (vom Beschauer) ist es ein alligatorähnliches Thier, das sich auf einen Vogel stürzt, links lauert ein kleineres Thier ähnlicher Gestalt; ein Salamander soll es sein, wie mir gesagt wurde. Die Vögel sitzen auf den nach aufwärts gekrümmten Schlußstücken der Dachbedeckung. Aufwärts gekrümmte Schlußstücke sieht man in Nepal an jedem nur etwas architektonisch gehaltenen Hause.

Was das Eingangsthor von einem der beiden Hauptgebäude trennt, ist der einem Chaitiya ähnliche kleine Tempel, ganz im Hindustile. Die beiden anderen Gebäude dagegen, zum großen Theil Holzconstruction mit manchen sehr phantastischen Sculpturen, sind wieder ebenso wie das goldene Thor selbst „indo = chinesischen Stiles" zu nennen."

In das östliche Tibet vermochten die Schlagintweit's nicht einzudringen, dagegen besuchten Adolf und Robert Schlagintweit den centralen Theil (Gnari Khorsum) und Hermann von Schlagintweit durchforschte das interessante Gebiet von Spiti, welches unter britischer Oberhoheit steht. Es zerfällt in zwei Theile, Spin oder Pin, den südlichen am Flusse Laro-tschu und den eigentlichen Spiti, den nördlichen Theil am Todi-tschu. Von drei Seiten umgeben hohe Gebirgszüge die Provinz, im Süden und Westen der Kamm des Himalaya, im Norden eine secundäre Kette mit dem Parangpasse. Gegen Osten dagegen ist die Grenze gegen den chinesischen Distrikt Karak Bargyok nur durch verhältnißmäßig niedrige seitliche Ausläufer gebildet. Bei der Untersuchung der Schneegrenze in diesem Gebiete ergab sich als merkwürdige Thatsache, daß dieselbe auf der tibetischen Seite des Himalaya sehr viel höher ist als auf der Südseite, denn während hier schon bei 15,942 Fuß Firn und Eis angetroffen werden, fand sich unmittelbar an der Grenze beider Gebiete auf der Nordseite die Schneelinie um nahezu 2000 Fuß höher und stieg im Innern des Landes noch weiter hinauf. Als Ursache ergab sich aus der Untersuchung der Isothermen, sowie der Schnee- und Regenmengen in beiden Gebieten, daß nicht die indische Seite des Himalaya die Ausnahme ist, weil „zu nieder", sondern die tibetische Region, weil „zu hoch", indem nämlich bei der geringen Menge des Niederschlags daselbst der Schnee schon bei kälteren Isothermen aufhört, als den mittleren Verhältnissen in den Tropen sowohl als in den gemäßigten Zonen entspricht.

Leptscha aus Sikkim. (Nach einer indischen Photographie.)

Einen Begriff vom nördlichen Spiti giebt uns die mitgetheilte Ansicht vom Toditschu, mit der merkwürdigen Brücke zu der wir als Gegenstück die Abbildung einer Brücke aus Sikkim mittheilen. Schlagintweit bemerkt über jene Brücke Nachstehendes: „In Europa, noch mehr in Amerika geschah es häufig, daß in der Wahl der Stellen für Brückenbau der Grad der Schwierigkeiten, welche sich boten, das allein Entscheidende blieb; aber es folgte doch der Herstellung solcher Uebergangsstellen stets rasche Ansiedelung in ihrer unmittelbaren Nähe und an vielen Orten sind sie die Basis für die Entwickelung der mächtigsten Städte geworden. In Tibet ist das Alleinstehen solcher Brücken nicht selten. Die Schwierigkeit, sich Bauholz zu verschaffen, zwingt hier in der Wahl der zu überbrückenden Stellen noch vorsichtiger zu sein; anderntheils ist hier die Culturfähigkeit des Bodens durch die große Trockenheit sehr beschränkt, auch örtlich so unregelmäßig vertheilt, daß dies die Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens günstiger Culturlage mit günstiger Gestaltung des Flußbettes sehr vermindert. Wenn auch in den Linien und Flächen des Bildes recht deutlich eine weite offene Alpenflur uns entgegentritt, mancher En-

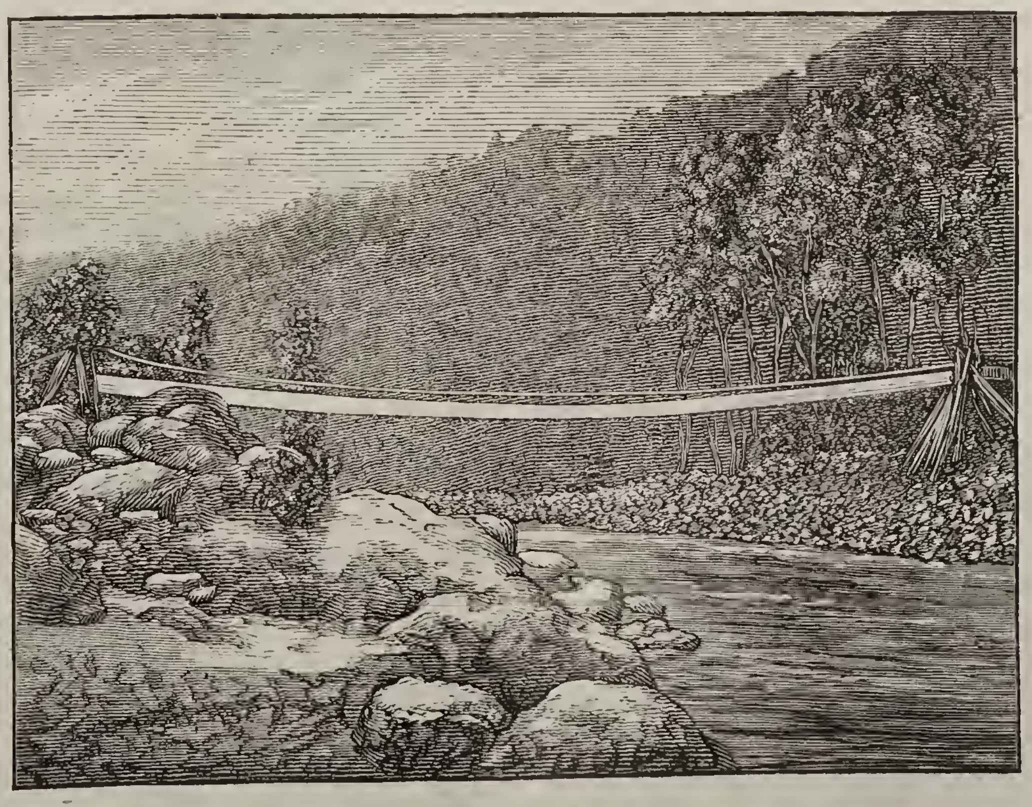
gadinlandschaft ähnlich, dabei mit Bergen, von denen die zunächst am Thale stehenden hier nirgends bis zur Schneegrenze emporreichen, so fällt doch bei näherer Betrachtung der Mangel aller Bäume auf; die vorherrschende Farbe des

Brücke über den Toditschu in Spiti, im westlichen Tibet. 12,025 Fuß über dem Meere.
(Nach Schlagintweit's „Indien und Hochasien".)

Thales und der Gehänge ist jene des abgelagerten Gerölles und der kahlen Gesteine, verhältnißmäßig nur wenig mit den Tönen von Wiesen und Culturen abwechselnd." Die einzelnen Wohnungen auf dem Bilde sind Schäferhütten.

Nördlich vom Spiti dehnen sich Ruptschu und Pangkong aus, welche Schlagintweit wegen der dort vorhandenen merkwürdigen Salzseen Tsomariri und Tsomoznalari bereiste. Wichtig ist, was er über deren Entstehung mittheilt:

„Das Vorkommen der Salzseen," sagt er, „so wie sie überall in Hochasien sich zeigen, ließ sich als ganz unabhängig von dem Vorhandensein Kochsalz führender Gesteine erkennen. Nicht nur fanden sich die bedeutendsten und die am meisten salzhaltigen der Seen im Gebiete der krystallinischen Gesteine, auch die Salze, die das Wasser enthält, sind qualitativ nirgends von den Bodensalzen des gewöhnlichen Quell- und Flußwassers verschieden. Eine wenn auch den Gebrauch zum Trinken und Kochen nicht ganz ausschließende Vermehrung findet sich bei allen jenen



Hängebrücke aus Rohr über den Großen Randschit. Sikkim.
(Nach einer indischen Photographie.)

Seen, die jetzt keinen Ausfluß mehr haben; Quellwasser, noch deutlicher Gletscherwasser, schmeckt süß dagegen. Einige Seen sind entschieden brakig; auch solche mit ungenießbarem Wasser giebt es. Als Ursache einer bisweilen so großen Anhäufung von Salz, sowie überhaupt der so bedeutenden Verschiedenheit in der relativen Salzmenge der einzelnen Seen, ergab sich die Ungleichheit nicht in den geologischen, sondern in den topographischen Verhältnissen. Eine gegenwärtig mehr oder weniger isolirte Lage, wobei größere Trockenheit der Luft die Verdunstung fördert, sowie Größe des Quellengebietes der Zuflüsse im Verhältniß zum Wasservolumen und zur Oberfläche, dies sind dabei die wichtigsten Momente."

Das Niveau dieser Seen liegt gegenwärtig tiefer als der frühere Ausfluß, wobei es charakteristisch ist, daß sich in der Umgebung derselben nirgends eine Vegetation zeigte, dicht genug um zusammenhängende grüne Flächen zu bilden, als da, wo Zuflüsse süßen Wassers aus Quellen oder Gletschermassen sich heranzogen; längs diesen lagen meist zwei schmale grüne Uferränder. Pflanzen, aber sehr vereinzelt, fanden sich auch in großer Entfernung noch in den Bodenmulden, sowie auf der besonnten Seite der Bergabhänge und Felsengerölle; die Summe der hier vorkommenden Pflanzenspecies ist ungeachtet der Höhe immer noch eine unerwartet große zu nennen. Trotz der spärlichen Vegetation ist die Fauna in der Salzseeregion nicht unbedeutend und es finden sich sowohl Säugethiere als Vögel in großer Zahl, indem daselbst keine menschliche Hand bisher einen Vernichtungskampf geführt hat.

Der Jakuter Volksstamm in Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

III.

Von einer Industrie bei den Jakuten zu sprechen würde wie Ironie klingen; ich bin fest überzeugt, daß in ihrer Sprache kein Wort für diesen Begriff existirt. Das Zubereiten der Felle der erlegten Thiere, das Anfertigen der wenigen Kleidungsstücke, welche die Familie bedarf, kann wohl nicht als Industrie bezeichnet werden.

Und doch hätte dieser Volksstamm, dessen Heimath ja durch die Lena mit dem südlichern Theile Sibiriens verbunden ist, und dem es nicht schwer geworden wäre von Katschuga nach Irkutsk zu gelangen, um dort die Erzeugnisse seines Landes abzusetzen, das Material zur Entwickelung der Industrie in reichem Maße in seinem Boden gefunden. Es unterliegt nach allen von mir und Anderen gesammelten Indicien keinem Zweifel, daß sich im Jakuterlande sehr reiche Goldlager befinden, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wie ich dieses in meinem Artikel über den Tschuder Volksstamm gesagt habe, bis jetzt noch unberührt sind, da seither auch der Russe noch nicht in dem eigentlichen Jakuterlande nach Gold schürft, sondern sich noch nicht weiter als bis ans Gebiet der Olekma gemacht hat. Außerdem befinden sich im Jakuterlande wahre Lager, Begräbnißplätze von Mammuths, in denen sich große Mengen dieser Thiere in vollkommen wohlerhaltenem Zustande befinden.

Nicht dem Jakuten kommt dieser Reichthum zu statten, sondern dem eingewanderten Russen, der jeden Winter Hunderte von Schlittenladungen Mammuthzähne über Kirensk, Ustkutta nach Jenissejsk sendet, von wo dieses vorsündfluthliche Elfenbein den Weg nach Rußland findet. Jede Schlittenladung, welche ein Pferd transportirt, beträgt drei bis vier Zähne, was ungefähr 12 bis 16 Pud ausmacht. Ein Zahn würde also gegen 120 Pfund wiegen.

Ich zweifle ob alle Zähne der im Jakuterlande, ja in ganz Sibirien begrabenen Mammuthe vollkommen gut erhalten sind, wenigstens würde ich diesem Zweifel einen Fall gegenüberstellen, der ihn begründet. Ich hatte nämlich ein Stück Mammuthzahn, dessen Länge ungefähr 12, dessen Durchmesser 3 Zoll betrug und dessen Inneres vollkommen calcinirt war. Auch die äußere Schicht war hier und da weich wie Kreide. Das bezeichnete Stück rührte unstreitig vom Zahne eines jungen Thieres her, indeß war es unmöglich festzustellen, ob der Zahn etwa dadurch verdorben war, daß er einer zu großen Hitze ausgesetzt gewesen, oder daß er noch nicht vollständig verhärtet war, als die Katastrophe eintrat, welche den Untergang des Thieres und seiner Verwandten herbeiführte.

Ein Jakut, dessen Namen ich leider nicht erfahren konnte. schien sich zu einem höhern Gedanken hinaufschwingen, die Idee der Kunst erfassen zu wollen. Wahrscheinlich sah er bei irgend einem zur Abnahme des „Jassak", des Tributes, bestimmten russischen Beamten eine Zuckerdose, und der Naturkünstler machte sich daran eine solche Zuckerdose aus Mammutzahn zu fertigen. Die Figur 1 der beigefügten Zeichnung stellt die Vorderseite dieses primitiven Kunstwerkes vor, dessen Seiten und Rückseite der Vorderseite analog waren. Den Deckel zeigt Figur 2. Die ganze Dose war à jour gearbeitet und waren der Untertheil wie der Deckel aus je einem Stücke gefertigt. Ich finde es sehr natürlich, daß der halbwilde Künstler zwei für seinen Stamm höchst wichtige Thiere zum Modell gewählt hat, das Renthier, welches ihn nährt, und Meister Petz, der ihm Schaden zufügt und mit dem er während eines großen Theils des Jahres einen gefährlichen Kampf zu bestehen hat. Idealisirt hat unser Künstler nicht. Er hat nur zu naturgetreu gearbeitet, wie gewiß auch die Vorläufer des Phidias nur die Natur getreu nachgeahmt haben, bis ihnen poetische Köpfe Götter und Göttinnen erfanden und zu ihren Meisterwerken sitzen ließen.

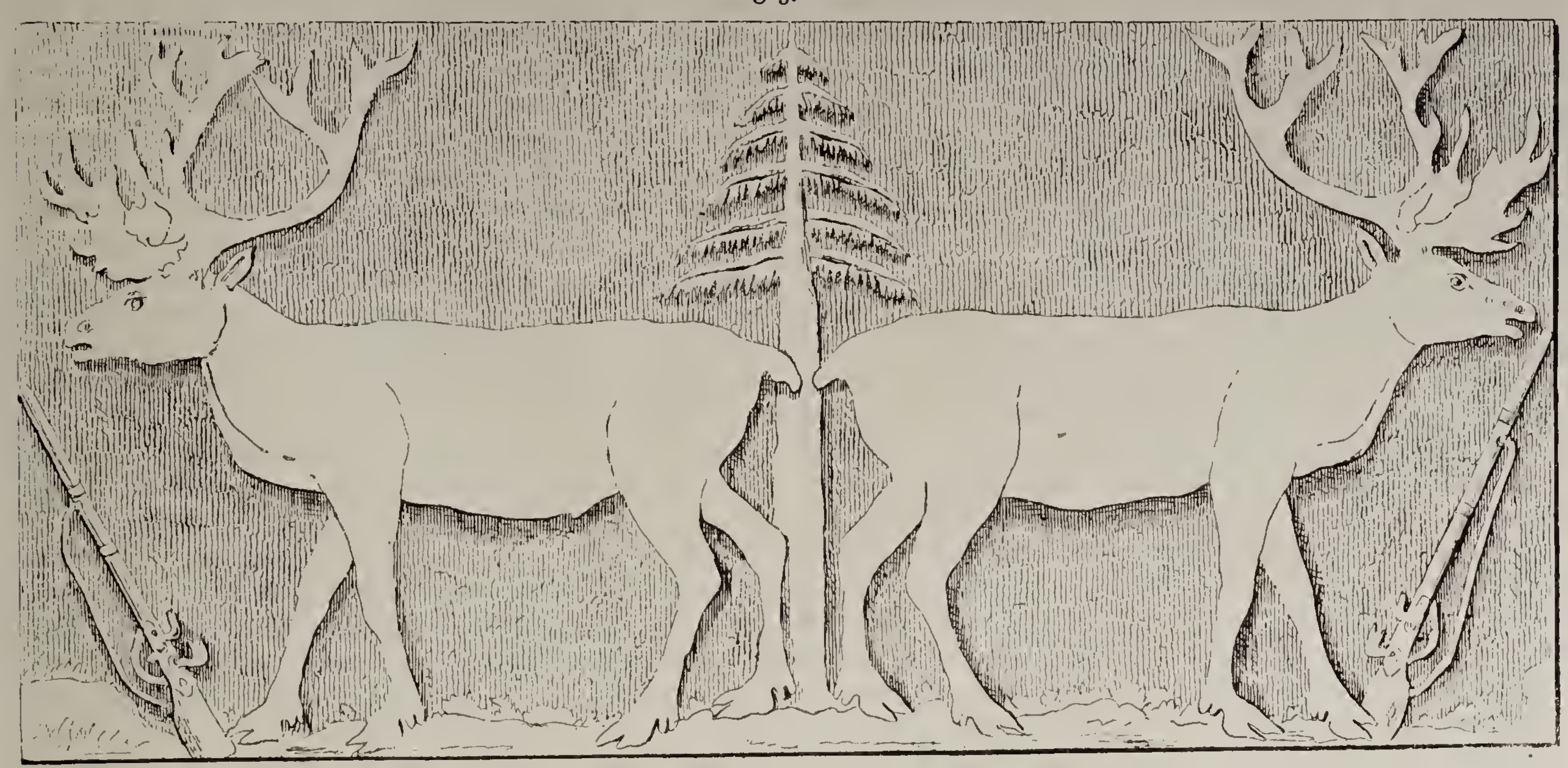
Das Meisterwerk unseres Jakuten ist mit einem einfachen Messer, vielleicht hin und wieder mit einem Flintensteine gemacht worden. Andere Instrumente dürfte er schwerlich besessen haben. Die Zeichnung kann eine makellose genannt werden und ich muß gestehen, daß das Ganze auf mich einen angenehmen Eindruck gemacht hat, da ich mir bei der Betrachtung des Gegenstandes stets die Culturstufe des Meisters vergegenwärtigte.

Diese Zuckerdose schenkte der Künstler seinem Stammesoberhaupte, seinem Fürsten, bei dessen Tochter ich sie im Jahre 1868 sah und bewunderte. Hier möchte ich noch

Einiges über ein Naturproduct des Jakuter Landes beifügen, das einige Beachtung verdient. Es ist dieses der Glimmer.

Ich darf mich hier wohl nicht über die geologischen Gebilde, welche die Lena von Katschuga, wo ich sie kennen gelernt habe, bis nach Kirensk und weiter hin gegen Norden begleiten, weitläufiger auslassen, da ich hierdurch das ethnographische Feld verlassen und auf ein anderes übertreten würde, das zu sehr ausführlichen Betrachtungen Veranlassung gäbe. Deshalb hier nur so viel, wie eben zur Aufklärung nothwendig ist.

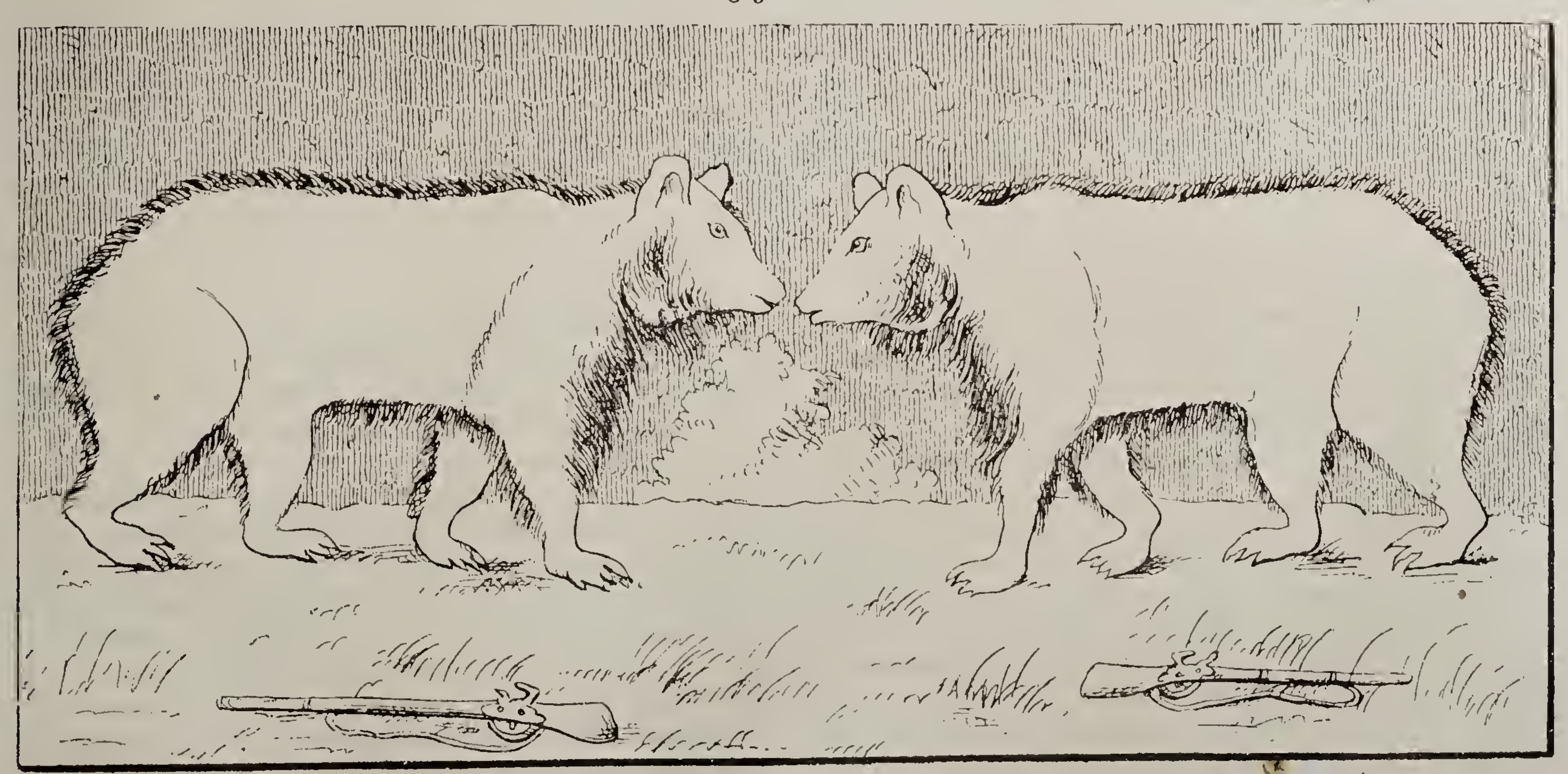
Fig. 1.



Vorderseite einer von einem Jakuten aus einem Stücke Mammuthzahn geschnittenen Zuckerdose. (Halbe Größe.)

Die Lena begleitet bis unterhalb Ustkutta ein ungemein mächtiges Lehmschieferlager, das später allmälig verschwindet und in die Urgneißformation (Naumann) übergeht. Anfangs ist das Gestein grobkörnig, theilweise verwittert und mit Urwaldungen bedeckt; hinter Jakutsk jedoch, oder, wenn wir wollen, nördlich von dieser Stadt, tritt es als

Fig. 2.



Deckel einer von einem Jakuten aus einem Mammuthzahn geschnittenen Zuckerdose. (Halbe Größe.)

nackter Fels zu Tage, welcher mächtige Adern von Glimmerschiefer enthält. Die russischen Ansiedler der Gegend machen sich dieses zu Nutze, und brechen große Tafeln Glimmer aus dem Felsen, um sie in den Handel zu bringen. Diese Tafeln werden später von Kaufleuten an die Bewohner der Lenagegend verkauft, und bilden sogar in Irkutsk einen Handelsartikel. Das Glas ist nämlich in jenen noch wenig bevölkerten Gegenden ein Luxusgegenstand, dem ent-

sprechend theuer, so daß man an der Lena nur bei den Begüterten gläserne Fensterscheiben findet. Bei den minder begüterten Bewohnern jener Gegend findet man nur Scheiben aus Glimmerschiefer, und auch hier wiederum kann man den Grad der Behäbigkeit der Hausbewohner an der Größe der Scheiben bemessen. Beim Armen sind sie aus Glimmerstückchen von der Größe eines Zweithalerstücks oder eines Papierthalers zusammengeflickt; bei dem besser situirten Hausbesitzer haben sie die Größe einer Hand oder eines halben Briefbogens kleinen Formats. Ein Stück des letztern Umfanges in der Dicke von zwei bis drei Zoll kostet schon gegen 60 Kopeken, aber es lassen sich auch schon recht viele Scheiben aus demselben machen.

Auch aus diesem Reichthum seines Landes zieht der Jakute keinen Nutzen; er hat dieses dem aus Europa hergekommenen Russen überlassen.

Die Stadt Jakutsk, die Hauptstadt des Verwaltungsbezirks gleichen Namens, zählt nur gegen 2000 russische Einwohner. Sehr wenige jakutische Familien haben sich im Städchen angesiedelt, in welchem sie jedoch nicht beständig leben. Auch sie sehnen sich in den unermeßlichen Wald hinaus, in die Wildniß, welche ihre Väter einst unbeschränkt und ungetheilt beherrschten.

Bis zum Tode des Kaisers Nikolaus I. war Jakutsk Verbannungsort für politische Verbrecher. Seit dem Regierungsantritte Alexander's II. werden politische Verbrecher nur dann nach Jakutsk gesendet, wenn sie sich in Sibirien selbst wieder eines Vergehens schuldig gemacht haben. Dagegen wird Jakutsk in der Alexander'schen Periode als Verbannungsort der „Skopzen" *), jener Secte, welche sich entmannt, um in den Himmel gelangen zu können, und der „Starowjezy", der Altgläubigen, wie sie sich selbst nennen *), und deren Anhänger die Bekenner jeder andern Religion, gleichviel ob sie eine sogenannte geoffenbarte oder auch eine nicht geoffenbarte sei, für unrein halten.

*) Von „Skop", der Hammel.

Es liegt klar zu Tage, daß das Land durch diese Art von Colonisten nie bevölkert werden kann. Die Skopzen vermehren sich doch in Rußland nur durch Anwerbung von Anhängern; die Starowjerzen aber werden unfruchtbar, nach dem Gesetze der Inzucht, denn ihrer sind in Jakutsk zu wenig, als daß sie in weit entfernte Verwandtschaftsgrade eheliche Verbindungen eingehen könnten. An eine eheliche Verbindung mit einer gewöhnlichen Jakutin dürfte aber wohl selbst der gewöhnliche Russe nicht denken, denn erstens dürfte auch er das mehr doggen- als menschenähnliche Gesicht nicht gerade reizend finden, und zweitens braucht er eine „Chazaika", eine „Wirthin", also eine Frau, welche ihm auf Russisch kochen, backen, die Hauswirthschaft versehen, im Nothfalle auch das Feld bestellen kann. Alles dieses versteht eine Jakutin nicht.

Ich las in einem russischen Missionsberichte aus den Zeiten des Kaisers Nikolaus I., der ja so gern die ganze Menschheit auf Russisch in die ewige Seligkeit befördert hätte, daß sich Tausende von Jakutern zur „heiligen Taufe" drängen. Ich forschte über diesen Gegenstand nach und erfuhr, daß alle Stammesgenossen ganz ruhig im Dome der Natur der Sonne ihren Dank spenden, wenn sie ihren Boden erwärmt, den Hausgeist aber mehr ehren und fürchten, als das was sie Gott nennen. Man drängte sich früher, wie ich dieses schon in meinem Artikel über die Tungusen gezeigt habe, um ein Stück Formthee und ein weißes Hemd zu erhalten, zur Taufe; aus dem Messingkreuzchen am rothen Bändchen hat man sich auch früher schon nichts gemacht.

*) Das Gesetz nennt sie Razkolniki, von „raskslotj", spalten.

Neue Entdeckungsreisen in Australien.

II.

Am Abend des andern Tages befand man sich noch immer in dem „schönen Gefängniß" des Glen of Palms und erst am fünften September gelang es, eine Ebene zu erreichen, welche, in gerader Linie, nur zwei Miles von der Stelle entfernt lag, wo man am zweiten September übernachtet hatte.

Bevor man das Glen verließ, wurden noch allerlei Sämereien von „blue gum, Indian gram, white maize, sorghum, prairie grass, rye grass and wattle" ausgelegt.

Die Bergkette selbst erhielt den Namen „The Krichauff" nach dem seit zwanzig Jahren in Südaustralien, und zwar jetzt in Adelaide, ansässigen F. E. Krichauff, einem geborenen Holsteiner, der noch gegenwärtig Mitglied des südaustralischen Parlaments ist, der erste Deutsche, welcher in demselben einen Sitz einnahm.

Der einzige Paß, welcher durch Krichauff Range führt, ist das Glen of Palms. Es streicht, im Allgemeinen, Nord 25° West, und hat eine Länge von vierzig Miles.

Die Ebene, auf welcher die Reisenden nunmehr angelangt waren, hatte eine Länge von ungefähr zwanzig Miles und wurde dann durch eine mehr imponirende Bergkette im Norden, welche Giles für den westlichen Theil der Mac Donnell Ranges hielt, begrenzt. Das Bett des Finke erweiterte sich, blieb aber, wie zuvor, steinig; auch schien es, als ob von Norden her noch ein zweiter Creek einmünde.

Die Reisenden hielten in 23° 40′ südl. Br. und 132° 31′ östl. L. einen Tag Rast, um wieder zur Recognoscirung einen Abstecher auf die Berge zu machen. Es stellte sich dabei heraus, daß die Kette aus drei fast parallelen Bergreihen bestand, die nahezu östlich und westlich liefen. Die nördlichste Linie, zu welcher sich die beiden anderen wie am Fuße liegende Hügel verhielten, hatte eine Höhe von 2000 Fuß über der Umgegend.

Giles bemerkt in seinem Journal: „Meine Barometermessungen ergaben, daß ich mich bei der Ueberland-Telegraphenstation Charlotte Waters 900 Fuß über der See befand. Von da, den Finke hinauf, bis zu den Mac Donnell Ranges hob sich das Land um mehr als tausend Fuß, so daß die höchsten Gipfel dieser Kette reichlich 4000 Fuß über der Meeresfläche liegen." Er glaubt, daß die unterste Höhenreihe aus Sandstein, dagegen die mittlere und oberste Bergkette aus Basalt gebildet seien.

Giles hatte auf einem der höchsten Gipfel der mittlern Reihe einen sehr günstigen Stand gewonnen, und hier breitete sich ein Bild vor ihm aus, welches er mit folgenden Worten beschreibt:

„Nach Norden zu erblickte ich den Hauptgebirgszug, meistentheils aus einzelnen Bergen bestehend, die durch niedrige Rücken verbunden waren. Zwischen der Höhe, wo ich stand, und der Hauptkette zog sich ein Thal hin, in welchem ich durch den Baumwuchs den sich windenden Lauf des Finke auf mehrere Miles erkennen konnte. Nach Osten zu gewahrte ich eine Menge hoher, unordentlich durch einander liegender Berge, unter denen sich ein steil aufschießender auszeichnete, den ich für Stuart's Paisley Bluff halte. Fast unter meinen Füßen lag die Schlucht, durch welche der Fluß lief und die den einzigen Durchgang durchs Gebirge zu bilden schien. Von einer Klippe aus erkannte ich, daß das Bett, in Folge der letzten Regen, so angeschwollen war, daß der ganze Engpaß zu einem wilden, reißenden Torrent geworden. Es war mithin eine Unmöglichkeit, die Pferde hindurchzubringen, und ein Uebergang über die Berge ließ sich eben so wenig bewerkstelligen. Nach Westen zu laufen die Ranges in unveränderter Höhe fort und es ließ sich annehmen, daß der Finke auf einer längern Strecke in diesem Passe ströme, wenn er überhaupt nicht in dieser Bergkette seinen Ursprung nimmt. Von mehreren Bergen, welche ich erklommen, floß reines, klares Wasser herab, ob es aber permanentes Quellwasser oder nur durch den Regen angesammelt war, konnte ich nicht entscheiden. Ein Berg, den ich passirte, bestand aus sogenanntem Puddingstein, das ist einem Conglomerate von allerlei Steinen, welche durch vulcanische Thätigkeit in einen Haufen verkittet sind."

Die Reisenden schlugen nun einen westlichen Cours ein nach dem Fuße der in dieser Richtung sich ausbreitenden Ranges, und trafen dort, nachdem sie eine mit Malli (Eucalyptus dumosa) und Spinifex bedeckte steinige Höhe überschritten und ein mit Mulga bewachsenes Terrain passirt, am Abend ein. Wasser fanden sie nicht, die Pferde verschmäheten das lange, dürre Gras, genossen dagegen eine Art Wicke oder Erbse mit Gier. Man entdeckte hier zwei besondere Species in der Vegetation — einen Quandongbaum (Santalum Preissianum) in vollem Tragen einer angenehm schmeckenden Frucht, und eine Akazie, deren Blätter in kleinen Bündeln herabhängen, und von der einzelne Exemplare funfzig Fuß hoch waren und einen Fuß im Durchmesser hielten.

Die Reisenden kamen nun in bessere Gegenden. Ein neuer Creek, Carmichael Creek benannt, mit nordwestlichem Laufe ward aufgefunden, dem man drei Tage lang folgte, bis er, in mehrere Rinnen getheilt, sich in einem Sumpfe verlor.

Seitdem man den Finke verlassen, war auf Wasser nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen, und Giles wollte daher die erwähnte dreifache Gebirgskette passiren, um etwa auf der nördlichen Seite derselben, wo er auch zugleich besseres Futter für seine Pferde zu finden hoffte, den Fluß wieder zu gewinnen.

Man war jetzt (12. September) 75 Miles von jener Bergschlucht, wo der Finke einlief, entfernt und campirte auf einer fruchtbaren Ebene — die Position derselben wird im Journal nicht näher angegeben —, wo man zwei Tage rastete, damit die Pferde sich erholten. Der Boden war vortrefflich und reichlich begrast. Kängeruhs, Emus, Krähen und Falken waren zahlreich, auch Wachteln und Tauben mit bronzefarbigen Flügeln kamen vor.

Aber die dreireihige Bergkette bildete noch immer die nördliche Grenze des Horizonts und kein Eingang konnte erspäht werden. Ein Spitzberg im höchsten Range, der 1600 Fuß über seine Umgebung hervorragte und nur ungefähr sieben Miles entfernt zu liegen schien, zog die Wanderer an und man richtete den Marsch dahin, um von der Höhe aus einen freien Blick nach dem Norden zu gewinnen. Als aber Giles und Carmichael die südlichste Höhenreihe erstiegen hatten, befanden sie sich plötzlich vor einem jähen Abgrunde. Der hohe Berg jenseits zeigte eine völlig perpendiculäre Wandung aus Basalt, 50 bis 60 Fuß hoch, und darauf erhob sich dann der Gipfel. Nur auf der nördlichen Seite schien ein Zugang möglich. Giles bemerkt:

„Die massive Felsmasse, aus welcher der Berg einst bestand, wurde durch irgend welche mächtige Naturereignisse in unzählige Fragmente gespalten. Die Masse ist jetzt, mit fast mathematischer Genauigkeit, durch perpendiculäre und horizontale Risse in lauter Stücke zertheilt, die wie Mauerwerk ohne Mörtel auf einander liegen. Die unteren Lagen sind groß und mächtig, die oberen dagegen nicht viel größer als Mauersteine. Er benannte diesen eigenthümlichen Berg „Mount Musgrave", und die ganze Kette, welche keinen Creek aussendet, dessen Lauf mehr als 10 bis 12 Miles mißt, mit „Liebig Mountains".

Die Gesellschaft kam aufs Neue in eine öde Gegend, wo man um Wasser zu gewinnen vier bis fünf Fuß tief graben mußte, damit das flüssige Element zusammen sickerte. Am 20. September erhob sich ein Gewitter und es trat heftiger Regen ein, aber da man sich nicht in der Nähe eines Creek befand, wurde das Wasser vom sandigen, porösen Boden schnell eingesogen. In einer Oase fand man wenigstens gutes Futter für die Pferde und so viel Wasser, als zur Stillung des Durstes hinreichte. Als aber das Gewitter vorüber war trat wieder Mangel an Wasser ein. Man mußte nach solchem in ausgehöhlten Felsriffen an der Seite des Gebirges suchen. Die Liebig Ranges nehmen eine nordnordwestliche Richtung und wieder folgte eine ganz trostlose Gegend. Nachdem die Pferde über eine weite, mit Spinifex bewachsene Strecke gegangen waren, wurden sie lahm und man sah sich gezwungen, nach dem letzten Orte, wo man Wasser gefunden, zurückzukehren. Nach kurzem Aufenthalte setzte man die Reise nach Westen fort. Man sah „Native orange, Corkwood- (Duboisia myoporoides) und Bloodwood-Bäume (zu den Eucalypten gehörig)", und der Boden war bald sandig, bald felsig.

Nachdem man 48 Stunden ohne Wasser zugebracht, beschloß Giles am 3. October, nach seinem alten Lagerplatze, wo sich ein Creek befand, zurückzukehren. Indessen unternahm er zunächst noch einen Ausflug nach Nordost und war nicht wenig erstaunt, plötzlich eine Menge Gumbäume, Eucalypten, anzutreffen, jedoch keine Spur von Wasser.

Nach diesem vergeblichen Versuche Wasser zu finden, trat man die Rückreise zum alten Lager an. Man war noch nicht weit nordöstlich vorgedrungen, als man auf einen überhängenden Felsen stieß, welcher eine große Höhle bildete. An die Wände hatten die Eingeborenen sonderbare Zeichnungen von Schlangen und Händen gemalt, ähnlich wie es die Eingeborenen in den Barrier Ranges zu thun pflegen. Es schien überhaupt, als ob diese Höhle von ihnen häufig als großer Lagerplatz benutzt werde, und dies machte den Reisenden Hoffnung, Wasser in der Nähe zu entdecken. Dicht bei dem Felsen zog sich ein kleines Thal hin und Giles war so glücklich, an der entgegengesetzten Seite desselben in einer Kluft des felsigen Hügelrandes einen Wasserteich, den er „Tarn of Auber" taufte, aufzufinden, welcher 50 Fuß lang, 4 Fuß tief und 8 Fuß weit war und das Aussehen hatte, als sei er permanent. Hier blühte der australische Feigenbaum, der mit köstlichen Früchten behangen war, und zwischen Haufen von Sand-

steinen ragten Fichten und Eucalypten empor. In diesem Thale, „Glen Edith", wurde eine ganze Woche gerastet. Am 11. October unternahmen Giles und Carmichael einen größern Ausflug nach Süden, um Wasser aufzusuchen, während Robinson das Lager zu bewachen hatte. Am Abend stießen beide, nachdem sie 26 Miles gereist, auf ein leeres Creek, dessen Ufer aber außerordentlich grasreich und grün waren. Beim Graben in das sandige Bett lief Wasser zusammen und so beschloß man denn, daselbst zu übernachten. Am nächsten Tage fiel man, den Creek weiter verfolgend, in eine gut begraste Gegend ein, welche „Vale of Tempe" benannt ward, und wo man reichlich Wasser antraf. Nach der Meinung der Reisenden dürfte dies dort stets zu finden sein, wenn auch nicht auf der Oberfläche, so doch in Folge von Graben. In südwestlicher Richtung zog sich eine Reihe mit Mulga bestandener Höhen hin, hinter denen ein hoher Berg stolz hervorragte, den man „Mount Olga" taufte und dessen Entfernung auf ungefähr 75 Miles geschätzt ward. Man nahm an, daß von da aus ein Wasserlauf ausgehen müsse, und die beiden Wanderer kehrten nach Glen Edith zurück, um sich mit Lebensmitteln zu versehen und dann den Weg nach dem Olga einzuschlagen. Dem Robinson wurde wieder die Bewachung des Lagers übertragen.

Nach einer Reise von zwei Tagen stießen die Reisenden unter 24° 40′ südl. Br. und 130° östl. L. auf einen Salzsee von immenser Ausdehnung — man nannte ihn „Lake Amadeus" —, in dessen Kruste die Pferde mit ihren Hufen einfielen, und man sah die Gefahr vor Augen, daß, falls man einen Durchgang wage, die Thiere sehr leicht im Moraste versinken könnten. Da aber der gewaltige Umkreis des Sees eine zu weite Umgehung verlangte, so ging man nach Glen Edith zurück.

Giles nahm an, daß seine Weiterreise nach Westen frei und ungehindert sein würde, wenn er den Olgaberg erreiche. Ungern gab er alle Hoffnung auf, denselben zu besteigen. Am 24. October, als er sich wieder am Rande des Amadeus befand, schrieb er:

„Ich kann nichts als Salzwasser auffinden und habe keine Apparate zum Destilliren. Ich bin 65 Miles vom nächsten Wasser und hundert Miles von meinem Lager, welches nur von einem Menschen bewacht wird, entfernt. Was bleibt mir anders übrig, als die Rückkehr anzutreten?"

Nach seiner Berechnung lag der entfernteste Punkt, welchen er nach Westen zu erreichte, in 24° 32′ südl. Br. und 129° 38′ östl. L., also nicht viele Meilen von der Grenze der Colonie Westaustralien. Der Reisende fügt hinzu:

„Es ist das zweite Mal, daß ich fast auf demselben Meridian angelangt bin, denn mein früherer westlichster Punkt, obgleich hundert Miles entfernt, war nur ein wenig „to the East of North" von dem jetzigen. Ich bin auf beiden Punkten zurückgetrieben worden, das erste Mal durch trockene Sandsteinketten in der Mitte von dichten Scrubs ohne frisches Wasser und das zweite Mal durch einen Salzsee."

Auf der Rückreise einigte man sich dahin, Robinson zu entlassen, damit die noch vorräthigen Lebensmittel ausreichten zu einem neuen Versuche, den nordöstlichen Rand des Sees Amadeus zu umgehen. Robinson ward also angewiesen, daß er, nachdem man einen Creek aufgefunden, der in den Finke einlaufe, zurückzukehren habe. Es war also jetzt die nächste Aufgabe, einen solchen Creek aufzusuchen.

Damit beschäftigt, kam man zwei Tage später in eine Gegend, welche Giles als die vorzüglichste hinstellt, die er bisher auf der Reise gesehen, und die nach seinem Dafürhalten wohl schon nach wenigen Jahren mit Vieh werde bejagt sein. Man fand verschiedene Lagerplätze (Wurleys) der Eingeborenen, welche dieselben unter Zurücklassung ihrer Habe eiligst verlassen hatten. Ueberhaupt waren sie hier sehr zahlreich und im Allgemeinen von friedlicher Disposition.

Am 6. November erklärte Carmichael, daß, falls Alexander Robinson zurückkehre, er dasselbe thun werde. Dieser Entschluß, von dem er nicht abzubringen war, machte natürlich der Forschungsreise ein schnelles Ende. Giles schreibt:

„Ich hatte noch Pferde genug, mit Lebensmitteln reichlich beladen, aber ganz allein, ohne einen Gefährten, zu reisen, ist doch eine Unmöglichkeit. Ich werde also meine Rückkehr möglichst beeilen, um die so gestörte Expedition aufs Neue auszurüsten."

Man gelangte bald zum Finke und war am 18. November wieder bei Chambers' Pillar, von wo man ausgegangen. Auf diesem Rückweg entdeckte man noch einen Creek, welchen G. W. Goyder „Palmer" benannte.

Giles beabsichtigt also, nach Chambers' Pillar zurückzukehren, von da aus den See Amadeus zu umgehen und den Olgaberg zu erreichen. Er ist sanguinisch genug, anzunehmen, daß sich dahinter reichlich Wasser vorfinde, so daß er nach dem obern Laufe des Murchison und nach der Westküste der Colonie Westaustralien gelangen könne.

Die Ranqueles-Indianer auf den argentinischen Pampas.

I.

Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß ganz Amerika keine stolzeren und hochfahrenderen Krieger kenne, als die Pampasindianer im Süden der argentinischen Republik, in Patagonien. Die Spanier sind länger als dreihundert Jahre mit diesen wilden Buschkleppern der Ebene in Berührung und die Fehden hinüber und herüber dauern fort bis auf den heutigen Tag, aber nie ist es gelungen, diese Stämme zu unterwerfen; sie sind gegenwärtig noch frei und unabhängig wie in den Tagen der Entdeckung und eine wahre Pest für die Grenzansiedelungen der Weißen. So wenig hat man sie im Zaume gehalten, daß, wie wir uns wohl erinnern, einige Banden im Jahre 1872 plündernd die Provinz Santa Fe durchzogen bis in die Nähe des Paranaflusses, überall Schrecken verbreitend.

Jetzt eben lesen wir Folgendes: „Die Erbfeinde der Republik, die Indianer, haben im Süden in Massen einen Kriegs- und Raubzug unternommen (im December und Januar). General Rivas, Commandant dieser Grenze, marschirte, den vom Präsidenten erhaltenen Weisungen zufolge, gegen die Wilden; er rechnete auf die Unterstützung, welche ihm von der Centralregierung versprochen worden war. Aber während er vorrückte und von den Indianern angegriffen

wurde, erhielt er die Nachricht, daß es der Regierung im Augenblicke geradezu unmöglich sei, ihm Verstärkung zu schicken. Es blieb ihm nichts übrig, als vor dem überlegenen Feinde zurückzuweichen. Die Indianer, welche fortwährend Zuzug erhielten, nahmen ihm alle seine Pferde ab und trieben ihn immer mehr in die Enge. Nur mit Mühe und Noth hat er seine etwa 1500 starke, bereits decimirte Mannschaft vor gänzlichem Untergange gerettet, und nur weil einige zahme Indianerstämme, als die Gefahr am größten war, ihm zu Hülfe kamen."

Die Argentiner haben ihre Kraft lieber in Rebellionen, Bürgerkriegen, Wahlkämpfen und politischen Zänkereien vergeudet, statt mit Folgerichtigkeit und Energie diesen Pampasindianern eine Schranke zu ziehen, welche diesen ein Halt geboten hätte. Die weit von einander zerstreut liegenden Militärposten, die ohnehin insgemein keine genügende Besatzung haben, reichen nicht aus und gewähren bei Ansiedelungen an der Grenze keinen Schutz. Die Indianer behalten stets Oberwasser; man ist nie sicher vor einem Ueberfalle, die Raubzüge wiederholen sich periodisch. Diese Wilden sind ursprünglich Jägervölker, Nomaden, welche sich auch Rindviehherden halten, welche sie den Weißen abgenommen. Im Fortgange der Zeit wurden sie immer gefährlicher, denn einmal eigneten sie sich das Pferd an und gehören nun zu den keckften Reitern, welche die Welt aufzuweisen hat, sodann kamen sie in Besitz der Schießwaffen, mit welchen sie vortrefflich umzugehen wissen. Während der langjährigen Bürgerkriege sind dann argentinische Häuptlinge so gewissenlos gewesen, diese Wilden als Bundesgenossen gegen ihre eigenen Mitbürger anzuwerben, die sich nun, als sie einmal losgelassen waren, wie Bluthunde in den Krieg stürzten und nicht mehr zurückzuhalten waren. Sie lernten die schwachen Punkte kennen, raubten die Grenzdörfer aus, mordeten alle männlichen Bewohner und schleppten Frauen und Kinder in eine entsetzliche Sklaverei.

Unter diesen Wilden gelten die Ranqueles, Distelindianer, für die allerwildesten *). Sie sind eben jetzt von Herrn A. Kahl in Montevideo in einer vortrefflichen ethnographischen Skizze geschildert worden, in der inhaltreichen „La-Plata-Monatsschrift", durch deren Herausgabe Herr Richard Napp in Buenos Ayres sich entschieden ein Verdienst erwirbt. Wir wünschen dem Unternehmen Gedeihen und besten Fortgang und werden wie schon früher so auch künftig bei angemessenen Gelegenheiten auf dasselbe aufmerksam machen.

Den Schilderungen des Herrn A. Kahl, dieses gründlichen Kenners der La-Plata-Region und Chiles, entlehnen wir das Folgende.

* * *

Es war während eines langwierigen Nachtrittes, als ich auf einem Ausflug im Süden der Provinz San Luis zuerst das Wort „Guadal" hörte. Der Führer rief uns plötzlich zu, vor den Guadales Achtung zu haben, und Schritt für Schritt mußten unsere Pferde den Spuren des Vorreiters folgen: ein Schritt zur Seite hätte Thier und Reiter Verderben gebracht.

Die Guadales sind aus losem Sandboden gebildete Terrainflächen — wie unser Flugsand an der Ostseeküste —, die sich meilenweit über die Pampa erstrecken. Der feste Weg führte uns oft unmittelbar an ihren Rand oder auch hindurch, und es ist kein geringes Wagniß, in finsterer Nacht diesen Weg zu nehmen, jeden Tritt des Thieres ängstlich überwachend, mit der Gewißheit, daß ein einziger Schritt in unrechter Richtung gewissen Tod — und welchen Tod! — bringen würde.

Die Guadales bilden eine Eigenthümlichkeit der Pampas südlich vom Rio Quinto; zuweilen trocken, zuweilen treten sie als Moräste auf. Letzteres besonders an der Amarga, wo sich der Rio Quinto im Sande verläuft. Die Indianer mit ihrer genauen Terrainkenntniß wissen sie trefflich auszunutzen; sie verleiten ihre Verfolger nicht selten in ein Labyrinth von Guadales, aus welchem diese keinen Ausweg mehr finden, während der Indianer auf ihm bekannten seichteren Stellen entkommt. Ganze Militärabtheilungen sind auf diese Weise vom Erdboden verschwunden, ohne daß ihnen ihre nahen und zuschauenden Cameraden die geringste Hülfe hätten leisten können. Langsam aber unaufhaltsam versinken Mensch und Thier in den losen Sand. Aber auch den Indianern werden die Guadales häufig zu einer Falle, wenn sie, im panischen Schrecken vor ihren Verfolgern, die nöthige Vorsicht vergessen, und bald bleibt ihnen dann nur die Wahl zwischen dem Hineinsetzen in den Guadal oder dem Tod durch den Säbel der Verfolger. Selten wird Pardon gewährt; der Krieg ist grausam an der Grenze, weniger aus persönlichem Haß, als in Folge habituellen Blutdurstes.

Im Ganzen sind die Guadales indessen ein Schutz für die Indianer, und besonders für die Ranqueles, die den Landstrich zwischen 35° und 37° südl. Br., von den Cordilleren bis zu 63° und 66° westl. L. von Greenwich bewohnen, und daher die nächsten Nachbaren der Argentiner sind. Außer in den Guadales finden diese Indianer ihren Schutz in den weiten Waldungen, die schon wenige Grad südlich vom Rio Quinto beginnen und sich bis zum Fuße der Anden erstrecken. Es ist ein weitverbreiteter Irrthum, die Pampas west- und südwärts von Buenos Ayres als baumlose Ebene anzunehmen; das Land von dem Cuero an, einer Weidestation der Indianer

*) Der südlichste Theil Amerikas, abwärts etwa von 30° S., wird von vier Völkergruppen bewohnt. Die Indianer im Westen der chilenischen Gebirge und in den Andes selber, die Araukaner, sind ein seßhaftes Volk. Sie zerfallen in die Gruppen der Chonos im Süden von Valdivia, die eigentlichen Araukaner im Gebiete oder Lande Arauco, und in die Pehuenchen oder Gebirgsbewohner. Die übrigen araukanischen Stämme streifen im Osten der Cordillere in den Pampas und man faßt sie gewöhnlich unter der Benennung Aukas zusammen. Sie sind getheilt in Ranqueles, welche die Ebene durchstreifen und weit nach Osten hin schwärmen, und die sogenannten Chilenos in der Quellengegend des Rio Negro. Stammverwandt sind die Feuerländer im äußersten Süden.

Einem ganz andern Stamme, jenem der Pampas-Indianer, gehören die Puelchen an, welche einst ihre Jagdgründe in der heutigen Provinz Buenos Ayres hatten; seit länger als einhundert Jahren haben sie die Strecke zwischen 39 und 41° S. inne, die Ebene zwischen dem Rio Negro und dem Colorado. Sie unterhalten Verkehr mit den gleichfalls zu den Pampas-Indianern gehörenden Patagoniern, welche im Verlauf der letzten Jahre mehrfach, z. B. von Musters, ausführlich geschildert worden sind. Von den Spaniern werden sie als Tehuelches bezeichnet, von den Aukas und Araukanern als Huilliches, d. h. Leute im Süden. Sie selbst nennen die ihnen angehörenden Stämme im Norden Tehuelches, jene im Süden Inakas. Patagonische Stämme wohnen von der Magellansstraße im Süden bis zum Rio Negro, 40° S., sie streifen aber oft viel weiter nach Norden hin. „Die kleinen umherschweifenden Stämme zerstreuen sich über die weiten Ebenen wie im Meere die Trümmer eines zerschellten Fahrzeuges." Das ist eine treffende Bemerkung d'Orbigny's.

Der verstorbene Friedrich Gerstäcker hat einen Roman geschrieben, welchem er den Titel: Die Peuhuenchen gab. Obgleich wir ihm aus den besten Quellen nachwiesen, daß der Name Pehuenches der richtige sei und was derselbe bedeute, blieb er, der richtige Dilettant, ganz obstinat bei seinem u. „Das muß ich doch am besten wissen, denn so habe ich es im Lande gehört." Dagegen ließ sich allerdings nichts einwenden, ebenso wenig gegen die Behauptung, daß der Chimborazo der höchste Berg in Amerika sei und daß es gar keinen Moschusochsen gebe, denn er habe niemals einen solchen geschossen. A.

und 30 Leguas südwärts von Fort Sarmiento belegen, ist vielmehr stark bewaldet. Algarrobas, Chañares, Caldenes, Espinillos bilden nicht selten ein kaum zu durchdringendes Dickicht und selbst auf den gebahnten Wegen wird das Vorwärtsdringen außerordentlich schwer. Diese Waldungen dehnen sich gürtelähnlich vom Osten zum Westen über die Südspitze des Continentes aus, und werden von ebenso großen Strecken baumlosen und wasserarmen Ebenen unterbrochen. Je weiter man gegen Süden und Westen vorwärts dringt, je mehr tritt der Waldcharakter hervor.

Die Zone, welche von den Ranquelinen bewohnt wird, zeigt diese Abwechselung von Wald und Pampa. Aber die Pampa ist nicht mehr die weite, flache Ebene, wie sie sich nordwärts und ostwärts erstreckt, sondern ein gebrochenes Terrain. Kleine Hügel und Thäler, Bañados (Niederungen), die in üppiger Vegetation prangen, folgen auf weite Dünenflächen, die auf alten Meeresboden hinweisen. Der Horizont ist selten frei, sondern wird gewöhnlich von dem Saum dunkler Waldungen begrenzt.

Das Land ist fruchtbar. Zahlreiche kleine Lagunen finden sich über seine Oberfläche zerstreut, in deren Umgebung das Zuchtvieh reiche Nahrung findet. Auch die Wälder geben eine so massenhafte Algarrobaernte, daß sie allein schon eine bedeutende Anzahl Menschen und Thiere zu ernähren im Stande sind.

Für eine dichte Bevölkerung würde sich jedoch dieses Land nicht eignen. Die Bevölkerung, wie sie jetzt ist, circa 10,000 Menschen auf 2000 Quadratleguas zerstreut, kann sich mit Leichtigkeit an den Ufern der kleinen Lagunen ansiedeln; sie finden genügendes Trinkwasser für sich und ihr Vieh, aber es würde viel zu gering für eine große Anzahl von Menschen oder gar zur Bewässerung zum Zwecke des Ackerbaues sein. Ja, in dürren Jahren, wenn viele der kleinen Lagunen austrocknen, leiden selbst die Indianer mit ihren wenigen Zuchtherden viel durch Wassermangel, und mehr als eine Militärexpedition der Argentiner gegen die Bewohner des Landes hat ein klägliches Ende gefunden, weil die Lagunen auf ihrem Wege ausgetrocknet waren.

Solches ist der Charakter des Landes, das der Indianerstamm bewohnt, über welchen ich berichten will. Die Kenntniß, welche wir über denselben besitzen, verdanken wir zumeist der letzten Commission, welche Präsident Sarmiento im Jahre 1870, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, zu den Ranqueles sandte, und deren Beschreibung von dem Leiter der Expedition, Oberst Lucio von Mansilla, herrührt.

Die Abkunft der Ranqueles, wie die aller Pampasindianer, ist dunkel. Einige Stämme der letzteren sind ganz ausgerottet, wie die Minuanes in Entre-Rios und die Charuas, Jaros und Bohanes in Uruguay. Andere haben sich untereinander vermischt, während wieder andere ihre alten Wohnplätze verlassen haben. Das Land der Ranqueles wurde zur Zeit der Entdeckung des La-Plata-Stromes von den Querandis eingenommen, die von den Spaniern nach hartem Kampfe gegen Süden verdrängt wurden; Azara glaubt, die jetzigen Puelches stammten von ihnen ab.

Die Ranqueles kamen von den Anden, und ihre Abstammung von den Aukas, die ihrerseits eine Abzweigung der Araukaner sind, kann als ziemlich erwiesen angenommen werden. Die Uebereinstimmung in den Sitten, die Analogie der Sprache, Aehnlichkeit der Gestalt weisen darauf hin, daß die gesammten Pampasindianer vom Süden des Rio Quinto, mit Ausnahme der Tehuelchen, von der großen araukanischen Familie abstammen, während die Hauptstämme des Nordens ihre Abstammung von der zahlreichen Nation der Guaranis herleiten.

Die Stammnamen der Puelches, Pehuenches und Picunches sind den Gegenden entnommen, wo sie jetzt leben.

Ché ist die Bezeichnung der Araukaner für Mensch oder Bewohner; und puel heißt Nord, cuerró Süd, picú Ost, muluto West. So bedeutet also puelche: der Bewohner des Nordens, picunche: Bewohner des Ostens, pehuenches: Bewohner der Nadelholzwaldungen, die sich auf der westlichen Seite der Anden in jener Breite erstrecken. Diese Bezeichnungen sind demnach von den Araukanern, die an der westlichen Küste des Continents wohnen, ausgegangen.

Die Ranqueles ähneln mehr den Araukanern, wie die Puelches, Picunches &c., deren physische und geistige Organisation, von der Localität beeinflußt modificirt wurde. Der Kopf des Ranquelen ist rund und groß; die Backenknochen sind hervorstehend, das Gesicht ist flach, die Stirn niedrig, unten breit und oben schmal, die Nase kurz und etwas gedrückt, die Augen sind geschlitzt, der Hinterkopf ist auffallend hoch; die Haare sind lang und stark, der schwache, borstenähnliche Bart dagegen ist nicht allgemein, und man schreibt überhaupt sein Vorhandensein der Mischung mit Abkömmlingen spanischer Race zu. Gehör und Gesicht sind ganz außerordentlich entwickelt. Die Hautfarbe ist nicht gleichmäßig, die Schattirungen schwanken von der hellsten bis zur dunklen Kupferfarbe. Ihre Statur ist die der Europäer, aber sie sind breitschultriger und mit größerer physischer Stärke begabt. Sie vermischen sich mit Leichtigkeit mit der weißen Race; die Abkömmlinge solcher Verbindungen sind gemeinlich dem Indianer überlegen und werden nicht selten zu Häuptlingen erkoren. Die Indianer ziehen die weißen Frauen, welche sie auf ihren Raubzügen in civilisirten Gegenden fangen, ihren eigenen vor.

Ein Besuch beim Chedive in Kairo.

Wir finden in einem englischen Blatte Folgendes: „Der Vicekönig ist wohl der reichste Mann in der Welt. Seine Jahreseinnahme beträgt im Jahre etwa 20,000,000 Pf. St.; die 75 Miles lange Eisenbahn von Kairo nach Suez, und jene von Alexandria nach Kairo, 130 Miles, sind sein Eigenthum. Er hat nicht weniger als siebenundzwanzig Prachtpaläste und viele, sehr viele Frauen. Ist der Mann glücklich?"

Hier theilen wir die Schilderung mit, welche Heinrich von Maltzan *) von seinem Besuche beim Vicekönig gegeben. Wenn, so schreibt dieser aufmerksame Beobachter, die persönlichen und Hofausgaben eines Fürsten den Maßstab für seine Wichtigkeit geben, so ist der Chedive der wichtigste

*) Reisen in Südarabien. Erster Band. Braunschweig 1873. (Friedrich Vieweg und Sohn.) Wir werden noch einige weitere Auszüge aus diesem lehrreichen Buche geben, namentlich Charakterschilderungen verschiedener Völker und Stämme, mit welchen der Reisende in nähere Berührung kam.

der Welt. Seine Ausgaben übersteigen die des ehemaligen französischen Kaiserhofs, die doch in Europa für exorbitant galten. Freilich hat Aegypten in den letzten zehn Jahren seinen ohnehin großen Reichthum noch der Art vermehrt, daß selbst jene Ausgaben möglich wären, ohne das Land zu verschulden, wenn Ordnung existirte. Von einer solchen ist aber nicht die Rede und so häuft man Schulden auf Schulden. Nur die Daira, der Privatbesitz des Chedive, der sehr bedeutend ist, soll wenig verschuldet sein und täglich anwachsen. Böse Zungen wollen behaupten, der Fürst verschulde absichtlich das Land und vermehre die Daira, da er trotz jenes Vertrages mit dem Sultan, welcher die Nachfolge seinem Sohne sichert, nicht an diese glaube.

Jedenfalls ist der Chedive, von dem ja zur Zeit der Canaleröffnung so viel die Rede war, geeignet, die Neugierde des Reisenden zu erregen, sei es auch nur, um die übertriebenen Lobhudeleien der Canalbesucher durch eigne Anschauung aufs richtige Maß zurückzuführen. Denn ein solcher Ausbund aller Vortrefflichkeiten, wie ihn seine Gäste schildern, ist er denn doch nicht. Er ist aber auch nicht das Gegentheil davon. Der Chedive ist nicht besser und nicht schlechter, als ein anderer orientalischer Fürst. Daß er mehr für Europäer, unter denen viele Abenteurer, thut, als für sein Volk, und daß dieses Volk ärger wie je ausgesogen wird, ist Thatsache, aber er macht es nur wie alle modernen orientalischen Fürsten. Natürlich weiß er selbst nicht viel vom Elend seines Volkes. Wer sollte es ihm sagen? Während ich in Kairo war, wurde eine Maßregel ins Werk gesetzt, wodurch viele hundert Beamtenfamilien theils durch Entlassung, theils durch Herabsetzung der Gehalte in schwere Bedrängniß kamen. Ein Bekannter von mir berechnete die Summe, welche dadurch erspart wurde, und ein paar Tage später wurde bekannt, eine Pariserin habe eben ein Geschenk von ungefähr derselben Werthsumme erhalten. Auf der einen Seite herzzerreißendes Elend, auf der andern sinnlose Verschwendung. Das ist Volk und Fürst im Orient.

Sonderbar ist das Verhältniß zum Oberlehnsherrn, dem Sultan. Alle paar Monate ein Conflict, den der Chedive durch Bestechung der Minister beilegen muß. Aber kaum ist er beigelegt, so taucht ein neuer auf. Es ist freilich kaum anders möglich. Denn stets kommen Handlungen der ägyptischen Regierung vor, die auf Unabhängigkeitsbestrebung gedeutet werden können. Die Zeitungen haben uns über die meisten dieser Handlungen berichtet. Aber noch nie hat eine von dem gesprochen, was vielleicht im Stambul am meisten böses Blut macht. Ich erfuhr es ganz zufällig und eben auch nur durch meinen Umgang mit den Einheimischen. Der Chedive hat nämlich das Kanzelgebet für den Sultan abgeändert. In der ganzen sunnitischen Welt, selbst da, wo der Sultan nur geistliche Autorität hat, betet man: „Gott erhalte unsern Sultan Abdulaziz.“ So lautete auch in Kairo noch vor wenigen Jahren das Gebet. Jetzt hat man den Namen gestrichen und betet nur: „Gott erhalte unsern Sultan.“ Dieser Befehl wurde den Geistlichen durch die Polizei gegeben, so wenig Umstände macht man mit ihnen. Der Wegfall des Namens wird natürlich so gedeutet, daß man das Volk vorbereiten will, für „Sultan Ismail“ zu beten. Hinc illae irae! Dieser Umstand wurmt immer noch in Stambul und läßt sich durch keine Bestechung vertuschen. Umsonst betheuert der Chedive seine Unschuld. Man antwortet ihm: Warum wird das Kanzelgebet nicht wieder hergestellt? Geistliche und Volk sehen diese Aenderung sehr ungern. Ich hörte sie sogar als gottlos bezeichnen. Alle Sunniten hängen eben an der geistlichen Autorität des Sultans, wenn sie auch seine weltliche oft keineswegs lieben.

Den Chedive in der Nähe zu sehen ist nicht schwer. Er ist sich zu sehr bewußt, daß er persönlich einen guten Eindruck macht, um Audienzen zu vermeiden. Auch ich kam zu einer solchen. Der Hof befand sich im Nilschloß bei Bulaq, einem großen und nach dem, was ich sah, geschmacklosen Palast. Man fuhr bis dicht vor die innere Thür. Dort empfing mich der freundliche kleine Sekki-Pascha, der Kammerherr, Ceremonienmeister, das Hoffactotum des Chedive. Er führte mich in ein Vorzimmer, um nun die Freuden des Antichambrirens zu genießen. Sie waren glücklicher Weise nicht von langer Dauer, gaben mir aber doch Zeit zu allerlei Beobachtungen. Dieser Hof besitzt Alles, sogar einen Verbreiter von Zeitungsnachrichten, einen Beamten der „Agence Havas“. Dieser, natürlich ein Franzose, verkündete eben im Vorzimmer, wo er sich mit sehr viel Selbstbewußtsein bewegte, einige kühne Unwahrheiten über den gerade schwebenden Krieg. Aber die ägyptischen Minister, die um ihn herumsaßen, hatten offenbar den frühern tiefen Respect vor Frankreich verloren und einige ironische Bemerkungen verriethen, daß der Glaube fehle. Man sah, es war auch hier eine Herrschaft im Schwinden. Frankreich hatte in Aegypten lange den Ton angegeben. In Beziehung auf Moden, Sprachen, Künste wird es ihn wohl auch behalten, aber mit dem politischen Prästigium ist es vorbei.

Als ich eingelassen wurde, fand ich den Chedive ganz allein in einem Saal, der à l'Empire mit einer Menge steifer Sessel und gerader Sophas möblirt war. Der Chedive hat mehr den tscherkessischen als den türkischen Typus, was durch die Abstammung seiner Mutter erklärt wird; nur seine übergroße Wohlbeleibtheit verräth den Türken. Sonst ist sein Gesicht fast regelmäßig, nicht häßlich, nicht ausdruckslos, seine Hautfarbe licht. Ein hellbrauner, etwas röthlicher, kurzgeschnittener Vollbart umgiebt das Gesicht. So lange er steht, macht er einen guten Eindruck, dieser wird vermindert, wenn er sich setzt, indem seine Corpulenz ihn dann zwingt, die Beine etwas krumm zu halten.

Er spricht geläufig französisch. Sein Lieblingsgespräch mit Unbekannten ist über die Bodencultur. Er kennt sehr genau die Beschaffenheit, die Producte, den Ertrag seiner Ländereien. Auch mit technischen Verbesserungen hat er sich beschäftigt. Manchmal hält er eine wahre Vorlesung über die Agricultur Aegyptens, und viele Europäer, die sich nie mit diesem Gegenstand befaßten, haben schon von ihm gelernt. Ein Consul sagte mir, daß er seine Hauptkenntniß des Landes dem Chedive verdanke. Er ist übrigens kein Schwätzer, und vermeidet Weitläufigkeiten. Er hat sogar eine eigene Formel erfunden, um ein Gespräch, das ihn fortreißen könnte, abzukürzen. Dann unterbricht er sich plötzlich im vollen Redefluß mit der Formel: „Ceci et cela et cetera!“ (dies und das und das Uebrige). Darin ist in der That der Inbegriff aller Dinge enthalten. Manchem Redner wäre diese Formel anzuempfehlen.

Unser Gespräch drehete sich unter Anderm auch um die „Verschönerungen“ Kairos. Hier beging ich aus Unwissenheit einen großen Verstoß. Ich bedauerte nämlich ganz naiv, daß die schönen großen Bäume des Esbekiyeplatzes „abgestorben“ seien und daß hier nur noch elendes Buschwerk wachse, das gar keinen Schatten werfe. Ich wußte nicht, daß diese noch sehr lebenskräftigen Bäume auf Befehl des Chedive ausgerissen und durch niedliche Bosquets ersetzt worden waren, um ein kleines „square à l'instar de Paris“ herzustellen. Das „square“ schien ihm offenbar eine große Errungenschaft. Hatte er doch den Gärtner, der dieses square ohne Schatten in einem schattenbedürftigen Lande mit Aufopferung schöner Bäume geschaffen, von keiner geringern Hand bekommen, als von der des Herrn Haußmann in Person, der damals noch in Paris absolut herrschte. Wie sollte

etwas nicht für Aegypten passen, was sich in Paris so schön ausnahm? Merkwürdig dabei ist, daß diese Bäume von den Franzosen der ersten Republik gepflanzt worden waren, um nun, da sie emporgewachsen und den Stolz Kairos bildeten, durch einen Franzosen des zweiten Kaiserreichs niedergerissen zu werden.

Die Familie des Chedive besteht aus vier Söhnen und sehr vielen Töchtern, wovon eine verheirathet ist. Der Schwiegersohn setzt ganz Kairo durch seinen übertriebenen Aufwand in Erstaunen. Komisch ist es, welche Ehren schon fürstlichen Wickelkindern bezeigt werden. So fährt die kleine Enkelin des Chedive alle Tage in einer Staatscarosse allein mit einer europäischen Bonne spazieren, die steif wie Holz im Wagen sitzt und die kleine Prinzessin wie auf dem Präsentirteller vor sich hinhält. Einen seltsamen Contrast zu ihren orientalischen Herren bilden auch die englischen Kutscher und Jockeys des Hofes und der Großen, deren Livree europäisch hofmäßig ist. Es sind meist sehr gemeine rohe Bursche, die ihr Quartier in Bulaq stets durch betrunkene Excesse in Unruhe versetzen. Und diese Kerle fahren jetzt die Damen des Harem spazieren, denen sich früher kein Europäer auf Sehweite nähern durfte! Daneben reitet ein junger Eunuche, gewöhnlich der schönste, den man finden kann.

Der älteste Sohn des Chedive, Taufik Pascha, soll nicht ohne Fähigkeiten sein. Man rühmt ihm nach, er habe die lächerliche Civilisationskomödie, wie sie jetzt in Aegypten in Scene gesetzt wird, durch recht treffende Ironie gegeißelt. So soll er einmal seinem Vater gesagt haben: „Man scheint hier zu glauben, die Civilisation besteht in Glacéehandschuhen und Pariser Moden, statt in Volksbildung." Er ist ein schöner junger Mann mit feingeschnittenen Zügen, sieht aber etwas blaß und angegriffen aus. Diese Prinzen werden eben, kaum den Kinderschuhen entwachsen, schon mit Guar-bid (weißen Sklavinnen) allzureich bedacht; man scheint erotische Uebertreibung förmlich zur Bildung eines orientalischen Jünglings für nöthig zu halten.

Der zweite Sohn, braun von Haut und unregelmäßig von Zügen, aber im Aeußern sehr geschniegelt, ist seiner geistigen Natur nach passiv, sehr zu materiellen Genüssen neigend. Der dritte Sohn soll der beste von allen sein. Vielleicht ist dies auch ein Vorurtheil, das der Hof deshalb theilt, weil seine Mutter eine Prinzessin war, während die anderen Söhne von Sklavinnen sind. Er war zur Zeit in England. Der vierte Sohn ist noch ein Knabe, ein kleiner Fleischklumpen, den man manchmal von Eunuchen umgeben spazieren fahren sieht.

Sonst sind von männlichen Gliedern der Fürstenfamilie nur noch zwei in Aegypten, nämlich der Sohn Said Pascha's, der ziemlich schlecht behandelt wird, und ein Mulatte, Sohn des Gründers der Dynastie und einer Negerin. Dieser gilt kaum für ebenbürtig und ist ganz auf die Seite geschoben, obwohl er strenggenommen dieselben Rechte hat, wie alle Prinzen. Mustapha, der Bruder, und Halim, der Vetter des Chedive, die ihm als künftige Nebenbuhler seiner Söhne besonders verhaßt sind (denn nach dem alten Gesetz gebührt einem von ihnen der Thron), zogen sich wohlweislich nach Constantinopel zurück, und der Chedive kaufte ihnen ihre Güter ab, damit sie ja nichts mehr hier zu thun hätten.

Zahlreich sind die weiblichen Mitglieder der Familie. Unter diesen ist auch die Mutter des Chedive, die noch sehr lebenslustig sein soll. Man erzählt sich allerlei Intriguen von ihr. Die Wittwe Said Pascha's soll von großer Schönheit sein. Man sagt, der Chedive habe ihr oft die Ehe angeboten, aber umsonst. Diese Dame ist sehr reich. Sie wirft manchmal Geld unter das Volk und zwar werthvolleres, als der Chedive selbst, der dies auch zweimal jährlich thut.

Aus allen Erdtheilen.

Wie werden die Städte im westlichen Nordamerika gegründet?

Diese Frage hat Herr Karl Hillebrand in der „Neuyorker Staatszeitung" beantwortet. Er schildert, wie in kurzer Zeit in Gegenden, wo heute Büffel und Antilopen grasen, Wohnhäuser, Werkstätten, Gasthöfe wie durch Zauber entstehen und eine geschäftige Menschenmenge reges Leben in die Einöden bringt.

Die Civilisation, sagt er, ist an die Eisenbahn gebunden, und möge augenblicklich noch so viel gegen die reichen und mächtigen Eisenbahncorporationen gesagt werden, so lange nicht die Regierung die Eisenbahnen selbst bauen kann und will, muß man von zwei Uebeln das kleinere wählen, und zwischen keiner Eisenbahn oder einer von einer reichen Compagnie erbaueten ist das letztere Uebel gewiß das kleinere.

Also irgend eine reiche Corporation beabsichtigt, durch die Prairie, der Front entlang, eine Bahn zu bauen. Nachdem die Vorarbeiten geschehen, werden sofort Arbeiter, meistens irische, engagirt und hinaus in die Wildniß gebracht, um gleich mit den Erdarbeiten zu beginnen. Unter diesen armen Arbeitern ist gewöhnlich einer, der ungefähr hundert Dollars Geld hat und das Arbeiten sehr sauer findet. Er entschließt sich daher, sich durch Handel und Speculation zu ernähren. Seine Arbeiter sind alle irischer Abkunft und lieben als solche den Whiskey über Alles, was Wunder also, daß er auf den Gedanken verfällt, einen „Whiskyshop" anzulegen. Aber wie! mitten in der Wildniß, in der Prairie, in der kein Stein und kein Holz, nichts, gar nichts ist. Doch die Noth lehrt beten und eines Tages gräbt sich mein Irishman eine viereckige Höhle in die Erde, bedeckt diese mit Baumstämmen, die er sich auf der Bahn hat kommen lassen, wirft die Erde darauf und nachdem er sich noch eine Thür hergerichtet hat, ist der „Saloon" vollendet. Unterdessen ist auch der Whisky, sind die Gläser und sonstiges Zubehör, das er sich bestellt hat, angekommen, und eines Abends verkündet er seinen Landsleuten, daß von jetzt an das beliebte Nationalgetränk bei ihm zu haben ist. Gewöhnlich nennt er seinen Saloon nach irgend einem seiner Lieblingshelden, ist dieser nun Rinaldo Rinaldini, St. Patrick oder die Königin Victoria selbst, und ahnt wenig, daß er nicht nur der Gründer, sondern auch der Täufer einer großen, vielleicht einer Weltstadt geworden ist.

Die Geschäfte, die der Irländer macht, sind ausgezeichnet, jeden Abend fließt das edle Getränk in Strömen und Greenbacks auf Greenbacks wandern in seine Tasche. Ein Engländer sieht es und denkt: was Der that, kann ich auch, gräbt sich ebenfalls eine Höhle und etablirt einen Spiel- und Trinksaloon. Auch er macht gute Geschäfte, und ein Yankee, der zufällig des Weges kommt und sich das bunte und wilde Treiben ansieht, bleibt gedankenvoll stehen und weiß bald, daß sich hier etwas machen läßt. Die Erdarbeiten der Bahn sind unterdessen so weit vollendet, daß Schienen gelegt und Constructionstrains mit dem nöthigen Baumaterial hin und her laufen können. Der Yankee benutzt dies, läßt sich ein hölzernes Haus

von Chicago kommen, schlägt es neben dem Whiskyshop auf und der Bibelworte gedenkend: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", etablirt er ein sogenanntes „Privat Lady Boardinghouse" und macht natürlich glänzende Geschäfte.

Um diese drei primitiven Häuser, welche die drei größten Laster repräsentiren, baut sich nun, wie in der guten alten Zeit das Dörfchen um die Kirche, das Städtchen an.

Es ist ein wildes, wildes Leben, das vorerst in einem solchen Städtchen herrscht; alle Raufbolde der Staaten, alle problematischen Existenzen treiben hier ihr Wesen. Eines natürlichen Todes stirbt Niemand, selbst Säuglinge an der Mutter Brust werden wohl von verirrten Kugeln getroffen.

Doch lange dauern diese anarchischen Zustände nicht, ein besseres Element kommt aus den Staaten und vertreibt die wilde Horde, die als die Avantgarde, als die Enfants perdus der Civilisation vorauseilen und ihr Bahn brechen.

Als erstes Zeichen einer bessern Zeit, als das Morgenroth der Civilisation naht jetzt — — „das Lagerbier!" Ein behäbiger Deutscher kauft den Whiskyshop des Irländers und aus der unterirdischen Höhle erhebt sich ein kleines, nettes Häuschen, in dem die müden Arbeiter einen gesunden Trunk finden. Der Engländer verkauft ebenfalls aus und der Yankee, dem es heiß wird, bricht sein Haus ab und zieht mit seinen Grazien weiter in die Wildniß hinaus. Farmer lassen sich jetzt in der Umgegend nieder, der reiche, fruchtbare Boden wird aufgebrochen und die Producte desselben in dem Städtchen zu Markt oder zur Versendung gebracht. Deutsche und Amerikaner haben schöne Läden eröffnet, elegante Hotels prangen bei dem Bahnhof und ehe ein Jahr vergangen, stehen wir erstaunt in einem Städtchen, in dessen Läden alle möglichen Luxusgegenstände ausgebreitet liegen und das in seinem schnellen Aufblühen mit den Städten des Ostens concurrirt.

Originell sehen die Städtchen freilich noch immer aus, ein buntes Gemisch aller möglichen Nationen und Racen treibt sich in den Straßen herum. Da steht ein Trapper in seinem phantastischen Costüme und handelt mit einem nur halb bekleideten Indianer um Felle, ein Chinese, an einer Straßenecke Cigarren feil haltend, sucht sich mit einem Mexikaner zu verständigen, und ein Neger, von fern die auffallende Gruppe beobachtend, überlegt, wer von den Beiden der Häßlichste sei.

Zum moslimschen Quellencultus an der Panega in Bulgarien.

Zuverlässige ethnographische Unterlagen sind geradezu unentbehrlich, sobald man an die Beurtheilung irgend welcher Verhältnisse im illyrischen Dreieck geht. Glauben und Nationalität decken sich dort nicht immer und ohne genaue Untersuchungen im Einzelnen gelangt man deshalb oft zu ganz unbegründeten Schlüssen. An diesem Mangel krankt auch eine Folgerung des leider zu früh verewigten Consul Lejean, welche jüngst der „Globus" in Nr. 2 auf Seite 22 in gutem Glauben wiedergab.

Im Centrum „Donau-Bulgariens", in den Vorbergen des Balkan, welchen das Panegaflüßchen entströmt, fand Lejean im Hochsommer einige Moslims, welche an deren spärlich fließenden Quellen ein „Kurban" schlachteten, um durch dieses pietätvolle Opfer Allah zu reichlicherer Wasserspende für ihre trocken gelegten Mühlen zu vermögen. Der Erzählung dieses Reiseerlebnisses fügte Lejean eine Betrachtung an, welche, den einzelnen Fall verallgemeinernd, dahin ausläuft, wie auch die Lehre Mohammed's im Laufe der Zeiten ihre Bekenner nicht vor Wahn- und Aberglauben frei zu erhalten vermochte 2c. 2c.

Was nun die Moslims an der Panega betrifft, so bedarf dies einer Berichtigung. Gestatten Sie mir die gewiß nicht uninteressante Mittheilung, daß die Mohammedaner entlang dem Panegaflüßchen sogenannte „Pomaci", d. i. Bulgaren, sind, deren Voreltern, dem Druck der Verhältnisse weichend das Christenthum mit dem Islam vertauschten, im Grunde sich aber wenig, höchstens durch Aeußerlichkeiten in der Tracht, von ihren christlichen Stammesgenossen unterscheiden. Diese bulgarischen Moslims haben nicht nur ihre angestammte slavische Sprache, sondern auch großentheils Sitten und Bräuche ihrer christlichen Ahnen treu bewahrt. Ihr Harem enthält nie mehr als eine Frau, der Julianische Heiligenkalender ist ihnen geläufiger als jener des Propheten, und in heikligen Fällen nehmen sie, ganz so wie die bosnischen Moslims serbischer Abstammung, ihre Zuflucht zur christlichen Baba (Ortsfee) oder zum Heilschatze der orthodoxen Kirche.

So erklärt sich der von Lejean erwähnte moslimsche „Kurban" einfach als ein Nachklang jener altslavisch-heidnischen Uebung, welche die Quellengötter durch Opferung von Münzen, Thieren u. s. w. sich günstig zu stimmen suchte. Mein verewigter Freund Lejean war der slavischen Sprache leider gänzlich unmächtig, er durchzog auch die betreffenden Gebiete etwas flüchtig; sonst hätte sich sein Staunen durch diese einfache ethnographische Erklärung gelöst. Des üblichen „Seecultus" bei den Südslaven habe ich übrigens bereits in meinem „Serbien" (S. 152, 154, 272, 536, 537, 538, 543) mehrfach gedacht. Auch fand ich ihn durch ganz Bulgarien und namentlich in den tief eingeschnittenen Balkanschluchten stark verbreitet, wie er ja bekanntlich auch im Norden bei den Schotten und anderen Völkern noch im Schwange ist. (S. Lubbock, die vorgeschichtliche Zeit, S. 212.)

Die „Pomaci" (bulgarisch „Helfer der Türken") sitzen dicht beisammen in nahe 40 Orten, zwischen den westlichen, rein bulgarischen und den östlichen rein türkischen Dörfern eingeschoben und zwar zwischen Vid und Osma, wo Lejean's ethnographische Karte (s. „Petermann's Geogr. Mittheilungen" 1861) jene nicht existirende große „romanische Sprachinsel" zeigt, welche ich, gestützt auf meine ethnographischen Aufnahmen en detail, beseitigte. Die zehn Ortschaften der moslimschen Bulgaren an der Panega haben ihre autochthonen slavischen Namen erstaunlich rein bewahrt. Sie heißen von den Quellen Süd gegen Nord: Dobrevei, Oreše, Bloznica, Deben, Petreven, Todoricen, Goruji-Lukovit, Radomirce, Rupce und Cervenibreg.

F. Kanitz *).

Die Stammverwandtschaft der Brahuis in Beludschistan.

In Nr. 14, S. 221 f. theilten wir Dr. Bellew's Schilderung der Brahuis mit; hier wollen wir noch einige Bemerkungen zur Ergänzung beifügen.

Was die Stammverwandtschaft dieses merkwürdigen, aber noch wenig bekannten Volkes anlangt, als dessen heutige Grenzen F. Spiegel (Eranische Alterthumskunde I, S. 336) im Norden die Stadt Schala, im Westen Kohak, im Südwesten Kedsch, im Süden den niedrigen und heißen Theil Dschhalawans, im Osten Harrand angiebt, so haben die Untersuchungen Chr. Lassen's über seine Sprache es wahrscheinlich gemacht, daß sie, obwohl reichlich mit indischen und arabischen Wörtern durchsetzt, doch weder mit der arischen noch der semitischen Gruppe zusammenhängt, sondern zu den Dravidasprachen Südindiens gehört. Wenn Dr. Bellew einmal in der Gesichtsbildung und dem krausen Haar einzelner Individuen afrikanischen Typus zu erkennen glaubt, ein ander Mal Combinationen der sonst so ganz verschiedenen Juden- und Negerphysiognomie erblickt und an die Aethiopier in den ägyptischen Wandmalereien erinnert wird, so

*) Herr F. Kanitz in Wien ist einer der gründlichsten Kenner der Balkaninsel und sein Werk über Serbien, welches wir vor einigen Jahren im „Globus" eingehend besprachen, ist unbedingt das vollständigste und beste, welches wir über dieses interessante südslavische Land besitzen. Seit langer Zeit durchwandert Herr Kanitz alljährlich weite Strecken des illyrischen Dreiecks und allemal bringt er zu Nutz und Frommen der Länder- und Völkerkunde reiche Schätze heim. Das Balkangebirge hat er nicht weniger als siebzehn Mal überstiegen und auf mehrmaligen Reisen, die sehr beschwerlich waren, Bulgarien erforscht. Wir erfahren, daß sein Werk „Donau-Bulgarien und der Balkan" im Laufe dieses Jahres in Leipzig erscheinen soll; mit Beigabe geographischer und ethnographischer Karten, durch welche viele bisherige Irrthümer berichtigt werden.

läßt sich nicht ausmachen, ob er sich darin täuschte oder ob solche Vorkommnisse etwa mit dem anscheinend häufigen Importe von Negersklaven, deren Bellew mehreren begegnete, zusammenhängen.

Für uns sind die sprachlichen Gründe entscheidend. Offenbar wohnten einst dravidische Völkerschaften im Industhale weit gegen Norden, wurden dann aber durch die aus ihren nördlichen innerasiatischen Sitzen vordringenden Arier theils nach Süden zurückgedrängt, theils von ihren Stammverwandten abgeschnitten, wie es den Vorfahren der Brahui erging. Ihr Land ist, wie ganz Beludschistan und Afghanistan, nach Lassen's Ansicht ein Uebergangsgebiet, welches weder ganz zu Indien noch ganz zu Iran zu rechnen ist, wo in alten Zeiten eine vorwiegend indische (geographisch gesprochen) Bevölkerung unter vorwiegend iranischer Herrschaft gestanden hat, ein Verhältniß, wie es noch heute — mutatis mutandis — dort besteht.

Alaska als Strafcolonie.

Wir in Deutschland haben bisher noch keine Schritte gethan, um die schweren Verbrecher über See zu deportiren und ihnen Gelegenheit zu geben, unter einem andern Himmelsstriche sich nützlich zu machen und zu bessern, wenn sie sich bessern wollen, und wo sie jedenfalls unserer Gesellschaft fernerhin keinen Schaden bringen. Bei uns beliebt man, Mörder und Räuber, wenn es hoch kommt, auf zeitlebens einzusperren oder sie nach fünf, zehn, fünfzehn Jahren wieder loszulassen. Daß diese Bösewichter, geächtet und gebrandmarkt wie sie sind, dann nicht mehr wissen was sie mit sich anfangen sollen, das liegt auf der Hand. Auch wir werden mit der Zeit die Nothwendigkeit und die Zweckmäßigkeit der sogenannten Deportation begreifen, über welche schon vor Jahren Freiherr von Holtzendorff gute Winke gegeben hat.

Nun lesen wir, daß in der Legislatur von Californien der Vorschlag gemacht worden ist, das ehemals russische Nordwestamerika, welches nun das Territorium Alaska bildet, als Strafcolonie zu verwenden, und ein Deutscher, Herr Karl Nordhoff, hat in einer angloamerikanischen Monatsschrift die Frage eingehend erörtert. Er nimmt, wir glauben mit vollem Recht, an, daß Transportiren der Verbrecher das beste Ersatzmittel für Einkerkerung sei; ohnehin habe man im Gefängnißwesen in den Vereinigten Staaten gar kein System. Wie die Dinge lägen, gewähre man der Gesellschaft keinen Schutz noch übe man Gerechtigkeit gegen die Verbrecher, während man die Kosten der Gefängnißverwaltung ungemein gesteigert habe. In den 41 Staatsgefängnissen sind etwa 16,000 Sträflinge eingesperrt, von denen die meisten nach ihrer Entlassung wieder Verbrecher werden, denn die Erfahrung zeigt, daß dauernde Besserung zu den ungewöhnlichen Dingen gehört. In den letztverflossenen 23 Jahren haben sich die Unterhaltungskosten der Gefängnisse im Staate Neuyork um 300 Procent vermehrt, während der Ertrag der Arbeit, welche die Sträflinge liefern, nur um 50 Procent stieg. „Die Contractoren haben enorme Summen für sich realisirt, während das Volk fast sechs Millionen Dollars durch Besteuerung zur Deckung des Deficits der Gefängnißverwaltung hat aufbringen müssen."

Wenn man nun die schweren Verbrecher nach Alaska transportirt, so erspart man nicht bloß Geld, sondern entledigt sich auch der Gesetzübertreter, welche in dem neuen Lande unter ganz neuen Lebensbedingungen und Verhältnissen auch ein neues Leben beginnen können. Ein Theil der Halbinsel Aliaschka und manche aleutische Inseln seien zur Deportation völlig geeignet und zur Ueberwachung der Sträflinge brauche man kaum eine zahlreichere bewaffnete Mannschaft als dort schon von Seiten der Bundesregierung unterhalten werde. Armeeoffiziere könnten die Befehlshaberstellen als obere Aufsichtsbeamte übernehmen und Fluchtversuche wären leicht zu vereiteln. Auf keinen Fall würde der deportirte Verbrecher fernern Schaden anrichten, er habe hingegen Gelegenheit, sich durch Arbeit ehrlich und redlich durch das Leben zu bringen.

* * *

— Rußland leidet großen Mangel an Aerzten. Ein Petersburger Blatt, der „Golos", bringt folgende Angaben: Durchschnittlich kommt auf 17,800 Einwohner 1 Arzt, während in Italien das Verhältniß 1 auf 2280 ist. Manche Gegenden sind recht schlimm daran, z. B. der Kreis Tscherdynsk, wo nur 1 auf 60,000 Einwohner entfällt. In Rußland kommt 1 Chirurgus auf 12,400, in England schon auf 3180; — in Rußland ein Spital auf 175,000 Einwohner, in Preußen auf 22,000; — ein Geburtshaus auf 6,000,000, ein Findelhaus auf 1,350,000, eine Irrenanstalt auf 390,000, eine Taubstummenanstalt auf — 11,000,000 Einwohner! — Was das Militär anbelangt, so kommt auf je 5000 Soldaten ein Spital, in Preußen eins schon auf 1250 Mann.

— Ein Schiff der neuen Dampferlinie zwischen Japan und Californien, der „Vasco de Gama", hat die Fahrt zwischen Jokohama und San Francisco in 18 Tagen 23 Stunden und 45 Minuten gemacht, — die schnellste, welche man kennt. Die Strecke von Hongkong bis Jokohama wurde in 6 Tagen und 23 Stunden zurückgelegt, so daß also die Zeitdauer der Reise aus dem südchinesischen Hafen via Japan nach San Francisco im Ganzen nur 26 Tage betrug. — Ein Segelschiff, „Three Brothers", das am 24. October 1873 von San Francisco mit einer Ladung Weizen nach Liverpool abging, hat die Fahrt in der kurzen Zeit von 108 Tagen zurückgelegt.

— Die Einfuhr australischen Goldes nach England hat sich im Jahre 1873 gestellt auf die colossale Summe von etwa 63,000,000 Thalern, nämlich auf 9,471,601 Pf. St. gegen 6,014,621 Pf. St. im Jahre 1872 und 6,919,480 Pf. St. in 1871. Gegen den Schluß des Jahres 1873 waren die Einfuhren noch im Anwachsen, denn sie stellten sich für den Monat December auf 1,341,672 Pf. St. (1872 in jenem Monate nur 618,996 und 1871 nur 433,647 Pf. St.). — Der declarirte Werth der 1873 ausgeführten Dampfmaschinen betrug 2,952,879 Pf. St. gegen 2,594,996 Pf. St. im Jahre 1872.

— In den beiden ersten Wochen des Februars 1872 sind im Patentamte zu Washington nicht weniger als 1232 Gesuche um Patente eingereicht worden.

— Die Mormonen im Territorium Utah gehen nach wie vor ihren eigenen Weg; die Bundesregierung in Washington hat sie bisher gewähren lassen. Der Gouverneur sagte am 5. Februar in einer Botschaft an die gesetzgebende Versammlung des Gebietes: „Im Jahre 1862, also vor nun zwölf Jahren, gab der Bundescongreß ein Gesetz, durch welches die Polygamie für ein Verbrechen erklärt wurde; aber trotzdem herrscht dieselbe jetzt wie früher. Im Jahre 1870 gab hier (in Salt Lake City) die Legislatur allen Frauen, Wittwen oder Töchtern von Bürgern das Stimmrecht, ohne jedoch, wie das Gesetz verlangt, das Alter von 21 Jahren zu fordern. Und so sehen wir denn dieses erste und höchste aller Bürgerrechte hier von Unmündigen ausgeübt."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXV. №. 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. 1874.

Wilhelm Lejean's Streifzüge in Südosteuropa.

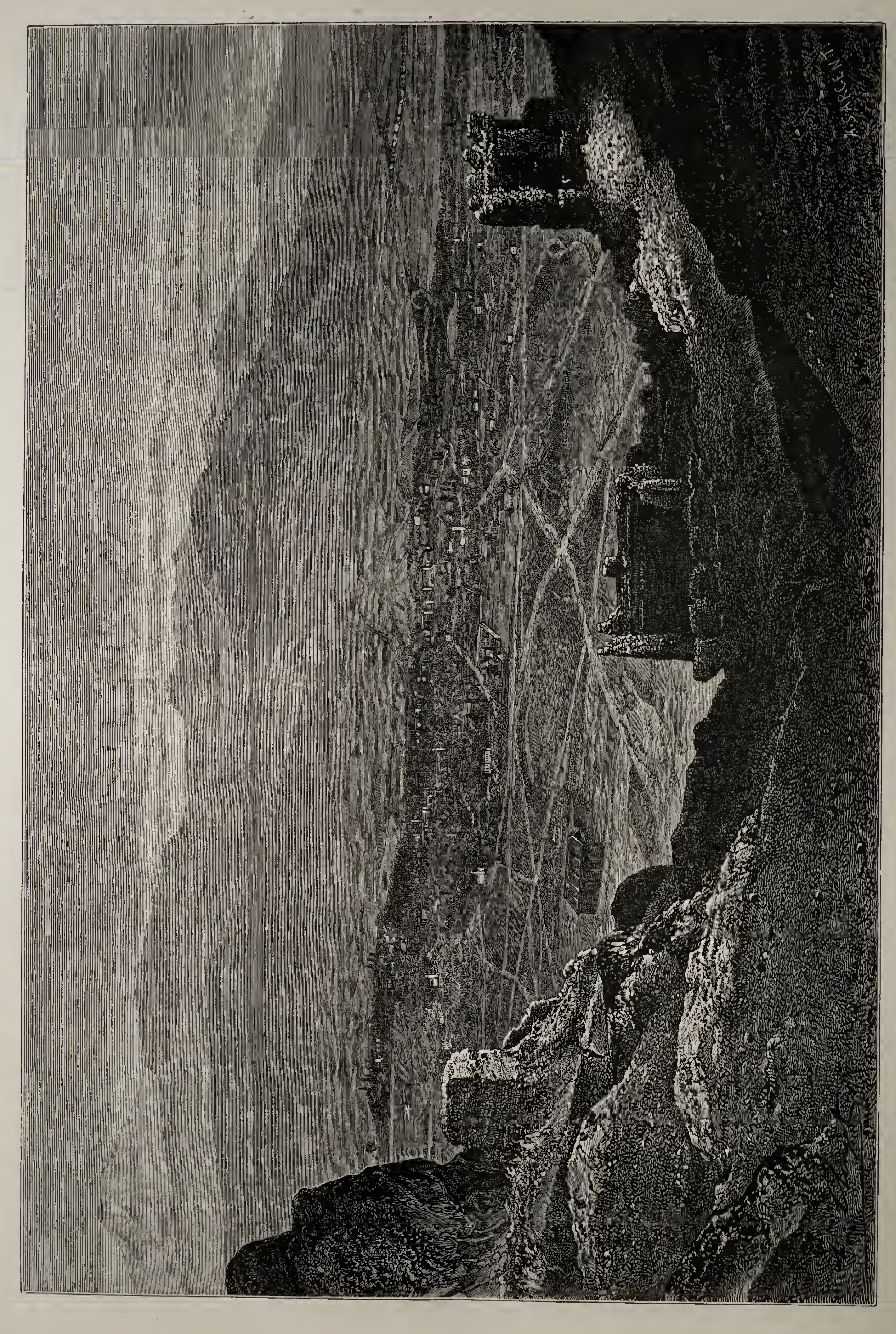
I.

Maritza und Isker. — Tatar Pasardschick. — In Philippopolis. — Bulgarische Raufbolde in Samakowo. — Prilip. — Monastir; bunte Bevölkerung; katholische und griechisch-orthodoxe Geistliche in Zwiespalt. — Prisrendi. — Zur Kennzeichnung der Albanesen.

Vor einigen Monaten haben wir diesen tüchtigen, leider zu früh gestorbenen Reisenden auf seinen Wanderungen in Bulgarien begleitet; wir wollen ihm heute auf seinen Streifzügen folgen, die er in anderen Theilen des illyrischen Dreiecks unternommen hat.

Von Sophia wanderte er nach Philippopel und kam unterwegs durch das Alte Thor (stara worota), welches man für eine Trajanspforte ausgeben will, das aber im Mittelalter als Paß des heiligen Basilius bezeichnet wurde. Bei Vetrina beginnt dann die große Ebene, welche sich vom Balkan bis zum Rhodopegebirge erstreckt und vom Hebrus der Alten durchströmt wird. Die Slaven bezeichnen diesen Fluß als Maritza, die Türken als Meridsche su. Lejean hatte beim Eintritt in diese Ebene den Gebirgsstock des Rilo zur Linken; auf ihm haben der Hebrus und der Isker (Iskra) ihre Quellen; dieser letztere fließt in nordöstlicher Richtung durch Bulgarien zur Donau, während die Maritza in das Aegeische Meer fällt. Die Sage weiß Folgendes zu berichten. Isker war Bruder der Maritza. Einst wandelten beide oben auf dem Rilo umher; als das Mädchen seinen Blick über die herrliche Landschaft streifen ließ, zeigte es mit dem Finger nach Osten hin und sprach: „Nach jener Richtung hin soll ja das große Meer liegen; das will und muß ich doch sehen. Ich werde mich aufmachen und so lange der Sonne entgegen gehen bis ich es finde." Darüber war Isker sehr betrübt; er bot Alles auf seine Schwester auf andere Gedanken zu bringen, aber vergeblich. Endlich rief er: „Du willst also das Weiße Meer (— das Aegeische —) aufsuchen und mich allein lassen. Nun will auch ich nicht länger hier bleiben, aber ich werde eher als Du zum Meere gelangen, denn ich wandere nach Mitternacht hin bis zur raschfließenden Donau." Daher kommt es, daß die beiden Flüsse in ihrem Laufe eine entgegengesetzte Richtung nehmen.

Tatar Pasardschick liegt auf den Trümmern einer römischen Stadt; im sechszehnten Jahrhundert hatte es einen schlechten Namen in der Christenheit. Die Türken waren im höchsten Grade übermüthig bis sie im Jahre 1572 die große Seeschlacht bei Lepanto verloren. Bis dahin ließen die Sultane oftmals Raubzüge in die christlichen Grenzländer unternehmen, und auf einem derselben sollen gegen zweimalhunderttausend Gefangene eingebracht sein. Tatar Pasardschick, so genannt weil Sultan Bajasid dort eine beträchtliche Menge von Tataren angesiedelt hatte, war der große Sklavenbazar, von welchem aus die lebendige Waare bis weithin in den Orient wandern mußte. Die Sultane konnten lange Zeit diese Raubzüge, unter welchen die weite Donau-



Ansicht von Philippopolis.

region entsetzlich litt, ungestraft fortsetzen, weil die westeuropäischen Staaten keine Einsprache thaten; namentlich sah Frankreich diese Razzias gern, weil dadurch der deutsche Kaiser in häufige Verlegenheiten gebracht wurde.

Zu einem Ritte von dieser Stadt nach Philippopolis gebraucht man etwa sechs Stunden. Bei den Römern hieß sie auch Trimontium, weil in ihrer Umgebung drei steile Hügel sich erheben. Der im Norden der Maritza gelegene Theil wird als Pera, d. h. jenseits, bezeichnet; das türkische Karschiaka ist eine Uebersetzung dieses Wortes. Ueber den Fluß führt eine hölzerne Brücke; auf der Anhöhe des Stadttheiles, der Hissar, Citadelle, heißt, findet man Unterbauten aus der thracischen, macedonischen und byzantinischen Zeit. Ihren Namen hat die Stadt nach Alexander des Großen Vater, der Sträflinge dorthin schaffen ließ und dieser Verbrechercolonie die zutreffende aber nicht schmeichelhafte Benennung Poneropolis gab, was nicht mehr oder weniger als Schurken- oder Halunkenstadt bezeichnet. Als späterhin rechtschaffene Bürger dort wohnten, erhielt sie ihren ehrlichen Namen, aus welchem die Türken Felibe gemacht haben; bei den Bulgaren heißt sie Plowdiw.

Lejean verweilte nur acht Tage in Philippopolis, das er schon vor zehn Jahren näher kennen gelernt hatte, und wanderte nach Sophia zurück. Er berührte die von Tatar Pasardschick nicht weit entfernte, aber schon am obern Isker, im Angesicht des Rilogebirges liegende Stadt Samakowo, welche durch ihre Eisenwerke und Schmieden weit und breit berühmt ist. Dort blieb er vier Tage, um sich die Einwohner näher zu betrachten, Erbauliches weiß er indeß nicht zu berichten. Seine Aufmerksamkeit wurde auch von einem Verein junger Tschorbadschis (d. h. bulgarischer Notabeln) in Anspruch genommen, frecher, ungebildeter Burschen, welche viel Unfug und Skandal trieben und vor denen die ganze Stadt, selbst die muselmännische Bevölkerung sich fürchtete; nur allein ein bulgarischer Barbier kümmerte sich nicht um sie und trat als unabhängiger Mann auf. Er war früher in Serbien gewesen und hatte dort die richtige Lebensart kennen gelernt. Darüber ärgerten sich die Raufbolde und sie faßten den Plan, dem unverschämten Barbier es recht tüchtig einzutränken. Also stellten sie es derart an, daß er betrunken gemacht wurde; dann entkleideten sie ihn, banden ihn nackt an einen Baum, und mißhandelten ihn auf empörende Weise. Sie ließen ihn angebunden und entfernten sich, um ein Trinkgelag zu halten; späterhin wollten sie wiederkommen. Ein Knabe, der aus einiger Entfernung Alles mit angesehen hatte, band den Unglücklichen los. Dieser wandte sich unverweilt an den Kaimakan und verlangte einen Arzt, der die erhaltenen Wunden constatiren sollte. Nun war leider in Samakowo nur ein europäischer Arzt, ein Polack, der mit den Tschorbadschis auf dem besten Fuße stand; er weigerte sich zu kommen, wenn der Kaimakan ihn nicht amtlich dazu aufforderе. Das geschah, der „Doctor" kam, besichtigte die Wunden, weigerte sich aber, einen schriftlichen Fundbericht auszustellen. Der Barbier ließ sich dann nach Sophia fahren, um vom Pascha persönlich Gerechtigkeit zu verlangen. Lejean ließ in Samakowo den Polen zu sich kommen. Dieser erklärte rund heraus, daß gegen die Tschorbadschis Niemand aufkommen könne; sie wären im Stande mit ihm eben so umzuspringen wie mit dem Barbier geschehen sei; so mächtig wären die Tschorbadschis, daß sie auch den Sohn des Scheich ul Islam selbst, der doch der angesehenste Mann im Reiche gleich nach dem Sultan ist, derartig behandeln würden, falls er nach Samakowo käme; auch der Kaimakan fürchte sich vor ihnen; wenn sie Lust hätten, könnten sie ihn wohl absetzen, denn sie hätten ja Geld! —

Der Reisende bemerkt: „Da sieht man, was für Ergebnisse die Emancipation der Christen in Bulgarien bringen würde, falls man nicht scharf aufpaßt. An die Stelle der Autokratie der Türken, von denen manche Ehrgefühl haben, gemäßigtes Benehmen und jene Gutmüthigkeit welche in ihrer Race liegt, würde der Despotismus einer bulgarischen Plutokratie treten, plumper, roher, hab- und raubsüchtiger Brozzen, welche gegen ihre ärmeren Religionsgenossen hochfahrend und unbarmherzig sind und hündisch-servil gegen die hohen türkischen Beamten. Was nun den erwähnten polnischen Doctor anbelangt, so darf man sich über ihn nicht wundern. In der Türkei findet man eine Unzahl von Hekimbaschi, Aerzten, und darunter auch tüchtige, rechtschaffene. Aber die meisten dieser „Doctoren" haben schwerlich einen andern medicinischen Cursus durchgemacht, als daß sie bei einem fahrenden Arzneiverkäufer Stiefel geputzt. Dabei haben sie einige Redensarten aufgeschnappt, die sie gleichviel ob passend oder unpassend anwenden; sie verkaufen Arzneimittel, Pfeifen, Abortiv- und Reizmittel, sind auch Kuppler und dem Pascha in allen Dingen zu Willen, wenn derselbe ihnen facultatem saignandi, purgandi et — empoisonandi ertheilt hat."

Von Samakowo schlug Lejean die Richtung nach Westen und Südwesten ein. In der Umgegend der Stadt wohnen rumelische Landleute, ein hübscher Menschenschlag. Das Thal des alten Strymon, heute Struma, stromauf verfolgend zog er nach Köstendil oder Kiustendil. An der Mündung des Stromes haben die alten Griechen Amphipolis gebaut, der obere Lauf war ihnen wenig bekannt. Sie glaubten, der Strymon fließe dort durch sieben Seen, es ist aber kein einziger nasser See vorhanden, bis er in die Ebene bei Seres eintritt. Richtig bleibt indeß, daß er durch eine Reihenfolge alter, längst trocken liegender Seebecken seinen Lauf nimmt. Köstendil ist die Justiniana prima der byzantinischen Zeit. Von hier ging der Reisende über Woku nach Ueskülb, wo er sich im Thale des Wardar befand, und dann in südlicher Richtung nach Prilip, das von mohammedanischen Albanesen bewohnt wird. Lejean kannte in Philippopolis einen Mann aus Prilip, dessen Lebenslauf er in folgender Weise schildert. „Sein Vater, ein sehr frommer Mann, hätte gern einen Korangelehrten aus dem Sohne gemacht, dieser aber bestand darauf, in das unregelmäßige Fußvolk zu treten, also Baschi bosuk zu werden, und in rother Jacke und weißer Fustanella zu prunken. Der Alte sprach: Nun, Du willst Soldat werden; Allah verhüte daß ich Dich daran hindere. Dann ging er und ließ den Sohn bei einem Regimente regulärer Infanterie einschreiben. Das verdroß diesen sehr, aber er hielt doch volle zwei Jahr aus. Dann lief er eines Tages mit Sack und Pack aus seiner Garnison fort und kam nach Prilip, wo er gegen Abend sich in das Haus seines Vaters einschlich. Dieser sprach eben sein Gebet; der Sohn rief: Ich schicke Dich ins Paradies! und gab Feuer. Der Schuß ging fehl, der Missethäter floh, und trieb sich dann als Abenteurer umher. Er wurde endlich Kawaß (Polizeigensdarm) beim französischen Consul, der volles Vertrauen in ihn setzte. Er hielt indeß nicht aus, streifte wieder im Land umher und war an der Ermordung eines amerikanischen Missionärs betheiligt."

Von Prilip hat man nur eine halbe Tagereise bis Monastir, das von den Griechen Bitolia genannt wird. In einigen unserer geographischen Handbücher wird die Stadt als „eine der schlechtesten und schmutzigsten Städte der Türkei" bezeichnet; Lejean dagegen schildert sie als eine „große und reiche Stadt, die sich immer mehr modernisirt". Denkmäler aus früheren Zeiten fand er dort nicht, wohl aber eine Anzahl von Casernen und gute, wohl unterhaltene Landstraßen,



Rumelier aus der Umgegend von Samakowo.



Rumelierinnen aus der Umgegend von Samakowo.

von denen eine nach dem Seehafen Salonichi führt. Für den Handel hat Monastir eine sehr vortheilhafte Lage zwischen Macedonien und Nordalbanien. Der Bazar zählt gegen zweitausend Verkaufsbuden und die Großhändler unterhalten directe Verbindungen mit Wien, Triest, Konstantinopel und Salonichi.

Für den Ethnographen ist Monastir ein interessanter Platz; er findet dort eine wahre Musterkarte aus allen Völkern und Stämmen der ganzen Balkanhalbinsel. Unter den ansässigen Bewohnern sind die Bulgaren am zahlreichsten; dazu kommen mohammedanische Albanesen in beträchtlicher Menge, sodann auch viele walachische Zinzaren; Griechen fehlen natürlich in einer so bedeutenden Handelsstadt auch nicht; auf dem Bazar sieht man, von Osmanen und Levantinern abgesehen, auch Deutsche, Italiener und allerlei Südslaven.

Der Reisende fand bei Landsleuten eine gastliche Aufnahme. Bekanntlich geht schon seit längerer Zeit das Bestreben der römischen Curie dahin, die Bulgaren für die päpstliche Kirche zu gewinnen; sie hat in dem eigentlichen Bulgarien zu diesem Zweck eine Anzahl von Klöstern für Franziskanermönche gegründet, welche das Bekehrungswerk eifrig betrieben und dann auch, was ja nicht ausbleiben konnte, Anlaß zu mancherlei Verwirrung gegeben haben. Die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit wollte sich keine Schafe aus ihrer eigenen Herde entführen lassen; im russischen Interesse wurde gleichfalls den „Lateinern", welche von Frankreich aus Geldunterstützung erhielten, entgegengewirkt, und nicht selten sind



Ansicht von Monastir.

die türkischen Beamten, wenn das kirchliche Gezänk zu blutigen Raufereien führte, höchst unsanft gegen römisch-päpstliche und griechisch-orthodoxe „ungläubige Hunde" zumal eingeschritten. In anderen Gegenden verwendet die päpstliche Hierarchie Lazaristenmönche, die zumeist wohl unterrichtete Leute sind und Schulen halten, in welchen sie Kindern griechisch-orthodoxer Eltern unentgeltlichen Unterricht ertheilen und auf solche Weise Propaganda machen. Lejean wundert sich, daß die bulgarische Geistlichkeit dieses Seelenabfangen nicht wohlgefällig mit ansehe, sondern ihrerseits dagegen wirke und den Lazaristen die Kinder wieder fortnehme. „Die Fanatiker sind doch aller Orten dieselben," schreibt er. Ganz richtig, aber wo wäre denn der Clerus, welcher sich ohne Widerstand Angehörige seiner Secte entfremden ließe?

Der Reisende schlug dann eine Richtung nach Nordnordwest ein, zunächst nach Kritschowo, einer recht netten kleinen Stadt, die von Walachen bewohnt wird; von dort zog er im Thale des Tetowoflusses hin bis Kalkandel, das zu einer Hälfte von Bulgaren, zur andern Hälfte von Albanesen bewohnt wird. Diese Ortschaft liegt in einer Thalfalte des Schargebirges, also des Skardus der Alten. Dort hat sich irgend ein Pascha ein europäisch-modernes Lustschloß gebaut, das er Bal Tepe, d. h. Honigberg, nennt. Von Kalkandel aus mußte bei häufigem Regen der Skardus überstiegen werden; dann folgte dichter Nebel, der sich erst verzog, als ein türkisches Wachthaus (Karatasch, d. h. schwarzer Stein) erreicht war. Nun überblickte der Wanderer eine wahrhaft reizende Landschaft. Vor und unter ihm lagen Ebenen, Schluchten, etwa zwanzig Dörfer in einem fast abgeschlossenen Thale, welches gleich-

sam eine kleine Welt für sich allein bildete. Außerhalb desselben mag es in früheren Zeiten sehr wild hergegangen sein, z. B. in einem andern Thale, das den halb türkischen, halb bulgarischen Namen Kara Potok, d. h. schwarzer Fluß oder Unglückssumpf, führt. Die Sage erzählt, daß vor etwa zweihundert Jahren der albanesische Renegat Sinan Pascha alle Bulgaren im Skardus mit Gewalt zum Glauben des arabischen Propheten bekehren wollte; als sie das nicht leiden wollten, ließ er ihrer etwa vierzigtausend niedersäbeln in jenem Thale, das damals Beli Potok, der weiße Bach, hieß, seitdem aber die oben erwähnte Benennung hat. In der Sage ist gewiß Uebertreibung; es bleibt jedoch Thatsache, daß ein großer Theil ehemals der griechischen Kirche angehörender Leute auf solche Weise zum Islam hinübergezwungen worden sind. Die Losung war: Koran oder Tod!

Prisrendi liegt am nordöstlichen Abhange des Schardagh an dem kleinen Flusse Maritza, der unweit von dort in den Drin fällt. Diese Stadt mit mehr als 25,000 Einwohnern hat mancherlei Gewerbszweige und ein großes Karawanserai. Die Angabe in unseren geographischen Handbüchern, daß vier Fünftel der Bewohner aus griechisch-orthodoxen Serben bestehen, ist unrichtig. Der Reisende wohnte während seines dortigen Aufenthalts beim katholischen Erzbischof, der ein Italiener ist und Bucciarelli heißt. Die Türken haben auch in dieser Stadt manche früher christliche Kirchen zu Moscheen gemacht, sie befolgten also dasselbe System wie die Christen im vierten Jahrhundert, welche den Heiden ohne Weiteres die Tempel raubten und diese in Kirchen umwandelten. Lejean fand auf seinen Ausflügen auf einer Anhöhe ein türkisches Grabmal, das indessen manche Beschädigung erlitten. Man sagte ihm, dort sei ein fanatischer Mohammedaner bestattet worden, den es bei Lebzeiten sehr verdroß, daß er nicht auch nach seinem Tode den Christen allerlei Unheil zufügen könne. Er wollte ihnen aber wenigstens dadurch seine Verachtung zeigen, daß er sich auf der Anhöhe begraben ließ, welche gerade über dem bulgarischen Gottesacker liegt. Begreiflicherweise haben die „Ungläubigen" wenig Respect vor der letzten Ruhestätte eines so erbitterten Gegners gezeigt.

Von Prisrendi reitet man in sechs Stunden nach Djakowa und kommt an eine Brücke, welche über den Drin führt, da wo er aus einer engen Thalschlucht hervorbricht. Die Römer hatten dort ein Castell. Die Albanesen bezeichnen diese Brücke als Ura Tschaït nach einem benachbarten Dorfe, oder auch als Ura Tscheint, Brücke des Heiligen; denn es ist ja Sanct Nikolaus gewesen, welcher dem Flusse Drin ein Ablaufsbett schaffte; er hat ja auch die Sümpfe trocken gelegt, welche vor ihm die Ebene von Djakowa unbewohnbar machten.

Diese ist jetzt theilweise von katholischen Albanesen colonisirt worden, die zum mirditischen Stamme der Fandi gehören. (Die Mirditen haben das Land im Süden des weißen Drin inne; ihr Hauptort ist Orosch, sie sind als römische Christen bittere Feinde der griechisch-orthodoxen Christen und der Mohammedaner.) Diese Ansiedler bebauen das Land als Pächter der Muselmänner, die es gern sehen daß ihre Aecker von arbeitsamen Leuten bestellt werden. Nun wandelte sie die Lust an ihre Pächter auszutreiben, aber die Fandis, die mit den Waffen umzugehen wissen, leisteten erfolgreichen Widerstand, wichen nicht und bauen nach wie vor ihren Mais.

Der Reisende erzählt aus den Jahren 1865 und 1866 einige charakteristische Züge.

Am Rande der Ebene von Djakowa hatte eine Bande von Muselmännern in einem stark verschanzten großen Gebäude ihr Hauptquartier. Von diesem aus unternahmen sie weit und breit Raubzüge, plünderten die bulgarischen Dörfer aus und schleppten Lebensmittel, Frauen, Geld und Vieh in ihre Burg. Als der Unfug immer ärger wurde, mußte die Behörde doch wohl einschreiten; aber die türkischen Gensdarmen und Soldaten haben den Banditen nicht wehe gethan. Da drangen die europäischen Consuln nachdrücklich darauf, daß wirklich Ernst gemacht werde und der Pascha von Prisrendi mußte sich bündig verpflichten, das Räuberneft ausnehmen zu lassen. Den Befehl dazu erhielt ein Offizier in Djakowa, der seinerseits selbst im Banditenhandwerk erfahren war und deshalb wußte, wie er die Sache beim richtigen Ende anzufassen habe. Er nahm keine Mohammedaner mit, sondern siebenzehn Fandis, und mit diesen zog er aus, um die Kaleh, Burg, der Räuber anzugreifen. Sie wurde erstürmt, die ganze Bande niedergemacht. Zwei Fandis waren verwundet worden; „es versteht sich von selbst, daß sie keinerlei Schadloshaltung bekamen. Hatten sie denn nicht wahre Gläubige ums Leben gebracht? Und muß nicht das Leben eines gläubigen Banditen heilig sein für einen Ungläubigen, wenn auch jener diesen beraubt?"

Ein elternloses mohammedanisches Mädchen in Djakowa hatte sich zum Christenthum bekehren lassen und dann einen mirditischen Bauer in der Ebene geheirathet. Das alles verdroß die Muselmänner in der Umgegend sehr; sie machten es ähnlich wie die Mönche in Rom einst mit dem Judenknaben Mortara, d. h. sie stahlen dem Manne die Frau und gaben diese einem Iman, mohammedanischen Priester, in Obhut. Aber Mrika war gescheidt; gleich in der ersten Nacht durchlöcherte sie die Wand und, was bemerkenswerth ist, die Frau des Iman half ihr dabei. Mrika flüchtete sich zum Erzbischof von Prisrendi, der sie unter Bedeckung türkischer Soldaten nach Salonichi schickte; von dort schiffte man sie nach Konstantinopel ein. Die Muselmänner, ergrimmt darüber, stecken zwei christliche Dörfer in Brand, die Mirditen des Gebirges und der Hochebene machen ihrerseits Anstalten, ihren Glaubensgenossen in der Ebene zu Hülfe zu kommen und auf Andringen der Diplomatie muß dann der türkische Gouverneur Truppen ausrücken lassen und mit Kanonen Ruhe schaffen. Nach Verlauf einiger Zeit ist dann Mrika in ihr Dorf zurückgekehrt, wo sie sich noch befand, als Lejean, im Jahre 1867, Djakowa besuchte. Sie hatte sich bitter über die türkischen Gensdarmen beklagt, unter deren Bedeckung sie nach Salonichi abgeführt worden war. Darauf hin nahm ihr Schwager seine Flinte von der Wand und machte auf alle bewaffneten Türken Jagd, die ihm in den Weg kamen. Einundzwanzig hatte er schon abgefertigt und war nur noch mit dreien im Rückstande; sobald diese expedirt seien, wolle er seine Rechnung abschließen!

Die Ranqueles-Indianer auf den argentinischen Pampas.

II.

Die Nation der Ranqueles theilt sich in drei Stämme, deren jeder seinen Häuptling oder Kaziken hat. Am nördlichsten wohnt der Kazike Ramon mit seinem Stamme in Callolauquen; ihm folgt Mariano Rosas in Leubuco, und südlicher Baigorrita in Quenqué. Diese Kaziken haben spanische Namen, weil sie die Taufe empfangen haben; Mariano wurde während seiner Gefangenschaft getauft; überhaupt widersetzen die Indianer sich der Taufe durchaus nicht; sie betrachten den Taufact als eine Höflichkeitsform, die sie den Christen erweisen, ohne darum ihren heidnischen Gebräuchen zu entsagen. Die drei Kaziken sind übrigens Indianer reinen Blutes.

Mariano ist der einflußreichste der drei, obgleich er weder so wohlhabend wie Ramon ist, noch so viele Krieger wie Baigorrita hat. Aber er ist ganz außerordentlich schlau und weiß sich durch tausend Listen seinen Einfluß und seine Machtstellung zu sichern. So schickt er junge und kluge Frauen seines Stammes als diplomatische Unterhändler aus, so desavouirt und beleidigt er öffentlich den Abgesandten der argentinischen Republik, um seine Popularität aufrecht zu erhalten, und giebt ihm im Geheimen alle mögliche Satisfaction und Freundschaftsbezeigungen, um sich auch diesen als Freund zu bewahren.

Unter diesen Kaziken stehen die Kaziken Epumer und Yanquetruz, und unter diesen sechszig kleinere Häuptlinge, von denen jeder über 10 bis 30 Krieger befiehlt. Die ganze Kriegerzahl der Ranqueles wird auf 1300 Mann angeschlagen, wovon Baigorrita circa 700 Mann befehligt und der Rest sich so ziemlich gleichmäßig unter Mariano und Ramon vertheilt.

Die ganze Bevölkerungszahl der Ranqueles beträgt 8000 bis 10,000 Seelen, die sich auf 2000 Quadratleguas vertheilen. Die Grenzen ihres Gebietes sind im Norden die Laguna del Cuero, circa $1\frac{1}{2}$ Breitengrade südlich von Fort Sarmiento am Rio Quinto; im Westen und Süden der Rio Salado, und im Osten die Pampa. Es ist hier von keinen festen Grenzen, sondern nur von denen ihres gewöhnlichen Aufenthaltsortes die Rede. In ihren Streifereien gehen sie weit darüber hinaus, kommen selbst bis zum Rio Tercero im Norden und bis zu den Anden im Westen.

Es mögen sich über dieses weite Gebiet 400 bis 600 Zelte vertheilt befinden. Jedes derselben enthält eine Familie, die, in Folge der Vielweiberei der Indianer, nie unter zehn, häufig aber bis zu zwanzig Personen zählt. Auch die Cautivos, d. i. die Gefangenen, welche die Wilden auf ihren Auszügen gegen die Christen machen, und die aus Männern, Frauen und Kindern bestehen, bilden ein wichtiges Element dieser Bevölkerung. Mansilla schätzt die Zahl derselben auf 600 bis 800, und man trifft kein Zelt, wo sich nicht wenigstens Einer derselben befände.

Die Zelte sind geräumig und werden von ungegerbten Stuten- oder Guanacohäuten hergestellt. Einige Pfähle werden senkrecht in den Boden gerammt, in einer Höhe von acht Fuß legt man Aeste darüber und dann wird das Ganze mit Häuten überzogen. Der leichte Bau kann in einer Viertelstunde hergestellt werden. Nur selten sieht man bei ihnen den Rancho, d. h. eine aus Lehm aufgeführte Hütte, der Gauchos.

Das Innere der Zelte ist gewöhnlich in mehrere Räume getheilt, die von dem Gesinde, den Gästen und der Familie eingenommen werden.

Die Kleidung ist noch sehr primitiv. Im Sommer herrscht die Tracht Adam's vor, kaum daß ein Stück Zeug die Lenden bedeckt. Um sich gegen die Kälte zu schützen, hüllen sie sich in den Poncho — von ihren Frauen oder den Gefangenen gewebt —, und um ihre Lenden schlagen sie die Vincha, ein aus Wolle gewebtes Zeug. Sie gebrauchen keine Hüte, sondern umbinden sich den Kopf mit einem Tuch oder einem breiten Bande, mehr um das lange Haar aus dem Gesicht zu halten, als zum Schutz gegen Sonne und Wind.

Die Wohlhabenderen und die Kaziken kleiden sich dagegen wie argentinische Gauchos: Chiripa *), Poncho, Botas de potro und Panamahut, welche sie von den Händlern eintauschen oder auch von ihren Raubzügen mitbringen.

Sie färben sich das Gesicht gewöhnlich mit hochrother Farbe, welches ihnen im Kampfe und bei ihren wilden Trinkgelagen ein teuflisches Aussehen giebt.

Die Frauen schmücken sich gern und kleiden sich überhaupt mehr und sorgfältiger, als das andere Geschlecht. Sie bedecken sich gewöhnlich den ganzen Körper mit selbst gewebten Tüchern, die sie Pilquenes nennen. Die Frauen der wohlhabenderen Indianer schmücken sich reichlich mit silbernen Armbändern, Spangen um den Hals, großen Broschen und colossalen Ohrgehängen, die sie zum größten Theil selbst anfertigen, zu welchem Zweck sie das benöthigte rohe Silber von den chilenischen Händlern eintauschen.

Sie färben sich die Lippen, die Backen und die Fingernägel mit Carmin; die Augenbrauen dagegen schwärzen sie, auch bringen sie künstliche Wärzchen auf den Wangen an. Im Ganzen behandelt der Wilde seine Frauen gut, was wohl hauptsächlich eine Folge ist der großen Masse Dienstleute, oder richtiger Sklaven, die sich ausschließlich aus den auf den Raubzügen gemachten Gefangenen recrutiren, und welche alle Hausarbeiten verrichten müssen. Die Indianerfrauen haben sich also mit Arbeit nicht viel zu plagen, und es beschränkt sich dieselbe auf die Pflege der Kinder und die Beaufsichtigung der Sklaven. Auf ihre Jagd- oder Kriegszüge nehmen die Indianer nie die Frauen mit.

Die Frau oder vielmehr das Mädchen genießt vor der Verheirathung die größtmöglichste Freiheit; es wird für keine Unehre angesehen, wenn sie einen Geliebten oder selbst meh-

---

*) Chiripa, ein in der Form dem Poncho ähnliches Tuch, welches so um die Lenden geschlagen wird, daß es in weiten Falten bis auf die Knöchel reicht und die Beine vollständig bedeckt. Poncho, ein Mantel, hergestellt aus einem 2 bis $2\frac{1}{2}$ und 3 Meter langen und 1 bis $1\frac{1}{2}$ Meter breiten viereckigen Stück Zeug, in dessen Mitte ein länglicher Einschnitt sich vorfindet, durch welchen der Kopf gesteckt wird, so daß der Poncho frei auf den Schultern zu ruhen kommt. Bota de porta, wörtlich „Stiefel vom wilden Pferde", werden hergestellt, indem man das Fell von den Beinen der Pferde resp. Stuten — ohne es aufzuschneiden — zieht; man erhält also eine Art Leder- resp. Fellsack, der die Form des Pferdebeines beibehält und an seiner Spitze, dort wo der Huf abgetrennt ist, eine kleine Oeffnung hat, so daß die große Zehe des Gaucho frei bleibt.

rere besitzt, und es fällt den Eltern nicht ein, gegen einen solchen Zeitvertreib Einsprache zu erheben. In eine desto größere Abhängigkeit geräth die Frau aber nach der Verheirathung; das Mädchen muß nach den Gesetzen des Stammes den ersten besten Mann annehmen, der ihr die Heirath anbietet, und ihr Widerwille oder der der Eltern wird dann nach Geschenken abgeschätzt, welche die Familie der Erwählten, aber immer im Verhältniß zu dem Vermögen des Freiers, fordern darf. Kann man sich nicht einigen, so verbindet der Prätendent sich mit einigen Freunden, überfällt das Zelt der Braut und entführt diese gewaltsam, welches Verfahren einer legalen Heirath gleichkommt.

Am schlimmsten ergeht es den alten Frauen; sie sind fast vogelfrei, da man, auf eine alte Tradition gestützt, glaubt, Gualichú oder das böse Wesen habe in ihrem Körper seinen Wohnsitz aufgeschlagen; es steht daher Jedem frei, sie todtzuschlagen, was denn auch häufig genug geschieht. Kluge alte Frauen spielen nicht selten als Wahrsagerinnen eine nicht unwichtige Rolle; aber wehe ihnen, wenn ihre Prophezeiung sich als unrichtig herausstellt, sie werden sofort niedergemacht. Sie helfen sich durch zweideutige Aussagen sowie dadurch, daß sie dieselben den Befehlen der Kaziken unterordnen, um so der eigenen Verantwortlichkeit sich zu entziehen. Im Geschlechtsleben sind beide Geschlechter mäßig, wenn man auch hin und wieder hört, daß einzelne Individuen in wilder Leidenschaft für die Frauen der Wincas (weißen Leute) entbrennen.

Ihre Nahrung entnehmen sie ihren zahlreichen Stutenherden; außerdem lassen sie durch die Gefangenen etwas Maisbau treiben. Die Pampa giebt überdem ihren wilden Söhnen genügende Nahrung: Strauße, Rehe, Guanacos, Hasen, Mulitas (Gürtelthier), nebst einer Unzahl wilder Tauben und Rebhühner finden sich für den Jäger. Auf seinen Raubzügen in die civilisirten Gegenden, oder aber in Gestalt von Tribut, den die argentinische Regierung um den Frieden aufrecht zu erhalten den Barbaren zahlt, verschaffen diese sich den beliebten Yerba-Maté-Thee und Zucker. Letztern vorzüglich lieben sie leidenschaftlich. Sie wissen gut zu kochen und schnitzen sich selbst kleine hölzerne Teller und Gefäße; sie gebrauchen beim Essen nur die Finger, die Wohlhabenderen das Messer, wie die Gauchos. Sie benehmen sich beim Essen so lange mit Würde und Anstand, bis das Horn mit Branntwein herumgereicht wird. Den Trunk lieben sie mit ekelhafter Leidenschaft, und die Scene, die sich bei dem Herumgehen des Yapai entwickelt, spottet aller Beschreibung. Der Yapai ist der Trinkzuspruch, und sie fassen es als eine Beleidigung auf, wenn der Camerad im Trinkgelage, oder der Gast nicht dieselbe Quantität des Getränks wie der Zusprechende austrinkt. Sie trinken gewöhnlich aus Ochsenhörnern, und es gilt bei ihnen für nichts Außerordentliches, den Inhalt, aus Wein oder selbst Branntwein bestehend, in einem Zug hinunterzugießen.

Die Frauen und Kinder nehmen zuweilen Theil an diesen Trinkgelagen. Während der ersten Grade der Trunkenheit üben sie sich gern in athletischen Versuchen. Am beliebtesten ist das Spiel, sich gegenseitig am Haupthaar zu fassen und mit voller Kraftanstrengung niederzureißen; sie nennen dieses Spiel Loncote. Streitigkeiten entwickeln sich zuweilen bei diesen Gelagen; sie sind aber klug genug, nie zu denselben zu gehen, ohne vorher ihre Waffen sicher versteckt zu haben. Das Ende solcher Völlerei, die gewöhnlich während der ganzen Nacht dauert, ist ein Knäuel bewußtloser menschlicher Wesen, Frauen, Kinder, Männer am Boden, in einer Lache übelriechender Flüssigkeit ausgestreckt; hin und wieder vomirt Einer oder der Andere, oder sucht sich wohl in trunkenem Elend zu erheben, um gleich darauf wieder zu stolpern und in Lethargie zurückzuverfallen.

Es ist merkwürdig, mit welcher Elasticität der Wilde von den Wirkungen des Trinkens sich erholt. Das Mittel, welches er gegen den Katzenjammer anwendet, ist ein Bad in der nächsten Lagune. Sei es Winter oder Sommer, so wie er aus seinem Taumel erwacht, stürzt er sich ins Wasser und geht neugekräftigt daraus hervor. Trotz der Vorliebe für den Branntwein ist der Säuferwahnsinn unter den Indianern unbekannt. Außer ihrer eisernen Constitution, eine Folge der Abhärtung und naturgemäßen Lebensweise, gereicht ihnen gerade der Exceß der Leidenschaft zum Heil. Wein und Branntwein erhalten sie durch die Händler, oder durch die Missionäre, die ihn zum Zweck der Auslösung der Gefangenen mitbringen. Auch ein Theil des Tributs der argentinischen Regierung wird in Branntwein bezahlt. Sobald nun eine solche Ladung in den Tolderias (Zeltlagern) ankommt, wird so lange gezecht, bis sie zu Ende ist, und dann muß nolens volens bis zur Ankunft der nächsten Parthie Enthaltsamkeit geübt werden. Sie können sich zwar aus der Frucht des Algarrobo (Johannesbrotbaum) selbst ein berauschendes Getränk brauen, aber sie sind im Allgemeinen zu indolent, um sich dieser Arbeit zu unterziehen.

Die Sprache der Ranqueles ist eine araukanische Mundart, nur weicher wie jene. Unsere harten Consonanten verwandeln sie in weiche; p wird b, v wird w, t wird d ausgesprochen. Bei den Zeitwörtern gebrauchen sie gemeiniglich die Gerundiumsform, seltener den Infinitiv; sie sagen: ich gehend, ich laufend, ich stehend, du gehend, wir gehend rc. Derjenige, der die härteren Wörter ihrer Sprache, wie Picunche, weicher auszusprechen weiß, wie z. B. Pinnuche oder Piuche, gilt für den bessern Redner *).

*) Ich entnehme Mansilla's Berichte folgende Vocabeln: Ich: enché, Du oder Ihr: einú, wir: inchin, Alte: cucé, junge Frau: elchá, hübsche: comé, häßliche: uedá, Mutter: nuqué, Sohn von Vaters Seite: bótom, Sohn von Mutters Seite: piñem, groß: uchaima, klein: pichicai, viel: entren, wenig: pichin, weiß: licu, schwarz: currü, Himmel: ueno, Sonne: anti, Mond: quien, Erde: truquen, Frau: curré, Mann: uentru, Ja: mai, So ist es: pipi (sehr gebräuchlich), nein: müe, Wasser: có, Feuer: quitral, Wind: cürrüf, kalt: utré, Sonnenwärme: comoteanti, Wärme, die nicht von der Sonne herrührt: comote arreün, rasch: matu, langsam: ñochi, Freund: weni, Schlaf: umau, Bruder: peñi, Gras: cachu, Asche: cmtruquen, Salz: chadileubú (der Rio Salado oder Salzfluß heißt deshalb bei den Indianern chadileubú), Wald: mamil, Baum: quiñémamil (quiñé ist eins), Gesicht: angé, Augen: ño, Mund: ün, Ohren: pilun, Nase: iu, Hand: cui, Arm: lipan, Bart: payun, Brust: rucú, Beine: chaan, Füße: mamom, Finger: chanq-il, Stirn: tol, Haar: louco, Hals: pel, schneiden: catril, tanzen: pürrun, sterben: lai, er starb: lai-pi, lachen: aien, Zorn: yarquen, Christ: winca.

Die Geschlechter werden nicht durch Endsilben, sondern durch specifisch andere Wörter unterschieden, so z. B. der Alte: butá, die Alte: cucé. Bei den dem Spanischen entnommenen Wörtern, wie overo rc., unterscheidet man dagegen die Geschlechter durch Endsilben.

Die Ziffern dieser Indianer sind dieselben der Araukaner: Eins: quiñé, zwei: epú, drei: cla, vier: meli, fünf: quechú, sechs: caiu, sieben: relgue, acht: purrá, neun: ailliá, zehn: mari, hundert: pataca, tausend: barranca, funfzig: quechú-mari, zweihundert: epú-pataca, achttausend: purra-barranca, hunderttausend: pataca-barranca. Ja, diese Indianer bezeichnen eine Million mit mari-pataca-barranca.

Nationalität und Kirche im östlichen Congreßpolen.

Von C. Petzet in Breslau.

Die Zeitungen haben gemeldet, daß das unter russischer Herrschaft stehende Königreich Polen, das sogenannte Congreßkönigreich (Kongresówka), wie das Land in Erinnerung an seinen dem Wiener Congreß von 1815 zu verdankenden Ursprung von den Polen selbst genannt wird, jetzt nach dem Tode seines letzten Statthalters, des Feldmarschalls Grafen von Berg, zu einem gewöhnlichen russischen „Generalgouvernement Warschau“ degradirt worden ist. Fast gleichzeitig berichteten die Journale von mehrfachen Conflicten, welche in einigen östlichen Bezirken des bisherigen Königreichs zwischen den Districtsbehörden und der bäuerlichen Bevölkerung wegen kirchlich-confessioneller Differenzen stattfanden und bei denen die Behörden die bewaffnete Macht zu Hülfe riefen, um ihre Absichten mit Gewalt durchzusetzen. Polnische und katholisch-clericale Blätter schildern diese Conflicte als sehr ernst und sprechen von zahlreichen blutigen Opfern dieser russisch-griechischen Propaganda, für welche die Truppen des rechtgläubigen Zaren aufgeboten werden, und selbst die russische Regierung giebt jetzt zehn Todte und zwanzig Verwundete zu, während sie natürlich die Schuld an den Conflicten polnischen Aufwieglern zuschreibt.

Wer den russisch-polnischen Verhältnissen aufmerksam gefolgt ist, für den liegt es seit Jahren offenkundig zu Tage, daß in den bezeichneten Gegenden auf nationalem und kirchlichem Gebiete russischerseits kräftig agitirt und unter Benutzung von confessionellen und Stammesverschiedenheiten auf die Russificirung der Landbevölkerung hingearbeitet wird. Neuerdings ist sogar das Project aufgetaucht, diejenigen nördlichen und östlichen Grenzstriche des bisherigen Königreichs, welche in ihrer bäuerlichen Bevölkerung des reinpolnischen Charakters entbehren und mit den nächsten „westrussischen“, d. h. den litthauischen und wolhynischen, Bezirken Verwandtschaft zeigen, von dem neuen „Generalgouvernement Warschau“ abzuzweigen und an die Regierungsbezirke Kowno und Grodno, beziehungsweise das Generalgouvernement Wilna, andererseits an das Gouvernement Wolhynien anzuschließen, vielleicht sogar aus Theilen des letztern und den südöstlichsten Kreisen Congreßpolens ein neues Gouvernement Lodomerien mit der Hauptstadt Wladimir (Wlodzimierz) zu errichten, das wie Wolhynien dem Generalgouverneur von Kijew unterstellt werden wird. So würde also auch eine geographische oder doch eine politisch-statistische Veränderung in Russisch-Polen, gewissermaßen eine allerletzte Theilung Polens in Scene gehen.

Unter solchen Umständen dürfte ein Blick auf jene nördlichen und östlichen Bezirke des bisherigen „Congreßkönigreichs“, sofern ein solcher die statistisch-administrativen und national-confessionellen Verhältnisse richtig erkennen läßt, von wissenschaftlichem wie von praktischem Nutzen sein. Wir wollen versuchen, einen solchen Ueberblick zu geben. —

In altpolnischen Zeiten gehörten die von Sandomir abwärts östlich von der Weichsel gelegenen Landschaften zu drei kleinpolnischen Wojewodschaften: Lublin (mit den Städten Lublin, Kazimierz, Belzyce, Urzendow, Lubartow, Lenczica, Lukow, Krasnik, Opole, Piaski, Parczew u. a.); Podlachien (mit Drohiczyn, Tykocin, Augustow, Miendzyrzecz, Sokolow, Wengrow u. s. w.), und Reußen oder Rothreußen, dessen Hauptstadt (Lemberg) und größerer Gebietstheil außerhalb des heutigen Russisch-Polen liegen, während in letzterm die Gegenden von Zamosc, Szczebrzeszyn, Chelm und Krasnostaw zur genannten Wojewodschaft gehörten. Von den nordöstlichen Bezirken des heutigen Russisch-Polen wurden mehrere zum Großfürstenthum Litthauen, und zwar Preny, Wigry, Sereje u. a. zur Wojewodschaft von Troki (Kowno), Jurborg, Wladyslawow und Wierzbolow (Wirballen) zum Fürstenthum Samogitien (Zmudz) gerechnet, während südlicher die Wojewodschaft von Brzesc litewski (Litthauisch-Brest) mit Terespol, Janow, Biala, Wlodawa und Koden an Podlachien angrenzte.

Heutzutage vertheilt sich die in Vorstehendem abgegrenzte Osthälfte des jetzigen Generalgouvernements Warschau — abgesehen von den zum hauptstädtischen Kreise und Districte gehörenden Strichen des östlichen Weichselufers — unter nachbenannte Gouvernements, die wir in der Richtung von Norden nach Süden mit ihren Kreisen nach der seit 1867 getroffenen jetzigen Eintheilung aufführen: 1. Suwalki (Kreise: Suwalki, Augustow, Sejny, Kalwarya, Marjampol, Wolkowyszki, Wladyslawow), 2. Lomza (Kreise: Lomza, Kolno, Makow, Mazowieckie, Ostrow, Ostrolenka, Pultusk, Szczuczyn), 3. Siedlce (Kreise: Siedlce, Wengrow, Sokolow, Lukow, Garwolin, Radzyn, Wlodawa, Biala, Konstantynow) und 4. Lublin (Kreise: Lublin, Lubartow, Nowo-Alexandrya, Janow, Bilgoraj, Zamosc, Krasnostaw, Chelm, Hrubieszow und Tomaszow). Aus den Namen der Städte und Kreise läßt sich, so gut es ohne Karte möglich ist, ein Ueberblick über die frühere und die jetzige Eintheilung des Landes gewinnen.

Die Gesammtbevölkerung des bisherigen Königreichs Polen, des nunmehrigen Generalgouvernements, wird in den neuesten amtlichen Veröffentlichungen, welche das Ergebniß der Zählung von 1870 enthalten, auf 5,705,607 Seelen, in einer weitern Berechnung für 1871 (Kalendarz Jana Jaworskiego za rok 1874, Warszawa) sogar auf die im Verhältniß zu dem bisher Bekannten überraschend hohe Summe von 6,193,712 Seelen angegeben. Während für beide Berechnungen die Vertheilungsziffern nach Nationalitäten und Confessionen fehlen, werden dieselben für eine ältere Zählung, die etwa von 1866 stammen mag, dahin angegeben, daß von ungefähr 5,320,000 Bewohnern in runder Summe 3,450,000 den Polen, 695,000 den Juden, 600,000 den Russen und Ruthenen (Rusinen), 289,000 den Deutschen und 284,000 den Litthauern (Litwinen) zugerechnet sind; ebenso nach Confessionen: römisch-katholisch 4,079,744 Seelen, mosaisch 693,659, protestantisch 290,235, griechisch-unirt 238,871, russisch-orthodox 11,313. Nur bezüglich der Juden ist die der Berechnung der Gesammtbevölkerung für 1871 (6,193,712) entsprechende Ziffer mit 814,923 angegeben; bezüglich der übrigen Nationalitäten und Confessionen sind wir auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen angewiesen, welche für die uns hier zunächst interessirenden Russen und Ruthenen als gegenwärtigen Bestand etwa 635,000, für die Litthauer gegen 300,000 Seelen ergeben.

In der russischen Statistik Polens waltet aus begreiflichen Gründen die Tendenz vor, einerseits die slawischen und namentlich die russischen Elemente, andererseits die griechisch-orthodoxen und die der griechischen Kirche wenigstens im kirchlichen Bekenntniß sich nähernden unirten Confessionsverwandten möglichst ansehnlich erscheinen zu lassen. Während man vor der letzten polnischen Insurrection in der officiellen Statistik Po-

len und Ruthenen mit den Russen zusammen einfach als „Slawen“ den übrigen Nationalitäten entgegenstellte, wird jetzt wenigstens noch Russen-, und Ruthenenthum, trotz seiner Racen- und sprachlichen Unterschiede, zusammengenommen — die eigentliche russische Nationalität, nur durch die militärischen Garnisonen und das Beamtenthum vertreten, würde für sich eine sehr geringe Ziffer ergeben — und was die griechische Confession betrifft, so gehen die Bestrebungen des Russenthums und der Regierung, wie schon längst in den südwestlichen russischen und in den litthauischen Gouvernements, so jetzt auch in den oben genannten östlichen Districten des bisherigen Königreichs, mit allerlei Mitteln, oft auf ziemlich gewaltsamem Wege dahin, das Verhältniß der Griechisch-Unirten zu Rom zu lockern und zu lösen und Priesterschaft wie Laienwelt allmälig zum directen Anschluß an die russisch-rechtgläubige Kirche in Lehre, Cultus und Verfassung hinüberzudrängen.

Nach russischer Darstellung über Berechtigung und Motive dieser Bestrebungen handelt es sich dabei im südöstlichen Congreßpolen nur darum, einen frühern Zustand wiederherzustellen und den Gottesdienst wie das kirchliche Leben einer größtentheils erst in den letzten Jahrzehnten durch Mißbrauch und Intrigue von polnischer Seite ihres althergebrachten griechisch-orientalischen Charakters immer mehr entkleidete und dem Latinismus und Polonismus entgegengeführte Confession russischer Nationsgenossen von fremder Zuthat und Entstellung wieder zu befreien und zu reinigen. Das Lemberger Ruthenenorgan „Slowo“, welches, wie bisher — bis auf die neue Stellungnahme des Erzbischofs Sembratowicz — der ruthenische Clerus und die politische Führerschaft Ostgaliziens, in der ganzen Streitfrage auf russischer Seite den Polen gegenüberstand, hat sich über die Union im Chelmer Reußenlande wiederholt in diesem Sinne ausgesprochen, und das russische Regierungsblatt von Warschau, der „Dnjewnik“, hat dieselbe Auffassung und Darstellung wiederholt officiell bekräftigt. Darnach hat, so sonderbar es auch für den oberflächlichen Blick erscheinen mag, die Verwischung des ursprünglichen russischen Gepräges der Diöcese von Chelm gerade nach der Unterdrückung des polnischen Aufstandes von 1831 erst recht begonnen, und sie hat sich zu einem fieberhaften Eifer erhoben seit demselben Jahre 1839, wo die Griechisch-Unirten in Weißrußland wieder mit der rechtgläubigen Kirche von Moskau „vereinigt“ wurden. Bis 1831 waren im Chelmer Lande wie in Podlachien unter den Unirten solche russische Priester, die in und außer der Kirche nur die russische Sprache gebrauchten, durchaus nicht selten. Bei vielen Kirchen bestanden Volksschulen mit russischer Unterrichtssprache. Noch bis 1839 waren die unirten Kirchen meist mit orientalischen Zierrathen geschmückt und nach russischem Ritus ohne Orgeln, wohl aber mit der den griechischen Cultus bezeichnenden, „Ikonostas“ genannten Bilderwand versehen. Der Cultus der östlichen Kirche war bei den Unirten Polens in den meisten wesentlichen Stücken gewahrt. Und dieses für Rußland und seine Staatskirche so günstige Verhältniß schlug allmälig immer mehr in sein Gegentheil um, während die Niederwerfung des Aufstandes von 1831 und die Ersetzung der Constitution des Congreßkönigreichs durch das organische Statut des Kaisers Nikolaus das politische Regime Rußlands auf den festesten Grund gestellt und für alle Zweige des öffentlichen Lebens entschieden zu haben scheinen mußte! Die Macht der überlegenen socialen und intellectuellen Stellung des Polenthums und der katholischen Kirche gab den Ausschlag zu Gunsten des Latinismus selbst noch dann, als die Regierung von den vierziger Jahren an in der Administration wie in Kirche und Schule eine Reihe von Maßregeln durchführte, die auf die Belebung und Stärkung des russischen Elementes abzielten. So wurde die russische Sprache bei den Regierungsbehörden überwiegend für die Correspondenz, in den Gymnasien als Unterrichtssprache eingeführt; es wurden Fonds zur Beschaffung von Ikonostasen für die unirten Kirchen gegründet, Schulen zur Ausbildung von Kirchensängern eingerichtet, um die Orgeln völlig ausschließen zu können; an den Geistlichen-Seminaren in Moskau und Kijew wurden Seminaristen für die unirten Gemeinden ausgebildet und dergleichen mehr. Aber alle diese Maßregeln vermochten nicht den Fortschritt der Polonisirung und Romanisirung aufzuhalten. In den kirchlichen Acten der griechisch-unirten Kirche wurde die russische Sprache allmälig nicht mehr angewandt; die russischen Pfarrschulen gingen ein und wurden durch polnische ersetzt; im geistlichen Seminar zu Chelm wurde statt des Latein als Unterrichtssprache das Polnische eingeführt; aus den Kirchen verschwanden die Reste der Ikonostase, und Bilder von rasirten und tonsurirten Mönchen — für den orthodoxen Russen ein Graus — traten an ihre Stelle; aus der Anstalt zur Ausbildung russischer Kirchensänger gingen ausgezeichnete Organisten mit polnischer Sprachgewandtheit hervor; die unirten Zöglinge der russischen Geistlichen-Akademien wurden bei der Heimkehr in die Chelmer Diöcese mit Ausbrüchen allgemeiner Abneigung empfangen und das an sie gewendete Geld erwies sich als weggeworfen; in den Familien russischer Priester wurde kein russisches Wort mehr gehört; Seminaristen verheiratheten sich mit römischen Katholikinnen, und Priestertöchter gingen zur lateinischen Confession über; mit einem Worte: gerade in demselben Zeitraum, in welchem die russische Regierung den ruthenischen Unirten so viele „Wohlthaten“ erzeigte, oder doch als solche gemeinte Gunstbezeigungen zuwendete, wie sie dieser Bevölkerung im Verlaufe ihrer ganzen frühern Geschichte nie zu Theil geworden waren, entwickelte sich in derselben Bevölkerung oder doch in ihren social und intellectuell höher stehenden Schichten und namentlich auch in einem Theil ihrer Geistlichkeit die Abneigung gegen Rußland und die russischen Formen des Gottesdienstes in besonders lebhaftem Grade. Wäre es in dieser Richtung noch einige Zeit fortgegangen, so würde die unirte griechische Kirche des südöstlichen Polen allmälig gänzlich im Katholicismus aufgegangen sein; einzelne unirte Kirchen in dortigen Städten, wie Konstantynow, Parczew, Radzyn, sind in der That so gut wie ganz verödet.

Das Uebermaß dieser Agitation brachte endlich einen Umschwung hervor. Als seit 1857 die römisch-katholischen Bischöfe auch über die letzten Schranken, welche eine gewisse Autonomie der unirten Confession verbürgten, hinwegschritten und die kirchlichen Angelegenheiten der letztern ganz selbständig zu ordnen versuchten, da fühlte man doch auch in den intelligenten Kreisen der Unirten — und naturgemäß übernahm auch hier wieder ein Theil der Priester die Führung — daß die letzte Demarcationslinie nicht aufgehoben werden dürfe, wenn man sich nicht vollkommen dem römischen Katholicismus überantworten wolle, und es organisirte sich allmälig eine Opposition gegen die Vergewaltigung des romanisirenden Polonismus. Je nachdem der Widerstand mehr aus rein kirchlichen Motiven hervorging oder zugleich die Nothwendigkeit eines nationalen Rückhalts erkannte und betonte, schieden sich bald zwei oppositionelle Strömungen von einander: die eine, die der aufrichtigen oder, wie sie sich selbst nannten, „guten“ Unirten, vorzugsweise in Podlachien vertreten, wollte polnischen Patriotismus mit unirtem Cultus vereinigen, mußte aber an dieser Schwierigkeit bei der bald folgenden nationalen Bewegung nothwendig Schiffbruch leiden; die andere, vorzugsweise im eigentlichen Chelmer Lande sich recrutirend, betonte sofort mit dem unirt-griechi-

schen Cultus die russische Nationalität, und wie sie von vornherein an der russischen Regierung ihre Stütze suchte, mußte sie namentlich durch die entschiedene Klärung der Verhältnisse, welche seit 1860 durch die Unruhen und den Aufstand herbeigeführt wurde, zu derjenigen Partei werden, welche von der Regierung unterstützt und deren Programm von dieser, unter Zuhülfenahme inländischer und aus Galizien herbeigerufener geistlicher Propagandisten, zum herrschenden gemacht wurde.

So ist denn seit einem Jahrzehnt der Umschwung vollzogen. Die Regierung hat das russische Element, wie im übrigen Polen in den bei nichtrussischer Nationalität überhaupt durch staatliches Reglement lenkbaren Beziehungen, so hier bei einer stammverwandten Bevölkerung ziemlich nach allen Richtungen hin in einer Weise befestigt und gestärkt, daß seine Herrschaft wohl nicht wieder in Frage gestellt werden wird. Auf dem schwierigsten Gebiete, dem kirchlichen, sind soeben — allerdings nicht ohne blutige Conflicte — die letzten Consequenzen gezogen worden: die Wiederherstellung des russisch-griechischen Cultus in seiner frühern „Reinheit“ von römischer Entstellung ist seit Neujahr 1874 durchgeführt.

Nachdem unter solchen Verhältnissen die südöstlichen Bezirke Congreßpolens, namentlich die Osthälfte des ziemlich ausgedehnten Gouvernements Lublin, nach russischer Auffassung zum Bewußtsein ihrer wahren Nationalität zurückgeführt und in allen wesentlichen Stücken russificirt sind, will man jetzt auch äußerlich den Anschluß dieser Gebietstheile an rein russisches Land vollziehen. Wenigstens versichern nicht bloß polnische, sondern auch russische Stimmen, daß man damit umgehe, ein neues Gouvernement Wladimir oder Lodomerien (polnisch Wlodzimierz) zu gründen, welchem von bisherigen Theilen des Gouvernements Shytomir (Wolhynien) die Kreise Wladimir und Kowel, von bisherigen Kreisen des Congreßkönigreichs aber die Lubliner Kreise Hrubieszow, Tomaszow, Krasnostaw und Chelm — der geographischen Continuität halber doch wohl auch Zamosc — und der südöstlichste podlachische Kreis Wlodawa zugewiesen werden sollen.

Einfacher ist die im Norden Congreßpolens projectirte Beschneidung motivirt. Die 300,000 Litwinen des Gouvernements Suwalki sind local allerdings ebenfalls stark mit Polen vermischt, und wie im Südosten beherrscht letztere Nationalität vorzugsweise das gebildetere städtische Element und selbstverständlich den Adel, der ja noch heute sogar in den meisten westrussischen Provinzen, die ehemals zum polnischen Reiche gehörten, zur weit überwiegenden Mehrzahl polnisch geblieben ist. War es schon zu Zeiten des Wiener Congresses eine geographisch unglückliche Configuration und nur aus früheren politischen und Rechtsverhältnissen erklärlich, daß die Wojewodschaft Augustow mit der schmalen Landzunge nordöstlich von Lomza dem neuen Königreich als Erbschaft des Großherzogthums Warschau zugewiesen wurde, so entbehrt dies bei einer Gouvernementsbildung wie die von Kowno, Wilno und Grodno, namentlich aber nach Herstellung der Eisenbahnen Warschau-Bialystok-Grodno-Wilno und Wirballen-Kowno-Wilno aller praktischen Vorzüge. Der Plan, den bezeichneten Gebietstheil mit den nächsten litthauischen Gouvernements zu vereinigen, kam daher schon wiederholt zur Sprache, und es ist nur zu verwundern, daß er nicht längst ausgeführt worden ist. Diese Beschneidung des bisherigen Königreichs würde noch mehr als die im Südosten projectirte dem neuen Generalgouvernement Warschau die natürliche Grenze der Weichselprovinz verleihen.

Zur Abrundung unseres Bildes wird es noch dienen, wenn wir bemerken, daß im Gouvernement Kowno das polnische Element kaum 3, das litthauische 75 Procent beträgt, im Gouvernement Wilna auf die polnische Nationalität etwa 19, auf die litthauische 48, im Gouvernement Grodno auf beide je 25 Procent entfallen.

Neue Entdeckungsreisen in Australien.

III.

2. Gosse's Expedition.

H. G. Die südaustralische Regierung in Adelaide schickte am 21. April 1873 den Geometer W. C. Gosse und Gefährten, auf ein Jahr wohl ausgerüstet, von Alice Springs, einer Ueberlandtelegraphenstation fünfzig Miles südlich von Central Mount Stuart, aus in die übelbeleumundeten Länderstrecken, welche, als völlig unbekannt sich zwischen den Colonien Südaustralien und Westaustralien ausbreiten. Gosse sollte dieselben näher erforschen und womöglich bis an die Westküste des australischen Continents vordringen.

Der Reisende begab sich zunächst nach den Reynold Ranges, welche in der Länge von 45 Miles nach Nordwest streichen. Da er von hier aus seine Weiterreise nicht erzwingen konnte, so zog er sich einige Miles wieder zurück, um dann auf ungefähr 30 Miles südsüdwestlich vorzudringen. Hier traf er auf den von Ernst Giles entdeckten See Amadeus und es gelang, denselben zu passiren. Jetzt schlug Gosse eine fast genau südliche Richtung ein und legte 130 Miles zurück, als er in 25° 21′ südl. Br. und 131° 14′ östl. L. eine höchst merkwürdige Entdeckung machte. Hier befand er sich plötzlich vor einer gigantischen Felsmasse, einem einzigen ungeheuern Steinblocke (one solid rock), welcher zwei Miles lang, eine Mile breit und 1100 Fuß hoch war und aus dessen Centrum eine Quelle hervordrang. This is, bemerkt Gosse, the most wonderful natural feature, I ever saw! Er gab diesem Monolithen den Namen „Ayres Rock“, zu Ehren des Sir Henry Ayres in Adelaide. Ungefähr 35 Miles südlich von hier, genau unter 26° südl. Br., entdeckte er die von ihm so benannten Mann Ranges und kam dann zum ersten Mal in eine Gegend von ziemlichem Umfange, welche herrlichen Boden darbot und gut bewässert und begrast war. Endlich einmal fühlten sich die Reisenden frei von der Plage des Sandes und des Stachelgrases (Spinifex). Aber die Freude dauerte nicht lange, und die alten Mühen gingen wieder an.

Der westlichste Punkt, welchen Gosse erreichte, liegt in 26° 32′ südl. Br. und 126° 59′ östl. L. Hier brach er seine Reise ab. Die Spinifexsandhügel hatten die Pferde stark mitgenommen, der glühende Sommer war vor der Thür und man hatte kein perennirendes Wasser aufgefunden, auf welches man sich in schlimmen Fällen hätte zurückziehen können. Die Totallänge, welche zurückgelegt war, belief sich, abgesehen von den vielen Windungen und Krümmungen

welche sich in einem unerforschten Lande nie vermeiden lassen, auf ungefähr 600 Miles. Am 20. December traf Gosse wieder bei Charlotte Waters ein, einer 570 Miles nördlich von Port Augusta gelegenen Station des Ueberlandtelegraphen.

Seine Entdeckungen sind zwar von keiner besondern Bedeutung, aber immerhin ist er, von südaustralischer Seite, weiter in diesen Wüsten vorgedrungen, als irgend einer vor ihm.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß Ernst Giles schon im August 1873 von der Station Peake, 400 Miles nördlich von Port Augusta, aus seine zweite Reise in die Wüsten des westlichen Australiens angetreten hat. Es begleiten ihn vier Weiße, und es stehen ihm fünfundzwanzig Pferde zur Verfügung.

3. Egerton Warburton.

A. Ueber die Expedition desselben liegen uns bis jetzt nur einige kurze Notizen vor. Der Telegraph meldete in der dritten Woche des Februar nur, daß derselbe Perth in Westaustralien glücklich erreicht habe und dort mit seinen Kameelen glücklich angelangt sei. Er hat also ein großes Problem gelöst. Einigen Angaben zufolge ist er von Tennents Creek aufgebrochen, einer Telegraphenstation, die 1354 Miles nördlich von Adelaide liegt, nach früheren Angaben südaustralischer Blätter sollte Alice Springs, 1056 Miles von dieser Stadt, seinen Ausgangspunkt bilden. Seine Reiseroute kann man annähernd verfolgen, wenn man auf der Karte von etwa 22° 30′ S. und 134° O. in südwestlicher Richtung eine Linie bis Perth zieht. Er hat also eine Strecke von 1200 bis 1500 Miles durch bisher völlig unbekannte Gegenden zurückgelegt.

4. Elphinstone Dalrymple an der Nordostküste von Queensland.

Die Colonialregierung hatte eine Expedition zur Erforschung der Nordostküste ausgerüstet, über deren Erfolg E. Dalrymple, welcher dieselbe leitete, einen telegraphischen Bericht nach der Hauptstadt Brisbane schickte. Derselbe lautete:

Cardwell, 22. December. Ich bin im Skuner Flirt mit den Leuten der Expedition soeben hier angelangt; alle befinden sich wohl. Die Ergebnisse sind folgende: Ich habe die Küsten, Häfen, Inlets, schiffbaren Flüsse und die Creeks untersucht von 18° 15′ bis 15° 15′ S. Es ist mir gelungen die Bellenderkerr-Gebirgskette zu ersteigen; ich fand sie oben dem Rücken eines Rasirmessers ähnlich gestaltet, und sah dort auf dem Gipfel Palmen. Die botanischen Entdeckungen waren interessant, haben aber doch nicht alle Erwartungen befriedigt. Habe in 19 schiffbaren Flüssen und in Creeks Peilungen angestellt. Der Nord- und Süd-Johnstone, der Mulgrave und Russel kommen von der Bellenderkerr-Kette; der Moßman und Daintree von der Arthur-Palmer-Kette innerhalb von Schnapper Island. Diese Kette ist fast eben so hoch wie jene und 25 Miles lang. Ich habe neue Flüsse entdeckt, welche durch ein mit Wald bestandenes Land strömen, das einen ganz tropischen Charakter hat und dessen fruchtbarer Boden sich für den Anbau des Zuckerrohrs und anderer tropischer Producte eignet. Es mag nach ungefährer Schätzung eine halbe Million Acres umfassen. Hill hat 3000 Exemplare von Pflanzen, Wurzeln und Holzarten gesammelt, 130 Muscheln von fünf Geschlechtern und acht Species, bringt 42 Säcke mit verschiedener Bodenerde; Johnston bringt mit 30 Specimina von Vögeln, Insecten und Reptilien; ich selbst habe 93 geologische Specimina gesammelt. Als ich unter 10° 15′ S. mich befand, brach die stürmische Jahreszeit herein, und wir hatten wegen der häufigen Böen der Küste entlang eine sehr gefährliche Fahrt.

Die Städtenamen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Eine Skizze.

I.

E. H. Die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika bietet des Merkwürdigen viel. Nicht am wenigsten merkwürdig sind die Namen ihrer Städte. Welchem Leser ist noch nicht die bunte Musterkarte von geographischen Namen aufgefallen, so oft er seinen Blick auf die Karte dieses interessanten Landes warf! Ein wahres babylonisches Wirrsal, zusammengestoppelt aus allen Nationen und allen Civilisationen. Durchwandern wir die Karte der Vereinigten Staaten von Boston in Massachusetts (Neuengland) die Küste des Atlantischen Meeres und des Golfes hinunter, der mexikanischen Grenze entlang und die pacifische Küste hinauf bis nach San Francisco und Alaska: welch buntes Gewimmel von Namen der verschiedensten Zungen und der verschiedensten Zeiten! Boston, Bangor, Dover, Portland, Massachusetts, Providence, Newyork, Lancaster, Baltimore, Washington, Annapolis, Richmond, Petersburg, Lexington, Franklin, Georgetown, Charleston, Columbia, Athens, Jacksonville, Brunswick, Neusmyrna, Neuorleans, Baton Rouge, Liberty, Neuiberia, Goliad, Corpus Christi, Rio Grande City, Fillmore, San Diego, San Francisco, Salem, Olympia, Astoria, Alaska!

Oder wandern wir von den großen Seen und den Quellen des Vaters der Ströme bis zu dessen Mündung in den Mexikanischen Golf: St. Paul, Le Sueur, St. Croix, Lake Pepin, Trempeleau, La Crosse, Wabashaw, Winona, Burlington, Keokuk, Prairie du Chien, La Salle, Hermann, St. Louis, Hannibal, Herculaneum, Potosi, St. Geneviève, Jackson, Cairo, Camden, Memphis, Helena, Grenada, Napoleon, Columbia, Providence, De Kalb, Baton Rouge, Neuorleans!

Oder folgen wir dem Laufe der Eriebahn von Neuyork über Chicago bis nach La Crosse am Mississippi: was für eine Musterkarte von zusammengewürfelten Namen! Neuyork (früher Neuamsterdam), Bergen, Haverstraw, Hackensack, Newburgh (früher Neuburg), Sharon (früher Neudurlach), Neupaltz, Rhinebeck, Poughkeepsie, Catskill, Hudson, Athens, Albany, Troy (Troja), Schenectady, Conajohari, Utica, Rome, Verona, Clinton, Oneida, Syracuse, Clyde, Palmyra,

Rochester, Batavia, Lancaster, Buffalo, Irving, Dunkirk, Girard, Union, Erie, Huron, Toledo, Fulton, De Kalb, Waterloo, Laporte, Michigan, Valparaiso, Chicago, Woodstock, Geneva, Milton, Jefferson, Madison, Columbus, Portage, Neulissabon, Lafayette, Neptune, Oshkosh, Sparta, La Crosse!

Aber wenn wir erst die ganze Karte durchwandern! An was Alles erinnert uns dieses polyhistorische Kaleidoskop von Namen! Welch' Stimmengewirr schlägt an unser Ohr! Spanische Heilige und puritanische Frömmler, europäische Despoten und nordamerikanische Freiheitshelden, die in den Sprachen des Urwaldes erklingenden Namen der rothen Männer und die Sprache der Psalmen in den Namen des heiligen Canaan, alte längst vom Erdboden verschwundene Königssitze und heute noch blühende Weltstädte, Asien, Afrika und Europa, Ulysses und Columbus, Goliath und Napoleon, Homer und Alligator! Ein Chaos von Altem und Neuem, Einheimischem und Fremdem, Lebendigem und Todtem! Und doch ist das Chaos nur ein scheinbares; doch waltet auch hier eine gewisse Ordnung des Gesetzes.

Betrachten wir zunächst die Städtenamen des Landes, indem wir im Allgemeinen zwar absehen von den übrigen Namen, nämlich denen der Flüsse, Berge und Staaten, zuweilen jedoch in dieselben hinübergreifen, denn die aus der Betrachtung jener sich ergebenden allgemeinen Gesichtspunkte finden ihre leichte Anwendung auch auf diese. Bemühen wir uns einen Weg zu finden durch dieses Labyrinth von Namen, indem wir den geschichtlichen Verlauf der Besiedelung des Landes verfolgen, und wir werden bald sehen, daß die Städtenamen hier eine mehr als irgendwo deutliche monumentale Schrift darstellen, in welcher die Geschichte des Landes geschrieben ist; wir werden sehen, daß die verschiedenen Gruppen von Namen verschiedenen Charakter tragen; daß in alter und neuer Weise Namen gebildet wurden und werden; wir werden Namen beharren, andere zunehmen und wieder andere verschwinden sehen. Die Namen werden uns reden von der Bedeutung der einzelnen nationalen Elemente, die hier zu einem neuen nationalen Ganzen verschmolzen sind und vom Charakter der neu gewordenen und immer noch werdenden Nation, deren herrschendes Idiom alle die vorhandenen fremden Namen amerikanisirt, indem es dieselben seiner allein herrschenden Aussprache unterwirft.

Sprechen wir zuerst von der Colonialperiode Nordamerikas.

Die Spanier, die frühesten Colonisten, finden wir angesiedelt an den Küsten des Mexikanischen Golfs, den Ufern des Rio Grande und Colorado entlang bis nach Californien am Pacifischen Meere. Außer den angrenzenden Theilen Mexicos haben wir hier Texas, Neumexico, Arizona, Colorado und Californien im Auge. Betrachten wir die Namen dieser Länder: Rio Grande, Corpus Christi, San Ignacio, San Antonio, San Carlos, Donna Ana, Santa Fé, Santa Maria, Santa Cruz, Colorado, San Diego, San Luis Rey, San Juan, San Pedro, Santa Inez, Los Angeles, Concepcion, Santa Barbara, Luis Obispo, San Francisco, Sacramento, Trinidad, San Salvador &c. Diese spanischen Namen tragen einen monarchischen und ausgeprägter noch einen katholisch-christlichen Charakter. Weiter sind die Spanier nicht nach Norden gedrungen; die dichtere Besiedelung erfolgte in späterer Zeit von den nordamerikanischen Vereinigten Staaten aus und die späteren Städtenamen dieses Landestheils tragen daher englisch-amerikanisches Gepräge.

Die colonisirende Wanderung der Franzosen ist deutlich wie mit Marksteinen bezeichnet durch die heute noch vorhandenen französischen Ortsnamen. Dieselben finden sich von Canada an und von den großen Seen durch das ganze Thal des Mississippi bis zu dessen Mündung, mit den westlichsten Vorposten in der Kette des Felsengebirges (Three Tetons, Three Buttes im heutigen Idaho): Montreal, Mille Lacs, St. Clair, Charlotte, Des Moines, Portage, Isle Royale, Fond du Lac, St. Cloud, St. Paul, Lac qui parle, Le Sueur, Lake Pepin, La Crosse, Prairie du Chien, Dubuque, Terre Haute, St. Louis, St. Genevieve, Baton Rouge, Neuorleans, Vermillion. Auch in diesen Namen spricht sich ein monarchischer und christlich-katholischer Charakter unverkennbar aus. Nachdem die englische Herrschaft auf dem nordamerikanischen Continent entschieden war, hörte die Bildung französischer Namen auf, wie diejenige spanischer Namen schon früher aufgehört hatte; beide ragen herüber aus der alten Colonialperiode in die neue Staatenperiode als historische Zeugen der einstigen Bedeutung dieser europäischen Mächte auf dem nordamerikanischen Continent.

Die Engländer colonisirten den Osten und Nordosten. Hier sind die Namen altenglisch: mehr als die beiden eben genannten nationalen Namengruppen tragen diese monarchisches Gepräge und auf den protestantischen Charakter mancher dieser Namen deutet ihr biblischer Ursprung, so Homestown, Charleston, Virginia, Richmond, Baltimore, Annapolis, Cumberland, Cape Henry, Lancaster, Neuyork, Concord, Providence, Portsmouth, Dover, Salem, Pittsburgh, Mount Carmel, Lebanon, Canaan, Neulondon, Southampton, Greenwich, Windsor, Camden, Chatham &c. Bei diesen Namen wird es uns klar, daß wir unter bibellesenden Protestanten sind und warum dieser Landestheil heute noch Neuengland heißt. Sind doch die bedeutendsten Namen Altenglands hier wieder erstanden!

Auf holländische Ansiedelungen im Hudsongebiete deuten die Namen: Neuamsterdam (jetzt Neuyork), Neuutrecht, Haverstraw, Hackensack, De Witt, Rensellaerville, Hoboken, Klaverack, Kinderhook, Rhinebeck, Gansevoort. Ihr Charakter ist national und außerdem noch etwa ganz besonders nüchtern.

Deutsche Namen, ebenfalls im Staat Neuyork, aus der Zeit der pfälzischen Einwanderung (zu Anfang des 18. Jahrhunderts) sind folgende: Neuburg (jetzt Newburgh), Neupaltz, Germantown, Neudurlach (jetzt Sharon), Palatine. Früher waren noch im Schoharriethal, Staat Neuyork: Weisersdorf (jetzt Middleburg), Hartmannsdorf, Brunnendorf (jetzt Shoharie), Schnittsdorf, Fuchsdorf, Gerlachsdorf*). Die Namen erinnern zum Theil an die alte Heimath, nicht aber an die nationale Geschichte; bei diesen armen, gedrückten Einwanderern dürfen wir keinen besondern Nationalstolz erwarten.

Der einzige Name, der auf den Antheil der Skandinavier an der Colonisationsarbeit des neuen Welttheils deutet, ist unseres Wissens: Bergen. Russische Namen bietet Alaska.

*) Siehe: Kapp, Geschichte der Deutschen im Staate Neuyork. Karte.

Aus allen Erdtheilen.

Sichere Fahrbahnen im Atlantischen Ocean.

Wirft man den Blick auf eine Weltkarte, auf welcher die großen Linien des Weltverkehrs eingetragen sind, dann sieht man, daß kein anderer Meerestheil sich in Bezug auf Dampfschifffahrt mit dem Nordatlantischen Ocean messen kann. Gegenwärtig sind zwischen Westeuropa und Amerika im Norden des Aequators im Durchschnitt täglich je fünf Dampfer von jeder Seite her unterwegs, welche zumeist denselben Cours einschlagen; die Seebahnen, die von ihnen befahren werden, liegen zwischen 55 und 40° sehr dicht neben einander. Mit der Zunahme dieses Dampferverkehrs sind auch die Unglücksfälle durch Zusammenrennen der Schiffe häufiger geworden und namentlich ist der Verlust an Menschenleben und werthvollen Ladungen sehr beträchtlich gewesen.

Bis heute ist es den Capitänen der verschiedenen Dampferlinien freigestellt, welche Fahrbahn sie einschlagen wollen; über das Innehalten gewisser Striche, welche die Fahrzeuge der einzelnen Gesellschaften zu nehmen hätten, giebt es keine Vorschriften und man hat noch nicht einmal versucht, darüber eine Verständigung zu erzielen. Es ist aber nun längst klar geworden, daß Humanität und Handel nicht ferner dem Gutdünken der Schiffsführer preisgegeben bleiben dürfen; es muß Wandel geschafft werden und ein großer Theil der Gefahren, welche der Ocean heute darbietet, läßt sich vermeiden, wenn sogenannte **Sicherheitslinien** vorgeschrieben werden. Auf diesen wird ohnehin der Zeitverlust, wenn überhaupt ein solcher stattfindet, nur gering sein, und es ist gar nicht nöthig, sondern höchst verwerflich und geradezu strafbar, daß die einzelnen Linien einander in tollen Wettfahrten Concurrenz machen und lauten Jubel erheben, sobald eines ihrer Schiffe ein Fahrzeug einer andern Gesellschaft um ein paar Stunden geschlagen hat. Die Dampferverbindung bleibt immerhin rasch genug, wenn die Dampfer auch 24 bis 48 Stunden länger als jetzt unterwegs sind; für unmittelbaren Verkehr hat man ja die Telegraphenkabel.

Die Meteorologie des Nordatlantischen Oceans giebt hier wichtige Andeutungen, aus welchen sich Folgerungen für die Praxis ziehen lassen. Ein Schiff, bei welchem es auf **schnelle Fahrt** von Neuyork nach Liverpool abgesehen ist, wird seinen Curs außerhalb des bekannten Nebelgürtels nehmen. Von Sandy Hook an der Küste von Neuyork zieht der Golfstrom nicht gerade nach Nordost, sondern er nimmt, nachdem er über 40° N. hinaus seinen Lauf namentlich in den Monaten März und April, welche der Eismassen wegen sehr gefährlich sind, fast gerade nach Osten bis er den 45. Grad westlicher Länge erreicht. Auf seinen nördlichen Rand drückt die von Norden her kommende kalte Labradorströmung und so wird das wärmere Wasser südöstlich abgelenkt. Erst wenn dasselbe den eben erwähnten Meridian erreicht hat, macht sich dieser Druck kalten Wassers nicht mehr fühlbar und der Golfstrom nimmt dann seine Richtung gegen Irland hin.

Ein Fahrzeug nun, das auf der Reise nach Europa den Curs in diesem „Fluß im Ocean" nimmt, gewinnt nicht etwa an Zeit, sondern verliert an derselben, wenn es den 50. Meridian im Norden des 42. Breitengrades durchschneidet. Wenn es aber einen gerade östlichen Curs hält, bis es den Meridian von Cap Race (Neufundland) kreuzt, dann fährt es in den schnellsten Wasserstreifen dieser Fortsetzung des Golfstromes und gewinnt in vierundzwanzig Stunden 20 bis 25 Seemeilen. Diese Zeitersparniß auf der Fahrt von Westen nach Osten muß in Anschlag gebracht werden; ein Schiff, welches diesen Curs nimmt, gelangt nahezu eben so schnell an seine Bestimmung als ein anderes, das einen nördlichen Curs, die große Cirkelroute, einschlägt und das wenig oder gar keine Strömung benutzen kann.

Auch der Wind ist der hier in Vorschlag gebrachten Sicherheitsbahn, welche, wie gesagt, den 45. Meridian unter 42° N. durchschneidet, günstig. Von den atlantischen Häfen der Vereinigten Staaten aus haben die Winde im Durchschnitt eine Richtung, welche für die vorgeschlagene Route sehr günstig ist. Auf dieser befindet sich der Schiffer außerhalb des nordatlantischen Cyklonenstriches, und er kann die in Folge der Wirbelstürme hervorgebrachte Windrichtung zu raschem Fortkommen benutzen. Es ist bekannt, daß unter den höheren Breiten der südlichen Halbkugel Segelschiffe, welche die Cyklonenwinde benutzten, außerordentlich schnelle Fahrten gemacht haben, und es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß in den bei Weitem nicht so gefährlichen mittleren Breiten der nördlichen Erdhalbe nicht dasselbe der Fall sein sollte.

Der **Nebelgürtel** liegt, wie bekannt, am Nordrande des Golfstromes über der Region, wo dieser sich mit dem Nordpolarstrome vermischt, welcher Eis nach Süden führt und die Küsten von Labrador und Neufundland streift. Auf einer Fahrt in diesem Gürtel und so nahe bei Cape Race muß man immer Aufenthalt durch Nebel und oftmals auch durch Eismassen gewärtigen; diese Route ist nicht sicher und für eine Fahrt nach Osten ist schon deshalb und in Rücksicht auf Schnelligkeit ein weit mehr südlicher Curs als der, welchen man jetzt einschlägt, vorzuziehen. Es ist Thatsache, daß die größte Anzahl schnellster Reisen von den Schiffen derjenigen Compagnien gemacht worden sind, welche ihren Curs am weitesten nach Süden nehmen und die Meridiane von Neufundland etwa 250 Seemeilen südlich von Cap Race kreuzen.

Wenn man, ganz abgesehen von Menschenverlust, den colossalen Geldwerth in Anschlag bringt, welchen die Ladungen der Dampfer repräsentiren und deren jede für die Fahrt von Amerika nach Europa im Durchschnitt auf eine halbe Million Thaler angenommen werden kann, dann muß man sich sagen, daß es geradezu unverantwortlich ist, die Sicherheit einer Schnelligkeit zu opfern, welche im besten Falle doch nur 24 oder 48 Stunden an Zeit einbringt. Es ist also schon durch den gesunden Menschenverstand geboten, daß die Regierungen der seefahrenden Völker eine so wichtige Angelegenheit durch internationales Uebereinkommen regeln. Oder die verschiedenen Compagnien könnten sich darüber verständigen, daß gewisse bestimmte Linien auf der Fahrt von und nach Europa innegehalten werden. Dadurch würden die Gefahren eines Zusammenstoßes bedeutend vermindert und ein Dampfer, der auf See zu Schaden gekommen, wäre sicher, im Verlaufe eines Tages Schiffe anzutreffen, die ihm Hülfe bringen können. Im Durchschnitt dürfte er darauf rechnen, alle sechs oder acht Stunden einem solchen zu begegnen.

Für die Fahrt von Europa nach Nordamerika sind die Verhältnisse anders. Hier muß der Schiffer, um die Strömung und die starken Westwinde zu vermeiden, entweder viel weiter nach Norden oder viel weiter nach Süden seinen Curs einschlagen, und das Letztere wird im Allgemeinen vorzuziehen sein.

Die Jung-Letten in Livland.

Dieselben scheinen sich die böhmackischen Tschechen zum Vorbilde genommen zu haben, indem auch sie **Sturm gegen alles Deutsche laufen**, dessen sie doch nicht entbehren können. Sie spielen sich überaus lettisch-national aus und manchmal kommt auch etwas Großmannssucht zu Tage. Das ist übrigens ein Mißgeschick für sie selber, denn ihre hochfahrenden Erwartungen lassen sich nicht erfüllen. **Passiv** sind sie in der Geschichte stets gewesen und sie werden es auch bleiben. Solche kleinen Bruchstücke von Nationalitäten, denen für actives Auftreten

Zeug und Macht fehlt, sind durch die Dinge selbst dazu verurtheilt, von einer größern Nationalität, die historische Größe und eine reiche Culturentwickelung aufzuweisen hat, Einflüsse auf- und anzunehmen; es hilft ihnen nichts, gegen den Stachel zu löken. Entziehen sie sich der Culturhegemonie der Deutschen, so bleibt ihnen nichts weiter übrig, als der Moskowitismus; die Wahl haben sie frei.

Ihre Erbauungsbücher, Volksschriften und Bibelübersetzung verdanken sie den Deutschen, insbesondere den Predigern. Jetzt wollen die Jung-Letten die bisherige Orthographie nicht ferner gelten lassen, sondern vielerlei Abänderungen an derselben vornehmen. Zur Kennzeichnung und in Bezug auf ihre Bestrebungen entlehnen wir einem Schreiben aus Livland, das wir in der „Neuen Preußischen Zeitung“ finden, das Folgende:

Den Anfang mit der neuen Orthographie hat vor zwei Jahren das Organ der Jung-Letten gemacht. Diese haben sich aus dem lettischen Bauernstande herausgearbeitet und sind in die höheren Stände unserer Ostseeprovinzen übergegangen. Weil sie aber dort sich nicht die Stellung verschaffen konnten, welche ihrer Eitelkeit genügte, so haben sie sich zu Volksagitatoren aufgeworfen und hoffen auf diesem Wege zu dem gewünschten Ansehen zu gelangen. In dieser Eigenschaft suchen sie die Letten gegen ihre ehemaligen Herren, die Deutschen, aufzuregen und so einen Zwiespalt, der schon längst aufgehört hatte, wieder wach zu rufen. Das Lettenvolk, so schreiben sie, sei anfangs frei und glücklich in diesem Lande gewesen. Da seien die Deutschen gekommen und hätten ihm Freiheit und Glück geraubt. Es ist aber historisch, daß die Letten als die Deutschen ins Land kamen, einigen russischen Stämmen tributpflichtig waren und was das Glück anbelangt so kann es auch nicht weit her gewesen sein, da die alten Letten in beständiger Fehde unter einander und mit ihren Nachbaren lebten. Dagegen brachten ihnen die Deutschen Frieden und geordnete Zustände; und geriethen sie auch nach und nach bei den Deutschen in Leibeigenschaft, so war das ein Schicksal, das sie nicht allein mit allen unterjochten Völkern des Mittelalters, sondern auch mit den deutschen Bauern theilten, und die Leibeigenschaft war hier gewiß nicht drückender als in Deutschland, Rußland und anderen Ländern. Haben aber auch die Letten früherer Zeiten so manche Unbill hier von den Deutschen erfahren, so haben die Deutschen durch die Freilassung der Bauern, durch Landverkauf und durch das, was die Deutschen zur Bildung des Volkes thaten und thun, längst wieder diese Unbill gutgemacht, und der Zustand unserer Bauern hier ist gewiß jetzt ein glücklicherer als der vieler anderer Bauern. Doch was hilft solches Reden jenen Agitatoren gegenüber? Sie schüren die Gluth unter der Asche bis sie zur lichten Flamme wird aufgewirbelt sein und mit dem eigenen Hause, wie das bei Feuersbrünsten zu geschehen pflegt, auch andere Häuser wird verzehrt haben. Freilich werden sie gegen solche Anschuldigungen aufs Heftigste protestiren und sich die Miene geben, als wollten sie nur auf dem Wege zum Ziele gelangen, daß immer mehr Letten gebildet in die höheren Schichten der Gesellschaft erhoben würden und auf diese Weise nach und nach in den Besitz und in die Aemter der Deutschen hineingelangten, bis gar keine Deutschen mehr im Lande sein würden. Aber auf so friedlichem Wege das Land den Letten von den Deutschen zurückzuerobern, ist ganz unmöglich, weil das Deutsche in den höheren Schichten unserer Gesellschaft eine so große Macht gewonnen hat, daß Alles, was hier aus den unteren Schichten in die höheren übergeht, deutsch werden muß.“

Die Colonie Queensland.

Diese Colonie, welche den nordöstlichen Theil des australischen Festlandes umfaßt, trennte sich vor nun vierzehn Jahren von Neusüdwales und bildet seitdem ein unabhängiges Gemeinwesen. Die Regierung hat jüngst mit großer Genugthuung durch amtliche Ziffern nachgewiesen, daß das Land in so kurzer Zeit großartige Fortschritte gemacht habe. Die Volksmenge ist von 45,077 Seelen auf 133,553 angewachsen; Grund und Boden vergeben von 57,200,000 auf 123,737,000 Acres; Pferde von 36,552 auf 92,798; Hornvieh von 637,299 auf 1,200,992; Schafe von 4,533,353 auf 6,687,907; Gold von 0 auf 592,993 Pf. St.; Kupfererz von 0 auf 196,000 Pf. St.; Schiffseinläufe von 77,312 auf 148,630 Tonnen; Ausfuhr von Wolle von 8,063,613 Pfund auf 17,793,393 Pfund; Talg von 1503 auf 2890 Tonnen; Baumwolle von 14,344 auf 1,488,987 Pfund; frisches und präservirtes Fleisch von 510 auf 62,695 Pf. St.; Gesammtbetrag der Einfuhren von 1,323,509 auf 2,698,934 Pf. St.; der Ausfuhren von 793,236 auf 2,698,934 Pf. St.; Einnahme von 295,286 auf 996,323, Ausgaben von 317,000 auf 805,743 Pf. St. Wir vermissen einen Nachweis über das in Queensland geförderte Zinn, von welchem auch in Neusüdwales beträchtliche Quantitäten gewonnen werden. — Vor dreißig Jahren war dieser Theil Australiens noch eine Wildniß. Die Zuckerplantagen gewinnen mit jedem Jahre eine größere Ausdehnung.

* * *

— Die Puritaner in Nordamerika, insbesondere die in Neuengland, haben auch jüngst wieder beim Congreß in Washington eine Eingabe eingereicht, in welcher sie verlangen, daß in die Bundesverfassung eine „Anerkennung des allmächtigen Gottes und der christlichen Religion“ ausdrücklich erklärt werden solle. Die Commission, welche über diese Petition zu berichten hatte, erklärte diese Forderung für ganz unstatthaft. Einmal habe das allmächtige Wesen eine Anerkennung durch die Verfassung nicht nöthig und dann sei in der Zeit, da die Väter der Republik eingehend den betreffenden Punkt erörtert hätten, nach reiflicher Ueberlegung der Entschluß gefaßt worden, jene ganz überflüssige Anerkennung auszulassen. Und was jene der christlichen Religion betreffe, so sei der Grundsatz festgehalten worden, „daß dieses Land, zu dessen Regierung damals der Grundstein gelegt wurde, eine Heimath für die Unterdrückten aller Nationen der Erde, gleichviel ob Christen oder Heiden werden solle. In dem vollen Bewußtsein der Gefahren, welche eine Vereinigung von Staat und Kirche so vielen Nationen der alten Welt gebracht, habe man mit großer Einmüthigkeit beschlossen: es sei nicht rathsam, irgend etwas in die Verfassung aufzunehmen, was als Beziehung auf irgend eine Lehre oder ein Bekenntniß gedeutet werden könne.“ — Viele Geistliche halten übrigens Predigten gegen die „Herrgottsconventionen und gegen die Betpest der verrückten Weiber“. Am eifrigsten zeigt sich in dieser Beziehung der katholische Pfarrer Eduard König in Fort Wayne im Staate Indiana. Die Betpest der Weiber, welche einen Kreuzzug gegen den Verkauf geistiger Getränke eröffnet haben, verweist er in das Gebiet des religiösen Wahnsinns; er glaube, sagte er, sich darüber wohl ein Urtheil erlauben zu dürfen, da er zehn Jahre lang Vorsteher einer Irrenanstalt gewesen wäre. Dieser Betwahnwitz sei hysterischer Natur und sei am besten mit einem recht kalten Sturzbade zu curiren.

— Die Petroleumquellen bei Los Angeles im südlichen Californien ergeben sehr reichen Ertrag.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Wilhelm Lejean's Streifzüge in Südosteuropa.

II.

In unsicheren Gegenden; verwirrte Zustände. — Ein mohammedanischer Geistlicher als Führer. — Die katholischen Albanesen; Polygamie. — Das Wohnhaus eine Festung. — Der Pfarrer von Kiri. — In der nordalbanischen Ebene. — Blutrache und türkische Justiz. — In Scutari. — Die Fürstin der Mirditen und ihr abenteuerlicher Lebenslauf. — Zur Kennzeichnung der Mirditen. — Mädchenraub. — Heidnische Namengebung.

Bis nach Prisrendi war auf der Reise keinerlei Gefahr zu besorgen, der Weg überall sicher; auf der Strecke von Djakowa nach Scutari, welche durch die sogenannten Freien Bezirke führt, wo die Türken nichts gelten, war das anders. Hier muß der Reisende unbedingt einen Eingeborenen als Begleiter haben, der ihn bis zum nächsten Dorfe führt, ihn dort empfiehlt und ihm einen neuen Begleiter besorgt, der dann für die Sicherheit des Fremden Bürge ist. Wer den Schützling antastet, zieht die Blutrache des ganzen Dorfes auf sich, welchem der Bürge angehört. Nun ging eben als Lejean von Djakowa aufbrechen wollte in dem nur eine Wegstunde entfernten Koronitza Alles drunter und drüber und auf der Straße, welche er passiren mußte, lag Butusch, wo zwei feindliche Stämme einander Scharmützel lieferten. Man rieth ihm, sich aus der kleinen Stadt Ipek (Uepek) einige Bürgen zu holen; als er dorthin kam, fand er auch Alles in Aufruhr. Ein junger Muselmann hatte ein hübsches mohammedanisches Mädchen entführt; darüber war ein Auflauf entstanden; die Leute nahmen Partei für und wider, sie hatten eine ganze Nacht hindurch auf einander geschossen und an Todten und Verwundeten fehlte es auch nicht. Am nächsten Tage herrschte dann eine unheimliche Ruhe, in der Umgegend jedoch war es nicht geheuer. Lejean ging mit seinem Dolmetscher Georg auf einen bewaldeten Hügel, der sich hinter der erzbischöflichen Kirche erhebt; Ipek, slavisch Petsch, ist eine religiöse Metropole der Serben. Dort oben begegnete ihnen eine große, starke Frau mit männlichen Gesichtszügen, die ihnen finstere Blicke zuwarf, gleichsam als wollte sie fragen: Was habt Ihr in unseren Wäldern zu schaffen? Nehmt Euch in Acht, daß unsere Männer Euch nicht begegnen! — Ipek hat eine türkische Besatzung, die sich aber um die mörderischen Gefechte während der Nacht gar nicht gekümmert hatte; es war ihr wohl ganz recht, daß die ungläubigen Hunde einander todtschossen.

In Ipek war unter solchen Umständen kein Bürge aufzutreiben; Lejean mußte nach Djakowa zurück, wo er dann deren zwei erhielt. Der eine war ein mohammedanischer Geistlicher aus der albanesischen Sippe der Krasnisch, und deshalb nützlich, weil der Weg an den beiden ersten Reisetagen durch das Gebiet sehr fanatischer, unabhängiger Indianer führte. Der Dolmetscher Georg, obwohl Katholik, hielt es hier doch für nothwendig sich für einen Mohammedaner auszugeben, für den Sohn Reschid Aga's — dessen Vater, Mollah Hussein, an der großen Moschee fungirt habe — und der Gülnare. Diese fingirte Vaterschaft reichte hin,

ihm die Freundschaft des Priesters zu gewinnen, der nun aus voller Kehle über die ungläubigen Hunde loszog, welche eigentlich schon in dieser Welt massacrirt, gepfählt, verbrannt werden müßten; es sei lange nicht genug, daß sie erst in der andern Welt zu nichte würden.

In Butandsch, wo man übernachtet hatte, erhielt man zwei andere Bürgen bis an die Grenzen des Stammes; hier geht man über einen Bergpaß in das Thal der Valbona hinab. Als Lejean dort oben Umschau über die Gegend hielt und einen Hügel erstieg, riefen die Leute, ja nicht hinaufzugehen, denn wenn man ihn sähe, werde er eine Kugel von unsichtbarer Hand in den Leib bekommen. An und für sich wäre ihnen das ganz gewiß gleichgültig geblieben; aber wenn den Fremden, den sie zu geleiten und zu beschützen hatten, in ihrem Beisein ein Mißgeschick betraf, waren ja sie dafür verantwortlich und mußten nach Landesbrauch an dem andern Stamme Blutrache üben wegen einer Angelegenheit, welche sie doch eigentlich nichts anging.

Am andern Ufer der Valbona ist wohlangebauetes Hügelland. Der Reisende fand dort Aufnahme in einem ganz



Junge Montenegrinerinnen.

vereinzelt stehenden Hause, das einer Festung glich. Das Erdgeschoß hatte weder Thür noch Fenster; in den obern Stock gelangte man vermittelst einer Leiter, die hinaufgezogen werden kann. In jener Gegend, wo die Fehden nicht aufhören, ist jedes Haus eine derartige Burg.

Der mohammedanische Geistliche hatte sich unterwegs bei Seite gemacht, um sich an Trauben in Weinbergen, die nicht ihm gehörten, eine Güte zu thun. Als zu Abend gegessen werden sollte, stellte er sich ein, sprach erst die Fatha aus dem Koran, dann das Ueamaz, Abendgebet, und der Dolmetscher Georg spielte seine Rolle meisterhaft. Am andern Tage wurde der Reisende von Männern aus der Sippe Krasnitsch bis Merturi geleitet und kam in das Gebiet einer katholischen Sippe. „Die albanesischen Katholiken gehören freilich in eine Kategorie, die sich nicht leicht beschreiben läßt. In Merturi war ich Zeuge eines merkwürdigen Vorganges. In einem Hause, wo ich ein ländliches Mittagsmahl genoß, sah ich einen etwa zwanzigjährigen, fast bartlosen Burschen, welchem seine Mutter, eine stämmige, vierschrötige Albaneserin, eine derbe Strafpredigt hielt; Georg hat sie mir übersetzt. Der Knabe war bereits verheirathet und jüngst waren bald hinter einander seine beiden Brüder gestorben, die auch

verheirathet gewesen waren. Nun hatte, nach landesüblichem Brauche, der Bursch die Wittwe des verstorbenen Bruders geheirathet; das war Bigamie; aber die Wittwe des zweiten Bruders zu heirathen verweigerte er; zwei Frauen seien für ihn schon mehr als zuviel. Darüber war die Mutter höchst ungehalten; der Sohn sei kein rechtschaffener Mann, und wenn er fünf, wenn er zehn verstorbene Brüder gehabt hätte, so sei es seine Schuldigkeit die Wittwen Aller zu heirathen!“

In einem Dorfe ist Lejean mit vier italienischen Missionären zusammengetroffen, die den Bau einer Kirche beaufsichtigten, und in Abate, das im Thale des Schala liegt, klopfte er beim Bairaktar, Dorfschulzen oder Bürgermeister, an. Doch der Ausdruck ist unrichtig gewählt, denn Hausthüren sind in jener Gegend eine Seltenheit; man gelangt, wie schon oben gesagt wurde, auf einer Leiter ins Haus. Wenn es eine Thür gäbe, so würde der Anklopfende die angenehme Aussicht haben, mit einer Kugel begrüßt zu werden. Wer sich einem Hause nähert, muß auf etwa zehn Schritt Entfernung so laut als möglich rufen: „Isot, schpii? d. h. Hausherr, bist Du da?“ Dann wird der Kopf einer Frau sichtbar; sie will sehen wer draußen ist und ein friedlicher Wanderer wird dann gut aufgenommen. Der Bairaktar bot dem Fremden Nachtlager an, dieser aber erklärte, daß er das Albanesische nicht verstehe und lieber beim Dorfpfarrer bleiben wolle. „Ich lehnte ab, weil ich mich den lieben langen Abend nicht sträflich langweilen mochte. Die Albanesen in den Schwarzen Bergen sind in ihrer Art vortreffliche Leute; aber alle ihre Gespräche drehen sich um Männer, die bereits erschossen worden sind oder noch erschossen werden sollen. Dergleichen läßt sich ein paarmal recht gut mit anhören, dann aber hat man genug daran. Der Bairaktar gab mir einen Führer, der mich zu dem etwa eine halbe Stunde von ihm entfernt wohnenden Pfarrer geleitete; er selbst wollte nicht mitgehen, weil zwischen ihm und einem Nachbar eine Blutfehde noch nicht ins Reine gebracht war!“

Der Weg bis nach Kiri war sehr beschwerlich, und die Pferde hatten ihre liebe Noth vorwärts zu kommen auf den jäh ansteigenden und abfallenden Pfaden; ein Gleiches galt von der Kuh, welche der Pfarrer nach Kiri brachte, um sie dort zu verkaufen; sie repräsentirte ein halbjährliches Gehalt für seine geistlichen Bemühungen! Abends war man endlich aus den Schluchten heraus und kam bei Mondschein an eine ganz stattliche Wohnung; dort war nur eine alte Frau, welche das Haus bewachte, die Männer befanden sich mit ihren Herden im Waldgebirge. Lejean mochte sich um keinen Preis entschließen, unter Dach und Fach zu schlafen, denn die in Unzahl vorhandenen braunen Insecten hätten ihm sicherlich keine Ruhe gegönnt; er wies deshalb den Dolmetscher an, ihm das Lager unter freiem Himmel zu bereiten. Darüber schrie die alte Frau laut auf; der Gast dürfe nicht im Freien bleiben; die Männer hier im Orte lägen in Blutfehde mit denen von Nikai; die letzteren streiften manchmal Nachts umher, und es sei möglich, daß sie über den Pfahlzaun hinüberschießen würden, ohnehin wäre es ja mondhell; wenn aber dem Gaste etwas zu Leide geschehe, dann hätten ihr Mann und ihre Söhne noch eine neue Blutrache zu üben und sie hätten deren ohnehin schon mehrere auf dem Halse! Der Reisende ließ sich indeß nicht irre machen, hatte einen vortrefflichen, ungestörten Schlaf, war am andern Mittag in Kiri, wo er nur etwa eine Stunde verweilte und sich dann, von nun an ohne Bürgen, nach dem nur noch etwa zehn Stunden entfernten Scutari auf den Weg machte.



Alte Frau bei Kiri.

Nachdem er den Biskassipaß überschritten, gelangte er durch lange tiefe Schluchten an die Ebene, in welcher diese Hauptstadt des nördlichen Albaniens liegt. Uebernachtet wurde in dem hübschen Dorfe Nioli bei einem albanesischen Priester, der Italienisch sprach, und am andern Tage unter mächtigen Platanen gefrühstückt. Unweit von diesen lag ein Haus in Trümmern; weshalb? Vor einigen Monaten hatte Essad Pascha von Scutari kundgethan, daß der Unfug mit der Blutrache und den vielen Blutfehden gar zu arg geworden sei und nicht länger geduldet werden solle. Von nun an sei für jede Mordthat nicht bloß der Mörder, sondern jedes Mitglied seiner Familie verantwortlich; seine Angehörigen würden eingesperrt oder in die Verbannung geschickt, ihre Häuser niedergerissen, ihr Hab und Gut solle confiscirt werden. Die Notabeln in den Städten billigten diesen Erlaß, die auf dem platten Lande dagegen nicht und die Männer im Gebirge kümmerten sich natürlich gar nicht um denselben. Nun wurden in der Ebene fast gleichzeitig zwei Mordthaten verübt, die eine in Daitsch von einem Katholiken, die andere in Koplika von einem Mohammedaner. Die Mörder waren entflohen und nun wurde gegen die Familie des Christen mit aller Strenge vorgegangen; der Pascha

ließ dessen Frau und Schwestern sofort einsperren, das Haus wurde niedergerissen, alle Habe verkauft und dann führte man die Unglücklichen weit hinweg in die Verbannung nach Bulgarien. Als in ähnlicher Weise in Koplika gegen die Angehörigen des Mohammedaners vorgegangen werden sollte, erhob sich das ganze Dorf und trieb die türkischen Gensdarmen fort; dann kamen zwei Compagnien Fußvolk, das Haus wurde demolirt, aber die Frauen blieben unbehelligt; sie hatten im Harem eines Nachbars Schutz gesucht und das Harem ist unantastbar.

In Scutari verweilte eben (1867) die Fürstin der Mirditen, um sich beim französischen Consul über allerlei Dinge Auskunft und Rath zu holen. Lejean lernte die bejahrte Dame kennen und erfuhr allerlei über ihren Lebenslauf. Sie war, wie alle Frauen der mirditischen Edelen, von mohammedanischen Eltern, war von einem Mirditen entführt oder geraubt, dann getauft und an den Fürsten Nikolaus verheirathet worden. Dieser hatte im Jahre 1829 im Kriege gegen die Russen sich ausgezeichnet; nachdem er in seine mirditische Heimath zurückgekehrt war, wurde sein Vetter, der schwarze Alexander, an ihm zum Meuchelmörder. Die Wittwe verlor ihre Zeit nicht mit Wehklagen, sondern eröffnete mit der Familie des Vetters sofort ein Conto corrent von Mordthaten, das erst dann zum Abschlusse kam, als auch der schwarze Alexander und dessen beide Söhne von Kugeln durchlöchert am Boden lagen. Nun war wieder freie Bahn; der minderjährige Sohn Bib Doda wurde ohne Widerstand als Fürst anerkannt. Aber Alexander's Verwandten und Freunde trachteten der resoluten Wittwe unablässig nach dem Leben, und diese mußte sich mehrere Jahre in einer Höhle verborgen halten, welche sie nur dann und wann und immer nur in der Dunkelheit zu verlassen wagte. Bib Doda hatte geheirathet, war aber sehr betrübt darüber, daß die Ehe kinderlos blieb; wenn er sich scheiden ließ, durfte er als Katholik doch nicht wieder heirathen. Die Fürstin-Mutter brachte die Dinge auf ihre Art schnell ins Reine; sie nahm eine Flinte und schoß die Schwiegertochter todt. Niemand hatte dagegen etwas einzuwenden.

Lejean erzählt, wie er mit dieser jedenfalls interessanten Frau verkehrte. Sie wohnte in einem großen, massiven Hause, das halb wie eine Festung, halb wie ein Kloster aussah; den albanesischen Aristokraten gefallen nur derartige Wohnungen. Bei ihr war der zukünftige Fürst der Mirditen, ein Knabe von etwa dreizehn Jahren, welcher die Schule in Scutari besuchte; seine etwas ältere Schwester, Fräulein Davidika, ein sanftes, bescheidenes Mädchen, war europäisch gekleidet. Ihre Mutter, „die schreckliche Alte“, stand in hochvorgerückten Jahren, hatte aber noch kein weißes Haar, dasselbe war brandroth, das Auge graublau; sie war in mirditische Tracht gekleidet. Sie bemühete sich, anmuthig zu sein, aber in ihren Augen lag ein Ausdruck von Wildheit, und sie war überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, die man nicht wieder vergißt.

Die Mirditen sind unter den Stämmen Albaniens der mächtigste. Ihren Ueberlieferungen zufolge stammen sie von einer Hirtenfamilie ab, welche auf dem Saštrikgebirge in der Nähe von Djakowa wohnte. Nach dem Tode des Stammvaters theilten seine drei Söhne das geringe Erbe. Der älteste bekam den Sattel (albanesisch Schala), der zweite ein Sieb (Schosch), der jüngste aber wurde mit einem spöttischen Gruß abgespeist; als seine Brüder ihn verließen, sagten sie Mir Dita, d. h. guten Tag. Von jenen dreien rühren die Stämme der Schala, Schoschi und Mirditen her; der letztere ist dermaßen emporgekommen, daß er nun dreimal so stark ist als die beiden anderen zusammengenommen. Die Mirditen haben sich in den siegreichen Schlachten Skanderbeg's ausgezeichnet; nach dem Tode dieses epirotischen Nationalhelden waren sie schon stark genug selbst in jener Zeit, wo die Sultane so mächtig waren, den Türken Respect einzuflößen; sie dürfen das Gebiet der Mirditen nicht betreten und diese sind keiner Conscription unterworfen, sie stellen im Kriegsfalle nur Freiwillige. Aber die verschiedenen albanesischen Stämme liegen, wie schon bemerkt, unablässig unter sich und mit den benachbarten Mohammedanern in Fehde.

Ein mirditischer Edelmann möchte heirathen; er überlegt, in welcher mohammedanischen Familie ein ihm passendes Mädchen vorhanden sei, ladet seine Freunde zu einem Unternehmen ein, entführt die Schöne, bringt sie zu seinem Geistlichen, wo sie in derselben Stunde getauft und mit dem, welcher sie geraubt, getraut wird. Sie fügt sich bald und gern in die neuen Verhältnisse. Ihre Familie nimmt allerdings den Mädchenraub nicht ruhig hin; der Ehrenpunkt verlangt, daß einige Köpfe kürzer gemacht werden und die blauen Bohnen ihre Schuldigkeit thun; hinterher aber gleicht man die Sache so oder so aus; man ist ja beiderseits von guter Familie und Christen und Mohammedaner umarmen und vertragen sich bei einem Zechgelage.

Reichlich der vierte Theil des heutigen Königreichs Griechenland ist durch Albanesen besiedelt worden, welche auch dort vielen ihrer heimathlichen Sitten und Gebräuche treu geblieben sind. Der früher oft genannte General Grivas, der unter König Otto das Amt eines Hofmarschalls bekleidete, war ein echter Arnaut und hatte sich auf echt mirditische Weise seine Frau erraubt. Wenn er in seinen alten Tagen mit ihr in eine Irrung gerieth, pflegte er wohl zu sagen: „Wie dumm ist man doch in der Jugend! Habe ich fünf Menschen todtgeschossen, um mir solch eine Frau zu holen!“

Lejean fand auf seinem Streifzuge ins Mirditenland keinerlei Schwierigkeiten, so lange er sich in den Bezirken befand, welche unter dem Einflusse der Familie Doda stehen; man bezeichnet diese Districte als die Fünf Banner. Sehr Vieles bei den albanesischen Gebirgsbewohnern trägt noch einen, im wissenschaftlichen Sinne genommen, antiken Charakter. Abgesehen von dem griechischen Kreuz auf den Kirchen und der Flinte im Bandelier, welche schon der Knabe vom zwölften Jahre an trägt, scheint das Volk seit den Tagen Herodot's sich kaum verändert zu haben.

Die Nachkommen der alten Thracier ließen sich einen christlichen Anstrich gefallen, der sie ja gar nicht hinderte, nach wie vor ihren alten Sitten und Gebräuchen zu folgen und in späteren Zeiten wurde das Kreuz der Gegensatz zum Halbmond. Die Türken werden von ihnen gründlich verachtet. Jener Firniß überzieht aber die Oberfläche nur sehr dünn und seit den Tagen des Seutes oder Chersobleptes hat sich nicht viel geändert, nicht einmal in der Namengebung. Lejean fand nur sehr wenige rein christliche Namen und am wenigsten bei den Frauen, dagegen aber sehr viele heidnische. Tapfere Krieger haben Vornamen wie Bib oder Liepuri; das letztere bedeutet Hase, das erstere Truthahn (— vielleicht Pfauhahn? denn der Truthahn ist ja erst nach der Entdeckung Amerikas, im sechszehnten Jahrhundert, in Europa verbreitet worden —). Mädchennamen sind nicht jüdisch, wie bei anderen Christen, sondern national und haben Bedeutung, z. B. Kutscha, Granatblüthe; Bietschka, Bergwiese; Sül, Blume rc. Diese Namen sind dem römischen Martyrologium fremd; die italienischen Missionäre sind aber auf ein Auskunftsmittel verfallen, um diesen „obstinaten Heiden“ christlich beizukommen. Hier ein Beispiel. Ein Vater bringt sein Kind zur Taufe; er nennt das Mädchen Bietschka, d. h. wörtlich Bergwiese, das bedeutet also einen Gegenstand,



Ein türkischer Gensdarm. Arnaut.

welcher einem Albanesen überaus lieb und theuer ist. Der Prediger aber schreibt ins Kirchenbuch nicht Bietschka, sondern Sylvia, wogegen dann auch nichts eingewandt wird; statt Sül schreibt er Flora oder Florina; Prö, auch ein Mädchenname, der zugleich Freitag bedeutet, wird mit Veneranda übersetzt.

Lejean hat erfahren, daß in Albanien die Blutrache im Jahre durchschnittlich dreitausend Opfer erfordere. Das Wort Djack, Blut, bedeutet auch Vendetta, bildet gewissermaßen das Hauptwort in der ganzen Sprache und der Fremde vernimmt es sicherlich sogleich, wenn er das Land betritt. Durch Gewöhnung an Krieg und Fehde von Jugend an sind die Albanesen zu Menschen von Stahl und Eisen geworden, die im ganzen Oriente gefürchtet werden. Sie machen sich aus ihrem eigenen Leben so wenig wie aus dem anderer Leute. Vergleicht man den Albanesen mit dem Montenegriner, so achtet auch dieser das Leben gering, er weiß aber, wofür er stirbt: für Vaterland, Glauben, Freiheit. Wenn der Albanese ins Feuer geht, legt er seine besten Kleider und allen Schmuck an, welchen er besitzt; der Montenegriner dagegen sein allerschlechtestes Kleid; wenn jener bleibt, findet der Feind reiche Beute, wenn dieser, nichts was des Aufhebens werth ist.

Von der hier geschilderten Art sind auch diejenigen Albanesen, welche im osmanischen Asien vielfach als Gensdarmen, Saptieh, verwandt werden. Unsere Illustration (S. 277) veranschaulicht sehr gut, in welcher Weise ein solcher Arnaut ausstaffirt und bewaffnet ist.

Die Zigeuner.

Sie sind, wie Jedermann weiß, recht eigentlich kosmopolitische Vagabunden; von ihrer indischen Heimath aus haben sie sich über ganz Europa und Theile von Asien verbreitet, in Nordamerika finden wir sie gen Südwesten hin bis Texas, nach Westen hin bis Californien und Oregon. Ueberall bewahren sie ihren Racentypus, so daß man sie auf den ersten Blick erkennt, und auch ihre psychische Anlage bleibt absolut unverändert. Sie haben, so lange man sie kennt, nicht ein Atom von „Umwandelung“ erfahren und auf „Selection“ haben sie sich niemals eingelassen. Was die Natur ihnen ein- für allemal immanent gegeben hat, das bewahren sie permanent.

Wir haben eine ausgedehnte Literatur über diese Zigeuner. Es ist das Verdienst eines Deutschen, Grellmann in Göttingen, zuerst eine gründliche, umfassende Arbeit über sie vor nun länger als achtzig Jahren geliefert zu haben; auf die Sprache ist Graffunder zuerst näher eingegangen. Pott in Halle ging dann mit seinem stupenden linguistischen Wissen näher auf diesen Gegenstand ein. Ueber die Gitanos in Spanien und die Gipsies in England haben wir von Borrow ganz unübertreffliche Schilderungen. Die deutschen Zigeuner kennt Niemand besser als der Criminalrath Liebig in Lobenstein.



Zigeuner aus Bulgarien.

Doch das nur beiläufig. Wir wollen erwähnen, daß Franz Miklosich in Wien eine ausgezeichnete Arbeit über die Zigeuner Europas geliefert hat (1873), die auch schon von A. Hovelaque in der „Revue d'Anthropologie“ erörtert worden ist. Miklosich erörtert die Mundarten und Wanderungen der Zigeuner. Ihre Sprache ist verwandt mit sieben neuindischen Idiomen: Hindi, Mahratta, Pendschabi, Sindhi, Guzerati, Bengali, Orissa.

Es ist nicht genau nachgewiesen, wann sie ihre indische Heimath verlassen haben, ob, wie Einige meinen, schon um die Zeit von Christi Geburt oder auch schon früher; gewiß ist, daß die erwähnten sieben resp. acht Sprachen sich in Indien unter analogen Verhältnissen und Bedingungen entwickelt haben. Der Ausgang der Zigeuner muß in eine Zeit gefallen sein, da jene Sprachen oder Mundarten sich schon gebildet hatten, also um etwa 1000 nach Christus.

Auf ihrer Landstreicherbahn haben die Zi-

geuner unterwegs in allen Gegenden sprachliche Zuthaten sich angeeignet, insbesondere für Gegenstände, die ihnen in ihrer Heimath unbekannt waren. Diese Zuthaten zeigen uns, welche Länder sie auf ihren weiten Zügen durchstreiften, z. B. Persien und Armenien, wo sie längere Zeit verweilt haben. Als sie Europa betraten, kamen sie zunächst in Gegenden, wo allgemein Griechisch verbreitet war und so kann man bei den Zigeunern in allen Ländern Europas griechische Ausdrücke nachweisen. Daß sie im Jahr 1417 in unserm Erdtheile vorhanden waren, unterliegt keinem Zweifel; Miklosich nimmt an, daß das schon weit früher der Fall gewesen sei. Im griechischen Sprachgebiete haben sie sich längere Zeit aufgehalten; sie haben dort den Artikel o, i angenommen, welchen die neuindischen Sprachen und die asiatischen Zigeuner nicht kennen. Wir haben die Notiz eines Franziskanermönchs aus dem Jahre 1322, die nur auf die Zigeuner Anwendung finden kann; schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts kommt ihr Name vor. Man begegnet ihnen auf Kreta 1322, auf Korfu 1346, in der Walachei 1370.

Die verschiedenen Völker haben sich diesen überall unwill-



Zigeunerin aus Bulgarien.

kommenen Gästen gegenüber auch sehr verschieden verhalten. Der Türke läßt ihnen eine gleichgültige Behandlung angedeihen; der Albanese verachtet sie und mag sie gar nicht leiden; bei den Walachen und Magyaren befinden sie sich wie zu Hause, und das magyarische große Stadtdorf, oder sollen wir sagen die Dorfstadt, Debreczin wird als ihre Hauptresidenz betrachtet. In Rußland sind sie zahlreich; auch bei den Polen und Ruthenen leben sie gern. Der Franzose sucht sich ihrer, wo er kann, zu entledigen, in Deutschland werden diese „Tatern“ nur mit Widerwillen angesehen; Spanien aber gilt ihnen für ein Paradies. In Großbritannien sind sie nicht zahlreich.

Miklosich theilt die europäischen in dreizehn Gruppen.

1. Griechische. Im osmanischen Reiche beträgt ihre Zahl (natürlich annähernd) 107,000 Köpfe; davon sind nur etwa 2600 ansässig. In Serbien bekennen sie sich — immer nur äußerlich, wie überall — theils zum Christenthum, theils zum Mohammedanismus; in den Städten dort sprechen sie auch serbisch.

2. Rumänische. Ihre Sprache ist so vielfach mit griechischen Wörtern versetzt, daß man annehmen muß, sie seien nach der Walachei und Moldau aus griechischem Sprachgebiete gekommen. Sie treten, wie schon angegeben, um 1370 auf. Das Gesetz von 1856 hat sie für frei erklärt; sie zählen etwa 200,000 Köpfe, und 2500 in der Bukowina.

3. Ungarische. Diese kamen aus Griechenland und der Walachei, wann, ist unbestimmt, aber im Jahr 1417 waren sie da.

4. Mährische und böhmische; kamen aus Ungarn.

5. Deutsche; aus verschiedenen Gegenden gekommen, 1417.

6. Polnische und lithauische. In Polen treten sie 1501 auf; viele Bemühungen sie auszutreiben waren vergeblich; 1791 machte man Versuche, sie zu einem seßhaften Leben zu bringen. Auf Polen rechnet man etwa 15,000, auf Lithauen 10,000 Köpfe, was vielleicht zu hoch angenommen ist.

7. Russische. Im Jahre 1834 mehr als 40,000 Köpfe, wovon über ein Drittel auf Bessarabien entfällt.

7. Finländische.

8. Skandinavische; in Schweden sind sie schon im ersten Drittel des funfzehnten Jahrhunderts aufgetreten.

9. Süditalienische.

10. Baskische; es ist nachzuweisen, daß sie seit 1534 in Nordspanien sind.

11. Spanische; 1447 schon in Barcelona; in catalonischen Urkunden werden sie für Griechen gehalten. Im Jahre 1499 wurde ihnen gesetzlich befohlen sich in Städten anzusiedeln oder binnen sechszig Tagen das Land zu verlassen. Im Jahre 1633 verbot man ihnen, sich Gitanos zu nennen und ihre Sprache zu reden. Ueberhaupt haben sie in Spanien schweren Druck erfahren; sie sind aber da und bleiben.

12. Französische. Eigentlich nur in Lothringen.

13. Englische und schottische; seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.

Die Ranqueles-Indianer auf den argentinischen Pampas.

III.

Die Religion der Ranqueles deutet schon auf eine nicht allzuniedrige Culturstufe. Sie kennen einen guten und einen bösen Gott; den ersten nennen sie Cuchauentru, der große Mann, oder öfter Chachao, Allvater; sie sagen von ihm, er sei allgegenwärtig, unsichtbar und untheilbar, er sei sehr gut, und es sei Pflicht ihn zu lieben. Der böse Geist ist der Gualichu, welchem sie nicht, wie die Christen es zu thun pflegen, eine Form geben. Sie bezeichnen hiermit vielmehr ein böses selbstwilliges Princip, und fürchten es und verehren es, um es zu versöhnen, mehr als den guten Gott. Jedes körperliche Uebel, jedes Mißgeschick, jeder Todesfall wird dem Gualichu zugeschrieben, den man durch Opfer von Pferden, Stuten, Rindern, Ziegen und Schafen zu versöhnen sucht. Wenigstens muß dieses Opfer einmal jährlich dargebracht werden. Sie haben keine Tradition daß ihre Vorfahren je Menschenopfer darbrachten. Nur die alten Frauen machen hierin eine Ausnahme; kommt in einer Familie ein Todesfall vor, und befindet sich in derselben eine alte Frau — mag sie Gebieterin oder Sklavin sein —, so wird sie gewöhnlich geopfert. Es geschieht dies nicht öffentlich, sondern der Hausvater sucht sie heimlich abzufassen und schafft sie dann mit einem Messerstoß aus der Welt. Ist die alte Frau nun gar die Schwiegermutter des fürsorglichen Familienvaters, so geschieht das Opfern mit ganz besonderm Gusto, denn die Indianer glauben, daß der Gualichu ein specielles Vergnügen daran finde, in dem Körper solcher Frauen seinen Sitz aufzuschlagen. Es ist deshalb auch Sitte, daß die Schwiegereltern ganz getrennt von den Schwiegersöhnen leben und sich gegenseitig weder berühren noch ansprechen dürfen.

Dem guten Gotte werden nur Trankopfer dargebracht; der Indianer unterläßt es selten, vor dem Trinken einige Tropfen zu verschütten, die dem Chachao geweiht sind.

Auch ist es Sitte bei ihnen, den guten Gott nicht in Congregationen sondern insgeheim anzubeten. Der Indianer geht allein in den Wald, und nur wenn er vollkommen sicher ist, daß kein menschliches Auge ihn beobachtet, theilt er sich seiner Gottheit mit. Sie haben keine Priester. Sie glauben an ein anderes Leben in Form einer Seelenwanderung. Die Besseren, d. h. bei ihnen die Reicheren, sollen im Süden des Rio Negro auferstehen. Damit dem Todten im andern Leben nichts fehle, begraben sie ihn mit seinem besten Pferde sowie mit seinen silbernen Kleinodien. Auch Pferde, Kühe und Schafe werden auf den Gräbern geopfert.

Die Gräber werden heilig gehalten, und keine Handlung gilt den Indianern für verabscheuungswürdiger als die Grabschändung.

Die tägliche Beschäftigung der Männer besteht in dem Eintreiben ihres Viehes, dem Zähmen von Pferden und der Straußen- und Guanacojagd, deren Federn resp. Felle sie zum Eintausche verschiedener Luxusartikel von Händlern gebrauchen. Aber jede dieser Beschäftigungen muß zur Seite stehen, wenn von einem Einfall in das Land der Wincas die Rede ist. Die besten Pferde werden dazu ausgerüstet, die Lebensmittel in tragbarer Form, gewöhnlich Charqui (gedörrtes Fleisch), zubereitet; es werden Kundschafter vorausgesandt, und eine solche Schlauheit entwickeln die Rothhäute auf diesen Zügen, daß sie selbst das Falkenauge des Gaucho täuschen, und man sie erst spürt, wenn sie viele Leguas im Rücken der argentinischen Forts die Estancias oder kleineren Orte der Argentiner plündern. Finden sie Widerstand, und können sie diesen überwinden, so zeigen sie sich sehr grausam und tödten dann die Männer und älteren Frauen, während sie die Kinder und junge Frauen mitschleppen. Ergiebt sich dagegen der Grenzbewohner in das Unvermeidliche und versucht keinen Widerstand, so begnügt sich der Wilde mit dem Raube und seinen Gefangenen, und läßt die Männer unangefochten. Aber sie müssen Alles lassen, und selbst das Hemd wird ihnen vom Leibe gezogen. Die Bewaffnung der Indianer besteht aus langen Lanzen und zuweilen erbeuteten oder eingehandelten Carabinern.

Das Schicksal der Gefangenen ist ein sehr trauriges. Sie werden vollkommen als Sache behandelt, und der

nene Eigenthümer hat Gewalt über Leben und Tod. Die Frauen dienen dem Wilden zum Zeitvertreib, bis er ihrer überdrüssig wird und sie dann an Stammesgenossen oder andere Stämme, selbst den chilenischen Araukanern, verkauft. Geschieht dieses nicht, so werden sie zum Hüten des Viehes und den niedrigsten Handleistungen verwendet. Die Lage der Armen verschlimmert sich ungemein durch den Haß der indianischen Weiber. Es ist selten, daß ein Indianer sich mit einer weißen Frau formell verheirathet, d. h. sie in die Reihe seiner legitimen Concubinen aufnimmt.

Die argentinische Regierung sowohl wie Privatpersonen senden zuweilen Expeditionen nach den Tolderias, um die Gefangenen auszulösen. Eine Menge Unglücklicher werden auf diese Weise befreit, aber häufig kommt es auch vor, daß die gefangenen Frauen, ihrer Kinder wegen, welche die Indianer unter keinen Umständen ausliefern, das Elend einer endlosen Sklaverei der Freiheit vorziehen.

Handel, Gewerbe und Ackerbau der Indianer sind noch sehr primitiver Art. Sie handeln mit den Indianern der südlicheren Stämme, mit den Araukanern, sowie mit den chilenischen und argentinischen Händlern, die ihr Land von San Luis aus zuweilen besuchen. Seltener kommen sie zum Zweck des Einkaufens selbst nach Villa Mercedes, San Luis oder Rio Cuarto. Ihren Stammesgenossen verhandeln sie gegen Pferde, Vieh oder Pampasstoffe die bei ihren Auszügen gegen Norden gefangenen Sklaven. Den Araukanern verkaufen sie auch ihr eigenes Vieh. Die weißen chilenischen und argentinischen Händler bringen ihnen Silber, Branntwein, Wein, Yerba-Maté, Zucker sowie einige Stoffe und fertiges Zeug, vorzüglich Flanellhemden, selten Schußwaffen und Pulver, da deren Verkauf an die Wilden von der argentinischen Regierung verboten ist. Dagegen geben sie Häute von Rindern, Schafen, Guanacos, Silberlöwen und Straußenfedern, oder auch Silbermünzen, welche sie als Lösegeld ihrer Gefangenen bekommen haben. In ihrem eigenen Verkehr coursirt kein Geld.

Ihr Gewerbe beschränkt sich auf das Weben der Pampastoffe, die sie zu ihrer Bekleidung, Ponchos, Vinchas 2c., verwenden. Sie verfertigen dieselbe aus Schafwolle, und die Gewebe sind so dicht und regelmäßig, daß sie auch von den argentinischen Landbewohnern gern getragen werden. Es ist dieses nur die Arbeit der Frauen. Sie färben die Stoffe auch sehr hübsch mit Farben, die sie aus Pflanzen zu bereiten verstehen. Die Indianer sind außerdem ganz geschickte Silberschmiede; der Kazike Ramon ist in dieser Beziehung wegen seiner Geschicklichkeit bekannt. Die Geräthe sowie das rohe Silber beziehen sie von den chilenischen Händlern und verfertigen den schon oben erwähnten Schmuck ihrer Frauen, sowie ihr silbernes Pferdegeschirr, welches sie sehr lieben. Halsketten — zuweilen zwei Zoll breit —, Brust- und Bauchriemen werden mit dickem Silber belegt, ebenso die Zügel und der Sattel vorn und hinten mit Silberplatten beschlagen; die Steigriemen werden durch ein silbernes Rohr gezogen, die Bügel bestehen aus massivem Silber. Ein solches Pferdegeschirr mit den obligaten großen silbernen Sporen kostet nicht weniger wie 300 bis 500 spanische Thaler und wird nur von den Kaziken oder sehr wohlhabenden Indianern benutzt. Ueberhaupt ist der Sattel nur ein von den Gauchos importirter Luxusartikel; gewöhnlich reiten die Indianer sattellos. Dagegen brauchen sie allgemein eiserne, von den Händlern importirte Gebisse.

Hierauf und auf das Schnitzen hölzerner Teller und kleiner roher Hausgeräthe sowie auf das Verfertigen ihrer Lanzen, deren Schaft aus Rohr und deren Spitze aus importirtem Eisen besteht, beschränkt sich ihr Gewerbfleiß. Das Gerben des Leders verstehen sie nicht, und das Riemenzeug ihrer Pferde sowie ihre Lazos (Wurfschlinge) fertigen sie aus ungegerbtem aber mürbe geriebenem Leder.

Ihr Ackerbau beschränkt sich auf den Maisbau, der in sehr kleinem Umfang von den männlichen Gefangenen und auf die Weise der argentinischen Bauern betrieben wird.

Die Indianer besitzen eine ausgedehnte Rindvieh- und Schafzucht; sie verkaufen große Herden an die araukanischen Indianer, und versehen sich dann selbst wieder auf einem Raubzuge gegen die argentinischen Grenzbewohner. Da sie das Rindvieh gegen die ihnen nothwendig gewordenen Luxusartikel auszutauschen vermögen, so consumiren sie es ungern selbst und ziehen zu diesem Zweck das Stutenfleisch vor. Sie sorgen trefflich für ihr Vieh und scheuen keine Mühe, um demselben guten Weidegrund zu sichern. Der Stier ist ihr besonderer Liebling, und sie betrachten ihn als Sinnbild der Stärke und des Muthes, Eigenschaften, die sie allen anderen geistigen oder körperlichen Vorzügen voranstellen. Als der Kazike Mariano einst eine seiner Frauen züchtigen wollte, bekam er von seinem ältesten, zehnjährigen Sohne einen Messerstich, der ihn aber nur streifte. Der Kazike war so entzückt über den Muth seines Söhnchens, daß er seine frühere Wuth vergaß und ausrief: „Welch' hübsches Stierchen, welch' hübsches Stierchen!" Ebenso ist bei ihnen ein besonderes Compliment, wenn sie dem ankommenden Gaste zurufen: „Welch' ein großer Ochse!"

Beim Schlachten des Viehs gehen sie nicht mit unnöthiger Grausamkeit zu Werke, worin sich der argentinische Grenzbewohner so sehr hervorthut. Sie betäuben das Thier durch einen Schlag mit den Boleadores (steinernen Wurfkugeln) und durchschneiden ihm dann die Kehle.

Die Lieblingszucht der Indianer bildet jedoch das Pferd; sie verwenden große Sorgfalt auf seine Zähmung, und sie gelingt ihnen besser als den Gauchos. Erbeutete Indianerpferde werden an der Grenze höher wie die eigener Zucht geschätzt. Die Art der Indianer das wilde Pferd zu zähmen ist folgende: — Man bindet es mit einem kurzen und starken Stricke an einen Pfahl, und läßt es einige Tage stehen, damit es sich an die Knechtschaft und neue Umgebung gewöhne. Man sucht es dann zu streicheln und vertrauter zu machen. Gelingt dieses nicht, so wird ihm so lange das Futter entzogen, bis es die Scheu verliert und die Nähe des Menschen sowie seine Liebkosung duldet. Auch diese Periode dauert mehrere Tage; das Thier wird dann aufgezäumt und gesattelt, aber nicht bestiegen, sondern man läßt es wieder einige Tage ruhig stehen. Will sich die Scheu noch nicht legen, so wird wieder zur Einstellung des Futters gegriffen, und das Pferd kann nach wenigen Tagen mit Sicherheit bestiegen werden. Ein Rückfall wird durch Hunger, aber nie durch Züchtigung corrigirt.

Der Indianer auf der Wanderschaft steigt selten ab. Es ist für ihn die natürlichste Sache, den Rücken des Pferdes zu seinem Lager zu machen. Der Hals wird als Kopfkissen betrachtet und die gekreuzten Beine des Reiters werden über die Schenkel gelegt; stundenlang schlafen sie auf diese Weise. Selbst total betrunken ruhen sie in dieser Lage auf dem Rücken des Pferdes; der Instinct des Gleichgewichts verläßt sie auch in diesem Zustande nicht, und das Pferd ist so sanft und vernünftig, daß es mit seinen Bewegungen dem Zustande seines Herrn vollkommen Rechnung trägt. Langsam und vorsichtig, jede rasche Bewegung vermeidend, sucht es das Zelt des Reiters zu erreichen. Der Indianer braucht fast nie, außer bei der Zähmung, die den Gauchos unentbehrlichen Utensilien, wie Manea (Beinfessel), Bozal oder

Cabestro (Halfter), mit denen jener dem alleinstehenden Thiere die Füße fesselt oder es sonst sichert.

Die Indianer sind sehr gute und verwegene Reiter; bei ihren Festlichkeiten vollführen sie Kunststücke, die einem Kunstreiter zur Ehre gereichen würden; sie galopiren, auf dem Rücken des Pferdes stehend, und wissen bei ihren Attaken in Carrière den Körper zur Seite des Pferdes so zu verbergen, indem sie an einem Bein über dem Rücken des Thieres hängen, daß man in verhältnißmäßig kurzer Entfernung nur eine Herde reiterloser Pferde zu sehen glaubt. Schon oft hat sich der Gaucho auf diese Weise täuschen lassen.

Mit dem Lazo und den Boleadores weiß der Indianer außerordentlich gut umzugehen. Die Boleadores schleudert er auf große Entfernungen und dieselben sind auch eine seiner Hauptwaffen im Kriege und auf der Jagd. Er hat deren zwei Arten. Die eine besteht aus drei faustgroßen mit Leder überzogenen Steinen, die an zolldicke und drei Fuß lange lederne zusammenlaufende Stricke befestigt werden. Sie nehmen den kleinsten der drei Steine in die Hand und indem sie die anderen über dem Kopfe rasch drehen, werfen sie die Bolas bis zu einhundert Schritt ab. Die zusammengebundenen Steine verwickeln sich mit den Stricken derart um Körper oder Beine des Opfers, daß an ein Entkommen nicht zu denken ist. Die andere Art der Boleadores besteht aus einem einzigen Stein und einem drei Fuß langen Strick; auch Eisen und Blei werden anstatt der Steine benutzt und diese Bola werfen sie im Handgemenge ohne den Strick loszulassen. Diese Boleadores sind eine Urwaffe der Indianer, während der Lazo (Lasso) von den Spaniern gleichzeitig mit dem Pferde eingeführt wurde. Ebenso war jenen vor Ankunft der letzteren die Lanze unbekannt; sie bedienten sich der Wurfspieße, deren sie sich jedoch heute kaum noch erinnern.

Douglas Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschgar.

I.

A. Am 29. September 1873 hat die von der Regierung Indiens ausgerüstete Mission nach Ostturkestan Leh, die Hauptstadt von Ladakh, verlassen; nachdem sie Schwierigkeiten aller Art überwunden, erreichte sie Jarkend am 8. November, verweilte dort einige Wochen und hielt am 9. December in Kaschgar feierlichen Einzug. Der Empfang war glänzend und der von den Engländern beabsichtigte Erfolg ist da.

Wenn wir die im Verlaufe der letzten Monate nach und nach aus Hoch- und Centralasien zu uns gelangten Berichte im Zusammenhang übersehen, so gemahnt uns manches an die Schilderungen, welche Reisende im Mittelalter, wie Marco Polo, Rubruquis (Ruysbroek) oder Oderich, von Portenau entworfen haben und wir finden, daß Vieles, auch unter ganz veränderten Verhältnissen, in jenen Regionen geblieben ist, wie es seit vielen Jahrhunderten gewesen. Die politische Stellung der innerasiatischen Länder ist freilich in unseren Tagen eine völlig neue geworden; sie sind von Norden wie von Süden her europäischen Einflüssen ausgesetzt, welche sie platterdings nicht mehr abweisen können. Der Handel eröffnet sich immer weitere Bahnen und die drei Chanate im westlichen Turkestan sind zu Vasallen des Zar Moskoff geworden. Chokand, Buchara und Chiwa haben sich dem Willen desselben unbedingt zu fügen und seine Vorposten stehen in den Thälern und auf den Pässen des Thian schan, des Himmelsgebirges, in dessen Süden sich die weite Ebene Ostturkestans ausdehnt (der Kleinen Bucharei, Alti Scher), welche man heute auch wohl als Kaschgarien bezeichnet. Dieses Gebiet, Ost-Dschagatai, ist auf drei Seiten von Hochgebirgen umschlossen; nach Osten hin verläuft es in die spärlich bewohnten Steppen von Komul (Hamil) und in die Gobiwüste. Für den Durchzugshandel hatte es von jeher große Bedeutung und in seiner westlichen Abtheilung liegen wichtige End- und Centralpunkte für den Karawanenverkehr. Mehr als anderthalb Millionen Bewohner darf man für dieses zwischen 37 und 42° N. liegende Gebiet schwerlich annehmen; sein Flächenraum ist doppelt so groß wie jener des deutschen Reiches.

In dieser Steppenregion hat oftmals eine Völkerwoge die andere verdrängt oder sich mit ihr vermischt; daher das bunte Durch- und Nebeneinander verschiedener Stämme und Sprachen mit ihren Gegensätzen, welche nur durch die gemeinsame Religion, den Islam, gemildert und einigermaßen ausgeglichen werden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts befehdeten die Herrscher der verschiedenen Chanate einander und diese Zerrüttung wurde von den Chinesen benutzt, sie allesammt zu unterwerfen. Die Truppen des Pekinger Kaisers hatten in den Jahren 1754 bis 1758 die Dsungarei bezwungen, das Land zwischen dem Himmelsgebirge im Süden und dem Altai im Norden. Nachdem sie die bisher dort herrschenden Kalmücken unterjocht, überflutheten sie auch die kleine Bucharei, welche sie seitdem als Thian schan nan lu, d. h. Provinz im Süden des Himmelsgebirges, bezeichneten. Sie hielten Besatzungen in vielen Städten und erhoben Tribut; im Fortgange der Zeit wurden viele von ihnen für den Islam gewonnen. Die alten Landesbewohner haben unablässig an den Ketten gerüttelt; im Verlaufe des letztverflossenen halben Jahrhunderts folgte in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen eine Empörung der andern. Indeß gelang es den Chinesen, die Aufstände in den Jahren 1826, 1847 und 1853 niederzuschlagen, als aber durch die Rebellion der Taïping das Blumenreich der Mitte in völlige Verwirrung gerieth, und als durch die Mohammedaner in den westlichen Provinzen Sze tschuen und Yünnan die Mandarinenarmeen in China selber vollauf beschäftigt waren, benutzten schon 1862 die Anhänger des arabischen Propheten die günstige Gelegenheit, sich abermals gegen die Fremdherrschaft aufzulehnen.

Die Chinesen hatten sich behauptet so lange es den Ostturkestanern an einer einheitlichen Leitung und an einem Krieger fehlte, der ihre bis dahin zersplitterten Kräfte einheitlich zusammenzufassen verstand und dessen Befehlen die einzelnen Häuptlinge sich unterordneten. Einen solchen Mann fanden sie an Jakub Beg.

Als die Russen vor zehn Jahren mit dem Chan von Chokand Krieg führten, diesem den nördlichen Theil seines Gebietes mit Taschkend abnahmen und damit Herren des Syr Darja, Jaxartes, wurden, leistete ihnen der chokandische General Jakub Beg tapfersten Widerstand bei Vertheidigung einiger festen Plätze. Nachdem der Chan von Chokand sich fügen mußte, verließ der mit vielen Wunden be-

deckte Mann seine Heimath und zog über das Gebirge ins Land Alti Scher, wo er in Kaschgar mit Jubel empfangen wurde. Die Aufständischen schaarten sich um ihn, sie gewannen frischen Muth und neue Kraft, er aber führte den Krieg gegen die Chinesen mit solchem Geschick, daß nach Verlauf einiger Jahre diese ihre ganze Provinz Thian schan nan lu verloren hatten und Jakub Beg heute allgemein anerkannter Herr und Gebieter von Alti Scher ist, nachdem er im Verlaufe der letzten Jahre auch die östlichen Landestheile durch Waffengewalt unterworfen und deren Häuptlinge zur Ruhe gebracht hat *).

So ist es gekommen, daß mitten in Innerasien ein neues mohammedanisches Reich gegründet werden konnte, gewiß gegen Wunsch und Willen der Russen, welche soeben erst den Widerstand der westturkestanischen Emire gebrochen haben. Der neue Potentat kann sich der Chinesen, welche allerdings eine Wiedereroberung planen, mit verhältnißmäßig leichter Mühe erwehren; und Rußland, das in seiner asiatischen Politik bisher so umsichtig und folgerichtig zu Werke gegangen ist, wird gewiß mit einem so klugen und energischen Fürsten ein angemessenes Einvernehmen zu unterhalten und mit den Thatsachen umzugehen wissen, gleichviel ob dieselben ihm genehm sind oder nicht. Rußland hat im Verlaufe weniger Jahre seine Besitzungen in Asien in so großartiger Weise ausgedehnt, daß es im eigenen Interesse geboten erscheint, am Thian schan Halt zu machen und dieses Gebirge nicht zu überschreiten. Russische Kaufleute können ungehindert Kaschgar und Jarkend besuchen; Jakub Beg hat vor zwei Jahren willig einen Handelsvertrag abgeschlossen und in demselben den Wünschen des Sanct Petersburger Cabinets Rechnung getragen; auch ist der friedliche Verkehr zwischen beiden Theilen bislang nicht gestört worden.

Die indische Regierung in Calcutta hat die Wandelungen, welche sich in Innerasien vollzogen, aufmerksam verfolgt; dazu veranlaßte schon die Handelsrivalität mit Rußland. Beide Theile trachten ja seit langer Zeit danach, den Absatz ihrer Waaren auf dem turkestanischen Bazar zu steigern und bis jetzt ist das letztere entschieden im Vortheile.

Als der tapfere Kuschbegi sich den Titel Atalik Gasi beigelegt hatte und Gebieter von Kaschgarien geworden war, mußte er sich über die von ihm zu befolgende Politik klar werden. Lange Zeit hat er geschwankt und bedächtig zurückgehalten, bis er einen genauen Einblick in die verwickelten Verhältnisse gewonnen. Rußland ist sein unmittelbarer Grenznachbar und mit diesem hat er sich verständigt; auf seiner Hut freilich bleibt er, ein Asiat durch und durch, nach wie vor. Wie aber sollte er sich England gegenüber stellen, das sich bemühete, von Indien aus Verbindungen mit ihm anzuknüpfen und die Karawanen der Jarkendis, denen günstige Bedingungen gewährt wurden, nach den nordindischen Märkten zu ziehen?

Wir haben im „Globus" die Reise, welche Shaw im Jahr 1868 nach Jarkend unternahm, die Wanderungen Hayward's und die erste Mission Forsyth's seiner Zeit ausführlich erörtert. Der letztere konnte nicht einmal zur Vorstellung beim Atalik Gasi gelangen und kehrte unverrichteter Sache von Jarkend zurück. Heute haben die Dinge eine ganz andere Gestalt gewonnen und die kluge Politik Englands ist offenbar mit Erfolg gekrönt worden.

Von allen sunnitischen Mohammedanern wird der Padischah in Konstantinopel als Oberherr aller Gläubigen anerkannt und sein Prästigium bei den Völkern ist groß. Jakub ist ein Eroberer, sein Bestreben, eine ausdrückliche Anerkennung, gleichsam eine Weihe dadurch zu erhalten, daß der Sultan ihn ausdrücklich anerkennt, leicht erklärlich. Deshalb schickte er 1873 einen seiner nächsten Verwandten, Seid Jakub, nach Konstantinopel, wo derselbe die wärmste Unterstützung von Seiten der englischen Diplomatie erhielt, und es bald erlangte, daß der Padischah, dieser Oberlehnsherr aller Gläubigen, den Beherrscher Kaschgariens ausdrücklich als gesetzmäßigen Fürsten dadurch anerkannte, daß er demselben den Titel Chan und die Würde eines Emir ertheilte. Wir gewinnen einen Einblick in die Politik des indischen Vicekönigs, wenn wir uns vergegenwärtigen, einmal, daß einige Gesandtschaften aus Kaschgar in Calcutta mit ausgesuchter Zuvorkommenheit behandelt wurden, sodann daß jener Gesandte des Atalik Gasi auf seiner Rückreise von Konstantinopel in Bombay landete und mit der englischen Gesandtschaft nach Kaschgar heimkehrte. Schon durch diese Thatsache war angedeutet und dem Volke kundgegeben, wie willkommen dieselbe sei.

So erklärt sich auch die wahrhaft glänzende Aufnahme, welche diesmal Douglas Forsyth in Jarkend wie in Kaschgar gefunden; sie sticht seltsam ab gegen die kühle Behandlung, welche man ihm vor wenigen Jahren angedeihen ließ *). Die verschiedenen Berichte über die Empfangsfeierlichkeiten lauten fast überschwenglich. Der Atalik Gasi ließ 15 Kanonenschüsse abfeuern, ganz gegen herkömmlichen Brauch; der Herrscher verrichtete seine Andacht in der heiligsten Wallfahrtsmoschee; er hatte nun die Würde eines Emir und den Titel Chan vom Oberherrn aller Gläubigen. Auch was dann folgte, war vortrefflich in Scene gesetzt. Forsyth, von seinen europäischen Begleitern in Staatsuniform gefolgt, überreichte Brief und Geschenke, welche Königin Victoria für den Emir bestimmt hatte; hundert Mann der Leibwache dienten als Ehrengarde. Forsyth übergab die Geschenke und das Schreiben, indem er mit einem Knie den Boden berührte, dann stand er auf und erklärte, daß er die Ehre habe, Seiner Hoheit ein Schreiben der Kaiserin von Indien und Königin von England zu überreichen; er hoffe, daß zwischen der Regierung der letztern und jener Seiner Hoheit die Beziehungen der Freundschaft und des guten Einvernehmens festgestellt werden würden. Der Emir, so sagen die Berichte, sah sehr vergnügt aus und entgegnete „mit freudestrahlendem Antlitz": „Allah sei gelobt! Ihr habt mir eine Gunst erwiesen. Ich fühle mich durch den Empfang des Briefes der Königin geehrt; ich bin ungemein befriedigt. Allah sei gelobt!"

Als Forsyth die Zuschrift des Vicekönigs von Indien, Lord Northbrook, dem Emir zustellte, sprach er Folgendes: „Als Seid Jakub sich in Calcutta befand und die Ehre hatte, mit dem Vicekönige zu sprechen, machte er diesen mit den Tugenden und den hohen Eigenschaften Ew. Hoheit bekannt. Seine Excellenz war ungemein befriedigt und hoch erfreut, dieselben zu erfahren. Und als Seid Jakub aus der osmanischen Hauptstadt zurückkehrte und als das Ergebniß seiner Sendung bekannt wurde, da war das eine Quelle noch größerer Befriedigung für Seine Excellenz. Nun erlaube ich mir, Ew. Hoheit den Glückwunsch zu sagen von Seiten Ihrer Majestät der Königin, des Vicekönigs und des ganzen englischen Volkes! Glücklich sei Ihre Würde als Emir und Ihr Titel als Chan. Möge die Sonne Ihres Staates immer glänzend strahlen!" Darauf antwortete der Emir zweimal: Allah sei gelobt, daß er sich hoch-

*) Die Turkestaner hatten einen Abkömmling der frühern Dynastenfamilie an ihre Spitze gestellt, Buzurg Chan, der sich aber ganz unfähig zeigte. Er ernannte Jakub Beg zu seinem Kuschbegi, d. h. Wesir, und mußte nach einiger Zeit diesem thatkräftigen Manne weichen.

*) Ueber Forsyth's Expedition im Jahre 1870 siehe „Globus" XXIV, S. 90, 105, 121, 143.

geehrt fühle und daß dies Alles ein großes Vergnügen für ihn sei.

Bezeichnend ist, daß der Atalik Gasi längst wußte, der Sultan habe ihn mit der Würde eines Emirs beehrt, und somit als legitimen, unabhängigen Fürsten anerkannt; aber seinem Volke verkündigte er das feierlich erst, als die großartig ausgerüstete englische Gesandtschaft bei ihm in Kaschgar war; hier wurde dann auch dem Volke kund und zu wissen gethan, daß die Kaiserin von Indien ihm einen eigenhändigen Brief geschrieben habe.

England und der Sultan also haben den Emir von Kaschgarien anerkannt; er ist ihr Verbündeter, und die britische Regierung, welche in Peking Einfluß übt, hat nun die Obliegenheit und Pflicht, ihn im Nothfalle zu schützen und zu stützen. In Bezug auf die Handelsvortheile wird Forsyth in dem Vertrage, dessen Abschluß er gegen oder gleich nach Neujahr erwartete, nach solchen Vorgängen sicherlich Alles erhalten, was er irgend wünscht. Mühe genug hat er sich gegeben, Beschwerlichkeiten und Gefahren hat er in Menge bestanden; man kann in der That sagen: tantae molis erat um ans Ziel zu gelangen.

* * *

Bevor Forsyth von Leh aufbrach, hatte er die Capitäne Biddulph und Trotter und Dr. Stoliczka vorausgeschickt; sie beförderten die für den Atalik Gasi bestimmten Geschenke und gingen über den Tschangtschemnopaß. Er selber nahm seinen Weg über den Karakorumpaß und erreichte nach zwanzig sehr beschwerlichen Tagemärschen, in welchen er vier hohe Pässe überschritt, die Station Schadulla, wo Biddulph, dessen Route etwa einen Grad östlich von der seinigen lag, kurz vor ihm eingetroffen war. Die Strecke von Leh bis dorthin beträgt auf der Straße über den Tschangtschemno 358 Miles; dieser Paß und der über den Karatagh haben eine Höhe von 18,000 Fuß englisch; die Strecke über den Karakorum nur 294 Miles, und der höchste überschrittene Punkt hatte, auf dem Sujetpasse, dem letzten der nördlich von Schadulla liegenden, 18,237 Fuß. Diese Karakorumroute bot, wie wir weiter unten zeigen, ganz außerordentliche Schwierigkeiten dar und ohne die von Johnson, dem Commissair des Maharadscha von Kaschmir, getroffenen Vorkehrungen, der insbesondere Grunzochsen (Yaks) in hinreichender Menge geliefert hatte, wären sie vielleicht nicht zu überwinden gewesen.

Die Expedition zog über den Sasserpaß und durch die Gletscherregion am Flusse Schaiock (Shyok). Von dort zog eine Partie unter Johnson mit dem schwersten Gepäck über die Dipsangebene, auf welcher an vorher bestimmten Punkten Vorräthe niedergelegt worden waren; die andere Partie ging am Schaiock aufwärts nach Gopschan und kam ohne erhebliche Beschwerden über die eingestürzten Gletscher bei Komadan; doch hatten die Pferde viel auszustehen, weil sie durch manche mit Eisschollen und Blöcken treibende Flüsse waten oder schwimmen mußten und dabei einzufrieren Gefahr liefen. Dieser Gletschereinsturz ereignete sich vor etwa 15 Jahren; er versperrte für längere Zeit den Lauf des Schaiock und als dann die gewaltige Wassermenge durchbrach, schwoll der Indus mächtig an, dieser drängte den in ihn mündenden Kabulfluß zurück und die dadurch bewirkten Ueberschwemmungen richteten im Pendschab große Verheerung an.

Am 11. October waren die verschiedenen Partien in Daolat Begaldi, wo sie in 15,839 Fuß Höhe bei strenger Kälte eine höchst unangenehme Nacht verlebten und am andern Morgen über den Karakorum gingen. Am Wege lagen viele Gerippe und ausgetrocknete Leichen von Thieren, auch Menschenskelette fand man. Als eben der Paß überschritten war, fiel ein gewaltiger Schneesturm ein; während desselben kamen sechs Pferde ums Leben. Am 15. October wurde Forsyth am untern Sujet von Beamten der Gouverneure von Samdscha und Jarkend begrüßt und mit einem reichlichen Dastarchuan, d. h. einem Mahle, bewirthet. Die nun vereinigte Partie bestand aus 350 Mann und 550 Thieren; der Einzug in die Stadt Jarkend sollte mit 120 Mann und 250 beladenen Thieren gehalten werden; die Strecke von Schadulla am untern Sujet bis dorthin beträgt 240 Miles, auf welche man 16 Tagereisen rechnet. Forsyth war besorgt, ob der Gesandte des Atalik Gasi, Seid Jakub Chan, der am 12. October von Leh abgereist war, ihn noch werde erreichen und den höchst beschwerlichen Sasserpaß überschreiten können; Forsyth schickte ihm deshalb von Schadulla eine Anzahl seiner Leute dorthin um nach besten Kräften ihm behülflich zu sein. Er selbst hatte diesen „entsetzlichen" Sasserpaß am 7. October überschritten.

Die Städtenamen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Eine Skizze.

II.

Die zweite Periode der Geschichte des nordamerikanischen Continents beginnt mit der Gründung der Vereinigten Staaten.

Durch den Freiheitskampf und die errungene Unabhängigkeit entsteht ein eigentliches nationales Selbstgefühl. Die Bevölkerung verdichtet sich und ergießt sich immer weiter westwärts, die unerschöpflichen Hülfsquellen des Landes erschließend. Der rothe Mann und der Büffel weichen immer weiter nach Westen zurück und unter den Tritten der nachdringenden Weißen wachsen Orte und Städte gleichsam aus dem Boden der jungfräulichen Wildniß. Der Weiße nennt sich mit Stolz Amerikaner und die neu gegründeten Städte verewigen die Namen seiner „Helden" und Staatsmänner. Legion ist die Zahl der Städte, welche diese stolzen Namen tragen. Franklin, Monroe, Madison, Taylorsville, Tyler, Jacksonville, Jacksonport, Jackson, Fayetteville, La Fayette, Steubenville, De Kalb, Hamilton, Adamsville, Jefferson, Van Buren, kurz alle die bekannten Namen, vom größten, Washington, bis Lincoln, sie alle werden verewigt durch Städte. Bancroft, Prescott, Irving, die großen Schriftsteller, auch sie haben Städten ihren berühmten Namen geliehen.

Immer neue Menschenwogen rollen von den östlichen Staaten westwärts in die ferne Wildniß und die neu gegründeten Städte empfangen die theuren Namen der östlichen Heimath; zerstreut über den ganzen Continent, der sich im-

mer dichter besiedelt, finden wir die Städtenamen des Ostens in recht ermüdender Wiederholung. Jetzt hat sich der Charakter der Namen geändert: ein hoch schwellender Patriotismus tauft die emporsprießenden Städte und das mächtig erstarkte Nationalgefühl ist stets bereit, die Namen der verdienten Söhne der Nation mit der monumentalen Schrift der Städtenamen ins Buch der Geschichte zu schreiben! Und dieses Nationalgefühl ist ein wesentlich republikanisches. Union, Liberty, Concord, Victory, Independence reden eine siegesbewußte republikanische Sprache. Und sind nicht Namen wie Entreprise (Unternehmung), Economy (Sparsamkeit) und Competition (Concurrenz) charakteristisch für ein so unternehmendes und rühriges Volk?

Aber die amerikanischen Republikaner vermögen nicht allein den ungeheuern Continent zu füllen und der Civilisation zu erschließen; die Nationen Europas helfen am Fortbau des Riesenwerks und ihre zahllosen Einwandererschaaren bauen mit Bienenfleiß an der neuen „Weltrepublik“(!). Und auch davon zeugen die Städtenamen. Wir finden hier wieder die glänzenden Namen der Städte des alten und neuen Europa: Florence, Paris, London, Petersburg, Moscow, Berlin, Vienna, Francfort, Geneva (sogar am Geneva Lake), Madrid, Lisbon, Genua, Havre, Versailles; Athens, Sparta, Corinth, Ithaka und Olympia gedenken des alten Griechenland, Rome und Herculaneum des alten Italien; Carthago, Memphis, Cairo und Alexandria erinnern an das alte und neue Afrika; Palmyra, Babylon und Sardis, die längst verschwundenen Städte, sie leben wieder in der neuen Welt; Damaskus gedenkt des jetzigen Asien. An Südamerika erinnern Lima, Peru und Valparaiso und wer dächte nicht an China bei dem Namen Mandarin!

Auch die Namen der großen Männer der außeramerikanischen Geschichte werden durch amerikanische Städte verewigt: Napoleon von Marengo bis Waterloo und Helena. Columbus, dem geographischen, und Humboldt, dem wissenschaftlichen Entdecker der neuen Welt wird sattsam Ehre und Gerechtigkeit zu Theil. Hermann und Ypsilanti, Homer und Esopus, Ulysses, Hannibal, Solon und Seneca, der schlichte Pfarrer Oberlin und die Apostel Paulus und Petrus — amerikanische Städte tragen ihre ruhmvollen Namen! Und wie lange wird es währen, bis eine amerikanische Stadt auch den stolzen Namen Bismarck trägt *)?

Den christlich-protestantischen Charakter der amerikanischen Nation verbürgen auch jetzt noch die vielen biblischen Namen: Canaan, Zion Hill, Ararat, Lebanon, Bethlehem, Salem, Mount Carmel, Jericho, Ephrata, Goliad, Palestina, Sarepta und Jerusalem! Daneben blühen aber auch republikanisch tolerant die alten Heidengötter und Göttinnen: der erderschütternde Neptun, die menschennährende Ceres, die rosenfingrige Aurora, die Glücksgöttin Fortuna und die Göttin des Sieges Victoria und zuletzt noch das altgermanische Paradies Walhalla! Aber auch der amerikanische Antichrist, der moderne Götze, der allmächtige Dollar ist verewigt in Dollar Point (bei Galveston in Texas). Auch ein anderer Allmächtiger, der die ganze Menschheit überlächelnde Gott Humor, hat einem kleinen See den heitern Namen Punch Bowl gegeben. Die beiden letzteren sind freilich keine Städtenamen; dagegen sind noch als Curiosa unter den letzteren zu erwähnen das berühmte Wort des Archimedes: Eureka, und der Name eines irdischen Machthabers: Constable.

Und nun möge noch eine kleine Blumenlese von indianischen Namen hier Platz finden, die urwaldkräftig allüberall durchbrechen durch das bunte Gewimmel von Namen der alten und neuen civilisirten Welt: Passamaquoddy, Narragnagus, Mattawamkeay, Ossipee, Naugatuck, Poquetanoc, Oneida, Cayuga, Canandaigua, Chautauqua, Tenawand, Hiawatha, Alleghany, Schuylkill, Susquehanna, Michigan, Huron, Mohawk, Chicago, Naukegan, Kenosha, Milwaukee, Manitowoc, Kevannee, Waupun, Winnebago, Chippewa, Menomonee, Oshkosh, Wausau, Walla Walla und Talahassee! Will der geneigte Leser noch mehr der Namen aus der Sprache des rothen Mannes? Dann werfe er einen Blick auf die amerikanische Karte: sie bilden dort einen wahren Urwald!

So lesen wir in den nordamerikanischen Städtenamen den Antheil der verschiedenen Nationen an der großen Arbeit der Civilisirung des neuen Continents. Wir sehen, daß die Spanier im Süden und Westen, die Franzosen von Norden durch die Mitte des Continents bis nach Süden das große Werk begonnen, daß sie aber die Fortsetzung der siegreich sich erhebenden britischen Nation überlassen mußten, die es im Verein mit den übrigen germanischen Völkern Europas mächtig weiter und der Vollendung entgegenführte. Wir sehen auch hier, auf der andern Hälfte der Erde, jenen welthistorischen Proceß sich entwickeln, der in der Zurückdrängung der südlichen, romanisch-katholischen Welt durch die nördliche, germanisch-protestantische Welt sich darstellt. In der Periode der Colonien zeigen uns die Namen die verschiedenen nationalen Elemente getrennt und selbständig; mit der Periode der Staatengründung beginnt auch eine neue Periode in der Benennung der jetzt mit wunderbarer Schnelligkeit entstehenden und wachsenden Städte und die Nivellirung aller fremden nationalen Namen durch die (— unangenehme, fast widerwärtige —) englische Aussprache. Die Namen der Städte erzählen uns, wie erst die Republik jene energische Lebenskraft entwickelt hat, welche nöthig war, um den ungeheuern Continent zu bevölkern, und wie die außerenglischen europäischen Bevölkerungselemente aufgingen in dem neuen Nationalganzen, spurlos, wie die Skandinavier, oder dem werdenden Gebilde den eigenthümlichen Stempel ihrer Cultur aufdrückend, wie die Deutschen, je nach ihrer nationalen und culturhistorischen Bedeutung. Ohne alle Bedeutung in dieser Hinsicht bleibt selbstverständlich das afrikanische Bevölkerungselement, die Neger: sie konnten niemals zur Städtegründung gelangen und nur der Städtegründer ist auch der Städtebenenner.

Betrachten wir nun, wie die amerikanischen Städtenamen gebildet werden!

Die Benennung der menschlichen Wohnsitze ist uralt. Sie entspringt dem allgemeinen Triebe des seines Selbst sich bewußten Menschen, sich und das Seine nennend vom Andern zu unterscheiden. Nicht nur Städte und Ortschaften haben ihre Namen, sondern auch jeder einzelne Hof, jedes Gut, jede Farm hat einen der örtlichen Lage entnommenen Namen oder trägt denjenigen ihres Besitzers. (In vielen Städten der Schweiz und ganz Deutschlands haben selbst einzelne Privathäuser [nicht etwa Wirthshäuser] der Stadt ihre besonderen Namen, z. B. Grüner Berg, Steinbock, Riese, Frohe Aussicht, Zuflucht ꝛc.) Und überall finden wir ein doppeltes Motiv der Benennung, ein historisches und ein locales. Am deutlichsten zeigt sich die Einheitlichkeit der Benennungsweise bei den Ortsnamen verwandter Völker. So herrscht eine große Uebereinstimmung in der Namenbildung an der deutschen Nordseeküste, dem alten Sitze der Eroberer Englands, und in England. So entsprechen sich die zur Ortsnamenbildung verwendeten Localbegriffe: burh, byrig, und englisch burgh, borough; vic, Stadt, Flecken, und eng-

*) Schon seit drei Jahren giebt es ein Bismarck und zwar am obern Missouri. Diese Stadt ist gegenwärtig Endpunkt der nördlichen Pacificbahn. A.

lisch wich und wick, z. B. Sandwich, Berwick und Schleswick; bryeg und englisch bridge, z. B. Cambridge und Gladebrügge in Holstein; haven und haven, z. B. Neuhaven und Cuxhaven. (Weitere Beispiele finden sich in Fiedler's Englischer Grammatik I, S. 22 und 23.) Dieselben und ähnliche Localbegriffe, mit welchen deutsche und englische Ortsnamen gebildet werden, finden wir auch in den englisch-amerikanischen Namen. Die Bildung dieser Namen geschieht entweder mittelst Zusammensetzung zweier Benennungsbegriffe, eines historischen und eines localen, oder auch zweier localen, oder schlechtweg durch einen Benennungsbegriff.

Das historische Motiv ist das vorherrschende bei den Zusammensetzungen, in welchen ein Name mit einem allgemeinen Localbegriff (ville, burgh) verbunden wird. Diese Namen sind meist Personennamen und zwar in der Regel historische, doch finden sich auch Namen von Thieren, Pflanzen und andere. Die allgemeinen Localbegriffe sind town, abgeschliffen in ton, ville, City, das griechische polis (alle das deutsche „Stadt" bedeutend); ferner borough, boro, burgh, burg, bury (gleich dem deutschen „burg"), auch castle (aber selten), Fort und Village (Dorf), z. B. Uniontown, Charleston, Georgetown, Princeton, Jamestown, Homerville, Thomasville, Hartsville, Fayetteville; Sauk City, Humboldt City, Forest City; Annapolis, Indianopolis, Minneapolis; Homesborough, Wilkesboro, Statesboro, Williamsburgh, Philippsburg; Green Castle; Fort Wayne; Lake Village.

Bei dieser wie bei der zunächst folgenden Gruppe verwachsen entweder die Localbegriffe mit dem Namen oder sie treten appositiv neben denselben.

Bei der folgenden Benennungsweise ist das locale Motiv vorwiegend, wie ja auch bei derselben die Localität das Motiv nicht nur der Ortsbenennung, sondern offenbar schon der Ortsgründung ist. Hier wird die besondere Lage bezeichnet und zwar in der Ebene, im Thal, auf der Höhe u. s. w. durch die speciellen Localbegriffe: Prairie, field (Feld); dale, Valley (Thal); point, ridge (Rücken); Hill und Bluff (Hügel); wood (Wald), grove (Hain). Z. B. Long Prairie, Belle Prairie, Prairie du Chien; Springfield, Mansfield, Moorefield; Bloomingdale; Holmes Valley; Friars (das französische frères) Point; Trout Hill, Union Hill; Crocketts Bluff, Council Bluffs; Brownwood, Kingwood, Greenwood, Council Grove.

Die Lage am Meere bezeichnen: harbour oder harbor, haven, port, bay (Bai), beach (Strand), bank (Bank). Z. B. Egg Harbor, Neuhaven, Jacksonport; Greenbay, Sand Beach; Clay Bank.

Die Lage am Fluß wird benannt durch mouth (Mündung), doch nur in übertragenen Namen wie Portsmouth; landing (Landungsplatz), ferry (Fähre = die moderne Furt), crossing (canadisch-französisch, wie La Crosse = Uebergangsstelle), ford (Furt, nur in übertragenen Namen wie Frankfort); rapids (Stromschnelle), falls (Wasserfall). Hierher gehören auch Creek (Bach)), Springs (Quellen) und endlich Mills (Mühlen). Z. B. Mays Landing; Harpers Ferry, Hickmans Ferry; Emigrants Crossing; Suspension Bridge (Hängebrücke), Stockbridge; Grand Rapids, Cedar Rapids; Niagara Falls (das Dorf beim gleichnamigen Fall), Black River Falls, Beaver (Biber) Falls; Aquia Creek, Cedar Creek; Hot Springs (heiße Quellen), Saratoga Springs und Elicott Mills.

Bemerkenswerth ist, daß auch an den Eisenbahnen, jenen eisernen Flüssen, welche der Mensch an seinen Städten vorbeiführt und welchen er doch auch wieder mit seinen Ansiedelungen folgen muß, wie den natürlichen Flüssen, daß wie dort harbour (Hafen) und mouth (Mündung), hier station (Station) und junction (Vereinigungspunkt zweier Linien) zu Ortsbenennungen werden; z. B. Valley Station und Hanover Junction.

Die einfache Benennung geschieht durch Wiederholung eines schon vorhandenen Ortsnamens mit oder ohne New (Neu). Dasselbe finden wir in den Namen: Neuspanien, Neumexico, Nouvelle Orleans, Neuamsterdam, Neupfalz, Neulondon, Neuhampshire, Neujersey, Neubedford, Neusalem, Neuyork.

Das Streben nach möglichster Kürze in der Benennung führte bald dazu, historische Personennamen für sich, ohne alle Verbindung mit einem Localbegriff zur Ortsbezeichnung zu verwenden und zwar geschieht dies erst in der Periode der Vereinigten Staaten mit Namen aus der amerikanischen und allgemeinen Geschichte. Es muß dies als ein wesentlicher Fortschritt in der Benennungsweise bezeichnet werden. Hierher gehören die (schon oben angeführten) neuen und alten Namen: Columbus, Washington, Jefferson, Madison, Monroe, Franklin, Douglas, La Fayette, Hamilton, Lincoln, Prescott, Irving, Napoleon, Hermann, Ypsilanti; Ulysses, Homer, Esopus, Solon, Seneca.

Ja, es werden endlich sogar Abstracta auf diese Weise, ohne Verbindung mit einem Localbegriff, als Ortsnamen gebraucht; z. B. Union, Liberty, Independence (Unabhängigkeit), die freilich in der amerikanischen Geschichte einen concreten Inhalt erhalten haben. Ferner aber auch Friendship, Amity (Freundschaft), Enterprise (Unternehmung), Economy (Sparsamkeit), Competition (Concurrenz), Harmony, Trinity, Providence, ja im Lande der Wahlen selbst: Majority (Majorität). Hierher gehören auch die präcisirenden: Philadelphia und Arkadelphia.

Eine außerordentlich zahlreiche Classe bilden die vorgefundenen indianischen Namen, deren Erklärung hier nicht versucht werden soll. Zum Schlusse mögen noch die einheimischen Thiere und Pflanzen angeführt werden, welche in der Bildung amerikanischer Ortsnamen vorkommen. Es sind: Mustang, Beaver (Biber), Alligator, Antelope, Wolf, Elk (Elenthier), Buffalo (Büffel), Bear (Bär), Eagle (Adler), Blackbird und die Pflanzennamen: Cedar (Ceder) und Magnolia.

Aus allen Erdtheilen.

Die Versandung in der Bucharei.

In Rußland täuscht man sich nicht über die Tragweite dieser bedenklichen Erscheinung und der Reisende Ssobolew, der sie an Ort und Stelle beobachtete, hat in der russischen geographischen Gesellschaft Nachrichten über dieselbe gegeben. Mittheilungen aus seinem Vortrage stehen in der sehr inhaltreichen „Russischen Revue", welche so viele werthvolle Beiträge zur Kunde des großen Zarenreiches enthält. (St. Petersburg, bei Schmitzdorf.)

Ssobolew vernahm während seines Aufenthaltes in Samarkand vielfach Klagen der Bucharen über die mit jedem Jahre zunehmende Versandung ihrer Felder. Nicht selten werden in Folge heftiger Sandstüme große Strecken bewässerten und bebaueten Landes plötzlich mit einer mehrere Werschock

dicken Sandlage bedeckt. So ist der zum Chanat Buchara gehörende, vor Kurzem noch stark bevölkerte und reiche Bezirk (Tumen) Warandsi gegenwärtig zum größten Theile mit vielen Ansiedelungen vom Sande vollständig verschüttet, und die Bewohner waren gezwungen, auszuwandern. Ein anderer westlich von der Stadt Buchara gelegener Bezirk, Romitan, wurde 1868 plötzlich vollständig verwüstet und 16,000 Familien waren gezwungen, ihre Felder und Häuser zu verlassen und in der Richtung von Chiwa auszuwandern.

Es ist beobachtet worden, daß die Versandung am stärksten in der Richtung von N.-W. nach S.-O. vorschreitet und gegenwärtig die Stadt Buchara ernstlich bedroht. Diejenigen Einwohner von Buchara, die der Verfasser während seines Aufenthalts in Samarkand gesprochen, sind der festen Ueberzeugung, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, wann die Stadt Buchara verschüttet sein werde. Wenn auch einige von ihnen hoffen, daß die Gewässer des Canals von Serawschan dem Fortschreiten des Sandes Einhalt gebieten werden, so ist doch die Masse der Bevölkerung vom Gegentheil überzeugt. Machtlos gegen diese Gewalt der Natur, blind in ihrem Fatalismus, wartet die Bevölkerung des westlichen Theiles des Chanates in vollständiger Passivität die Dinge ab, die da kommen sollen. Da dem Verfasser genaue Daten über die Schnelligkeit und den Charakter des Vordringens des Flugsandes in Centralasien fehlen, so übernimmt er es nicht, den Zeitraum vorauszubestimmen, in welchem die Stadt Buchara voraussichtlich verschüttet sein wird. Nur dieses constatirt er, daß sich der Sand, und zwar nicht allein in der oben angegebenen Richtung von N.-W., sondern auch noch aus anderen Richtungen der Stadt immer mehr und mehr nähert.

Die nächste Folge der Versandung der Felder Bucharas ist, wie schon gesagt, die Auswanderung der Einwohnerschaft, und zwar vorzugsweise in den von den Russen besetzten Theil Turkestans. In den letzten vier Jahren sind aus Buchara und benachbarten Chanaten allein in den Bezirk von Serawschan gegen 60,000 Personen eingewandert. Nun ist aber die Bevölkerung dieses Bezirks an sich schon eine ziemlich dichte. An Stellen, wo sich eine gute Bewässerung befindet, beläuft sie sich auf 7000 Seelen auf die geographische Quadratmeile. Culturfähigen Boden giebt es aber in diesem Bezirke nur 145,000 Deßjätinen. Die Bevölkerung belief sich im Jahre 1872 auf 334,200 Seelen beiderlei Geschlechts, welches auf den Kopf 0,44, auf den Hof 2,2 bis 2,6 Deßjätinen culturfähigen Landes ausmacht. Was soll, fragt Ssobolew, geschehen, wenn zu dieser Bevölkerung noch 100,000 Einwanderer hinzukommen? Er hält dieses für sehr möglich und sehr wahrscheinlich, und zwar in nächster Zeit; denn die Versandung der Felder schreitet stetig vorwärts. Dabei ist die Uebersiedelung in die von Rußland besetzten Theile von Turkestan für die Bucharen eine sehr günstige. Sie wissen sehr gut, daß sie hier unter geregelten Zuständen leben und außerdem den Bedrückungen seitens der Geistlichkeit enthoben sein werden. Ssobolew bemerkt hier beiläufig, daß die Geistlichkeit bei den unteren Volksclassen sehr mißbeliebt ist.

Hauptsächlich zweierlei Ursachen tragen Schuld an dieser Versandung: einmal die Entwaldung, sodann die Zerstörung und Verschüttung der Canäle. Im Norden des Chanats Buchara gab es früher beträchtliche Waldungen, die aber im Verlaufe der letzten Jahre stark gelichtet worden sind, weil der Kohlenbedarf sich außerordentlich gesteigert hat. Die gelichteten Flächen befördern die Bewegung des Sandes. Im nördlichen und nordwestlichen Theile wirkt die allgemeine Entwässerung nachtheilig ein. Ssobolew fand dort Trümmer großartiger Canalanlagen, Anzeichen, daß jene Gegend einst reichlich bewässert und demgemäß auch stark bevölkert war. In erster Reihe sind wohl politische Ereignisse an der Zerstörung dieser Canäle Schuld gewesen und im Fortgange der Zeit haben dann Sandstürme das Ihrige dazu beigetragen, diese einst blühenden Landstrecken in Wüsteneien zu verwandeln. Als diese Wasserläufe verschüttet waren, blieb den Bewohnern nichts weiter übrig als fortzuziehen. Wenn man nicht für Wiederbewässerung sorgt, dann bleiben diese Landstrecken für alle Zeiten lediglich eine Sandwüste.

Dr. C. H. Berendt's Reise nach Centralamerika.

Dieser deutsche Gelehrte, der seinen Wohnsitz in Neuyork hat, war im Februar in Panama eingetroffen und wollte von dort zunächst nach Nicaragua und dann nach Guatemala reisen, um noch einmal diese Länder in Bezug auf Naturwissenschaften, Länder- und Völkerkunde gründlich zu durchforschen. Dr. Berendt hat volle zehn Jahre darauf verwandt, um ein Werk über die Region zwischen der Landenge von Tehuantepec und Honduras auszuarbeiten, und in demselben namentlich alle Zweige der großen Völkergruppe der Maya ins Auge gefaßt, welche für die alte Civilisation Amerikas von so entschiedener Wichtigkeit ist. Er hat die alten Ruinenstädte Copan, Palenque, Uxmal und viele andere besucht, einen großen Theil Centralamerikas nach allen Richtungen hin durchwandert und nach ihm sind viele der Wissenschaft bisher unbekannte Mollusken, Insekten, Vögel und Pflanzen entdeckt und benannt worden. Ganz besonders wandte er seine Forschungen der Ethnographie und Linguistik des südlichen Centralamerika zu und er hat in der ethnologischen Gesellschaft zu Neuyork im November einen Vortrag gehalten, der uns jedoch noch nicht gedruckt vorliegt. Er versuchte eine Identität nachzuweisen der noch heute geredeten Sprachen auf der weiten Strecke von der Darienbay und dem Tuyraflusse gen Norden hin bis Veraguas, also des Tule, Cuna, Chucunaque, Careta, Manzillo, San Blasidion, Bayano, Tole rc. Er hält dieselben allesammt für Mundarten derselben Sprache, welche die Spanier zur Zeit der Eroberung innerhalb jener Grenzen kennen lernten. In Nicaragua will Dr. Berendt über die Chorotegas ins Klare zu kommen suchen, welche man als ein verbindendes Mittelglied zwischen der von den Tolteken in Mexico repräsentirten Civilisation und jener der centralamerikanischen Indianer betrachtet.

Der Menschenraub in der Südsee.

Wir ersehen aus den Verhandlungen des englischen Oberhauses (vom 24. März), daß diesem Menschenraube auch jetzt noch kein Ende gemacht worden ist. Lord Carnarvon erklärte, daß unter den obwaltenden Verhältnissen daran jetzt noch nicht zu denken sei. Der Menschenhandel biete gar zu große Versuchungen, bringe großen Gewinn und häufig sei den Piraten gar nicht beizukommen. Indeß habe die im Jahre 1872 erlassene Acte immerhin schon manche Personen abgeschreckt, sich mit Menschenraub zu befassen. Der erste Artikel verbiete, Insulaner in britischen Fahrzeugen, die nicht einen besondern Erlaubnißschein erhalten haben, zu befördern; dem zweiten Artikel zufolge gilt das Verlocken und das gewaltsame Hinwegführen von Insulanern als Capitalverbrechen.

Durch die abscheulichen Handlungen der weißen Piraten ist überall die Erbitterung der schwarzen Leute auf den höchsten Grad gestiegen und Unschuldige müssen nun statt der Schuldigen büßen, wie nachstehender Vorgang zeigt. Das Schiff „Pluto" aus Sunderland hatte zu Neucastle in Neusüdwales eine Ladung Steinkohlen eingenommen, die nach Hongkong in China bestimmt war. Es scheiterte auf einem Korallenriffe, das sich außerhalb Neucaledoniens hinzieht, und wurde totales Wrack. Der Capitän bestieg mit seinem Schiffsvolke das große Boot, segelte bei steifem Südostmonsun nach den Salomonsinseln zu und gelangte nach Port Adam (Malayta). Hier gingen einige Matrosen ans Land, um Wasser zu holen, während das Boot unweit der Küste vor Anker lag. Sofort wurden die Matrosen von den Eingeborenen überfallen und niedergemacht. Der Capitän stach dann gleich mit seinem Boot in See, aber dasselbe rannte unglücklicherweise auf ein Riff, während die Insulaner

es in ihren Kähnen verfolgten, an Bord kamen und sämmtliche Leute, einen einzigen Matrosen ausgenommen, ermordeten. Dieser kam mit dem Leben davon in Folge eines bei den Wilden herrschenden Aberglaubens; diesem gemäß tödten sie Niemand, der nicht unverweilt an den ihm beigebrachten Wunden stirbt. Er ist dann tabu, unverletzlich, und das war also jener Matrose J. Collins. Sie schafften ihn ans Land und behandelten ihn gut. Um jene Zeit, etwa Mai oder Juni, erfuhr der Lieutenant Suckling, welcher mit dem von ihm befehligten Schiffe „Renard" bei der Banks-Gruppe kreuzte, von Missionären, daß bei Malayta ein weißer Mann bei den dortigen Insulanern sich befinde. Sofort steuerte er dorthin und erwirkte nach einigen Schwierigkeiten die Freilassung des Matrosen, nachdem derselbe etwa zwei Monate unter den Wilden gelebt, die ihn sehr gut behandelt hatten. Das Schiff „Renard" fuhr dann nach der Insel Mallikolo, wo er vier schiffbrüchige Matrosen befreiete, welche sechs Wochen lang von den schwarzen Wilden sehr gut behandelt worden waren. Sie wurden von diesen ausgeliefert für ein Lösegeld, das in neun Aexten bestand.

Wir finden es, nach den vielen von weißen Piraten verübten Abscheulichkeiten, sehr erklärlich, daß die Schwarzen von keinem mit weißen Leuten bemannten Schiffe sich des Guten versehen; sie sind schon gar zu oft getäuscht und arg betrogen worden. Dort, wo sie noch keine bösen Erfahrungen gemacht haben, zeigen sie sich dem Verkehr mit friedlichen Handelsleuten gar nicht abgeneigt, und wo sie sich überzeugt haben, daß die Missionäre es gut mit ihnen meinen und sich bemühen sie gegen Unbilden zu schützen, sind sie sehr dankbar dafür. Daß vor zwei Jahren Bischof Pateson ermordet wurde, spricht nicht gegen das eben Gesagte; er kam unvorsichtig auf eine Insel, deren Bewohner von den Piraten schwer heimgesucht worden waren und die dann keinen Unterschied unter den Weißen machten.

Aus Neugranada und Venezuela.

Neugranada oder, wie man amtlich sagt, die Republik Colombia meint es mit dem Bau von Eisenbahnen ernstlich. Zwischen Baranquilla und dem Hafen Savanilla ist die von Bremer Kaufleuten gebaute Bahn fertig. Für zwei andere sind Contracte abgeschlossen worden, nämlich für die von der Hauptstadt Bogota nach Facatativa, 16 Miles, und für jene von Cali, dem wichtigen Handelscentrum des reichen Caucathales, nach dem Hafen Buenaventura am Stillen Weltmeere. Die erstere wird von englischen Unternehmern gebaut und für die Ingenieure sind dort keine Schwierigkeiten vorhanden; das ist aber für die zweite in hohem Grade der Fall, weil diese über die sehr steile westliche Cordillere und deren jähen Abfall nach dem Meere hin geführt werden muß. Sie wird 80 bis 100 Miles lang und den Bau haben Nordamerikaner übernommen. Die Regierung garantirt für das angelegte Capital 7 Procent; die Amerikaner erhalten außerdem einen großen Strich Landes, in welchem sie reiche Kohlenlager vermuthen. — Zu Anfang des Jahres 1874 haben englische Ingenieure den Anfang mit Vermessung der großen nördlichen Linie gemacht, welche die überaus fruchtbare Agriculturgegend der Staaten Santander, Cundinamarca und Boyaca durchschneiden wird. Die Kosten sind auf 20 Millionen Dollars veranschlagt und zwar für ein schmalspuriges Geleise. Auch für diese Linie will die Regierung 7 Procent gewährleisten. Der Staat Santander will eine Provinzialbahn bauen, die sogenannte Paturia; ein Londoner Handelshaus übernimmt dieselbe. Die, wie bemerkt, von Bremern gebaute Savanillabahn deckte schon nach 18 Monaten alle Kosten und die Regierung hatte nicht nöthig, die garantirten Zinsen zu zahlen.

In Venezuela, wo unter Präsident Guzman Blanco Frieden herrscht, ist die Ernte des Kaffees, der bekanntlich sehr im Preise gesteigert worden ist, reichlich ausgefallen. Der Aquaduct, welcher die Hauptstadt Caracas mit Wasser versorgt, ist vollendet; in den Provinzen bauet man eifrig an Landstraßen und an der Bahn von Caracas bis zum Meere wurde fleißig gearbeitet.

Westindien.

Die Colonie Britisch-Guyana hatte nach der Zählung von 1871 eine Bevölkerung von 193,491 Köpfen; dieselbe hat seit 1861 um 45,465 zugenommen. Auf 109,000 männliche Personen entfallen weniger als 85,000 weibliche. Auf die beiden Städte Georgetown und Neuamsterdam kommen 42,000, auf die Plantagen 68,000, auf Dörfer und Weiler 83,000. Von dieser sehr bunten und gemischten Menge sind 44,000 in der Colonie geboren, 43,000 in Ostindien (Kulis), 13,000 kamen von den Antillen, gegen 8000 aus Madeira und von den Caboverden. Das portugiesische Element ist nicht unbedeutend; zu den von diesen Inseln gekommenen 7925 Portugiesen muß man ihre 4104 in der Colonie geborenen Kinder hinzurechnen; sie zusammen bilden also etwa den sechszehnten Theil der Bevölkerung. — Die Zahl der Europäer beträgt nur — 1444 Köpfe.

Auch auf Jamaica vermindert sich, wie in den übrigen westindischen Colonien, die Zahl der Weißen mehr und mehr; die Zählung von 1841, die wir als die genaueste betrachten können, ergab 377,000 Seelen, die von 1861 schon 441,000, und für 1871 finden wir 506,000 angegeben. Die Zahl der Neger betrug 346,374 in 1861 und sie hat sich in zehn Jahren um 46,333 vermehrt, da wir für 1871 schon 392,707 angegeben finden. Die Zahl der Mulatten ist um 19,281 Köpfe angewachsen, nämlich von 81,065 auf 100,346; jene der Weißen hat sich um 715 vermindert, denn sie ist von 13,816 auf 13,101 gefallen. — Auf der Insel waren 1873 mit Cinchonabäumen bepflanzt 56 Hektaren und weitere 40 Hektaren waren für die Bepflanzung vorbereitet; einige Bäume waren schon 12 Fuß hoch. Auch die Thee- und Jalapeplantagen sind in gutem Zustande.

Die Insel Barbadoes ist so dicht bevölkert, daß die Neger nicht, wie in vielen Gegenden Jamaicas, Wald und Busch finden, in welchem sie „squatten" können; sie müssen arbeiten, wenn sie nicht verhungern wollen. Auf 43,000 Hektaren wohnen 162,000 Menschen; 1861 zählte man 152,000 und etwa 20,000 sind außerdem nach anderen Antillen ausgewandert. Auch hier ist die Zahl der Weißen äußerst gering; sie betrug 15,824 Köpfe in 1851; in 1861 war sie um ein Geringes stärker, 16,594, im nächsten Jahrzehnt war sie auf 16,560 zurückgegangen.

Santa Lucia gilt für ungesund. Binnen zehn Jahren hat sich die Volksmenge von 26,674 Seelen auf 31,600 gehoben.

* * *

— In den Oasen der algerischen Sahara zählt man mehr als eine Million Dattelpalmen. — In Algerien waren 1870 schon 22,055 Hektaren mit Weinreben bepflanzt; die Trauben werden zumeist verspeist; die Weinproduction stellt sich auf etwa 100,000 Hektoliter.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Im Hinterindischen Archipelagus.

Ceram und die Aru-Inseln.

Die Gebirge auf Ceram. — Kilwaru ein oceanisches Venedig im Kleinen. — Waru-Waru auf Ceram. — Die Sagopalme und ihre vielfache Nutzbarkeit. — Die Alfurus als Kopfjäger. — Cockerell's Besuch auf den Aru-Inseln. — Seine Berichtigung irriger Angaben Wallace's.

Die Insel Ceram, eine der größten unter den Molukken, hat im Westen das Eiland Buru und im Süden Amboina, im Osten ist sie durch eine breite Meeresstraße von Neuguinea geschieden. Sie ist durchaus gebirgig und wird ihrer ganzen Länge nach von einem Gebirgsrücken durchzogen, von welchem viele kleinere Querketten und Ausläufer bis in die Nähe der Küste hinabreichen. Im östlichen Theile soll der Berg Nusaheli eine Höhe von 3000 Meter haben. Das Eiland ist fast ganz mit Wald bestanden und über das Innere besitzen wir fast gar keine Kunde. Die Holländer haben von Amboina aus einige Küstenplätze in Besitz genommen und große Cacaoplantagen angelegt.

Wallace besuchte im Jahr 1860 eine dieser Ortschaften, Awaiya an der Amahaybay, wo erst vor Kurzem Eingeborene aus dem Innern sich seßhaft gemacht hatten. Sie gingen nahezu unbekleidet und die Männer nahmen sich ganz stattlich aus. Sie machen aus dem krausen Haar einen runden, flachen Knoten, in den Ohren tragen sie daumengroße hölzerne Walzen, die roth gefärbt sind; auch haben sie Ringe von geflochtenem Gras oder auch von Silber an Armen und Beinen und Halsbänder von Glasperlen oder kleinen Beeren. Die Frauen lassen das Haar einfach so wie es gewachsen ist. Wallace schildert diese Eingeborenen als hochgewachsen, dunkelbraun und sagt, ihre Gesichtsbildung sei „stark Papua-markirt". Das letztere ist aber nicht der Fall bei den Köpfen, welche wir hier mittheilen, und Bickmore, den wir weiter unten anführen, scheint diese Ceramesen richtiger zu beschreiben.

Die Holländer halten in jedem ihrer Dörfer einen Schulmeister, gewöhnlich einen Amboinesen, und wir lesen, daß die Lehrstunden gut besucht werden. Solche Wilde, die man getauft hat, tragen den eben erwähnten Haarknoten nicht; sie bekleiden sich mit einer Hose und einem Kittelhemde. Nur wenige verstehen malayisch; die an der Küste liegenden Dörfer sind erst in der neuern Zeit von Eingeborenen gebaut worden, die man bewogen hat, aus dem Gebirge herabzukommen. Wenn Wallace behauptet, daß im Centrum der Insel nun noch ein einziges, einigermaßen gut bevölkertes Dorf vorhanden sei und außerdem noch ein paar andere im Westen und Osten lägen, so ist diese Behauptung offenbar nicht zutreffend und widerspricht anderen Angaben, die viel wahrscheinlicher sind. Er sagt: „Alle Bewohner der Insel seien nun am Meer ansässig." Im Norden und Osten findet man nur Mohammedaner, auf der Südseite, Amboina gegenüber, gelten die Leute für Christen. Die Holländer widmen den Eingeborenen Fürsorge und bemühen sich, die Lage derselben zu verbessern; sie bezahlen z. B. eingeborene Männer, welche im Impfen unterrichtet worden sind; früher

haben die Blattern viele Opfer hinweggerafft. Nach und nach ist es gelungen, den Anbau des Cacao und des Kaffees in Aufnahme zu bringen.

Wallace machte einen Ausflug nach Kilwaru, einem kleinen Eilande vor der Südostspitze von Ceram. Die Stadt, sagt er, erhebe sich wie ein oceanisches Venedig aus dem Meere. Wer sich ihr nähert, sieht keinen festen Boden und kein Grün; der Ort scheint auf dem Wasser zu schwimmen; er bedeckt die ganze kleine Insel mit seinen Häusern, die auf Pfählen stehen. Dort ist der Handelsverkehr recht lebhaft; Bugiskaufleute aus Celebes, dann auch Handelsleute aus Ceram haben sich dort angesiedelt, denn die Lage dieser „Sandbank“ ist vortheilhaft. Die Bewohner von Goram, welche auf verschiedenen Inseln Producte einhandeln, vertauschen dieselben hier gegen Tuche und Sagokuchen; sodann kommen Prahus aus Neuguinea, welche hier ihre Schiffsladungen assortiren; sie bringen namentlich Seewalzen (Tripang; Holuthurien) und die heilkräftige Masoirinde, wilde Muskatnüsse, Perlen, Schildpat, gewöhnlich auch Paradiesvögel. Die von Ceram bringen Sago, der dann nach den weiter östlich liegenden Inseln verschifft wird; auch Reis von Bali und Makassar ist am Markte. Die schon erwähnten Goramleute versorgen sich hier mit Opium, theils für eigenen Bedarf, theils für die Insulaner von Waigiu und Mysol, wo sie dieses Gift eingeführt haben. Skuners aus Bali kaufen Papuasklaven ein und die Bugis, diese Nomaden der See, kommen 500 Meilen weit her auch aus Singapore und bringen nach diesem fernen Orte chinesische Fabrikate und Baumwollenzeug, das in Manchester gewebt worden ist.

Das Dorf Waru-Waru, auf der Ostseite Cerams, liegt so recht im Mittelpunkte des großen Sagobezirkes, von welchem aus viele Inseln mit ihrem täglichen Brote versorgt werden. Die Sagopalme ist dicker und größer wie die Kokospalme, wird aber selten so hoch wie diese. Sie hat außerordentlich große, gefiederte, stachelige Blätter, welche



Eingeborner von Ceram.



Eingeborner von Ceram.

den Stamm manches Jahr lang vollkommen bedecken. Der Wurzelstamm ist kriechend wie bei der Nipapalme; wenn der Baum zehn bis funfzehn Jahr alt ist, schickt er einen gewaltigen endständigen Blumenkolben aus und stirbt dann ab. Er wächst in sumpfigem Erdreich oder auf felsigen Hügelabhängen in sehr feuchtem Boden und dort scheint er eben so wohl zu gedeihen, wie unter dem Einflusse von Salz- oder Brakwasser. Die Mittelrippen der ungeheuer großen Blätter sind für die Bewohner von außerordentlichem Nutzen und in mancher Hinsicht selbst dem Bambus vorzuziehen. Ein schönes Exemplar einer solchen Mittelrippe ist zwölf bis funfzehn Fuß lang und so dick wie das Bein eines Mannes. Man bauet ganze Häuser aus solchen Rippen; sie liefern vorzügliche Pfosten für das Sparrwerk des Daches; gespalten und mit guter Unterlage versehen, dienen sie als Fußböden und wenn man solche von gleicher Größe auswählt und dicht aneinander zur Füllung des Holzgebälkes als Pflöcke verwendet, sehen sie recht hübsch aus und geben bessere Wände und Verschläge ab als Bretter, da sie sich nicht ziehen und nicht gefärbt oder gefirnißt zu werden brauchen. Unsere Illustration veranschaulicht ein solches Haus. Die zusammengefaltete und an der kleinen Mittelrippe aneinander befestigten Blätter der Sagopalme verwendet man zur Herstellung des Atap, d. h. Daches. Das Mark des Stammes aber liefert für Hunderttausende von Menschen das tägliche Brot.

Man wählt einen ausgewachsenen Baum aus, der bald zur Blüthe kommen will, hauet ihn dicht über dem Boden um, nimmt Blätter und Blattstiele fort und schneidet an der obern Seite des Stammes einen breiten Streifen Rinde aus. Die dann offen zu Tage liegende markige Substanz hat an der Wurzel eine Rostfarbe; höher hinauf ist sie rein weiß, etwa so hart wie ein trockener Apfel und hat in Abständen von etwa 1/4 Zoll holzige Fasern. Dieses Mark wird mit einer Keule, an welcher ein Quarzstein befestigt ist, grob zerkleinert. Dabei fallen schmale Streifen Mark

ab, und wenn der ganze Stamm ausgehöhlt ist, bleibt nur eine etwa ½ Zoll dicke Haut zurück. Man gießt Wasser auf die Masse, knetet und preßt sie und wirft die Fasern fort. Die Masse hat nun eine leicht röthliche Färbung, wird zu walzenförmigen Klumpen von etwa dreißig Pfund Schwere geformt und kommt so als roher Sago in den Handel. Das aus Sago bereitete Brot hat einen milden Geschmack und hält sich Jahre lang. Ein Baum von mittlerer Größe giebt 30 Tomans oder Bündel von je dreißig Pfund, und jeder Toman giebt sechszig Kuchen; zwei der letzteren genügen um einen Mann zu sättigen, fünf gelten als volle Beköstigung für einen ganzen Tag. Ein Baum also, der 1800 Kuchen giebt, welche zusammen 600 Pfund wiegen, versorgt den Mann für das ganze Jahr mit Nahrung. Zwei Männer reichen aus, einen Baum in etwa fünf Tagen zu verarbeiten, und zwei Frauen, um das Ganze gleichfalls in fünf Tagen zu Kuchen zu verbacken. Auch der rohe Sago hält sich gut und kann zu jeder beliebigen Zeit verbacken werden. Demgemäß ist ein Mann im Stande, sich in zehn Tagen, ohne jede eigentliche Arbeit oder Anstrengung, seine Nahrung für ein ganzes Jahr zu bereiten. Die Sagobäume sind jetzt alle Privateigenthum; sie sind aber in solcher Menge vorhanden, daß sie Stück für Stück mit kaum drei deutschen Thalern (7½ Schilling englisch) bezahlt werden. Der Geldwerth eines Arbeitstages wird mit 5 Pence berechnet, somit kostet ihn sein Brot für das ganze Jahr nur wenige Thaler. Das ist allerdings ein großer Uebelstand; die Bewohner der Sagoländer stehen in jeder Beziehung weit hinter denen zurück, welche Reis bauen: „Viele genießen gar keine andere Nahrung als Sago und Fische, von denen das Meer liefert so viel man nur fangen will. Zu Hause haben die Leute wenig oder nichts zu thun; sie schweifen also umher, treiben Kleinhandel, fischen, und was die Bequemlichkeiten des Lebens anbelangt, so stehen die Sagoesser weit hinter den wilden Bergdayacks auf Borneo oder anderen barbarischen Stämmen im Archipelagus zurück“ *).

* * *

Der Nordamerikaner Bickmore**) hat eine Schilderung



Dobbo auf der Insel Wamma (Aru-Inseln).

der wilden Eingeborenen auf Ceram entworfen. Man bezeichnet dieselben auch als Alfurus, also mit dem Namen, welchen die Portugiesen allen Stämmen auf den Molukken beilegten, die ihrer Herrschaft nicht unterworfen waren. Der Reisende war in Gesellschaft des holländischen Residenten nach Ceram gekommen und in dem großen Dorfe Amahai wußte der dortige Controleur eine Anzahl solcher wilden Leute zu veranlassen, aus dem Gebirge an den Strand herabzukommen und einen Kriegstanz auszuführen.

Etwa zwanzig Alfurus fanden sich ein, darunter acht stämmige Krieger, die übrigen alte Männer, Frauen und Kinder. An Körpergröße und in ihrer ganzen äußern Erscheinung gleichen sie genau den Malayen; sie bilden offenbar eine Unterabtheilung der malayischen Race, nur ist ihre Hautfarbe dunkler und ihr Haar nicht schlicht und straff wie bei jenen sondern kraus aber nicht völlig wie das der Papuas. Sie tragen es so lang und dick, daß ihr Kopf ganz bebuscht aussieht. Wenn sie sich putzen, binden sie um das Haar ein rothes Tuch, das sie von den Küstenanwohnern erhalten und mit einer kleinen Muschel, der Nassa, schmücken. Die spärliche Bekleidung besteht aus einem Streifen von der innern Rinde eines Baumes, welche sie so lange mit Steinen klopfen, bis sie weich und undurchsichtig wird; man könnte sie für weißes, rauhes Papier halten. Solch ein Bekleidungs-

*) Der Sago bildet allerdings ein schweres Hinderniß für die Ausbreitung der Civilisation; er macht den Menschen das Leben allzuleicht. Das Mark tritt im fernen Osten des Archipelagus durchaus an die Stelle der Getreidearten. Das feinste wird geperlt, namentlich in Singapore, wo das Perlen von Chinesen besorgt wird; diese sind auch Erfinder desselben. Im Texte oben ist nach Wallace angegeben worden, zu wie vielerlei Zwecken der Baum verwendbar ist. Es mag hier hinzugefügt werden, daß der Abfall vom Marke dieses Sagus Rumphii, als sogenannte Ela, Futter für die Schweine giebt; wenn derselbe auf einem Haufen gährt, wächst auf ihm ein delicater Pilz; auch erscheint auf ihm ein weißer Wurm, der bei den Eingeborenen für einen Leckerbissen gilt. Ein solches Land bedarf keiner Ackerbauer und keiner Handwerker, keiner Anstrengung oder Mühseligkeit: durch die Sagopalme ist so ziemlich für Alles gesorgt und der Anreiz zu allem Höhern, zu jeder belebenden Thätigkeit wird gleichsam im Keime erstickt. A.

**) Travels in the East Indian Archipelago, London 1868, p. 203 seq.

streifen ist nur etwa 3 bis 4 Zoll breit und 3 Fuß lang, wird um den Leib geschlagen und fällt derart über die Schenkel, daß das eine Ende vorn auf die Knie herabhängt. Einige hatten über dem Elbogen einen Armring, der aus dem Stengel einer **Gorgonia** (Hornkoralle) verfertigt wird; an demselben waren lange, schmale Blätter befestigt und ein ähnlicher Schmuck hing an den Elbogen und den Rindenstreifen.

Jeder Krieger trug einen Parang (Hack- oder Haumesser), den er in der rechten Hand hoch emporhob; an seinem linken Arme hatte er einen 3 bis 4 Fuß langen aber nur etwa 5 Zoll breiten Schild, den er so vor sich hin hielt als wolle er einen Hieb damit auffangen. Der Tanz bestand in einer Reihenfolge kurzer Sprünge, rückwärts und vorwärts; manchmal schwenkten sie sich rasch um, als ob sie sich gegen einen Angriff von hinten wehren wollten. Bald wurden die tanzenden Krieger bei der Musik einer rohen Pfeife und dem immer rascher werdenden eintönigen Gesange der Weiber und Kinder in hohem Grade aufgeregt; sie schwangen ihre Hackmesser in der Luft, sprangen heftig hin und her, ihre Augen sprüheten gleichsam Feuer und in solchem Zustande zeitweiligen Wahnsinns würden sie eben so unbedenklich einen Menschenkopf wie ein Bambusrohr abhauen.

Denn diese Alfurus auf Ceram sind weit und breit berüchtigte **Kopfjäger**, bei denen ein abscheulicher Brauch zum Gesetze geworden ist. **Dieses verlangt, daß jeder junge Mann wenigstens einen Menschenkopf abgehauen haben muß, ehe er sich eine Frau nehmen darf.** Deshalb sind Köpfe ein sehr gesuchter Artikel. Schon ein



Dorf Waru-Waru auf der Insel Ceram.

Kindeskopf genügt, aber der Kopf einer Frau ist schon mehr gesucht und wird vorgezogen, weil man annimmt, daß sie sich leichter vertheidigen oder flüchten könne. Der Kopf eines Mannes aber wird noch höher angeschlagen und gar der Kopf eines Weißen gilt für den Beweis größter Tapferkeit und für das ruhmvollste Siegeszeichen.

Als die Holländer vor nun etwa zwanzig Jahren in der Lage waren, von der Sawaibay aus mit diesen Alfurus Krieg zu führen und dieselben ins Gebirge zurückdrängten, fanden sie in den Hütten zwei bis drei Mal mehr Schädel, als wahrscheinlich im ganzen Dorfe Einwohner lebten, Männer, Frauen und Kinder zusammengenommen. Ein Mann, der sich fürchtet allein auf die Menschenjagd auszuziehen, ladet dazu einige andere ein oder miethet sie, und mit diesen legt er sich bei einem andern Dorfe auf die Lauer bis zufällig Jemand vorüber kommt. Dann überfallen sie ihn, machen ihn nieder und nehmen den Kopf. Daraus entsteht begreiflicher Weise Todfeindschaft zwischen allen benachbarten Stämmen und die ganze östliche Hälfte von Ceram, wo das Kopfjagen im Schwange geht, ist unablässig Schauplatz endloser blutiger Fehden. Bekanntlich findet man den Brauch auch auf Borneo bei den Dayacks, wo jedoch nur **Männerköpfe** genommen werden; zur Feier jeder Geburt und bei jedem Leichenbegängnisse verlangt bei ihnen der Brauch das Herbeischaffen frischer Köpfe. Auf Ceram macht jeder Krieger, der einen Kopf abgeschnitten hat, auf den vorn herabhängenden Streifen der oben erwähnten papierähnlichen Bekleidung einen Kreis und ein Mann hatte deren vier. Bickmore deutete ihm an, er wisse sehr wohl was das bedeute, indem er viermal mit der Hand vor seinem Halse hin und

her fuhr und dann die Hand viermal emporhob. Der Wilde sprang sofort hin und her und freute sich wie ein Kind; er glaubte, der Weiße halte ihn für einen überaus tapfern Mann! Die nordamerikanischen Wilden, sagt er, sind civilisirte Leute im Vergleich zu diesen Teufeln in Menschengestalt.

* * *

Cockerell's Besuch auf den Aru-Inseln*).

H. G. J. T. Cockerell, ein in Australien bekannter Sammler von seltenen Vögeln und Naturalien für den englischen Markt, begab sich im December 1871 von Brisbane, der Hauptstadt der Colonie Queensland, aus in dem kleinen Schoner Naturalist nach den westlich von Neuguinea gelegenen Aruinseln und blieb daselbst vom 4. März bis zum 15. December 1872. Seine Beobachtungen verdienen um so mehr Beachtung, da sie Vieles berichtigen, was Capitain Stokes im Jahre 1839 und namentlich Wallace im Jahre 1857 dort wollen gesehen und erfahren haben. Es ist uns gestattet, aus dem Manuscript folgende Mittheilungen zu veröffentlichen.

Die drei Hauptinseln der Arugruppe bilden Tarongin, Maykor und Kobror. Tarongin ist die östlichste und wird von einer großen Anzahl von Eilanden, unter denen wieder Dorkey die umfangreichste ist, umgeben. Ich habe nur, sagt Cockerell, die Namen von dreißig verzeichnet, sah aber mehr denn hundert, darunter freilich manche sehr kleine.

Die Canäle zwischen den Inselchen sind meistens sehr



Wohnungen der Holländer und Amboinesen auf Ceram.

schmal. Bei Ebbe sieht man häufig Felsspitzen wie Kegel aus dem Wasser hervorragen, insbesondere an der Ostküste von Tarongin. Dobbo ist die einzige Insel, wo ein Schiff sicher vor Anker gehen kann**). Nach Westen zu nehmen die Inseln ab, sind aber doch viel zahlreicher, als die Karten angeben.

Ich fand nirgends einen Fluß oder Creek, mit Ausnahme auf Wannumbay, den man auch nur in der Länge einer halben Mile von der Mündung ab mit einem Boote hätte befahren können.

Wenn Crawfurd in seinem „Dictionary of the Indian Archipelago" die Bevölkerung von Aru auf 80,000 ansetzt, von denen der größere Theil als wilde Cannibalen das Innere der Insel bewohnen, so ist das eben nicht wahr. Die gesammten Bewohner dürften sich auf kaum mehr als 8000 belaufen, und das Wasser würde auch in den trockenen Monaten August, September, October sicherlich nicht für eine größere Seelenzahl ausreichen. Im Innern, welches aus Felsen und Schluchten ohne Bäume, Gras und Wasser be-

*) Die Aru-Inseln sind in den beiden letztverflossenen Jahren mehrmals von dem ausgezeichneten italienischen Naturforscher Beccari besucht worden und wir dürfen nach der Heimkehr desselben sicherlich manche werthvollen Aufschlüsse wie über Neuguinea, so auch über die Aru-Inseln von ihm erwarten. Daß Wallace in seinem in vieler Hinsicht ausgezeichneten Werke über den „Malayischen Archipelagus" nicht immer genau verfährt, ist ihm schon mehrfach, auch von holländischer Seite, nachgewiesen worden, und in obigem Aufsatze geht sein Landsmann Cockerell allerdings etwas scharf mit ihm um. — Von den Aru-Inseln kommen viele Paradiesvögel in den Handel, namentlich Paradisea rubra und P. aurea.

**) Aber Dobbo ist ja keine Insel, sondern Hafenstadt auf der Insel Wamma.

steht (Berge kommen nicht vor), wohnen überhaupt keine Eingeborene. Alles verwerthbare Land, wenn man es überhaupt so nennen kann, zieht sich nur der Küste entlang, und dahinter breiten sich Sümpfe mit hohem Baumwuchse aus, welche sich zur Regenzeit anfüllen. Von permanenten Wasserlöchern findet sich nirgends eine Spur, und nur auf Dobbo hat man wenige Brunnen gegraben, d. h. Löcher, in die aus den Sümpfen Wasser einsickert, welches man dann in großen irdenen Krügen sich absetzen läßt.

Die Dörfer, fünf bis zehn Miles von einander entfernt, sind sehr klein, indem sie bloß aus etwa vier Häusern bestehen, und die Bewohner sind oft genöthigt, dieselben wegen Mangels an Wasser zu verlassen. Das größte Dorf befindet sich auf Maykor und zählt fünf Häuser. Von Wegen, Brücken ꝛc. findet sich nichts vor.

Der Nordwestmonsun stellte sich am 15. December ein. Es blitzte, donnerte und regnete. Da ich um diese Zeit die Aruinseln verließ, so kann ich nicht angeben, wie lange die-



Paradisea aurea.

ser Wind vorherrschte, aber bei Cap York hörte er mit Anfang Februars auf. Von August bis December war das Wetter ausgezeichnet und auch eben nicht zu heiß, denn wir konnten zur Nachtzeit recht gut zwei wollene Decken vertragen.

Der Handel auf Aru ist in starker Abnahme und scheint dem Verschwinden nahe zu sein. Crawfurd bemerkt, daß, nach den ihm gewordenen Mittheilungen im Jahre 1840, alljährlich gegen 250 Schiffe Dobbo verließen, und Wallace in seinem bekannten Werke sagt, daß er daselbst im Jahre 1857 funfzehn Schiffe von Macassar und an hundert kleinere Boote aus Ceram, Goram und Ké angetroffen habe. Im Jahre 1872 liefen aus dem Hafen von Dobbo überhaupt nur neun für Macassar bestimmte Fahrzeuge aus, und außerdem etliche kleine Boote, die ohne irgend welche Befrachtung nach Ké abgingen.

Der Export im Jahre 1872 bestand hauptsächlich aus hartem Holz für den Schiffbau, und dann noch aus zwanzig Tonnen Perlmuscheln, zwanzig Tonnen Tripang, zwanzig Pfund eßbaren Vogelnestern und kaum so viel Pfund Schild-

pat. Letzterer, von der grünen Varietät der Schildkröte, ist nicht stärker als Papier und wird von den Chinesen und Japanesen zur Auslegung von Kästchen verwendet.

Wenn Wallace in seinem Werke weiter erzählt, daß „gongs, small brass canons, and elephant's tusks“ den Reichthum der Arubewohner ausmachen, mit welchen sie ihre Frauen kaufen und die sie als werthvolles Eigenthum vorsichtig aufbewahren, so gehört das ins Reich der Phantasie. Ich habe, entgegnet Cockerell, sorgfältige Erkundigungen eingezogen, aber nur in Erfahrung gebracht, daß Elephantenzähne den Eingeborenen völlig unbekannt sind. „Ich zeigte ihnen das Bild eines Elephanten und sie fragten mich, ob das ein Ochse oder ein Hirsch sein solle. (Auf den westlichen Inseln Oucia, Wassia und Warria trifft man eine sehr kleine Art Hirsche.) Ein chinesischer Kaufmann aus Singapore, den ich auf Aru kennen lernte und welcher hier seit acht Jahren regelmäßig verkehrt hatte, versicherte, daß ihm nie etwas von Elephantenzähnen vorgekommen sei.“



Paradisea rubra.

Was die bronzenen Kanonen anlangt, von denen Wallace spricht, so läuft diese Geschichte einfach darauf hinaus, daß ein Eingeborener auf der Insel Wokan, Dobbo gegenüber, eine Kanone dieser Art besitzt, welche er einmal von den Holländern für geleistete gute Dienste zum Geschenke erhalten.

Auch von Gongs, diesen chinesischen Schallbecken, fand ich bei den Eingeborenen nichts vor, denn die wenigen, welche mir zu Gesichte kamen, gehörten den des Handels wegen eingetroffenen Macassarleuten.

Was den Charakter der Bewohner betrifft, so kann ich ihnen nur das Zeugniß ausstellen, daß sie die ehrlichsten, nüchternsten, fleißigsten und überhaupt sittsamsten Menschen auf dem ganzen Rund der Erde (!!) sind. Obgleich meine Sachen ziemlich frei am Ufer umherlagen und die Eingeborenen, welche alle Tage in Gruppen kamen und gingen, Gelegenheit genug zum Nehmen hatten, so ist mir doch in der ganzen Zeit auch nicht das Allergeringste gestohlen worden. Es erscheint dies um so bemerkenswerther, als es keine Missionäre unter ihnen giebt.

Wenn Wallace die Aruinsulaner und vorzugsweise die auf der Insel Wannumbay zu durchaus wilden Leuten, „perfect savages“, stempeln will, so muß ich dagegen Protest erheben. Es sind vielmehr wohlgesittete, artige, stille Menschen, die immer bereit sind, einem gefällig zu sein. Dabei sind sie der Reinlichkeit in hohem Grade zugethan und waschen ihre Bekleidung tagtäglich wohl zweimal.

Wallace will wissen, daß Polygamie unter ihnen bestehe, obwohl der Mann in der Regel nur eine oder zwei Frauen besitze, welche von deren Eltern gegen eine Auswahl von Artikeln, unter denen sich irdene Gefäße, Tücher, Trommeln rc. befinden, gekauft wurden. Er irrt sich hier ebenfalls wieder. Man lachte herzlich, als ich mich nach der Vielweiberei erkundigte und fragte, ob die Frauen käuflich seien. Kein Arumann hat mehr als eine Frau, und von einem Kaufe ist nichts bekannt. Ueberdies spricht schon das ungleiche Zahlenverhältniß der Männer gegenüber den Frauen, welches auf diesen Inseln wie 6 : 1 (?) ist, gegen Polygamie. Von Eifersucht scheinen die Männer stark geplagt zu sein, denn sie gestatten ihren Frauen nicht, mit einem Weißen, einem Malayen oder einem Chinesen zu sprechen, und wenn sie ausgehen um Holz oder Wasser zu holen, so werden sie stets von einem Manne, mit einer Flinte oder mit Pfeil und Bogen bewaffnet, begleitet.

Wallace ist in Zweifel darüber, ob nicht einzelne Stämme wenigstens ihre alt gewordenen Angehörigen tödten. Ich kann versichern, daß solcher Gebrauch nirgends besteht. Die alten Leute werden mit der größten Achtung behandelt und bei wichtigen Angelegenheiten stets zu Rathe gezogen. Ich fragte immer nur bei ihnen an, ob es gestattet sei, mich in der Nähe der Dörfer aufzuhalten und zu schießen, und immer willigte man gern ein. Wenn ich den jüngeren Leuten etwas Taback schenkte, so theilten sie diese Gabe sicherlich mit den Alten.

Wallace behauptet ferner, daß ein Arubewohner es nicht der Mühe werth halte, sich nur halb zu berauschen; ein Bierglas voll Rum sei nur ein schwaches Reizmittel für ihn, denn um sich nach Herzenslust zu betrinken bedürfe er einer halben Gallone. Vom finanziellen Standpunkt aus — aber auch nur von diesem — bedauere ich, daß ich durch diese Angabe irre geleitet wurde. Ich hatte nämlich mehrere Faß Rum und Branntwein an Bord und mir eingebildet, daß ich dafür Paradiesvögel in Menge einhandeln könnte. Wären die Eingeborenen den Spirituosen wirklich derart leidenschaftlich ergeben gewesen, so hätte ich ein gutes Geschäft gemacht, und die Kosten meiner Reise würden sich wesentlich verringert haben. Allein die Insulaner wollten um keinen Preis Rum und Branntwein kaufen, nicht einmal einen Fisch wollten sie mir dafür geben, und so verkaufte und vertauschte ich in den neun Monaten, welche ich auf Aru verweilte, auch nicht eine Flasche. Ich reichte ihnen einst ein halbes Quart voll und ließ es die Runde passiren. Einige probirten, Andere wollten gar nicht daran, und zuletzt erhielt ich fast das Ganze wieder zurück mit der Erklärung, daß so ein Getränk nicht gut sei. Nur ein einziges Mal, um auch dies nicht zu vergessen, sah ich einen Betrunkenen, aber dies war ein Malaye aus Malakka, welcher von dort eben eingetroffen war.

Endlich erzählt Wallace von Piraten, welche die Dörfer überfallen und niederbrennen, die morden und Frauen und Kinder in Sklaverei führen. Damit ist es aber auch nichts. Die Leute schlafen in größter Sicherheit, und die Insulaner sowohl wie die Malayen und Chinesen, welche ich antraf, erinnerten sich nicht, je von Piratenthum auf diesen Inseln gehört zu haben. Als ich den Capitain eines holländischen Kriegsschiffes hierüber befragte, lachte er mir ins Gesicht und versicherte, daß so etwas nie vorkomme, denn, fügte er hinzu, was in aller Welt besitzen denn diese Menschen, das des Raubes werth wäre?

Es geht aus diesen Mittheilungen Cockerell's wohl zur Genüge hervor, daß Wallace seine Berichte im Jahre 1857, wenigstens was die Aruinseln anlangt, so ziemlich nach Münchhausen abgefaßt hat und daß sein Werk, welches man sonst als gute Quelle anzusehen pflegt, mit Vorsicht zu gebrauchen ist.

Die Götter der wilden Indianer in Brasilien.

Ueber die Sitten und Gebräuche, das Familienleben und die religiösen Vorstellungen bei manchen Indianerstämmen Brasiliens haben wir in der allerjüngsten Zeit interessante Nachrichten erhalten durch einen um Erforschung des südamerikanischen Kaiserreichs hochverdienten Mann. Wir meinen den im „Globus“ schon früher oftmals erwähnten Dr. Couto de Magalhaes. Derselbe hielt im Januar 1874 zu Rio de Janeiro im dortigen Historischen Institut einen Vortrag, aus welchem wir das Wesentliche hervorheben.

Die Götterwelt ist bei den wilden Stämmen sehr reich und ihre Vorstellungen über dieselben bieten manche Eigenthümlichkeiten dar. Das Wort Tupan, welches die Jesuiten mit Gott übersetzt haben, kommt in der Tupisprache vor, ist aber den uncivilisirten Indianern unbekannt. Dr. Couto ist im Zweifel, ob dasselbe abgeleitet ist von Tupa, d. h. Blitz, oder von Tuba, Vater. Eine Vorstellung von einem Schöpfer hat er nirgends bei den Indianern angetroffen und meint, daß eine solche zur Zeit der Eroberung des Landes gar nicht vorhanden gewesen sei.

Der Theogonie liegt die Ansicht und Ueberzeugung zu Grunde, daß alle geschaffenen Dinge ihre Mutter haben. Es giebt drei Obergötter: Sonne, Mutter aller Dinge die auf dem Lande leben; Mond, Mutter des gesammten Pflanzenwuchses; Peruda oder Ruda, Gott der Liebe, von welchem die Erzeugung aller lebenden Wesen abhängt. Jeder dieser drei Haupt- oder Obergötter verfügt über eine Anzahl von Untergöttern, deren jedem ein besonderes Reich zur Ueberwachung angewiesen ist; Alles hat einen Schutzgeist und wird von demselben in Obhut genommen: jeder See und Fluß, jedes Thier, jede Pflanze. Abstracte Ausdrücke für die Götter kennt man nicht; Uaracy oder Guaracy, Sonne, ist gebildet aus Guara, lebendiges Wesen, und Cy, Mutter. Mond ist Jacy, Mutter des Pflanzenreichs.

Portugiesische und spanische Schriftsteller wollen bei diesen Wilden den Glauben an einen „Teufel“ gefunden haben, Dr. Couto stellt einen solchen entschieden in Abrede. Sie wissen nichts von einem übernatürlichen Wesen, dessen alleinige Obliegenheit es wäre, nur Böses zu thun; selbst

ihr Juripara ist nur ein Nachtmahr. Böses geschieht durch ihre Götter, aber nicht weil das Wesen derselben bösartig wäre; nur als Mütter und Beschützer des Geschaffenen und Lebendigen verhängen sie Strafen über die Menschen, welche die ihrer Obhut anvertraueten Gebiete und die diesem angehörenden Geschöpfe verfolgen und beeinträchtigen.

So ist Ahango der Gott und Beschützer der auf freiem Felde lebenden wilden Thiere; er hat diese in Obhut zu nehmen gegen Alle, welche ohne Noth dieselben vernichten; er spielt in den Sagen und Erzählungen der Jägerstämme eine Hauptrolle; er fügt den Menschen Schaden zu aber nicht etwa aus Böswilligkeit sondern weil er schützt was ihm untergeben ist.

Da wo jetzt an der Mündung des Tapajoz in den Amazonenstrom die Handelsstadt Santarem steht, verfolgte ein Tupinamba-Indianer eine Rehkuh und ihr säugendes Kalb. Er fing das letztere, trug es hinter einen Baum, wo er es schreien ließ, um die Mutter anzulocken. Als diese näher kam schoß er sie mit einem Pfeile todt. Dann aber sah er, daß er nicht eine Hindin sondern seine Mutter getödtet hatte, und das war Ahango's Werk.

Cahipora oder Cahapora erscheint als ein riesengroßer über und über mit Haar bedeckter Mann, der auf einem wilden Eber reitet; wer seiner ansichtig wird, hat zeitlebens Unglück. Aber ein böswilliger Gott ist er darum doch nicht; er ist Beschützer des Wildes, das im Walde lebt, läßt sich unter diesem oft blicken und schützt es gegen die Jäger.

Der Glaube an eine Fortdauer der Seele ist vorhanden. Man kann es daraus schließen, daß Speisen auf das Grab und Waffen in dasselbe gelegt werden. Dr. Couto erfuhr von einem durchaus zuverlässigen Manne, daß die Chavantes ihre verstorbenen Kinder verspeisen, um die Seelen derselben sich selber einzuverleiben *).

Als Dr. Couto einen Häuptling fragte: ob das auch wirklich wahr sei, lachte dieser und gab keine Antwort. Manche Stämme am untern Tocantins begraben die Todten in ihrer Hütte. Der Grund ist, weil sie Träume von denen erwarten, welche bei Lebzeiten ihnen lieb gewesen sind.

Die Tupis scheinen eine Art von Hölle angenommen zu haben und sie glaubten, daß es Menschen gebe, die sich in andere Wesen verwandeln können. Noch heute lebt in Cameta (am linken Ufer des untern Tocantins) ein Mann Namens Honoratio, der sich, wie die dortigen Indianer behaupten, in einen Fisch oder in eine Schlange verwandeln kann; er mache auch weite Reisen unter dem Wasser im Bette der Ströme.

Das Mehl, welches die Wurzelknolle des Maniok (Jatropha manihot) liefert, wird in Brasilien als Farinha, Mehl, bezeichnet. Dort kommen alle 46 bekannten Arten der Jatropha vor und die Wurzel wird auch von den rohesten Stämmen im Gebiete des Amazonenstromes angebaut; von den Portugiesen wird sie als Mandioca bezeichnet. Ueber diese so nützliche Nahrungspflanze, aus welcher auch ein berauschendes Getränk bereitet wird, haben die Indianer eine hübsche Sage.

In alten Zeiten wurde die Tochter eines Häuptlings in der Umgegend des heutigen Santarem in, wie wir sagen, andere Umstände versetzt. Der Vater wollte wissen, wer daran schuld sei, das Mädchen aber blieb fest dabei, daß kein Umgang mit irgend einem Manne stattgefunden habe. Darob wurde der Vater böse, er wollte seine Tochter tödten, aber da erschien ihm im Traum ein weißer Mann, der betheuerte, daß sie unschuldig sei. Also blieb sie am Leben. Nach Verlauf einiger Zeit brachte sie ein weißes Kind zur Welt und nun kamen die Indianer von weit und breit herbei um sich dasselbe anzusehen. Nach einem Jahre starb dieses Kind, welchem man den Namen Mani gegeben hatte; es war vorher nicht krank gewesen und man hatte auch kein Anzeichen von Schmerzen an ihm bemerkt. Das Kind wurde in der Hütte begraben, die kein Dach hatte; man begoß das Grab täglich, wie das alter Landesbrauch ist. Bald sproßte eine Pflanze empor und zwar eine, welche man bis dahin nicht gekannt hatte; deshalb ließ man sie wachsen. Sie bekam Blüthen und Früchte; wenn die Vögel von diesen letzteren genossen, wurden sie betrunken. Als dann der Erdboden auseinander ging und die Fruchtknolle zum Vorschein kam, glaubten die Indianer, das sei Mani's Körper und sie bezeichneten die Wurzel als Maniok, d. h. die Hütte in welcher Mani sich verwandelt habe.

Die Obhut über das Wild auf dem Felde wurde von Guaracy, der Sonne, dem Anhanga übertragen. Das Wort bedeutet Schatten, Geist. Dieser Untergott erscheint in der Sage als weißer Hirsch mit Feueraugen. Wer auf ein noch saugendes Thier Jagd macht, läuft Gefahr diesen Anhanga zu sehen; dann bekommt er sicherlich ein böses Fieber und kann möglicherweise obendrein den Verstand verlieren.

Das Wild im Walde steht, wie schon bemerkt, unter dem Schutze Cahapora's, des behaarten Riesen, der auf dem wilden Eber reitet, welchen er dann und wann durch Geschrei zur Eile antreibt. Weil es Unglück bringt ihn zu sehen, hat man in Brasilien die Redensart: estru muito caipora, d. h. „ich bin sehr unglücklich."

Ueber die Fische wacht Uauyara, der sich in einen Delphin verwandelt. In den Sagen ist er eine Lieblingsfigur und auch jetzt giebt es in der Provinz Para kein Indianerdorf, in welchem man nicht wunderbare Geschichten von ihm zu erzählen wüßte; namentlich hat er bei Liebesangelegenheiten viel zu thun. Bei den Mädchen steht er in hoher Gunst und viele behaupten, daß er Vater ihres ersten Kindes sei, denn Uauyara spielt ihnen gern einen Schabernack, indem er zum Beispiel sich in einen Mann verwandelt und als solcher sie beim Baden überrascht, sie wohl auch mit sich unter das Wasser hinabzieht. Die Leute in Para erzählen auch, daß in mondhellen Nächten oftmals die Seen hell beleuchtet seien; sie wissen dann, daß Uauyara zu seinem Vergnügen Gesänge anstimmt und auf dem Wasser tanzt.

Untergötter des Mondes sind: Sacisere, Mbitata, Uruta und Curupira.

Sacisere spielt im südlichen Brasilien eine wichtige Figur, Dr. Couto fand aber, daß die auf ihn bezüglichen Sagen so vielerlei christliche Zuthat bekommen haben, daß er nicht mehr ermitteln konnte, wie es sich mit der Obhut, welche diesem Gott über die Pflanzenwelt anvertraut ist, eigentlich verhält. Er ist ein kleiner Mann, hat einen lahmen Fuß und an jedem Knie einen Wundschaden; er trägt eine rothe Kopfbedeckung.

Mbitata, Feuerschlange, schützt die Wiesen gegen Leute, welche dieselben in Brand stecken wollen. Dieser Untergott ist, was auch der Name besagt, eine feurige Schlange, aber nur klein, lebt für gewöhnlich im Wasser, verwandelt

*) Dieses Volk lebt am Araguay, einem Arme des Tocantins; dieser bildet, von Süden nach Norden fließend, die Grenze zwischen den Provinzen Goyaz und Matto Grosso; er entspringt in 18° S. auf der Serra Cayapa und vereinigt sich zwischen 5 und 6° S. mit dem Tocantins. Dr. Couto hat denselben 1864 von der Stadt Goyaz aus etwa 400 portugiesische Meilen abwärts befahren und ermittelt, daß derselbe schiffbar sei. Der Araguay strömt durch ein fruchtbares, auch heute noch fast menschenleeres Gebiet. Mit den Chavantes war Dr. Couto häufig in Berührung. A.

sich aber manchmal in einen brennenden Baum, Meunan, und als solcher verbrennt er durch sein Feuer die Menschen, welche unnützer Weise die Wiesen und Felder anzünden.

Urutau bedeutet wörtlich ein Vogelphantom. Dr. Couto konnte nicht erfahren, welche Bewandtniß es mit diesem Untergotte hat.

Curupira beschützt die Wälder. Wer diese schädigt, muß viele, viele Jahre lang in denselben umherirren, ohne einen Ausgang finden zu können; das ist die Strafe, welche er über den Waldfrevler verhängt. Er ist ein kleiner Mann, dessen Füße nach rückwärts stehen, auch hat er keine Anal- und Urinalöffnung; deshalb wird er bei den Paraindianern als Mussico bezeichnet. Wenn man hört, daß im fernen Walde an die Bäume geschlagen wird, dann ist Urutau damit beschäftigt, zu prüfen, welche derselben fest genug bewurzelt sind, um einem Orkane Widerstand leisten zu können.

Peruda oder Ruda, Gott der Liebe, ist ein alter Krieger, der auf dem Winde oder auf den Strahlen des Mondes reitet und tief unten im Wasser haust. Er erweckt Liebe in den Herzen der Männer und Heimweh nach Rückkehr zu ihrem Stamme. Unter ihm steht Caire, Neumond; er erweckt Sehnsucht nach abwesenden Geliebten. Es scheint, als ob bei den Indianern Vollmond und Neumond für verschiedene Wesen gelten. Die jungen Mädchen, welche den abwesenden Liebhaber zurückersehnen, rufen Peruda bei Untergang der Sonne oder des Mondes an und zwar mit Gesängen, die noch heute im Innern der Provinz Para von Indianern und Mischlingen gesungen werden.

Im Dienste Peruda's ist eine Schlange, welche gleich herauskennt, ob ein Mädchen noch unschuldig ist; ein solches darf ihr Geschenke bringen; ein nicht mehr unschuldiges wird von der Schlange aufgefressen. Die Tupinambas wußten, daß diese Schlange ihren Aufenthalt im See Jua habe, der etwas oberhalb Santarem liegt. Ein Mädchen, das in Verdacht gerieth, seine Unschuld verloren zu haben, wurde von den Eltern dorthin gebracht und allein gelassen auf einer Insel im See. Auf dieser wurden Geschenke niedergelegt; sie fuhren ans Ufer zurück und sangen: Arara aramboia, cucecui meiu! Wenn die Schlange den Gesang hörte, kam sie langsam auf die Oberfläche und verschlang entweder unter gewaltigem Brüllen das Mädchen oder schwamm, wenn dasselbe unschuldig war, langsam auf dem See umher und sang die Fische in Schlaf. Dann konnten die, welche gekommen waren und Geschenke gebracht hatten, einen reichen Fang mit heimnehmen.

Dr. Couto bemerkte in seinem Vortrage, daß er mit 30 Stämmen wilder Indianer verkehrt habe; dieselben gehörten zehn Nationen an. Die Familienverhältnisse boten die größten Abweichungen und Verschiedenheiten dar. Bei einigen Stämmen fand er ganz ungebundene Weibergemeinschaft, bei anderen hingegen große Strenge in Bezug auf geschlechtlichen Verkehr; das letztere gilt aber nur von solchen Wilden, „welche noch nicht durch Contact mit den Weißen demoralisirt worden sind; ein christianisirter Indianer ist in der Regel ein ganz degradirtes Geschöpf."

Bei den Cahyapos, dem zahlreichsten Volke auf den centralen Plateaux von Brasilien, die jetzt etwa 10,000 Männer zählen und unter drei Häuptlingen stehen, ist Weibergemeinschaft; das mannbar gewordene Mädchen kann sich jeden beliebigen Mann zum Umgange wählen. Sobald sie sich in anderen Umständen befindet und so lange sie ihr Kind an der Brust hat, bleibt sie bei dem Vater des letztern; diesem aber ist es unverwehrt, mit anderen, die auch in derselben Hütte wohnen, intime Verbindungen zu unterhalten. Die Verbindung mit dem Vater des Kindes hört auf, sobald das letztere nicht mehr die Muttermilch bekommt, kann aber wieder angeknüpft werden. Nimmt sie sich einen andern Mann, so hat dieser jenes Kind zu ernähren. Vom zehnten Jahre an sorgt der Knabe für sich selbst, doch gehen seine Verwandten noch eine Zeitlang ihm zur Hand. Die Kinder werden bei den Wilden sehr gut behandelt, selbst die im Kriege gefangenen.

Bei den Guatos im brasilianischen Antheile von Paraguay, welche in den sumpfigen Ebenen am obern Paraguaystrom, am San Lourenço und am Cuyaba wohnen, herrscht Polygamie. Dr. Couto fand bei ihnen die Frauen sittig und sittsam; wenn sie einem Fremden etwas zum Verkauf anbieten, blicken sie auf die Erde nieder oder sehen nur ihren Mann an. Prostitution ist bei ihnen unbekannt; vor länger als hundert Jahren haben einmal die Spanier bei ihnen Weiber geraubt; das ist heute noch nicht vergessen und sie hegen seitdem gegen die Leute in Paraguay, welche ihnen alle für Spanier gelten, bittere Feindschaft.

Bei den Chambocas, Carajas, Curujahis und Javaes, welche ein Volk von 7000 bis 8000 Köpfen bilden und in 60 bis 80 Dörfern am Araguay wohnen, ist die Sitte sehr streng; eine Ehebrecherin wird lebendig verbrannt.

Douglas Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschgar.

II.

In einem Bericht aus „Lager Schadulla Chodscha, 18. October", entwirft ein Mitglied der Mission folgende Schilderung. „Wir verließen das Nubrathal, welches nördlich vom Gebiete des Maharadscha von Kaschmir liegt und zusammen mit dem von Schaiock die ausgedehnte Hochlandregion des Karakorum von Ladakh trennt. Die Entfernung von Tschang long, dem letzten Wohnorte auf der Ladakhseite des Karakorum, über den abscheulichen Sasserpaß nach Braugtsa Sasser (einem zum Schutze der Reisenden mit einer Steinanhäufung umwallten Punkte), beträgt etwa 30 Miles, die von der etwa 300 Köpfe zählenden Partie in zwei Tagemärschen zurückgelegt wurden. Am ersten Tage war der Aufstieg über die Lasgiakette sehr jäh in einer tiefen Schlucht, in welcher der Abfluß des Sassergletschers seinen Weg zum Nubraflusse findet. Am Abend des 7. October lagerte man am Fuß eines gewaltigen Gletschers, der eine Ausdehnung von etwa 5 Miles hatte; ringsum erhoben sich Granitberge von 17,000 bis 19,000 Fuß Höhe; vom Gletscher sauste ein stechend kalter Wind herab. Am folgenden Tage ging der Weg durch eine eisige Schlucht; die Berge dort sind mit ewigem Schnee bedeckt und in ihren Vertiefungen liegen große und kleine Gletscher, die während der wärmern Jahreszeit gewiß den Handelsleuten, die den Sasser überschreiten, gefährlich sind. Wir rasteten an einem

Ruhepunkte, der Sirtung heißt, und überstiegen gegen Mittag die Gletscher, welche von da bis zur Paßhöhe liegen, 17,500 Fuß. Erst spät gelangten wir zur Steinumzäunung Brangtsa Sasser, wo wir uns an einem Feuer wärmen konnten; das Gepäck kam erst spät in der Nacht an. Von hier wurde in zwei Abtheilungen weiter gewandert bis an den Fuß des Karakorum; das schwere Gepäck ging auf dem gewöhnlichen Wege über den Depsang la nach Daolat Beguldi, während die andere, leichter ausgerüstete, die kürzere, aber nicht allezeit practicable Route am Schaiock aufwärts nahm bis in die Nähe seiner Quellen, die im großen Remogletscher liegen. In einer frühern Jahreszeit bietet derselbe allerdings ganz entsetzliche Schwierigkeiten dar, weil zwei Gletscher, der obere und der untere Kumdahan, sich quer über den Fluß selbst erstrecken. Zweimal ist seit Menschengedenken der Schaiock durch Eiswälle förmlich abgedämmt worden; er hat dann in seinem obersten Lauf einen mächtigen See gebildet; dann wurde der Eisdamm durchbrochen, der Indus schwoll (wie schon weiter oben angedeutet) mächtig an, so daß der Kabul bei Attock nicht münden konnte; sein Wasser stauete sich auf. Gegenwärtig passirt man beide Gletscher am Flusse hin, der übrigens von 100 bis 150 Fuß hohen Eismassen eingeschlossen ist. Der große Remogletscher ist ein gewaltiges Eismeer, auf welches von den höher gelegenen Schneebergen, deren höchster etwa 28,000 Fuß über dem Meere gipfelt, unzählige Gefließe herabkommen. Diese gefrorene Region lag unweit von unserm Wege, als wir dem Laufe des Tschiptschack folgten, der in den Schaiock fällt, nicht fern von der Quelle des letztern. Nun lag die Granitregion hinter uns und wir sahen bloß eine mit dunklem Mergelschiefer bedeckte Gegend."

„Es ist eine ganz entsetzliche Wüstenei dort, die man gesehen haben muß, um sich eine Vorstellung von derselben machen zu können. Bei Tschang long wachsen noch spärlich Weiden und Myricariabüsche; der Ort wird deshalb von den Karawanen der Jarkendis als der große Weideplatz bezeichnet; sie betrachten denselben gleichsam als eine Oase. Aber von dort ab sahen wir nichts weiter als Wermuthgesträuch, das auf nicht weniger als zehn Tagereisen das einzige Futter und Brennholz liefert, wenn man nicht für beides anderweit gesorgt hat. Der Daolat Beguldi hat 17,200 Fuß Höhe. Diese Station ist gleich anderen in jener herrenlosen Einöde mit Gerippen der Lastthiere besäet; sie verendeten in Folge von Ueberanstrengung, Kälte und schlechtem Futter. Wir hatten in der Nacht 12 bis 15° F. unter Null, das Athmen fiel uns sehr beschwerlich und auch der geringste Luftzug drang bis ins innerste Mark. — Von Daolat Beguldi nach Aktagh über den Karakorum, 18,307 Fuß, sind auf der mit Knochen besäeten Straße 49 Miles, die wir trotz Schnee und Kälte in zwei Tagen zurücklegten; ehe wir über den Sujet gingen, den letzten Paß bevor wir Jarkender Gebiet erreichten, wurde Rast gehalten. Am 15. October machten wir 28 Miles und überschritten eine Höhe von 18,200 Fuß, nachher begrüßten wir mit lebhafter Freude die ersten Anzeichen von Pflanzenwuchs und fließendes, eisfreies Wasser, neben welchem wir, einige hundert Schritte vom Karakaschflusse, unser Lager aufschlugen."

„Das Wetter hat uns begünstigt; alle nöthigen Vorkehrungen waren gut getroffen, für warme Kleider und für Nahrung bestens gesorgt. Wir kamen von Leh bis Schadulla in 15 Tagemärschen, verloren nur acht Packthiere und sind alle wohlauf. Das männliche, kräftige Auftreten der Jarkendis und die freie muntere Art, mit welcher sie uns begrüßen und ansprechen, bilden einen vortheilhaften Gegensatz zu dem unterwürfigen Benehmen, das man in Hindustan findet. Unweit von unserm Lagerplatze stehen Zelte der Kirgisen, die uns frische Milch liefern; Eier bekommen wir aus Sandschu; Beefsteakfleisch geben uns die Yaks, an Früchten aller Art und russischen Süßigkeiten ist kein Mangel." —

Die Beschwerden der Reise waren übrigens noch lange nicht überwunden; es standen noch manche und nicht geringere bevor.

Seid Jakub Chan hatte, allerdings mit Mühe und Noth, den gefährlichen Sasserpaß überschritten, war am 23. October in Schadulla angekommen und von nun ab wurde die Reise gemeinschaftlich fortgesetzt, das schwere Gepäck indeß vorausgeschickt. Die Mission zog anfangs im Thale des Karakasch abwärts, an Kurgan, d. h. Lagerstelle oder Fort, vorbei; dasselbe ist weiter nichts als ein mit aufgethürmten Steinen umgebener Platz. Die Kälte war für jene Jahreszeit sehr streng, das Wasser trieb mit Eis und das Durchwaten war höchst lästig. Dann mußte der „entsetzliche, fürchterliche, gräßliche" Sandschupaß überstiegen werden; der Aufstieg ging durch Schluchten, die so eng und tief sind, daß die Sonne am Tage kaum in einer Mittagsstunde hinein scheint. Von da ab wurde das Gepäck durch Kirgisen befördert, welche in der Nähe wohnen; auf so steilen Pfaden kann nur der Yak als Lastthier benutzt werden. Diese Kirgisen sind unbändige Leute und der Atalik Gasi hat Mühe, sie einigermaßen im Zaume zu halten. Am 26. October hatte jeder Europäer einen Yak bestiegen; den etwa 100 Maulthieren hatte man die Last abgenommen. In einer der entsetzlichen Schluchten kam plötzlich die ganze Karawane auf ein paar Stunden zum Haltmachen, weil ihr von der andern Seite her eine Jarkender Karawane begegnete; es war ein schweres Stück Arbeit für beide Theile, aus der Verwickelung herauszukommen. Die Jarkendis zogen weiter, die Mission stieg „auf der Leiter" bergan, auf eisbedecktem Wege über den Paß, an dessen anderer Seite sie dann einen 2500 Fuß tief abfallenden Abstieg zu passiren hatte, der aus einer ununterbrochenen Reihe von Glitschen bestand. Hier zeigten sich die Kirgisen als ungemein brauchbare Arbeiter. Einige bildeten der Eistreppe oder Glitsche entlang Linien, um den Thieren behülflich zu sein; an manchen Stellen breiteten sie Filzdecken aus, an anderen hieben sie mit Spitzhacken Stufen in das Eis; trotzdem verlor Forsyth 11 Maulthiere und Pferde und der Seid Jakub Chan büßte etwa eben so viele ein.

Am 30. October waren alle in Sandschu, wo sie von dem obersten Beamten des Ortes sowie auch dem von Guma ehrenvoll empfangen und reichlich bewirthet wurden. Jetzt war alle Noth vorüber, kein Hochgebirge mehr zu überschreiten. Der Atalik Gasi hatte an allen Haltestellen bis nach Jarkend Vorkehrungen zum Empfang und zur Verpflegung der Europäer treffen lassen.

In Jarkend verweilte Forsyth vom 8. bis 20. November, während des Fastenmonats (Ramadan), dessen Gebräuche der König von Kaschgarien in seiner Hauptstadt sehr streng beobachtete. Inzwischen bereitete er in der letztern große Festlichkeiten vor zu Ehren des Gesandten und seines eigenen Neffen, der, wie schon früher bemerkt, mit letzterm in seine Heimath zurückgekehrt war und die gute Botschaft aus Konstantinopel mitgebracht hatte. In Jarkend konnten die Engländer sich vollkommen frei bewegen, obwohl es ihnen nicht entging, daß ihr ganzes Thun und Treiben genau beobachtet wurde. Man sagte ihnen: „Ihr seid hier zu Hause, thut was Euch gefällt." Beim Gouverneur, über welchen bereits Shaw in seinem bekannten Werke manche Mittheilungen gegeben hat, fanden sie die freundlichste Aufnahme; derselbe war überaus glücklich, als der Ingenieur ihm eine Sonnenuhr aufgestellt hatte; nun konnte doch der

fromme Muselmann an diesem Gnomon genau wissen, wann es Zeit zum Beten sei. Von jetzt an wird ein Theodolit oder eine Camera in Ostturkestan nicht mehr für ein Instrument zum Bezaubern gehalten werden; ging doch die Aufklärung so weit, daß die Würdenträger sich gruppenweis photographiren ließen; der Gouverneur selbst freilich verstand sich zum Sitzen nicht. Zum Geschenk erhielt er ein lebensgroßes Portrait der Königin Victoria.

Es versteht sich von selbst, daß die Engländer sich den Bazar genau betrachteten, denn es war ja eine Aufgabe der Mission, über die Handelsverhältnisse völlig ins Klare zu kommen. Sie fanden den Markt mit russischen Waaren sehr reich versehen; manche derselben waren aber ursprünglich englisches Fabrikat, namentlich Messerschmiede- und Eisenwaaren, auch Baumwollenzeuge aus Manchester fehlten nicht. In Folge der mehrjährigen Kriege war aber das Geschäft etwas still, und die indischen Kaufleute klagten, daß nur Filz und Seide, und auch diese nur in geringer Menge gegen die von ihnen zugeführten Waaren eingetauscht werden konnten. Das Silber (indische Rupien) hatte sehr niedrigen Curs, und die Inder hätten lieber Gold genommen, von welchem aber nur wenig zu haben war.

Es ist schon seit Marco Polo's Zeiten bekannt, daß man in Ostturkestan sich vortrefflich darauf versteht, Raubvögel zur Jagd abzurichten. Der Gouverneur veranstaltete eine solche mit einem halben Dutzend „schöner Goldadler". Insgemein verwendet man dazu den grauen Hirria, der aber nur auf Vögel stößt, die nicht größer als eine Gans sind, und nicht gern auf den Reiher geht; beide Vögel kommen in den nordöstlich von der Stadt liegenden Sümpfen vor; einer der Goldadler stieß jedoch auf eine Rehkuh. Auch Reiterspiele gab man den Fremden zum Besten und zeigte, was man zu Rosse leisten könne. Bei einem derselben handelte es sich darum, eine geköpfte Ziege in vollem Rennen vom Boden aufzuheben; der Reiter, welchem das gelingt, wird dann von den anderen verfolgt, die ihm diese Beute abnehmen wollen.

Die Europäer ihrerseits gaben aber auch etwas zum Besten. Der Sergeant, welcher die Aufsicht über das Lager führte, war ein Schotte aus dem Hochlande, der seinen lieben Dudelsack mit über das Karakorumgebirge nach Centralasien genommen hatte. Er pfiff nun auf und erregte beifälliges Erstaunen; aber darüber wunderte man sich, daß er keine Beinkleider trug.

Von Jarkend nach Kaschgar hat man 125 Miles, die in fünf Tagereisen zurückgelegt werden. Man kommt sehr rasch von der Stelle, da im Lande Pferde in ganz enormer Menge vorhanden sind; Jedermann, gleichviel ob reich oder Bettler, reitet und Packthiere sind überall zu haben. Die Bestellung der Felder hängt von der Bewässerung ab, und wo man Canäle nicht angelegt hat oder nicht hat anlegen können, ist der Boden unbebaut. Regen fällt in Kaschgarien nur sehr spärlich, aber Flüsse kommen von der Westseite des Pamir und von den südlichen Abhängen des Thian schan, dann auch vom Künlün; außerdem haben viele kleine Gefließe ihre Quelle an der Basis dieser Gebirgsketten. Mangel an Wasser ist also nicht vorhanden und die Bewohner haben stets genug davon. Aber in Folge der häufigen und langen Kriege liegen weite Strecken wüst und es wird eine lange Zeit des Friedens erforderlich sein, bevor diese wieder unter Anbau genommen sind.

Zwischen Jarkend und Kaschgar liegt nur eine einzige nicht unbedeutende Ortschaft, Yengi Hissar, die neue Burg, welche die Reisenden am dritten Tag erreichten. Diese Militärstation bildet ein rechtwinkeliges Fort mit Erdmauern, Bastionen, Thürmen, Graben und kann einem asiatischen Heere wohl Widerstand leisten. Der Gouverneur ritt der Gesandtschaft entgegen und begleitete dieselbe bis Kaschgar, wo sie ein sorgfältig hergerichtetes Winterquartier fand, ein Eltschi Chana, mit Stallung für etwa ein halbes hundert Pferde. Als die Europäer es sich bequem gemacht hatten, wurde ihnen kund gethan, was sie schon längst gewußt, daß nämlich der türkische Sultan dem Atalik den Titel Emir verliehen habe, daß derselbe von nun an Jakub Emir Chan, nicht mehr Jakub Beg Atalik Gasi heiße.

Die Europäer machten ihm gleich am Tage der Ankunft ihre Aufwartung und empfingen einen sehr günstigen Eindruck. Ein Berichterstatter, Mitglied der Gesandtschaft, welchem wir hier folgen, schreibt aus Kaschgar selbst (vom 9. bis 25. December; „Mail" 30. März), der Emir habe nach Freundschaft mit England getrachtet, seitdem er sich gründlich davon überzeugt, welche Machtstellung dasselbe in Indien einnehme: er sei über dieselbe genau unterrichtet durch seine Gesandtschaft, welche er in den letztverflossenen zwei Jahren nach Calcutta geschickt hatte. Zu Ehren der Männer, welche im Auftrage der großen Königin von Inglistan sich bei ihm eingefunden, ließ er, wie wir schon früher angeführt, eine Salve von 15 Kanonenschüssen abfeuern.

Der Berichterstatter hoffte, daß der Abschluß des Handelsvertrages zu Anfang Januars erfolgen werde. Forsyth habe die Absicht, das Document auf dem Weg über Feyzabad (Hauptstadt von Badakschan), Kabul und Peschawer nach Indien zu übermitteln, denn es liegt im Plane sich fernerhin nicht auf die eine beschwerliche Route zu beschränken, sondern auch jene zweite ins Auge zu fassen, die weit mehr practicabel ist als die über den Karakorum; ohnehin seien die Ostturkestaner sehr geneigt mit den Afghanen in nähere Verbindung zu treten.

Der Verkehr zwischen Chokand und Kaschgar war in der letzten Zeit unterbrochen worden, aber der Markt trotzdem mit russischen Waaren versehen. „Der geringe Handel, welchen Kaschgar bisher mit Indien geführt, ist auf die Bazare von Jarkend und Choten beschränkt gewesen. Wenn unsere Anwesenheit nun auch für einige Zeit weiter keine Resultate haben sollte, so wird sie doch Anlaß geben, daß britische Waaren nach Kaschgar kommen."

Am 13. December wurden die Europäer zum Gouverneur Alisch Beg eingeladen, und von einer aus echten Tunganis bestehenden Wache dem Bazar entlang bis zu dessen Urda (eigentlich Lager), d. h. Palast, geführt, in dessen innerm Hofraum eine recht hübsche Moschee stand. Der Emir hatte streng befohlen, daß man den Fremden Stühle und Tische hinsetzen solle, und dergleichen standen auch in der Empfangshalle Alisch Beg's. Dieser setzte sich nach morgenländischer Weise auf einen Teppich, während die sieben Europäer auf den etwas hohen Stühlen Platz nahmen und auf den Würdenträger hinabsahen. Dieser erklärte dann, die Bewohner Großbritanniens, der Türkei und Kaschgariens seien jetzt nur ein Volk und die Engländer hochwillkommene Gäste. Auf dieses Compliment erwiederten die Fremden: Turkestans Gärten glichen denen von England, die Sitten des Volkes erschienen ihnen sehr angenehm und dergleichen mehr.

Dann begann das Festmahl, von welchem der Berichterstatter eine ergötzliche Schilderung entwirft. „Hier ist der Speisezettel. Ach, daß Höflichkeit und Wohlanständigkeit in Kaschgar danach bemessen werden, wie viel man von den aufgetragenen Gerichten bewältigen kann! Wir mußten wirklich das Mögliche thun, um den Beg nicht zu beleidigen, und man kann in der That etwas Erkleckliches leisten, wenn man nur die richtige Methode befolgt. Die Operation beginnt mit allerlei leichten Sachen, als da sind Wein-

trauben, eine halbe Wassermelone, ein Apfel, ein paar Birnen, ein halbes Dutzend Feigen; damit ist dann der Grund gelegt. Nun folgen kleine Pasteten, gepickelter Hammelschwanz und saftiges Fleisch, was Alles für den richtigen Usbeken eine wahre Bagatelle ist. Um sich für schwerere Schüsseln vorzubereiten, nimmt er einige Süßigkeiten und trinkt frische Milch; ein Napf mit solcher steht vor jedem Gaste. Dann genießt er Pilaw und gedämpftes Fleisch; dann werden auch Enten, Hasen und Hühner mit gelben Rüben, Aprikosen und Pflaumen aufgetragen und hinterher erst kommt das Hauptgericht zum Vorschein, der sogenannte Aasch, nämlich ein mit Reis und Pflaumen gefüllter Hammel, der sofort von einem Diener mit großer Gewandtheit in appetitliche Schnitte zerlegt wird. Teller, Messer und Gabeln sind nicht vorhanden, Jeder greift mit den Fingern zu und trinkt hinterher noch Suppe. Allah sei gelobt und gepriesen, das Mahl ist zu Ende, Rosenwasser und Tücher zum Abtrocknen werden gereicht und man raucht Taback. Groß ist der Prophet!"

Am 18. December war Musterung der chinesischen Truppen des Emir; die Zahl dieser Mohammedaner betrug etwa zwölfhundert; ihre Ausrüstung war ganz eigenthümlicher Art und die von ihnen ausgeführten Manöver hatten einen dramatischen Anstrich. Wir gehen auf eine specielle Schilderung nicht ein und bemerken nur, daß das Commando mit verschiedenfarbigen Flaggen gegeben wurde. Die Waffe bestand in Taifus, schweren etwa 6 Fuß langen Gewehren, die von zwei Männern getragen werden; wenn der eine schießen will, legt er die Waffe auf die Schulter des andern. Einzelne kleine Abtheilungen bildeten größere Rotten von 50 bis 60 Mann; als Plänkler erschienen „Monstra" mit kurzen Säbeln und wie unsere europäischen Harlekine gekleidet; jeder trug einen Schild mit darauf gemaltem Drachen, und steckte dann und wann hinter demselben ein grimmig verzogenes Gesicht heraus; dann kam auch eine Luntenflinte zum Vorschein, der furchtbare Krieger setzte sich und feuerte. Diese und noch andere derartige Manöver stammen als Ueberlieferungen aus ferner Zeit und finden sich noch bei allen anderen Völkern, die unter chinesischem Einfluß gestanden haben. —

Nachdem wir das Vorstehende geschrieben, kam uns ein Brief von Forsyth selbst zu Gesichte; er hat in demselben seinem Bruder, der Parlamentsmitglied ist, allerlei Mittheilungen über den Emir und die gegenwärtigen Zustände in Kaschgarien gegeben. Jakub Chan wird von ihm als ein ausgezeichneter Charakter geschildert. Derselbe, so schreibt er, ist nicht Schuld an der Austreibung der Chinesen, sondern es waren die Tunganen, welche sich gegen dieselben erhoben; die Landeseingeborenen riefen dann ihre erblichen Herrscher zurück, die von den Chinesen verjagt worden waren. Das rechtmäßige erbliche Oberhaupt war Buzurgh Chan und zu ihm kam Jakub als General, der jenen als einen unfähigen, seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsenen Mann beseitigte und über die Gebirge nach Indien verbannte. Dort hat Forsyth ihn kennen gelernt und fand in ihm einen schwachköpfigen Wüstling. Jakub Chan dagegen ist ein sehr tüchtiger Herrscher; seitdem er seine Eroberungen abgeschlossen hat, widmet er sich eifrig der innern Verwaltung, in welche er mit eigner Hand kräftig eingreift. Er übt strenge Gerechtigkeit und in der ganzen Welt ist wohl kein anderes Land, in welchem so wenig Verbrechen vorkommen. Längere Zeit wurde jeder Diebstahl mit dem Tode bestraft, und die Wirkung ist so gut gewesen, daß das Eigenthum vollkommen sicher ist; seitdem dieser Zweck erreicht wurde, sind die Strafen gemildert worden. „Wir selber sahen unterwegs auf der Straße Waaren liegen, die einem Kaufmanne gehörten, dessen Packthiere gefallen waren. Auf dem Sandschupasse kam unser Gepäck in große Unordnung und manche Ballen wurden geöffnet; die Kirgisen hätten die beste Gelegenheit gehabt, sich Manches anzueignen, aber nichts von Werth ist uns verloren gegangen. Gewaltthätige Verbrechen kommen selten oder gar nicht vor; das Landvolk ist ein gutmüthiger Menschenschlag; Trinken und Tabackrauchen haben nie zu ihren Lastern gehört und Jakub Chan duldet auch dergleichen nicht. Blutfehden kommen nicht vor, die Leute sind nicht so heftig und streitsüchtig wie die Afghanen. Es versteht sich, daß unter einer militärischen Willkürherrschaft mancherlei Zwang stattfindet, aber das Volk wird doch nicht so arg ausgeplündert wie in anderen asiatischen Reichen und auch der ärmste Bauer weiß sehr wohl, daß er Zutritt beim Emir hat und Gerechtigkeit findet. Am meisten fällt uns auf, daß Alles in der Stadt sich comfortabel ausnimmt; den Straßen entlang finden wir Läden, die Handelsleute scheinen gute Geschäfte zu machen, die gemeinen Leute sind gut gekleidet, tragen gute Röcke und Stiefel und selbst der ärmste Bettler hat vollauf zu essen; Jedermann genießt Fleisch und auf den Straßen werden Pasteten und kleine Brotlaibe ausgeboten."

„Das Land hat reiche Hülfsquellen; Gold, Kupfer, Blei und Kohle sind in Menge vorhanden. Jakub Chan beabsichtigt, dieselben in angemessener Weise ausbeuten zu lassen und ich suche ihn in der Ueberzeugung zu bestärken, daß er nichts Besseres thun kann als die Künste des Friedens zu pflegen. Ich habe von ihm die ausdrückliche Versicherung erhalten, daß er nichts thun werde, was seinen Nachbaren Anstoß geben könnte. Wenn man ihn unbehelligt läßt, wird er gewiß die Hülfsquellen nutzbar zu machen wissen. Er ist sich vollkommen darüber klar, daß meine Mission eine friedliche ist; er weiß auch, daß ich kein Russophobe bin und daß ich keine anderen als freundliche Gesinnungen gegen ihn aussprechen werde. Auch der Emir hat friedliche Neigungen. Ich habe ihm auseinandergesetzt, daß die drei Mächte: England, Rußland und die Türkei, zu welchen er nun Beziehungen hat und unterhält, gegen ihn die gebührenden Rücksichten obwalten lassen werden, so lange, aber auch nur so lange, wie er die übernommenen Verpflichtungen erfüllt und gerecht und gnädig sein Volk regiert, auch den Kaufleuten, welche in sein Land kommen, die geeignete Behandlung angedeihen läßt."

„Das englische Volk wird hoffentlich nicht annehmen, daß die Mission künftig Verwickelungen im Gefolge haben werde. Schon die geographische Lage unserer beiderseitigen Besitzungen reicht hin um jede Collision zwischen Kaschgar und Indien zu verhüten und ich werde keinerlei Art von Verpflichtung übernehmen, die uns in Feindseligkeiten verwickeln könnte. Auch besorge ich nicht, daß unsere Handelsleute hier irgend welche Unbilden erfahren. Es ist eine weit verbreitete aber durchaus unrichtige Annahme, daß Jakub Chan ein Buchare und daß sein Volk uncivilisirt sei*). Aus Mangel an Berührung mit

---

*) Er ist allerdings kein Buchare, sondern ein Tadschik, ein Sarte, und zu Piskad, Bezirk Kurama in Chokand, geboren. Vambery hat die sehr verwickelte Geschichte der ostturkestanischen Wirren sehr ausführlich behandelt, Klarheit in diese Verhältnisse gebracht und Kusch Begi's Lebenslauf geschildert. („Centralasien und die englisch-russische Grenzfrage." Leipzig 1873, Brockhaus. S. 135 ff.). — Die oben erwähnten Tunganis, richtiger Töngens (von töng mek, d. h. umkehren, also Abtrünnige, Renegaten), sind nach Ursprung, Sprache und Physiognomie Chinesen, von Religion aber Mohammedaner. In Folge ihrer Abtrünnigkeit hatten sie von den chinesischen Behörden stets viel zu leiden und hegen bittern Haß sowohl gegen ihre chinesischen Stammgenossen wie gegen die Mandschubevölkerung ihrer Gegend. In Ostturkestan nehmen sie neben den eingeborenen Leuten türkischer Abstammung — den Tarantschen — eine wichtige Stellung ein. A.

abendländischer Wissenschaft sind die Leute allerdings zurück geblieben und in mancher Beziehung sind sie roh. Wenn ich sie aber mit den reinen Eingeborenen Hindustans vergleiche, so sind sie diesen in Civilisation doch weit voraus und ich glaube, daß sie nach etwa einem Jahrzehnt mit manchen europäischen Völkern auf gleicher Linie stehen werden. Das Klima ist der Entwickelung ihrer Kräfte günstig und alle Engländer, die mit ihnen in Berührung gekommen sind, haben die Bemerkung gemacht, daß sie in Sitten und Gewohnheiten einen weit mehr europäischen Strich und Zug haben als die Hindu, Afghanen und Perser. Es liegt ihnen daran, zwanglos mit uns zu verkehren, und ein Kastenvorurtheil, welches den geselligen Umgang hindern könnte, ist nicht vorhanden."

„Hier können Russen und Engländer auf demselben Boden sich begegnen und sie finden ein Volk, das sie beide gleich willkommen heißt. Argwohn und Mißtrauen würde der Emir allerdings hegen, wenn er Ursache hätte sich zu fürchten."

Man sieht, wie günstig der Eindruck ist, welchen Forsyth in Kaschgarien empfangen hat.

Die Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit *).

Von F. Kanitz.

I.

Schon vor Jahren führte Lubbock geistvoll aus, wie die Archäologie ein hochwichtiges Verbindungsglied zwischen Geologie und Geschichte bilde. Der vergleichende Physiolog allein vermag wohl nicht das Knochengerüst eines Cannibalen von dem des Philosophen zu unterscheiden. Die mehrseitige Untersuchung vorhistorischer Reste giebt uns jedoch die nothwendigen Anhaltspunkte um ein ziemlich vollständiges Bild über Lebensweise, Sitten und Cultur unserer Urahnen aufzurichten.

Lubbock zerlegt die vorgeschichtliche Archäologie in vier Abschnitte: 1. In die paläolithische Epoche, d. i. die Zeit, in welcher der Mensch mit dem Mammuth, Höhlenbären und anderen ausgestorbenen Thierarten in Europa lebte. — 2. Die neolithische, die sogenannte Steinzeit, in welcher, das Gold ausgenommen, die Bearbeitung der Metalle nicht bekannt war. — 3. Die Bronzezeit und 4. die Eisenzeit, welche ihre Namen von den Erzen erhielten, die in beiden zu Geräthen, Waffen und Schmuck hauptsächlich verwendet wurden. Auch für Nordasien und Afrika darf diese Eintheilung der vorhistorischen Zeit so ziemlich angenommen werden, weniger sicher aber für China und Indien, deren Vorzeit noch nicht genügend erforscht ist.

1. Die Steinzeit.

Den ersten der großen Culturabschnitte, die „Steinzeit", theilt Lubbock in die „archäolithische" und in die „neolithische". Er folgt hierbei im Wesentlichen Prof. Worsaae. Dieser zählt zur ältern Steinperiode die rohen Versuche menschlicher Kunstthätigkeit, welche in den Driftablagerungen und Höhlen zusammen mit den Resten des Mammuth, Rhinoceros, der Hyäne und anderen ausgestorbenen Thieren gefunden werden. Zur „neolithischen" aber die den Stempel höherer Vollendung tragenden Werkzeuge der bereits fortgeschrittenen Steinmenschen, welche die lange Zeit räthselhaft gebliebenen hohen Grabhügel aufrichteten. Zwischen diese beiden Epochen stellt Lubbock, abweichend von Worsaae und Steenstrup's Ansicht sich zuneigend, die berühmten dänischen „Muschelhaufen" und „Küstenfunde", welche ich später weiter erörtern werde.

*) Die vorgeschichtliche Zeit. Erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden von Sir John Lubbock. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der dritten Auflage aus dem Englischen von A. Passow. Mit einleitendem Vorwort von Rudolf Virchow. Erster Band. Mit 180 Illustrationen in Holzschnitt, 1 Grundriß und 2 lithographirten Tafeln. Jena, Hermann Costenoble. 1874.

Wie ungemein verbreitet die Funde aus der Steinzeit sind, geht daraus hervor, daß in Dänemark allein an 30,000 bis 40,000 derartige Stücke bereits gefunden wurden und daß in Stockholm das Museum mindestens 16,000 Exemplare enthält. Trotz dieser enormen Beweiszahlen wird doch von mancher Seite, so z. B. von Wright, dem gelehrten Secretair der Ethnological Society, eine bestimmte Zeitepoche bestritten, in welcher der Mensch auf so niedriger Stufe stand, daß Stein und Stöcke (wozu Horn, Knochen rc. zählen) dessen einzige Werkzeuge bildeten. Mit Unrecht. Der Alterthumsforschung ist es wirklich gelungen, den Beweis dafür herzustellen und Lubbock verficht dieses Resultat in gründlicher Weise, indem er die vier Hauptquellen, auf welchen es beruht: die Tumuli (Grabhügel), die Schweizer Pfahlbauten, die Kjökkenmöddings (dänische Küchenabfälle) und Knochenhöhlen überzeugend erörtert.

Zunächst bespricht er das Material, aus dem die Steinwerkzeuge gearbeitet wurden. Es sind Feldspath, reiche Trappgesteine, Basalte, viele Varietäten der Schiefer- und Hornblendeporphyre, dann Nephrit, welcher wahrscheinlich im Tauschhandel nach Europa gelangte. Das gebräuchlichste Material in unserm Welttheile war jedoch der Obsidian (Feuerstein). Die sogenannten „Schmutzgruben" zu Brandon in England, über welche Greenwell im Jahre 1870 berichtete, zeigen, daß man erst 39 Fuß tief in die Kreide niederging, um vorzügliches Material zu gewinnen. Er fand in den Gruben liegen gebliebene Hirschgeweihe, deren Stirnzinken als Spitzhämmer gedient. Aehnliche hatte man schon früher in Belgien bei Spienne in den dortigen Feuersteinbrüchen gefunden. Gegenden, welche vorzüglichen Obsidian, frei von Rissen und Sprüngen, besessen, lieferten ihn für weite Districte. Bei Pressigny le Grand entdeckte man solch einen großartigen Werkplatz. Es giebt dort große Knollen, „livres de beurre" genannt, von welchen 12 Zoll lange Späne abgeschlagen wurden. Die Bearbeitung des Feuersteins ist durchaus nicht so leicht, als man auf den ersten Blick meinen sollte. Es bedarf wohl 1 bis 1½ Jahre um die richtigen Griffe sich anzueignen. Man sieht dies bei den Wilden in Amerika, Australien, am Cap und anderen Orten, die sich noch heute des Feuersteins bedienen.

Außer den werthvollen Gegenständen der spätern Steinzeit, welche die Tumuli und Torfmoore zur vorhistorischen Kunde liefern, besitzt das kleine Dänemark, dessen Boden ein einziges großes Museum genannt werden kann, eine unerschöpfliche Fundgrube culturgeschichtlicher Gegenstände in

seinen berühmten „Kjökkenmödding“, um deren Erforschung sich namentlich Professor Steenstrup sehr verdient gemacht hat. Es sind dies bekanntlich „Abfällehaufen“, von „Kjökke“ (Küche) und „mödding“ (Abfall) so genannt, welche größtentheils in der Form gehobener Strandlinien an den dänischen Küsten oft in beträchtlicher Ausdehnung hinziehen. Die Hauptmasse besteht aus Muschelschalen, die mit Knochen von Säugethieren gemengt sind, und Steinwerkzeugen, welche zur Oeffnung und zum Spalten benutzt wurden. Die aufgefundenen am häufigsten verzehrten Muschelarten sind: die Auster, Miesmuschel, Herzmuschel und Strandschnecke. Es erscheint dabei höchst bemerkenswerth, daß die Auster heute an diesen Küsten beinahe ausgestorben ist. Von Crustaceen fand man einige Krebsreste. Ungemein zahlreich sind aber die Reste von Wirbelthieren in den Muschelhaufen. Nach Steenstrup entfallen auf jeden Cubikfuß 10 bis 12 Knochen. Von Fischen erscheinen zumeist: der Häring, Dorsch, Aal und die Glahrke. Von Vögeln: der Auerhahn, Wassergänse und Enten, der wilde Schwan, der nun ausgestorbene große Alk. Hingegen fehlen: die dänische Hausschwalbe, der Sperling, der Storch und, ähnlich wie in den Schweizer Pfahlbauten der Steinzeit, das Huhn. Von Säugethieren fand man am häufigsten: den Hirsch, das Reh und Wildschwein; ferner den Urstier, Hund, Fuchs, Wolf, Marder, Seehund, Biber, Luchs, Igel, Bär, dann Otter, Wildkatze, Wasserratte und die Maus. Das zahme Rind, Renthier, Elen, der Hase, das Schaf und Hausschwein fehlen gänzlich. Der Hund scheint also das einzige Hausthier der Kjökkenmöddingmenschen gewesen zu sein und noch ist es fraglich, ob er nicht einer wilden Race angehörte.

Der riesige Austernschalenhaufen zu Meilgaard in Jütland gehört zu den bemerkenswerthesten. In zwei Tagen sammelte Lubbock daselbst 139 Feuersteinspäne, viele rohe Aexte und Schleudersteine, einige Steinhammer, vier Thongefäße, mehrere Geweihe, knöcherne Nadeln rc., welche sämmtlich roh und kunstlos gearbeitet waren. In den „Kjökkenmöddings“ fand man auch Kochherde mit horizontalen Steinplatten oder mit einer aus kleinen Steinen gepflasterten Oberdecke ähnlich jenen auf den alten nordamerikanischen Opferaltären, welche Squier beschrieb. Die Schädel der aufgefundenen Skelette sind sehr rund und gleichen jenen der Lappen. Die Lebensweise dieser alten Seebewohner, welche auch fleischfressende Thiere verzehrten und den Ackerbau nicht gekannt zu haben scheinen, ist aber bis auf den Cannibalismus auffallend jener der heutigen Feuerländer ähnlich, welche Darwin so trefflich schilderte.

Schon nach den wenigen hier gemachten Andeutungen ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Menschen der ersten Steinzeit Dänemarks auf der denkbar niedrigsten Culturstufe standen und daß ihre Vergangenheit weit zurückreicht. Dafür spricht, daß seitdem nachweisbar die Kiefer durch die Eiche und diese durch die Buche verdrängt worden ist. Wie ich bereits andeutete, pflichtet aber Lubbock's Ansicht nicht ganz Worsaae bei, welcher die rohen Steinwerkzeuge der Muschelhaufen in einer Epoche entstehen läßt, welche den Tumuli mit ihren polirten Steinwerkzeugen vorausging. Er vermag aber auch nicht Steenstrup's Ansicht zu theilen, welcher Muschelhaufen und Tumuli in eine und dieselbe Periode setzt und erstere der ärmern Volksclasse, letztere der reichern zuschreibt. Nach Lubbock bildet der „wohlabgegrenzte“ Zeitabschnitt der dänischen Kjökkenmöddings den Beginn des „neolithischen“ Steinalters, der bereits die Kunst des Polirens der Steinäxte kennt, sie aber noch nicht allgemein ausübte.

Aus allen Erdtheilen.

F. Host's Reise an die Quellen des Vermejo und Pilcomayo.

Unsere Leser erinnern sich gewiß der vortrefflichen Schilderungen, welche Herr F. Host, Ingenieurmajor im Dienste der argentinischen Republik, über das Gran Chaco gegeben hat; wir entlehnten dieselben der „Deutschen Zeitschrift am Rio de la Plata“, weil sie auf eigener Anschauung beruhen und eine bisher wenig bekannte, sehr ausgedehnte Landstrecke kennzeichnen, an welcher die drei Republiken Bolivia, Argentina und Paraguay betheiligt sind.

Diese Region ist der große Schlupfwinkel, guarida, für wilde Thiere und das Jagdgebiet vieler Indianerstämme; sie erstreckt sich östlich vom argentinischen Saladoflusse, im Westen des Paraguaystromes nach Norden hin bis zur bolivianischen Provinz Chiquitos. Chaco oder besser Chacu ist ein indianisches Wort, welches einen Zufluchtsort bezeichnet, und in der That fanden dort die Eingeborenen Schutz gegen die Spanier.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß diese Region von Nordwesten her von zwei Flüssen durchströmt wird, die beide ihre Quellen im bolivianischen Gebirge haben. Jene des Vermejo oder rothen Flusses, welcher als die Nordgrenze Argentiniens auf der Karte angenommen wird, liegen in den Bergen von Tarija; der Strom ist schiffbar von etwa 23° S., von unterhalb Oran an, und wird, obwohl er viele Krümmungen hat, eine wichtige Wasserstraße zum La Plata bilden, sobald jene Gegenden mehr entwickelt sein werden. Im Jahre 1854 wurde er etwa 50 deutsche Meilen aufwärts von einem kleinen nordamerikanischen Dampfer befahren. Ein ungünstigeres Fahrwasser hat der Pilcomayo, d. h. Sperlingsfluß; seine Quelle liegt nordöstlich von Potosi in Bolivia, etwa 19° S.; er nimmt eine südöstliche Richtung und mündet etwas unterhalb Asuncion in den Paraguaystrom. Die Jesuiten machten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einige Versuche, ihn zu befahren, um vermittelst dieser Wasserstraße eine Verbindung mit ihren Missionen im Oberland herzustellen, doch wurden sie an weiterer Fahrt stromauf durch eine quer durch den Fluß laufende Leiste gehindert, auch viele angehäufte Baumstämme versperrten den Weg. Der Pilcomayo tritt in der Regenzeit weit über seine Ufer und hat auf weiten Strecken ein sehr seichtes Bett.

Im Jahr 1844 wollte die bolivianische Regierung ins Klare darüber kommen, ob der Fluß für eine Verkehrsstraße aus Hochperu nach dem La Plata geeignet sei; sie ließ drei Barken bauen, deren Leitung sie dem Nordamerikaner Thompson übertrug. Die Fahrt begann bei Magarinos, etwas unterhalb der Wasserfälle von Caiza, in etwa 21° S., da wo der Pilcomayo in das Chaco eintritt. Aber die Schwierigkeiten waren so groß, der Wasserstand war so niedrig, daß die Barken, deren größte doch nur 22 Zoll Tiefgang hatte, in 37 Tagen nur 20 spanische Meilen zurücklegen konnten und auf einer Sandbank sitzen blieben. Dazu kam, daß die Indianer einen Ueberfall unternahmen, genau so wie sie es etwa ein Jahrhundert früher den Jesuiten gegenüber gethan hatten. Auch spätere vereinzelte Versuche haben dargethan, daß der Pilcomayo eben wegen der vielen seichten Stellen des sich häufig verschiebenden Fahrwassers, der vielen Stromschnellen und der starken Strömung wegen im besten Falle einen unbequemen Wasserweg bilden würde. —

Wir haben das Vorstehende vorausgeschickt, um die Leser

über Major Host's Unternehmen zu orientiren. Wir lesen im Januarheft der „Deutschen Zeitschrift am Rio de la Plata", daß er am 3. October 1873 von der argentinischen Stadt Salta aus eine Forschungsreise nach den Wildnissen an den Quellen der beiden Flüsse angetreten habe. „Unterm 4. November schrieb er uns von einem mitten in dem Gran-Chaco-Gebiet an der bolivianischen Grenze gelegenen Punkte, 22° S., 64° 12′ W., er gedenke von dort aus östlich bis an den Pilcomayo vorzudringen und demnächst über die Ergebnisse seiner Forschungen zu berichten. Die Schiffbarmachung des Vermejo bis nach San Francisco, 50 spanische Meilen nordöstlich von der Stadt Salta, ist, wie Herr Host schreibt, nach der glücklichen Beendigung der Canalarbeiten, welche die wasserreichen Arme Teuco und Yegua quemada mit dem Hauptstrome vereinigen, als eine Thatsache anzusehen."

Aus Chile.

Das Ausgabebudget der Republik Chile stellt sich für das Jahr 1874 auf 16,609,183 Dollars; davon entfallen für den öffentlichen Unterricht nicht weniger als 1,212,454, auf die Finanzen 6,080,561 Dollars; das Kriegsministerium verausgabt 2,171,310, wovon 458,056 für die Nationalgarde; für die Geistlichkeit, die einen außerordentlich reichen Grundbesitz hat, sind 316,374 Dollars ausgeworfen worden.

Die chilenische Telegraphenlinie ist nun von der Atacamawüste im Norden bis zur Grenze Araukaniens im vollen Betriebe, seitdem die Drähte von Valparaiso nach Malvoa, Angol, Nacimiento, Chiguayhul, Callipulli und Mulchen für den Verkehr eröffnet wurden.

Die Zeitungen in Valparaiso melden Folgendes: „Die wunderlichen Ceremonien, welche in einigen Gegenden des Landes am Weihnachtstage stattgefunden haben, gemahnen an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters. In der Stadt Concepcion z. B. erschienen die Marienschwestern im Aufzuge vor der Kirchenthür; sie brachten dorthin Hunde, Hühner, Schweine, Fische, Brot, Ochsenlebern, Katzen, Eier, Fässer mit Oel und noch vielerlei andere lebendige und unbelebte Gegenstände. Dann knieten alle Marienschwestern vor dem Priester Belwar, der nun das Wort nahm und wie er verkündete, auf ausdrückliche Anweisung des unfehlbaren heiligen Vaters in Rom, buchstäblich Folgendes sprach: „Der Segen, welchen ich jetzt über eure Thiere spreche, wird euch vor den Versuchungen schützen, welche diese euch bringen könnten, und er wird alle eure Speisen vor den Angriffen des Teufels sicherstellen. Insbesondere wird das Oel nun ein Heilmittel sein und wirksam gegen alle Krankheiten des Körpers und des Geistes." — Die Valparaisoblätter fragen, ob dergleichen geeignet sei, Achtung vor Kirche und Geistlichkeit zu fördern und die Chilenen unter die civilisirten Völker zu rechnen?

Chile steht auf gespanntem Fuße mit Bolivia und ist mit Argentinien schon seit Jahren in eine ärgerliche Streitigkeit über die Grenze verwickelt. Es erhebt nämlich, auf alte spanische Documente sich berufend, Anspruch auf ganz Patagonien, so daß ihm die ganze Ostküste und das Binnenland von dieser bis zur Cordillere, also die ganze Gebietsstrecke vom Feuerlande bis zu 40° S., zufallen würde. Dieser Anspruch erscheint uns geradezu unverständig und wir begreifen sehr wohl, daß die Argentiner denselben kräftig zurückweisen, im Nothfalle es auf einen Krieg ankommen lassen würden. Chile umfaßt die weite Strecke vom Wendekreise des Steinbocks bis zur Magellanstraße, diese eingeschlossen; auch macht ihm Niemand das Feuerland streitig, aber von der Natur selber sind ihm die Grenzen bestimmt: die Küste des südlichen Großen Oceans und die Cordilleren und damit sollte es sich begnügen. Ohnehin könnten die patagonischen Einöden im Osten des Hochgebirges ihm gar nichts nützen und würden ihm nur Verlegenheiten eintragen. Auch die Argentiner haben ihre liebe Noth, sich der streitbaren und berittenen Indianerhorden zu erwehren, welche jene Wüstenei als ihr Eigenthum und jeden Weißen als Eindringling und Feind betrachten. Aber es gehört nun einmal zu den sehr unberechtigten Eigenthümlichkeiten der südamerikanischen Republiken, daß sie stets mit einander über Strecken Landes sich zanken und solche einander nicht gönnen, während sie alle über ungeheure Räume verfügen und für hundert und mehr Jahre überreichlich Platz zu Ansiedelungen haben.

In Valparaiso erscheint für unsere Landsleute ein Blatt, die „Deutschen Nachrichten", so viel wir wissen, dort das erste in unserer Sprache.

* * *

— Die Einnahme der Colonie Südaustralien hat sich im Jahre 1873 gestellt auf 936,850 Pf. St. — In Queensland macht der Bahnbau große Fortschritte, die Zuckerernte ist sehr gut ausgefallen und die Zinngruben haben reiche Ausbeute gegeben. — Westaustralien hat gleichfalls eine gute Ernte gehabt. — Die Jahreseinnahme von Neusüdwales betrug 3,330,000 und jene von Victoria 3,902,024 Pf. St. — Die Deutschen in Südaustralien, welche seit Jahren nur sehr spärlichen Zuwachs aus der alten Heimath bekamen, sind jetzt eifrig bemüht, die Einwanderung nach Adelaide wieder in Aufschwung zu bringen. — Die Eisenbahn von Sydney nach Goulbourn ist 192 Kilometer lang, die North Eastern, von Melbourne bis zum Murray, 301 Kilometer; man hat, um diese beiden Hauptstädte mit einander zu verbinden, noch eine Lücke von 321 Kilogramm auszufüllen; 493 Kilogramm sind fertig, die gesammte Strecke wird 814 Kilogramm betragen.

— Die Goldausbeute in der australischen Colonie Victoria hat von 1866 bis und mit 1873 betragen 11,024,231 Unzen; den Werth der Unze zu 4 Pf. St. angenommen also 44,096,924 Pf. St. Sie vertheilt sich folgendermaßen:

1866	1,536,581 Unzen
1867	1,493,831 „
1868	1,474,187 „
1869	1,367,903 „
1870	1,281,841 „
1871	1,303,379 „
1872	1,317,102 „
1873	1,249,407 „

Die Production ist also seit acht Jahren geringer geworden, ebenso ist die Anzahl der „Miners" zurückgegangen; diese stellte sich 1866 auf 73,479 und 1873 betrug sie nur noch 52,544 Köpfe. Diese Verminderung erklärt sich hauptsächlich daraus, daß mit jedem Jahre mehr Maschinen in Gebrauch gekommen sind, und sodann auch, weil viele Diggers, welche auf eigene Hand Gold gruben, sich dem Ackerbau zugewandt oder sich irgend einer andern Beschäftigung gewidmet haben.

— Unser berühmter Landsmann Dr. Burmeister, der seit einer langen Reihe von Jahren in Buenos Ayres gelebt hat und wohl für den gründlichsten Kenner der La-Plata-Region gelten kann, ist zum Director der naturwissenschaftlichen Facultät der Universität Cordova ernannt worden. In dieser Facultät sitzen nicht weniger als sieben deutsche Professoren.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Zustände an der afrikanischen Westküste.

I.

Das Ende des Aschantikrieges. — Die Bevölkerung von Sierra Leone.

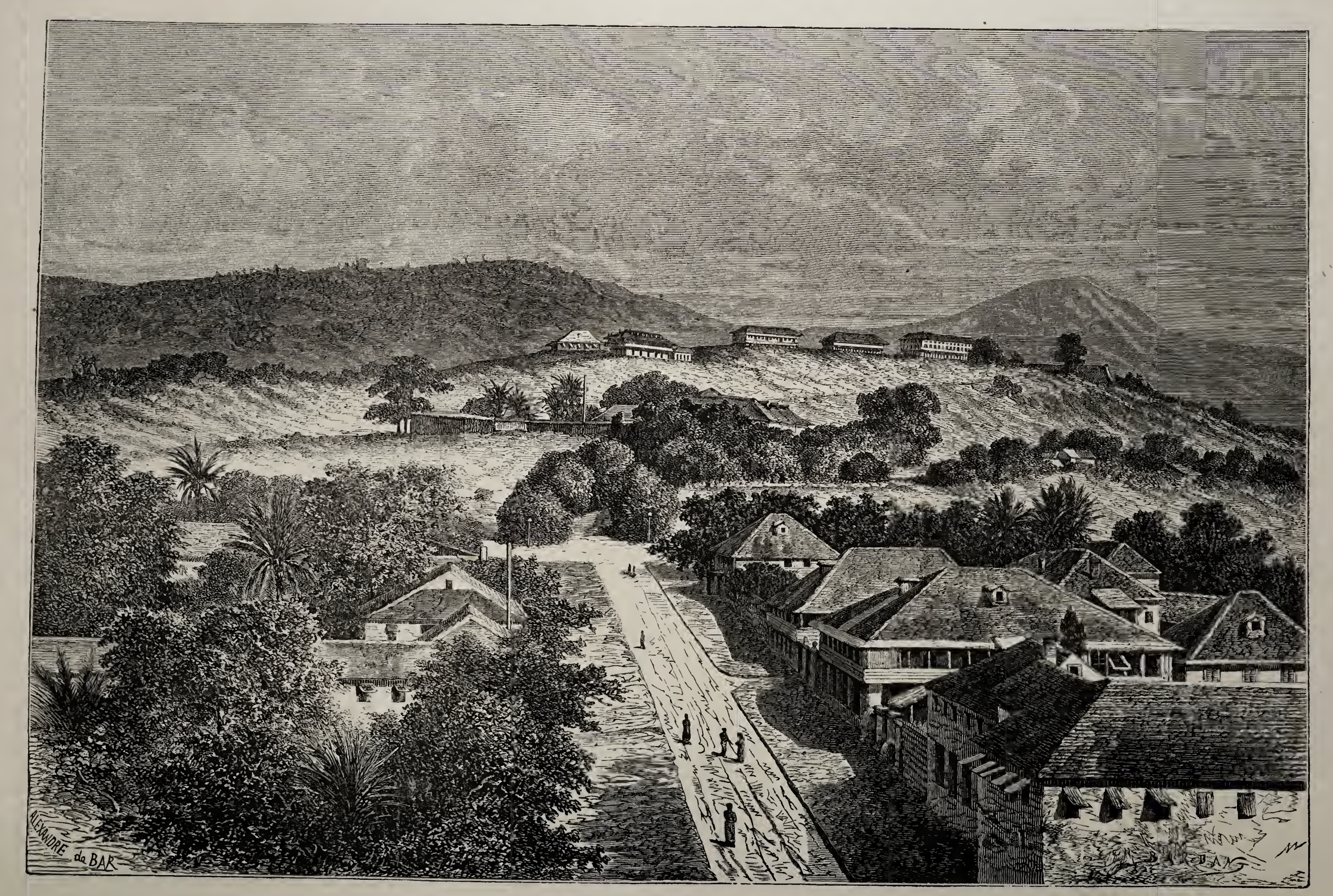
Der Frieden zwischen England und dem Könige Koffi Kalkalli. — Die Fantis und der freie Handel von und nach der Küste. — Sierra Leone. — Freetown. — Schlechte Verwaltung. — Das Grab der weißen Menschen. — Unerfreuliche Zustände. — Trägheit und Uebermuth der Neger. — Mißgriffe der englischen Regierung. — Allerlei Humbug.

Den Engländern ist eine schwere Last vom Herzen genommen worden. Der Zug nach Kumassi und der Rückzug von dort an die Küste hat nicht so viele Opfer gefordert, wie man befürchten zu müssen glaubte; die weißen Truppen konnten noch eben vor Eintritt der Regenzeit eingeschifft werden und sie sind in England mit gebührenden Ehren empfangen worden.

Der schwarze Barbarenkönig mußte sich fügen und mit dem Sieger einen Friedensvertrag abschließen, der ihm harte Bedingungen auferlegt, aber doch den Aschantis das gewährt, wonach sie stets getrachtet haben und woran sie theils durch die Nichtsnutzigkeit der Fantis, theils durch die unverständige Politik der englischen Administratoren an der Goldküste verhindert wurden. Sie sollen von nun an den vielen Schikanen der Küstenstämme nicht mehr ausgesetzt, keinen Erpressungen von Seiten derselben preisgegeben werden, wenn sie des Handels wegen die Factoreien an der Küste besuchen und von dort in ihr Land zurückkehren.

Zu den härtesten Bedingungen, welche ihnen auferlegt worden sind, gehört nach der Auffassung der Aschantis das Gebot: fernerhin d a s A b s c h l a c h t e n v o n M e n s c h e n z u u n t e r l a s s e n. Dieser grauenhafte Brauch, der mehrmals im Jahre eine Menge Opfer erfordert, bildet ja einen Hauptbestandtheil ihrer Religion und wird erfordert durch die Pietät gegen die abgeschiedenen Herrscher, welche im sogenannten Jenseits immerfort neuer Diener bedürfen. Wenn nun diese entsetzlichen Menschenopfer, zu großem Mißvergnügen des Volkes, nicht mehr öffentlich abgeschlachtet werden, wie wollen die Engländer in dem von ihnen unabhängigen Lande es verhindern, daß der religiöse Brauch insgeheim beobachtet wird? Oder wollen sie, falls die Aschantis sich an die ihnen aufgezwungene Bestimmung nicht kehren, etwa einen Krieg führen?

Der König von Aschanti hat seine Ansprüche auf die Region zwischen dem Prah und der Küste, also die in der jüngsten Zeit oftgenannten Landschaften Denkira, Wassaw, Assin &c. aufgeben müssen, wie schon einmal im Jahre 1861. Er kann das verschmerzen, wenn England nicht, wie schon mehrmals geschehen, bündige Vertragsbestimmungen verletzt, sondern ehrlich hält. Ein Gouverneur der Goldküste z. B., Richard Pine, weigerte sich 1861, Diebe die in Aschanti Gold gestohlen hatten (— was nach Landesgesetz dem Hochverrath gleich geachtet wird —) auszuliefern, er nahm sie vielmehr unter den Schutz der britischen Flagge. Seitdem



Straße und Casernen in Freetown, Sierra Leone.

wurde jeder Europäer, der nach Kumassi kam, dort als Gefangener festgehalten und das war, nach afrikanischen Maximen über Repressalie, ganz correct. Und dann schrien die Engländer über Barbarei, zu welcher doch gerade sie durch eigenen Unverstand Anlaß gegeben hatten; sie wußten ja was Landesbrauch ist.

Und dann die Fantis. Diese wurden früher hochbelobt als gute Freunde und zuverlässige Verbündete, denen man den Schutz des Protectorates angedeihen ließ. Seitdem nun während des Krieges ihre erbärmliche Feigheit und Unzuverlässigkeit so offen zu Tage trat, lautet das Urtheil ganz anders. Erst jetzt erfahren wir, daß diese Schooßkinder der Briten keinen Anstand genommen haben, friedliche Aschantileute, die sich in Cape Coast aufhielten, im Angesichte des Forts, welches der Gouverneur bewohnt, zu überfallen und zu ermorden; sie schnitten ihnen die Köpfe ab, die als Trophäen umhergetragen wurden. Wir lesen nicht daß die Mörder bestraft worden seien; daß aber der Aschantikönig durch ein solches Verfahren nicht freundlicher gestimmt werden konnte, ist klar genug. Er wenigstens hat die gefangenen Europäer, z. B. die Missionäre welche er Jahre lang in Kumassi behielt, nicht ermorden lassen, sondern er hat sie gut behandelt.

Wir unsererseits haben uns nicht erst in diesen Tagen bemüht, über die Verhältnisse an der afrikanischen Westküste uns so genau als möglich zu unterrichten, und sind nicht erst jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß seit dem Tode Maclean's (— der die Goldküste als Kroncommissair, aber unter den Auspicien verständiger Kaufleute verwaltete —) die Politik wie die Verwaltung an der Goldküste eine lange Kette geradezu unbegreiflicher Irrthümer gewesen ist. Maclean verfuhr den Aschantis gegenüber wortgetreu und loyal und deshalb ist er mit ihnen niemals in Irrungen oder Händel gerathen. Heute, wo so viele lange vertuschte oder in falschem Lichte dargestellte Thatsachen zu Tage kommen, wird von unbefangenen Leuten auch in England zugegeben, daß alle Schuld der Wirren auf die britische Verwaltung falle *).

Heute heißt es: Nun sollen die miserabelen Fantis schon lernen was Mores sind; wir werden ihnen den Daumen scharf aufs Auge drücken. Aber weshalb ist das nicht schon seit einem Menschenalter geschehen? Warum erst von jetzt an?

Prahsu an der Grenze und Mansu sollen britische Stationen und von einer Polizeimannschaft besetzt bleiben, „damit die Kaufleute, welche aus dem Innern nach den Factoreien an der Küste reisen, von den Fantis fernerhin keine Erpressungen mehr erfahren". Bisher thaten die Engländer nichts gegen derartige Ausplünderungen, welche sich die unter ihrem Protectorate stehenden Fantis ungestraft erlauben durften.

Man muß nun abwarten, wie die Dinge sich gestalten werden. Die Aschantis kommen fortan nach den Factoreien, und es wäre den Engländern ganz recht, wenn sie alles Mögliche von ihnen kaufen; sie besorgen indeß, daß die schwarzen Barbaren sich auch reichlich mit Gewehren und Schießbedarf versorgen. Aber man weiß doch ohne Zweifel an der Themse, daß sie dergleichen schon bisher und zwar Birminghamer Fabrikat, obendrein noch von englischen Kaufleuten erhalten haben, und zwar aus Groß-Bassam und Assini. Diese Factoreien an der Westgrenze der Goldküste stehen unter Oberherrschaft der Franzosen, welche dieselben an Bristoler Palmölhändler verpachtet haben.

Die Engländer haben den von ihnen abhängigen Häuptlingen und Stämmen die Verpflichtung auferlegt, die Sklaverei abzuschaffen; auch in den Städten wo sie Factoreien haben, z. B. Elmina, Cape Coast &c., soll dieselbe aufhören. Die häusliche Sklaverei ist eine urafrikanische Einrichtung, mit dem ganzen Leben, Wesen und allen Anschauungen der Neger völlig verwachsen; von unserer europäischen Auffassung, daß ein Mensch von einem andern nicht in aufgezwungener Dienstbarkeit gehalten werde dürfe, haben sie keinen Begriff. Die Durchführung der Maßregel wird ohne Zwang nicht möglich sein und mancherlei Unzuträglichkeiten im Gefolge haben, und zwar um so mehr, da die Engländer offen ausgesprochen haben, daß ihre Factoreien als Zufluchtsstätten zu betrachten seien für alle Sklaven, welche im innern Lande ihren Herren entlaufen. Ob solch ein Zuwachs solcher Bevölkerungselemente den hochgespannten Erwartungen der Philanthropen entspricht oder ob sie sich täuschen, bleibt abzuwarten.

* * *

Bisher stand die Goldküste unter dem Generalgouverneur, von welchem die sämmtlichen Factoreien in ganz Guinea abhängen. In Cape Coast hat ein Administrator seinen Sitz, während jener zu Freetown in Sierra Leone residirt.

Die Sierra-Leone-Küste begreift das Gestadeland vom Cap Verga, etwa 10° N. bis zum Cabo Monte, welches die Engländer Cape Mount nennen. Das eigentliche Sierra Leone ist eine gebirgige Halbinsel an der Südseite des Flusses Rokelle, dessen Aestuarium bei der Stadt Freetown etwa 7 englische Meilen breit ist. Die Lage der Stadt, 8° 29′ 17″ N., ist schlecht gewählt; die Rhede in der St. Georgsbay ist unsicher wenn Nordwestwind weht.

Wir wollen uns dieses „Paradies und Eden unseres schwarzen Bruders" etwas näher betrachten.

Freetown ist eine der ungesundesten Städte der Welt, theils wegen klimatischer Einflüsse, theils durch die man kann sagen skandalös nachlässige Verwaltung unter den Augen des Generalgouverneurs von Guinea. Vor uns liegen Auszüge aus einem Berichte, welchen eine aus fünf Mitgliedern bestehende Sanitätscommission im November 1873 erstattet hat. Binnen achtzig Jahren ist noch nicht eine Gosse zum Abzuge des Wassers hergestellt worden. In jedem Hause befinden sich Senkgruben, deren Inhalt durch den porösen Boden in die Brunnen dringt; es ist ermittelt worden, daß viele dieser Senkgruben seit länger als dreißig Jahren nicht gereinigt worden sind. Der Bericht giebt Schilderungen über den grauenvollen Zustand derselben, mit welchen wir unsere Leser verschonen. Es zeugt für die von Missionären und Philanthropen so hoch gerühmte Civilisation der „freien, christlichen, schwarzen Brüder in Afrika", daß alles Brunnenwasser dick ist und milchig durch Verunreinigung aussieht; „kein Wunder, denn neben einem der Hauptbrunnen liegen in einem Umkreise von nur 11 Yards nicht weniger als 8 solcher Senkgruben, und ein anderer Brunnen

---

*) Am schärfsten hat sich Ed. Sullivan ausgesprochen und unerbittlich zu Gericht gesessen („Mail", 2. Januar 1874). Wir geben einige Stellen aus seiner umfangreichen Erörterung.

„There are many who maintain, and with much apparent reason, that it is the Ashantis, who are in their rights and we who have broken treaties; that they are the injured people and that by being excluded from the Coast they are suffering a gross injustice at our hands!"

Dann spricht er mit bitterer Ironie gegen die verächtliche Frömmelei und Hypokrisie, mit welcher man in England so vielfach kokettirt, auch wenn es sich um sehr weltliche, oftmals auch schlechte Dinge handelt. „Can it be England, pious, proselytising England, the vaunted pionier of Christianity and civilization, the unselfish (!) promotor of humanitarian principles, of arbitration and universal peace, that is committing this great crime? Do the homilies we preached during the French and German war apply to our neighbours only and no to ourselves; to white skins and not to black ones?"

„Whe have drifted into this miserable war for want of a distinct policy. Our rulers did not know their own minds; the did not realize their duty. The would and the would'nt etc."

war früher als Abtritt benutzt worden; Brunnenwasser ist hier weiter nichts als durchgesickerter Unrath." Man hat übrigens auch das Wasser eines Flusses aus dem Gebirge vermittelst metallener Röhren in die Stadt geleitet, aber dieses ist wo möglich noch unreiner. Denn dicht oberhalb der Stelle wo die Röhren beginnen haben die Neger ihren allgemeinen Badeplatz und waschen dort die schmutzigen Kleider. Als die Commission ihre Untersuchung anstellte, fand sie daß alle Felsenvertiefungen, über welche das Wasser fließt, Pfützen übelriechenden Seifenwassers bildeten und überall schmutzige Lumpen umherlagen. Obendrein laufen die nicht durch Schrauben verbundenen sondern lose an einander gelegten Röhren in der Nähe der Stadt unmittelbar an einem Leichenacker vorüber und zwar liegen sie tiefer als dieser; dort sind mehr als 8000 Menschen begraben worden.

„Wenn man sich alle erdenkliche Mühe geben wollte,



Krieger aus dem Hinterlande von Sierra Leone.

Bedingungen aufzufinden die für Gesundheit und Leben die allerungünstigsten sind, würde man sie schwerlich vollkommener ausfindig machen, als sie in Freetown vorhanden sind."

Und vier Monate bevor dieser Bericht verfaßt worden, schrieb der Administrator von Freetown amtlich an den Colonialminister, Lord Kimberley, nach London: „Freetown ist so sauber und reinlich und wird so gut gehalten, wie irgend eine Stadt in England."

Man begreift, weshalb seit langer Zeit dieses 'Sierra Leone als Grab der weißen Menschen bezeichnet wird. Im Jahre 1859, als das gelbe Fieber sehr heftig auftrat und der ganze untere Theil der Stadt zu nicht geringem Theil ausstarb, wohnten in Freetown 120 weiße Leute; von diesen flüchteten 30, eben so viele starben und alle übrigen waren erkrankt. Die Epidemien von 1840 und von 1848 waren eben so schlimm.

Die ehrliche Philanthropie, welche gegen Ende des 18. Jahrhunderts anfing gegen die Greuel des Sklavenhandels zu eifern, hatte die von Wohlwollen eingegebene Absicht, befreieten Negern Zufluchtsstätten in Afrika selbst zu verschaffen, sie möglichst zu civilisiren und von „christlichen Brennpunkten der Gesittung" aus auf die verschiedenen



Mohammedanische Pilger aus Bambarra in Freetown

Negervölker segensreich einzuwirken. Das war gewiß gut gemeint, aber von den hochfliegenden Hoffnungen hat sich äußerst wenig verwirklicht, weil man die Psychologie des Racenelementes nicht mit in Anschlag brachte, sondern bis auf den heutigen Tag in Abstractionen befangen ist, welche der Erfahrung gegenüber gar nicht Stich halten.

Nach dem Unabhängigkeitskriege in Nordamerika schaffte England einige hundert Neger, freie Leute zumeist aus dem kalten Neuschottland nach Sierra Leone; von diesen waren nach ein paar Jahren nur noch wenige übrig, theils in Folge des schlimmen Klimas, theils durch Streitigkeiten mit den eingeborenen Timnis (Timmanis). Der Fingerzeig, welcher dadurch gegeben wurde, blieb von den Negerfreunden in London unbeachtet. Diese Negerfreunde, voran Wilberforce und Clarkson, wollten in Sierra Leone eine „Mustercolonie von Schwarzen" gründen, und als gute Engländer hatten sie dabei Christenthum und Handelsvortheile gleichzeitig im Auge. England erklärte 1807 den Sklavenhandel für Seeraub und von da an sind viele tausend der Sklavenschiffe durch das „Sarggeschwader" (— coffin squadron, weil an der ungesunden Guineaküste so viele Seeleute im Dienste starben —) genommen und die befreieten Neger sind nach Sierra Leone gebracht worden. So bildet die Bevölkerung desselben eine bunte Musterkarte; denn auf einem Flächenraume von etwa 22 deutschen Geviertmeilen wohnen etwa 50,000 Neger, aus 71 Haupt- und etwa 150 kleineren Stämmen zerstreut, die zusammen an einhundert Sprachen und Dialekte reden. „Hier ist in der That Babel." Die eigentlichen Landesgeborenen sind die Timnis, Susus und Weys und bei ihnen haben sich bis heute noch keine Einflüsse der Civilisation geltend gemacht.

Richard Burton (Wanderings in Westafrika I, S. 264) fand die Zustände in und um Freetown kläglich genug. Die Stadt mag jetzt höchstens 20,000 Einwohner haben, die in folgende Classen zerfallen: Europäer; „civilisirte Leute; Afrikaner; Leute oder „Pessuns" wie der Neger das Wort Personen ausspricht; Neger; Darkeys; Niggers." Das Wort Nigger darf man aber keinem ins Gesicht sagen, denn die englische Philanthropie hat eine Verordnung erlassen, welche auf eine solche Beleidigung 50 Pf. St. Strafe setzt.

„Die schwarzen Bürger sind am liebsten Kleinhändler und Hausirer; mit Ackerbau beschäftigen sich nur die mohammedanischen Mandingos. Freetown ist nur Ruine einer Handelsstadt; das Volk wird zum Faullenzen geboren und erzogen; mit Bestellung des Feldes mag der „verbesserte Afrikaner" sich nicht befassen, wenn er nicht durch Zwang dazu angehalten wird. Die Kaffee- und Talgnußbäume auf den Bergen hat er umgehauen zur Feuerung. Er könnte Indigo und Baumwolle, Kaffee und Arrowroot, Oelpalmen und Kokospalmen, Ingwer und Erdmandeln bauen, aber er begnügt sich mit Mais und Gemüsen und dann auch mit Kassawa. Aus seinem Krämerladen bummelt er nach der Capelle; und im Jahre hat er 365 Tage Sabbath, da er auch an Wochentagen nicht arbeitet. Er sonnt sich auf dem Marktplatze, schwatzt mit Seinesgleichen, schnupft und kauet Taback, singt wie es kommt lustige Lieder- oder Kirchengesänge und läßt sich den Rum gut schmecken, den Kerring kerry, wie er ihn nennt."

„Das christliche Zartgefühl der britischen Regierung hat zur Folge gehabt, diese Neger zu demoralisiren. Die Weiber sind so ausschweifend geworden wie in Aegypten, und noch viel schlechter als die Männer, die doch wahrhaftig schlecht genug sind. Wer wissen will wie die Dinge stehen, darf nur die Spitäler besuchen. Diebstahl ist allgemein, die Räuber benutzen am liebsten die Nachtstunden, wenn heftiger Wind weht. Wenn Männer mit einander in Streit gerathen, rennen sie wie Schafböcke mit den Köpfen gegen einander, beißen sich und schreien und kreischen dabei."

Alle Beobachter, die an Ort und Stelle waren, klagen über den unverschämten Uebermuth der Neger in Sierra Leone. So bemerkt der französische Viceadmiral Fleuriot de Langle, den unsere Leser aus früher mitgetheilten Schilderungen kennen („Le Tour du Monde", Nro. 674): „Man muß sich wohl in Acht nehmen, diesen schwarzen Bürgern Anstoß zu geben, denn die Freiheit ist ihnen zu Kopfe gestiegen und sofort würde der Richter bei der Hand sein, eine Klage über eine, wenn auch nur angebliche, Beleidigung entgegen zu nehmen. Daß man ein Fremder ist, gewährt keinerlei Schutz; die Jury besteht aus Negern, die sämmtlich von Neid und Mißgunst erfüllt sind; sie werden das Schuldig über den Weißen aussprechen, wenngleich dieser in vollem Rechte und noch so überzeugend von seinem Sachwalter vertheidigt worden ist."

Missionäre und Mulatten haben in der Exeterhalle zu London, wo alljährlich im Maimonate so viele alberne Reden gehalten werden, dreistweg behauptet, daß der Europäer nicht im mindesten höher stehe als der farbige Mensch. Ein Mulatt, Robert Campbell, rief: „In welcher Täuschung ist doch der weiße Mann befangen, der da glaubt, er werde in Afrika respectirt, weil er ein weißer Mann ist!"

Blinder Eifer schadet nur, ruft Burton aus, und wahre Philanthropie hätte keinen Humbug nöthig gehabt. Burton theilt Folgendes aus einer Londoner Zeitung mit: „Am Donnerstag war die fashionable Welt zu Brighton in großer Bewegung. Eine farbige Lady, Miß Ina Sarah Forbes Bonetta, eine Dame von königlicher Abstammung, die von einem britischen Marinecapitain adoptirt und auf Kosten Ihrer Majestät der Königin Victoria erzogen wurde, reichte am Altar ihre Hand einem farbigen Gentleman, Herrn James Davis, Großhändler aus Sierra Leone. Ihr Ehrengeleit wurde gebildet von einer Anzahl schwarzer Schönheiten und einem Gefolge farbiger Lakaien. Die Trauung verrichtete der Bischof von Sierra Leone unter Beistand eines farbigen Geistlichen."

Consul Burton giebt dazu folgende Erläuterung: „Diese afrikanische Prinzessin war ein kleines Sklavenmädchen, das König Gezo von Dahomey dem verstorbenen Lieutenant Forbes schenkte, welcher das Kriegsschiff Bonetta befehligte. Dieser nahm das Mädchen mit nach England und gab ein Portrait desselben in seinem bekannten Werk über Dahomey. Großhändler Davis, den Gentleman, habe ich in Lagos gesehen, wo er in Eisen geschlagen war!"

Der Schwarze in Freetown spricht das Niggerenglisch. Die Frage, auf welche ein Nein gehört, wird er mit Ja beantworten, z. B.: Didn't you find water there? — Yes, I did not find it. Den Ausruf setzt er hinter das Wort, z. B. Mammy oh! d. h. o Mutter; ein Bulle ist Gentleman Kuh ꝛc.

Der Mulatte spielt gern den Advocaten und Rechtsverdreher. Der Zahlmeister eines Dampfers überzeugte sich, daß ein Neger todte Puter hingelegt und die lebendigen gestohlen hatte; er nannte ihn also einen Dieb. Dieser erhob vor Gericht wegen solcher Beleidigung einen Anspruch auf Schadenersatz von — eintausend Pfund Sterling, und der Weiße war froh, mit 3 Pfund davon zu kommen. An Bord des Schiffes kam ein Freetownneger als Packträger; der Zahlmeister verwies ihn auf das Quarterdeck, worüber er in Schimpfwörter ausbrach. Ein königlicher Offizier rief dem Schwarzen zu: „Wärst Du gegen mich so unverschämt gewesen, hätte ich Dich über Bord geworfen!" Der Neger geht ab, treibt unterwegs zwei andere auf, die er als Zeugen vorführt und sie beschwören mit ihm, daß der Offizier ihm

„seinen Charakter geschändet“ habe; als Schadenersatz wurden 50 Pf. St. verlangt. Drei englische Offiziere, darunter ein Oberst, beschworen den richtigen Thatbestand; Schimpfwörter habe sich nur jener Neger in seiner maßlosen Unverschämtheit erlaubt. Trotzdem wurde der Offizier von dem aus Schwarzen bestehenden Gerichtshofe zu Abbitte und 15 Pf. St. verurtheilt. — Ein weißer Mann erzählte Burton, er habe einmal seinem Diener, der sich frech benahm, mit dem Stocke gedroht; der Diener reichte eine Klage ein, verlangte 50 Pf. St. Sühnegeld und erhielt wirklich 12 Pfund!

Die englische Verfassung verlangt, daß Jedermann von Seinesgleichen gerichtet werde, aber in Sierra Leone urtheilen rohe Schwarze über den gebildeten Weißen, ehemalige Sklaven, Fetischanbeter, zerlumpte mit Palmöl eingeriebene „Darkeys“. „Die Jury wird in Sierra Leone, ebenso wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu einem ärgern Werkzeuge der Tyrannei als ein Tyrann, ein sogenannt freies Volk allein ausgenommen, nur jemals erfunden hat.“ In Freetown sind falsche Zeugen umsonst zu haben und der Richter muß auf deren Schwur hin sein Urtheil fällen; Appellation ist erst zuläßig, wenn es sich um einen Schadlosanspruch von mehr als 200 Pfund handelt.

„Die verschiedenen Stämme in Freetown sind gegen einander feindselig, aber gegen die Weißen machen sie Front wie Ein Mann. Recht und gesunder Menschenverstand sind durch die Pseudophilanthropie unter die Füße getreten; unsere britischen Vorfahren haben es sich wahrlich nicht träumen lassen, daß die Freiheit und die Einrichtungen, für welche sie so manchen Kampf bestanden, so abscheulich geschändet werden könnten. Befreiet die Sklaven wenn Ihr wollt und schlagt den Sklavenhändler zu Boden mit den Ketten, die er seinem Opfer angelegt. Vergeßt aber nicht, daß die größte Zahl der befreieten Schwarzen aus Leuten bestand, die in ihrer Heimath Verbrecher waren.“ Ein in Sierra Leone selbst erscheinendes Blatt, „Weekly Times“, schreibt: „We shall not be considered as decrying the African race, when we say that it is not fitted without a guiding hand, to exercise the privileges of English citizenship. — Only the ignorant can boast of the extensive freedom we have given the African.“

In unserm zweiten Artikel werden wir über die mohammedanischen Mandingos und Fulbe, und die Timnis, welche Fetischanbeter sind, einige Schilderungen geben.

Aus F. Keller-Leuzinger's Schilderungen vom Amazonas und am Madeira *).

Der treueste Begleiter des Reisenden während einer Fahrt auf dem Amazonenstrome, von der Mündung bis hinauf an die Stromschnellen der Seitenflüsse und selbst bis in die glatten Wasser oberhalb derselben, ist der **Tummler** oder **Delphin**, welchen die Uferanwohner als **Botos** (vom portugiesischen volksthümlichen Worte: bote, d. h. Sprung) bezeichnen. Er ist Säugethier wie seine oceanischen Vettern und wie der Lamantin auch, und muß deshalb von Zeit zu Zeit an die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen. Gleich jenen beschreibt er beim Schwimmen eine eigenthümliche Wellenlinie oder Cycloide, wobei er sich oft mit der breiten Schwanzflosse wie spielend in die Höhe schnellt, um unter Schnauben und Blasen wieder in das nasse Element zurückzufallen.

In einer mondhellen Nacht am obern Madeira, an der Einmündung des Jammary, wurden unsere Boote von einem ganzen Rudel solcher Tummler umspielt, welche mit Schlagen und Springen, Sprudeln und Wälzen einen solchen Lärm verursachten, daß es schien als würden Hunderte von Najaden von einem Heere bärtiger Wassermänner verfolgt. Dieses lärmende Spiel, die für ein Thier von Fischgestalt so fremdartigen Laute, sowie die Beobachtung, daß dieselben die Nähe des Menschen zu lieben scheinen — sie begleiten oft in Herden von 30 bis 40 Stück die Fahrzeuge auf langen Strecken —, mag die Ursache sein, daß unter den Bewohnern jener Gegenden, von dem halbwilden Mestizen, dem rohen Mulatten und dem Zambo bis zum behäbigen Kramladenbesitzer portugiesischer Abkunft, über diese Botos die abenteuerlichsten Gerüchte im Umlaufe sind.

Sie sollen die Fähigkeit besitzen, **menschliche Gestalt anzunehmen**, unter uns zu wandeln „wie andere Christen“ und dann dem schönen Geschlecht besonders gefährlich werden können. Das einzige verrätherische Kennzeichen, welches diese Wasserunholde an sich tragen, wenn es ihnen beliebt ans Land zu steigen und allerlei Unheil anzurichten, besteht darin, daß **ihre Füße nach rückwärts gedreht sind**. Das aber kann leicht übersehen werden, da sie ihr Wesen hauptsächlich in der Dunkelheit treiben. Schlaue Indianerinnen und Mulattinnen erzählen ihren gläubig lauschenden Gatten die erstaunlichsten Geschichten von tückischen Botos, welche die Gestalt der Gatten so täuschend nachzuahmen verstanden, daß die Frauen den Betrug erst dann merkten als die Botos sich mit einem Schrei ins Wasser stürzten. In Folge des weit verbreiteten Aberglaubens an die doppelte Natur dieser Thiere werden dieselben nur äußerst selten gejagt, obwohl sie werthvollen Thran liefern und leicht zu harpuniren sind. Sie vermehren sich daher, ganz verschieden von den rastlos verfolgten, in starker Progression abnehmenden Schildkröten, unbehindert innerhalb der von der Natur selbst gesteckten Grenzen.

Ein anderes **fabelhaftes Wasserungethüm**, wie es scheint ein Vetter unserer berühmten Seeschlange, ist der sogenannte **Minhocão (große Wurm)**, auch **Mãe d'agua (Wassermutter)**, eine Schlange von so colossaler Größe, daß der Fluß steigt oder fällt, je nachdem sie sich in denselben wirft oder ihn verläßt. Dieses fabelhafte Ungeheuer theilt die einheimische Benennung der Wassermutter mit einer Art brasilianischer Loreley, welche in der Nähe von Manaos,

*) **Vom Amazonas und Madeira.** Skizzen und Beschreibungen aus dem Tagebuche einer Explorationsreise von Franz **Keller-Leuzinger**, Ingenieur. Mit zahlreichen nach den eigenen Skizzen vom Verfasser auf Holz gezeichneten und in der xylographischen Anstalt von A. **Closs** ausgeführten Illustrationen. Stuttgart, Verlag von A. Kröner 1874. 4. Das überaus belehrende Buch ist in jeder Beziehung ein Prachtwerk. Wir werden auf den reichen Inhalt desselben ausführlich eingehen und sind durch die Güte des Herrn Keller in Stand gesetzt, durch eine Anzahl von Illustrationen den Lesern des „Globus“ ein selbständiges Urtheil auch über die meisterhaft ausgeführten Illustrationen zu ermöglichen.

am Wasserfalle des Taruma, eines kleinen Seitenwassers des Rio Negro, ihr gespenstiges Wesen treiben soll. Das schöne Weib mit „goldenem Haar“ umstrickt jeden Mann, der desselben ansichtig wird, mit ihrem Zauber; er wird vom Wahnsinn umfangen und findet den Weg zur heimathlichen Hütte nicht wieder. Die enge Schlucht, welche die Sirene sich zum Wohnsitz erkoren und in welche kaum ein Sonnenstrahl durch die dichten Laubkronen dringt, wird deshalb mit abergläubiger Scheu betrachtet und kein Tapuyo-Indianer würde es wagen, bei einbrechender Nacht an einer Stelle zu verweilen, wo das Rauschen des unheimlichen Falles an sein Ohr schlüge.

Ein ebenfalls sehr gefürchtetes, aber nicht so liebliches Waldgespenst ist der Caëpora (Caapora, Waldmensch), — ein behaarter, häßlicher, alter Mann von ungeheurer Körperstärke, welcher den Jägern auflauert, um ihnen den Hals umzudrehen. Jedes unheimliche Geräusch im Walde wird dem Caëpora zugeschrieben und vor seinen schrecklichen Klauen rettet dann nur absolutes Schweigen und ein Ducken unter Büsche und Zweige. Ungläubige Zuwiderhandelnde werden durch Bitten und wenn es Noth thut durch Drohungen veranlaßt, sich zu fügen, um nicht den Zorn des nahezu unverwundbaren Scheusals zu erregen. Wenn in den brasilianischen Wäldern große menschenähnliche Affen wie Orang utan, Gorilla oder Schimpanse zuhause wären, so ließe sich dieser weit verbreitete Aberglaube leicht erklären; Brüllaffen und Barrigudos sind aber zu schwächliche Repräsentanten „unserer Vettern“, als daß selbst die lebhafteste Jägerphantasie sie zu solch einem Ungethüm vergrößern könnte. Der Ursprung der Fabel ist wohl nur in dem finstern Dämonenglauben der Indianer zu suchen, welche sich auf Tritt und Schritt von dem Walten böser Geister begleitet wähnen.

Jeder Stamm hat außerdem seine eigenen Jagdgebräuche oder vielmehr seinen Jägeraberglauben. So z. B. essen die Coroados in den Südprovinzen kein Rehfleisch, weil sie fürchten, dadurch ihren reichen Haarschmuck zu verlieren. Sie genießen auch nichts vom Höcker des Tapir, den besten Stücken, um nicht der Zuneigung ihrer Frauen verlustig zu werden. Eben so verschmähen sie das Fleisch der Enten und der Cutia, eines schmackhaften Nagethieres, weil sonst ihre Kinder schlecht gebauete Füße und große Ohren bekämen. Auch darf der, welcher das Wild erlegt hat, nichts von demselben genießen, wenn er nicht die Sicherheit seines Auges und Armes einbüßen will, so daß er dann keinen glücklichen Schuß mehr thun kann. Die Frauen sind, offenbar zum Vortheil ihrer egoistischen Männer, vom Genusse verschiedener Wildarten ausgeschlossen.

Die Jagd wird von der halbcivilisirten Bevölkerung des Amazonenthales, trotz des Wildreichthums in den Wäldern, im Allgemeinen weniger stark betrieben, als in dem Flußgebiete des La Plata und in der angrenzenden Provinz Mato grosso. Das edelste und auch überall am eifrigsten gejagte Wild ist der Tapir, Anta, der Vertreter der Dickhäuter in der neuen Welt. Er bewohnt in außerordentlich großer Zahl, ohne jedoch jemals herdenweis beisammen zu leben, die dichtbewaldeten Ufer aller Zuflüsse des Amazonenstromes und des La Plata, doch nicht in den sumpfigen Niederungen noch auf den wasserarmen Plateaux, sondern in den mit üppiger Vegetation bekleideten Thalschluchten. In dem undurchdringlichen Dickicht der Bambusaceen, unter dem Fiederdache schlanker Baumfarrn liebt der Tapir sein Lager aufzuschlagen, sei es nun an den Ufern rauschender Waldbäche oder an den schäumenden Katarakten von Riesenströmen wie Madeira und Paraná.

Mit dem ersten Morgengrauen schreitet er da auf tiefeingetretenen Pfaden gravitätisch nach dem Flusse um zu baden und oft überraschen wir beim Umfahren einer scharfen Uferkrümmung den ruhig bis an den Hals im Wasser sitzenden Dickhäuter. Er schwimmt und taucht mit erstaunlicher Fertigkeit und nicht sowohl Bedürfniß einer Kühlung nach erhitzender toller Flucht mag es sein, das ihn dazu treibt, vor den verfolgenden Hunden zuletzt immer den Weg nach dem Flusse zu nehmen. Doch er rennt in sein Verderben, denn lautlos unter überhängendem Buschwerk lauert der Jäger im leichten Nachen, die schußbereite Waffe in der Hand. Diese letzte ist übrigens, wenn der Fluß nur einigenmaßen breit ist, nicht einmal vonnöthen; meistens wird das schnaubende Thier, welches von den wüthend kläffenden Hunden umringt bald da bald dort untertaucht, bald überholt und von den Jägern mit dem langen Waidmesser oder der Pistole erlegt. Wo möglich wird es, ehe man ihm den Todesstoß versetzt, noch harpunirt, um zu verhindern, daß es untersinke, was sofort geschieht, nachdem es verendet ist.

Nur das Tapirweibchen flieht nicht vor dem Gebelle der Hunde; muthig bleibt es auf seinem Lager und sucht mit dem eigenen Körper das zwischen seinen Beinen sich verkriechende, zitternde, schrill pfeifende Thierchen zu schützen. Wehe dem Kläffer, der sich erkühnte aus dem Kreise der Meute hervorzutreten, welche sich in diesem Fall in respectvoller Entfernung hält, und in den Bereich der grimmigen Alten zu kommen; ihr hochgehobener Rüssel entblößt ein nicht zu verachtendes Gebiß und unter den mächtigen Vorderfüßen knicken schwache Hunderippen wie dünnes Rohr. Von zahlreichen Kugeln der auf das Gebell herbei gekommenen Jäger durchbohrt, bricht sie endlich, ein Opfer mütterlicher Zärtlichkeit, über dem vor Angst halbtodten Jungen zusammen.

Schützt man das Junge gegen die nun um so wüthender zufahrenden Hunde und bringt es glücklich nach Hause, so kann man es mit Kürbissen oder mit einem dort beinahe überall in den Lichtungen wachsenden Gras und den jungen Trieben von Bambusaceen sehr leicht ernähren. Ich habe mich durch den Augenschein überzeugen können, daß es schon am zweiten oder dritten Tage so zahm wird wie ein Hund und bald nicht mehr daran denkt, in den Wald zu entweichen. In Curitibá, der Hauptstadt der Provinz Paraná, lief mehrere Jahre ein zahmer, herrenloser Tapir in den Straßen umher und wurde von Morgens bis Abends von Negerjungen geritten. Eine Temperatur von 2 bis 3 Grad unter Null, wie sie dort im Juni und Juli nicht selten ist, schien ihn wenig anzufechten.

Sicherlich wäre es nicht nur möglich sondern sogar ganz leicht, den Tapir zum wirklichen Hausthiere zu machen, wie das übrigens bei allen größeren Thieren Südamerikas der Fall ist. Das Wildschwein, Reh und Guaty, die Paca, selbst die Onça werden leicht zahm, von den Affen, Papageyen und den Hühnervögeln nicht zu reden. Man findet auch am ganzen Amazonas wohl schwerlich ein Haus, das nicht wenigstens irgend einen gezähmten Vogel, öfters aber eine ganze Menagerie von Araras, Periquitos, Marianitos, Jacamins, Jagutingos, Mutuns, Tucans, Cutias oder Springhasen, Pacas, Affen ꝛc. aufzuweisen hätte. Selbst eine Art der amerikanischen Riesenschlange oder Giboia wird in mancher Hütte als sogenannter Jerimbabo, Hausthier, gehalten, um Ratten, Mäuse und sonstiges Ungeziefer zu vertilgen, an dem es nirgends mangelt.

Am obern Brahmaputra.

Die verschiedenen Landwege nach China. — Cooper's Reiseunternehmungen und sein neuestes Buch. — Theehandel in Innerasien. — Unterstützung des Reisenden durch Behörden. — Fahrt auf dem Brahmaputra und plötzliches Anschwellen desselben. — Assam und seine neuere Geschichte. — Der Theebau und die Kulis. — Die Assamesen. — Opiumgenuß.

R. K. Kein Land der Erde, Brasilien etwa ausgenommen, ist mehr dem Sonnenaufgange zugewandt und kehrt dem Occidente mehr den Rücken, als China. Mächtige Gebirge scheiden das menschenreichste Gebiet der Welt von Centralasien, von den großen Emporien des angloindischen Reiches; die riesige Wüste Gobi von den russischen Stapelplätzen längs der sibirischen Grenze. Seine langgedehnte Küste ist es allein, welche fremden Kaufleuten sich öffnet; von ihr aus gewähren die Wasserstraßen der mächtigen Ströme Hoang-ho, Jang-tse-kiang und Ta-kiang Zutritt zu dem Innern. Der weitaus größte Theil des europäischen Handels war demzufolge auch stets auf die Küste beschränkt; geringfügig ist dagegen, was den Landweg einschlägt.

In neuerer Zeit erwuchs nun den Engländern, welche an jenem Handel am meisten betheiligt waren, von verschiedenen Seiten her Concurrenz: die Franzosen faßten im Delta des Mekong festen Fuß und sind jetzt im Begriffe, ein Gleiches in dem des Songka, des Flusses von Tongkin im nördlichen Annam, zu thun, nachdem die Schiffbarkeit desselben bis ins Herz der chinesischen Provinz Jünnan hinein durch die kühne Fahrt des französischen Kaufmannes Dupuis dargethan worden ist. Andererseits gewährte die Vollendung der pacifischen Eisenbahn den Nordamerikanern die Möglichkeit, sich in ausgedehnterm Maße an dem chinesischen Handel zu betheiligen, und bot manchen, namentlich kostbareren Artikeln, wie Thee, Seide, Cocons, einen raschen Absatzweg dar. Und schließlich ist es auch nicht nur England, sondern sind es auch die Mittelmeerstaaten, welchen die Durchstechung des Isthmus von Suez gleichfalls in erster Linie zu Gute kommt.

Was natürlicher, als daß die Engländer darauf bedacht sind, ihrem Handel neue Bahnen zu öffnen und zwar solche, welche nur ihnen allein zugänglich sind und fremde Concurrenz ausschließen? Es liegt ihnen vor allem daran, eine Handelsstraße von ihren indischen Besitzungen am Unterlaufe des Ganges und Brahmaputra, des Irawaddi und Saluen quer durch Birma oder Tibet hindurch nach den westlichsten chinesischen Provinzen Jünnan und Szy-tschhuan (Szetschuen) aufzufinden *).

*) Wir folgen hier dem lichtvollen und interessanten Vortrage, welchen Baron von Richthofen, einer der besten Kenner Ostasiens, über diesen Gegenstand in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde am 8. November 1873 gehalten hat. (S. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1873, Nr. 3. Herr von Richthofen: Ueber die neuesten Versuche zur Oeffnung directer Handelswege nach dem südwestlichen China.) Den Hauptgegenstand dieses Vortrages, nämlich die Beschiffung und Erschließung des Songka-Flusses durch Dupuis, lassen wir hier — wenigstens vorläufig — bei Seite, gedenken jedoch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes nächstens darauf zurückzukommen. Annam, eines der wenigst bekannten Reiche der Erde, scheint jetzt durch die Bemühungen der Franzosen unserer Kenntniß erschlossen werden zu sollen, freilich nicht ohne schon ein theures Opfer gekostet zu haben. Denn der talentvolle, den Freunden der Erdkunde durch die Mekong-Erforschung wohlbekannte Schiffslieutenant Francis Garnier, welcher im Songka-Delta eine Expedition gegen die annamitischen Rebellen zu führen unternommen hatte, wurde nach der ruhmvollen Einnahme von Ha-na, Tongkins Hauptstadt, daselbst ermordet. Wir warten ausführlichere Berichte ab, um jene Vorgänge im Zusammenhange darzustellen.

Drei Projecte kommen hier in Betracht.

Das erste bestand darin, von Bhamo, der letzten Dampfschiffsstation am Irawaddi, gegen Norden nach Tali-fu in Jünnan eine Eisenbahn zu bauen; aber die mißlungene Expedition des Majors Sladen, welcher im Jahre 1868 nicht über Momein im westlichen Theile von Jünnan vordringen konnte, die östliche Wasserscheide des Irawaddi also nicht überschritt, erwies nur die Unmöglichkeit dieser Idee. Und selbst die Möglichkeit des Bahnbaues zugegeben — welche Bodenverhältnisse wären denn den Ingenieuren unserer Tage unüberwindbar, nachdem Alpen und Andes überschient worden sind? — so würde doch dadurch nach Richthofen's maßgebendem Urtheil noch keineswegs der eigentlich productive Theil Westchinas erschlossen oder der tibetische Handel nach Rangun, dem englischen Hafen im Irawaddidelta, abgeleitet werden.

Der Ausführung des zweiten Planes, Rangun über Kiang-hung am Mekong mit Jünnan durch eine Bahn zu verbinden, stehen die Terrainschwierigkeiten auf dem chinesischen Gebiete und besonders die Concurrenz des schiffbaren Songkaflusses entgegen.

Der dritte Vorschlag richtete sich auf diejenige Gegend, wo englisches Territorium sich dem chinesischen am meisten nähert, wo eine Entfernung von nur 50 deutschen Meilen das chinesische Bathang an einem linken Zuflusse des obern Jang-tse-kiang von Sadija am noch schiffbaren Brahmaputra, von dieser letzten englischen Stadt in Assam trennt. „Allein man verwechselt," sagt Richthofen, „die häufig dem Zufalle unterworfene, leicht veränderliche, politische Grenze mit der natürlichen. Denn von Bathang sind es noch 20 Tagereisen über hohe und wilde Gebirge und durch ein fast ertragloses Land, bis man die productiveren Theile von China erreicht; dort aber ist man bereits im Schifffahrtsgebiete, welches in Schanghai seinen Brennpunkt hat. Dieses ganz aussichtslose Project wurde 1868 von Cooper verfolgt, welcher von Osten her bis zur chinesischen Grenze vordrang."

Ueber diesen Versuch hat der „Globus" im 21. Bande (S. 42 ff. u. 168 ff.) ausführlicher berichtet, woselbst auch der zweiten Reise Cooper's von Assam her gegen Osten kurze Erwähnung geschah. Die Beschreibung der letztern, welche soeben unter dem Titel: The Mishmee hills, London 1873 *) erschienen ist, verdient nicht minder als das erste Werk unser Lob wegen seiner anziehenden und lebendigen Darstellungsweise. Nichts liegt freilich dem Autor ferner, als wissenschaftliche Beobachtungen irgend welcher Art; einen im Routenaufnehmen wohl bewanderten Landsmann, welcher sich ihm als Reisegefährten anbietet, weist er schnöde zurück, um nicht wegen der dabei anzuwendenden Instrumente Belästigungen ausgesetzt zu sein. Aber um so freudiger giebt er sich allen möglichen Arten des Sport hin und erzählt immer wieder von aufregenden Jagden auf Büffel, Leoparden, Elephanten und Tiger, von unglaublich lohnenden Fischzügen und dergleichen, lauter Dinge, auf welche er viel Zeit

*) Der vollständige Titel lautet verdeutscht: „Das Mischmi-Gebirge. Reisebericht über einen Versuch, von Assam aus in Tibet einzudringen, um neue Handelsstraßen zu eröffnen. Von T. J. Cooper, politischem Agenten in Bhamo."

verwendete, die ihn aber dafür auch mit den Eingeborenen in nächste Berührung brachten und in deren Wesen und Eigenthümlichkeiten tiefer, als jeden schneller reisenden eindringen ließen. In den ethnographischen Schilderungen liegt denn auch der Hauptwerth des Buches, und auf diese wollen wir im Folgenden vorzugsweise eingehen.

Seit Jahrhunderten — so beginnt Cooper seine Erzählung — liefert China alljährlich 6 bis 8 Millionen Pfund Ziegelthee nach Tibet, wo derselbe ein unentbehrliches Lebensbedürfniß ist. Das Monopol im Ganzen und Großen hat die chinesische Regierung, den Einzelverkauf haben die Lamas, deren beiderseitige Interessen demnach dieselben sind, und denen beiden es daran liegen muß, jeden fremden Handel, ja überhaupt jeden fremden Eindringling fern zu halten. Durch die vereinten Bemühungen beider war ja auch Cooper 1868 in Bathang zur Umkehr gezwungen worden, doch nicht ohne die colossale Bedeutung dieses Theehandels erkannt zu haben. Dies reifte in ihm den Plan, dem assamesischen Thee neue Absatzgebiete in Tibet zu eröffnen, und daher seine neue Reise, diesmal von Calcutta aus. Wir wollen gleich hier sagen, daß sein Versuch wiederum scheiterte, und daß er zu der Einsicht gelangte, Bhutan und Tibet würden nicht eher Thee aus Assam beziehen, bevor nicht das Monopol der Lamas gebrochen ist, auf dessen Uebertretung natürlich diese Pfaffen Todesstrafe gesetzt haben. Wie aber durch solche, wenn auch noch so kühne Reisen einzelner Kaufleute dies Ziel erreicht werden soll, darauf bleibt er uns die Antwort schuldig.

In seinem Unternehmen fand er die freigebigste Unterstützung, wie wir sie allen wissenschaftlichen Reisenden wünschen möchten. Sofort nach Darlegung seines Planes bewilligte ihm die Handelskammer von Calcutta einen Beitrag von 6000 Rupien. Dann wollte er Maulthiere auf den Bergwegen verwenden, und solche waren in Calcutta nicht aufzutreiben, wohl aber bei einem einheimischen Cavallerieregimente in Amballah, 2000 englische Meilen weit im Pendschab gelegen, eine Strecke, welche er funfzehn Jahre früher kaum in Monaten hin und zurück hätte durchmessen können. Jetzt erhielt er von der Direction der Calcutta-Delhi-Eisenbahn freie Fahrt nach Delhi und zurück für seine Person, seine drei chinesischen resp. tibetischen Diener und die zu kaufenden Thiere; und kaum acht Tage später konnten acht Maulthiere in Calcutta nach Assam eingeschifft werden, wo sie sich übrigens (nebenbei bemerkt) als unbrauchbar erwiesen und mit bedeutendem Schaden verkauft werden mußten. Ebenso erwuchsen dem Reisenden keine Kosten aus der Dampfschifffahrt den Brahmaputra hinauf bis Debrughur in Nord-Assam.

Der Strom fing gerade an zu steigen; Treibholz führte er in Menge mit sich; überall sanken Sandbänke zusammen, und stürzten mächtige Stücke Landes mit lautem Getöse ins Wasser. Die Sommerregen hatten begonnen, vermehrten die Schwierigkeiten der Schifffahrt und hemmten ein rasches Vorwärtskommen. Täglich wurden nur einige 20 englische Meilen zurückgelegt, weil theils eben unter Wasser gesetzte, theils halb überschwemmte Sandbänke den Dampfer oft zwangen, den Fluß zu durchkreuzen, um seine Hauptrinne aufzusuchen. Nach einigen Tagen sank das Wasser ein wenig, und zahlreiche Sandbänke kamen wieder zum Vorscheine, auf denen sich unzählige Krokodile (Lacerta gangetica) sonnten. Auch große Wasserschlangen, giftige sowohl wie unschädliche, waren häufig. Einmal waren die Ketten des Steuerruders irgendwie gespannt, weshalb ein Mann zum Nachsehen hinabgeschickt wurde. Eine mächtige Schlange hatte sich darum gewickelt, welcher keiner von der Besatzung zu nahe kommen wollte, so daß der Capitain sie erschießen mußte. Ebenso bot häufig des Morgens das um die Ruderschaufeln angesammelte Treibholz einigen prachtvoll schimmernden Schlangen einen willkommenen Ruheplatz; sie fielen aber stets einem der Passagiere zum Opfer. Eines Abends lag der Dampfer in verhältnißmäßig todtem Wasser am rechten Ufer, drei Tagereisen oberhalb der Station Tespur, vor Anker. Alle Anzeichen deuteten auf ein Steigen des Stromes; riesige, noch mit grünem Laub bedeckte Bäume streckten überall ihre Aeste aus der Fluth und drehten und wälzten sich mit ihren mächtigen, schwarzen Stämmen in den zahlreichen Wirbeln umher. Das besorgte Aussehen des Capitains ließ Schlimmes vermuthen, und auf Befragen erklärte er, daß ein plötzliches Anschwellen bevorstehe, wie es fast allsommerlich einmal beim Brahmaputra vorkomme. Schon um 10 Uhr war dieser um einige Fuß gestiegen, und spülte seine Uferbänke reißend rasch hinweg. Immer gewaltiger wurden die Fluthen, immer zahlreicher die vorbeitreibenden Stämme. Noch hielten die vier Anker fest; aber allmälig wurde der sandige Grund mehr und mehr aufgewühlt; die Anker begannen zu schleifen; das Flußbett selbst schien in Bewegung zu kommen, und hülflos trieb das Schiff in pechschwarzer Nacht über zwei englische Meilen hinab, jeden Augenblick in Gefahr, auf eine Sandbank des verrätherischen Stromes zu stoßen und zu sinken. Da faßte bei einer Biegung des Flusses ein Wirbel das Schiff und führte es in ruhiges, geschütztes Wasser, wo die Anker wieder faßten, und wo der Dampfer während eines ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht das Fallen des Stromes abwarten mußte.

Solch plötzliches Anschwellen kommt öfters vor, und zwar stets in Folge von heftigen Regengüssen, nicht aber vom Schmelzen des Schnees auf dem Himalaya, wie viele glauben. Cooper selbst erlebte es am 29. September 1870, daß der Fluß in 18 Stunden über 12 Fuß anschwoll. In diesem Jahre setzten die Regen überhaupt früher ein als gewöhnlich; und als der Reisende nach vierundzwanzigtägiger Fahrt die 900 englische Meilen lange Strecke bis Debrughur zurückgelegt hatte, war er gezwungen, daselbst die nächsten drei Monate zu verweilen, um die trockene Jahreszeit abzuwarten. Denn jetzt waren alle eingeborenen Stämme in die Gebirge hinaufgestiegen, weil die Thallandschaft einem weiten Sumpfe glich und völlig ungangbar war.

Diese unfreiwillige Muße benutzte Cooper zu Studien über das Land, das Volk und die Sprache von Assam, wovon Einiges hier auszugsweise folgt.

Assam ist ein langes, nur 60 bis 70 englische Meilen breites, gewundenes Thal, vom Brahmaputra durchflossen, mehr als 30,000 Quadratmiles groß, und ringsum, den Westen ausgenommen, von hohen Bergen eingeschlossen, in denen zahlreiche Stämme von Tibetern, Ebor und Mischmi hausen. Im Beginn des dreizehnten nachchristlichen Jahrhunderts besetzte der kriegerische Stamm der Ehom, welche, zu den Schanvölkern gehörig, aus dem nordöstlichen Birma stammten, dieses Thal, das unter ihrer Herrschaft blühete, bis innere Kämpfe ausbrachen und den König Gurinath gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts veranlaßten, die Ostindische Compagnie um Hülfe zu bitten. Dieselbe wurde anfangs geleistet, später wieder zurückgezogen, im Jahre 1809 ganz verweigert; in Folge dessen trat Birma dazwischen und überschwemmte das unglückliche Land mit einem Heere von 60,000 Mann, welches fürchterlich hauste. Als aber die Birmanen die englische Grenze bedroheten, führte dies zu einem Kriege mit der Compagnie, welche ihre Gegner über das Patkoigebirge zurückjagte und das Land im Jahre 1827 endgültig in Besitz nahm, freilich für dessen Wohlergehen etwas zu spät. Denn die Verheerungen der Birmanen und der wilden Gebirgsstämme, welche ersteren auf dem Fuße

nachfolgten, hatten die einheimische Bevölkerung zu einem großen Theile vernichtet, und das früher wohlbebauete Land war wieder zu Sumpf und Dschengeln geworden, aus denen sich die volkreichen Umgebungen von Kamrup und Gowalpara wie Oasen aus der Sandwüste abheben. Mitten zwischen den gewaltigen Stämmen des Urwaldes stieß der Reisende auf zahlreiche Spuren früherer Wohnstätten und Culturen, auf Erdhaufen, die den Bambushäusern einst als Fundamente gedient hatten, auf schnurgerade, längst ausgetrocknete Bewässerungscanäle, auf kleine Brunnen und verwilderte Pfirsich- und Mangobäume, Reste einstiger Gartenanlagen.

Im Jahre 1823 entdeckte nun Robert Bruce die einheimische Theepflanze; aber die an deren Cultur geknüpfte Hoffnung auf rasches Wiederaufblühen Assams hat sich bis heute noch nicht erfüllt. Da die wenig zahlreichen Eingeborenen in den Theegärten wegen ihrer Faulheit und Apathie nicht zu gebrauchen waren, schaffte man Kulis aus Bengalen herbei, welche — wenn auch aus anderen Gründen — nicht viel mehr taugen. Die zarten Sprossen der Pflanze, welche zum Thee verwendet werden, entwickeln sich nämlich nach einem Nachtregen mit darauf folgendem Sonnenscheine so rasch, daß ein Aufschub des Einsammelns um nur 24 Stunden genügt, die ganze Ernte eines Gartens um ein Bedeutendes zu verschlechtern. In solchem Falle kommt es also auf willige Arbeiter an, und das sollen die mit einem Kostenaufwande von je 60 bis 70 Thalern importirten Bengalesen nicht immer sein. Das Gesetz giebt dem in seinem Vermögen arg bedroheten Pflanzer kein Mittel an die Hand, den widerspenstigen Kuli zur Arbeit zu zwingen; höchstens kann er ihn vor Gericht stellen und auf ein Jahr ins Gefängniß sperren lassen, um mit frisch eingeführter Menschenwaare sein Heil von Neuem zu versuchen. Cooper sieht darin ein schweres Unrecht, dessen sich der Staat gegen die Pflanzer schuldig macht, und verlangt strengere Gesetze gegen die Kulis. Daß aber damit den abscheulichen Grausamkeiten, welche überall solchen Menschenhandel begleiten, Thür und Thor geöffnet würde, ist wohl klar; und ob damit das abgelegene, unwegsame Assam alsbald herrlich aufblühen und sich mit Städten und Dörfern und Ackerfeldern bedecken würde, steht immer noch dahin.

Was nun die Bevölkerung des Landes anlangt, so befinden sich darunter eine Menge Gebirgsstämme der Miri, Ebor, Chamti und Singpho, von denen sich aber die eigentlichen Assamesen durch Kleidung und Aussehen sehr deutlich unterscheiden.

Der Assamese ist von mittlerer Größe, und wenn nicht von der Sonne verbrannt, meist hübsch. Er lebt sehr einfach und genießt hauptsächlich Reis, Vegetabilien und kleine Fische, welche die kleinen Flüsse und Seen in Menge liefern. Seine Manieren sind angenehm und gefällig bis auf die entsetzliche Trägheit; er sorgt für wenig mehr, als seinen täglichen Lebensunterhalt, was seinerseits geringe Anstrengung erfordert. Sein Vegetarianerthum trägt wohl die Hauptschuld an seinem verweichlichten Aussehen. Jämmerlich ist seine Behausung, eine viereckige Hütte, deren Wände aus Rohr bestehen und mit Kuhmist beworfen sind, und die unter ihrem Schilfdache zwei Abtheilungen birgt, die eine zum Schlafen, die andere zum Kochen und Wohnen. Der Fußboden ist oft ebenfalls mit Kuhmist belegt und wird stets rein gefegt gehalten. Die Geräthe bestehen aus einer irdenen Pfanne zum Kochen des Reises, ein paar irdenen Tassen, einer Bambusbank als Bettstelle und einer Matte zum Zudecken. Die Häuser reicher Leute sind nur größer und besser gebaut und unterscheiden sich sonst in Nichts von den anderen. Eben so einfach ist die Kleidung: ein baumwollenes Tuch um die Schultern und ein anderes, welches bis zum Knie herabreicht, um die Hüften. Reichere tragen einen großen Turban von feinem, weißem Musselin, ein weißes, faltiges Tuch um den Oberleib und ein eben solches, bis zu den Knöcheln reichendes um die Lenden. Schuhe sind fast unbekannt.

Die Kleidung der Frauen ist nicht häßlich: eine eng anschließende, bis zur Taille reichende und bis an den Hals zugeknöpfte Jacke zeigt die regelmäßige Büste, und ein seidenes oder baumwollenes Tuch, das bis zu den Füßen herabwallt, läßt wegen seiner Knappheit die Conturen der meist schön geformten Beine erkennen. Das in der Mitte gescheitelte Haar wird in einen großen Wulst aufgeflochten und bei den Reicheren von silbernen Nadeln gehalten. In den Ohren und an den Fingern tragen sie Ringe von Gold und Silber, an den Beinen silberne Fußspangen. Im Allgemeinen sind die Frauen hübsch, doch entstellen sie sich nach der Hochzeit durch Schwarzfärben der Zähne.

Ihre Religion ist die der Hindu; doch sind sie in der Beobachtung des Ritus sehr nachlässig und unterscheiden sich durch dieselbe oft sehr von ihren Brüdern in Indien. Es giebt zwar Kasten, doch sind dieselben nicht so streng von einander geschieden, wie weiter im Südwesten.

Obwohl die Ehe für eine Hauptpflicht im Leben gilt, so ist sie doch nicht besonders heilig und Scheidung häufig. Wenn Jemand seines Weibes überdrüssig wird, braucht er nur seine Verwandten zu versammeln und eine Handvoll Salz unter sie zu vertheilen oder ein Betelblatt zu zerreißen und sich für geschieden zu erklären, um sich seines Gesponses zu entledigen. Mann und Weib können dann wieder heirathen; für die schon vorhandenen Kinder sorgt der Mann. Eine Wittwe darf nicht wieder heirathen, kann aber die Geliebte eines Mannes werden. Obwohl ihre Stellung etwas verachtet wird, gelten doch die aus solcher Verbindung hervorgegangenen Kinder als ganz legitim und erbberechtigt. Vielweiberei ist allgemein; jeder darf sich so viele Frauen zulegen als er erhalten kann, und Beischläferinnen gehören zu der Ausstattung eines großen und reichen Hauses.

Die allgemein verbreitete Immoralität und der übermäßige Genuß von Opium tragen die meiste Schuld am Stocken der Industrie und an dem Mangel jeglichen Fortschritts. Es ist trübselig, die Thätigkeit der frühern Bevölkerung, von welcher Ruinen noch heute Zeugniß ablegen, mit der sorglosen Trägheit ihrer meist von Opium trunkenen Nachkommenschaft zu vergleichen. Männer, Weiber und selbst Kinder huldigen dem Gifte, das sie in eigenthümlicher Weise sich zubereiten. Opium wird in Wasser aufgelöst und mit dieser Lösung werden lange, etwa 2 Zoll breite Baumwollstreifen gesättigt und sodann in der Sonne getrocknet. Beim Gebrauch reißt man ein kleines Stück davon ab und kauet es, oder wirft den Fetzen wieder ins Wasser, läßt ihn ausziehen und trinkt die Mischung. Diese Art des Genusses ist weit gefährlicher als das Rauchen des Opiums, wie es in China herrscht. Cooper's eigene Erfahrung geht dahin, daß der Raucher vernünftig und bei Sinnen bleibt, als hätte er nur Taback geraucht, während der Trinker besinnungslos, benebelt oder verzückt wird. Er wünscht deshalb, daß die Regierung dem Opiumverbrauch in Assam entgegentrete, während er ihn in China mit der Behauptung vertheidigt, daß die Hälfte oder zwei Drittel (?) der 400 Millionen Bewohner des himmlischen Reiches sich dermaßen an das Opiumrauchen gewöhnt hätten, ja dadurch gestärkt würden, daß ein Entziehen des Genusses binnen 8 bis 10 Tagen ihren Tod zur Folge haben würde. Manches in dieser Ausführung wagen wir jedoch zu bezweifeln.

Die Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit.

Von **F. Kanitz.**

II.

So hätten wir also in den „Küstenfunden“ den Beginn jener „neolithischen“ Periode der Steinzeit zu erblicken, deren Arbeiten durch eine merkwürdige technische Vollendung uns oft bewunderungswürdig erscheinen. Nächst den Messern aus Feuerstein erregen die Aexte, Keile und Celte unsere vorzügliche Beachtung; die schönsten und größten fand man in Dänemark. Nur äußerst selten sind aber die Stiele erhalten, in welche sie gesteckt oder die in ihrem künstlich mittelst eines Cylinders, etwas Sand und Wasser gebohrten Loche befestigt wurden. Die Verwendung dieser Celte zum Fällen der Stämme, zum Spalten der Knochen und für Kriegszwecke ist zweifellos. Man fand sie mit Bronzewaffen in den Gräbern der Häuptlinge und noch heute dient ja der nordamerikanische Tomahawk nicht nur als Werkzeug sondern auch als Hand- und Wurfwaffe. Es gab auch Steinsägen, Meißel mit glattpolirten Wänden, Pfrieme und noch manche Geräthe für den Fischfang. Für den Kampf: Dolche, Speerspitzen, Schleudersteine und Pfeilspitzen. Letztere bald dreieckig, bald blattförmig, bebärtet, ausgehöhlt an der Basis und ausgezackt, auch oft mit einem Stiele zum Einschieben in den Schaft. Ihre Form wechselte je nach Bestimmung zur Jagd oder zum Kriege. Gewöhnlich beträgt ihre Länge 1 Zoll. Die Schabsteine und Abschrapewerkzeuge sind noch gegenwärtig bei den Eskimos und den kleinen, dreieckigen, höchst charakteristischen Steinbeilen der „Küstenfunde“, ganz ähnliche Aexte sind gleichfalls noch heute bei den Neuseeländern in Gebrauch. Zu Stielen für alle diese Werkzeuge wurden größtentheils Knochen und Thierhörner benutzt. Am beliebtesten, weil am härtesten, waren jene des Hirsches. Die Knochen wurden auch zu Pfriemen und Nadeln, Pfeil- und Lanzenspitzen, Meißeln, Harpunen ꝛc. verwendet und durchbohrte Thierzähne wurden als Schmuck und Amulete getragen.

In neuester Zeit hat man auch in Asien alte Steinwerkzeuge gefunden. Es bestätigt dies nur die von den Archäologen bereits früher ausgesprochene Ansicht, daß das Menschengeschlecht auch an der ältesten sogenannten Culturwiege den Weg zur Civilisation mit Hülfe der Steinwerkzeuge begonnen habe und daß die Steinepoche einst, natürlich zu verschiedenen Zeiten, über die ganze Erde verbreitet war. Jemehr wir die über alle Welttheile verstreuten vorhistorischen Reste studiren, desto deutlicher tritt es hervor wie neben der Fauna zunächst der Stein die Wichtigkeit für den primitiven Menschen hatte. In Wohnung und Vertheidigung, Werkzeug und Schmuck, Glaube und Wahn spielte der Stein die größte Rolle. Wenn nichts anderes so beweiset dies abgesehen von den aus Dänemark und Schweden angeführten Zahlen, die ungeheuere Menge „megalithischer Monumente und Grabhügel“ aus vorgeschichtlicher Zeit.

Von der englischen Küste bis Indien, in Sibirien wie in Amerika und Afrika stößt man auf Tausende und aber Tausende kleiner und größerer „Tumuli“ (Grabhügel), welche die Ruhestätten der vorgeschichtlichen Geschlechter bergen. In dem vom Pfluge noch wenig nivellirten Boden der Balkanländer fand ich deren selbst so viele, daß ich beim Eintragen derselben in die Karte oft der Menge wegen in Verlegenheit war. Oft fordern sie durch ihren mächtigen Umfang unser Staunen heraus und neben ihnen treten namentlich im europäischen Norden noch jene von geheimnißvollem Dunkel umgebenen „Menhirs“ (Steinsetzungen), „Cromlechs“ (Steinkreise) und „Dolmen“ (Steinkammern) auf, welche mehr oder minder in engster Beziehung zum religiösen Cultus der Steinmenschen standen.

Dem kleinsten der „Tumuli“ scheint der gleiche Gedanke wie den vielbewunderten Riesenpyramiden Aegyptens zu Grunde zu liegen. Oft bergen sie eine Art Steinkiste zum Schutze der Gebeine oder eine sorgfältig ausgemauerte Gruft, in welcher der Leichnam unverbrannt, oder auch nur dessen Asche bestattet wurde. Einen der größten Tumuli ließ wohl die trauernde Semiramis ihrem Gemahl aufführen. Er soll 6000 Fuß im Umfange und 540 Fuß Höhe gehabt haben, so daß er weithin sichtbar war. Ueber der Asche seines Freundes Patroklus ließ Achilles einen 100 Fuß hohen Hügel errichten und Alexander der Große ließ seinem Freunde Hephaestion zu Ehren einen Grabhügel aufschütten, der 2,325,000 Gulden kostete. Die dänische Sage erzählt wie Sigurd Ring im 8. Jahrhundert seinen Oheim König Harald Hildetand sammt dessen Streitroß, Sattel, Kriegswagen und Waffen aller anwesenden Großen in einem Tumulus feierlich begrub. Aehnliche Beispiele, selbst aus näherer Zeit, giebt der Grabhügel der Königin Thyra und des Königs Gorm zu Jellinge in Dänemark aus dem Jahre 950 und ein noch näheres Beispiel in unserer nächsten Nähe giebt das zu Ehren Kosziusko's aufgeführte Hügelmonument zu Krakau, wie ja auch schon früher künstliche Hügel zu Denkmalen der Erinnerung dienten. Der biblische Laban errichtete zum Zeugnisse einen „Haufen“ und auch die „Zehntausend“ schütteten auf ihrem berühmten Rückzuge einen Hügel auf, als sie der See ansichtig wurden. In Schottland, Böhmen ꝛc. giebt es auch „Hügelburgen“, deren einstige Bestimmung den Gegenstand heftiger Erörterungen bildete.

Ein „Cromlech“ oder Steinkreis besteht aus einem Ringe aufrechtstehender unbehauener Steine. Es giebt deren von 100 bis 1200 Fuß im Umkreise. Die Zahl der verwendeten Steine mag wohl eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Man fand mehrere, die aus 12 und 19, andere die aus 30 und 60 bestanden und der berühmte Kreis von Abury zählt 100 Steine. In Kleinasien, Arabien, Peru und Australien haben Reisende gleichfalls Steinkreise gefunden, die nur wenig von den englischen abweichen. In welche Zeit diese früheste Bethätigung menschlichen monumentalen Sinnes fällt, ist schwer bestimmbar. Schon in der Iliade und Odyssee wird solcher Steinkreise bei feierlichen Versammlungen gedacht und ich selbst fand zu Kladrup in Westbulgarien einen solchen, der zu religiösem Zwecke diente. Nach Lubbock's Ansicht sind die englischen Cromlechs Grabmäler und nur theilweise Tempel gewesen, später mögen jedoch alle als solche gedient haben. Im Allgemeinen pflegt man in England die megalithischen Monumente ohne jede weitere Begründung mit dem „Druidencultus“ zu verbinden und nennt sie wohl deshalb auch „Druidenkreise“. Sicher ist nur, daß die Steinsetzungen einem weit zurückliegenden Zeitraum angehörten; findet sich doch deren Bestimmung schon bei den griechischen Dichtern mit Dunkel umhüllt.

Der größte aller englischen Cromlechs ist der sogenannte „Tempel von Abury“ in Wiltshire. Er überragte nach Aubrey's Meinung den vielgenannten „Stonehenge“ wie ein Dom eine Dorfkirche; denn in seiner Vollständigkeit umschloß er einst 28½ Morgen mit Graben und Wall und innerhalb dieser Circumvallation befanden sich zwei doppelreihige Steinkreise. An den Außenwall schlossen sich zwei riesige Steinalleen, welche aus S.-O. und S.-W. zum Tempel führten, und südlich von diesem erhob sich der „Siburyhill“, der größte 170 Fuß hohe künstliche Hügel Englands. Hart an dem „Sibury“ führt eine Römerstraße vorüber. Dies verleitete Fergusson ihn für römisch zu erklären. Lubbock datirt ihn mit Blandford, Tyndall und Anderen aber viel weiter zurück, bezweifelt jedoch, daß er, wie Stukeley genau anzugeben weiß (!), im Jahre 1859 v. Chr. errichtet wurde. Er versetzt Abury's Cromlech an den Schluß der Steinzeit, den gleichberühmten Stonehenge aber an den Beginn der Bronzezeit und hält beide für Tempel.

Die Steinkreise dienten jedoch unbezweifelt auch als Begräbnißstätten, denn in ihrer Mitte werden sehr oft „Dolmen“ gefunden. Es sind dies bekanntlich Steine, welche horizontal auf senkrechten Steinen ruhen, manchmal einen „Tischstein“ oder eine Art von Steinsarg bilden. Die „Dolmen“ sind weit verbreitet. Während aber die Steine des erwähnten großen „Stonehenge“ (hängende Steine) nur grob behauen sind und nur selten mit primitiven Nachahmungen von Farnkraut, Aexten, Schilfen oder schneckenförmigen Einritzungen geziert sind, zeigen die indischen Dolmen eine sehr kunstvolle Bearbeitung und später sogar eine prächtige Ornamentik. Aber unfern von ihnen im Hügellande erheben sich andere, welche von den dort siedelnden Stämmen noch heute geschaffen werden und welche in ihrer Einfachheit den nordeuropäischen vollkommen gleichen.

Die „Dolmengräber“ wurden größtentheils mit Hügeln überdeckt. Die skandinavischen Tumuli haben oft einen aus großen Steinen erbaueten Eingang, welcher in eine große Kammer führt, in der an den Wänden die Skelette in sitzender Stellung mit ihrem Schmuck und Waffen lehnen. Diese Gräberform hat mit den Winterwohnungen der Polarvölker, der Eskimos, Grönländer, Tschuktschen und Lappen, die größte Aehnlichkeit und manchmal hat man ihre verlassenen mit Asche und Topfscherben erfüllten Baue für „Ganggräber“ irrig gehalten. Professor Nilsson sieht sie auch wirklich für eine Copie der letzteren an. Aehnlich diesen Gräbern sind die sogenannten „Pictenhäuser“ Englands, die aus einer Reihe großer Kammern unter Hügeln bestehen. In dieser Art von Gräbern findet man die Todten unverbrannt und keine Spur von Metall, weshalb sie der Steinzeit zugeschrieben werden. Zu Watton in Derbyshire saßen in einem derartigen Grabe 13 Personen in hockender Stellung und Feuersteingeräthe lagen neben ihnen.

Merkwürdiger Weise ergab die Untersuchung 67 länglicher Grabhügel beinahe durchschnittlich dolichocephale (Langschädel) und 70 runder Hügel größtentheils brachycephale, d. i. Rundschädel. Dr. Thurnam wollte daraus schließen, daß die Langhügel und Köpfe der neolithischen Epoche, die Rundhügel und ihre Menschen aber der Bronzezeit angehören (!). Ganz im Gegensatz hat jedoch Virchow bei Schädeln aus dänischen Grabhügeln der Steinzeit vorherrschend orthocephale und brachycephale und in solchen aus der Metallzeit mehr dolichocephale gefunden. Derartige Schlüsse sind also immer nur mit äußerster Vorsicht zu ziehen. Wies doch Herr Vogt nach, daß selbst die Schädel eines und desselben Grabes im Breiten- zum Längenverhältnisse oft sehr beträchtlich schwanken!

Gestützt auf die in einigen „Ganggräbern“ gefundenen Gegenstände wollten ferner einige Archäologen behaupten, daß die alten Britonen an eine Fortdauer der Seele und ein körperliches Weiterleben nach dem Tode geglaubt hätten. Auf Grundlage sehr genau gearbeiteter Fundtabellen von 254 Gräbern glaubt Lubbock dies entschieden bestreiten zu müssen. Von diesen 254 Gräbern zeigten nur 135 überhaupt einige Geräthschaften und in nur 35 fand man Thongefäße, welche Speise oder Trank enthalten haben können. Die den Bestatteten mitgegebenen Gegenstände scheinen nur ein Beweis persönlicher Pietät für dieselben gewesen zu sein. Ja oft findet man nur kleine Nachbildungen, welche die wirklichen Waffen ersetzen mußten, und auch heute wird den zum Schwerttragen in Japan berechtigten Personen oft nur ein Schwertmodell in das Grab mitgegeben.

Wir dürfen annehmen, daß die Tumuli den verschiedensten Zeiten angehören. Sie nach ihrer zufälligen Außengestalt, nach Umfang, Höhe, Lage auf Höhen oder in der Ebene classificiren zu wollen, halte ich für genau so zwecklos, als wollte man die Eichenbäume einer Landschaft nach derartig rein äußerlichen und ich glaube auch zufälligen Momenten in schematische Tabellen bringen. Ich hoffe, daß ein jüngst im Oriente gemachter derartiger gewiß sehr wohlgemeinter aber ganz unnützer Versuch keine weitere Nachahmung finden werde. Anders verhält es sich mit dem Inhalte der Tumuli. Haben wir gesehen, daß selbst die sorgfältigsten Untersuchungen allzuweit gehende Folgerungen ausschließen, so kann man doch mit Sicherheit bereits behaupten, daß Tumuli aus paläolithischer Zeit bis heute nicht gefunden worden sind und man darf die Tumuli Nord- und Westeuropas im Allgemeinen der neolithischen Epoche zuzählen. Nach dänischen Forschern scheiden sie sich scharf von den Tumuli der Bronzezeit; denn jene der Steinzeit umgeben gewöhnlich mächtige Steinkreise, sie hatten Steinkammern, ihre Todten saßen in hockender Stellung mit bis zum Kinne angezogenen Knien, mit über die Brust gehaltenen Armen und hatten nur Stein-, Knochen- und Bernsteingeräth und Schmuck neben sich. Die Tumuli der Bronze umgab aber selten nur ein unbedeutender Steinring, sie enthielten keine Steinkammern, sondern nur eine Steinkiste und ihre Leichen wurden, verbrannt zu Asche, in Thonkrügen mit Metallgeräth bestattet.

Man hat aber später oft Bronze mit Steinobjecten in einem und demselben Hügel gefunden, ist deshalb von dieser strengen Trennung der dänischen Alterthumsforscher zurückgekommen und wird wohl auch ferner, von allem generellen Schematisiren abgehend, den Inhalt jedes einzelnen Tumulus genau analysiren müssen, um dessen Alter annäherungsweise zu bestimmen. Die Thongefäße allein sind aber hierzu nicht ausreichend. Selbst jene der Bronzezeit sind roh, mit der Hand geformt und unterscheiden sich wenig auch bezüglich der Verzierung von jenen des Steinalters und oft findet man, wie in der berühmten Königsmogila zu Kertsch, neben dem prachtvollsten figurengezierten Goldschmuck, der wahrscheinlich aus Griechenland importirt wurde, die rohesten Obsidiangeräthe!

Sir John Lubbock kommt, trotz des heute noch so unsichern Standes vorhistorischer Forschung, zu dem Schlusse, daß im Allgemeinen die Gräber mit hockenden Leichnamen dem Steinalter, jene mit verbrannten der Bronzezeit und die mit ausgestreckten Skeletten der Eisenzeit zuzurechnen seien. Oft dürfte jedoch der Fall vorkommen, daß die Grabstätte und der Bestattete verschiedenen Zeitepochen angehören, da es bis zur Zeit Karl des Großen häufig geschah, daß Todte in alten Grabkammern beigesetzt wurden, oder daß Bestattete aus zwei getrennten

Altern über einander ruhen, wobei, wie dies schon Freiherr v. Sacken nachwies, die untere Schicht Stein- und die obere Metallwerkzeuge enthielt.

Wie erwähnt, fällt es schwer, das Alter der in den Grabhügeln gefundenen Thongefäße zu bestimmen. Man findet sehr vollendete neben den denkbar einfachsten in derselben Grabstättte. Bateman, der eifrige Erforscher der englischen Tumuli, classificirt die in diesen gefundenen keramischen Gefäße in Urnen, Räucher-, Trinkschalen und Eßgeräthe. Das Material aller besteht gewöhnlich aus Thon mit Sand und Kies gemengt und selten zeigen sie einen Henkel oder Ausguß. Sie sind aus freier Hand geformt, haben einen breiten überstehenden Rand und erhielten durch die Einpressung gedreheter Schnüre oder von Stoffen im feuchten Zustande, ferner durch die Einritzung von Linien und Kerben mit dem Fingernagel oder Obsidian ꝛc. oft einen sehr zierlichen linearen Ornamentschmuck. Am reichsten waren die Trinkgefäße geziert. Die Urnen erreichten eine Höhe bis 16 Zoll und bedeckten entweder sturzartig die Gebeine des Todten oder enthielten aufrechtstehend dessen Asche.

Von Thierknochen bergen die Tumuli nur solche von noch lebenden, aber keine von ausgestorbenen Arten. Auch das Renthier fehlt, hingegen finden sich Reste von Hirsch und Ochs und letzterer scheint mindestens in der Schweiz nach den Untersuchungen Rüttimeyer's, Troyon's und Anderer schon in der Steinzeit neben dem Hunde, Schweine, Schafe ꝛc. Hausthier gewesen zu sein. Selten sind die Spuren vom Pferde und im Norden vermochte man die Verbreitung der Hausthiere in der neolithischen Epoche noch nicht festzustellen. Die Opferung von Thieren und Menschen — wahrscheinlich der Frauen und Sklaven der Verstorbenen — sowie auch die Kinderopferung wird von Bateman, Lubbock und Anderen bestimmt angenommen; doch ist die sociale Stellung der beiden Geschlechter zu einander, dann jene des Kindes zur Mutter noch wenig befriedigend aufgeklärt. Lubbock empfiehlt die rascheste Untersuchung der noch unberührten vorhistorischen Hügelgräber, da der Nützlichkeitstrieb unserer Zeit sie bald, ähnlich dem großartigsten megalithischen Monumente Englands zu Abury, nivellirt haben dürfte.

Aus allen Erdtheilen.

Die deutsche Expedition in der Libyschen Wüste.

Nach den Erfahrungen, welche Gerhard Rohlfs und seine Begleiter im Laufe des Monats Februar auf ihrem Zuge im Sandmeere gemacht haben, wird begreiflich, weshalb die Region, bis in welche sie vordrangen, „herrenlos" geblieben ist und so gut wie unbekannt. Karawanen kommen nicht hindurch; die Oasen Kufarah und Sersurah konnten nicht erreicht werden und sind wahrscheinlich gar nicht vorhanden. Die Reisenden mußten umkehren; sie haben in der dritten Woche des Februars Siwah erreicht, von wo Dr. Karl Zittel am 24. Februar seinen sechsten Brief an die „Allgemeine Zeitung" gerichtet hat. Derselbe giebt ein so klares und anschauliches Bild, daß wir die Schilderungen unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Man sieht, daß an so unbesiegbaren Hindernissen und Schwierigkeiten die Expeditou scheitern mußte. Wir lesen soeben die Notiz, daß G. Rohlfs bereits am 13. April in Aegypten angelangt sei. Dr. Zittel schreibt:

Unmittelbar westlich an den Nil-Oasen beginnt auf den geographischen Karten ein großer weißer bis nach Fessan reichender Fleck. Er umfaßt ein Gebiet größer als Deutschland, und wird im Osten und Norden von den zwei ältesten Culturländern Afrikas, von Aegypten und der Cyrenaika, begrenzt. Dennoch hat sicherlich nie ein Mensch dieses Land in der Richtung von Ost nach West durchzogen, es ist herrenlos seit den ältesten Zeiten und wird auch herrenlos bleiben, so lange die heutigen geologischen und meteorologischen Verhältnisse allen lebenden Wesen den Aufenthalt daselbst zur Unmöglichkeit machen. Wir fanden es in hohem Grade befremdlich, daß weder in Farafreh noch in Dachel die geringste Auskunft über die große Libysche Wüste zu erlangen war. Niemand hatte sich auch nur auf einige Tagereisen vorgewagt, kein Weg konnte uns angedeutet werden, und nur einzelne Fabeln von entlaufenen Kameelen, welche vor Jahrzehnten aus dem Westen gekommen seien, von aufsteigendem Rauch oder fernen Palmenwäldern, welche kühne Wanderer vor Zeiten gesehen haben wollten, wurden uns auf unsere eindringlichen Erkundigungen aufgetischt. Als einziger fester Punkt in diesem Gewirr von widersprechenden Erzählungen tauchte immer wieder der Name Kufarah auf — eine große Oase, die weit, weit im Westen gelegen sei. Auch über Sersurah hofften wir anfänglich etwas Genaueres erfahren zu können; unsere arabischen Begleiter aus dem Nilthal schienen eine Oase dieses Namens zu kennen und bezeichneten bald diese bald jene Richtung, um dahin zu gelangen. Je weiter wir aber nach Westen vordrangen, desto unbestimmter wurden die Angaben, und jetzt, nachdem wir einen Theil des herrenlosen Landes durchwandert haben, müssen wir die Existenz einer weitern Oase im östlichen Theil der Libyschen Wüste für überaus unwahrscheinlich halten.

Unsere Expedition hatte sich die Erforschung der an Aegypten angrenzenden unbekannten Wüstenstriche als Hauptaufgabe gestellt. Bis zu den Nil-Oasen war Alles trefflich von statten gegangen, allein von hier an schienen fast unüberwindliche Hindernisse jedem weitern Vorgehen im Wege zu stehen. Keiner der Nil-Araber wollte sein kostbares Leben oder seine Kameele selbst gegen hohe Bezahlung aufs Spiel setzen, auch in Dachel ließen sich keine brauchbaren Leute auftreiben, und so waren wir schließlich auf unsere wenigen europäischen und nubischen Diener und unsere eigenen Kameele angewiesen. Die Beschaffung von 15 weiteren Kameelen nebst dem erforderlichen Futter verursachte in Dachel eine Verzögerung von mehreren Tagen, so daß Professor Jordan erst am 16. Januar mit einer Karawane aufbrechen konnte, um drei Tagereisen westlich von Dachel das erste Wasserdepot anzulegen. Am 22. Januar ward eine zweite Karawane ausgerüstet, die unter meiner Führung vorging. Sorgfältig mußte während dieses Marsches auf die hinterlassenen Wegzeichen des Vorgängers geachtet werden; wo der Wind die Fußspuren verweht hatte, schützten aufgesetzte Steinhaufen oder Palmstöcke vor dem Verirren in der pfadlosen Wüste, das entweder gänzliches Verderben oder unerwünschten Rückzug nach Dachel zur Folge gehabt hätte. Das gelegentliche Verlieren und Wiederaufsuchen der Wegzeichen gehört unstreitig zu den unangenehmsten Erinnerungen meines einsamen Wüstenmarsches.

Nach der Vereinigung mit Jordan gingen wir zusammen abermals drei Tagemärsche westwärts, bis uns eine unübersehbare Reihe hoher Dünenketten Halt gebot. Hier wurde das zweite Depot errichtet und die Ankunft Rohlfs' erwartet. Ein unerfreuliches Stück Wüste lag zwischen unserer Einsiedelei und Dachel. Hatte uns früher die Hochebene vom Nil nach Farafreh durch den Reiz der Neuheit und durch ihre

viel größere Mannichfaltigkeit gefesselt, so bot nun das langsam ansteigende felsige Sandsteinplateau äußerst wenig Anziehendes. Während der ersten Marschtage hatte die Wüste noch ihren gewöhnlichen Charakter bewahrt, ebene Strecken wechselten mit hügeligem Zeugengewirr (?), schmalen Dünenzügen und vereinzelten, von spärlicher Vegetation bedeckten Streifen. Mit dem braunen Quarzsandstein aber hörte jede Spur von Pflanzenwuchs auf, und wenn auch zuweilen Schichten vortrefflichen Eisenerzes mit dem Sandstein wechselten, die in einer zugänglichern Gegend fast unschätzbaren Werth besaßen, so haben sie hier lediglich für den Geologen Interesse, denn Niemandem wird es je einfallen, diese an der Oberfläche liegenden Schätze nur aufzuheben, geschweige denn auszubeuten.

Bei 25° 11′ nördlicher Breite und 45° 20′ östlicher Länge von Ferro verwandelt sich die Libysche Wüste in ein einziges undurchdringliches Sandmeer. So weit das Auge reicht, folgt Dünenkette auf Dünenkette, alle entweder von Nord nach Süd oder von Nord-Nordwest nach Süd-Südost streichend; die Zwischenräume sind ausgefüllt mit Sand und gleichfalls mit niedrigen Hügelreihen bedeckt. Wie ein plötzlich erstarrtes, vom Sturm aufgeregtes Meer liegt diese Sandmasse vor dem Beschauer, scheinbar fest und doch beweglich. Wenn der Wind auf dem Dünenkamm einen Schleier feinen Sandes aufwirbelt und jeden scharfen Umriß verwischt, dann machen diese lichtgelben zuweilen 100 Meter hohen Gebirgszüge einen beängstigenden, fast geisterhaften Eindruck. Man hat das Gefühl, die ganze Sandmasse sei in Bewegung, um sich auf Einen zu wälzen, und alle Schreckensgeschichten vom Samum aus der Kinderstube drängen sich unwillkürlich auf.

Wir sollten ihn übrigens bald kennen lernen, diesen Giftwind, dessen Gefährlichkeit zwar vielfach übertrieben wird, der aber sicherlich zu den schlimmsten Plagen des Wüstenreisenden gehört. Nach einem herrlichen wolkenlosen Tage bemerkten wir — es war auf unserer Einsiedelei — nach Sonnenuntergang einen allmälig aufsteigenden fahlen Dunst in der Luft und gleichzeitig einen auffallend niedrigen Barometerstand. Gegen Mitternacht verkündigte ein fernes Brausen das Herannahen des Sturmes; unsere Zelte wurden bei jedem Windstoß mit Sand beworfen und die Stangen heftig hin- und hergerüttelt. Den folgenden Tag tobte der Wind immer heftiger, die ganze Luft war mit wirbelndem Sand erfüllt, gegen dessen schmerzlichen Anprall Gesicht und Hände sorgfältig geschützt werden mußten; die Zelte ließen sich nicht mehr halten, wir schlugen sie ab, errichteten aus Kisten eine kleine Hütte und breiteten darüber eine Decke von Segeltuch. In diesem unbehaglichen Versteck mußten wir 15 Stunden zubringen, bis der Samum ausgetobt hatte und wir uns aus unserm tief zugeschütteten Lager herausschaufeln und von dem überall eingedrungenen feinen Sande reinigen konnten.

Zwei Tage nach diesem Sturme trat am 2. und 3. Februar ein für die hiesige Gegend höchst bemerkenswerthes meteorologisches Ereigniß ein, das in Europa freilich kaum der Erwähnung für werth gehalten würde. Es bestand dies in einem sehr ergiebigen, 48 Stunden dauernden Regenfall, der uns sehr eindringlich den Beweis lieferte, daß die Libysche Wüste nicht zu den absolut regenlosen Regionen gehört.

Nach Rohlfs' Ankunft, welcher uns reichliche Vorräthe und 15 frische Kameele brachte, mußte zunächst über die weiteren Pläne der Expedition berathen werden. Daß einem geradlinigen Vorgehen gegen Westen, wie es ursprünglich beabsichtigt gewesen, schon jetzt ein unbesiegbares Hemmniß entgegenstand, hatte uns leider die Recognoscirung des vor uns liegenden Sandmeeres mit unfehlbarer Sicherheit gezeigt. Nach unseren bisherigen Erfahrungen wären auch die besten Kameele bei unausgesetztem Ueberschreiten von Dünenketten in wenigen Tagen zu Grunde gegangen. Wer eine Karawane langsam und mühselig die steile Böschung einer Düne erklimmen gesehen hat, wo bald dieses bald jenes Kameel, durch seine Last aus dem Gleichgewicht gebracht, entweder niederstürzt oder sich seiner Ladung entledigt und dann mit großem Zeitverlust von Neuem bepackt werden muß; wer beobachtet hat wie sich die armen Thiere, auf dem andern Gehänge fußtief im Sande versinkend, langsam durcharbeiten, kann nur mit einer unangenehmen Empfindung diese eigenthümlichen Gebilde der Wüste betrachten. Ist das Kameel seinem ganzen Bau nach für die Ebene eingerichtet, so lassen sich dennoch ansehnliche Gebirge bei sorgfältiger Auswahl der Pässe mit Karawanen überschreiten; mehrtägige Dünenmärsche dagegen bringen dem Wüstenreisenden fast sicheres Verderben.

Unsere Vorräthe an Wasser und Lebensmitteln reichten für zwanzig Tage, weiterer Nachschub wurde erwartet; da indeß der Termin des Eintreffens der angesagten Karawane bereits verstrichen war, so beschlossen wir, ohne weiteres Zögern in nordwestlicher Richtung vorzugehen, um entweder einen nach Westen führenden Weg zu erkunden oder die Oase Siuah zu erreichen. Wir durften uns nicht verhehlen, daß die Ausführung der letztern Absicht nur bei günstigen Terrainverhältnissen zu ermöglichen war, aber im schlimmsten Falle stand ja der Rückzug nach einer der Nil-Oasen immer offen.

Am 6. Februar traten wir unsern Marsch an; täglich wurden etwa zwei bis drei Dünenketten in sehr spitzem Winkel überschritten, wo sich gerade ein günstiger Uebergang darbot; in den sandigen Längsthälern fanden unsere Kameele so trefflichen Weg, daß wir jeden Tag ungefähr 36 bis 40 Kilometer in $9\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegen konnten. Unser funfzehntägiger Marsch durch das große libysche Sandmeer gehört sicherlich zu den eigenthümlichsten Reiseleistungen, und war überhaupt nur durch unsere eisernen Wasserkisten möglich, in welchen sich das Wasser ganz vorzüglich erhielt. Während der drei ersten Tage tauchte hin und wieder noch festes Gestein aus dem Sande hervor; wir überschritten eine Hügelkette, die fast ganz aus Versteinerungen zusammengesetzt war und die erste bis jetzt in der Libyschen Wüste nachgewiesene Ammonitenart barg. Dann aber verhüllte neidischer Sand alles anstehende Gestein, und so weit das Auge reichte fiel der Blick nur auf das wellige Meer blendenden Sandes. Nach sechs Tagemärschen mußten wir unseren Kameelen 24 Stunden Ruhe gönnen, zugleich konnten wir ihnen zur Wiederbelebung ihrer Kräfte vier Kisten von unserm reichen Wasservorrath opfern. Dann ging es von Neuem langsamen, aber stetigen Schrittes voran, jeder Tag brachte uns der Erlösung aus diesem trostlosen Sandmeer näher. Wenn uns nach neun- bis zehnstündigem Marsch, von welchem fast zwei Drittheile von uns zu Fuß zurückgelegt wurden, die Abendmahlzeit im Zelte vereinigte, so gehörte der Anblick der Petermann'schen Karte, in die Professor Jordan allabendlich die in der Dämmerung gemessene Breite eintrug, zu den erfreulichsten Momenten.

Unsere Wüstenreise besaß die größte Aehnlichkeit mit einer Fahrt auf offener See; wie dort der Capitän hauptsächlich nach Log und Peilung fährt, so wurde unsere Karawane mittelst Compasses geführt und die zurückgelegte Strecke theils nach Kameelstunden, theils nach den astronomischen Ortsbestimmungen Jordan's controlirt. Am vierzehnten Tage hatten wir uns der Breite von Siuah genähert, unsere Vorräthe neigten sich zu Ende und unsere drei Araber, die sich Rohlfs blindlings anvertraut hatten, nachdem sie in Dachel die zwischen den Depots hin- und hergehenden Karawanen gesehen hatten, begannen ängstlich zu werden. Auch wir spähten sorgsam nach allen Seiten, denn bei der Unsicherheit aller astronomischen Längenbestimmungen konnten wir wohl eine Tagereise zu weit westlich oder östlich gerathen sein, und in diesem Falle hätte uns möglicherweise erst eine lange Irrfahrt nach Siuah geführt.

Ein jubelnder Ruf von Rohlfs verkündigte uns den Fund eines Wegzeichens, dem bald weitere folgten; wir fanden Kameelspuren und kamen nach kurzer Frist auf eine große Karawanenstraße, die uns, wie aus ihrer Richtung zu schließen war, nach Siuah bringen mußte. Noch lag ein breites Stück verworrener Dünen vor uns, einzelne felsige Hügelköpfe ragten verheißungsvoll aus dem Sande hervor. Der äußerste dieser Hügel wurde

bestiegen und zu unserer unsäglichen Freude lag die Oase nur auf wenige Stunden vor uns. Da schauten wir nun hinab auf die tiefblauen Seen unmittelbar zu unseren Füßen, dann schweifte der Blick über den langgestreckten Felsrand, um darauf an einem fast unübersehbaren Palmenhain zu haften, aus welchem die beiden hochgelegenen Städtchen Achermi und Siuah wie stolze Burgen hervorragten.

Am 20. Februar zogen wir ein in die berühmte Oase des Jupiter Ammon; am Sonnenquell tränkten wir unsere fast verschmachteten Kameele; wir betraten den zerfallenen mit Hieroglyphen geschmückten Tempel, wo sich einst Alexander der Große von den ammonischen Priestern als Gottessohn hatte begrüßen lassen. Die schönste der libyschen Oasen hatten wir nunmehr erreicht, wir schwelgten im Anblick des saftigen Grüns, des klaren Wassers, wir betrachteten die romantischen, castellähnlichen Ansiedelungen der Siuahner, deren Scheichs uns in feierlichem Zuge entgegenkamen, aber anziehender als alles dies war der Hauch historischer Erinnerung, welcher diese einsame ehrwürdige Oase durchweht. Die Stätte gesehen zu haben, welche der größte Held des classischen Alterthums durch seinen Besuch mit unvertilgbarem Ruhm umgeben hat, war reicher Lohn selbst für einen sechsunddreißigtägigen Aufenthalt in dem trostlosen libyschen Sandmeer.

Aus dem Kaiserreich Brasilien.

Am Schlusse des Jahres 1873 hatte Brasilien eine fundirte Schuld von 421,429,926 Milreis (im Durchschnitt zu 2½ Mark gerechnet), wovon 15,035,300 Pf. St. (zu 26½ Pence) auf die auswärtige Schuld entfallen. Das im Umlaufe befindliche Staatspapiergeld betrug außerdem 150,000,000 Milreis und dazu kamen noch 31,920,000 Milreis Noten der brasilianischen Bank.

Es waren im Reiche 1053 Kilometer Bahnen im Betrieb, 1770 Kilometer im Bau begriffen, 1594 Kilometer in Vermessung und für nicht weniger als 72 projectirte Linien war die Concession ertheilt worden. Dazu kamen noch Linien, welche die Regierung vermißt und die, falls sie ausgeführt werden, von großer Wichtigkeit werden müssen, da sie das Küstenland mit dem Innern und den Flußläufen des letztern verbinden, so z. B. die Linien von San Francisco bis an den Tocantins; die aus der Provinz San Paulo und jene aus der Provinz Parana beide nach der Provinz Matto Grosso; sodann jene von Porto Alegre nach Uruguyana.

Die nachstehenden Zahlen liefern den Beweis, wie der Handelsverkehr des Hafens von Rio de Janeiro angewachsen ist. Im Jahre 1869 betrug die

Einfuhr 86,334,704	Milreis,	Ausfuhr 87,143,574	Milreis.
„ 61,335,903	„	„ 67,256,740	„
„ 74,847,090	„	„ 77,043,532	„
„ 77,081,302	„	„ 80,520,291	„
„ 80,037,000	„	„ 94,249,776	„

Das sind die im Zollhause declarirten Waarenwerthe; die Einnahmen desselben stellten sich 1869 auf 26,009,999 Milreis und 1873 auf 29,627,214.

Der „Kaffeehafen“ Santos in der Provinz San Paulo hat im Jahre 1873 schon 500,757 Sack Kaffee und 151,742 Ballen Baumwolle, im Gesammtwerthe von 28,102,081 Milreis exportirt. Das metrische System ist nun im ganzen Kaiserreiche eingeführt worden; in Bezug auf Kaffee und Baumwolle hat der Handelsstand in Rio wie in Santos die Gewichtseinheit auf 10 Kilogramm angenommen. Ein Sack Kaffee enthält 100 Kilogramm.

Im „Globus“ ist mehrfach erwähnt worden, daß in verschiedenen weit von einander entfernten Gegenden der sehr rasch wachsende australische Eucalyptus globulus angepflanzt wird und gedeiht, z. B. in Californien und Algerien. Jetzt lesen wir, daß auf Befehl des brasilianischen Marineministers eine Commission thätig ist, um zu untersuchen, ob die große Insel Marajo sich zur Anpflanzung jenes Baumes eigne. Marajo liegt genau unter dem Aequator. Man schreibt jenem Eucalyptus die Eigenschaft zu, daß er Sümpfe austrockne und die aus denselben aufsteigenden Miasmen neutralisire. Wenn der Bericht günstig ausfällt, soll ein beträchtlicher Theil des großen Eilandes mit dergleichen Bäumen bepflanzt werden. Wir unsererseits sind gespannt auf das Ergebniß, da Marajo ein heißfeuchtes Klima und nassen Boden hat, der Eucalyptus in seiner australischen Heimath jedoch auf trockenem Boden so rasch wächst, den er auch in Algerien und Californien findet, aber jedenfalls ist ein Versuch der Mühe werth.

Nachdem die in Bezug auf Einwanderung immer noch in der Irre umhertappende brasilianische Regierung mit Yankee-Rowdies und erzfaulen, unverschämten Engländern, die ihr alle schwere Kosten verursacht haben, bittere Erfahrungen gemacht, will sie nun Belgier und Italiener colonienweis ansiedeln. Die Italiener aus der Lombardei sollen eine „Mustercolonie“ herstellen, und „das ganze Colonialsystem soll in ein neues Stadium treten.“

Wir finden diese letztere Notiz in der „Allgemeinen Deutschen Zeitung“, welche seit Anfang des Jahres 1874 in Rio de Janeiro erscheint und für deren Zusendung wir hiermit besten Dank sagen. In Petropolis wird, wenn wir nicht irren, die „Germania“ herausgegeben; in Porto Alegre in der Provinz Rio grande do Sul fährt die „Deutsche Zeitung“ wacker fort, unter Leitung des Herrn Karl von Koseritz, die Interessen der Deutschen nachdrücklich zu vertreten, und das in San Leopoldo von Jesuiten herausgegebene „Volksblatt“ energisch zu bekämpfen. Früher lebten in den Colonien jener Provinz die katholischen und protestantischen Deutschen im besten Einvernehmen; seitdem die Jesuiten dorthin gekommen sind, hat es, wie überall, wo diese schwarzen Janitscharen der Hierarchie ihr unheilvolles Treiben beginnen, mit Ruhe und Frieden ein Ende. (— In Bezug auf die freundliche Zusendung der „Deutschen Zeitung“ möchten wir bitten, uns dieselbe nicht durch französische Dampfer zu übermitteln; das im Postwesen so weit zurückgebliebene Frankreich schlägt allemal ein hohes Extraporto auf. —)

Die deutschen Ansiedler haben angefangen, sich des Tabacksbaues zu befleißigen. Die Colonie Santa Cruz hat 1873 etwa 70,000 Arroben Taback ausgeführt, im Werthe von ungefähr 385,000 Milreis.

Die Provinz Rio de Janeiro hatte 346,974 Sklaven zu Ende des Jahres 1873; auf die Hauptstadt entfallen 47,260.

* * *

— Die Einwanderung nach Argentinien hat 1873 sich auf die großartige Ziffer von 76,332 gestellt. Davon kamen aus Europa direct nach Buenos Ayres 48,382 und 27,950 via Montevideo. Buenos Ayres wird scherzhaft als Klein-Italien bezeichnet.

— Die deutschen Bierbrauer in Oregon betreiben ihr Geschäft sehr thätig und finden guten Absatz. Im Jahre 1873 haben sie 243,000 Faß Lagerbier verkauft!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Zustände an der afrikanischen Westküste.

II.

Eingeborene Völker an der Sierra-Leone-Küste. — Die Timnis, ihr Geheimbund Purah; Fehden und Schiedsrichter. — Mohammedanische Nonnenklöster. — Mumbo Dschumbo. — Fetischpriester. — Verehrung der bösen Geister. — Familienverhältnisse; die Frauen. — Das Volk der Susus. — Verbreitung des Mohammedanismus und seine Einwirkungen auf die Neger. — Thätigkeit der Marabuts. — Mandingos. — Fulbe. — Cape Mount.

Der Grund und Boden von Sierra Leone gehörte den Timnis (Timmänis), welchen die Engländer eine Landstrecke abgekauft haben. Das Gebiet dieser Neger, von welchem die „Colonie" auf allen Seiten umgeben ist, hat vier Häuptlinge, welche sich gern Könige nennen lassen. Gleich anderen Stämmen haben sie ihre alte Heimath im Binnenlande gehabt und sind dann nach der Küste vorgedrungen, wo sie die Bulloms oder Bullamas vertrieben; jetzt werden sie ihrerseits von den Mandingos in die Enge gebracht und es ist wahrscheinlich, daß sie im Fortgange der Zeit diesen unterthan werden oder völlig weichen müssen. Sie sind ganz und gar urafrikanische Barbaren geblieben, doch haben sie etwas Ackerbau, halten Viehherden, aber am liebsten treiben sie Hausirhandel; man sieht in Freetown stets eine Anzahl derselben. Sie sind Fetischanbeter, haben böse Geister und Geheimbünde gehen bei ihnen sehr im Schwange.

Eine der einflußreichsten dieser Verbindungen ist als Purah bekannt; derselbe hat verschiedene Grade und wird von den Europäern als eine Art Maurerei bezeichnet. Er ist ursprünglich eine religiöse Einrichtung und zugleich eine Art von Vehme; jeder Mann, welcher das dreißigste Jahr zurückgelegt hat, kann Mitglied werden, nachdem er die Probezeit bestanden hat. Dann gehört er zu den „zwei Mal Geborenen" und muß unverbrüchliches Schweigen über alle Geheimnisse der Verbindung beobachten; Frauen sind ausgeschlossen. Der Purah überwacht und schützt die heiligen Stätten; die heiligen Bäume und Wälder stehen unter seiner Obhut und vor seinem geheimen Gerichte fürchtet sich Jedermann. Er hat gewisse Stich- und Erkennungswörter und hält geheime Zusammenkünfte. Ein Mitglied erkennt man an einer besondern Art der Tättowirung, welche auf dem Fleisch eine doppelte Schnur um den Leib dergestalt bildet, daß die beiden Enden derselben nach oben hin auf der Magenhöhle sich mit einander vereinigen.

Wenn eine Fehde allzu verderblich geworden ist, wird ein Häuptling aufgefordert, das Vermittleramt zu übernehmen; derselbe erklärt sich dann zum Schiedsrichter, hat aber thatsächlich die Rolle eines Dictators. Falls die streitenden Parteien seinem Ausspruche nicht folgen wollen oder den von ihm anbefohlenen Waffenstillstand brechen, erklärt er, daß nun Purah sei, und dann darf kein Blut vergossen werden. Angenommen, es werde der Purah verletzt. Dann fallen zwanzig oder dreißig vermummte Männer über das betreffende Dorf her und machen jeden Mann nieder, welchen sie außerhalb seiner Hütte finden.

Auch die Frauen haben ihren Geheimbund, der jedoch



Timmăni-Frauen. Mandingo-Marabuts. Krieger der Mandingos.

unter Ueberwachung der Fetischmänner steht. Derselbe hat eine Art von Klöstern, in welche die Novizen eintreten, wenn sie etwa sieben oder acht Jahr alt sind und wo sie bis zur Mannbarkeit bleiben, nachdem sie sich einer gewissen Art von Circumcision unterworfen haben. Jede Novize muß als Eintrittsgeld einen Sklaven oder dessen Werth zahlen. Die mohammedanischen Mandingos treiben mit dem Klosterleben eine Art von Luxus, welchen die heidnischen Timnis nicht kennen. Ihr Mädchenkloster in Musardo z. B. wird sehr sorgfältig gehalten; die Nonnen zeigen sich an gewissen Fest- und Feiertagen im Publicum; sie sind angeputzt mit schönen Gewändern und tragen einen Turban; vor der versammelten Menge machen sie allerlei Stellungen, die eine geheimnißvolle Bedeutung haben.

Die schwarzen Afrikanerinnen sind sehr stolz darauf, einer solchen Schwesterschaft anzugehören. Der Bund schreitet zu ihren Gunsten ein, wenn das Betragen der Männer ihnen zu hart und drückend erscheint. Aber wenn sie ihrerseits die Dinge zu arg treiben, dann wird Mumbo Dschumbo in Scene gesetzt, dessen Aufgabe es ist, dem wirklich oder vermeintlich gekränkten Ehemanne Genugthuung zu verschaffen. Ganz unversehens erscheint er, gewöhnlich um Mitternacht, über und über mit Blättern behängt und mit einer Karbatsche in der Hand, um die Frauen recht tüchtig durchzubläuen, und sie müssen sich das gefallen lassen, denn der Mumbo Dschumbo ist ein Fetischpriester oder ein Mitglied des Purah. Reisende, welche von Sierra Leone aus im Innern reisen wollen, nehmen gewöhnlich als Begleiter einen Mann, welcher dem Purah angehört. Dieser geht ihnen mit Rath und Hülfe zur Hand, vermittelt ihre Geschäfte, und bringt sie in Verbindung mit den Fetischmännern, die eine vortreffliche Polizeiaufsicht üben. Sie warnen vor beabsichtigten Nachstellungen oder Ueberfällen, vor Comploten, welche die Träger etwa geschmiedet haben und schaffen gestohlene Gegenstände wieder herbei.

Der Fetischmann ist überhaupt eine wichtige Person. Er läßt sich, wenn er im Publicum erscheint, durch Ausrufer anmelden, welche mit Handglocken Lärm machen. Er hat sich wunderlich herausstaffirt, seine Kopfbedeckung tief in das Gesicht herabgezogen und ist in einen weiten Mantel gehüllt; manchmal geht er auch auf Stelzen, welche Vogelbeine vorstellen. Beim „König“ ist er zugleich Hofnarr und geheimer Rath. Die Oberhäupter des Geheimbundes gehören gewissen Familien an und sind der Menge unbekannt; man weiß aber, daß jeder die Würde auf drei Jahre inne hat und daß dann eine neue Wahl stattfindet.

Da das höchste Wesen der Timnis sich um die Dinge auf der Erde wenig oder gar nicht kümmert, sondern den bösen Geistern allen Spielraum gewährt, so erklärt sich, daß dem schwarzen Manne sehr daran gelegen ist, mit diesen letzteren sich auf guten Fuß zu stellen. Er bauet ihnen zu Ehren kleine Tempel in der Nähe seines Dorfes und stellt in diese seine Gottheiten hinein, manchmal in Menschen-, insgemein aber in Thiergestalten: Tiger, Schlangen, Eidechsen, in welche die Seelen Verstorbener übergegangen sind, denn im Fetischismus steckt etwas vom Glauben an eine Seelenwanderung. Auch diese Gottheiten und die Hexenmeister können sich unmittelbar ganz nach Belieben in Tiger, Krokodile oder Schlangen verwandeln. Gegenstände der Verehrung sind insbesondere auch der Feuerstein und der Donner, welche, wie die Timnis meinen, die Welt beherrschen; die Leistung eines Eides besteht darin, daß der Mann Stahl und Stein über seinem Kopfe zusammenschlägt, damit Funken erzeugt werden. Auch die Termiten stehen in hoher Achtung, und über die von diesen Ameisen gebauten Haufen setzt man in der Regenzeit Schutzdächer.

Auf der Strecke zwischen den Bissagosinseln und Sierra Leone bezeichnet man diese Idole und Tempel als Tschina und Sentho. Die Fetischmänner führen bei den verschiedenen Völkern verschiedene Benennungen; sie wissen und verkündigen was die Dämonen offenbaren, sind zugleich Priester und Aerzte und kennen die Arzneiwirkungen mancher Pflanzen, namentlich auch der giftigen. Sie sind thätig beim Abschlusse von Verheirathungen, stehen den Kranken zur Seite und treiben den Todten den Teufel aus. Ferner führen sie den Vorsitz bei heimlichen Gerichten und das Leben des Angeklagten liegt in ihrer Hand; sie mischen den Gifttrank, welchen derselbe verschlucken muß, schwach oder stark, je nachdem sie wollen, ob er am Leben bleiben oder sterben soll.

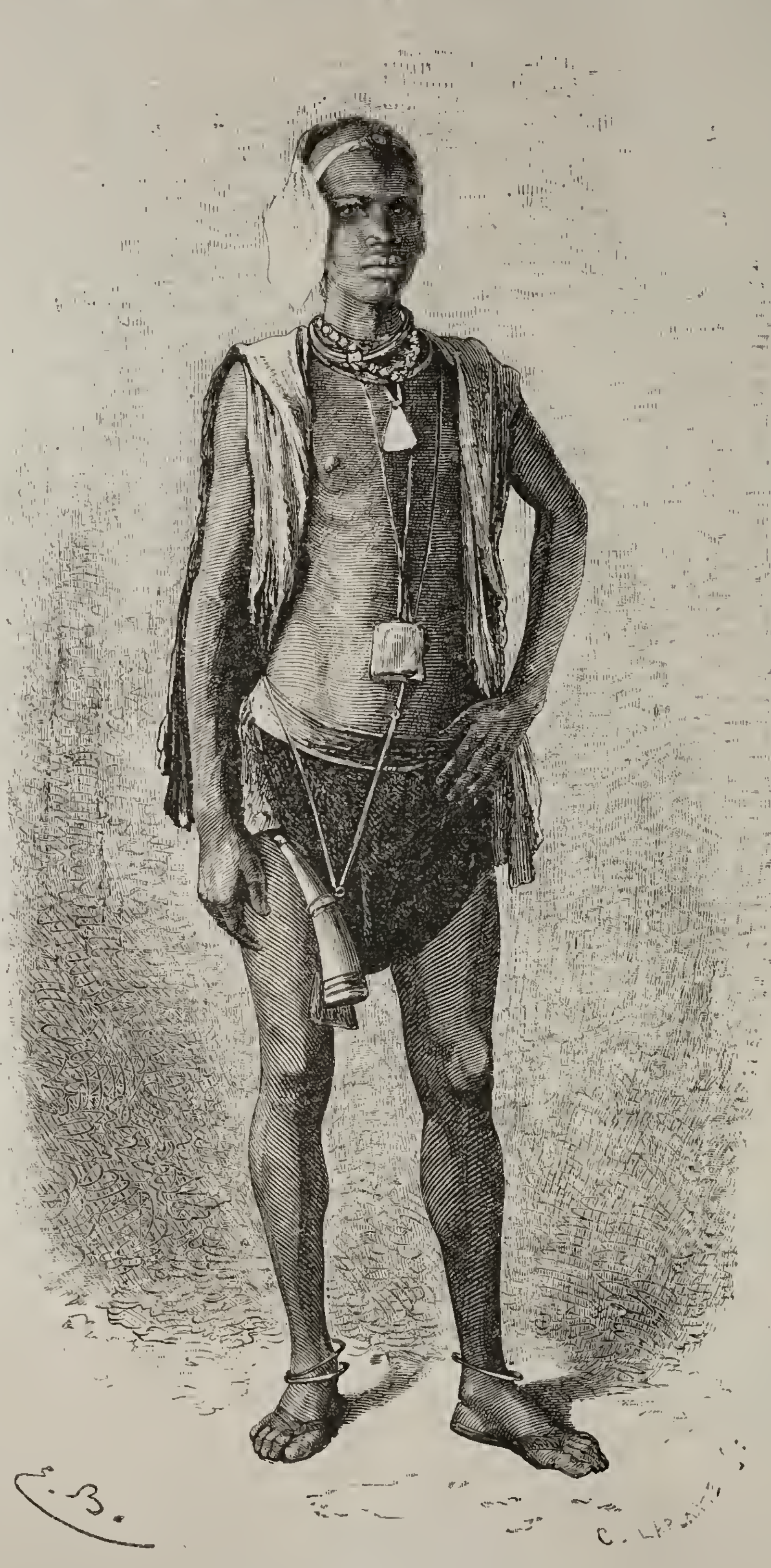
Jedes Dorf hat einen Häuptling, welcher in der Gemeindeversammlung den Vorsitz führt und die Ordnung aufrecht erhält; auch sitzt er zu Gericht und seine Einkünfte bestehen in weiter nichts als den Klagekosten und den Strafgebühren; außerdem bekommt er etwas dafür, daß er den Markt eröffnet. Das Amt des Dorfschulzen und jenes des Marktmeisters ist an manchen Orten auch wohl erblich, aber allemal in der Seitenlinie, so daß es nicht auf den eigenen Sohn, sondern auf den ältesten Sohn der Schwester übergeht; doch kommen auch Fälle von Wahlen und von Absetzungen vor. Im Kriegsfalle wählt man einen tapfern Mann zum Feldherrn auf Zeit, und das gilt sowohl bei den heidnischen Timnis wie bei den mohammedanischen Mandingos und Fulbe. Bei den ersteren führt der Rath der Aeltesten, welcher endgültig entscheidet, die Bezeichnung Buri; er urtheilt über Fälle von Diebstahl, Ehebruch und Zauberei; die letztere wird allemal mit dem Tode bestraft.

Diese Schwarzen sind merkwürdig conservativ. Wer eine Frau nehmen will, muß eine Hütte gebaut haben und das Geld aufweisen, für welches er sie kauft. Bei einigen Stämmen bekommt die Braut als Zeichen ihrer Einwilligung einen kupfernen Ring; darauf geht sie mit dem Bräutigam zum Schmiede, der ihr die Vorderzähne spitz feilt. Nach vollendeter Operation begeben sich beide in einen Tempel beim Dorfe, schütten einen Topf mit Bier oder Palmwein um den Altar, rufen die Geister ihrer Vorfahren an und dann segnet der Fetischmann die Verbindung ein. Natürlich nicht umsonst; er läßt sich dafür ein Huhn geben. Nachher geht man wieder zum Schmiede, der, wie unsere Illustration der Timnifrauen andeutet, dem Bräutigam wie der Braut einen eisernen Reif oberhalb des Handgelenkes anschmiedet. Die Ehe kann übrigens mit leichter Mühe wieder gelöst werden. Abends werden Gallongistänze aufgeführt, bei welchen es nicht selten mehr als lebhaft zugeht.

In der Regel bekommt jede Frau ihre eigene Hütte. Ein neugeborenes Kind wird in ein Tuch gewickelt; sobald es größer geworden, trägt die Mutter es auf dem Rücken und verrichtet dabei alle Arbeiten. Eine vom Manne vernachlässigte Frau hat das Recht, ihrem Gatten den Verkehr mit einer andern, von ihm bevorzugten zu verbieten, und die letztere kann erst wieder in ihre Rechte eintreten, wenn die vernachlässigte Eifersüchtige sich wieder zufrieden gegeben hat. Mißvergnügte Frauen dürfen ihrer Galle Luft machen; sie nehmen sich einen Cicisbeo; doch kann der Mann dagegen Einsprache erheben, der Ungetreuen befehlen, wieder in ihre Hütte zu kommen und falls sie widerspricht, sie wegen Treulosigkeit verklagen. Dann wird der Geliebte jener Frau Sklav ihres Mannes, welcher sie auspeitscht und ihr den Kopf kahl scheert. Admiral Fleuriot de Langle ist manchmal Zeuge bei derartigen Vorgängen gewesen; er betont, daß die Frauen dergleichen ganz in der Ordnung finden und sich nicht im mindesten beklagen.

Man sieht, in der unmittelbaren Umgebung von Sierra

Leone, sowohl bei den Timnis wie den ihnen benachbarten Susus finden wir auch heute noch die tiefste afrikanische Barbarei. Diese Susus, welche landeinwärts wohnen, sind zuerst durch den deutschen Missionär Hartwig bekannt geworden, der im Jahr 1805 ihr Land besuchte; dieses nimmt die Küstenstrecke zwischen dem Rio Pongo und dem Mallecory ein; dann folgen zwischen dem letztern und dem Scarcies die Bulamas, und südlich von diesen liegt zwischen dem Scarcies und dem Flusse von Sierra Leone, dem Rokelle, das Gebiet der Timnis. Manche Susus sind für den Islam gewonnen worden, behalten jedoch Vieles aus dem Fetischwesen bei, was beiläufig bemerkt bei allen zum Mohammedanismus bekehrten Negervölkern der Fall ist. Sie pflanzen Yams, Erdnüsse, Mais &c. und verfertigen Salz, das sie an die Mandingos verhandeln; sie bekommen dafür Gold, Elfenbein und Wachs; diese Producte setzen sie gegen englische Manufacturwaaren um und mit diesen kaufen sie Sklaven ein. Dergleichen halten sie in großer Menge und wer einige Hundert derselben besitzt, gilt für einen Prinzen *).



Peul vom obern Senegal.

Wilson kann sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß alle Völker im Umland und im Hinterlande von Sierra Leone im Fortgange der Zeit dem Mohammedanismus anheimfallen müssen, „falls man nicht Mittel und Wege ausfindig macht, das Licht des Evangeliums bei ihnen strahlen zu lassen.“ Er, als Missionär, könnte aber auch aus eigener Erfahrung wissen, daß die christlichen Sendboten bei den schwarzen Leuten in Afrika es mit den mohammedanischen Marabuts, namentlich mit jenen der überaus eifrigen des Mandingovolkes, nicht aufnehmen können; diese gewinnen einen heidnischen Stamm nach dem andern.

Unser großer Geograph Karl Ritter war seltsamer Weise sanguinisch genug, an eine „christliche Civilisirung“ der Neger in Afrika zu glauben, obgleich alles gegen eine solche Annahme spricht. Er wiegte sich in denselben Wahnhoffnungen wie die Missionäre; er verstieg sich zu der Phrase, daß von Liberia aus „befruchtender Thau vom Hermon“ auf die Völker Aethiopiens fallen werde. Aber bis auf diesen Tag ist zu den wollharigen Aethiopen platterdings nichts von „christlicher Civilisation“ gekommen; die Missionäre haben ungeachtet vieljähriger eifriger Bemühungen und großer Opfer überall nur geringe und obendrein vereinzelte Erfolge gehabt und es steht sehr in Frage, ob auch diese nachhaltig seien. Die immer und immer wieder betonten „Hoffnungen“ und das Vertrösten auf „eine schöne Zukunft im Mohrenland“ sind luftig und unerfüllt geblieben, man wälzt in der That nur den Stein des Sisyphus. Dagegen steht die Thatsache fest, daß der Islam ununterbrochen und sicher reißende Fortschritte gemacht hat und der größte Theil Westafrikas bildet eine Domäne, welche ihm für alle Zeiten sicher ist. Er setzt an die Stelle des Fetischdienstes den leicht auch für Negerintelligenzen faßbaren Begriff eines einen und einheitlichen Allah. Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet. Diesen einfachen Satz begreift der Neger, während er mit einer Dreieinigkeit und abstracten Dogmen nichts anzufangen weiß; derlei Dinge liegen für ihn zu hoch, und das wird zu oft von Missionären, die ja keine Anthropologen sind und mit ein- für allemal gegebenen Formeln hantiren, übersehen. Wenn dann ihre Bemühungen keinen Erfolg haben, muß „Satan“ die Schuld tragen und man vertröstet sich mit „Hoffnungen“.

Der Islam verbietet nicht, sondern gestattet die Polygamie und das erleichtert ihm bei den schwarzen Menschen den Eingang. Am Ostrand Afrikas reicht er schon längst bis über den Aequator hinaus, nach Westen hin herrscht er von den Gestaden des Rothen Meeres bis zum Atlantischen Ocean; an diesem hat er nach Süden und Südosten hin vom untern Senegal und vom obern Niger bis zum Tsadsee und nun auch schon bis an die Spitze des Nigerdeltas und über den Bennë hinaus alle Völker gewonnen. Er rückt immer weiter vor und noch vor wenigen Monaten lasen wir abermals Klagen darüber, daß er nun auch an der Sklavenküste festen Fuß fasse, da in der wichtigen, den Engländern unterworfenen Handelsstadt Lagos schon mehrere Tausend Mohammedaner ansässig seien. Das Vordringen der Fulbe, welche im Lauf eines halben Jahrhunderts drei große mohammedanische Reiche in Innerafrika gründeten und vom Senegal bis zum Nigerdelta alles unterwarfen, kann zeigen, wie geringen Widerstand die Fetischverehrer den nicht selten von

*) Der amerikanische Missionär J. Leighton Wilson (Western Africa, its history, condition and prospects. London 1856, p. 92) charakterisirt die Haussklaverei in folgender Weise: Slaves are regarded in a very different light here, as in most other parts of Africa, from what they are in civilized countries. The are never subjected to any thing like steady or hard labour, and are regarded more in the light of dependents than slaves.

Arabern oder arabischen Mischlingen, dann auch von schwarzen Marabuts angetriebenen Bekennern des Propheten von Mekka entgegenzusetzen vermögen. Was von heidnischen Staaten noch übrig ist, geräth mehr und mehr ins Gedränge und wir dürfen als sicher annehmen, daß auch sie im Fortgange der Zeit von den Wogen des Mohammedanismus überfluthet werden. Sie sind auch schon aus dem Innern her über das Konggebirge in die Küstenregion von Guinea vorgedrungen, wenn auch bis jetzt nur in vereinzelten Wellenschlägen. Im Allgemeinen finden wir auf der weiten Gestadestrecke landeinwärts bis zur Wasserscheide noch die echte, urwüchsige Barbarei des Fetischnegers, welche sich in Dahome und Aschanti zu dem aufgegipfelt hat, was sie an Staatenbildung zu leisten vermag. Diese Reiche bilden ein Nebenstück zu jenen im Westen des Victoria-Nyanza-Sees, Karagueh, Unyoro und Uganda, welche wir durch Speke und Grant kennen gelernt haben.

Der heidnische Herrscher ist beschränkt durch die Tyrannei alter Bräuche und die Furcht vor dem Fetischpriester, aber dieser wird mit seinen Gewalten und religiösen Offenbarungen und Verrichtungen so unbestimmt und so unlogisch gedacht, wie der Neger selber ein unlogisches Wesen ist. Die Willkür der mohammedanischen Sultane dagegen findet Schranken in den Geboten des Koran. Wo der Islam die Herrschaft gewinnt, gestaltet er das gesellschaftliche Leben vielfach zum Bessern um; er schafft den Gifttrank, den Cannibalismus, die Fetischpriester und unzählige Barbareien, z. B. die Menschenopfer, ab. Allerdings bleiben auch die dem Mohammedanismus zugewandten Neger mehr oder weniger Barbaren, aber dem so vielfach grauenvollen und bluttriefenden Fetischdienste gegenüber ist der Mohammedanismus als ein Fortschritt und als ein Segen für die schwarzen Völker zu betrachten, welche, wie die Erfahrung lehrt, für die Einflüsse dessen, was man als christliche Civilisation bezeichnet, unzugänglich sind. Es giebt bis heute noch kein einziges für das Christenthum gewonnenes Negervolk in Afrika.

Am eifrigsten betreiben die **Mandingos** das Werk der Bekehrung, und sie haben große Erfolge aufzuweisen. Die Völker, welche Mundarten der Mandesprache reden und sich selber als **Malinke** bezeichnen, spielen in Westafrika eine wichtige Rolle, namentlich am obern Niger und im Innern Senegambiens. Durch die Schilderungen, welche Mungo Park von ihnen entworfen hat, sind sie selbst unserer Schuljugend nicht fremd geblieben, und durch die Mittheilungen anderer Reisenden werden die Angaben jenes Entdeckers vielfach bestätigt. Wir finden die Mandingos weit verbreitet, theils in zusammengedrängten Massen, theils in kleineren Gemeinschaften, nach Süden hin bis zum Cap Mesurado. Nicht weniger als sechszehn Staaten werden compact von ihnen bewohnt, z. B. Sego oder Bambara, Kaarta, Beludugu, Bambuk &c.; in anderen wohnen sie neben anders redenden Leuten, z. B. in Futa Dschallon, Sangara &c. Viele Mandingo sind auch auf der Wanderung, theils als Handwerker, theils als Schullehrer und Missionäre *).



Ein Peul-Hirt.

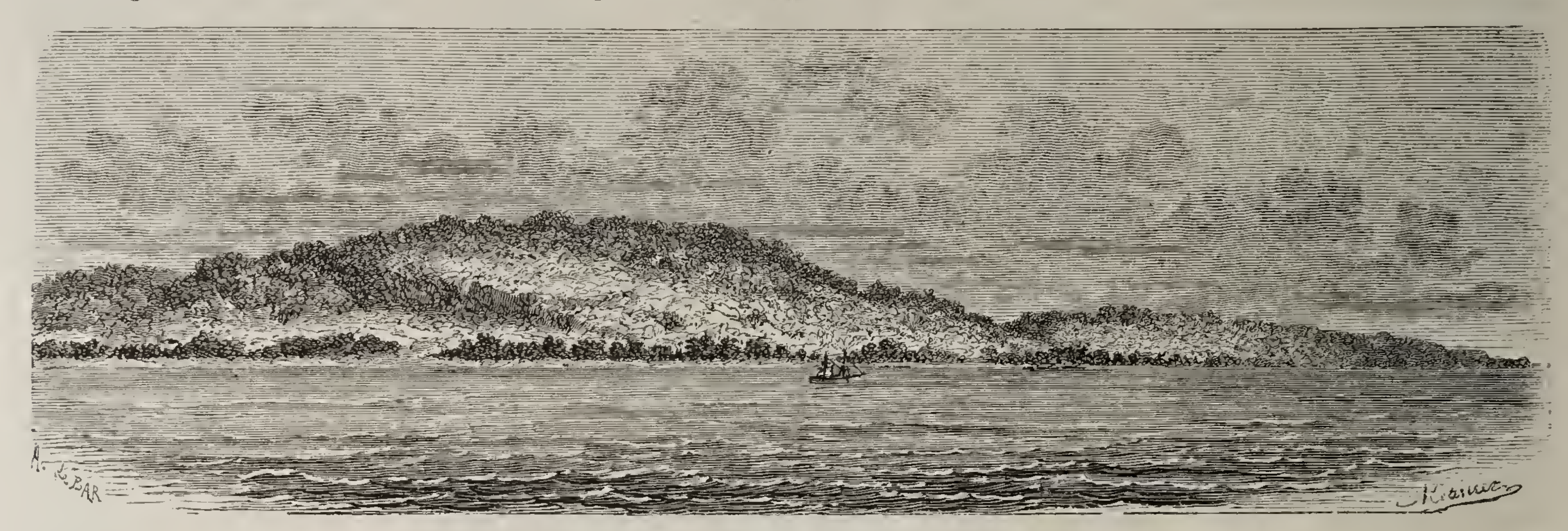
Unter den schwarzen Völkern sind sie die am wenigsten uncivilisirten und haben mehr Unternehmungsgeist als alle anderen. Bei vielen hat die Gesichtsbildung etwas Ansprechendes und ist sehr abweichend von jener, die wir dem sogenannten typischen Neger, z. B. dem aus dem Nigerdelta oder von der Congoküste, zuschreiben. Sie sind gute Reiter und tapfere Krieger; viele tragen spitz zulaufende Kappen, blauen oder weißen Mantelüberwurf, manche auch kurze türkische Hosen und Sandalen. Dem Manne darf ein kurzer Säbel nicht fehlen, der von der linken Schulter herabhängt und in einer ledernen Scheide steckt. Ein anderes nothwendiges Requisit ist ein kleiner Lederbeutel, welcher das Amulet oder den Talisman enthält; dieser besteht in einer kleinen Rolle Papier, die mit Versen aus dem Koran beschrieben ist. Manche sprechen und schreiben Arabisch, und wohin die Mandingos kommen, eröffnen sie sofort eine **Schule**, in welcher sie Arabisch und die Grundsätze des Koran lehren. Sie beginnen den Unterricht damit, daß sie die Kinder arabische Buchstaben in den Sand zeichnen lassen.

Sehr oft findet man neben den europäischen Factoreien zugewanderte Mandingos, welche zeitweilig sich dort aufhalten, um Handwerke zu treiben. Sie sind vortreffliche Leder-

*) So viel mir bekannt giebt es keine andere Karte, welche die **ethnographischen** Verhältnisse, die Vertheilung der verschiedenen Völker, im westlichen Sudan so veranschaulicht, wie die Carte du Soudan occidental, welche **Mage** 1866 entworfen hat. Sie giebt eine vortreffliche Uebersicht über Westafrika zwischen dem Meridian des Grünen Vorgebirges im Westen bis zu jenem von Timbuktu im Osten, und zwischen dem 20. und 8. Grade nördlicher Breite. Man sieht auf ihr auch bis wohin die Mandingoleute vorgedrungen sind und wie sie überall der Küste nahe rücken. A.

arbeiter, verfertigen Sandalen, Zäume, Säbelscheiden, Peitschen und mancherlei andere Dinge, welche sie dann in den Straßen feil bieten. Auch verfertigen sie Amulete, welche von den heidnischen Negern, denen dieses beschriebene Papier für einen Fetisch gilt, theuer bezahlt werden. In ihren Staaten nehmen die Priester, als Koranverständige, den nächsten Rang nach dem König ein; die Häuptlinge den zweiten, die Handwerker, welche in verschiedene Classen zerfallen, den dritten Rang, dann folgen die abhängigen Freien, hinter diesen die im Lande selbst geborenen Haussklaven und zuletzt kommen die im Kriege gefangen genommenen zu Sklaven gemachten Leute und die, welche wegen verübter Verbrechen zu Sklaven gemacht worden sind. Die Häuptlinge haben nicht etwa unumschränkte Gewalt; sie sind in Bezug auf alle wichtigen Angelegenheiten an den Beirath und an die Zustimmung einer Versammlung von Notabeln gebunden, mit welchen sie im Palaverhause sich zu besprechen haben. Jeder Angehörige einer Gemeinde hat ein Recht, dort persönlich seine Anliegen vorzutragen.

Eifrige Propagandisten für den Islam sind auch die Fulbe oder, wie man sie in Westafrika nennt, Pëuls (bei den Kanori in Bornu heißen sie Fellatah, bei den Haussavölkern Fellani, bei den Mandingos Fulah), die nun vom Senegal bis an die Spitze des Nigerdeltas sich verbreitet und seit Anfang unseres Jahrhunderts den innern Sudan völlig umgestaltet haben, indem sie die Negervölker unterwarfen und im Stromgebiete des Niger mehrere Reiche gründeten, die aber schon jetzt wieder im Verfall sind. Sie sind keine Neger sondern, wo unvermischt mit diesen, von röthlich brauner Hautfarbe, was auch der Name Fulbe besagt. In den Regionen, welche sie jetzt allein inne haben oder in welchen sie mit Negervölkern, die ihnen unterthan sind, neben



An der Bai von Cape Mount.

und durch einander wohnen, waren sie ursprünglich nicht einheimisch. Sie kamen in früheren, nicht genau zu bestimmenden Zeiten aus Norden oder auch Nordosten. Offenbar ist der ursprüngliche Typus der Fulbe durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Blutvermischung verloren gegangen und daraus erklärt sich auch bei der ohnehin weiten Verbreitung dieser Fulbevölker die große Verschiedenheit in der Gesichtsbildung und in der Hautfarbe, sodann auch jene des Haares, das bei vielen Individuen wollig, bei anderen „seidenweich" ist, je nachdem der Atavismus der schwarzen oder gelbbraunen Ahnen vorschlägt und wieder zur Erscheinung kommt. Manche haben dicke, wenn auch nicht wulstig-aufgeworfene Lippen, hohe Stirnbildung und keine plattgedrückte Nase. Die Statur ist fast durchgängig eine mittlere, die Gliedmaßen sind nicht stark entwickelt. Daß sie ursprünglich Nomaden und Viehhirten sind, unterscheidet sie von den eigentlichen Negern; auch haben sie sich niemals am Sklavenhandel betheiligt. Ihre gesellschaftlichen Einrichtungen sind sehr verschiedenartig und man kann mit Recht sagen, daß sie nicht in dem Sinne eine ethnische Einheit bilden wie z. B. die Malinke- (Mandingo-) Völker. Man betrachtet das senegambische Futa als die Heimath, in welcher sie sich nach ihrer Einwanderung niedergelassen haben, und von diesem Kernpunkte sind sie dann auf Eroberungen ausgezogen. Im Sudan sind sie als Fremdlinge zu betrachten, aber die Länder und das Leben der Schwarzen haben durch sie weit und breit eine gründliche Umgestaltung erfahren.

Südlich von Sierra Leone liegt die Insel Sherbro, welche die Engländer in Besitz genommen haben, um den Handel mit Waffen an die Eingeborenen, welcher von Franzosen getrieben wurde, zu verhindern. Etwas weiter südöstlich liegt das Aestuarium des Gallinas und unweit von demselben tritt das etwa 1800 Fuß hohe Vorgebirge de Monte, Cape Mount, ans Meer, und bildet eine für die Seefahrer schon aus weiter Ferne erkennbare Landmarke. In dieser Gegend wohnen die Weys, das einzige Negervolk, das, allerdings nur als Nachahmung, sich eine eigene Buchstabenschrift gebildet hat.

Graf Wilczek über die österreichische Nordpolarexpedition Weyprecht's und Payer's *).

Die zweite Ueberwinterungsnacht ist vergangen, die Sonne leuchtet über die noch geschlossenen Eismassen des hohen Nordens, und die Männer der österreichischen Expedition auf dem „Tegetthoff" dürften das zweitemal, seit sie uns verlassen haben, daran sein, die Vorbereitungen zu den Frühjahrsschlittenreisen zu treffen. Das Schiff selbst wird

*) Aus den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien vom 31. März.

aber noch manchen Monat auf dem Ueberwinterungsplatze festgebannt sein, bis Wind und Fluthströmung, vor allem aber die langen Sonnentage des kommenden Sommers die Mauern seines Winterquartiers werden gebrochen haben. Da wird der Tag ihrer Heimkehr nicht mehr so fern sein.

Verwandte, Freunde und wir alle, welche dem großen Unternehmen ein warmes Interesse entgegengebracht haben, sehen diesem Tage in ungeduldiger Erwartung entgegen, nachdem wir unseren Landsleuten schon so lange in Gedanken durch die unbekannten Zonen, welche sie erforschen, gefolgt sind.

Es haben Einige im besten Willen, die wahrscheinliche Lage der Expedition uns vor Augen zu führen, ihre Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen über dieselbe mitgetheilt. Dies will ich in kurzen Worten auch thun, ohne auf die Widerlegung einiger dieser Ansichten einzugehen, welche mitunter so oberflächlich und ohne Sachkenntniß geschrieben sind, daß sie die grönländischen Eskimos auf Cap Tschelyuskin hin versetzen, Längen- und Breitengrade verwechseln und die Barentsinseln, vor welchen ich mit dem „Tegetthoff" lag, an die südliche Westküste Nowaja-Semljas stellen.

Es ist meine innige Ueberzeugung, daß sich seit dem 21. August 1872, dem Tage, an welchem wir uns vom „Tegetthoff" vor der nördlichen Barentsinsel trennten, die Sachlage nicht geändert hat. Die Factoren, welche für und gegen das Gelingen des Unternehmens damals sprachen, sind dieselben geblieben, und kein neuer Befürchtungsgrund ist hinzugetreten. Als die Männer der Expedition uns verließen, wußten sie wohl, daß Gefahren aller Art sie erwarten würden, und sie waren gefaßt, dieselben ebenso zu bekämpfen, wie es eine lange Reihe von Polarfahrern, deren Erfahrungen den unseren zugute kommen, gethan haben. Ueber das Maß dieser Gefahren können wir aber heute nicht mehr urtheilen als damals. Es ist unmöglich, auf Grund der bei uns und selbst im Norden Europas herrschenden Elementarverhältnisse auf diejenigen zu schließen, welche nördlich und östlich von Nowaja-Semlja obwalten. So haben z. B. die schweren Novemberstürme im Jahre 1872, welche die englische Küste, die Ostsee und das Baltische Meer heimsuchten, weder das Weiße Meer noch das nördliche Norwegen und Lappland berührt. Andererseits war der Sommer und Herbst desselben Jahres in Norwegen, Lappland und an der russischen Küste des Polarmeeres, wie überhaupt in ganz Europa, einer der wärmsten und andauerndsten; im europäischen Polarmeere selbst hingegen war dieser Sommer ein sehr ungünstiger. Dies sind Facta, welche die Meteorologen aufgezeichnet haben. Man kann auch hierauf Hypothesen bauen; es ist aber gänzlich unstatthaft, auf Grund der Beobachtungen, welche bei uns angestellt werden, die Elementarereignisse zu bestimmen, denen jene Meerestheile unterworfen sind, welche der „Tegetthoff" durchschifft.

Und wäre auch das wechselseitige Verhältniß zwischen dem Norden und Süden so ungünstig, wie es im Sommer 1872 der Fall war, so ist dies noch kein Entmuthigungsgrund. Ist es uns doch gelungen, mit dem kleinen, schlecht segelnden und schlecht steuernden Segelschiffe „Isbjoern" das stürmische und mit endlosen Eismassen bedeckte Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja in 27tägiger Fahrt zu durchkreuzen. Unser Expeditionsschiff, der „Tegetthoff", ist aber eigens für solche Fahrt gebaut und ausgerüstet, wie kein anderes vorher. Es läuft und steuert unter Segel und mit Dampf gleich gut. Es ist auf drei Jahre und darüber mit Lebensmitteln und Brennstoff versehen, welch letzterer immer wieder durch Treibholz ersetzt wird, das in großen Massen an den Küsten von Nowaja-Semlja und Sibirien vorhanden ist. Ich sah jene Dalmatiner Matrosen während des neuntägigen Sturmes, den wir unter dem 67. Breitegrad zu bestehen hatten, in leichter Bordkleidung ununterbrochen in den Masten, auf Deck und auf dem Eise bei schwerer Arbeit mit einer Ruhe die Befehle des Capitains ausführen, als wären sie im Hafen von Pola. Meine Norweger trugen schon ihre warme Winterkleidung, die Matrosen vom „Tegetthoff" schienen die Kälte nicht zu empfinden. Weyprecht, einer der hervorragendsten Seemänner, weiß sie und das Schiff wohl zu führen; einen bessern Führer hätten sie nie finden können. An seiner Seite stehen der bewährte, erfahrene Payer und fünf andere Offiziere, welche zum Theil untergeordnete Stellen bekleiden, von denen aber jeder schon das Commando eines Schiffes geführt hatte, unter ihnen der alte Eisfahrer Carlsen, der an vierzigmal im Eise gewesen ist. Als wir uns trennten, weil die Neueisbildung uns an diesem ungünstigen Punkte zur Ueberwinterung zu zwingen drohte, dampfte „Tegetthoff" nach Norden. Hätte dieses so früh in der Jahreszeit eingetretene Unwetter angehalten, so würde „Tegetthoff" einen Ueberwinterungshafen auf Nowaja-Semlja aufgesucht haben. Um Gewißheit darüber zu erlangen, setzte ich einen Preis von tausend Gulden demjenigen Schiffe aus, welches von einem Ueberwinterungsplatz oder nur vom Expeditionsschiff Spuren entdeckte, und ließ dieses in England, Norwegen, Schweden und Rußland bekanntmachen. Der vergangene Sommer war günstiger, weil viele Schiffe um Nowaja-Semlja bis in das Karische Meer kamen. Jedoch sie brachten die Kunde, daß „Tegetthoff" keinesfalls auf Nowaja-Semlja überwintert habe.

Ende August hatte sich das Wetter gebessert, und der „Tegetthoff" fand ein offenes Wasser, wie Weyprecht und Payer noch viel nördlicher im Jahre 1871, und dieses benutzend, war er gewiß nach Osten gegangen. Ich zweifle nicht, daß er vom 21. August bis zum Beginne des Winters, dies ist im hohen Norden die beste Navigationszeit, wenigstens einige günstige Tage gefunden haben wird, um die 70 geographischen Meilen zwischen Cap Orange auf Nowaja-Semlja und dem Pesinalande oder Teimir zurückzulegen, und daß er nicht die entferntere südliche Küste am Jenisei und Obi zu erreichen gesucht haben wird, da wir auch von den Russen keine Nachricht über ihn bekommen haben.

Wer sich noch des Expeditionsprogrammes Weyprecht's erinnert, wird wissen, daß er vor allem anstrebte Cap Tscheluskin zu erreichen, und das hat er gewiß mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln durchzuführen gesucht. Sollte er aber selbst zweimal gezwungen worden sein, dort zu überwintern, so konnte uns doch keine Kunde zukommen, da diese Küsten ganz unbewohnt sind und höchst selten nomadische Samojeden aus südlicheren Theilen des Landes so weit vordringen. Ueberdies kommen diese nie mit den Russen in Berührung und sind jedenfalls schlechte Briefboten. Die Ausdehnung dieses nördlichsten Landes des asiatischen Continentes ist aber eine so beträchtliche, daß Payer, welcher die Schlittenreisen führt, sich bestimmt nicht den unsäglichen Mühen einer so ungewöhnlich langen Fahrt unterzogen und sich so weit vom Schiffe getrennt haben wird, um bekannte Gegenden aufzusuchen und Nachricht von sich zu geben. Die Aufgabe, welche er sich setzte, war, über das Eis nach Norden und Osten zu gehen, die gänzlich unbekannten Küsten und Inseln zu erforschen und aufzunehmen. Ich erlaube mir hier aufmerksam zu machen, daß alle jene Ansiedelungen und Posten, welche in den Karten nördlich vom Jenisei und dem Syverma-Hügellande eingezeichnet sind, einer frühern Zeit angehören und längst verlassen wurden.

Es ist auch möglich, daß der „Tegetthoff" vergangenen Sommer noch östlicher vordringen konnte, wodurch die

Schwierigkeit, uns eine Nachricht zukommen zu lassen, noch gesteigert wäre.

Ich beleuchte hier die Verhältnisse so, wie sie Weyprecht und Payer noch vor ihrer Abreise oft besprochen und untersucht, als die richtigen hingestellt haben.

Sie selbst werden die Ersten sein, welche uns im October oder November Nachricht bringen werden und, wenn sie denselben Rückweg einschlagen, in den Gewässern Nowaja-Semljas dem ersten Schiffe, den ersten Europäern begegnen. Nach langer Abwesenheit wird es ihnen doppelt willkommen sein, Nachrichten aus der Heimath und von ihren Familien zu erhalten. So soll denn jedes Schiff, welches dieses Jahr nach Norden geht, einen Brief mit Nachrichten von ihren Angehörigen mitnehmen.

Der erste Hafen, welchen der „Tegetthoff“ anlaufen könnte, wäre Wardö oder Hammerfest, und von dort würde der Telegraph uns die erste frohe Kunde bringen.

Die Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit.

Von **F. Kanitz.**

III.

2. Die Bronzezeit.

So monoton die Werkzeuge und Waffen der Steinzeit, so abwechselungsreich werden bereits jene des Bronzealters. Auch in der Keramik treten allmälig einige Unterschiede auf. Das Thonmaterial erscheint wohl noch immer mit groben Quarzkörnern gemengt und die Verzierungen sind mit dem Nagel u. s. w. eingeritzt; aber die Ornamentik wird im Allgemeinen zierlicher und reicher, die Spirallinie und der Kreis werden versucht und dies alles noch mehr in der Eisenzeit ausgebildet, welche, wie Lubbock auf die Zeugnisse alter und neuer Schriftsteller begründete, sicher erst dem Bronzealter gefolgt war.

In der Bronzezeit wurden also die Formen von Waffen und Geräthen mannichfacher und mit der Buchstabenschrift treten bald auch die ersten Münzen auf. Dr. Wibel aus Kiel verfocht die Ansicht, daß die ältesten Bronzewerkzeuge aus einem Metall angefertigt wurden, in dem Kupfer und Zinn gemengt vorkommen. Lubbock bekämpft diese Meinung sehr entschieden. Er führt die verneinenden Gutachten der ersten Metallchemiker Englands dem Wortlaute nach ins Treffen. Er beweist ferner, daß unserer Bronzeperiode keine Kupferzeit wie in Amerika vorausging und daß unsere Bronzewaffen nicht aus der Römerzeit, sondern aus einer frühern Periode herrühren, wofür namentlich die Thatsache spricht, daß sie meistens in Dänemark und Irland gefunden werden, Ländern, welche die Römer nie besetzt hatten, und ferner, daß sie den Bleizusatz der römischen Bronze nicht haben.

Hingegen ist zweifellos, daß es eine Epoche gab, in welcher Eisen mit Bronze gemeinsam in Gebrauch war und wenn nichts, so beweisen dies die berühmten Hallstädter Funde. In nahe 1000 eröffneten Gräbern fand Bergmeister Ramsauer gleichviele Gegenstände von Bronze wie von Eisen. Nur bei den Waffen wurde das letztere bevorzugt, insofern als man die Klingen gern von Eisen und die Griffe von Bronze arbeitete. Das Verhältniß stellte sich auf 109 Bronze- zu 510 Eisenwaffen.

Lubbock giebt ein höchst anschauliches, durch treffliche Illustrationen erläutertes Bild der Bronzewerkzeuge und Waffen alter Zeiten. Er deutet einleuchtend die Technik ihres Gusses, die blattartigen Formen der Bronzeschwerter und die wahrscheinliche Befestigung ihrer Handhaben. Diese erscheinen auffallend kurz, für kleinere Hände als die unseren berechnet, woraus deren Einführung in unsere Zone durch ein aus Asien stammendes Volk geschlossen wird. Es gab auch bekanntlich Speer-, Wurf- und Pfeilgeschosse; ferner Messer und Fischangeln aus Bronze. Sehr interessant sind die Bronzemesser aus Dänemark, die Rasirmesser aus Irland und die Schmuckgegenstände aus der Schweiz; von welchen die Armringe auffallend den modernen gleichen, welche ich in den Balkanländern traf.

Der Guß aller dieser Gegenstände geschah in Steinformen, seltener in Metall- oder Sandformen, in welche das vorbereitete geschnitzte Object eingedrückt wurde, wobei die Gußnaht ersichtlich blieb, endlich am häufigsten in Hohlformen, aus welchen das wächserne Modell durch Erhitzung herausgeschmolzen worden war. Das Löthen kannte man nicht, wohl aber das Niethen, wie unsere Hallstädter Gräberfunde es bezeugen. Die Ornamentik der Bronzezeit beschränkt sich auf sehr primitive lineare Elemente.

Die größere Zahl aller Bronzefunde entstammt den alten Gräbern, deren Leichen, wie statistisch erwiesen ist, größtentheils in sitzender Stellung oder zu Asche verbrannt, nur selten aber in ausgestreckter Lage begraben wurden. Solche fand man in Holzsärgen mit beinahe vollständiger Bekleidung in den merkwürdigen Grabhügeln zu Ribe (Ripen) in Jütland im Jahre 1861. Sie gaben interessante Aufschlüsse über die Kleidertracht der Bronzemenschen, während die in Deutschland und Italien aufgefundenen „Hausurnen“ Folgerungen über die Gestalt ihrer häuslichen Wohnungen gestatten. So entwickelte Lubbock aus der berühmten Urne des Münchener Nationalmuseums die Form der Schweizer Pfahlbauten, wobei er allerdings zu Schlüssen kommt, die von denen Rougemont's und Dr. Lisch's abweichen. Bekanntlich versinnbildlichen diese zur Aufnahme der Asche bestimmten Thonurnen die Wohnung des Verstorbenen. Nun hält Dr. Lisch jene, welche ihren Eingang im Dache haben, für älter als die mit Thüren an der Seite, was Lubbock bestreitet. Zu den älteren zählt er die „Bienenkorbhäuser“; hingegen wagt er den Beweis, daß die „Stonehenge“ und „Aburybauten“ aus der Bronzezeit stammen.

Sehr interessant ist unter den Archäologen Englands der Streit über die Entstehung der Bronzezeit. Im Gegensatze zu Wilde und dem Deutschen Dr. Wibel kommt Lubbock zu dem Schlusse, daß die Metallkunde sich nicht allmälig in unserm Welttheile entwickelte, daß die Bronze nicht in Europa erfunden, sondern im Handelswege eingeführt worden sei. Die verschiedenen Bronzewaffen aller Länder scheinen bis auf unbedeutende Abweichungen wie von einem

Werkmeister gegossen und dies läßt sich nicht wie bei den Steinwerkzeugen auf ihre Aehnlichkeit in der Grundform zurückführen. Lubbock widerlegt die Hypothesen anderer Forscher und hält dafür, der Bronzeguß sei als vollendete Erfindung aus dem Oriente nach Europa gelangt.

Anläßlich dieser Beweisführung bricht Lubbock, ähnlich wie dies bereits früher Prof. Nielsson gethan, in geistvoller Weise eine Lanze für die von Sir Cornewall Lewis angezweifelte Glaubwürdigkeit der Reisenden Himilco aus Carthago und für Pytheas; und wahrlich, so manche, welche aus bloßer Lust am Widerspruche an dem schwer errungenen Gute noch lebender Reisenden vergelnd kritteln, könnten in dieser Beziehung von Nielsson und Lubbock größere Bescheidenheit lernen.

Bekanntlich besteht die Bronze aus 9 Theilen Kupfer und 1 Theil Zinn. Das Kupfer findet sich überall. Das Zinn dürften aber selbst die Phönicier schon aus der ergiebigsten Quelle, aus Cornwallis, vor bereits 3000 Jahren bezogen haben und der sanguine Nielsson glaubt deshalb und weil er meint, es sei ihm gelungen, Beweise phönicischer Spuren im hohen Norden und namentlich in Norwegen nachzuweisen (— ?? —), daß diesem Volke die Einführung der Bronze in Europa zuzuschreiben sei. Sir John Lubbock bestreitet mit vollem Recht, daß dies mit Sicherheit angenommen werden dürfe und hält diese Frage noch lange nicht für spruchreif.

3. Pfahlbauten.

Vor genau 20 Jahren, im Winter 1853 auf 1854, erregte die Entdeckung alter Pfahlbauten in der Schweiz allgemeine Sensation. Die Seespiegel waren in Folge großer Kälte und Dürre tiefer noch als im Jahre 1674 gefallen, und nun erhielten wir die erste Kunde durch die Herren Aepli und Dr. Keller über die Wohnungen der alten Bevölkerung der Schweiz, welche auf Herodot's Beschreibung der Pfahldörfer der thrakischen Päonier vollkommen paßte. Seitdem schenkte man der Durchforschung der Seen die größte Sorgfalt, und es sind nicht nur in England, Italien, Deutschland und Frankreich, sondern Dank den Bemühungen der Wiener „Anthropologischen Gesellschaft“ auch in den herrlichen Seen Oesterreichs Pfahlbauten aufgefunden worden, wie sie noch heute zu Salonik und am Presbasee in der Türkei, zu Tscherkask am Don, im Norden Südamerikas, in Ostindien, ferner bei den Dajakvölkern, Papuas und anderen zu sehen sind.

Um die ausgezeichnete Beschreibung der Schweizer Pfahlbauten haben sich neben Keller ganz besonders Troyon, Jahn, Uhlmann, Desor, Morlot, Rütimeyer und Heer verdient gemacht.

Beinahe in allen Seen der Schweiz sind zahlreiche Pfahlbauten gefunden worden. Ihre Anlage und Bauart ist bekannt. Nur die große Sicherheit, welche ein solcher Pfahlbau gewährt, kann die Mühe erklären, welche auf denselben verwendet wurde. Trifft man doch auf Borneo und an anderen Orten, traf ich doch selbst bei den Südslaven der Türkei, auch auf dem Lande, ähnliche Bauten, um die Vorräthe gegen die Angriffe der Thiere zu schützen.

Der etwas entfernt vom Ufer eingerammte Unterbau der Schweizer Pfahlbauten wurde oft durch Aufschüttung noch widerstandsfähiger gemacht und stand mittelst einer beweglichen Brücke mit dem Festlande in Verbindung. Die Pfähle der älteren Bauten waren beinahe noch einmal so stark als jene der jüngeren, und die ersteren allein mit der Steinaxt zu fällen dürfte nicht leicht gewesen sein, gewiß wurde dies durch Feuer bewerkstelligt. Die Pfähle der Bauten im Bronzealter sind ersichtlich mit Metalläxten zubehauen. Sie wurden 1 bis 5 Fuß tief in den Schlamm getrieben und ragten 4 bis 6 Fuß über Wasser empor, dürften somit 15 bis 30 Fuß durchschnittliche Höhe gehabt haben. In einer einzigen Ansiedelung zu Wangen wurden etwa 50,000 Pfähle vorgefunden. Die Hütten der Pfahlbaubewohner mochten größtentheils kreisrund gewesen sein, wie dies Troyon scharfsinnig aus Resten der innern Lehmverkleidung schloß, in welcher die Pfähle ihren Abdruck zurückgelassen hatten. Er berechnete ihren Durchmesser auf 10 bis 15 Fuß. Gewiß hat es aber auch viereckige gegeben.

Die Errichtung der Schweizer Pfahlbauten fällt, den aufgefundenen Geräthen nach zu schließen, sowohl in die Stein- wie Bronzezeit und ihre Zerstörung wurde durch Brand herbeigeführt. In kleineren Seen und Mooren, zu Moosdorf, Robenhausen, Wauwyl und anderen Orten bedeckt eine dicke Torfschicht deren Alterthümer. In den großen Seen, wo die Wasserbewegung eine lebhaftere, findet man die Geräthe und animalischen Reste nur von einer leichten Schlammschicht bedeckt oder so frei, als wären sie erst heute zwischen die Pfähle hineingefallen. Die Gegenstände sind dann höchstens von einem Anfluge kohlensauern Kalkes überzogen.

Lubbock giebt die sehr interessante Schilderung eines Pfahlbaues, den er in dem Torfmoore bei Wauwyl mit Oberst Suter besuchte, und den Durchschnitt eines solchen zu Niederwyl (S. 183). Man fand zu Wauwyl an 500 Steinäxte, Pfeilspitzen, Obsidianspäne, Steinhammer, Schleif- und Schleudersteine, knöcherne Werkzeuge, Thonscherben und zahllose Knochen; jedoch keinen einzigen Metallgegenstand. Zu Moosdorf wurden 3300, zu Wangen 5800, zu Concise aber an 25,000 verschiedene Gegenstände, darunter sehr viele Aexte von Serpentin, Diorit und Obsidian, seltener von Nephrit, ferner zahlreiche irdene Spinnwirteln und Kornquetscher ausgehoben. Die Gefäße tragen sämmtlich den primitivsten Charakter der Steinzeit.

Die Thiere lieferten den Pfahlbaumenschen Nahrung und Kleidung. Neben den Fellen hatten sie aber auch grob gewebte Stoffe aus Flachsfasern und Stroh. Hanf, dessen auch die Bibel nie erwähnt, wurde nicht aufgefunden. Herrn Rütimeyer verdanken wir zumeist unsere nähere Kenntniß der Pfahlbautenfauna in der Summe von etwa 70 Wirbelthieren. Er fand, daß unter den bunt durch einander geworfenen Resten wilder und zahmer Thiere jene der Kuh und des Edelhirsches am häufigsten vorkommen und zwar ist letzterer in den älteren Ansiedelungen vorwiegend. Nächst dem Edelhirsch kommt das Schwein zahlreich vor und auch der Fuchs, Biber, Marder, Igel, Dachs, das Reh und andere Thiere wurden häufig erlegt. Die Gesammtmenge der wilden übertrifft weit jene der zahmen Thiere. Zu den Hausthieren zählten: Ochse, Kuh, Pferd, Schaf, Ziege, Schwein und Hund, welcher unseren Jagd- und Wachtelhunden glich.

Die meisten Knochen tragen deutliche Spuren, daß man sie gespalten hatte, um das Mark zu verzehren. Auch bei jenen des Fuchses war dies der Fall; denn wie heute noch die Grönländer und andere Völker scheinen auch die Pfahlbaubewohner in der Noth wahrscheinlich ihn dem Hasen vorgezogen zu haben. Von diesem wurden mindestens keine Reste vorgefunden und eben so wenig von unserer Maus, Hausratte, Katze und dem Huhn. Ueber alle diese und andere Thiere der Pfahlbauten gab Rütimeyer die interessantesten Aufschlüsse und Lubbock folgt diesen ausschließlich. Nur bei dem Torfschweine und dem gezähmten Urochsen stellt er ihnen die manchmal abweichenden Ansichten von Schütz, Quatresages, Dawkins, Darwin und Anderen gegenüber. Die Fauna der Schweizer Pfahlbauten weicht von jener der Flußkiesablagerungen durch das Fehlen des Mammuth, Rhinoceros, Moschusochsen, der Höhlenhyäne und des Renthieres

ab und ebenso von der heutigen durch das Verschwinden des Auerochsen, Bison, Elen, Hirsches, Wildschweines und durch das häufigere Vorkommen des Bären, Dachses, Bibers u. s. w.

Aus den geistvollen Ausführungen Rütimeyer's und Heer's geht der allmälige große Umschwung in Beruf und Lebensweise der alten Pfahlbauer hervor. Wir sehen, wie sie aus Jägern zu Hirten und später zum Ackerbauvolke sich aufschwangen. Von Feldfrüchten haben sie 3 Weizen-, 2 Gerste- und 2 Hirsesorten gekannt. Die Körner wurden zwischen Steinen zerquetscht und angefeuchtet verzehrt. Man fand aber auch Brot in kleinen Laiben. Ackerbaugeräthe kamen jedoch bisher nicht zum Vorschein. Von Früchten wurden sonst noch Erbsen, Bohnen, Haselnüsse, dann Himbeer- und Brombeerkerne, Aepfel (theilweise zum Wintervorrath in Schnitten getrocknet), Pflaumen u. s. w. gefunden. In Allem wurden 115 Pflanzenarten bestimmt. Es ergab sich, daß die wilden Arten dieselben von heute seien, während die cultivirten von den gegenwärtigen durch kleinere Samen und Früchte abweichen. Roggen und Hafer wurden nicht gebaut; letzterer nur von den Pfahlbauern der jüngern Zeit.

Die Pfahlbauten der Bronzezeit stehen meistens in tieferm Wasser und etwas entfernter vom Seeufer als jene der Steinzeit. Die Zahl der aufgefundenen Metallgegenstände ist bereits ungeheuer angewachsen. Sie werden in den vom Feuer zerstörten eben so häufig, als selten in den vom Feuer verschonten Bauten aufgefunden. In Oberst Schwab's nach Tausenden zählender äußerst streng classificirten Sammlung kommen unter den Funden am häufigsten Haarnadeln vor, dann abwärts steigend: kleine Ringe, Ohrringe, Pfriemen, Fischangeln, Messer, Spinnwirteln, Celte, Sicheln und Schmucksachen. Die oft sehr schön gearbeiteten Armringe unter den letzteren sollen nach der Vermuthung einiger Archäologen als Opfer den Göttern des Sees dargebracht worden sein. Obwohl dieser Cultus bei den alten Galliern, Germanen und anderen erwiesen ist, und obschon ich selbst im Oriente, wie Lubbock in Schottland, den Quellgeistern Münzen opfern sah, ist der Seecultus bei den Pfahlbauern doch nicht genügend erhärtet.

Ueberhaupt konnte der Mensch der Pfahlbauten wegen der seltenen Funde menschlicher Gerippe bis heute nicht ausreichend studirt werden. Nach Troyon gehörten die Menschen der Schweizer Bronzepfahlbauten einer andern Race als jene der Steinzeitbauten an. Er hält sie für die eigentlichen Celten und schreibt ihnen die Sitte der Leichenverbrennung zu. Dr. Keller betrachtet aber im Gegentheil die Bronzeepoche nur als eine fortgeschrittene Culturentwickelung eines und desselben Volkes und auch Lubbock theilt diese Ansicht.

Gegen das Ende der Bronzezeit werden die Pfahlbauten wohl seltener errichtet worden sein und mit Beginn der Herrschaft des Eisens, die heute mächtiger als jemals fortwährend umgestaltend auf alte Gewohnheiten wirkt, war ihre Epoche vorüber. Genau aber den Zeitpunkt des Beginns und Endes der Pfahlbauten anzugeben, erscheint unmöglich und alle Conjecturen hierüber sind nutzlos und vergeblich.

Während die junge Wiener „Anthropologische Gesellschaft" die vorhistorische Erforschung Oesterreichs erfolgreich mit der Entdeckung von Pfahlbauten in den Seen der östlichen Alpen gekrönt und nunmehr auch frische Impulse für die Erforschung des ganzen europäischen Ostens giebt, datiren die großartigen Anstrengungen der amerikanischen antiquarischen Gesellschaft und der jüngern „Smithsonian Institution" zur Aufhellung der vorgeschichtlichen Zeit Amerikas weit zurück. Zahlreiche Unternehmungen zu diesem Zwecke, wie jene von Caleb Atwater, Squier und Davis, Lapham, Haven und Anderen, sind durch diese Vereine ermöglicht oder doch gefördert worden. Sir John Lubbock versuchte es in einem besondern Capitel seines hier warm empfohlenen Werkes, die verschiedenen Arbeiten der genannten und anderer Forscher zu einem anschaulichen Bilde der nordamerikanischen Alterthümer zu vereinigen und die oft sehr weit auseinandergehenden Ansichten der Archäologen, z. B. über die Bestimmung der höchst merkwürdigen „Thierhügel", zu beleuchten.

Hermann Vambery's Rückreise von Samarkand nach Europa *).

I.

Gegen Westen, gegen Westen! Wie voll des süßen Zaubers waren doch diese Worte für mich zur Zeit als ich, Bochara und Samarkand, dem Oxus und den Steppen, diesen Idealen meiner Jugend, den Rücken wendend, meine Rückreise antrat. Wohl war der Strauß, der auf der Strecke von der alten Residenz Timur's bis zur heiligen Capitale Chorasans meiner wartete, noch viel zu gefährlich, um in Gedanken mich im Bilde schöner Hoffnungen schaukeln zu können. Die Mittelasiaten, denen meine Reisegenossen zur Zeit der Trennung mich übermacht hatten, waren eher meine Schutzbefohlenen als meine Beschützer. Sie betraten nun dieses Mal zuerst den Weg der langen Wanderungen, und da ich in Erfahrungen viel reicher war als sie, so bestimmte mich schon eine in den ersten Tagen auf der Steppe zwischen Karschi und Kerki abgehaltene Berathschlagung zum Leiter der Bettlerkarawane. Ob ich dieser Würde wohl gewachsen war, wird der geneigte Leser nicht bezweifeln. Unverschämtheit, hartnäckige Zudringlichkeit, ein schmutziges, ekelerregendes Aussehen, der unerschöpfliche Vorrath von Hymnen des Lobes und der Fluth der Verwünschungen und alle übrigen Attribute, welche zu diesem Geschäfte nöthig sind, waren bei mir reichlich vorhanden. Und wenn ich auf meinen Stab gestützt, mit der Derwischaxt, einer verkörperten Waffe zur geistigen Bekämpfung des Teufels, umhervoltigirend, in tiefer Baritonstimme mein „Sewab Lillah" (thut Gutes im Gotteswillen) ertönen ließ, da hätte ich gern den verstockten Sünder oder Geizhals gesehen, der mir oder meiner Gesellschaft den gewünschten Obolus versagt hätte!

Schade, daß auf der Strecke nach Herât sich kein Photograph vorfand, um mich so à la tête meiner Colonne abzuconterfeien. Und fürwahr, selbst meine Ausstaffirung verdient eine nähere Beschreibung. Den sorgfältig rasirten Kopf bedeckte ein immenser Turban von mehr als sieben

*) Der „Derwisch" hat seine Wanderung von Konstantinopel nach Buchara und Samarkand in drei früheren Nummern dieses Bandes, „Globus" XXV, Nr. 9, S. 171; Nr. 13, S. 201 und Nr. 14, S. 218 geschildert. Im vorliegenden Abschnitte begleiten wir ihn vom Serafschan bis an die Themse und die Donau.

Ellen Zeug, der bei Tag als Sonnenschirm, in der Nacht als Polster diente. In seinen Falten wurden Zahnstocher, Nadeln und Zwirn, die aus einem faserigen Stück Holz bestehende Zahnbürste und sonstige Kleinigkeiten aufbewahrt; während das eine auf eine halbe Elle lang beim Gebete an der linken Schulter herabhängende Ende des Turbans die Stelle eines Handtuches, Schweißtuches und Sonstiges vertrat. Der Nacken blieb bis nahe an die Schulter unbedeckt. Den Körper bedeckten erstens aus grober Leinwand verfertigte Unterkleider, die, da ein Wechseln unmöglich war, mit der Zeit aus zoologischen Rücksichten weggeworfen werden mußten. Ueber diese kamen eins, zwei, ja wenn klimatische Umstände es erheischten, drei lose, jackenähnliche Kleidungsstücke und über diese die Dschubbe, das Oberkleid, oder Krönungsstück des Derwischanzuges. Wie diese beschaffen sein und welchen Zuschnitt sie haben muß, darüber ist von mir schon anderswo gesprochen worden. Sie war aus Flecklein der verschiedensten Farben und der verschiedensten Stoffe zusammengesetzt, zeigte an vielen Stellen die Watte, die Wolle und das Kameelhaar, welches als Futter dienen sollte und war am untersten Ende am Kragen so zerfetzt, so zackig, daß selbst der gewandteste Kleiderkenner sie nicht für ein einheitliches Stück gehalten hätte. Die Beine vom Knie bis zum Knöchel blieben nackt. Der Fuß war entweder in plumpe Schuhe oder in grobe Fetzen gehüllt, die dann mit Riemen befestigt wurden. Ueber diesem Costüme war links auf der Brust der Koran, rechts der Brotsack und die Theekanne aufgehängt. Als Führer erhielt ich außerdem ein rostiges Schwert, das auf dem weiten und dicken wollenen Gürtel, dem besten und nützlichsten aller Kleidungsstücke, umgeschnallt wurde. Wer unbewaffnet auf dem Wege stirbt, kommt unbedingt in die Hölle, so heißt es in den Satzungen des Islam. Man vergegenwärtige sich nun zu diesem Costüm die Hautfarbe eines monatelag Tag und Nacht unter Sonne und Kälte dem Staube und Thau stets ausgesetzten Reisenden, füge noch den stieren Blick und das fleischlose Beingerippe hinzu und man wird so ziemlich einen Begriff bekommen, selbst ohne Wereschagin's theilweise auch im „Globus“ mitgetheilten Meisterbilder gesehen zu haben, wie ein Derwisch aussieht und wie ich selber auf meiner Rückreise nach dem Westen aussah.

Und wird man mir es wohl glauben, wenn ich sage, daß jene Tage, abgesehen von den Gefühlen der glücklich überstandenen Gefahr und von der süßen Hoffnung auf eine ruhmvolle Rückkehr nach Europa, für mich so unendlich viele Reize hatten? Der Nomade unter seinem Zelte, der Kaufmann neben seinen Waarenballen, der allgefürchtete Kadi, der vornehmste Beamte, ja selbst der Fürst mußte meinem Ja Hu! Ja Hakk! ein geduldiges Ohr leihen, mußte so lange die Hand auf dem Barte halten, bis ich mein Gebet beendete, und sofort die Hand zum Spenden ausstrecken, wenn ich mein „Sewab Lillah!“ ausrief. Der blinde Aberglaube und die unwillkürliche Furcht vor Bettlern und Wahnsinnigen haben im alten classischen Asien den Derwisch zum König gemacht, und die Macht seiner Stellung ist nicht nur seinem eigenen Ich ersprießlich, sondern er kann auch Anderen damit nützlich sein. Als in Meymene zwei unserer Reisegefährten als entronnene Sklaven verdächtigt und festgenommen wurden, da brauchte ich mich bei dem Tyrannen nur zu zeigen, und sofort wurden sie freigelassen. Und ist es etwa zu verwundern, wenn das Gefühl einer solchen Sicherheit, einer solchen Allmacht und Freiheit den schon vollkommenen Derwisch, wie ich es damals war, über die kleinlichen Entbehrungen der materiellen Lage wegsetzend, in Extasen erheben?

Dieser Glanz des Derwischthums strahlte aber nur in demjenigen Mittelasien, das zur Zeit meiner Reise noch in unverfälschtem Lichte vergangener Jahrhunderte sich befand, zu dem der abendländische oder überhaupt fremder Einfluß von nirgends her dringen konnte; er nahm sich in der That noch so aus wie etwa zur Zeit der Abassiden im westlichen Asien. In Afghanistan bemerkte ich eine bedeutende Abnahme des heiligen Schimmers meiner Bettlerkrone. Das Schreien, das Donnern, der Hokuspokus, alles war vergebens. Ich erhielt nichts, ja wurde obendrein von den Zollbeamten gebrandschatzt und bis auf die Haut durchsucht. O, welch bittere Tage hatte ich unter diesen in europäischer Soldatenhaltung mit Tschako und Patronentaschen einherparadirenden Afghanen zu verleben!

Trotz meiner bekannten Episode mit dem jungen Prinzen in Herât bleiben die sechs Wochen, welche ich in dieser Stadt zubringen mußte, mir unvergeßlich. Wie freudig durchbebte mich der Gedanke, mich in der Nähe Persiens, dieser Ostgrenze des europäischen Einflusses, zu befinden! Trotzdem das östliche Persien, was die Sicherheit seiner Straßen und die Rauheit seiner Bewohner anbelangt, noch sehr an Turkestan erinnert, so schien mir letztgenanntes Land dennoch als jene Pforte, durch welche ich zum völligen Ende meines Abenteuers und zum Anfange der freudigen Anerkennung gelangen sollte. Daß ich nun vor dieser Pforte wochenlang lagern mußte, that mir, der mit fieberhafter Ungeduld sich nach Europa sehnte, unendlich weh. Um das Unglück meiner Lage zu vermehren, mußte ich hier die härtesten Entbehrungen ertragen. Es fehlte mir buchstäblich an Brot, um meinen Hunger zu stillen; an Kleidern, um mich gegen die Kühle der Herbstabende zu schützen, und ich hatte obendrein mit dem Fanatismus der unwissenden Afghanen einen harten Kampf zu bestehen, um dessen Ausgang ich wahrlich besorgt zu sein anfing. Um möglicherweise sicher zu sein, hatte ich die Höhle des Löwen selber aufgesucht, indem ich eine schmutzige, halb verfallene, thür- und fensterlose Zelle desjenigen Karawanserais bezog, wo sich nur Afghanen aufhielten. Die überwiegende Majorität derselben sah mich als verkappten Engländer an, und nur einige bigotte Leute aus dem Stamme der Lohanis, die mit dem äußerlichen Glaubensbekenntnisse sich zufrieden gaben, gewährten mir einigermaßen Schutz.

Höchst interessant waren die Stunden, welche ich auf der mitten im Hofe sich erhebenden Terrasse, die als Moschee diente, in Gesellschaft der Betenden zubringen mußte. Die Zweifler sahen mich mit grimmigen, verächtlichen Blicken an, die Wuth flammte ihnen aus den Augen, aber thatsächlich durften sie mich dennoch nicht beleidigen, da nach Vorschriften des Islam der Mensch nur die offene That, Gott aber selbst den geheimen Gedanken zu beurtheilen vermag. Außerhalb dieses heiligen asylartigen Ortes hätte es so Mancher versucht, sein Müthchen an mir zu kühlen.

Wenn ich auf dem armseligen Strohlager mit Lectüre beschäftigt lag, hatten oft einige Afghanen, die selbst im Negligé ein ganzes Arsenal von Waffen mit sich schleppten, vor meiner Thür sich eingefunden und mich mitunter mit folgender Conversation regalirt. A. sagte: „Ich wette, das lahme Bein ist ein Werk meiner guten Schikarpurer Flinte; ich habe in Lahore einige der gelbhaarigen Hunde in die Hölle geschickt, andere sind mit zerbrochenen Gliedern davongelaufen. Unter Letzteren muß auch er gewesen sein.“ B. sagte: „Ich bin doch neugierig, wie viel Tausend Rupien dieser Schurke für seinen Spionirdienst erhalten mag. Ihr erinnert Euch noch wohl des kleinen zusammengeschrumpften Menschen, der in Bochara zehn Jahre lang Grünzeug verkaufte, und nun als Statthalter von Peschawer mit goldbetreßtem Anzuge auf stattlichem Rosse einher-

paradirt.“ C. sagte: „Sein Glück ist, daß Schir Ali Chan (Gott verzeih ihm seine Sünden) ein Knecht der Ungläubigen geworden ist, und nun alle Kafirs beschützen muß; sonst hätte ich ihm mit meiner braven Klinge früher ausgezahlt, bevor er vom Govorne Dschornel (so nennen sie Governor General) seinen Lohn empfängt.“ So ging es fort in allen möglichen Variationen, ohne daß ich in irgend einer Weise Aufmerksamkeit, geschweige denn Furcht verrathen durfte; Furcht, die, wie ich schon früher bemerkte, auch nicht gerechtfertigt gewesen wäre. Demungeachtet war diese Lebensweise für mich überaus drückend, und ich fühlte mich in der That überselig, als ein schiitischer Lastthiertreiber aus Herât mir ein leicht bepacktes Maulthier in seiner sich nach Meschhed begebenden Karawane vermiethet hatte, in der Hoffnung, daß ich in letztgenannter Stadt ihn bezahlen werde.

Dieser Wanderzug nämlich von Herât nach Meschhed, obwohl nur zwölf Tage lang, war aber auch eine würdige Schlußscene meiner mit unsäglichen Strapazen und Leiden verbundenen Reise. Es war schon Anfangs November und auf dem Hochlande, welches Iran von Mittelasien trennt, schon alles steinfest gefroren. Wie ich es aushielt, mit meiner spärlichen Bekleidung bei mehreren Graden Kälte die Nacht im Freien zuzubringen, ohne den Körper durch warme Speise erwärmen zu können, erregt fürwahr nun meine eigene Verwunderung. Ich erinnere mich, eines Morgens die Fetzen meines Oberkleides fest an die Erde gefroren gefunden zu haben. Jemand hatte aus Muthwillen oder Nachlässigkeit die neben mir stehende Wasserkanne umgeworfen; und erst nachdem ich die Eisschollen vom Boden aufgerissen hatte, konnte ich mich vom Lager erheben. Die Afghanen, die neben mir in guten Pelzen eingewickelt lagen, lachten über meine Verlegenheit, und hatten, als ich gegen Mitternacht zähneklappernd um eine überflüssige Pferdedecke gebeten, dasselbe gethan. Brauche ich wohl zu sagen, daß der erste Schimmer der reich vergoldeten Kuppel auf der Moschee des Imam Riza in Meschhed gleich dem Strahlenmeere himmlischer Freuden mir entgegen lächelte?

Ja, meine damalige Gemüthsstimmung wäre eben so schwer zu beschreiben, als die Gefühle, in welchen ich mich während des Ausgangspunktes meiner abenteuerlichen Fahrt befunden hatte. Auf den langwierigen Märschen durch Chorasan, deren Länge der Perser mit dem nimmer enden wollenden Tratsch der alten Weiber vergleicht, wurde ich von diesen freudigen Gefühlen in die heiterste Gemüthsstimmung versetzt. Wie die Leser meiner Reisebücher wissen, ward ich durch die Güte des Statthalters von Chorasan vom Betteldерwisch in einen halb bemittelten orientalischen Reisenden verwandelt. Ich hatte gute Pferde für mich und meinen Begleiter, den Kungrater Oezbegen, der sich schon in Bochara mir angeschlossen. Ich hatte Waffen zu meiner Vertheidigung, obwohl solche gar nicht nöthig waren, und als ich Lieblingsarien bekannter Opern trillernd im schankelnden Gange meines Pferdes immer gegen Sonnenuntergang eilen konnte, da schwand die Erinnerung an die vergangenen Mühseligkeiten und Gefahren mit unglaublicher Schnelligkeit mir aus dem Sinne. Und ist es nicht merkwürdig, daß mit jedem Schritte der Annäherung ans heiß ersehnte Ziel auch die Freude über den glücklichen Ausgang meines jedenfalls gewagten Unternehmens sich zu vermindern anfing!

Endlich sichere Spuren von Ludwig Leichhardt aufgefunden.

Seit dem dritten April 1848 war unser Landsmann Leichhardt verschollen. Fast in jedem Jahre haben australische Reisende sich bemüht, Spuren von ihm aufzufinden und mehr als einmal glaubte man auf der richtigen Fährte zu sein. Aber Sicheres wurde nicht ermittelt und bis vor Kurzem waren wir über das Schicksal des kühnen Mannes und seiner Gefährten im Ungewissen geblieben.

Heute, am 1. Mai 1874, sind für uns alle Zweifel geschwunden; es wundert uns nur daß die Kunde, welche Hume mitgebracht hat, nicht durch den Telegraphen nach Europa übermittelt worden ist. Ferdinand von Hochstetter, Präsident der Wiener geographischen Gesellschaft, theilte derselben in der Sitzung vom 28. April mit, daß man nun über Leichhardt's Schicksal ins Klare gekommen sei; er berief sich auf „ein dem Herald übermitteltes Telegramm“; — wahrscheinlich ist der „Sydney Herald“ gemeint; — doch finden wir in der Notiz, welche die „Neue freie Presse“ vom 29. April giebt, kein Datum.

Der „Herald“ schreibt: „Andrew Hume, der 1872 von der Neusüdwales-Regierung zu Sydney ausgeschickt wurde, um die Spuren Leichhardt's aufzusuchen und wo möglich Ueberbleibsel von seiner letzten Expedition zu entdecken, kam im Februar dieses Jahres (— 1874 —) nach Brisbane (— der Hauptstadt von Queensland —) zurück. Er berichtet, daß er im Quellengebiete des Stewart Creek den Reisegefährten Leichhardt's, Classen, welcher bei der Expedition der Zweite im Commando war, noch lebend bei einem Trupp Australneger angetroffen habe. Ferner erzählt er, daß er einige Zeit mit Classen zusammen geblieben sei und daß ihm dieser in deutscher Sprache Einiges über das Schicksal der Expedition niedergeschrieben habe. Classen berichtet Folgendes: Während er sich entfernt hatte um Wasser aufzusuchen, sei unter den Begleitern Leichhardt's eine Meuterei ausgebrochen und diese hätten nach einem heftigen Streite mit ihrem Führer diesen verlassen. Als Classen zurückkam, habe er Leichhardt bewußtlos gefunden; die Meuterer hatten Zelte, Pferde und die gesammte Ausrüstung mit sich genommen. Am fünften Tage nach der Meuterei sei Leichhardt gestorben. Classen bemerkte, er könne den Punkt, an welchem Leichhardt's Ueberreste liegen, genau bezeichnen. Die Schwarzen erzählten, daß Leichhardt's Leute sich nach dem benachbarten Districte von Südaustralien durchschlagen wollten, sie seien aber auf dem Wege dorthin von den Eingeborenen erschlagen worden. Hume hat Leichhardt's Quadranten, seine Uhr und etwa 75 Seiten seiner Notizen mitgebracht.“ —

So lautet der Bericht, welchen Hochstetter aus dem „Herald“ mittheilte. Demnächst werden wir wohl Näheres erfahren und da die Australier keinen Humbug zu treiben pflegen, können wir Hume's Bericht bis auf Weiteres als wahr annehmen; wenn derselbe in der That Quadranten, Uhr und Tagebuchnotizen mitgebracht hat, schwinden alle Zweifel.

Die Australier sind stolz auf unsern Landsmann und es macht ihnen alle Ehre, daß sie seit einem Vierteljahrhundert unablässig bemüht gewesen sind zu ermitteln was aus Leich-

hardt geworden sei. Endlich haben diese Bemühungen Erfolg gehabt.

Ludwig Leichhardt war am 23. October 1813 in Trebetsch bei Beeskow in der Mark geboren; er studirte in Göttingen Sprachwissenschaft, später in Berlin Naturwissenschaften und im Jahr 1841 ging er nach Australien, wo er zunächst von Sydney und der Moretonbay in Queensland aus kleinere Wanderungen unternahm, um sich zu größeren vorzubereiten, die er in den Jahren 1844 bis 1846 machte. Das Tagebuch über diese ist im Jahr 1851 in Halle erschienen; als Sinnspruch trägt dasselbe aus Göthe's Iphigenie die Verse:

> Die Götter brauchen manchen guten Mann
> Zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde.

Und diese wahren Worte passen auch für ihn. Ganz richtig ist schon vor Jahren gesagt worden, daß dieser stramme Deutsche aus der Mark mit den geringsten Mitteln Großes geleistet habe. Nachdem er sich mit der Beschaffenheit Ostaustraliens bekannt gemacht hatte und auf seinen Streifzügen von Newcastle und Neusüdwales bis zur Widebay etwa 2500 englische Meilen zurückgelegt hatte, entschloß er sich, von Sydney aus mit eigenen Mitteln und mit Unterstützung seiner Freunde das Problem einer Ueberlandreise von der Ostküste bis nach Port Essington an der Nordküste, an der Coburghalbinsel, welche von der Harafurasee bespült wird, zu lösen. Ein solches Unternehmen galt damals in Australien für überaus gewagt und aussichtslos; selbst von den Kanzeln wurde wohlmeinend gepredigt, daß Leichhardt Gott nicht versuchen und sich nicht in die äußerste Lebensgefahr bringen möge durch ungeregelte Ruhmsucht; wer sein Unternehmen unterstütze, begünstige einen Selbstmord. Aber trotz alledem verließ Leichhardt am 13. August 1844 Sydney mit nur fünf Begleitern, und schiffte nach der Moretonbay, an welcher Brisbane, die Hauptstadt des heutigen Queensland, liegt, das damals noch einen Theil der Colonie Neusüdwales bildete. Dort schlossen sich noch vier Freiwillige ihm an, und die auf sieben Monate mit Lebensmitteln ausgerüstete Expedition trat zu Ende September ihre Wanderung in die unbekannte Wildniß an. Leichhardt hatte weiter nichts als einen Sextanten, einen künstlichen Horizont, einen Chronometer, einen Handcompas und Arrowsmith's Karte von Neuholland.

Auf seinem Zug in der unbekannten Einöde entdeckte er viele Flüsse, z. B. den Dawson, den Mackenzie, Burdekin und Mitchell, drang bis an den Carpentariabusen vor, erlitt dort einen Ueberfall von Seiten der Schwarzen, bei welchem einer seiner Gefährten, der Naturforscher Gilbert, sein Leben verlor. Aber nachdem er dreizehn Monate auf der Wanderung gewesen, hatte er sein Ziel erreicht; er war am 24. December 1845 in Port Essington.

Wir wollen hier bemerken, daß die Engländer damals auf diesen Punkt großen Werth legten. Der Hafen war um 1820 von Capitain King entdeckt worden und man hielt ihn für geeignet zu einer Niederlassung, weil er den Molukken nahe liege. Die Engländer nahmen dann 1824 die Nordküste zwischen 129° und 135° O. in Besitz und baueten an Port Essington ein Fort. Die Niederlassung wollte indeß, schon des ungesunden Klimas wegen, nicht gedeihen und im Jahr 1849 wurde sie aufgegeben.

Als Leichhardt nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren plötzlich und wohlbehalten wieder in Sydney anlangte, wurde er mit Begeisterung empfangen; man hatte ihn längst unter die Todten gerechnet. Die Australier wußten seine großartige Leistung vollkommen zu würdigen und sind ihm dankbar für dieselbe geblieben bis auf den heutigen Tag. „Der Deutsche Leichhardt is our pride," sagen sie.

Diese Anerkennung, der glückliche Erfolg und die Liebe zur Wissenschaft reizten ihn an zur Ausführung eines andern noch großartiger entworfenen Planes. Er wollte den Schleier lüften, welcher damals noch über dem größten Theile des australischen Festlandes lag. Was eben jetzt, unter bei weitem günstigeren Verhältnissen — denn es gab keine Telegraphenstationen, auf die ein Reisender hätte zurückfallen können, und die Schafweiden, die Runs der Squatters, reichten noch nicht ins Innere — was, sagen wir, jetzt eben Warburton geglückt ist, das wollte Leichhardt, aber in viel weiterer Ausdehnung, unternehmen. Für ihn handelte es sich darum, den ganzen Continent von Osten nach Westen, vom Großen bis zum Indischen Ocean zu durchziehen und in Westaustralien den Schwanfluß zu erreichen. Unterwegs wollte er die von Sturt entdeckte Wüste untersuchen, die Nordwest- und Westküste erforschen, an Flüssen, deren Mündung er finden würde, aufwärts gehen und insbesondere die Uebergänge der Vegetation und des Thierlebens von Osten nach Westen beobachten. Die Zeitdauer für dieses Unternehmen veranschlagte er auf etwa drittehalb Jahre.

Dasselbe wurde als ein „Unmögliches" betrachtet und diesmal war ihm das Glück von vornherein nicht so günstig, wie bei seiner frühern Expedition. Als er 1847 am Mackenzie angelangt war, rannten seine Ochsen fort und er mußte umkehren. Aber bald nachher, 1848, verließ er wieder die Moretonbay und schlug von den äußersten damaligen Niederlassungen im Nordwesten die Richtung nach den Fitzroy Downs, dem Abundanceberge und dem Hochplateau Mitchells ein. Als er etwa 300 Miles vorgedrungen war, mußte er abermals umkehren. Aber er dringt dann zum dritten Mal in die Wildniß; Briefe vom 3. April 1848 gelangen nach Sydney an seine Freunde und seitdem war er verschollen, bis wir jetzt durch Hume sein Schicksal erfahren. Auch er ist ein Opfer seiner Liebe zur Wissenschaft geworden, sein Name bleibt hochgeehrt für alle Zeiten.

Aus allen Erdtheilen.

Richard Brenner †.

Schon als wir vorliegende Nummer geschlossen hatten, erhielten wir die Trauerkunde, daß Richard Brenner, österreichischer Consul in Aden, am 22. März in Sansibar gestorben ist. Der „Globus" verliert an ihm einen treuen Mitarbeiter, die Wissenschaft und der Handelsverkehr einen strebsamen, mit praktischem Geiste begabten Mann, der in der Blüthe seiner Jahre stand.

Afrika hat also wieder ein Opfer aus Deutschland erfordert. Die Reihe derer, welche in diesem Augenblicke an uns vorüberziehen, ist lang; von Hornemann an, der im Jahre 1800, wir wissen nicht wie, verschollen ging. Röntjen, der 1809 den Versuch machte, von Marokko durch die Wüste nach Timbuktu vorzudringen, wurde ermordet; Burckhardt aus Basel starb 1817 in Kairo; Kummer 1816 am Rio Nobagge; Vogel, Naturforscher aus Bonn, am untern Niger im Anfange der vierziger Jahre; Hemperich und Liman aus Berlin 1820;

Overweg am Tsadsee 1852; Reitz in Abyssinien 1853; Schönlein in Liberia; von Reimans 1858 in Kairo; Albert Roscher wurde 1860 am Nyassasee ermordet; Eduard Vogel wurde in Waday ermordet. Dazu kommen dann noch Karl von der Decken mit seinen Begleitern im Somaliland und Kinzelbach. Dazu ist nun auch Brenner gekommen. Hoffen wir, daß unseren Landsleuten, die eben jetzt von der Congoküste ins Innere von Südafrika vordringen, ein günstigeres Geschick zu Theil werde.

Wissenschaftliche Expeditionen nach dem Amu Darja.

Man schreibt darüber der „Allgemeinen Zeitung" aus St. Petersburg vom 5. April Folgendes. Die von der geographischen Abtheilung der geographischen Gesellschaft organisirte wissenschaftliche Expedition an den Amu Darja soll St. Petersburg gegen Ende April verlassen, aber mit sehr ungenügendem Personal, da es bis jetzt nur gelungen ist, außer dem vom Staat aus Taschkend delegirten Topographen einen Meteorologen und einen Künstler für die Expedition zu gewinnen. Dagegen hat sie weder einen Physiologen, noch einen Ethnographen, noch einen Linguisten, noch endlich gar einen Astronomen zur Verfügung, so daß die gelehrte Welt auf die Expedition, welche die Naturforschergesellschaft in diesem Jahr eben dahin abzusenden beabsichtigt, größere Hoffnungen setzt. Ein hervorragender Gelehrter soll auch der geographischen Gesellschaft den Rath gegeben haben, wenigstens mit einem Theil ihrer Kräfte sich der letzten Expedition anzuschließen, der aus irgend einer unergründlichen Ursache ein größeres Feld für ihre Thätigkeit zugewiesen ist als der geographischen Gesellschaft, indem es der Expedition der Naturforschergesellschaft gestattet ist, auch das trockene Bett des Amu Darja von der Seite des Kaspischen Meeres zu erforschen, was der geographischen Expedition verwehrt wurde. Natürlich würde auch diese dasselbe Ziel erreichen können, wenn sie es zweckmäßig findet, dem Vorschlag ihres Mitglieds Gluchowski zu folgen, und aus den Streifereien der Kosackencommandos Nutzen zu ziehen, um das Terrain zwischen dem Aral- und Kaspischen See zu nivelliren, was ja von hervorragendem wissenschaftlichen und besonders geographischem Interesse ist, da die früheren Arbeiten von Sagoßkin und Duhamel nach dem Gutachten der Akademie der Wissenschaften unzuverlässig sind, und überdies das trockene Bett des Amu gar nicht berührten. Die Ausführung dieser Absicht scheint aber vorläufig ins Ungewisse vertagt zu sein, da man in dem Programm der nächsten Sitzung der physikalischen Abtheilung nichts davon findet. Die Expedition der geographischen Gesellschaft war diejenige betreffs deren am meisten an die große Glocke geschlagen wurde, und nun wird ihre Bedeutung factisch auf sehr geringen Maßstab zurückgeführt werden müssen. Es scheint deshalb auch im Schooße der geographischen Gesellschaft viel Unzufriedenheit und Bitterkeit zu herrschen, da sowohl der Präsident der geographischen Abtheilung dieser Gesellschaft, Baron Osten-Sacken, als auch der Secretair, Herr Wenjukow, zurückgetreten sind.

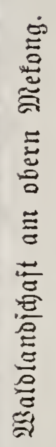
* * *

Das Vorstehende ist, wie bemerkt, am 5. April in St. Petersburg geschrieben worden und stand seit länger als einer Woche in unserer Druckerei bereit. Wir lesen nun, daß die Expedition allerdings einen großartigen Plan verfolgt und umfassend ausgerüstet wird. Die „Mail" vom 27. April und die „Allgemeine Zeitung" vom 29. April berichten ausführlich über die Verhandlungen der Petersburger geographischen Gesellschaft, in welcher am 22. April die endgültigen Bestimmungen getroffen und der Plan festgestellt wurde. Am 26. April sollte die Reise angetreten werden.

Vorstand ist der Großfürst Nikolai Konstantinowitsch, sein Gehülfe der Oberst Sstoletow und Secretair der Expedition Dr. Morew; im Ganzen betheiligen sich 25 Personen. Der Bestand und die Aufgabe der Expedition zerfallen in vier Sectionen: 1) Die geodätisch-topographische besteht aus sechs Topographen und einem Hydrographen, dem Capitain-Lieutenant Subow. Diese Section hat die Aufgabe, eine genaue Aufnahme des Amudeltas und des an den Fluß grenzenden Landstrichs, Nivellirung des Raumes zwischen dem Amu und Syr, Aufnahme und Vermessung der Zuflüsse des Amu und einige hydrologische Beobachtungen auszuführen. 2) Die meteorologische Section soll zwei meteorologische Stationen am Amu Darja errichten; die eine derselben, die Hauptstation, wird stündliche Beobachtungen aller meteorologischen Elemente, Bestimmungen des Profils des Amu Darja und Beobachtungen über die Schwankungen seines Niveaus und die Schnelligkeit seiner Strömung ausführen. Die zweite Station wird dieselben Beobachtungen ausführen, nur nicht stündlich. Diese Section besteht aus neun Personen: dem älteren Observator Dorond, seinem Gehülfen und sieben Observatoren. 3) Die ethnographisch-statistische Section; die Aufgabe derselben ist: Sammeln von Daten über Zahl und Zusammensetzung der Bevölkerung, Beschreibung des Familien- und des ökonomischen Lebens der Bewohner, Beschreibung und Darstellung der Typen, anthropologisch-medicinische Beobachtungen, Sammeln von Sagen und Handschriften, Bestimmung in historischen Quellen genannter Ortschaften, Erforschung der Ruinen &c. Die Section besteht aus fünf Personen: dem Obersten Sstoletow, dem Dr. Morew, dem Obersten Ssobolew, dem Künstler Karasin und dem Translateur Sartlanow. 4) Die naturhistorische Section wird geologische und botanisch-geographische Forschungen zur Bestimmung der Flora und Fauna der aral-kaspischen Niederung ausführen. Zu dieser Section gehören der Naturalist Sskworzow, der Botaniker Ssmirnow und der Geologe Barbotte de Marny. Außer diesen unmittelbaren Aufgaben wird die Expedition auch über das russische Territorium hinaus, im Chanat Bochara, am obern Laufe des Amu Darja Untersuchungen ausführen, wenn die politischen Verhältnisse in Mittelasien keine ernstlichen Hindernisse in den Weg legen. Ein kleiner Theil der Expeditionsmitglieder wird erst später St. Petersburg verlassen, und als Sammelpunkt ist die Stadt Kasalinsk bestimmt. Der englische Techniker R. Hull wird die Expedition als 26. Mitglied begleiten. Ich darf wohl nicht erst noch erwähnen, daß diese Expedition nicht zu verwechseln ist mit der Expedition, welche von der Naturforschergesellschaft ausgerüstet wird und später abgeht. In der geographischen Gesellschaft wurde außerdem noch zum Vortrag gebracht, daß der Kaiser durch Befehl vom 17. April 10,000 Rubel für eine zweite Expedition unter Leitung des Herrn Tilluh zur Zahlung aus dem Reichsschatz bewilligt hat, welche das Land zwischen dem Aral- und dem Kaspischen Meere nivelliren und die kürzeste Strecke zwischen beiden Meeren ermitteln soll. Eine dritte Expedition zur Untersuchung des Ustjurt, des Amudelta und des alten Oxuslaufes ist in Vorbereitung. General Glochowski hat dazu aus eigenen Mitteln 3000 Rubel ausgeworfen, und die übrigen Mittel zu beschaffen ist ebenfalls Aussicht. Die Führung dieser Expedition wird der Akademiker Middendorf übernehmen. Endlich wurde auch noch der Wunsch angeregt, daß die Karawane, welche durch eine Gesellschaft in Moskau, an deren Spitze Glochowski steht, über Persien, Kabul und Afghanistan ausgerüstet wird und die in vierzehn Tagen abgehen soll, von einer wissenschaftlichen Autorität begleitet werden möge, und dazu wurde der durch sein Buch über Amerika wohlbekannte Herr Ogorodtschikow, Mitglied der geographischen Gesellschaft, gewonnen. Auch nach Ceylon und Birma wird sich ein Mitglied der Gesellschaft, Herr Minajew, zu ethnologischen und culturhistorischen Studien begeben.

Die Eisberge im Atlantischen Ocean.

Bei uns in Deutschland hatten wir in der dritten Woche des April das herrlichste Frühlingswetter und wahre Sommerwärme, denn der erste Schub des Polareises war bereits vorüber; dann ist wieder kaltes Wetter, theilweise mit leichtem Schneegestöber, eingetreten. Wir erfahren nun durch Schiffsberichte, daß die Eisfelder und Eisberge aus dem arktischen



Waldlandschaft am obern Mekong.

Ocean in diesem Jahre sich ganz außergewöhnlich früh nach Süden hin in Bewegung gesetzt haben. Schon am 1. März bemerkte man von St. Johns aus, daß mächtige Eisfelder nach den Neufundlandbänken zu trieben. Der Cunard-Dampfer „Calabria" kam am 7. März unter 43° N. und 50° W. an großen Schollenmassen vorüber, ebenso der deutsche Dampfer „Frisia" etwa 100 Seemeilen von diesem Punkte entfernt an demselben Tage. Schon am 28. Februar war der Dampfer „Idaho" auf 48° N. und 48° W. von solchen Flarden völlig umschlossen worden; er mußte zwei Stunden lang seine Maschine stoppen. Wir wissen, daß gelegentlich an den Küsten Grönlands sich ganz ungeheuere Massen von Eis anhäufen, die unter Umständen schon sehr früh im Jahre in Bewegung gerathen und nach Süden treiben. Das ist z. B. 1860 von Mac Clintock beobachtet worden, und damals war diese Anhäufung ungleich größer als in jedem der sechsunddreißig vorhergegangenen Winter. Es scheint als ob in diesem Jahre das im hohen Norden ungewöhnlich milde Wetter auf die Eismassen eingewirkt habe; sie sind aufgegangen und von den raschen Polarströmungen durch die Davisstraße und an der Labradorküste hin getrieben worden und haben den Nordrand des warmen Golfstromwassers erreicht.

Dieses so frühe, ganz plötzliche Hereinbrechen dieser Eisinseln in die dunstgeschwängerte Region der warmen atlantischen Strömung erklärt vielleicht den überaus furchtbaren Orkan vom 27. Februar, in welchem eine große Anzahl von Schiffen verloren ging. Man nimmt an, daß die antarktischen Eisberge, welche durch den Gürtel warmen Wassers im Osten von Cap Horn dringen, Ursache der heftigen Orkane in den höheren südlichen Breiten seien. Wenn nun ungeheuere Eismassen, welche auf weiten Strecken ihren borealen Einfluß üben, nämlich die Luft kälter machen, südöstlich von Neufundland mit den warmen Luft- und Wasserströmungen in Berührung kommen, dann findet eben dadurch eine rasche und sehr starke Verdichtung der Dünste statt, und die Folgen davon sind ein Fallen des Barometers und allemal auch Orkane. Ebenso erklären sich daraus die Schneestürme, von welchen die Schiffer berichteten.

Mac Clintock schildert ein „gefrorenes Ungeheuer", das etwa 250 Fuß hoch war und in der Baffinsbay auf dem 500 Fuß tiefen Meeresgrunde festlag. Viele Schiffe sind auf ihrer Fahrt an Hunderten von kleineren Eisbergen vorübergekommen, und es gehört eine ganz ungemeine Menge von Wärme dazu, um sie zu zerschmelzen und diese erforderliche Wärme wird der umgebenden Luft und dem Wasser entzogen, die Temperatur folglich auch niedriger.

* * *

— Oberst Gordon, welcher dem chinesischen Kaiser im Kriege gegen die Taïpingrebellen als Condottiere diente und der nun als Pascha Baker's Nachfolger in die Dienste des Chedive von Aegypten getreten ist, war Ende Februars in Suakin an der Westseite des Rothen Meeres. (Dieser Hafen liegt nicht, wie deutsche Blätter drucken, am obern Nil!!) Er wollte von dort nach Berber am obern Nil den Karawanenweg nehmen, um hier seine Streitkräfte zum Zuge in die wilden Landschaften zu organisiren. Es heißt, der Bahr el Dschebel sei jetzt von Chartum bis Gondokoro ohne Schwierigkeit zu befahren. Man hat gewiß guten Grund, nichts darüber verlauten zu lassen, wie es im Lande der Bari und überhaupt in der Region vom 5° N. bis gegen den Aequator hin aussieht, wo Baker Alles in Verwirrung gebracht hatte. Was Gordon eigentlich dort soll und will, wird erst später ganz klar werden. Er ist, gleich Baker, ein unternehmender und energischer Mann, der vom Chedive fast unumschränkte Vollmacht hat. —

Die neuesten Nachrichten aus Kairo melden, daß Gordon am 13. März in Chartum eingetroffen sei, von wo er nilaufwärts nach Gondokoro abfahren wollte; er hoffte diesen Punkt am 8. oder 9. April zu erreichen. Das Personal seiner Expedition hatte nebst den für ihn bestimmten Vorräthen Suez verlassen und sollte über Suakin ihm folgen. Zu jenem gehören: Major Campbell, Offizier in ägyptischem Dienste; Linant, Sohn des bekannten Ingenieurs Linant Bey; der Italiener Romulus Gessi als Dolmetscher; der Ingenieur Kemp; J. F. Russell und Anson als Attachés; sodann als Naturforscher die Herren Wilt und Bohndorf. — Von Gondokoro will Gordon dann weiter südlich vordringen und das in Baker's Berichten so häufig genannte Fatiko zu seinem Hauptquartiere machen. Von da bis zum Victoria-Nyanza-See gedenkt er eine strategische Linie von 4 oder 5 Forts herzustellen, in welche er „die in Gondokoro zu befreienden 15,000 Sklaven als Besatzung zu vertheilen gedenkt." Der Sinn dieser Worte ist uns nicht recht klar. Hinzugefügt wird, es sei seine Absicht, gegen das Reich Unyoro zu operiren.

— Die Volksmenge von London betrug zu Anfang des laufenden Jahres 3,356,073 Köpfe. Die Stadt bedeckt einen Flächenraum von 122 englischen Geviertmeilen und erstreckt sich der Themse entlang von Fulham bis Woolwich, erreicht im Norden den Hügel von Hamstead Heath und dehnt sich im Süden bis Norwood aus. Die Themse ist von 17 Brücken überspannt. Auf das Jahr 1873 entfielen 121,000 Geburten, etwa 2285 in der Woche, und nur 14,466 Sterbefälle, also 839 in der Woche.

— Im peruanischen Departement Huaylas sind sehr ergiebige Kohlenlager aufgefunden worden; man findet sie 18 Fuß mächtig und die Kohle ist schönster Anthracit. Sie sind sofort in Abbau genommen worden und die Verfrachtung ist bequem, da die Gruben an der im Bau begriffenen Bahn von Chambote nach Huaraz liegen. An der südamerikanischen Westküste war man bisher vorzugsweise auf chilenische und englische Kohlen angewiesen.

Eine Waldlandschaft am obern Mekong.

Wir haben die Reihe von Schilderungen, welche der „Globus" seit einigen Jahren über Lagree's und Garnier's Expedition mitgetheilt, im laufenden Bande unserer Zeitschrift (Nr. 7 bis 10) zum Abschlusse gebracht. Unsere Leser werden sich erinnern, wie enthusiastisch die Reisenden häufig die Pracht und Ueppigkeit der Wälder im Gebiete des großen Stromes gepriesen haben und wie oft sie ihr Erstaunen über die saftige Fülle der tropischen Vegetation äußerten. Allerdings können sich diese hinterasiatischen Urwälder vollkommen mit den vielgepriesenen Brasiliens messen, gewiß verlieren sie nichts bei einem Vergleiche und der indische Tiger ist gewaltiger als die südamerikanischen Unzen. Die Illustration, welche wir heute als Nebenstück zu früheren Landschaftsbildern bringen, giebt uns eine Anschauung eines Waldes in der Gegend zwischen Nong Kay und Pak Lay am obern Mekong, nach einer an Ort und Stelle von Delaporte entworfenen Zeichnung. Wir sehen den Europäer in Begleitung einiger Laosleute tief im Innern des Waldes auf der Jagd nach einem Tiger. (S. S. 335.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

Aus Richard Brenner's Leben.

Richard Brenner aus Merseburg ist in der Fülle seiner Manneskraft viel zu früh auch für die Wissenschaft gestorben, welcher er große Dienste geleistet. Zum Forschungsreisenden war er wie geschaffen; sein kräftiger Körper achtete keiner Beschwerden, seine Gesundheit war fest und trotzte dem afrikanischen Fieber; dabei hatte er einen frischen und freien Sinn, er hatte Muth in der Brust, er war ein Mann von fester Entschlossenheit; sein praktischer Sinn hat ihn nie im Stiche gelassen und dazu war er ein scharfer Beobachter.

Baron Karl Klaus von der Decken war in der Mitte des Jahres 1860 in Sansibar angekommen, um von dort aus Reisen ins Innere von Ostafrika zu unternehmen. Zunächst hatte er die Erforschung des Nyassasees ins Auge gefaßt und drang von Kiloa (Kilwa) aus eine Strecke weit landeinwärts vor. Er litt am Fieber und ging nach Sansibar zurück. Am 22. Februar 1861 fuhr er nach Norden und machte, gemeinschaftlich mit dem Engländer Thornton, seine erste Reise nach dem Dschaggalande, wo er am 14. Juli den Kilimandscharo sah, den er bis zu einer Höhe von 8000 Fuß bestieg; am 6. October war er wieder an der Küste und am 8. November in Sansibar zurück. Er besuchte von dort aus das der Insel gegenüberliegende Gestade des Festlandes und war im Februar und März an der Westküste von Madagaskar. Im Juli 1862 traf Otto Kersten aus Altenburg in Sansibar ein; mit ihm trat von der Decken seine zweite Reise nach Dschagga am 9. August an. Am 23. October lagerten sie am Jipesee, betraten am 22. November das Dschaggareich Kilena und erreichten am 29. November auf dem Kilimandscharo die Höhe von 14,000 Fuß. Es war nun festgestellt, daß derselbe ein Schneeberg sei. Am vorletzten Tage des Jahres waren sie wieder in Sansibar.

Von dort wurden vom April an Ausflüge nach der französischen Insel Réunion und nach den Seychellen unternommen, im Herbste wieder nach der Nordküste; Kersten war im März auf Nossi be und im April auf der Küste von Madagaskar; er fuhr dann nach den Komoroinseln, besuchte die ostafrikanische Küste nördlich von der Mündung des Rovuma und blieb vom 4. Juli 1864 bis zum 26. Februar 1865 in Sansibar; dann fuhr er nach Europa zurück.

Baron von der Decken war inzwischen in Europa gewesen, um Vorbereitungen zu einer neuen Expedition zu treffen; dieselbe sollte die Region der südlichen Galla und der Somali erforschen, in welche man auf Flußwegen eindringen wollte. Am 1. September 1864 war er wieder in Sansibar; am 30. November trafen dort mit einer deutschen Bark seine neuen Reisegefährten ein. Während der Aufbau des in Hamburg gezimmerten Dampfers „Welf“ stattfand, unternahm von der Decken mit Brenner und Dr. Link im Februar Ausflüge der Nordküste entlang; sie entdeckten die Mündung des Osiflusses.

Im Juni war der „Welf“ zur Abfahrt nach Norden hin bereit. Man untersuchte den Tulafluß und den Dschambafluß; am 8. Juli brach die Cholera auf dem Schiff aus, das von vornherein wie zum Unglück prädestinirt zu sein schien;

von der Decken erkrankte am Fieber; am 25. Juli trieb bei Kismaio (Cap Bissel) der „Welf“ auf den Strand, wurde mit großer Mühe wieder frei gemacht und mußte ausgebessert werden, so daß er am 29. Juli die Barre des Djubaflusses passiren konnte. Leider ging das kleine flache Dampfboot, welches zum Befahren ganz seichter Gewässer dienen sollte, verloren und dabei ertrank der Maschinist Hitzmann. Am 15. August trat dann der „Welf“ von der etwas oberhalb der Mündung liegenden Ortschaft Jumbo die Bergfahrt auf dem Juba an und erreichte am 19. September 1865 die vielgenannte Stadt Bardera. Die Schicksale, von welchen dort die Expedition betroffen wurde, zeigen, was Richard Brenner geleistet hat, und es ist sein Verdienst, daß nicht alle Europäer derselben von den Wilden niedergemacht wurden *).

Diese Somalistadt Bardera liegt auf dem linken Ufer des Djuba; etwas weiter unterhalb auf der andern Seite steht das Dorf Lala, dessen Bewohner mit ihren Nachbaren nicht selten in Fehde liegen. Die Stadt wird von Somali verschiedener Stämme bewohnt, ist eine Art von Republik und bildet mit mehreren Ortschaften der Umgegend einen Gemeindeverband, dessen Präsident der Scheich Mohammed Aden Kero war. Zu beiden Seiten des Djuba hausen die Kablaka-Somali, unbändige Beduinen, welche unter Beihülfe von nicht minder gefürchteten Borani Galla das Lager der Deutschen an den Katarakten oberhalb Barderas überfielen.

Wir geben hier eine Ansicht dieser Stadt, die nach einer Zeichnung Brenner's geschnitten worden ist; wir verdanken sie der Güte des Herrn Dr. Otto Kersten. Bardera liegt auf einer etwa 30 bis 40 Fuß hohen Bodenerhebung, welche, wie unsere Illustration zeigt, nach dem Flusse ziemlich steil abfällt und nach Osten hin allmälig in die weite Ebene des Somalilandes verläuft. Auf der Landseite ist sie von einer 15 Fuß hohen, halbkreisförmigen Mauer umzogen, die einen Umfang von etwa einer halben Wegstunde hat; vor ihr läuft ein Graben hin. Diese Befestigung ist jetzt ziemlich verfallen; die geschmackvolle Bauart des auf der Landseite gelegenen Thores läßt auf einen arabischen Baumeister schließen; es hatte keine Thür mehr und wurde in der Nacht durch vorgelegtes Dornengestrüpp gesperrt. Die etwa 120 bis 130 Hütten, aus welchen die Stadt bestand, nehmen kaum den achten Theil des von der Mauer umschlossenen Platzes ein, dessen übriger Raum mit Ruinen und verwildertem Gebüsch bedeckt ist, über welches Palmen sich erheben. Ein fanatischer Scheich zerstörte die Ortschaft 1843 von Grund aus, erschlug die Männer und führte Frauen und Kinder fort. Erst wenige Jahre vor der Ankunft von der Decken's hatten sich wieder Ansiedler eingefunden.

Brenner vergleicht die bienenkorbähnlichen Häuser den zeitweiligen Wohnungen, welche unsere Kohlenbrenner im Wald errichten. Beim Bau zeichnet man einen Kreis, befestigt auf demselben sechs Baumstämme in der Erde, deren Spitzen sich oben kreuzen und hat so ein kegelförmiges Gerippe. Der Bau wird durch einige Stangen vervollständigt; Dichtigkeit erzielt man dadurch, daß man ihn mit schlanken Zweigen durchflicht und eine Wand herstellt, die inwendig bis zu etwa 5 Fuß Höhe mit Lehm bekleidet wird; der obere Theil ist mit Gras gedeckt. Im Innern wird ein kleiner Raum vermittelst einer aus Fellen oder Matten bestehenden Wand abgeschlossen. Fensteröffnungen kennt man nicht, die nur etwa vier Fuß hohe Thür ist sehr schmal; die Hütte ist mit einem Zaun umschlossen und bildet ein abgeschlossenes Gehöft. In einem Winkel der Stadt befinden sich einige baufällige Lehm- und Steinhäuser, darunter die Wohnung des Emir, den man wohl auch als Sultan bezeichnet.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, eine Schilderung der Somali zu geben, wir haben es nur mit den persönlichen Erlebnissen der Reisenden zu thun. Brenner fand bei den Leuten von Bardera ein finsteres, verschlossenes Wesen; er schreibt ihnen einen verbissenen, fanatischen Charakter zu.

Am 19. September 1865 war Baron von der Decken in Bardera. Er gerieth dort mit dem Scheich in Streit, weil derselbe sich weigerte, ihm Lebensmittel in genügender Menge zu verkaufen. In den nächsten Tagen erhielt er zwar Ochsen und Schafe, auch Getreide, Hühner und Eier ließ man ihm ab, so daß er auf etwa 11 Tage Vorräthe hatte. Aber die Stimmung des Scheichs gegen den Europäer wurde noch unfreundlicher, weil dieser an ihm vorüber ging, ohne ihn zu beachten und einem andern Scheich, Namens Ameio, erklärte, daß er mit jenem nichts mehr zu thun haben wolle.

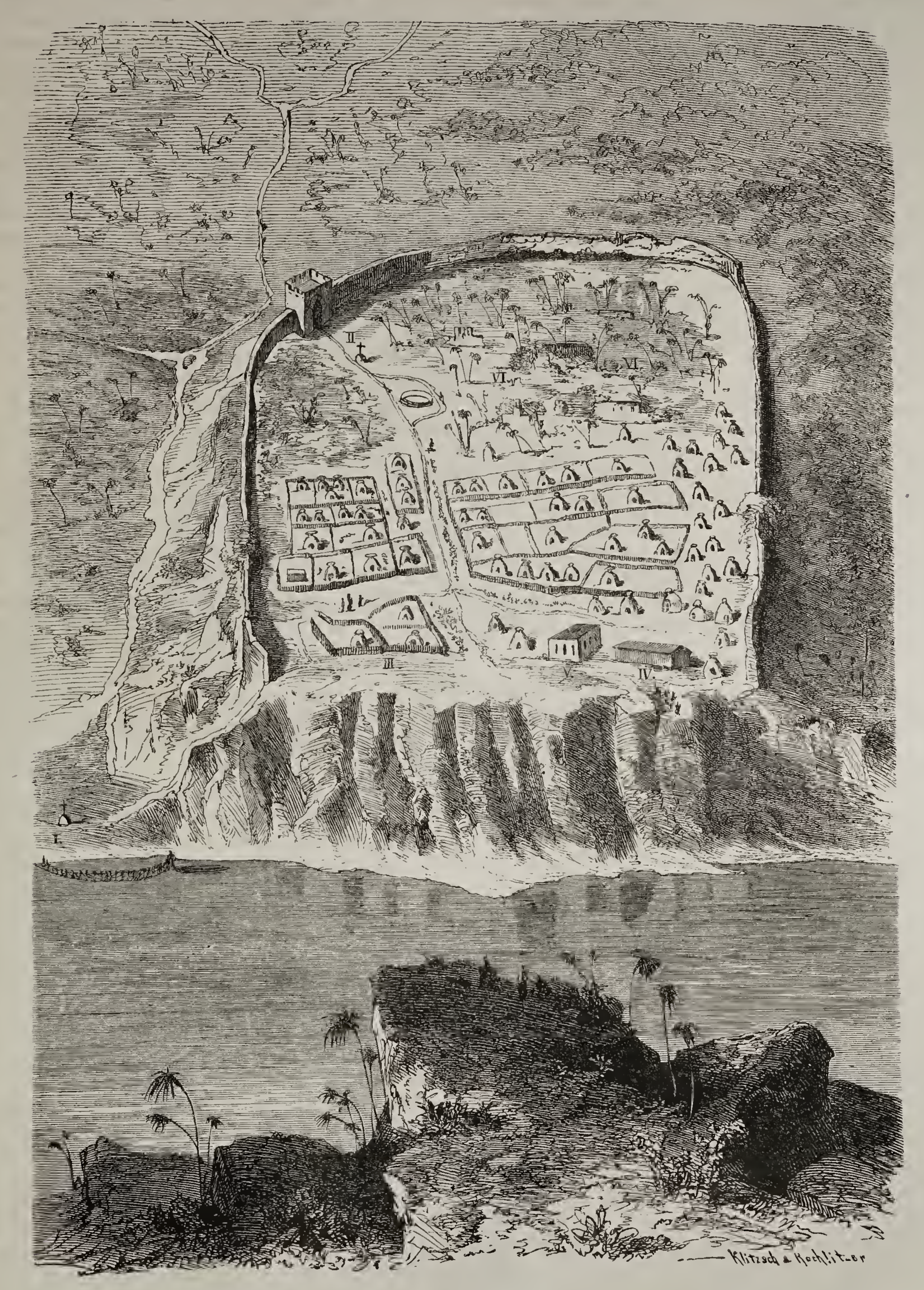
Am 25. September fuhr der Dampfer Welf von Bardera stromauf bis zu dem sogenannten Wasserfalle, der eigentlich nur eine Stromschnelle ist. Der „Welf“ hatte 3 Fuß Tiefgang und konnte nicht hinüber; der Plan, zu Wasser bis nach der weiter landeinwärts liegenden Handelsstadt Ganane vorzudringen, mußte also aufgegeben werden, denn ein Versuch, die Stromschnelle zu überwinden, schlug fehl; der „Welf“ rannte, wie schon oftmals vorher, stark auf, bekam aber dieses Mal einen vierfachen Leck, saß auf großen, spitzigen Steinen fest und wie angenagelt; er füllte sich mit Wasser. Man schaffte die Güter und Vorräthe in aller Eile ans Ufer, wo man fünf Zelte aufschlug. Seltsamer Weise glaubte man sich sicher und ergriff zur Bewachung keine besonderen Vorsichtsmaßregeln. Herr von der Decken fuhr dann vom Wrack in seinem Boote nach Bardera zurück; mit ihm ging Dr. Link; Brenner blieb zurück, um das Wrack, die Vorräthe und die Leute zu überwachen. Der Baron wollte möglichst bald Lebensmittel und einen Brief über das weitere Verhalten der Expedition schicken. Seine letzten Worte an Brenner waren: „Leben Sie wohl, ich denke, in vierzehn Tagen sehen wir uns wieder.“

Am 1. October 1865, einem Sonntage, lagen die Europäer um 1 Uhr im Schatten der Zelte und im Gebüsch. Plötzlich bemerkte man am andern Ufer eine Menge Eingeborener; sie riefen, daß man ihnen ein Boot hinüber senden möge. Capitain von Schickh ließ ein solches nach der Sandbank fahren mit dem Befehle, nicht mehr als sechs Somali einzunehmen. Die Wilden aber fielen sofort über dasselbe her und die überrumpelte Mannschaft mußte sich durch Schwimmen retten. Zu gleicher Zeit ertönte ein Hornsignal aus der Schaar der Somali und nun stürzten am linken Ufer zwanzig bis dreißig Krieger mit geschwungenen Lanzen zwischen Zelten und Büschen her lautlos in das Lager. Der Feuerwerker Deppe rief zu den Waffen; aber die am Strande Befindlichen (Maler Trenn aus Görlitz, Herr von Schickh aus Wien, Tischler Bringmann vom Harze und Maschinenmeister Kanter aus Wien) waren durch den plötzlichen Ueberfall von ihren Waffen abgeschnit-

*) Die Expeditionen von der Decken's sind von Dr. Otto Kersten (jetzt Kanzler des deutschen Generalconsulates in Jerusalem) in geradezu vortrefflicher Weise und mit erquickender Pietät geschildert worden („Baron C. C. von der Decken's Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859 bis 1861 und 1862 bis 1865 ꝛc. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 2 Bände. 1869 und 1871). Das Buch ist eine wahre Fundgrube für die Länder- und Völkerkunde und mit Recht bezeichnet A. Petermann in der Vorrede zum ersten Bande das Werk als ein ausgezeichnetes, in jeder Beziehung gründlich und sorgfältig gearbeitetes. Demselben sind prächtige Karten von Bruno Hassenstein und viele saubere genaue Illustrationen beigegeben. Dr. Kersten war so freundlich uns für den „Globus“ eine Anzahl derselben zur Verfügung zu stellen und wir haben dieselben in früheren Bänden mit Dank benutzt.

ten. Theiß (aus Oldenburg; Koch und guter Jäger) und Deppe konnten jeder noch schnell einen Karabiner ergreifen.

Der einzige, welcher einen wirksamen Hinterlader und genügenden Schießbedarf zur Hand hatte, war Brenner. Aber noch bevor er Zeit gefunden hatte sich zu erheben, war das fliehende Getümmel der zur Expedition gehörenden Neger schon an ihm vorüber. Hinter ihnen her rannten, „Furien gleich", mit fliegendem Haar und hochgeschwungenen Speeren, die dunkelen Gestalten der Somali über den offenen Platz. Brenner sagt, daß er weder Furcht noch Muth gefühlt habe, aber ein deutliches Bewußtsein, daß es nun zum Sterben gehe, habe ihn allerdings durchzuckt. Mit seiner Linken packte er die mit Posten geladene Doppelflinte, mit der Rechten that er einen Griff in die neben ihm stehende Munitions-



Bardera.

I. Stelle, wo v. d. Decken ermordet wurde. — II. Platz der Ermordung Dr. Linck's. — III. Wohnung der beiden. — IV. Wohnung des Sultans Hadschi Ali ben Kero. — V. Moschee. — VI. Ruinen der alten Stadt.

kiste, nahm zwei Patronen zwischen die Zähne und schob die übrigen unter das offenstehende Hemd. Dann sprang er mit mächtigen Sätzen ins Freie und überflog mit einem Blicke die einzelnen plündernden und mordenden Gruppen. Er sah, daß Kanter, der seine zwei Schüsse bereits abgegeben hatte, anscheinend schwer verwundet nach dem Flusse zu floh. Fast gleichzeitig taumelte Trenn kaum zehn Schritte von ihm entfernt vorüber; er hielt die Hände weit vorgestreckt und wollte den Speer, welchen ein Somali über ihm schwang, von sich abwehren; aber das Eisen senkte sich in die Brust des Wehrlosen. Er stürzte zusammen, blieb liegen und rührte sich nicht mehr.

Brenner wurde „von Wuth ergriffen". Sein erster Schuß streckte den Somali nieder, der sofort neben Trenn zu Boden fiel. Der Schuß aber lenkte die Aufmerksamkeit der Angreifer nun auf den Schützen. Einer schleuderte seinen Speer gegen ihn, glücklicher Weise zu hoch; ein anderer zog eben die Sehne seines Bogens straff; doch Brenner traf ihn tödtlich und der vergiftete Pfeil lag nun machtlos am Boden. Inzwischen waren auch Deppe und Theiß zum Schusse gekommen, aber was konnten sie mit Percussionsgewehren ausrichten, bei denen das Laden so viele kostbare Zeit in Anspruch nahm? Hätte nicht Brenner eine so herrliche Waffe gehabt, welche ihn in den Stand setzte, fast ununterbrochen zu feuern, so wären sie alle verloren gewesen. Mit größter Hast schob er Patrone nach Patrone in den abgeschossenen Lauf, und feuerte zuletzt in kurzen Zwischenräumen noch sechs bis sieben Mal. Sein dritter Schuß traf denjenigen Somali, von welchem Kanter ermordet worden war. Ein älterer Mann mit geschorenem Haupte, anscheinend ein Häuptling, erhielt in nächster Nähe aus freier Hand eine Ladung; für regelrechtes Zielen war keine Zeit; einem andern Anführer, welcher mit dem Säbel vordrang, schoß Theiß eine Kugel in die Brust. So war noch Mancher gefallen, und dann zogen sich die Angreifer, wie das fast alle Halbwilden unter ähnlichen Umständen thun, einer nach dem andern zurück.

Das ganze Blutbad hatte nicht volle zehn Minuten gedauert. Nun standen die Uebriggebliebenen, fünf Europäer und zwei Neger, am offenen Ufer. Sie hatten unter den Angreifenden auch Leute aus Bardera erkannt; was war in dieser Stadt aus Karl von Decken und Dr. Link geworden? Und was stand ihnen selbst noch bevor? Sie mußten doch annehmen, daß ein zweiter Ueberfall wahrscheinlich sei. Ihres Bleibens war an einer solchen Stelle und unter solcher Umständen nicht länger; sie mußten sich um jeden Preis das große Boot verschaffen, das, wie oben bemerkt, an der Sandbank lag, aber von sechs Somali besetzt war. Dorthin sandte Brenner einen wohlgezielten Büchsenschuß; fünf der so bedroheten Feinde entflohen, der eine aber legte sich flach auf den Boden des Bootes, welches langsam stromab trieb, aber bald am linken Ufer hängen blieb.

Das letzte Mittel zur Rettung war nun noch die Jolle, welche am Dampfer angebunden war. Brenner, ein vorzüglicher Schwimmer, entschloß sich, sie zu holen, trotz aller Gefahren des Wassers und obschon er nicht wissen konnte, ob das Schiffchen bereits vom Feinde besetzt worden sei. Mit Hülfe eines Negers, der ihm nachschwamm, brachte er die Jolle nach dem rechten Ufer, wo die Anderen sofort einstiegen. Sie ruderten dann nach dem wieder von den Somali besetzten großen Boote, vertrieben dieselben durch einige Schüsse und bestiegen es, als eben die überladene Jolle unter ihnen sank. Dann legten sie sich mit dem Boote quer vor den Lagerplatz und deckten Brenner, welcher mit den Negern ausstieg, um Munition zu holen, mit schußfertigem Gewehr. Auf dem Rückwege von den Zelten sah sich Brenner noch die gefallenen Kameraden an; Trenn's Antlitz war wachsbleich; es war längst jede Lebensspur aus ihm gewichen; Kanter lag dem Flußufer näher, mit dem Angesicht auf der Erde; er hatte eine große, klaffende Wunde im Rücken.

Man stelle sich die Lage dieser fünf Europäer vor, die von blut- und beutegierigen Wilden umringt waren. Das Lager konnten sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht länger halten. Die flüchtigen Neger, von denen zwei verwundet waren, hatten sich wieder eingefunden und es waren ihrer nun acht an der Zahl. Das Wrack des Dampfers wurde von dem höher liegenden Ufer aus völlig beherrscht; es mußte preisgegeben werden. In Bardera zu landen durften sie nicht wagen; dort wären sie ihres Lebens nicht sicher gewesen, denn es waren ja durch ihre Kugeln Somali aus dieser Stadt gefallen.

Also beschloß man, noch vor Einbruch der Nacht die Fahrt stromab anzutreten. In aller Eile holte man vom „Welf" die Papiere, Gelder und Werthsachen von der Decken's, Waffen, Munition und Lebensmittel; alle überflüssigen Waffen wurden ins Wasser geworfen. So trieben sie, während immer zwei Mann ruderten, stromab, von 5 Uhr Nachmittags an. Um 9 Uhr Abends befanden sie sich bei prächtigem Vollmondschein in der Nähe von Bardera, das wie ausgestorben schien; kein Laut war zu hören.

Und in solcher Weise fuhren die Leidensgefährten Tag und Nacht einhundert und fünf Stunden ununterbrochen den Djuba abwärts. Nur ein Mal, am 5. October, rasteten sie auf einer Sandbank um einige Enten zu braten. An allen Ortschaften ruderten sie so rasch vorüber, daß sie schon weit fort waren, wenn die Leute sich am Ufer versammelten. In vollen fünf Tagen konnten die dreizehn Mann in dem engen Boote sich nicht einmal ausstrecken; sie mußten ihre Nahrung zumeist in ungekochtem Zustande und zuletzt gar nur rohes Getreide genießen.

Sie alle athmeten endlich wieder leicht auf, als sie unweit der Mündung des Djuba am rechten Ufer endlich festen Boden unter den Füßen hatten. Was an Sachen sich nicht mitschaffen ließ wurde in dem Boote versenkt, denn es war unmöglich mit diesem Fahrzeug über die Barre ins Meer zu fahren. Sie mußten am 6. October versuchen, das südlich gelegene Cap Bissel auf einer Fußwanderung zu erreichen und auf dieser kamen sie bald durch Dornengestrüpp und über Korallenzacken, bald auch über losen Sand, in welchen sie bei jedem Tritt bis über die Knöchel einsanken. Auf dem ganzen Wege fanden sie nur drei Mal Wasser bis zu der nördlich von diesem Cap liegenden Lagune. Hier lagerten sie sich, um die Ebbe abzuwarten. Man wird es ihnen gern glauben, daß sie sich völlig erschöpft fühlten durch sechstägigen Mangel an Schlaf und in Folge der gespannten Aufregung. Was war aus von der Decken und Link geworden, und was sollte aus ihnen selbst, die von allen Hülfsmitteln entblößt waren, an diesem wilden Strande werden?

Es traf sich daß in einer Bucht ein kleines Mtepe (ein Schiff an welchem sich kein Stück Eisen befindet, sondern dessen Planken durch Kokosfaserstricke an einander befestigt sind) vor Anker lag; dieses nahm sie auf und brachte sie am 16. October nach der Insel Lamu, welche dem Sultan von Sansibar unterworfen ist. Bei dem Agenten eines französischen Handelshauses fanden sie freundliche Aufnahme; sie konnten sich mit Kaffee, Milch und Brot, was sie so lange entbehrt hatten, erquicken; noch mehr, sie fanden auch Briefe aus Europa vor und ein Fahrzeug mit Mannschaft und allerlei Sachen für die Expedition, welche der hamburgische Consul in Sansibar auf Decken's Wunsch abgeschickt hatte, und das eben erst in Lamu eingelaufen war. Sie



Suaheli in Sansibar.

berührten dann Mombas und landeten am 24. October früh in Sansibar, wo man ihnen begreiflicherweise die größte Theilnahme bezeugte.

Aber die Europäer gönnten sich noch keine Ruhe; sie wollten wissen was aus von der Decken und Link geworden sei. Schon am 29. October, nachdem sie einigermaßen sich erholt, fuhren Brenner, Schickh, Deppe und Theiß mit einem Küstenfahrzeuge wieder nach Norden, um genaue Erkundigungen einzuziehen, und besuchten abermals Lamu, wo sie am 14. November erfuhren, daß beide Verschollenen in Bardera ermordet worden seien. Sie segelten dann nach Sansibar zurück, wo sie am 13. December das deutsche Fahrzeug Canton bestiegen. Am 4. April 1866 landeten sie glücklich in Hamburg.

Der „Welf“ war, wie schon bemerkt, am 26. September an den Stromschnellen des Djuba festgefahren ohne



Sklavin am Hofe in Sansibar. Sklavin in Sansibar.

wieder loskommen zu können. Die Expedition schlug das Lager am rechten Ufer auf. Am 28. fuhren von der Decken und Link im Gig nach Bardera zurück, um Lebensmittel zu beschaffen und die Weiterreise vorzubereiten. Am 30. kommt dem Baron zu Ohren, daß ein Ueberfall beabsichtigt werde; er macht sich sofort mit vier Negern und Dr. Link auf den Weg nach den Stromschnellen, kehrt aber halbwegs nach Bardera um, während Link mit dem Diener Soliman weiter geht; dieser kommt gegen Abend an die Stromschnellen, und findet Lager und Schiff von den Europäern verlassen, die ja schon am Abend vorher stromab geschifft waren. Decken war am 1. October Abends wieder in Bardera; am 2. October kommen die beim Ueberfallen des Lagers betheiligten Somali zurück; Abends um 6 Uhr wird er ermordet; man gab ihm zwei Lanzenstiche in die Brust, entkleidete ihn und warf ihn in den Fluß. Am 4. October ward auch der nun gleichfalls nach Bardera zurückgekommene Dr. Link ermordet und in den Djuba geworfen.

So viel wurde anfangs über diesen tragischen Vorfall in Erfahrung gebracht. Aber nicht bloß den Ueberlebenden kam es darauf an, nähere Kunde über die einzelnen Umstände zu erhalten, sondern auch der Mutter und dem Bruder des Baron von der Decken. Auch jetzt finden wir Brenner wieder frisch auf dem Plan. Der bekannte Italiener Miani (nun auch ein Opfer Afrikas) entwarf den Plan, mit einem bewaffneten Geleite bis nach Bardera vorzudringen, man hatte indeß Gründe sein Anerbieten abzulehnen. Ein anderer erprobter Reisender, einst Gefährte Heuglin's und Steudner's, Theodor Kinzelbach, der in Kairo lebte, erbot sich gleichfalls genaue Erkundigungen einzuziehen. Zu Ende Septembers 1866 war er bereits in Aden, und dort erschien am 25. October auch Richard Brenner. Dieser war den Sommer über in Mecklenburg auf einem Gute bei von der Decken's Bruder mit Ausarbeitung seines Tagebuches beschäftigt gewesen; als er dort von Kinzelbach's Unternehmen hörte, war sein Entschluß gefaßt, auch er eilte nach Aden. Beide erhielten dort Passage auf einem englischen Kriegsdampfer und waren am 20. November in Brawa, wo der erstere Verhandlungen mit den Scheichs pflog und dann nach Sansibar schiffte. Brenner seinerseits blieb vom 21. November 1866 bis 14. Januar 1867 in Brawa, trug den versammelten Scheichs seine Anliegen vor und verhörte Abdio, den Abban, d. h. Schutzbürgen, welcher Hauptführer der Expedition gewesen war. Er erreichte, daß zwei Boten nach Bardera abgeschickt wurden; sie überbrachten an den dortigen Sultan oder Oberscheich die Aufforderung, daß er Auskunft über das Schicksal der beiden Europäer geben solle. Im Laufe des Decembers unternahm Brenner von Brawa aus zwei Ausflüge zur nähern Erforschung des Wobbi- oder Webbflusses. Nachdem er in Brawa die Antwort aus Bardera erhalten, ging er an das weiter oben erwähnte Cap Bissel, besuchte ein Lager der Gallas und unternahm einen Zug am rechten Ufer des untern Djuba. Zu Anfang Februars finden wir ihn dann auf dem Wubuschifluſſe; er besucht ein Lager der Wabuni, entdeckt den Kilowanjesee, aus welchem dieser Fluß kommt und schließt Freundschaft mit dem Gallahäuptling Dschilo.

Am 26. Februar war er wieder in Sansibar, wo er Kinzelbach traf. Dieser ging, nachdem er dort Alles zusammengestellt hatte, was die schwarzen Diener der Expedition auszusagen hatten, zu gleichem Zwecke nach Brawa, wo er abermals sich bemühete, weitere Erkundigungen einzuziehen. Alle seine Bemühungen nach Bardera selbst zu gelangen, waren vergeblich; er reiste im December nach Sigala in Geledi, wo er gestorben ist. Sultan Achmed Jussuf von Märka hat seine Leiche nach Mukdischa (Magodoscho) bringen und dort am Meeresstrande begraben lassen.

Brenner seinerseits unternahm vom 12. März an Wanderzüge im Lande der südlichen Galla, und wir haben von ihm höchst interessante Schilderungen über dieses bisher so wenig bekannte Volk. In der Mitte des Jahres 1867 war er dann zurück in der deutschen Heimath. —

Auf seinen Fahrten in Ostafrika und nachdem er die verschiedenen Küstenplätze näher kennen gelernt, gewann er die Ueberzeugung, daß auch für den Handel Deutschlands in der Region des nördlichen Indischen Oceans ein dankbares Absatzgebiet und überhaupt ein vortheilhafter Markt zu gewinnen sei. Er beobachtete überall mit praktischem Sinne die commerciellen Verhältnisse, er sah welche Erfolge der Unternehmungsgeist einiger hanseatischer Häuser in Sansibar hatte. Schon vor nun sechszehn Jahren war dort der deutsche Handel so umfangreich geworden, daß Richard Burton, der Entdecker des Tanganyikasees, mit geradezu neidischen Augen auf die Prosperität desselben blickte. Und noch vor wenigen Wochen, im Februar 1874, hat Sir Bartle Frere in einer öffentlichen Versammlung in London den Engländern eindringlich nachgewiesen, daß auch im Indischen Ocean der deutsche Handel erstaunlich an Umfang gewonnen habe.

Was nun Brenner anbetrifft, so entwarf dieser den wohlerwogenen Plan, Fabrikanten in der Schweiz und in Deutschland, dann auch Kaufleute und Rheder in Triest, für den Handelsverkehr nach dem Osten lebhaft zu interessiren; er schlug ihnen die Ausrüstung einer Handelsexpedition vor, eine commercielle Forschungsreise und sie gingen darauf ein. Die „Marietta“, eine „Nußschale“ von nur 200 Tonnen Trächtigkeit, wurde mit einer assortirten Waarenladung befrachtet, fuhr durch den Suezcanal und machte Streifzüge an der afrikanischen Küste und im Persischen Meerbusen. Der Herausgeber des „Globus“ erhielt von ihm in einem Privatschreiben eine Schilderung der Verhältnisse in Oman und der commerciellen Zustände von Maskat insbesondere; eben so Bemerkungen über die südarabischen Häfen. In einem seiner an uns gerichteten Briefe finden wir die Bemerkung, daß die Engländer überall die Bewegungen der „Marietta“ mit unverhohlener Mißgunst aufmerksam verfolgt haben, daß aber die Zeiten vorüber seien, in welchen sie dort im Osten das frühere factische Monopol behaupten könnten.

Die Fahrt der „Marietta“ bestätigte die Erwartungen, welche Brenner rege gemacht hatte. Er hatte sich auch als tüchtigen Geschäftsmann bewährt und die von ihm abgestatteten Berichte enthielten eine wahre Fülle belehrender Angaben. Die österreichische Regierung hätte keinen bessern Mann als Richard Brenner zu ihrem Consul in Aden ernennen können, dem Eingangs- und Ausgangspunkt des Rothen Meeres, das seit der Eröffnung des Suezcanales eine so gesteigerte Bedeutung gewonnen hat. Dort befand er sich gleichsam auf einer Hochwarte, von welcher aus er eine weite Handelsdomäne nach Westen wie nach Osten hin überschauen konnte. Gleichzeitig vertrat er die Handelsinteressen der Schweiz in Sansibar, wo er häufig verweilte. Dort hat am 22. März der Tod den braven, kühnen Mann, der in Afrika früher so große Gefahren überstanden, hinweggerafft; er ist an einer acuten Lungenkrankheit gestorben. Er war ein reiner Charakter, ein Ehrenmann in vollem Sinne des Wortes; er hat der Wissenschaft große Dienste geleistet und sein Name wird in Ehren bleiben.

Otto Kersten sagt an einer Stelle, wo er die Bedeutung der ostafrikanischen Häfen hervorhebt und andeutet, daß die Gallaländer eine commercielle Zukunft haben: „Möge unser Handelsstand und die Weisheit unserer Regierungen dafür sorgen, daß hierbei Deutschland nicht zu kurz komme. Geschieht dies doch, so liegt die Schuld wenigstens nicht an den deutschen Pionieren, welche in Ostafrika Hab und Gut, Gesundheit und Leben geopfert haben, um ihrem Vaterlande Nutzen zu schaffen“ *).

---

*) Die letzte Mittheilung, welche der „Globus“ von R. Brenner gab, war ein „Brief aus Sansibar (5. Juni 1873) über die Verhältnisse an der ostafrikanischen Küste.“ (XXIV, S. 73 f.)

Ich möchte an dieser Stelle darauf aufmerksam machen, daß es Yankees aus Massachusetts gewesen sind, welche nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges Schiffe als Bahnbrecher für den Handel nach dem Orient, namentlich von der Stadt Salem aus einerseits nach Indien, andererseits nach Sansibar und bis in die Häfen des Rothen Meeres schickten, wo sie Kaffee einnahmen. Noch heute geht ein großer Theil des zur Ausfuhr gelangenden Mokkakaffees nach Boston und Salem. Dieser nordamerikanische Verkehr mit dem Osten hat beträchtlich abgenommen; doch holen die Salemer auch heute noch von der Ostküste Kopal, Gummi und Elfenbein.

Dem commerciellen Spürblick deutscher Rheder ist die Handelsbedeutung jener Region schon vor nun dreißig Jahren klar gewesen. Die Hamburger waren zuerst auf dem Platze und stehen heute in vorderster Reihe. In Bremen schickte das Haus Dröge

Hermann Vambery's Rückreise von Samarkand nach Europa.

II.

Der Mensch ist und bleibt einmal in dieser Hinsicht ein Kind, das mit unermüdlichem Eifer seinen Wünschen nachjagt und kaum hat es dieselben erreicht, als es mit kalter Gleichgültigkeit vom erlangten Ziele sich abwendet, um seine Leidenschaft in frischer Jagd neuen Gegenständen zuzuwenden. In Bochara hatte der Erfolg mir noch einige Behaglichkeit verschafft, in Teheran und in Tebris aber, wo die Gesellschaft mich mit Bewunderung und Lobeserhebung empfing, konnte es mir gar nicht einleuchtend werden, was denn eigentlich so außerordentlich in meinem Abenteuer wäre. Ich muß es offen gestehen, daß nur die Ovationen meiner in der Türkei und in Persien lebenden Freunde die Hauptursache sind, daß ich seit der Heimkehr nach Europa nicht in Pest verblieb, um mich sofort an die Ausarbeitung meiner Sprachstudien zu machen, sondern mich nach England begab, um der dortigen geographischen Welt meine Reise mitzutheilen, und daß ich eben von den Ufern der Themse aus und nicht von Pest den Eintritt in die weite Weltliteratur gewagt habe. Da ich in Teheran so wie früher auch wieder als Gast der türkischen Gesandtschaft und auch von den Engländern gern gesehen war, so glaubten die dortigen Russen, daß ich zu irgend einer geheimen Mission von Seiten Großbritanniens verwendet werde. Natürlich eine höchst alberne Auffassung, da ich vor meiner Abreise mit keiner europäischen Behörde in Berührung gestanden und politische Zwecke das eigentliche Endziel meiner Reise nur gefährdet hätten.

Dessen ungeachtet fing man schon in Persien in Folge russischer Insinuationen von mir und meiner Reise in nicht lobsamer Weise zu reden an, so daß ich, ohne den kleinsten Anlaß dazu gegeben zu haben, in Teheran und später in St. Petersburg als russenfeindlich bezeichnet wurde. Solchen Verdächtigungen lag selbstverständlich die schon damals wenngleich im Verborgenen glimmende Gluth des anglo-russischen Rivalitätskampfes in Centralasien zu Grunde, dem ich aber auch alle jene officiellen Empfehlungsschreiben verdanke, mit welchen ich von Herrn Alison, dem damaligen Gesandten der Königin, zur Reise nach London ausgerüstet wurde. Warum ich nicht von Herrn von Giers, dem damaligen Repräsentanten des Zars, mich nach St. Petersburg schicken ließ, ist nur jenem Umstande zuzuschreiben, weil ich es früh errathen hatte, daß ein Auftreten an den Ufern der Newa zur Einführung in die europäische Lesewelt eben nicht sehr förderlich sein könne. Dieses und kein politisches Motiv hat mich zur Reise nach London bewogen.

Nachdem ich drei Monate in der persischen Hauptstadt zur Ordnung meiner Notizen verbracht hatte, trat ich Ende März 1864 meine Reise nach der englischen Hauptstadt an. Ich hatte diese ununterbrochen fortgesetzt, trotz des überaus freundlichen Empfanges, der mir von der kleinen europäischen Colonie zu Theil geworden und wo man mich immer einige Tage länger zurückhalten wollte. Nur in Pest wurde mir der kälteste, oder richtiger gesagt gar kein Empfang zu Theil. Man befand sich eben damals in den fieberhaftesten Zuckungen wegen der bevorstehenden politischen Umgestaltungen des Landes. In meiner Heimath ist und war von jeher nur die Politik der allbewegende Hebel und erst nachdem man in England, Frankreich und Deutschland von meinen Reisen sprach, fing man zu Hause von mir zu reden an. „Nemo propheta in patria,“ sagt das alte lateinische Sprichwort, und zu dieser alten Wahrheit gesellte sich bei meinen Verhältnissen noch das Uebel, daß meine magyarischen Landsleute für Geographie und Ethnographie wenig oder gar kein Verständniß, von Mittelasien aber fast keinen Begriff hatten. Es ist nicht zu leugnen, daß ich für diese schmerzhafte Erfahrung — denn gleichgültig konnte ich doch nicht die völlige Ignorirung meiner Dienste entgegennehmen — in London über alle Erwartungen reichlichen Ersatz fand. Lord Strangford, Sir Henry Rawlinson, Herr Layard und Roderich Murchison, damals Präsident der geographischen Gesellschaft, haben mich in kurzer Zeit in alle Gesellschaftskreise der britischen Hauptstadt eingeführt und den romantisch klingenden Bericht meiner Reise zum Gegenstande häufiger Besprechung in der Tagespresse gemacht.

War das Abenteuer an und für sich für den an gefährlichem Sport sich so gern ergötzenden Briten schon voll des lebhaftesten Interesses, so mußte es das um so mehr werden, da es sich um Turkomanensteppen, Bochara und Samarkand, die noch alle damals in den Zauber der Entfernung gehüllt waren, gehandelt hatte. Zweitens hatte zur Popularisirung meiner Reise nicht wenig beigetragen, daß ich schon einige Tage nach meiner Ankunft in der englischen Metropole die Rednerbühne im Salon des Burlington-Hauses betrat, und vor einem ziemlich großen Publicum nahezu anderthalb Stunden lang in einer englischen Rede meine Erlebnisse mitgetheilt hatte. Daß ich als Neuling in der Aussprache und im Accent jämmerliche Fehler begangen haben muß, will ich keinen Augenblick bezweifeln; demungeachtet wurde diese Sprachfertigkeit von einem eben jüngst aus Asien heimkehrenden Ungar, der die westlichen Grenzen seiner Heimath nie überschritten hatte, von aller Welt angestaunt.

Ja diese Sprachfertigkeit hat mir in London auch eine erquickliche Episode zum Besten gegeben. Als ich mich eben zweien meiner Protectoren, die längere Zeit in Asien gelebt hatten, vorstellte und mit ihnen persisch conversirte, da wurden beide, sowohl durch die in Folge eines längern Verkehres mit Persern herrührende Originalität der Construction, als auch die täuschende Aussprache, auf den Gedanken gebracht: ich wäre gar etwa einer jener Asiaten, die sich in Europa oder in Indien längere Zeit herumgetrieben haben, und der nun nach England gekommen sei, um die Welt mit einem Berichte einer Reise zum Besten zu halten, die er vielleicht nie gemacht habe. In

---

und von Kapff das Schiff „Athen“, Capitän Heeren, im Januar 1847 aus; dasselbe kehrte im August 1848 nach der Weser zurück. Die Firma war so freundlich, mir das Manuscript der „Information, gesammelt auf einer Reise nach dem Rothen Meere und der Ostküste von Afrika“, zur Verfügung zu stellen; dann auch sämmtliche Briefe des Supercargo Schultze, der in Massawa starb. Diese Schriftstücke bezeugen, wie klar und richtig die Verfasser derselben die Dinge ansahen. Für Bremen blieb damals diese Pionierfahrt ohne unmittelbare Folge, weil man dort vorzugsweise Nordamerika im Auge hatte, die Auswanderer gute Frachten darboten und bald nachher die Schifffahrt nach den hinterindischen Reishäfen und in den ostasiatischen Gewässern gut lohnte. Aber das Haus Dröge und von Kapff war deutsch-patriotisch. In einem Briefe vom 12. November 1849 schrieb es mir: „Wenn Sie diese Materialien benutzen, so bitten wir, die Namen von Handlungshäusern, Schiffen, Capitänen &c. wegzulassen, sowie bei Assortimenten von Waaren diese nur im Allgemeinen, nicht aber speciell Qualitäten, Preise und dergleichen anzuführen. Wir selbst haben zwar kein Interesse dabei, möchten aber den Hamburger Häusern, welche dies Geschäft fortsetzen, keine Veranlassung zu Klagen geben.“ A.

Anbetracht, daß derzeit mein Gesicht noch immer durch Brandwunden entstellt war, und ein echt asiatisches verwildertes Aussehen hatte, kann ich das Mißtrauen dieser Herren einigermaßen entschuldigen. Doch hatte der Spaß auch eine ernste Seite für mich, denn wäre zufälliger Weise damals nicht mein Landsmann, General Kmety, der Held von Kars, wie er genannt wurde, in London gewesen, der mich von Constantinopel aus kannte, und jeden Verdacht über meinen persischen Ursprung zerstreuete — wer weiß, wie mein Empfang in England sich gestaltet hätte und welche Aufnahme dem Berichte meiner Reise in ganz Europa zu Theil geworden wäre? Ein glückliches Ohr zur Erlernung fremder Sprachen — es sei nebenbei bemerkt, daß man fremde Sprachen sprechen nur mit dem Ohre lernt — kann daher unter gewissen Umständen auch gefährlich werden. Das launige Schicksal! In Asien wurde ich für einen Europäer und Christen, in Europa für einen Asiaten und Mohammedaner gehalten. Wie gern möchte ich es wohl sagen, inwiefern man sich hüben und drüben getäuscht; doch graut erst der Morgen jener seligen Zeit der freien Bekenntnisse, und bis der Tag so weit herangebrochen sein wird, um ein solches Geständniß ohne Gefahr der Beschimpfung oder Verkennung ablegen zu können, werde ich selbst schon dem Nirwana anheimgefallen sein. Ich will jedoch trachten, daß das geschriebene Wort meiner Asche jenes Recht übermache, welches der lebenden Zunge oder der Feder heute nicht ansteht.

Genug davon. Mein Empfang in England fiel so glänzend aus wie er nur sein konnte. Glänzend sage ich — weil er für mich nur Glanz aber keinen materiellen Vortheil hatte. Mein Buch, das gleich nach dem Erscheinen in viele Sprachen übersetzt, in Europa und Amerika viel gelesen wurde, hatte den Buchhandel, aber nicht mich bereichert. Als Derwisch habe ich meine Tour begonnen, als Derwisch sie beschlossen. Und doch bin ich in Folge des lang anhaltenden schweren Lebenskampfes zu einem Schatze von immensem Werthe gelangt. Es ist dies eine möglichst richtige Anschauung der Welt und die mit derselben eng verbundene Zufriedenheit. —

Von dem, was ich in meiner frühesten Jugend träumte, nämlich durch ein literarisches Wirken der Welt einen wenn auch noch so kleinen Dienst zu erweisen, das ist mir in vollem Maße in Erfüllung gegangen. Mein Lehrstuhl an der Universität dünkt mir die höchste Würde, meine Feder die höchste Macht, die ich erreichen konnte. Die orientalischen Studien, welche bis jetzt eine ausschließlich theoretische Richtung verfolgt haben, da unsere gelehrten Kenner des Ostens den Osten nie oder wenig besucht haben, müssen in der Neuzeit, wo die Annäherung beider Welten von Tag zu Tag sich erleichtert und vermehrt, auch mit dem praktischen Leben sich befassen. Nur das vereinte Studium der vergangenen Literatur mit jenem der jetzigen Sitten und dem Lebensgemälde der mohammedanischen Völker Asiens, nur unsere unmittelbaren Erfahrungen auf dem Gebiete der socialen und politischen Verhältnisse jener einst mächtigen und blühenden, nun aber mit Riesenschritten dem gänzlichen Verfalle zueilenden Völker kann die civilisatorische Aufgabe, welche Europa gegenüber dem alten Mutterwelttheil auf sich genommen, zum sichern Ziele führen.

Ich hätte nur noch schließlich jene an mich so häufig gestellte Frage zu beantworten: ob die Rückerinnerung an die abenteuerliche Lebensbahn mich nicht bisweilen zum Lande meiner frühern Thätigkeit hinzieht, und ob ich mich nun in Europa vollauf glücklich fühle. Letzteres habe ich soeben beantwortet. Was ersteres betrifft, so ist ganz natürlich, daß man dem Gegenstande seiner frühern Liebe und Begeisterung, dem Magnete seiner jugendlichen Willenskraft, nicht so leicht oder selten untreu werden kann. Ich fühle auch jetzt noch volles Interesse für die Länder und Völker Asiens, die ich kennen gelernt; doch hat eben dieses Interesse nicht mehr den Charakter des jugendlichen Glüheifers, als vielmehr den der freundschaftlichen, oder, wenn ich so sagen darf, der väterlichen Fürsorge. — Mich schmerzt es tief, eine ganze Welt, eine ganze Menschheit mit dem Tode ringen zu sehen, und wie weit meine schwachen Kräfte und meine leider nur geringen Fähigkeiten es mir gestatten, will ich stets bereit sein, zur Verjüngung und glücklichen Umgestaltung des vielleicht dennoch lebensfähigen Asiens mitzuwirken. — Dieses halte ich für die Aufgabe meines fernern Lebens.

Naudot über Abnahme der Volksmenge und die moralischen Zustände in Frankreich.

Wir erinnern uns vor etwa zehn oder zwölf Jahren ein Buch Naudot's gelesen zu haben, in welchem dieser klar denkende, mit praktischem Blick ausgerüstete Franzose die großen Nachtheile und Schäden darlegte, welche das Centralisationswesen für Frankreich im Gefolge hat, wie lähmend dasselbe wirkt, wie das Alles reglementiren oder durch Decrete bestimmen wollen jede selbständige Initiative des Einzelnen lähmt, der sich nicht frei regen und bewegen darf und für welchen der allmächtige Staat eine Art von Vorsehung spielen möchte. Dieses verderbliche Centralisiren und Decretiren erstreckt sich auch auf die Colonien und läßt dieselben nicht zum Gedeihen kommen. Aber es ist einmal mit den Anschauungen der heutigen Franzosen seit der ersten Revolution, die Alles gleichmachen wollte, völlig verwachsen und es ist für die jeweiligen oftmals wechselnden Machthaber, gleichviel wer sie seien, bequem, die Zügel straff in der Hand zu halten. Scheinrepublik, Königthum, Kaiserdictatur, Septennat, — das ist Alles einerlei; die Maschinerie bleibt, und nun wundern sich die Franzosen, daß sie es weder bis zur bürgerlichen Selbstverwaltung noch zu politischer Freiheit bringen können! Ein in mancher Beziehung so gut begabtes Volk hat es bis heute nicht zur ruhigen, prosaischen Einsicht darüber gebracht, wo ein verderblicher Krebsschaden liegt; man treibt politische Quacksalberei, obwohl es an verständigen Männern nicht fehlt, welche eindringlich warnen und klar nachweisen, worauf es ankomme, wenn Abhülfe kommen solle; aber im Getümmel der Leidenschaften werden ihre Stimmen nicht beachtet. —

Zu diesen verständigen Männern gehört Herr Naudot. Er hat soeben eine Arbeit über die Abnahme der Volksmenge in Frankreich veröffentlicht, welche viele lehrreiche Angaben enthält.

Die Volkszählung von 1872 ergab gegen 1866 eine Abnahme von 1,964,173 Seelen. Im Verlaufe jener sechs Jahre hatte Frankreich sich allerdings manches Mißgeschick zugezogen und durch den frevelhaft heraufbeschworenen Krieg gegen Deutschland das Elsaß und Deutsch-Lothringen mit 1,597,238 Seelen verloren; es hat auch die grauenhafte

Wirthschaft der Commune gehabt. Abgesehen von dem Verluste der beiden Provinzen stellt sich eine Verminderung von 366,935 Köpfen heraus, aber 126,243 Leute aus Elsaß und Lothringen wanderten nach Frankreich ein. Die Gesammtbevölkerung in 1872 betrug 36,102,921, wovon 740,668 Fremde, Ausländer, waren, so daß die Zahl der Franzosen sich auf 35,362,253 stellt. Im Census von 1866 waren nur 655,036 Fremde aufgeführt worden. Randot nimmt, Alles erwogen, eine Verminderung von ungefähr 400,000 Köpfen an, und diese Ziffer flößt ihm schwere Bedenken ein, „sie ist beunruhigend, denn eine derartige Abnahme hat nirgends stattgefunden außer in Ländern die eingestandenermaßen einem gänzlichen Verfall entgegengehen". Zwischen den beiden Volkszählungen überstieg (in fünf Jahren, 1867 bis 1871) die Zahl der Sterbefälle jene der Geburten um 368,580 Köpfe.

Randot verlangt eine Commission, welche die Grundursache der Entvölkerung genau erforschen solle. Ein Bericht des Ministers des Innern an den Präsidenten der „Republik" hebt hervor, daß die Abnahme, wenn auch in ungleichem Verhältnisse, fast in allen Theilen stattfinde. In nur 14 Departements hat die Volksmenge zugenommen und von diesen nur in 6 einigermaßen belangreich. Diese sind: Allier, Loire, Nord, Pas de Calais, Seine (Paris), Seine und Oise, also in der Umgegend und Nähe der Hauptstadt. Die Abnahme in den vorzugsweis Ackerbau treibenden Departements rührt theilweise davon her, daß von dort ein Abzug nach großen Städten stattfindet. Die Auswanderung nach anderen Ländern und fremden Erdtheilen ist bekanntlich nur sehr gering, und nur einige tausend (Basken) schiffen sich alljährlich nach dem La Plata ein, nach den Colonien, Algerien mit eingeschlossen, nur wenige Hunderte. In den erwähnten sechs Jahren hatten die großen Städte einen Zuwachs von 136,496; davon entfallen auf Paris, trotz der Belagerung und der Commune, 26,518. Aber die Abnahme der Landbevölkerung ist doppelt zu beklagen, da jene des ganzen Landes sich vermindert.

„Die Zählung von 1866 ergab für die Gesammtbevölkerung einen Zuwachs von 684,839; jene von 1872 eine Abnahme von 369,000 und doch bei den Hauptstädten der Departements und Arrondissements eine Zunahme von 276,000. Die Entvölkerung der Landbezirke ergiebt für die Jahre zwischen 1866 und 1872 etwa 645,000 Köpfe, und die Dörfer der Bannmeile von Paris kann man doch auch zur Bevölkerung der Hauptstadt rechnen, da sie thatsächlich nur Vorstädte derselben sind. Nun hat das Departement der Seine um 69,144 zugenommen, was mit Abzug der Zunahme von Paris (26,518) einen städtischen Zuwachs von 42,626 Seelen ergiebt. Demnach hat die Landbevölkerung zwischen 1866 und 1872 sich um 700,000 vermindert, und das ist geradezu Schrecken erregend, das deutet auf einen tief eingewurzelten krankhaften Zustand."

Die meisten Leute, welche aus den Ackerbaugegenden fortziehen, sind junge Männer und Mädchen.

In Frankreich wiegen sich aber viele Leute in Täuschungen und wollen nicht begreifen, wie groß und bedenklich das Uebel bereits geworden ist. Sie möchten Alles aus den Einwirkungen des Krieges mit Deutschland und dessen Folgen, z. B. Krankheiten, Verlust in den Schlachten rc., herleiten und verkündigen laut, daß Alles bald wieder normal sein werde. Aber sie übersehen namentlich den Unterschied in den Ziffern zwischen männlichen und weiblichen Personen. Man sollte annehmen, daß die Zahl der Männer sich vermindert haben müsse. Nun betrug der Ueberschuß der Weiber über die Männer im Jahre 1866 etwa 37,000, im Jahre 1872 aber 137,000. Die Abnahme der Frauen zwischen 1866 und 1872 betrug 133,000, der Männer 233,000, so daß auf die letzteren eine Verminderung von etwa 100,000 kommt, also ungefähr so viele wie der Krieg gekostet hat. Durch diese Abnahme erklärt sich aber das Deficit von etwa einer halben Million Köpfen in jenen sechs Jahren nicht.

Deutschland hat in den vier Jahren 1868 bis 1871, trotz des Krieges, eine Bevölkerungszunahme von mehr als 1,000,000 Seelen gehabt, und dabei sind in jedem Jahre reichlich 100,000 Köpfe ausgewandert. In Frankreich hat in den 56 Departements, welche von den Deutschen nicht besetzt worden sind, eine Abnahme von 268,218 stattgefunden; in den von den Deutschen occupirten 30 Departements (Elsaß und Lothringen nicht eingeschlossen) betrug sie 100,892 Köpfe. Die von den Deutschen nicht besetzten und von der Commune nicht heimgesuchten haben also verhältnißmäßig mehr an Volkszahl verloren, als die übrigen, und damit ist der Beweis geliefert, daß der Krieg nicht die Hauptursache der Abnahme ist.

Randot wirft einen Blick auf die Normandie. Sie ist bekanntlich die fruchtbarste, am besten angebauete Provinz in Frankreich; sie hat eine vortheilhafte Weltlage, ausgedehnte Seeküste, hat gleichzeitig Ackerbau und Gewerbsindustrie, Häfen und Handel, vortreffliche Landstraßen, wird von Eisenbahnen durchzogen und ist durchgängig wohlhabend. Trotz alledem nimmt die Volksmenge ab. „Die Leute in der Normandie leben zu gut und wollen nur wenige Kinder haben, mögen sich keine Kinderlast aufbürden; sie heirathen spät, viele auch gar nicht, und die Ehen sind wenig fruchtbar. Man rühmt häufig den Fortschritt, welchen die Normandie mache. Herrlicher Fortschritt! An Pferden und Hornvieh allerdings, aber nicht an Menschen. Welch ein Gegensatz zu den Normands in Canada, wo sie 1763 nur 63,000 Köpfe zählten, heute aber auf mehr als anderthalb Millionen angewachsen sind."

In den Jahren 1861 bis 1866 entfielen auf Frankreich 6,030,920 Geburten, also ein Jahresdurchschnitt von 1,005,153, von 1867 bis 1871 stellte sich der letztere auf 920,000. Der Ausfall im Jahre 1871 war sehr beträchtlich. „In manchen Landestheilen ist die Volksmenge geradezu ungenügend, und in Folge des Mangels an Capital und Intelligenz giebt der Boden einen nur sehr ungenügenden Ertrag. In mehr als einer Provinz bedarf Frankreich der Colonisirung."

„Bei Herrn Moreau de Jonnès, Director der Statistik im Ministerium, sah ich einst eine Tabelle, welche den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle in den verschiedenen Staaten Europas anschaulich machte. Frankreich nahm die unterste Stelle ein. Aber gerade darin sah er einen unfehlbaren Beweis für die Ueberlegenheit der Franzosen, als welche so weise und verständig seien, nur wenige Kinder zu erzeugen und sich vor der Last und Beunruhigung durch eine größere Anzahl zu bewahren! Nun, Frankreich schreitet ja weiter auf dieser Bahn der — Weisheit und Verständigkeit! Wir stehen in dieser Beziehung, dem Erzeugen weniger Kinder, hinter allen anderen Völkern zurück. Das Jahrbuch der politischen Oekonomie für 1871 bis 1872 giebt als Zunahme der Bevölkerung an: Für Rußland 1,39 Proc., England 1,26, Italien 0,83 und — Frankreich 0,38 Proc.! — Geburten auf je 100 Bewohner entfielen 1861 bis 1865 auf Rußland 5,07, England 3,54, Italien 3,84, Frankreich 2,66. Die Zahl ehelich geborener Kinder war in Frankreich geringer als in irgend einem andern Lande. Seit 1865 ist das Verhältniß für Frankreich noch viel ungünstiger geworden."

Randot ist nicht der Ansicht, daß in Frankreich die mittlere Lebensdauer länger sei als in anderen Ländern und daß

die Zahl der in kräftigem Mannesalter stehenden, für den Heerdienst geeigneten Männer jene in den anderen Ländern Europas übersteige, denn es sei doch selbstverständlich, daß Männer in solchen Altersjahren nur dort zahlreich sein können, wo der Kindersegen nicht so winzig ist. Das Nachstehende ist bemerkenswerth, weil ein gründlicher Kenner seines Landes und Volkes sich ausspricht:

„Die französische Gesellschaft ist durch eine tief eingewurzelte Krankheit untergraben; das Politikmachen und Politiktreiben ist der Ruin des Landes. Nur sehr wenige Franzosen erkennen das Uebel und dessen Ursachen, noch wenigere verstehen sich auf das, was allein Heilung bringen könnte. Die große Menge, gleichviel ob sie lesen und schreiben kann oder nicht, sie leugnet das Uebel und verwirft die Heilmittel. Vorstellungen und Sitten und Gebräuche dieser Masse sind von Grund aus verderbt worden durch schlechte Gesetze und schlechte Einrichtungen, durch unaufhörliche Revolutionen, durch Sophistereien und Unsinn, die als gültige Axiome hingenommen werden. Diese Massen sind verblendet durch ihre Eitelkeit, ihre Leidenschaften, ihre Unwissenheit; sie wähnen geradezu, daß die Grundursachen dieser tödtlichen Krankheit als Wohlthaten und als Fortschritt zu betrachten seien. Auf die Männer, welche Reformen vorschlagen, wollen sie nicht hören oder, wenn sie ja einmal auf einen Moment ihnen folgen, bereuen sie, ihnen gefolgt zu sein. Aber sie verstehen diese Reformer nicht; sie gelten für Träumer, Utopisten, für Tollhäusler, die schlimmer seien als jene Radicalen, welche die auf Eigenthum und Christenthum gegründete Gesellschaft über den Haufen werfen wollen. Es giebt Krankheiten die man mit Stahl und Feuer heilen kann. Es schien einmal als ob der entsetzliche Krieg von 1870 und 1871, unsere Niederlagen und unsere gottlosen Bürgerfehden, in unseren Ideen eine Wandelung hervorgebracht hätten, als ob Reinigung und Erhebung in unsere Seelen eingezogen sei, als ob eine frivole Nation sich zu einem ernsten Volk umgestaltet habe. Aber nein! Nichts ist in unserm Kopfe, nichts in unserm Herzen anders geworden, nichts in unseren Gesetzen, nichts in unserer Moral. Wiedergeburt ist eine Chimäre und dann ......“

Man sieht hier warnt ein Ehrenmann als ein getreuer Eckhart seine in maßloser Eitelkeit, in Leichtsinn und Selbstvergötterung taumelnden Landsleute, welchen schon im August 1870 der pathetische Thomas Carlyle eine „zweite Lection“ von Seiten Deutschlands prophezeiet hat, denn die erste wenn sie auch derb ausfallen müssen, werde dem gallischen Uebermuth und Leichtsinn gegenüber schwerlich fruchten. Ja, der große Schotte stellt ihnen noch eine dritte Lection in Aussicht, denn sie seien von den Göttern verblendet und es sei bei ihnen gleichsam ein Wettrennen in die Selbstvernichtung hinein.

Hören wir nun, was dem warnenden Eckhart Raudot (der Mitglied der Nationalversammlung ist, in welcher er tauben Ohren predigt) ein College von echt gallischem Schlag antwortet, und was er jenen ernsten Mahnungen gegenüber vorzubringen hat, um den Utopisten und Träumer, der solches sagt, zu kennzeichnen.

„Raudot ist ein Pessimist, eine Cassandra. Frankreich steht groß und hoch da, viel höher und größer als seine Besieger. Hätte Preußen (— das wird als Sündenbock stets vorgeschoben, und die Gallier vermeiden gern die Bezeichnung Deutschland, die ihnen nicht recht geheuer vorkommt —) fünf Milliarden zahlen, für seine Kriegskosten obendrein fünf Milliarden verausgaben und trotzdem sein Papiergeld auf Pari halten können? Die Bank von Frankreich hat seit dem Kriege größere Geschäfte gemacht als je zuvor. Die französische Artillerie wird bald der deutschen überlegen sein, und Paris, mit einem Doppelgürtel von Festungen umzogen, platterdings uneinnehmbar werden. Mit einem uneinnehmbaren Paris ist Frankreich uneinnehmbar und seine wiedergeborenen Armeen werden nach Berlin (— à Berlin! —) kommen um den unbedachtsamen Preußen, die ihre Hauptstadt unbefestigt lassen, eine Lection zu geben. Paris entfaltet mehr Luxus, macht mehr Aufwand, ist glänzender, prächtiger und prachtvoller als je zuvor. Sein Luxus und seine Festlichkeiten stellen jene aus der Zeit Napoleon's in Schatten, als Hausmann bauete und Carpeaux die öffenlichen Plätze mit unzüchtigen Bacchantinnen versah. Die Nation kennt keine Furcht, sie ist nicht entmuthigt; bei allem Mißgeschick hat sie ihren lustigen, heitern Sinn, ihre Eleganz und ihre geistige Kraft bewahrt. Und wenn erst das Opernhaus, das größte in der Welt, das 50,000,000 Francs kosten wird, fertig da steht, dann werden die wundervollen Vorstellungen der Meisterwerke der Kunst die Bewunderung und das Erstaunen der Welt hervorrufen. Selbst die Preußen werden dann zugestehen müssen, daß sie besiegt worden sind und nicht umhin können, einzugestehen, daß Frankreich immer noch die grande nation sei!“

Das sind die Argumente, welche ein leichtfertiger Gallier dem ehrlichen, es mit seinen verirrten Landsleuten wohlmeinenden Franzosen Raudot gegenüber stellt. Man begreift, wie dieser dazu kommt, solche Frivolität für „unverbesserlich“ zu erklären, daß bei derartiger, kindischer Prahlerei und Oberflächlichkeit „Wiedergeburt eine Chimäre“ sei, und was er sagen will mit dem — „dann ......“

Wir Deutschen freilich müssen unser Pulver trocken halten und das thun wir auch.

Am obern Brahmaputra*).

II.

Bootsfahrt nach Sadiya. — Der Fischer- und Rudererstamm der Domes. — Ankunft in Sadiya. — Der Gebirgsstamm der Abor. — Politik der Engländer und Chinesen den wilden Grenzstämmen gegenüber. — Die Chamtis.

R. K. Wir haben unsern Reisenden Cooper in Debrughur am Brahmaputra verlassen, wo er die Regenzeit zugebracht hatte. Von dort mußte er sich zu Boot den Strom hinauf nach dem äußersten englischen Grenzposten Sadiya rudern lassen. Das Fahrzeug war ein 60 Fuß langes, nur 4 Fuß breites Canoe aus einem einzigen Stamme, vorn mit einem

*) Wer sich über die Verhältnisse Assams näher zu unterrichten wünscht, dem können wir das lehrreiche und vielfach ergötzliche Buch von Oscar Flex: „Pflanzerleben in Indien. Culturgeschichtliche Bilder aus Assam. Berlin 1873“, empfehlen. Der Verfasser, Schlesier von Geburt, hat Jahre lang als Beamter einer Theebaucompagnie im Lande zugebracht, kennt dasselbe, seine Bewohner und deren Sprache genau und versteht vortrefflich zu erzählen, Alles Eigenschaften, welche ihn besonders zum geographischen Schriftsteller

12 Fuß langen Deck, worauf die sechs Bootsleute beim Rudern oder Fortstoßen standen. In der Mitte gewährte ein mit wasserdichten Matten belegtes, 20 Fuß langes Gerüst vollkommenen Schutz gegen Regen und Sonne, war aber nicht hoch genug, um ein Aufrechtstehen zu gestatten. Dahinter befand sich ein Raum von 12 Fuß Länge zur Aufbewahrung des wasserdichten Gepäckes und des Kochgeschirrs, während der Rest der Bagage auf einem kleinern Canoe nachfolgte. Weiter hinten stand ein großer, viereckiger, mit Sand gefüllter Kasten, auf welchem beständig ein Holzfeuer brannte, so daß der Reisende stets sein Mahl bereiten lassen konnte, ohne landen zu müssen. Ganz hinten im Boote saß der Steuermann mit einem langen Ruder, mittelst dessen er äußerst geschickt lenkte. So schmal und unsicher ein solches Fahrzeug auch auf den ersten Blick aussieht, so schwimmt und balancirt es doch vortrefflich, kippt fast nie und kann sofort wieder aufgerichtet werden. Die Eingeborenen beladen es auch so schwer, daß der Bord kaum $1\frac{1}{2}$ Zoll über dem Wasserspiegel steht, und so wagen sie sich in den offenen Strom zwischen Wirbel und Strudel, welche die Schifffahrt sehr schwierig, ja selbst gefährlich machen.

Die Bemannung bestand aus Domes (spr. Dum), kräftigen, untersetzten Burschen von dunkelschwarzer Farbe, mit kleinen, schwarzen Schnurrbärten, langem, auf dem Scheitel zusammengeknotetem Haar und einem kleinen Stücke weißen Baumwollenzeuges um die Hüften. Dieser Stamm, ganz aus Fischern bestehend und fast ausschließlich von Fischen lebend, soll aus Indien eingewandert sein und hat für den Oberlauf des Brahmaputra und seine Nebenflüsse von der Regierung das ausschließliche Recht zum Fischen gegen eine jährliche Rente gepachtet. Außerdem muß er der Regierung Bootsleute stellen, die aber gute Bezahlung erhalten. Wenn sie nicht wären, dann würde es unmöglich sein, in Assam Ruderer zu erhalten; denn dazu geben sich die Assamesen aus Faulheit nicht her.

Die Domes sind strenge Anhänger des Hinduismus, halten ihre Kaste sehr rein und waschen ihren Körper und ihr Kochgeschirr fortwährend. Cooper war noch keine Meile von Debrughur entfernt, als seine Leute schon landeten, um ihr Frühstück zuzubereiten. Ihm blieb nichts anderes übrig, als seine Tabackspfeife in Brand zu setzen und zuzuschauen. Zuerst reinigten sie einen Platz am sandigen Ufer von allem Unrath und entfernten selbst die obere Erdschicht, da dieselbe ja durch irgend etwas Unreines befleckt sein konnte. Dann zündeten sie, jeder für sich, ihre Feuer an, scheuerten ihre Kochtöpfe, wuschen den Reis und schuppten die Fische, wozu sie fast eine Stunde Zeit gebrauchten. Während das Essen kochte, nahmen sie ein Bad im Flusse und fingen dann an zu frühstücken, worüber sie fast zwei Stunden schwatzend zubrachten. Da sie in solcher Weise alle Tage zwei Mal drei Stunden vertrödelten, so war natürlich die Fahrt keine rasche.

Aber ihre Geschicklichkeit im Rudern und Steuern und namentlich im Ausweichen von abstürzenden Uferrändern und treibenden Baumstämmen war bewundernswerth. Häufig hätten sie noch soeben eine wankende Erdmasse passirt, wenn dieselbe sich loslöste, mit lautem Getöse ins Wasser stürzte und das Boot mit Schaum bespritzte. Die ersten paar Tage stand der Reisende eine immerwährende Angst aus, daß ein Erdfall das Boot zerschmettern würde und hielt beim Passiren einer gefährlichen Stelle den Athem an. Aber die Domes verstanden ihr Geschäft so genau, daß sie öfters an Stellen anhielten und den Sturz abwarteten, wo Cooper durchaus kein Anzeichen der drohenden Gefahr bemerkte; und umgekehrt ruderten sie unter Erdmassen ruhig hindurch, welche jeden Augenblick den Einsturz droheten.

Jeden Abend ging Cooper ans Land, ließ sein kleines Zelt aufschlagen und ringsum große Feuer anzünden, um die wilden Thiere abzuhalten. Mit Fischen, Angeln und Schießen vertrieb er sich die Zeit und langte schließlich in Sadiya an, einem elenden Neste, wo nur zwei europäisch eingerichtete Häuser existiren, eines für den Commandeur der dort stationirten leichten Infanterie, das andere für den Districtsingenieur, welcher sich in diesem abgelegenen Winkel nur möglichst selten sehen läßt. Letzteres bezog der Reisende und wartete darin den ersten October ab, wo die völlig trockene Jahreszeit begann. Etwa zwei Wochen später stiegen die wilden Stämme vom Gebirge herab in die Ebene, die Degaru-Mischmi, Miri und Abor, welche Cooper kennen zu lernen sich beeilte.

Die Abors, welche das Gebirge im Norden von Assam längs der Grenze von Tibet bewohnen, lange Jahre hindurch die Geißel des Landes am Dehing- und Dehongflusse, sind ein wildes, kriegerisches, in unzählige Stämme getheiltes Volk. Jeder Stamm hat seinen Häuptling, welcher ihn bei den großen Versammlungen vertritt, die zur Regelung von Angelegenheiten des allgemeinen Interesses stattfinden. Wegen ihrer Wildheit betrachtet sie das Volk der Ebene mit großer Scheu und zahlte ihnen vor Ankunft der Engländer bis nach Debrughur hinunter willig Tribut. Der zahlreiche Stamm der Miris, welcher die Vorberge und die Ebene am Fuße des Aborgebirges bewohnt, ist ihnen unterthan und dient ihnen als Ruderer und Kulis, wenn sie von ihren Höhen herabsteigen.

Eines Morgens saß Cooper vor seinem Hause, als seine chinesischen und assamesischen Diener ganz entsetzt angelaufen kamen und bald hinterdrein die Ursache ihres Schreckens, eine scheußlich schreiende und lachende Bande Abors, welchen die Angst der anderen großen Spaß zu machen schien. Als der Engländer ihnen alsbald entgegenging, streckten sie ihm Mann für Mann ihre schmutzige Pfote zum Gruße entgegen, die er ohne Zaudern ergriff und schüttelte. Dann lud er sie durch Geberden zu einem Trunke in sein Haus, was sie mit höllischem Gelächter annahmen. Zwei schmutzige Kerle legten ihre Arme in die seinigen, und so ging es ins Zimmer hinein, wo sie sofort niederhockten und ihre Tabackspfeifen chinesischen Ursprungs in Brand setzten. Mit großer Behendigkeit leerten sie die dargebotenen Tassen voll Arrak, blieben aber trotz einiger Anzeichen von Trunkenheit ganz anständig und gutmüthig.

Sie waren über Mittelgröße, mit mächtigen Gliedmaßen und unnatürlich großen Händen und Füßen, häßlichem Gesicht, hohen Backenknochen, dicken Lippen, unregelmäßigen, schmutzigen Zähnen, kleinen, etwas schief stehenden Augen und niedriger, flacher Stirn. Ihr Gesichtsausdruck hatte etwas Verrätherisches, Unangenehmes und ihre dunkelkupferfarbige Haut, die von Jugend an mit einer Schmutzkruste bedeckt ist, sah aus wie das Fell eines Thieres. Auf dem Kopfe trugen einige einen beckenförmigen Hut aus Flechtwerk, welcher mit Yakschwänzen verziert war, andere Felle von Affen, Füchsen, Bären u. s. w., und ein Kerl, welcher

befähigen. Wenn wir aus dem reichen Inhalte, welcher das Leben und Treiben auf den Theepflanzungen, das reiche Thierleben und die Jagden, die gewaltigen Naturerscheinungen, wie Cyclone, Erdbeben, Ueberschwemmungen, uns vorführt, Einiges hervorheben wollen, so wäre es außer den überall eingeflochtenen Nachrichten über Anbau und Fabrikation des Thees besonders die Einleitung über „Land und Leute“, dann die im achten Capitel geschilderten Wettrennen der Pflanzer, die Meuterei der Kulis (Capitel 12), der Kampf mit den Turungs (Capitel 14) rc. — Wenn nur ein kleiner Theil unserer über alle fünf Erdtheile zerstreuten Landsleute Aehnliches, wie Flex, leistete, wie reich würde die deutsche Reiseliteratur sein und welchen Gewinn würden Geographie und Ethnographie davontragen! — Die Leser des „Globus“ kennen Herrn Flex durch die Schilderungen aus Calcutta, welche wir im vorigen Bande mittheilten.

der Anführer zu sein schien, hatte an dem seinigen einen sonderbaren Putz angebracht, der wie ein Vogelschnabel gestaltet war. Ein eng anschließender, bis zum Knie reichender Rock ist ihre ganze Bekleidung; in einer Tasche, welche sie an einem um den Leib geschlungenen Riemen tragen, haben sie Stein und Stahl, Pfeife und Taback und andere Kleinigkeiten. Ihre Waffen bestehen in Bogen, sehr gefährlichen, vergifteten Pfeilen, langen tibetischen Messern und langen, leichten Speeren.

Die Abors wurden besonders gesprächig, als ihnen die chinesischen Diener Cooper's vor Augen kamen, deren Nationalität ihnen durch die chinesischen Händler in Tibet bekannt ist. Letztere tauschen längs der ganzen Grenze von ihnen heilkräftige Kräuter gegen Messingpfeifen, Perlen, kupferne Bratpfannen, Silberschmuck, Salz und Yaks ein. Des Engländers Begehren, ihn nach Tibet hineinzuführen, lehnten sie ab, weil ihnen die Tibeter verboten hatten, Thee oder gar Europäer über die Grenze zu bringen, und weil ihnen an jenem Tauschhandel zu viel gelegen war, als daß sie ihre Nachbaren erzürnen mochten. Nach einer langen Unterhaltung, welche einer seiner Diener vermittelte, forderten sie ihn zu einem Spaziergange auf, wobei er so recht die entsetzliche Furcht der Assamesen vor diesem Bergvolke kennen lernte. Als der Haufen durch den Bazar schlenderte, flüchteten die Weiber in die Häuser, hinterdrein schreiende Kinder, und selbst die Männer verkrochen sich. Trotzdem im Orte Regierungstruppen stehen, war der Schrecken doch so groß, daß sich die Straßen im Nu leerten, was den angetrunkenen, lärmenden und singenden Abors großes Vergnügen zu machen schien. Daß Cooper sich in solche Gesellschaft wagte, erhöhete sein Ansehen bei den Ortsbewohnern um ein Bedeutendes — und das war mit zahlreichem Ungezieser in seinen Kleidern nicht zu theuer erkauft.

Diese Gebirgsvölker erhoben von jeher von den Assamesen Tribut, welcher mit Beginn der englischen Herrschaft in Wegfall kam. Die Folge davon waren unaufhörliche Beutezüge und Einfälle der in ihrer Einnahme geschädigten Stämme, welche eben so rasch verschwanden wie sie erschienen waren, ohne daß die Regierung im Stande war, sie daran zu verhindern oder zu züchtigen. Die Plage wurde endlich so groß und die jährlichen Verluste überstiegen den frühern Tribut so sehr, daß sich die Regierung wohl oder übel zu Unterhandlungen mit den Wilden entschloß und sich dazu verstand, einigen Stämmen alle Jahre Kleidungsstücke, Perlen u. s. w. zu liefern, wofür dieselben die britische Oberhoheit anerkannten und zum Zeichen davon werthlose Geschenke darbringen. Es ist dies dasselbe System, mittelst dessen die Chinesen schon vor Jahrhunderten die zahlreichen kriegerischen Stämme an ihrer Westgrenze aus lästigen Feinden in vortreffliche Grenzhüter verwandelt haben. Die Häuptlinge erhalten dort einen bestimmten Rang, eine Art Uniform oder Ehrenkleid, welches sie in Gegenwart kaiserlicher Beamter tragen, und ein kleines Gehalt und haben das — selten zwar ausgeübte, aber von ihnen sehr hoch gehaltene — Recht, alle fünf Jahre einmal auf eigene Kosten Peking besuchen und dem Kaiser ihre Huldigung darbringen zu dürfen. Und dafür bilden sie eine Mauer gegen jeden Eindringling von Westen her, welche fester und sicherer ist, als die große, aus Erdwällen und Palisaden bestehende im Norden des Reiches.

Es kam nun dem Reisenden darauf an, einen Führer durch das Gebirge gegen Osten hin zu erlangen, und er erkor dazu den Häuptling der Chamti, Tschausam mit Namen, dessen Dorf östlich von Sadiya an einem Seitenarme des Brahmaputra gelegen ist. Vier Tage Flußfahrt brachten ihn durch eine reizende, prächtig bewaldete Landschaft dorthin, und obwohl ihn die Dorfbewohner anfangs nicht besonders freundlich aufnahmen, so gelang es ihm doch, sich den mächtigen und einflußreichen Mann zum Freunde zu machen und nach einigem Zögern zur Annahme der ihm zugedachten Rolle zu bewegen.

Cooper stellt den Namen der Chamtis sehr hoch, so hoch, daß er ihnen ungern das Prädicat „Stamm" giebt, weil dieses einen Beigeschmack von Wildheit und Uncultur habe, und daß er manche ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen civilisirten Nationen zur Nachahmung empfiehlt.

Der Hauptsitz dieses Volkes ist im nördlichen Birma am Irawaddy, von wo der assamesische Theil unter Tschausam's Vater ausgewandert ist. Sie behaupten zwar, strenge Buddhisten zu sein, aber von den Priestern abgesehen sind sie alle insgesammt Polytheisten oder besser Pantheisten und durchaus unbekannt mit Gautama's Lehren. Manche ihrer Sitten sind sogar schnurstracks dem Buddhismus entgegengesetzt, so daß sie z. B. alle möglichen Thiere tödten und essen und ohne Gewissensbisse selbst Fleisch und Milch von Kühen und Büffeln verzehren. Ihre Priester haben großen Einfluß, mehr selbst als die Häuptlinge, und ohne ihren Rath und ihr Auspicium wird nichts unternommen. Sie sind auch die Schullehrer, welche in den Tempeln jeden freigeborenen Chamtiknaben im Lesen und Schreiben, letzteres in birmanischer Schrift, unterrichten. Das Volk zerfällt in zahllose Clans, deren jeder sein eigenes Dorf und seinen Häuptling hat, und welche sich sonderbarer Weise durch das Muster ihrer Jacken von einander unterscheiden. Tschausam's Dorf zählte etwa 40 regellos zerstreute Häuser, alle wie in Birma auf Bambuspfeilern erbaut und nur durch Leitern zugänglich. Fußboden und Wände bestehen aus dicht geflochtenen Bambusmatten, das Dach ist mit Gras gedeckt und mit Rinnen versehen. Das Innere zerfällt in mehrere Zimmer; das zum Empfang von Gästen bestimmte ist an dem einen Ende ganz offen und hat eine Art Balcon. Jedes Zimmer hat einen tragbaren Herd ohne Kamin, den man nach Belieben herumrückt, und daran eine rohe, hölzerne Lagerstätte, von einem gestickten Teppich bedeckt, in dessen Fabrikation die Frauen sehr geschickt sind. Die ganze übrige Ausstattung besteht in ein paar eisernen Feuerzangen und einem kleinen Theekessel. Das Essen wird im Frauengemache bereitet und meist in lackirten Näpfen und Schüsseln aufgetragen, bei Armen und Sklaven in gewöhnlichem Irdengeschirr. So sehr sich das Innere der Häuser durch Reinlichkeit und Sauberkeit vor denen anderer Grenzstämme auszeichnet, so schmutzig und sumpfig sind die Dorfgassen, auf welchen sich zahllose Schweine, Hunde und Geflügel allerlei Art herumtreiben.

An jedem Ende jedes Dorfes steht ein großes Haus ganz allein für sich und von den übrigen gesondert. Das eine dient zur Schlafstätte für alle mannbaren, unverheiratheten Mädchen, das andere für die Knaben. Nie dürfen dieselben im elterlichen Hause übernachten, und sobald sie einmal eine Nacht in jenem „Hause der Jungfrauen resp. Junggesellen" zugebracht haben, verlassen sie es vor ihrer Verheirathung nicht wieder, wenn sie auch natürlicher Weise über Tags im Hause der Eltern helfen müssen. Das „Haus der Jungfrauen" darf von keinem Manne betreten werden, und die alten Jungfern, welche die Zeit der romantischen Liebe längst hinter sich haben, wachen darüber so ängstlich, daß die Moralität der Chamtis wirklich sehr hoch steht.

Hat ein Heirathscandidat die Einwilligung seiner Auserwählten und ihrer Eltern erhalten, so muß er sich gedulden, bis er im Stande ist, sich ein Haus zu bauen. Lange Brautstände sind nichts Seltenes; allabendlich sieht man junge Mädchen, welche sich von ihren Liebhabern nach ihrer Schlafstätte geleiten lassen und herzlichen Abschied von einander

nehmen, und allmorgendlich lassen sie sich wieder von denselben in ihr väterliches Haus zurückführen.

Die Tracht sowohl der Männer wie der Frauen ist sehr kleidsam. Letztere, meist von hübschem Antlitz, tragen eine lose, ganz zugeknöpfte Jacke von weißer Seide oder Baumwolle mit langen Aermeln und von dem Gürtel bis zu den Knöcheln einen faltigen Rock von gestreiftem Seiden- oder Baumwollenzeug, vorn mit einem Schlitz, welcher mitunter ein prachtvoll geformtes Bein sehen läßt. Auf dem Kopfe tragen sie nur ihr dunkelschwarzes, üppiges Haar, welches in einen großen Knoten geschürzt und mit silbernen, reich verzierten Nadeln befestigt wird. In den aufgeschlitzten Ohrläppchen haben sie ziemlich massive Gold- und Silberscheiben, um die Arme eben solche schwere Ringe. Das edle Metall kommt aus den Gebirgen im Norden von Birma; seine Verarbeitung ist Monopol der Häuptlinge, welche die einzigen Goldschmiede im Lande sind und aus dem Verkaufe der Schmucksachen eine bedeutende Einnahme ziehen.

Die Männerkleidung besteht in einer eng anliegenden Jacke von Baumwolle mit engen, langen Aermeln und einem langen, um den Leib befestigten Stück gewürfelten Baumwollenzeuges, das zwischen den Beinen in die Höhe gezogen wird, so daß es wie ein Paar türkische Pluderhosen aussieht. Um den Kopf wird ein Streifen weißer Baumwolle gewickelt, dessen Enden über der Stirn emporragen. Die Männer tragen Ohrringe und Armbänder wie die Frauen; als Waffen haben sie schwere Messer von außerordentlicher Härte und Schärfe, deren etwa 18 Zoll lange Klinge vom Griffe an bis zu zwei Zoll von der viereckigen Spitze aus sich verbreitert.

Die Chamtis ziehen den besten Reis und die schönsten Gemüse, namentlich Kartoffeln, in ganz Nordassam. Die ganze Gemeinde bebauet den von Haus aus dem Häuptling gehörigen Boden, dessen Ertrag je nach der Zahl der Hände, welche am Bebauen Theil genommen, unter die Familien des Dorfes vertheilt wird. Da Sklaverei herrscht, so arbeiten wohlhabende Chamtis nie. Außer dem Gemeindeland werden kleine Ackerstücke von Privatpersonen bestellt. Wohlhabende besitzen zahlreiche Herden zahmer Büffel und Ochsen, welche zum Pflügen und als Tauschmittel im Handel mit den Mischmis benutzt werden.

Alles gewonnene Getreide wird in öffentlichen Speichern verwahrt, welche allemal am Flußufer stehen, um bei Feuersgefahr Wasser in der Nähe zu haben. Jeden Morgen erscheint ein Beauftragter des Häuptlings bei einer dieser Scheunen und vertheilt an die Beauftragten der einzelnen Hausstände den täglichen Bedarf an Reis; und der Erlös aus allem zum Markt geschickten Getreide wird vom Häuptling verrechnet und nach Verhältniß unter die Familien vertheilt.

Nur wenige freien Männer beschäftigen sich mit Handarbeit; sie sind durchgängig Jäger, und zwar sehr geschickte, zu Lande wie zu Wasser, wo sie in unvergleichlicher Weise das Boot zwischen den Stromschnellen hindurch führen. Sie sind die natürlichen Vertheidiger des Dorfes und leiten den Handel mit Assam, während die Greise Berather des Stammesoberhauptes sind. Sie zeichnen sich durch ihre Stärke und helle Farbe vor allen Nachbaren aus; ihre charakteristischste Eigenschaft ist eine stete Rastlosigkeit, eine Art Räubernatur. Wegen der Geschicklichkeit im Gebrauche ihrer Messer sind sie allgemein gefürchtet, und wegen ihrer Kriegsführung, welche im Ueberfallen der Dörfer früh am Morgen besteht, werden sie mit Recht Verräther gescholten.

Unter Führung eines Häuptlings dieses Volkes und mit Chamtiträgern trat Cooper gegen die Mitte des November seine weitere Reise gegen Osten an, welche von nun an zu Fuße unternommen werden mußte.

Aus allen Erdtheilen.

Warburton's Reisen in Westaustralien.

Wir gaben jüngst (Nr. 15, 16 und 17) Mittheilungen über die Entdeckungsreisen in Australien, welche Giles, Gosse, Elphinstone, Dalrymple und Egerton Warburton unternommen haben. In Bezug auf die Wanderung des letztern von Tennents Creek in südwestlicher Richtung nahm man nach der kurzen telegraphischen Nachricht über den glücklichen Erfolg der Reise an, daß Warburton Perth erreicht habe, diese Hauptstadt der Colonie Westaustralien. Bereits hat August Petermann im vierten Hefte der Geographischen Mittheilungen eine vorläufige Kartenskizze der Reise Gosse's und Warburton's gegeben.

Nun erhalten wir von unserm Herrn Correspondenten H. G., dem „alten Australier", eine Zuschrift, derzufolge Warburton nicht in Perth eingetroffen war, wie er sollte und wollte, sondern an einem viel nördlichern Punkte. „Am 15. April 1873 trat er von Alice Springs (— Tennents Creek —) der Telegraphenstation etwa 800 Miles von Port Augusta, seine Reise an; am 13. December erreichte er einen Punkt, der 150 Miles östlich von der Mündung des De-Grey-Flusses liegt. Dieser mündet unter 20° S. und 119° 5′ O., etwa 150 Miles nördlich von der Nicholsbay. Dort waren die Vorräthe an Lebensmitteln zu Ende, alle Kameele, bis auf drei, verzehrt. Warburton schickte nun zwei seiner Gefährten eiligst nach dem De-Grey-Flusse, wo Schafruns sind, und bekam auch von dort reichlich Lebensmittel. Er wollte dann direct auf Perth zugehen und von dort mit dem Postdampfer nach Adelaide fahren, wo er um die Mitte des Märzmonates erwartet wurde. Die Entfernung von Alice Springs bis zum De-Grey-Flusse beträgt in der Luftlinie 1000 Miles; davon gehören 850 Miles einer bisher unerforschten Gegend an."

Wir geben diese Notizen so wie sie uns zugekommen sind. Sobald Warburton's Bericht eingelaufen ist, werden wir die Ergebnisse seiner Forschungsreise mittheilen. Ganz richtig bemerkt A. Petermann, daß nun die größte geographische Aufgabe, welche in Australien noch übrig war, gelöst worden sei.

Unser Herr Correspondent theilt uns mit, daß bereits wieder eine Expedition zur fernern Erforschung Westaustraliens ausgerüstet worden ist, und zwar auf Kosten desselben Herrn Thomas Elder, welcher auch jene für Warburton's Reise bestritten hat. Ein alter, erfahrener „Buschmann", Namens Johann Roß, sollte im Monat März von der Peake-Station, etwa 400 Miles nördlich von Port Augusta, seine Wanderung antreten und von dort bis Perth vordringen, aber südlich von Warburton's Route, also gleichfalls durch eine noch unerforschte Gegend, in welcher Delisser und Hardwicke im Jahre 1865 von Süden her nur bis zu 30° S. gekommen sind. In dieser Region wäre also die Strecke von 135° O. nach Westen hin bis 120° O. zu durchwandern.

Aus dem russischen Reiche.

Die Getreideausfuhr aus Rußland ergab im Jahre 1873 die ansehnliche Ziffer von 21,562,911 Tschetwert gegen 15,950,449 Tschetwert im Jahre 1872. Das Verhältniß des Exporthandels in den beiden verflossenen Jahren vertheilt sich auf einzelne Getreidegattungen folgendermaßen:

	1872.	1873.
Weizen	9,847,839 Tsch.	7,164,334 Tsch.
Roggen	2,728,361 „	7,871,371 „
Gerste	1,097,214 „	1,168,786 „
Mais	146,101 „	663,989 „
Erbsen	60,537 „	178,631 „
Hafer	1,396,868 „	3,481,082 „
Mehl	220,305 „	332,469 „
Andere Getreidegattungen	183,224 „	701,249 „

Mit Ausnahme von Weizen hat somit der Export aller anderen Cerealien bedeutend zugenommen. Die Petersburger Blätter bemerken, daß Roggen noch nie in solcher enormen Menge wie im vorigen Jahre ausgeführt wurde.

— Den in Irkutsk erscheinenden „Gouvernements-Nachrichten" entnehmen wir, daß die Ausbeute an Gold in den Bergwerken von Ost-Sibirien im Jahre 1873 sich vermindert hat. Im Jahre 1872 betrug dieselbe 1543 Pud, während im vorigen Jahre nur $1341\frac{1}{2}$ Pud zu Tage gefördert wurden. Diese Verminderung wird hauptsächlich der anhaltenden Dürre im Frühjahr zugeschrieben.

— Der Stand der Fabriken und der industriellen Etablissements in Odessa gestaltet sich immer günstiger, wie man aus nachfolgender Zusammenstellung leicht ersehen kann. Im Jahre 1837 waren dort im Betrieb 37 Fabriken und „Etablissements", 1847 53; 1858 stieg die Zahl auf 111, 1873 auf 166. Seit 1837 hat sich sonach die Zahl beinahe verfünffacht. Nach Ausweisen der betreffenden Eigenthümer betrug die jährliche Production dieser Fabriken im Jahre 1858 4,395,000 Silberrubel, 1869 8,610,000 Silberrubel, 1873 dagegen über 12,000,000 Silberrubel. Im Laufe der verflossenen vier Jahre entstanden in Odessa 34 neue Fabriken.

— Die „Donschen Nachrichten" melden, daß im abgelaufenen Winter der Fischfang im Asowschen Meere an manchen Stellen fabelhaft ausgefallen ist. Im Süden des Asowschen Meeres fingen Fischer mit dem Zugnetz auf einmal eine so colossale Menge von Fischen, daß die Verladung derselben volle acht Tage in Anspruch nahm. Der Werth dieses einzigen Fanges wurde auf 4000 Silberrubel veranschlagt.

— Die Salzproduction in den Salinen und Salzsiedereien im Hinterkaukasus ergab im Jahre 1871 zusammen 1,241,204 Pud. Außerdem wird im nördlichen Dagestan das sich im Turali-See absetzende Salz jährlich in einer Menge von 90,000 bis 100,000 Pud gewonnen. Die Seen von Kaitag-Tabasaransk liefern circa 25,000 Pud und die Salzquellen und -Seen des Gouvernements von Baku und der Umgebung von Derbent 351,823 Pud.

— In den Höhlen von Ojeow in Russisch-Polen (unweit von Krakau) hat man unlängst große Guanolager aufgefunden. Man schätzt die Quantität annähernd auf 100,000 Centner.

Die Pacificbahn und der Schneefall.

Die Pacific-Eisenbahn wird da, wo sie im Staate Nevada das Hochgebirge überschreitet, fast in jedem Jahre hoch mit Schnee bedeckt. Im Jahre 1874 ist die Schneeblockade etwas später eingetreten als gewöhnlich, dafür war sie aber auch stärker als sonst. Ein Schneesturm in der Sierra Nevada und in den Felsengebirgen ist ein Naturschauspiel von großartiger und erhabener Schönheit und Wildheit und für Jemanden, dem es bei einer Reise auf der Central-Pacific-Eisenbahn nicht vor allen Dingen auf schnelle Zurücklegung derselben ankommt, ist es immerhin interessant, Zeuge eines solchen Sturmes zu sein und zu sehen, wie menschliche Kraft die Gewalt der Elemente bekämpft. Der wirbelnde Schnee, die wilde, zerrissene Scenerie, das Geräusch und Geklapper der mächtigen Maschine, die sich ihren Weg durch die auf beiden Seiten aufgehäuften Schneemassen bahnt, bieten einen Anblick dar, den man nie vergessen kann. Die schlanken Tannen beugen sich ächzend im Winde, ihre Schneemassen von sich abwälzend um immer und immer wieder mit neuen Massen bedeckt zu werden. Zwischen den hohen Schnee- und Eisbergen windet sich die Maschine um scharfe Krümmungen, sich eng anschmiegend an eine steile Felswand, um dem zur Seite gähnenden Abgrund zu entfliehen. Hohe Abhänge eilt sie hinauf mit nimmer rastendem, stoßendem, pochwerkähnlichem Geräusche, lange schwarze Rauchwolken entsteigen ihrem Schlote. Der Schneepflug geht voraus und reinigt die Schienen eine Strecke vor dem Zuge von Schnee, aber so stark ist der Wind und so dicht die Schneewolke, daß sich bald wieder genug Schnee auf der Linie ansammelt, um von dem kleinen eisernen Pfluge der Maschine gefaßt und in eine einem schimmernden Brautschleier ähnliche Wolke verwandelt zu werden.

Dann und wann, wenn der Sturm etwas nachläßt, kann der Reisende den großen Schneepflug mit sechs Maschinen arbeiten sehen mit einer Kraft, welche die Welt aus ihren Angeln zu heben scheint. Die Schneepflüge sind eine Curiosität, sowohl in ihrer Construction, als in der Art und Weise, wie sie ihre Arbeit verrichten. Es sind Gebäude, hoch wie ein zweistöckiges Haus, 45,000 bis 55,000 Pfund wiegend.

Ihre Stirn ist geformt wie der eiserne Bug einer Fregatte; nur daß der untere Theil, der den Boden fast berührt, glatt ist. An diesem glatten horizontalen Buge ist die sogenannte „apron" (Schürze) befestigt, die nach Belieben gehoben und gesenkt werden kann. Wenn der Schneepflug in Bewegung ist, so gleitet diese „apron" dicht über die Schienen hin. Der lange scharfe Bug wird zuerst in die Schneemassen hineingestoßen, die Schürze reinigt die Schienen, und drängt die Schneemassen gegen den spitzen Bug, der dieselben in zwei Theile theilt und mit furchtbarer Gewalt, oft 50 Fuß in die Höhe, nach beiden Seiten in die tiefen Schluchten und Thäler wirft. Manchmal sind mehr als zehn Maschinen nöthig, um den Pflug durch die aufgehäuften Mengen des Schnees zu schieben.

Depeschen vom Schauplatze der Schneeblockade lauteten folgendermaßen:

Reno, 9. März. Der Passagierzug von Sonnabend ist noch immer hier. Der Schneepflug, der gestern in unserer Nähe entgleiste, ist noch nicht auf die Schienen zurückgebracht; eine Anzahl Arbeiter und Ingenieure sind jetzt mit der Arbeit beschäftigt. Heute Morgen hörte es auf zu schneien und zu stürmen; man hat deshalb Hoffnung, die Züge morgen frei zu bekommen. Die Virginia-Truckee-Züge machen ihre regelmäßige Zeit.

Cisco, 9. März. Der Schneepflug, welcher von hier abging, erreichte Emigrant Gap um Mittag. Der Schnee ist in die Schuppen östlich von hier geweht. Das Wetter ist hell und ruhig, der Himmel bewölkt.

Truckee, 9. März. Der Schneepflug ging heute Morgen mit fünf Maschinen von hier ab. Er gelangte bis Donner Lake, wo eine Schiene am Triebrade zerbrach, und man hierdurch gezwungen wurde, umzukehren. Um Mittag brach man wiederum nach dem Summit auf. Die Compagnie hat alle verfügbaren Kräfte zum Schneeschaufeln angestellt.

Nachrichten von Alta melden, daß der Passagierzug von Sonnabend noch dort ist. Der Schneepflug, welcher zwischen hier und Blue Mountain entgleiste, ist noch nicht wieder auf den Schienen. Der Passagierzug von Sonntag und alle Frachtzüge auf der Sacramentoabtheilung sind verlassen. Das Wetter ist klar und mild; es thauet rasch.

* * *

— „Sind die Japanesen deutscher Abstammung?" Man hat uns aus Wien eine Nummer der „Constitutionellen Vorstadtzeitung" zugeschickt, in welcher diese wunderliche Frage

aufgeworfen und besprochen wird. Zum Beweise, daß eine indo-germanische Beimischung Grund der Strebsamkeit und Fähigkeiten des japanischen Volkes sei, wird Folgendes angeführt: „Der indo-germanische blonde, blauäugige, weißhäutige Volksstamm der Sianpi hatte seit 1100 Jahren vor Christi Geburt die Mandschurei inne, bildete daselbst die herrschende Classe, erweiterte in der Folge seine Herrschaft in südlicher Richtung bis nach Nanking und gab also dem chinesischen Volke eine Dynastie. Die Türken, mit welchen die Sianpi in stetem Kampfe lagen, zerstörten schließlich das Reich und die Macht dieses Stammes, welcher sich zum guten Theil in die Gebirge der Halbinsel Korea flüchtete und dort mit den mongolischen Ureinwohnern zu einem neuen Volke verschmolz, welches sich wesentlich von seinen chinesischen Nachbarn unterscheidet. Dieses Mischvolk scheint nun die japanischen Inseln colonisirt zu haben. Koreaner und Japaner werden heutzutage noch als eine zusammengehörige Menschenspecies betrachtet, die der große Forscher (sic) Professor Häckel in Jena z. B. mit dem Namen der Koreo-Japaner belegt. Häckel, der von der Racenmischung und Völkerschichtung keine Ahnung zu haben scheint, faßt sie, wohl auch dem Darwinismus zu Liebe, als selbständige Unterart (Varietät) auf. Die indo-germanische Beimischung aber ist in Wirklichkeit historisch und ethnologisch erwiesen."

„Ganz besonders für uns Deutsche interessant wird diese Thatsache (!?), wenn wir vernehmen, daß die Sianpi wahrscheinlich ein deutsches Volk waren, welches mit den deutschen Schwaben, Suevi, identisch ist. Diese wären alsdann die westwärts, jene die ostwärts gewanderten Theile desselben deutschen Stammes. Man hat mancherlei gewichtige Gründe für diese Annahme. Einen derselben wollen wir hier anführen: die Bodensee-Schwaben hießen auch Jani und die Sianpi hatten den Beinamen Juan-Juan!!" —

Na, wenn das nicht klappt und wenn ein so „gewichtiger" Grund nicht überzeugt, dann giebt es keine Wissenschaft mehr in der Welt. Der scharfsinnige Mann in der „Vorstadt-Zeitung" argumentirt weiter:

„Beruht also diese begründete Vermuthung (— der Ausdruck ist gut —) auf Wahrheit, so hat es nicht nur ein schwäbisch-chinesisches Kaiserreich und eine schwäbische Kaiserdynastie in China gegeben, sondern so sind auch die (— von Häckel erfundenen —) Koreo-Japaner, wenn auch nur schwach, teutonisirte Mongolen und ist die jetzt so bewunderte Culturfähigkeit der Japanesen durch Beimischung deutschen Blutes ermöglicht worden."

Hoffentlich macht sich der kühne Anthropolog und Ethnolog der „Vorstadt-Zeitung" noch an die Lösung anderer Probleme; er hat offenbar die Fähigkeit, alle ethnologischen Fragen mit begründeten Vermuthungen zu beantworten und mit „scheint — wahrscheinlich" — zu beweisen was er will. Wir möchten folgende Themata zur Beantwortung aufgeben:

Sonnenklarer Beweis, daß die Braminenkaste stark mit Eskimoblut gemischt ist. — Die Azteken haben ihre Urheimath auf den nikobarischen Inseln gehabt. — Die Inkas in Peru sind Auswanderer aus Skandinavien gewesen, Normannen, welche auf ihren Wikingerzügen um das Cap Horn segelten. — Die Dynastie der Könige von Dahomey stammt aus dem heutigen Großherzogthum Baden; ihre Vorfahren durchstürmten mit ihrem Kriegsgeleit Frankreich, Spanien, Marokko und die Sahara, gründeten in Timbuktu ein badisches, zähringisches Kaiserreich, verloren auf dem Zuge nach Süden ihre weiße Hautfarbe und wurden schwarz; sie waren Kelten und die Hofsprache war keltisch. — Die Tolteken in Mexico waren Tschechen und die fossilen Pferde, welche man in Amerika findet, sind von Magyaren geritten worden. — Die Nachkömmlinge der alten Agathyrsen haben wir im Feuerlande zu suchen und ihren Cannibalismus haben sie aus Asien mitgebracht. — Die Australier sind herabgekommene Keltogermanen. — Attila und seine Hunnen sind „begründeten Vermuthungen" zufolge Keltomongolen. — Wie verhält es sich mit der Racenvermischung unter den Mondbewohnern? Reden sie Irländisch und können die etruskischen Inschriften aus dieser Sprache erklärt werden? ꝛc. ꝛc.

Ein Gelehrter, der mit dem Scharfsinne jenes Ethnologen der „Vorstadt-Zeitung" ausgerüstet ist und mit einer so stramm inductiven Beweisführung an die Arbeit geht, wird alle diese Fragen mit Zuhülfenahme begründeter Vermuthungen sicherlich zu seiner eigenen Zufriedenheit beantworten können, und mit überlegenem Selbstgefühl auf Alle herabsehen dürfen, welche die Ergebnisse seiner tiefsinnigen Forschungen neidisch bekritteln wollen.

— Der Sklavenhandel in Ostafrika. Seit Bartle Frere dem Sultan von Sansibar den oft erwähnten Vertrag über das Aufhören der Sklavenverschiffung abgezwungen hatte, gab man sich in England der Hoffnung hin, daß nun Alles in das richtige Geleise kommen werde. Man triumphirte, daß wieder ein Werk der Humanität gelungen sei. Wer die Dinge ruhig ansah, konnte sich jedoch der Zweifel nicht erwehren, und unser Landsmann Richard Brenner, der die Verhältnisse an jener Ostküste sehr genau aus eigener Anschauung kannte, sagte im „Globus" mit Bestimmtheit voraus, daß der Sklavenhandel seinen Fortgang nehmen werde. Als Frere mit Kriegsschiffen vor Sansibar lag und mit dem Sultan unterhandelte, zogen ganze Sklavenkarawanen nach Norden auf dem Landwege im Innern, wohin die Kanonenkugeln nicht reichen. Jetzt geben Londoner Blätter zu, daß der Sklavenhandel eher im Anwachsen als im Abnehmen sei. Sultan Seyd Bargesch hatte am 5. Juni 1873 den Vertrag mit England abgeschlossen und in Folge desselben verbot er unterm 8. Juni allen Sklaventransport zur See. Darauf verließen manche Sklavenhändler das Land, aber, was Richard Brenner voraussagte, die Araber betreiben das Geschäft im Binnenlande und bringen ihre Waaren zum Verschiffen nach nördlichen Häfen; denn nicht jeder der zahlreichen Häfen kann ununterbrochen von englischen Dampfern überwacht werden. Die Araber rüsten noch immer Jagdzüge zum Menschenraub aus. Man sagt, die englische Regierung sei lahm und nachlässig zu Werke gegangen; aber was soll sie gegen das ruchlose Treiben, das im Binnenlande seinen Fortgang nimmt, beginnen? So lange in den mohammedanischen Ländern Nachfrage nach schwarzen Sklaven ist, wird man immer, trotz aller Schwierigkeiten, Mittel und Wege finden, dieselbe zu befriedigen. Die Mohammedaner halten den Handel mit Sklaven für nichts Unrechtes und denken über denselben ganz anders als wir Europäer.

— Das deutsche Barkschiff „Esther" hat von Hamburg aus die Fahrt nach San Francisco in der ungemein kurzen Zeit von 125 Tagen gemacht. Das trefflich gebauete Schiff, welches nach Versicherung der Mannschaft die Wellen wie ein Delphin durchschneidet, verließ Hamburg am 9. November 1873, durchschnitt am dreißigsten Tage der Fahrt den Aequator, erreichte Cap Horn nach 61 Tagen, passirte am 102. Tage die Linie im Stillen Ocean und war dann nach 23 Tagen in San Francisco. Die „Esther" hatte eine Ladung assortirter deutscher Waaren für ein deutsches Handelshaus an Bord.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 3.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXV. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. 1874.

Bei den Mormonen am Großen Salzsee.

Neuzion oder Neujerusalem heißt bei den Nichtmormonen Great Salt Lake City und ist Hauptstadt des Territoriums Utah. Sie liegt am Fuße des Wahsatschgebirges, dessen höhere Gipfel im Winter mit Schnee bedeckt sind. Aus dem Utahsee, der süßes Wasser hat, fließt der Jordan ab; am rechten Ufer desselben etwas oberhalb der Mündung haben die Heiligen des Jüngsten Tages ihr Zion gebaut, das zu den hübschesten Städten in Amerika gehört und einen sehr freundlichen Eindruck macht. Schon aus weiter Ferne wird das über die Häuser hoch emporragende Tabernakel sichtbar und Fremde lenken gewöhnlich bald nach ihrer Ankunft die Schritte in dieses „Heiligthum“, in welchem die Offenbarungen verkündet werden, die dem Propheten Brigham Young und den zwölf Aposteln vom Himmel herab gegeben werden.

Dieses Tabernakel ist ein colossales Gebäude in der Gestalt eines Eies, über welches eine Kuppel gestülpt worden ist; der Holzbau ist auf allen Seiten mit dicken, plumpen Steinpfeilern umgeben. Im Innern haben reichlich zehntausend Menschen Platz, doch finden sich zum Gottesdienst am Sonntage durchschnittlich nur etwa dreitausend Heilige ein. Auf dem Altar steht ein Leuchter mit sieben Armen; vor demselben ist die Kanzel angebracht; das Ganze ist überaus nüchtern und kahl, die Mauern sind weiß angetüncht, man sieht keine Gemälde, keinerlei Schmuck oder Zierrath. Die Stifter der „wahren Religion“ stammen ja aus dem grenzenlos langweiligen Puritanerthume des Yankeelandes.

Der Ingenieur Simonin begab sich an einem Sonntag Nachmittag in dieses Tabernakel. Die Häupter der Kirche saßen auf einer Emporbühne, die Gläubigen hatten auf den Bänken Platz genommen, die Frauen mit ihren kleinen Kindern; diese lärmten und schrien in die Gesänge der Gemeinde, in die Klänge der Orgel und in die Worte des Predigers hinein. Dann wurde ein großes Gefäß von weißem Metall herumgereicht; dasselbe war mit Eiswasser gefüllt, und alle Anwesenden tranken; der Reisende gleichfalls. Ein neben ihm sitzender Mormone gab ihm Aufklärung, indem er bemerkte: „So feiern wir das Abendmahl.“ Dann las er weiter in seiner Mormonenbibel.

Bei diesem Gottesdienst am Sonntag ist gewöhnlich der Prophet Brigham Young nebst seinen beiden Räthen und den zwölf Aposteln anwesend und hält dann und wann selber die Predigt; allemal aber tritt zur Erbauung der Gläubigen eines der großen Kirchenlichter auf und hält seinen Sermon in einer den Mormonen eigenthümlichen Art, die von der aller anderen Secten abweicht. Auch Controverspredigten finden statt; die Mormonenredner haben es gern, wenn „Heiden“ auftreten und ihre Lehren und Einrichtungen anfechten.

Ein „starker Pfeiler der wahren Kirche Gottes“ war der Aelteste, Heber Kimball, welcher schon 1847 den Zug durch die Wüste nach dem Großen Salzsee mitgemacht hatte und der sein Leben lang mit ungemindertem Eifer für die Ausbreitung und Befestigung des Mormonenthums wirkte. Als er im Juli 1868 mit Tod abging, wurde er von seinen drei-

zehn Frauen und seinen vierundfunfzig lebendigen Kindern aufrichtig betrauert. Mit Ausfällen gegen das, was er als Anmaßungen der Heiden bezeichnete, war er nicht sparsam, und wenn er dergleichen Ungläubige im Tabernakel sah, bestieg er gern die Kanzel, um die Vielweiberei zu vertheidigen. Das war sein Lieblingsthema; seine Reden wurden stenographisch nachgeschrieben und dann gedruckt. Eine Predigt im gewöhnlichen Sinne des Wortes hielt er freilich nicht; er sprach über Alles und noch etwas: von seinen Frauen, seinem Haus und Hauswesen, seinem Garten, seinen Kindern und den Heiden, die in der Finsterniß tappen. „Ei, wenn die Heiden Aepfel von mir verlangen, gut, ich will ihnen Aepfel geben. Haben sie Geld nöthig, gut, ich werde es ihnen leihen. Falls sie aber meine Frauen sehen und besuchen wollen, dann schlage ich ihnen die Thür vor der Nase zu. Ei, das würde sonst eine schöne Geschichte abgeben! Wenn sie dann in ihre Staaten zurückkommen, würde des Geschwätzes kein Ende werden über Frau Virginie Kimball hier, Frau Amalie Kimball da, und so fort. Das aber will und mag ich nicht!"

Der Prophet Brigham Young seinerseits preist in seinen Predigten die Heiligkeit der Vielweiberei; er argumentirt, wörtlich, in folgender Weise:

„Da möchte ich Jemand sehen, der mir aus der Bibel beweisen könnte, daß ich kein Recht hätte, so viele Frauen zu heirathen, wie mir paßt und gefällt! Hat nicht etwa König Salomo tausend gehabt? Und Abraham, die Patriarchen, Moses, David, die Propheten, hatten sie denn nicht mehrere Frauen, also die Polygamie? Und nun gar die gesetzliche Bestimmung, daß der Mann nur eine einzige Frau haben solle! Gehört nicht zur himmlischen Oekonomie für die Menschen, ist von Gott nirgends anbefohlen worden. Dieses System kam auf, nachdem Rom gebaut worden war. Das Raubgesindel, welches diese Stadt gründete, begriff, daß es gegen seine Nachbaren nur sich halten und aufkommen könne, wenn es an Zahl wuchs, und deshalb stahl und raubte



Geschäftsstraße in Salt Lake City.

es den Sabinern ihre Frauen. Diese aber waren keine große Anzahl und deshalb wurde geboten, daß jeder Mann nur eine Frau haben solle. Rom dehnte seine Herrschaft weit aus und so ist es gekommen, daß die Einweiberei Platz griff. Und bei den heutigen Christen gilt sie gar für ein Sacrament, wird für eine göttliche Einrichtung ausgegeben und ist doch lediglich ein von einer Räuberbande herrührendes System."

„Der Congreß der Vereinigten Staaten hat ein Gesetz gegeben, demzufolge die Polygamie bestraft werden soll. Indem er das gethan, hat er sich erfrecht, die Offenbarungen, welche Gott der Allmächtige seinem Volke zu Theil werden läßt, meistern zu wollen! Wer scharfe Werkzeuge angreift, und doch nicht mit denselben umzugehen weiß, schneidet sich in die Finger und wer das große Ich bin beleidigt, wird am Ende viel weiter getrieben, als er anfangs gedacht und gemeint hat."

„Weshalb glauben wir an die Polygamie und weshalb halten wir fest an ihr? Weil Gott der Herr seinen Dienern durch eine Offenbarung dieselbe geboten hat und weil sie von den Dienern Gottes stets befolgt worden ist. Und ist diese Religion im Himmel populär? Ja gewiß, denn sie ist die einzige Religion die dort populär sein kann. Ist sie doch die Religion Abrahams; und wenn wir es nicht hielten, wie Abraham es gehalten, so wären wir nicht vom Stamme Abrahams und nicht die Erben Abrahams, wie uns doch versprochen worden ist."

Dieser Brigham Young, jetzt 73 Jahr alt, aber rüstig wie ein Mann in den besten Jahren, ist offenbar ein höchst bedeutender Mensch. Darin stimmen Alle überein und man hat ihn sogar als den „Mohammed der westlichen Erdhälfte" bezeichnet. Seine Stirn ist mächtig, sein Haar nun längst grauweiß, seine Lippen hält er geschlossen, seine Haltung ist ruhig; redselig ist er für gewöhnlich nicht, er hat aber eine Beredtsamkeit, mit welcher er seine Heiligen förmlich packt und mit sich hinreißt, wohin er sie haben will. Er ist, jenachdem er will, kaltblütig, zurückhaltend, fein, verschlagen, hartnäckig bis zum Aeußersten und ein Diplomat ersten Ranges.

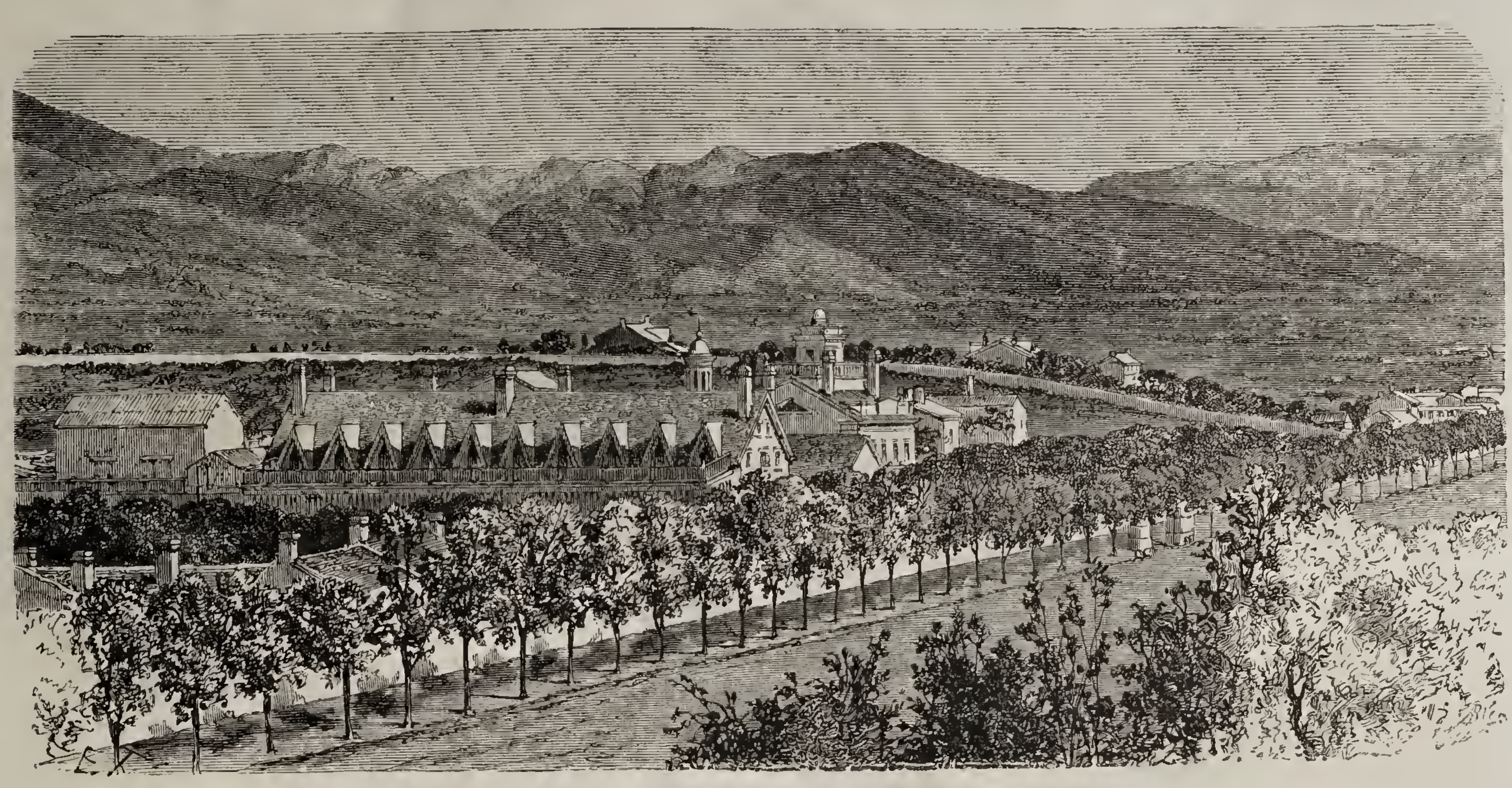
Die Mormonen folgen unbedingt seiner Leitung. Binnen der kurzen Zeit von wenig mehr als einem Menschenalter ist es ihm mit einer aus so sehr verschiedenen Bestandtheilen zu-

sammengesetzten Bevölkerung, die mit jedem Jahre frischen Zuwachs erhält, gelungen, die öden Wüsteneien in einen blühenden Garten umzuwandeln. Da wo man einst nur Salz fand, gedeihen längst alle Getreidearten, Obstbäume und Gemüse Europas. Unter den Menschen ist Zucht, sie sind arbeitsam und fleißig und in ihrer Art durchaus religiös. Bis heute haben sie dem Zwange, welchen die Bundesregierung der Vereinigten Staaten ihnen anthun will, mit Erfolg Widerstand geleistet. Brigham Young hat unablässig mit derselben parlamentiren, sich wehren und dieselbe dann und wann befriedigen müssen, aber niemals ließ er sich einschüchtern.

Er hat eine „Musterstadt" gegründet. Sein Neues Zion oder Jerusalem, Great Salt Lake City, ergab 1870 bei der amtlichen Zählung 12,854 Köpfe, welche sich seitdem um etwa vier- bis fünftausend vermehrt haben. Jene des ganzen Gebietes Utah war von 11,380 im Jahre 1850 und 40,273 in 1860 auf 86,786 angewachsen und beträgt heute gegen 100,000. Die Gesammtzahl der Mormonen in Utah und in anderen Ländern nimmt man auf etwa 160,000 bis 200,000 an, denn die Apostel, welche von der Kirche der Heiligen des jüngsten Tages in alle Welt ziehen, um die Völker zu bekehren, haben großen Erfolg.

Die Stadt ist in zwanzig Viertel, Wards, getheilt, deren jedes ein Viereck bildet und eine Schule hat; die Leitung hat ein Bischof und die Verwaltung ist von ausgezeichneter Regelmäßigkeit. Der Prophet überwacht das Ganze und es ist auch in der Ordnung, daß in einem theokratischen Gemeinwesen nach altjüdischem Zuschnitte der Mann, welchem sein Gott Offenbarungen giebt, die Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nimmt, und daß sie von dem gläubigen Volk ihm zuerkannt wird. Sie hindert ihn keineswegs, irdische Dinge zu seinem Vortheile zu benutzen. Er ist Besitzer großer Landgüter, treibt Ackerbau und Viehzucht, hat Mahl- und Sägemühlen und steht an der Spitze einer Bank.

Vor dreißig Jahren waren diese Einöden, in welche sich nur dann und wann ein Pelzjäger verlief, so gut wie unbekannt.



Harem und Wohnhaus Brigham Young's.

Einer derselben, Bridger, nach welchem ein Fort benannt worden ist, sagte einigen Mormonen: „Ich gebe euch für jeden Scheffel Korn, den ihr in dieser Wüstenei erntet, einen Scheffel Gold." Aber die Mormonen ernten in Utah Hunderttausende von Scheffeln, denn alle Thäler im Territorium, welche der Bewässerung fähig sind, hat man unter Anbau genommen und den Erdboden sehr fruchtbar gefunden. In den südlichen Theilen gedeihen Baumwolle und Maulbeerbäume und dort sind auch Seidenspinnereien; in den mittleren Counties zieht man Hanf und Flachs, deren Fasern versponnen und verwebt werden, denn die Mormonen trachteten von Anfang an danach, sich für die nothwendigsten Bedürfnisse unabhängig zu machen. So verarbeiten sie auch die Schafwolle und fabriciren Rübenzucker. Sie haben Kohlen und verhütten ihr Eisenerz; dazu kommen noch die vor wenigen Jahren entdeckten Silbergruben.

Die Mormonen legen ihre Ortschaften so an, daß jede derselben zu einem Gartendorf oder zu einer Gartenstadt wird. Salt Lake City hat sehr breite Straßen, deren jede von einem Canale durchzogen wird; das Wasser ist vom Gebirge herabgeleitet worden, frisch und klar und darf durch keinerlei Schmutz verunreinigt werden. Jedes Haus steht in einem Garten und der Besitzer hat einen Wingert, bauet Gemüse und alle Obstarten gedeihen vortrefflich. Nur in einigen Straßen, welche den lebhaftesten Verkehr haben und wo die Kaufmannsläden sich befinden, bilden die Häuser geschlossene Reihen und sind aus Bruch- und Backsteinen aufgeführt.

Wir geben auf der umstehenden Tafel neun Charakterköpfe von hervorragenden Heiligen des jüngsten Tages nach Photographien. Man sieht, wie scharf ausgeprägt und ausgewirkt diese Physiognomien sind. — Daniel Wells predigt oft, ihm fehlt aber das Feuer des Propheten. — Orson Hyde ist ein Vertreter der Kirche, deren eifriges Mitglied er schon in Illinois und Missouri gewesen; er hat die Grundsteine zu den ersten Gebäuden in Neujerusalem legen helfen. Gemeinschaftlich mit Kimball ist er schon im Jahr 1837 in England als Apostel für Verbreitung der wahren Religion der Heiligen thätig gewesen. Er ist ein ausgezeichneter Landwirth und hat große Verdienste um den verständigen Betrieb des Ackerbaues. — Smith ist Apostel und Archivar, ein munterer Heiliger, welcher anmuthig zu scherzen versteht. — Bischof Hunter erörtert gern theologische Spitzfindigkeiten; er ist Besitzer der größten Mahlmühle im Territorium, und



Mormonenköpfe.

Hunter, Präsident der Bischöfe. — Dimick Huntingdon, Dolmetscher für die Utahindianer. — Orson Hyde, Präsident der zwölf Apostel.
Elisa Snow, Dichterin und eine der spirituellen Gemahlinnen des Propheten. — Brigham Young. — Alexandra, Schauspielerin.
Heber Kimball, Apostel und oberster Rath der Kirche. — Georg Smith, Apostel, Geschichtschreiber der Kirche, Vetter des ermordeten Propheten und Märtyrers Joseph Smith's. — Daniel Wells, Apostel, zweiter Rath der Kirche.

sieht aus wie ein Capitän außer Diensten und pflegt seinen starken Bart.

Von mürrischem, sauber-herbem, muckerischem Puritanerthum der neuengländischen Yankees wollen die Propheten der Heiligen des jüngsten Tages nichts wissen; „bete, arbeite und freue dich des Lebens.“ Dieser Maxime zufolge haben sie dann auch ein Theater gebaut, das als sehr hübsch eingerichtet geschildert wird und für reichlich anderthalb tausend Personen Raum hat. Simonin schreibt: „Ich habe alle großen Schaubühnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika besucht und muß gestehen, daß ich in denselben kein so aufmerksames Publicum und ein so anständiges Betragen desselben gefunden habe; nirgends wurden die Rollen besser gespielt. Hier werden niemals Stücke unsittlicher Tendenz aufgeführt, wie ich sie in Neuyork, Boston und Pittsburg gesehen habe, wo es sich wohl ereignet, daß ein Betrunkener einen Revolver nach der Bühne hin abfeuert. Derartige Brutalitäten sind bei den Mormonen undenkbar.“

Für den ersten „Stern“ der Bühne in Salt Lake City gilt Fräulein Alexandra, ein hübsches Mädchen mit ausdrucksvoller Physiognomie, wie man auf unserer Tafel sehen kann. Wie kommt es, daß sie keinen Mann hat, daß sie keinem Heiligen „angesiegelt“ worden ist? Sie will eben nicht heirathen. Brigham Young hält große Stücke auf sie. Als ein Apostel äußerte, daß er ja Wunder wirken könne und sich doch vergeblich um die schöne Alexandra beworben habe, antwortete der Prophet scherzhaft: Allerdings ist für mich nichts unmöglich bis auf eins: ich meine die Eroberung der Alexandra.

Das Theater wird sehr fleißig besucht; Brigham Young hat seine eigene Loge und bringt jedesmal einige seiner Frauen mit. Alles geht, wie schon gesagt, ruhig und anständig her, und das ist überhaupt in der ganzen Stadt der Fall. Die Mormonen halten keine Branntweinschänken und nur wenige Kaffeehäuser; Betrunkene sieht man unter ihnen nicht. Sie leben einträchtig mit einander; wenn Rohheiten und Schlägereien vorkommen, sind sie dabei nicht betheiligt, sondern nur die Heiden. Frauenzimmer die einen schlechten Lebenswandel führen, werden platterdings nicht geduldet.

Diese Mormonen bilden eine der interessantesten Erscheinungen in der Geschichte; sie stehen als eine wunderliche Anomalie da, sie haben einen Ausgleich zwischen diametralen Gegensätzen gefunden. Joseph Smith, Abenteurer und Schatzgräber, zugleich Betrüger und Fanatiker, der an seine eigenen Hallucinationen glaubt, erhält im Jahre 1823 „Heimsuchungen und Eingebungen“ von einem Engel, den er Moroni nennt. Dieser giebt ihm goldene Platten mit ägyptischen Buchstaben und heilige Brillen, durch welche ihm das Verständniß der unbekannten Schriftzeichen vermittelt wird: So entsteht das Buch Mormon, diese Bibel der Heiligen des jüngsten Tages, und 1830 wird zu Kirtland in Ohio die Kirche gegründet. Sie schickt Apostel aus von Chile bis Island und in die Südsee; und diese haben großen Erfolg. Die Yankees erschießen den Propheten Smith wie ein wildes Thier; die Angehörigen der Kirche werden gehetzt und verfolgt auch in Missouri; dann ziehen sie unter unbeschreiblichen Entbehrungen gen Westen, um in der Wüste fern von aller Berührung mit den „Heiden“ zu bleiben; eine Offenbarung hat ihnen gesagt, wo sie den Jordan finden würden und wo sie das Neue Zion erbauen sollten. So kamen sie an den Großen Salzsee, wo sie ihren „Staat der Honigbiene“ (Des eret) gründeten. Bald aber kamen die Heiden auch in jene Einöden und seitdem sind sie von diesen „heimgesucht“ worden. Bis heute ist ihnen der Widerstand gelungen, ihre Zahl wächst an und sie sind fest überzeugt, daß die Kirche nicht untergehen werde. Es liegt jedoch in den Verhältnissen, daß der Conflict zwischen ihnen und der nordamerikanischen Bundesgewalt endlich einmal eine Lösung finden muß.

Vulcanische Ausbrüche auf Hawaii.

Die Hawaii-Eilandgruppe (Sandwichsinseln) ist bekanntlich durchaus vulcanisch. Die größte dieser Inseln, Hawaii, die von 20° S. durchschnitten wird, hat in Mauna Loa einen Feuerberg, der 13,760 pariser Fuß hoch ist; einen thätigen Krater hat derselbe auf seinem Gipfel nicht. Oestlich von ihm hat der furchtbare, fast ununterbrochen thätige Kilauea nur 3630 Fuß Höhe, also etwas mehr als unser Brocken im Harze; sein Krater ist mit feuerflüssigen Seen angefüllt. Im nördlichen Theile der Insel erheben sich der Mauna Kea, 13,093 Fuß, und der Mauna Hurarari oder Hualalaki.

Wir lesen, daß zu Anfang des laufenden Jahres die Feuerberge wieder eine größere Thätigkeit zeigten, aber eine so entsetzlich verheerende Katastrophe wie jene vom April 1868, die wir ein anderes Mal schildern, ist glücklicherweise nicht eingetreten. Mit diesen Vulcanen können, was die Heftigkeit der Ausbrüche anbelangt, nicht einmal jene von Ecuador einen Vergleich aushalten und die Eruptionen des Vesuv sind dagegen nur ein winziges Feuerwerk.

Herr von Varigny, welchem wir früher schon einige Schilderungen über die Sandwichsinseln entlehnten, war im November 1857 auf Hawaii, um die Vulcane näher kennen zu lernen. Er trat von der Ostküste her seine Wanderung an und hatte zunächst den schneebedeckten, bis hoch hinauf mit Wald bestandenen Mauna Loa in Sicht. Als er einen höhern Standpunkt erreicht hatte, bemerkte er schon aus weiter Ferne einen schwarzen Streifen, der sich über Berg und Thal bis zum Meer hinzog und am Gestade desselben ein förmliches Cap bildete. Längere Zeit hindurch war der Berg ruhig gewesen, dann aber, vor etwa einem Jahre, war das Feuer unter dem Schnee herausgebrochen und hatte einen ungeheuern Lavastrom über das Unterland ergossen; jene schwarze Linie deutete den Lauf des feurigen Stromes an. Binnen vierzehn Tagen, während welcher die Eruptionen ununterbrochen andauerten, war dieser 18 deutsche Meilen lange, dreiviertel Meilen breite Schlacken- und Lavastrom gebildet worden und hatte sich auch weit ins Meer hineinerstreckt.

Von der Hilobay aus brach Herr von Varigny früh um fünf Uhr nach dem Innern auf; nachdem er dreizehn Stunden lang unterwegs gewesen, hatte er noch nichts von dem Kilauea gesehen. Als er dann mit seinen Begleitern aus dem Wald herauskam, war er in hohem Grad überrascht. Sie standen auf einer Lichtung dicht an einem Abgrunde, an einem colossalen Circus, der an tausend Fuß tief ist. Die Wände

fallen steil ab, tief unten wogt ein feuriger See, der unheimlichen Schein auf die jähen Wände wirft und aus welchem weiße Rauchwolken emporwirbeln.

Die Wanderer fanden eine Art von Obdach in einer Bambushütte; die Nacht war kalt. Am nächsten Morgen orientirten sie sich; sie befanden sich etwa 5000 Fuß hoch an einem der Abhänge des Mauna Loa, der selbst noch etwa zwölf bis vierzehn Wegstunden entfernt war. Bei herrlichem, klarem Wetter lag der Berg mit allen seinen Umrissen gleichsam handgreiflich da. Sie wollten nun in den Krater, an dessen Rande sie standen, so tief als möglich hinabsteigen. Der Pfad, welcher hinab führte, glich einer steilen Leiter; nachdem sie wohl dreiviertel Stunden unter vielen Beschwerden auf einer Art von großer Steinplatte angelangt waren, hatten sie einen unvergeßlichen Anblick. Man denke sich ein Meer, das urplötzlich zum Stillstand gekommen und fest geworden ist. Auf weiten Strecken war die verglaste Oberfläche von Spalten durchrissen; manche derselben waren nur wenige Fuß tief, andere gingen hinab bis auf das Feuermeer selbst und aus ihnen züngelten Blitze hervor; alle aber hauchten Schwefeldämpfe aus.

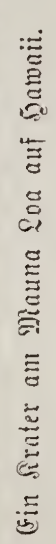
Auf dieser vulcanischen verglasten Oberfläche wagten die Herren von Varigny und von Holt sich immer weiter vor und nach Verlauf von einer Stunde waren sie dann am



Insel Hawaii.

Lua Pele, dem „Tempel der Pele", dieser höchsten Gottheit der Eingeborenen, der Göttin der Vulcane. Der Feuersee der Pele hat einen Umfang von mehr als einer Stunde und lag in ungefähr 70 Fuß Tiefe. Die eingeborenen Begleiter der beiden Europäer legten am Rande desselben ihre Fußbekleidung und Kopfbedeckung ab, murmelten leise einige Worte und befestigten an Steinen allerlei Gegenstände, welche sie zu diesem Zweck aus Hilo mitgenommen hatten, z. B. Korallenhalsbänder, Glasperlen und dergleichen. Dann warfen sie dieselben als Opfergabe hinab in die Feuermasse und riefen dreimal: „Aloha Pele! Ich grüße Dich, Pele!"

In diesem See, aus welchem entsetzliche Hitze heraufstieg, wogte nach allen Richtungen hin eine schwarze, flüssige Masse, einem unruhigen Meere vergleichbar und brandete an die Wände, von welchen sie eingeschlossen ist. Jetzt erhebt sich eine Welle hoch über andere, der glühende Schaum schlägt aus einander und eine rothe Welle flüssigen Feuers kommt zum Vorschein. Sie strömt langsam und regelmäßig von der einen Wand nach der Mitte des Kraters hin und verschlingt auf ihrem Wege den schwarzen Schaum. Von der andern Seite kommt ihr eine andere rothe Woge entgegen und beide prallen gegen einander mit einem eigenthümlichen Getöse; es war, als ob hundert Bergströme Lawinen von Felsen und Steingeröll donnernd in die Tiefe schleuderten.



Ein Krater am Mauna Loa auf Hawaii.

Jede dieser Feuerwellen hatte eine Höhe von etwa 20 Fuß; sie waren glühende Berge, die ihre Kräfte mit einander maßen. Als sie einander begegneten, wankte der verglaste Boden unter den Füßen der Wanderer auf und ab, und es entstand ein krachendes Getöse. Nun bildeten sie eine Feuerpyramide, die höher als 60 Fuß emporstieg und glühenden Schaum nach allen Richtungen hin aussprühete. Bald blieb der einen Welle die Oberhand, sie drängte die andere zurück, breitete sich wie ein weites rothes Tuch aus und schlug mit geradezu fürchterlicher Gewalt gegen eine Wand, welche bei solchem Drucke und solcher Hitze gleichsam schmolz; sie stürzte und verschwand im Feuermeere ähnlich wie ein steiles, überhängendes Sandufer, das von einem reißenden Wasserstrom unterwaschen und hinweggerissen wird.

Dieses grauenvoll erhabene Schauspiel hatte etwa eine Viertelstunde gedauert. Dann beruhigte sich das Feuermeer; seine leiser wallende Oberfläche wurde wieder schwarz, doch drang da und dort Feuer im Zickzack aus Spalten in die Höhe. Nun stiegen die beiden Wanderer noch etwa 30 Fuß tiefer hinab und drangen bis an eine mehrfach weit durchlöcherte Lavamasse vor, die einen gewissen Schutz gewährte und von welcher aus sie die Bewegungen der Feuermasse deutlich verfolgen konnten. Nach einer Weile drangen wieder, genau wie soeben geschildert worden ist, Feuerberge gegen einander und abermals trat Ruhe ein. Varigny nahm Lavastücke an sich und einige „Haare der Pele“. Diese sind eine feine, seidenartige Substanz wie Glasfäden und sehr selten, denn man kann sie nur im Innern der Vulcane finden.



Feuersee am Mauna Loa.

Die Wanderer litten viel von der entsetzlichen Hitze und waren froh, als sie wieder freie, frische Luft athmen konnten.

Auf einem andern Ausfluge, welchen sie in der Region zwischen dem Mauna Kea und dem Mauna Loa unternahmen, waren weniger Schwierigkeiten zu überwinden. Als sie in einer Höhe von etwa 6000 Fuß in einem Pandanushaine rasteten, hatten sie einen herrlichen Ausblick über einen großen Theil der Insel und auf sämmtliche Vulcane derselben. Sie befanden sich auf der weiten Hochebene Kalaika, welche sich zwischen den beiden eben genannten Bergen ausdehnt. In den Sommermonaten Juli und August finden sich auf ihr unzählige Schwärme von wilden Enten ein, welche sich dann von den rothen Ohelobeeren nähren. Dann erscheinen auch viele Jagdliebhaber, welche zugleich den zahlreichen Wildschweinen und dem verwilderten Rindvieh, dann auch den wilden Hunden nachstellen. Die weite Ebene hat kein einziges fließendes Gewässer und die Thiere sind deshalb auf die großen Pfützen und eine Anzahl von Quellen angewiesen.

Da wo die Ebene ausläuft und das Gelände ansteigt, beginnen dichte Wälder von Koa (Acacia falcata); sehr häufig treten Baumfarren auf (Cibotium Chamissonis); weiter nach oben hin machen die Bäume einem kräftigen, dicht gedrängten Strauchwerke Platz, das nach und nach dünner steht und vielfach verkrüppelt aussieht. Man kommt auf einen duftigen, mit Blumen besprenkelten Wiesenteppich, weit und breit wachsen Ranunkeln. Dann aber folgt ein mit Asche bedeckter Boden, in welchen die Pferde fast bis zum Knie einsinken und der mit Steinen gleichsam übersäet ist. Weiter aufwärts, in etwa 10,000 Fuß, tritt als letzte

Spur von Vegetation Ensis argentea auf, die wohl nur auf den beiden höchsten Vulcanen Hawaiis zu finden sein möchte. Varigny erklärt diese Pflanze für ein wahres Wunder; die Wurzeln klammern sich stark am Boden fest; sie selber erinnert an die Aloës; die schwertförmigen Blätter sind weißlich-grau und mit einem leichten Flaum überzogen. Aus der Mitte schießt ein Stamm bis zu 10 Fuß Höhe auf; derselbe trägt einen seidenartigen Büschel, ähnlich wie das in der Blüthe stehende Zuckerrohr.

Auf dem höchsten Plateau lag Schnee, auf welchen die Sonne spiegelt. Alles schien wie todt auf dieser weißen Einöde; kein Ton ließ sich vernehmen. Vor den Wanderern lag die glänzende Kuppe des Mauna Loa; nach Norden hin erhob sich der Hale a Kela, das Sonnenhaus, auf der Insel Maui, welche von Hawaii durch einen schmalen Meerescanal getrennt ist. Gegen Abend lagerten sich dichte Nebel über die Ebenen, die Wälder, die Hügel, über alle Bodenwellen, während über dem Standpunkte der Wanderer heiterer Himmel lachte und Sonnenglanz die Schneekuppen der hohen Vulcane vergoldete.

„In Kavaihaë wurde Nachtrast gehalten. Die Hitze war drückend. Doch ermüdet wie wir waren, floh uns der Schlaf trotzdem nicht. Aber gegen 3 Uhr Morgens springen wir auf, denn wir werden durch ein wahrhaft infernalisches Getöse erschreckt. Das Gemach füllt sich mit Staub, auf das krachende Dach fallen Steine wie Hagel. Wir rufen, schreien und fragen, was das alles sei und bedeute. Man antwortet uns, es sei weiter nichts als der Mumuku, der weiter nichts zu bedeuten habe, ein guter Bekannter, ein Wind, der manchmal aus den Bergen hervorstürmt, eine gute Stunde oder auch doppelt so lange wüthet und heult, aber bei Tagesanbruch aufhört. Wir möchten uns nur unbesorgt wieder schlafen legen, die Sache habe ja weiter gar nichts zu bedeuten."

Culturgeschichtliches über Leichenverbrennung.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

Es haben sich jüngsthin in Deutschland und in der Schweiz Vereine zur Wiedereinführung der Leichenverbrennung gebildet, vielbesuchte Vorträge gehalten und im Uebrigen kaum daran gedacht, welche Stellung wohl die Kirche zur Leichenverbrennung einnehmen werde. Die Stimmung der gebildeten Protestanten und Katholiken ist nun zwar im Allgemeinen dieser neuen Frage nicht ungünstig, allein die Erfahrung lehrt, daß Reformen, welche die altersgeheiligte Liturgie und den tief ins Kirchenleben eingreifenden Ritus im innersten Marke berühren, nicht so leicht durchzuführen sind, als es denjenigen erscheinen möchte, welche die Frage der Leichenverbrennung vom rein praktischen Standpunkte des bürgerlichen Lebens aus betrachten. Um diesen hat sich die Kirche nie bekümmert, dagegen die Vertheidiger desselben um so heftiger des strafwürdigen Abfalls vom „wahren Glauben" geziehen. Und so dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn die Orthodoxie auch der neu auftauchenden Leichenverbrennung gegenüber sehr bald beginnen wird, Morgenluft zu wittern und für die Vermoderung in die Schranken zu treten.

„Denn — so läßt man sich von orthodoxer Seite her vernehmen — sollte vielleicht diese Begeisterung für das Verbrennen der Leichen nicht ebenfalls wieder nur ein neuer Ausdruck für die Glaubensflucht sein, in welcher die gebildete Welt in noch immer zunehmendem Maße den Kirchengebräuchen sich entfremdet und eigene Bahnen des Fühlens, Denkens und Handelns einschlägt?" Bekanntlich hat die Orthodoxie für alles von ihr Abweichende von jeher das feinste Vorgefühl besessen, und wenn wir Freunde der Leichenverbrennung die Wahrheit gestehen sollen, so liegt in der That unserer Begeisterung fast unbewußt jene von der Orthodoxie wohlempfundene Entfremdung von der ursprünglichen Kirchensatzung allerdings mit zu Grunde. Die Verbrennung der Leichen war für das Urchristenthum einer der ersten „Heidengreuel", welche um Abschaffung schrien. Es ist wirklich so und muß vor dem Publicum mit allem Nachdruck hervorgehoben werden: wir verdanken den uns jetzt anwidernden Brauch der Leichenbegrabung einzig und allein der Kirche und nur der Kirche. Ja, die Kirche ist es gewesen, welche die Weiterübung des Leichenverbrennens noch unter Karl dem Großen mit Todesstrafe zu belegen begann. Die Kirche wußte freilich, was sie that: die Leichenverbrennung war ein urheidnischer Brauch und diesen galt es vom Erdboden wegzufegen, weil er der Grundausdruck der heidnischen Weltauffassung war.

Die Kirche wird deshalb auch jetzt wieder nur ihrer Tradition folgen, wenn sie sich, was wir bald genug erleben werden, mit gewohnter Heftigkeit allem Wiedererwachen „heidnischer" Bräuche entgegenstemmen wird.

Der Einführung der Leichenverbrennung droht sonach eine große Gefahr. Es ist aber zweckmäßiger, diese zur rechten Zeit ins Auge zu fassen, als dieselbe sich zu verheimlichen, um dann nachher blindlings ins Bockshorn gejagt zu werden. Vor allem aus muß die Frage der Leichenverbrennung culturgeschichtlich beleuchtet werden, und da ergiebt sich dann nach den Untersuchungen, welche Jacob Grimm in seiner Abhandlung „Ueber das Verbrennen der Leichen", Kleine Schriften 2, 211 ff., sowie andere große Culturhistoriker, z. B. Rochholz in „Deutscher Glaube und Brauch", I, 270 ff. und in „Deutsche Arbeitsentwürfe" 2, 323 ff., über den altheidnischen, durchaus verständigen Brauch angestellt haben, etwa Folgendes:

Die älteste Zeit kannte nur die Leichenbegrabung, denn wo hätte man zum Verbrennen das Feuer geholt? Die Leichenverbrennung war das Product der mit der Erfindung künstlicher Feuerbereitung allmälig fortgeschrittenen Feinfühligkeit. Man unterscheidet nach den beiden Perioden des Leichenbegrabens und des Leichenverbrennens ein Grabalter und ein Brennalter. Doch sind diese beiden Perioden niemals dergestalt in sich abgeschlossen gewesen, daß nicht während des Brennalters auch noch begraben, oder während eines neuen Grabalters nicht auch noch verbrannt worden wäre.

Beide Gebräuche entsprangen nicht sowohl einer Verschiedenheit der praktischen Bedürfnisse, als vielmehr verschiedener Religionsanschauung: es spiegelt sich in ihnen der tiefste Gegensatz der Weltauffassung. Das Begraben der Leichen

oder deren Aufbewahrung in Todtenhallen und Beinhäusern kennzeichnet die Religionsansicht derjenigen Völker, welche bei der ganz materiellen Auffassung der persönlichen Unsterblichkeit stehen geblieben sind, während die Leichenverbrennung den Ruhm derjenigen Völker ausmacht, welche sich zum Glauben an die rein geistige Natur der persönlichen Unsterblichkeit emporgeschwungen haben. Ihre Leichen begruben und begraben die alten Aegypter, die Juden und die Chinesen. Leichenverbrenner waren und sind zum Theil noch jetzt vor allen aus die indogermanischen Völker mit Ausnahme der alten Perser, also die Inder, Griechen, Römer, Thracier, Gallier, Germanen, Slaven und Lithauer. Es sind diejenigen Naturvölker, aus welchen sich im Laufe der Zeit die bahnbrechenden Culturvölker entwickelt haben.

Der Uebergang von der Leichenbegrabung zur Leichenverbrennung vollzog sich im trägen Gange der Entwickelung etwa auf folgende Weise.

So lange die Menschen sich nur von den rohen Früchten nährten, welche der gütige Erdboden aus seinen Tiefen emporsandte, indem er sie an Pflanze, Strauch und Baum gedeihen ließ, hielten sich nach dem Glauben der Völker auch ihre Götter, die Spender jener Lebensgüter, in den unbekannten Tiefen des Erdreichs auf. Da verstand es sich denn von selbst, daß man die Todten dahin beförderte, wo sie an den Freuden der Götter unmittelbar Theil nehmen konnten: man begrub die Leichen.

Als dann die künstliche Feuerbereitung erfunden wurde, welche die Völker zu einer viel höhern Culturstufe emporhob als sie vorher eingenommen hatten, erwuchs auf naturgemäße Weise der Glaube an die Heiligkeit, ja Göttlichkeit des Feuers. Wenn man sah, daß das irdische Feuer mit dem im Blitze vom Himmel fallenden wesentlich gleich sei und wie das Licht, das vom Sonnenball herniederströmt, feuergleiche Wirksamkeit ausübt, so mußte man zu der Ueberzeugung gelangen, Sitz und Wohnstatt der Götter seien da zu suchen, von wo aus die Kraft des Urfeuers und des Lichtes am segensreichsten ausgeht, droben im „Himmel“, wo des Tags die Sonne, des Nachts der Mond und die Sterne leuchten und von wannen der vernichtende, aber auch im Gewitter befruchtende Blitz herniederfährt. Wenn dann dazu frühzeitig der Glaube trat, das Wesen der menschlichen Seele sei mit dem Lichtwesen der Götter stammverwandt, wenn man sich folgerecht die Seele als Lebensflamme vorstellte, da mochte man alsdann vom Einsenken der Leichen in den lichtlosen, schmutzigen, nunmehr auch unheilig gewordenen Erdleib nichts mehr wissen. Vielmehr übergab man nun Leib und Seele demjenigen Elemente, aus welchem die Götter selbst lebten: man verbrannte die Leichen.

Waren die Götter unsterblich, gleich dem Feuerlicht das ihr Wesen ausmachte und ihre ewigen Wohnungen mit Goldglanz erfüllte, so streifte der Mensch seine Sterblichkeit in dem Momente von sich, wo sein irdischer Theil ein Raub der Flammen wurde, wo zugleich aber auch sein unsterblicher Theil, das Feuerlicht seines Lebenslämpleins, sich mit dem Lebensfeuer der Unendlichkeit verband und, von den Flammen des Holzstoßes himmelan getragen, den Wohnungen des Lichtes entgegeneilte.

Aus dieser Anschauung heraus floß dann die liebliche, von der antiken Kunst so reich ausgebildete Vorstellung, der Genius des Todes sei ein holder Knabe, der beim Tode eines Menschen dessen Lebensfackel nach unten wende und auf diese Weise allmälig und sanft erlöschen lasse. Das leichenverbrennende Heidenthum faßte eben den Tod als eine Naturnothwendigkeit auf, welcher man sich, im Hinblick auf das selige Leben im Jenseits, mit heiterm Ernste unterziehen durfte.

Wie so ganz anders das leichenbegrabende Christenthum! Ihm ist der Tod keine Naturnothwendigkeit, sondern der Sünde Sold für Adams Fall, welchen die Menschheit in die Unendlichkeit zu büßen habe, wofern nicht Christus als Mittler dazwischen trete. Auf dieser Anschauung beruht dann consequent die Vorstellung, dem sterbenden Christen trete der Tod in Gestalt eines gräßlichen Gerippes vor das Bett — eine Vorstellung, welche, wie es Schiller in seinen „Göttern Griechenlands“ andeutet, das ganze Leben verdüstern mußte und einmal Lessing die bittere Wahrheit abnöthigte: „Es ist gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte.“

Die Leichenverbrennung war die Bestattungsweise der Völker der Lichtverehrung. Es ist eine Sitte, welche auf die folgerichtigste Weise von der Welt aus der Religion des Lichtes, der Heiterkeit, der Schönheit hervorgegangen war. Nur düster und schwermuthsvoll gestimmte Völker, welche sich niemals zur Verehrung des Schönen oder zu philosophischem Geistesschwung emporgehoben fühlten, nur Völker, welche an der Scholle sinnlicher Weltauffassung stehen geblieben waren, blieben bei der Ursitte des Begrabens stehen. Den Juden und Aegyptern war die Leichenverbrennung ein Greuel. Denn wenn sich am Tage des Gerichts die Gebeine der Todten erheben sollen, wie es der Prophet Hesekiel (Cap. 37) so schaurig erhaben darstellt, so wird derjenige, welcher zu Asche verbrannt worden, das Wiedererwachen vergessen müssen, er wird nicht „auferstehen“ können, sintemalen er durch die Verbrennung um sein Selbst gekommen ist. Aus diesem Grunde waren und sind die Juden bis auf diesen Tag die Fanatiker der Leichenbegrabung.

Ist es denn nun ein Wunder, wenn das Christenthum, welches sich in seiner äußern Erscheinungsweise ja so ganz im Trauergewande jüdisch-ägyptischer Schwermuth ins Leben einführte, wenn das Christenthum, eine Religion des Weltschmerzes, auch darin den Fußstapfen seiner nächsten Urheber folgte, daß es von Anfang an mit einem Fanatismus gegen die Leichenverbrennung auftrat, welcher seinem Hasse gegen das Griechenthum und dessen Religion der Schönheit vollkommen entsprach? War Christus, ganz in altjüdischem Sinne rein materialistischer Auffassung der persönlichen Unsterblichkeit, aus dem Grabe auferstanden, so konnte man von nun an nur noch „selig“ werden, wenn man sich, Christus gleich, begraben ließ und dann ganz ruhig den Augenblick abwartete, wo man sich im „Jenseits“ wieder aus dem Grabe erheben konnte. So hat das Christenthum überall, wo es mit leichenverbrennenden Völkern zusammentraf, vor allem aus wieder die Beerdigung der Todten eingeführt. Die ersten Kirchenväter, z. B. Minucius Felix und Tertullian, können sich gegen die Leichenverbrennung nicht genugsam ereifern. Aber mit der Wiedereinführung der Leichenbegrabung hat das Christenthum an die Stelle jener griechisch-heidnischen Lebensfreudigkeit, welche das Wesen des menschlichen Geistes unter dem edeln Bilde des Lichtes und des Feuers erfaßte und dem Tode als einer Naturnothwendigkeit heiter entgegenblickte, jene jüdisch-ägyptische Büßerschwermuth gesetzt, welche das tausendfarbige Dasein im Dämmerlichte betrachtet und sich dann wundert, daß

alles so eintönig und vertrübt aussieht. Mit dem Leichenbegraben kam eben wieder jene jüdisch-ägyptische Todesfurcht und der unter dem Volke bis jetzt ausdauernde Glaube auf, die „Seligkeit" sei unmöglich, wo das Skelett für die zukünftige Gestalt schon vernichtet sei. Es ist nicht auszusprechen, wie niederschlagend jene Aussicht auf das Grab mit seinen Würmern und vermodernden Gebeinen gewirkt hat, und nicht zu sagen ist, wie viel Unheil, Greuel und die Menschenwürde schändender Aberglaube sich sofort wieder an die vom Christenthum eingeführte Leichenbegrabung festgeklammert hat.

Zunächst trat an die Stelle griechisch-heidnischer Lichtverehrung der Knochencultus, der Reliquiendienst, die Katakombenwirthschaft mit ihren Bergen dämonenhaft grinsender Gerippe, deren Verkauf an die Knochengläubigen zu einem der lucrativsten Geschäfte der Kirche werden sollte. Dann knüpfte sich daran die Räderung der Verbrecher, sowie die Verbrennung der Hexen und Ketzer, für den Knochengläubigen die furchtbarsten Strafen schon deshalb, weil ihm durch die Zertrümmerung oder absolute Vernichtung des Knochengerüstes jede Aussicht auf einstige „Auferstehung" geraubt wurde!!

So hat sich, nach der heitern Lebensauffassung des antiken Heidenthums, wieder jene krankhafte Geistesverdüsterung eingeschlichen, welche sich die Aufgabe stellte, den Menschen mit den Schreckbildern des Todes zu peinigen, während die gesunde Auffassung des Todes als einer Naturnothwendigkeit schon errungen gewesen war. Die Schwelle der Unendlichkeit bildete nun nicht mehr die sonnenbeglänzte Lichtwolke, sondern der pesthauchende Erdpfuhl mit seinem Gewühl fraßgieriger Würmer.

Nach beinahe zwei Jahrtausenden kommt dann endlich wieder ein neues Weltalter der Lichtverehrung, eine neue Epoche griechisch-heiterer Weltauffassung. Sie bricht sich im Kampfe gegen die Kirche Bahn im achtzehnten Jahrhundert und von seinem Kampfe gegen den Obscurantismus trägt dieses Zeitalter den schönen Namen der Aufklärung. In diesem von den Dunkelmännern jeder Art bestverleumdeten Zeitalter der Aufklärung gelangt die Menschheit wieder zum Bewußtsein ihrer verlorenen Schönheit, der Schönheit im Sinne kunstbegeisterter Weltbetrachtung, welche das irdische Dasein nicht als das Grab, sondern als die Wiege der Seligkeit auffaßt. Da singt dann der feinfühlende Salis ein Trauerlied auf das tiefe, stille Grab, dessen Rand ihm mit uns so schauderhaft vorkommt. Und Goethe, diese herrlichste Erscheinung des Zeitalters der Aufklärung, er sehnt sich noch in den letzten Augenblicken seines Lebens nach „mehr Licht" und spricht in zahlreichen Stellen seine Begeisterung für die Leichenverbrennung aus. Mehr und mehr nehmen dann die noch bescheidenen Stimmen für die Wiedereinführung der Griechensitte lautern Klang an und vereinigen sich zuletzt in der energischen Forderung des Dichters Platen:

> Gebt uns die edeln Gebräuche zurück, die geheiligten, alten!
> Gebt uns die Flamme zurück, rasch zu vernichten den Leib!

Das Begraben der Leichen oder deren Aufbewahrung in Beinhäusern und Todtenhallen hatte einst für empfindungsselige Gemüther, welche sich die persönliche Fortdauer nur unter Vorbehalt der Fortexistenz des Knochengerüstes zu denken getrauten, den Trost, daß man seine schmerzlich vermißten Lieben so oft wiedersehen könne, als man das Grab öffnen, das Beinhaus oder die Todtenhalle besuchen wolle. Man hatte doch noch etwas von den Heißgeliebten, und welchen Trost gewährt dem seiner Fassung Beraubten nicht schon solch ein Etwas! Mit welcher Pietät bewahren und verehren wir nicht die geringste Kleinigkeit, welche uns ein unserer Liebe Entrissener hinterlassen! Mit welcher Sehnsucht und Verehrung hängt sich da nicht erst der geistig noch haltlose oder haltlos gewordene Empfindungsmensch an das Andenken seiner nächsten Familienmitglieder! Alle Zeiten und Völker haben so gefühlt und werden so fühlen bis ans Ende des menschlichen Erdenlebens. Schon ein Dichter des Veda singt zwei Jahrtausende vor Christus: „O daß ich doch meinen Vater und meine Mutter wiedersehen könnte!"

Aber dieser relative Reiz, den einst das Leichenbegraben besaß, konnte auch in der Vorzeit nur so lange vorhalten, als sich die Völker des Entsetzenerregenden nicht bewußt wurden, welches für das feinere und insbesondere für das Kunstgefühl im Anblick wie im Geruche der verwesenden Leichname oder der ausgedörrten Gerippe liegen muß. Sobald sich die Trauer um den geliebten Todten aus dem Reiche der Empfindung und somit auch der in sich haltlosen Verzweiflung emporzuraffen vermag in das Gedankenreich, welchem sich der Tod als eine weise Einrichtung des Naturlebens darstellt, und die geistige Fortdauer der Persönlichkeit nicht an die Fortdauer des ekeln Gerippes knüpft, da vermag dann der früher tröstlich gewesene Anblick des Skelettes eines Geliebten nur noch Schauder und Abscheu hervorzurufen. Ein innigeres Freundschaftsverhältniß, als dasjenige, welches Schiller und Goethe umschlang, läßt sich selbst für die Höhen des Lebens nicht leicht vorstellen. Gleichwohl muß Goethe, als er nach vielen Jahren den Schädel Schiller's wieder betrachtend in der Hand hält, schmerzlich gestehen: „Niemand kann die dürre Schale lieben, welch herrlich edeln Kern sie auch bewahrte." Denn dem freien Blick, sowie der natürlichen Empfindungsweise, wie sie uns erst wieder die Bildung, das Gedankenleben giebt, ist das Gerippe selbst des Geliebtesten eben nichts anderes, als was es in Wahrheit überhaupt nur sein kann: ein seelenloses, unserer Liebe also weder bedürftiges, noch viel weniger würdiges Knochengestell, das, weit entfernt uns zu trösten, unsern Schmerz noch dadurch erhöht, daß es unser Schönheitsgefühl beleidigt. Gebildete Völker werden aus diesem Grunde stets wieder auf die Leichenverbrennung zurückkommen, denn die Asche, welche die Todtenurne bewahrt, ist für das liebende Gemüth ein eben so sicherer Anhaltspunkt der Pietät, als es nur immer ein Knochengestell sein kann. Nur die Verbrennung der Leichen ist überhaupt ästhetisch. Gesund und also auch schön empfindende Völker, wie die Griechen und Germanen, wie die Indogermanen überhaupt, hingen deshalb der Leichenverbrennung an. Die Kirche zwang sie, auf eine tiefere Culturstufe zurückzutreten, d. h. ihre Leichen wieder zu begraben. Wir aber wollen nun wieder thun, was unseren Vorahnen verleidet worden war: auch uns begeistert wieder jene Sehnsucht nach dem schönen Heidenbrauch, wie sie Goethe's Braut von Korinth durchbebt:

> „Wenn der Funke sprüht,
> Wenn die Asche glüht,
> Eilen wir den alten Göttern zu."

Ein großer Trost für die gedankenmilde Empfindungsseligkeit, insbesondere des christlichen Mittelalters, lag auch in der Vorstellung von der ungestörten Grabesruhe, welcher sich der Lebenssatte behaglich hingeben konnte, indem er seine altersmüden Glieder tief unter dem „Rosengarten" hindehnte. So lange man mit der Kirche das Leben für einen traurigen Büßergang durch das irdische Jammerthal hielt, konnte man sich nur freuen, wenn man, weit weg vom Getöse des Lebens, sich für den Heimgang ins „himmlische Vaterland" bereit halten durfte. Dies mochte für die Bil-

dungsstufe, welche den Glauben an die persönliche Fortdauer auf die Fortdauer des Knochengerüstes stützte, in der That beruhigend sein, und um so mehr, je fester man überzeugt sein durfte, daß der Friedhof, unter welchem man sich mit seinen Lieben zur ewigen Ruhe hinlagerte, eine für alle Zeiten geheiligte und *unantastbare* Rast- und Ruhestätte bleiben würde.

Aber dieser Trost mußte verschwinden, sobald die Grabesruhe in Folge der steigenden Raumbedürfnisse gestört zu werden begann. Und in der Gegenwart vollends kann nun von Grabesruhe schlechterdings schon gar keine Rede mehr sein. Da durchschneidet den Friedhof bald eine Eisenbahnlinie, bald eine neue Straßenanlage, bald die Erweiterung eines Stadtviertels, bald auch die traurige Nothwendigkeit, eine kaum erst vor einem Vierteljahrhundert geschlossene Grabstätte wieder auszugraben, um den neu ankommenden Leichen Platz zu machen. Wird da nicht die Pietät oft auf eine gräßliche Weise verletzt, wenn das Skelett eines unserer Lieben von der rohen Schaufel des noch rohern Todtengräbers zerstückt und wie das Gebein eines Vierfüßlers kunterbunt über- und durcheinander geworfen wird, um dann wieder anderswo irgend in einer Grube untergebracht zu werden? In Paris und anderen Großstädten kommt die Reihe ans Wiederausgegrabenwerden schon im *fünften* Jahre der „Grabesruhe", wo dann noch nicht einmal ein zähneblekendes Gerippe, sondern weit Schaudervolleres ans Tageslicht geschafft wird. Ja, es soll vorkommen, daß der Inhalt ganzer Grabstätten als Stoff zu Düngmaterial an die Meistbietenden verkauft wird! *Ganz* bestialisch lautet aber die gar nicht unglaubliche Versicherung, daß in Großstädten ungeheure Massen von menschlichen Knochenresten zum Raffiniren des Zuckers verwendet werden.

Wo ist dann hier noch ein Schatten von „Grabesruhe" vorhanden? Ist da nicht die Leichenbegrabung der entsetzlichste aller Greuel, weil die Quelle des haarsträubendsten Pietätsbruches? Würde da nicht die Leichenverbrennung mit Einem Schlage dem industriellen Hyänenthum ein Ende machen? Erfüllt da nicht schon der Gedanke an die *Reinlichkeit*, welche dem Verbrennen der Leichen zum Vorzuge gereicht, unser Gemüth mit unendlich tieferer Befriedigung, als der Hinblick auf eine Zukunft, wo man schließlich gar noch zum Handelsobject des gemeinsten Schacherjuden wird? Für das gebildete Gefühl kann nichts verletzender sein, als die Aussicht, den Würmern zum Fraße zu fallen und die Erde, über welche unsere Nachkommen pietätsvoll hinwandeln, mit unerträglichen Gerüchen oder aber auch pestbringenden Gasen zu erfüllen. In vielen *Schweizerstädten* hat man erst in jüngster Zeit die Entdeckung gemacht, daß das Nervenfieber, welches diese Städte zum dauernden Heerlager erkoren hat, nur davon herrührt, daß ganze Stadttheile von Brunnen trinken, deren Zuflüsse von dem Leichengift naher „Gottesäcker" gespeist werden. Ein schöner Trost das, zu wissen, daß man seinen Enkeln Gift und Seuchen hinterläßt!

Die Leichenbegrabung widerspricht schon längst unserer feiner gewordenen Empfindungsweise; sie wird aber auch über kurz oder lang von der *Sanitätspolizei* gesetzlich verboten werden müssen und höchstens noch ausnahmsweise *gestattet* werden können. Die religiöse Grundlage des Leichenbegrabens ist für die Welt der Bildung längst zerfallen. Nur die Knochengläubigen sind heutzutage noch im Stande, den Glauben an die „persönliche Unsterblichkeit" an die Fortdauer des Knochengerüstes zu heften. Nicht nur die philosophischen Freidenker, sondern immer weitere Kreise der Bevölkerung verschmähen es endlich, den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit mit einer so kleinlichen und geschmacklosen Vorstellung zu verknüpfen. Selbst die Theologie nähert sich allmälig dieser Ueberzeugung, denn sie erkennt, daß sie nur da Gutes zu wirken vermag, wo sie sich mit dem Fortschritt der Geistesbildung wenigstens aussöhnt und Herz und Seele gewinnt zur Förderung alles Edeln, was die geistesfreie Menschheit im Reiche des Wahren und Schönen aus sich hervorbringt. Wenn aber die Kirche glaubt, ihrer Tradition treu bleiben zu müssen und sich der Wiedereinführung des Leichenverbrennens widersetzen zu sollen, so bedenke sie den Wahrspruch Lessing's: „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die *richtig verstandene* wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt *)."

---

*) In Nordamerika hat man mehrfach *Eisenbahntunnels* unmittelbar unter den sogenannten Friedhöfen hindurchgeführt. — Wir wissen, daß in theologischen (protestantischen) Kreisen sich manche Geistliche günstig ausgesprochen haben. Uebrigens hat die „Kirche" gar kein Recht, die Verbrennung zu untersagen; kein Recht, die Fortdauer der Verpestung von Erdboden und Luft permanent zu machen und einen widerwärtigen, gemeinschädlichen und gemeingefährlichen Brauch gebieten zu wollen. Schon heute hat in den weitesten Kreisen, auch unter dem sogenannten gemeinen Manne, die Ueberzeugung sich Bahn gebrochen, daß der „Würmerfraß" nichts tauge und Verbrennen besser sei. Die Zahl der Vereine für Leichenverbrennung mehrt sich rasch; Oefen sind im Bau; schon entwerfen Künstler Modelle zu Aschenurnen.

Soeben lesen wir, daß auch in Neuyork am 8. April ein solcher Verein von Deutschen gegründet worden ist; derselbe geht Hand in Hand mit einem englischen, der sich mit einem Capital von 50,000 Dollars incorporiren läßt. Es versteht sich, daß gerade im Yankeelande sofort die Geistlichkeit sich in die Frage mischt, und das große Kirchenlicht, der vielbekannte *Henry Ward Beecher*, hat in seiner Plymouthkirche im hochfrommen Brooklyn eine Predigt zu Gunsten der Leichenverbrennung gehalten. Zum Text nahm er ein Wort des Apostels Paulus: „*Fleisch und Blut kommen nicht ins Himmelreich.*" Das „Newyorker Journal" bemerkt: „Vielleicht dauert es gar nicht lange, bis dieser oder jener unserer geschätzten Mitbürger sich auf seinen Geschäftsschild oder in den Blättern als practical incinerator oder *beeidigter Crematologe* annoncirt."

Das wäre noch harmlos gegenüber dem, was man in *Dresden* auf der Reitbahngasse sehen kann. In einem großen Zimmer des Erdgeschosses sind eine Anzahl von Särgen dicht am Fenster zur Schau ausgestellt ausgeschlagen mit Seide, belegt mit seidenen Kissen und ringsum sind andere derartige Paraphernalien ausgekramt, um die Eitelkeit zu stacheln. Im vorigen Herbst, als ich an jenem Hause vorüberging, sank vor dieser Schaustellung, diesem widerwärtigen Prunk, eine junge Frau um, der vor Kurzem ihr Kind gestorben war. Die schmerzliche Erinnerung verursachte ihr Nervenzuckungen; ich hob sie auf und brachte die Schluchzende in eine Droschke. „Abscheulich, abscheulich!" rief die Beklagenswerthe.

Diese Sargausstellung an einem Schaufenster, die man in Dresden gestattet (imitirte Leichen aus Wachs fehlen noch), erinnert mich an den Sarghandel in *China*. „Zu *Girin* in der chinesischen Mandschurei bildet die *Fabrikation von Särgen* den *wichtigsten Gewerbszweig*; derselbe wird geradezu großartig betrieben. Man stellt die Särge *mit fein ausgesonnener Koketterie* zur Schau aus; für die prächtigsten gelten schön roth bemalte mit glänzendem Firnißüberzuge. Viele haben Inschriften mit goldenen Buchstaben. Mancher Chinese kauft sich seinen Sarg schon bei Lebzeiten, stellt ihn in seinem Wohnhause oder Garten als Zierrath auf und *putzt ihn, um Luxus zu treiben, auch im Innern hübsch aus.*" Also genau so wie in Dresden; die Wahlverwandtschaft ist erbaulich für „Elb-Florenz". Die vorstehenden Bemerkungen sind dem Berichte des französischen Missionärs *Franclet* entlehnt, der 1861 das Land am Sungari besuchte und in Girin längere Zeit verweilte.

A.

Englische Forschungsreisen in Centralasien.

Von **Emil Schlagintweit**.

I.

Unter der anspruchslosen Ueberschrift „Forschungsreisen jenseits des Himalaya“ enthalten die Berichte über die Thätigkeit des indischen Vermessungsamtes seit mehreren Jahren einen Abschnitt mit Detailkarten über von Indien theilweise sehr fern liegende Gegenden; so werden Reisen beschrieben nach Persien, Bokhara und in die Turkmenensteppe, wobei die Führer der Expedition nicht bloß Schrittzählungen machten und Höhenbestimmungen vornahmen, sondern selbst astronomische Beobachtungen und viele Winkelmessungen ausführten. Die Beobachter waren Indier, abgesandt von der indischen Regierung und zum Kundschafterdienst unter Leitung von Major Montgomerie herangebildet. Ist auch ihr Wissen ein mechanisches und fehlt ihnen die Fähigkeit Gesehenes zu verallgemeinern, so erwiesen sie sich doch als sehr gewissenhaft in Ausführung der übernommenen Aufträge und wir erhalten durch sie die ersten Beobachtungen aus Ländern, die Europäern noch unzugänglich sind, oder in welchen die vereinzelten Europäer, die sie besuchen konnten, keinerlei Beobachtungen ausführten. Die Regierung beschränkte sich anfangs auf jährlich eine Reise; das Institut gewann aber allmälig solche Ausdehnung, daß das Vermessungsamt über ein Dutzend Kundschafter verfügt und mit ihnen jährlich nach verschiedenen Richtungen hin undurchforschtes Gebiet ausschließt; sehr vielseitig waren diese Reisen 1872 bis 1873, ihre Zusammenstellung wurde einem Nachtrage zum Jahresberichte *) vorbehalten.

In den ersten Berichten sind die Kundschafter noch beim Namen genannt; dies erwies sich aber ihrer Wiederverwendung hinderlich, und zwar insbesondere in Tibet, wo die strenge Grenzpolizei ihre Namen bald kennen lernte, was zur Folge hatte, daß sie von den chinesisch-tibetischen Behörden als Spione wieder zurückgeschickt wurden. Selbst die Bezeichnung unter fingirten Namen führte zu Entdeckungen; erst im Vorjahre wurden zwei der besten und seit Jahren thätigen Kundschafter, der als Mirza eingeführte sammt seinem Schwiegersohne, in der Turkmenensteppe auf dem Wege nach Bokhara getödtet; die einzelnen Reisenden werden jetzt nur nach der Nummer unterschieden. — Die außerordentlichen Fortschritte in der Geographie der Grenzländer zwischen den englischen und russischen Besitzungen in Asien macht die neue Ausgabe (3. Auflage) von J. T. Walker's Karte von Turkestan ersichtlich; seither ist die Erforschung des östlichen Turkestan und Nordosttibets in Angriff genommen; Kundschafter hierzu wurden 1873 dem Gesandten Forsyth mit nach Kaschgar gegeben und diese sind gemeint, wenn in den neuesten Berichten der indischen Zeitungen gesagt ist, die Mitglieder der Gesandtschaft werden den Rückweg auf verschiedenen Wegen nehmen. Im Einzelnen sei über diese Trans-Himalaya-Forschungen und ihre Erfolge Folgendes bemerkt.

1. Die Reisen und trigonometrischen Bestimmungen im nördlichen Afghanistan haben festgestellt, daß im Osten des Karakorumpasses Wüstenplateaus an Stelle deutlich sich abhebender Gebirgsketten treten und daß die Wasserscheide zwischen Karakorum und Hindukusch bedeutend nördlicher liegt als die Linie der hohen Bergkette, die man bisher als die wasserscheidende Kammlinie sich dachte. Gleiches ist im Hindukusch selbst der Fall; „die dunkele Kammlinie auf unseren bisherigen Karten entspricht der wasserscheidenden Linie, während die Reihe der Hauptgipfel, ähnlich wie im Himalaya, derselben vorgelagert ist.“ In der politischen Geographie ergab sich, daß die Länder am obern Gilgitflusse (Jassin, Dardistan) unabhängig zu nennen sind oder jedenfalls mehr Tschitral gehorchen als Kaschmir.

Ueber den Osten von Beludschistan ist die indische Regierung seit Langem gut unterrichtet; seit 20 Jahren unterhält sie einen politischen Agenten in Kelat am Hofe des Mir oder Herrschers von Beludschistan; wiederholt sind andere Europäer dorthin gelangt, es erfolgte sogar in Zeiten großer Aufregung, die hier bei den ständigen Fehden und Streitigkeiten um den Thron oder zwischen dem Mir und den Großen des Reiches sich in kurzen Zwischenräumen wiederholen, die Absendung einiger Mann indischer Truppen als eine Art Sicherheitswache. Sehr spärlich flossen dagegen die Nachrichten über den Westen des Landes, der, ähnlich wie in Afghanistan, weniger gebirgig ist als der Osten, dagegen aber ein trockeneres Klima hat und Strecken unbewohnbarer Wüsten einschließt. Hier kamen der Wissenschaft die Grenzstreitigkeiten zu statten, welche sich um den Besitz Seistans zwischen Persien und Afghanistan entspannen. Um ihren Schiedsspruch angerufen, konnte die indische Regierung unter persischem Schutze im Jahre 1871 den General Sir G. Goldsmid mit mehreren Offizieren nach Seistan abordnen; der Reisende in diesem Gebiete ist der Gefahr der Beraubung und Ermordung noch ebenso sehr ausgesetzt, wie zur Zeit als Dr. Forbes 1841 als Jagdgast von Ibrahim Chan wie ein wildes Thier niedergeschossen wurde, aber die englischen Offiziere passirten überall ungehindert. Unter anderm erwies sich der Hamunsee als vollkommener Sumpf. Der englische Schiedsspruch über die Grenze der persischen Erwerbungen in Seistan, die Erwirkung der Zustimmung hierzu von Seite des Emir von Afghanistan, die Stellung der indischen Regierung zu den Wirren in Beludschistan und ihre Verträge mit dem Herrscher zu Kelat beurkunden einen entschiedenen Einfluß Englands in diesen von den verschiedenartigsten Parteien seit Jahrhunderten unterwühlten Ländern.

Der Grenzverkehr bringt viele Nachrichten über die Pathan- und Beludschstämme in den Thälern längs der Grenze des Pandschab; die Zahl der streitbaren Männer wurde zu 130,000 festgestellt, wovon 20,000 Swat, 12,000 Afghanistan unterstehen, während der Rest der Bewohner auf die unabhängigen schmalen Grenzstriche entfällt. England freundlich gesinnt sind diese Stämme nicht; so wurde 1872 der Neffe eines Häuptlings der Jusufzai ermordet, der sich auf englischem Gebiet niedergelassen und als Kundschafter wie Vermittler englischer Wünsche hatte gebrauchen lassen. Die Ausarbeitung eigener Grenzgesetze wurde nothwendig, welche den Grenzbeamten das Recht geben über Dörfer des jenseitigen Gebietes Geldstrafen zu verhängen und sie mit

---

*) General Report on the operations of the Great Trigonometrical Survey of India during 1872—1873. Dehra Dun 1873 mit Nachtrag vom Januar 1874.

Zwang beizutreiben, wenn ihre Angehörigen Einfälle in englisches Gebiet machten.

2. Die Erforschung von Swat und des obern Badakschan fällt in das Jahr 1870; die durch einen Pathan und Subalternoffizier (Havildar) im Sappenregiment gemachte Reise erhält eine Ergänzung durch die beigebrachten Papiere seines ungenannten Vorgängers, der in Swat ermordet worden war; der einzige angesehene Staat zwischen 34 bis 36° nördl. Breite und 71° östl. Länge von Greenwich ist Tschitral am obern Kunarflusse.

Den Bamianpaß überschritt der Mirza 1868, und 1871 der vorgenannte Havildar; gegen Bokhara bewegte sich 1871 der Havildar, der etwa 50 Kilom. südlich von Schehri Sebz umkehren mußte, und der Mirza 1873 auf seinem unglücklichen Zuge von Kabul über Herat und Maimana; einige Tagreisen hinter dieser Stadt wurde er erschlagen, nur ein Mann seiner Begleitung entkam.

Aus dem Koktschathale, dem fruchtbarsten Theile Badakschans, wandte sich 1869 der Mirza östlich nach Wakhan, bestimmte, als der erste, die Höhe der Wasserscheide auf den Pamirplateaus und nahm durch Sarikul, — das damals gerade dem Reiche Jakub Begs zu Kaschgar zugeschlagen worden war, was diesen Herrscher veranlaßte, seinem Reiche statt des alten Namen Altischahr, „Sechsstädtegebiet", den von Dschitischahr, „Siebenstädtegebiet", beizulegen, — längs des östlichen Abfalls der Bolortagketten seinen Weg nach Kaschgar.

Hatte Oberst Walker 1866 bei der Construction seiner Karte von Centralasien den ganzen Strich Landes westlich der Pamirplateaus nördlich des Hindukusch zwischen 38 und 40° nördl. Breite als unerforschtes Gebiet zu bezeichnen, so ist dieser Raum jetzt auf das Karategin, oder die Landstriche nördlich des Oxus, eingeschränkt, ein Gebiet etwa vom Umfange des Königreiches Würtemberg. Der Kaufmann meidet diese Gegenden wegen der Räubereien der hier hausenden Kirgisenstämme; 1873 machte sich jedoch im indischen Auftrag ein Pathan-Kundschafter dorthin auf. Unsere gegenwärtige Kenntniß von diesem interessanten Gebirgslande faßt Oberst Walker dahin zusammen: „Es ist wahrscheinlich ein hohes Plateau das im Bam-i-Dunia culminirt, dem Hochlande der Pamir, auf welcher Wood's Seen liegen (der Sirikul und Pamirkul). Gegen Südwesten begrenzt es eine Verlängerung jenes Ausläufers des Hindukusch, welcher zwischen Ischkaschim und den oberen Quellen des Koltscha nach Norden streicht; sein westlicher Abhang gipfelt in einer starken Erhebung über dem Koltschathal, der östliche Abfall dagegen erhebt sich weniger hoch über das Hochplateau von Wakhan. Es ist nicht unwahrscheinlich daß dieser Ausläufer noch weiter zuerst nordwärts, dann nordostwärts fortstreicht und daß sein Kamm die Wasserscheide bildet zwischen dem Thale des Surkhabflusses, dem nördlichsten Quellflusse des Oxus, und dem unerforschten Gebiet. Alle Flüsse dieses Gebietes scheinen vom Ostabhang dieser Kette zu kommen und dem Pändsch, der Hauptquelle des Amu Darja, zuzueilen; sie bilden in ihrer Vereinigung den Amu, der nach Sprengung der Gebirgsbarrieren in schnellem Laufe von 2100 auf 210 Meter Höhe über dem Meere herabfällt, und als ein mächtiger Strom von der Breite von $1^1/_2$ Kilometer im Winter und von 8 bis 10 Kilometer im Sommer in die Alluvialebene eintritt."

3. In Dschitischahr ist genau aufgenommen die Route vom Pamirplateau abwärts im Gebirge und längs seines Fußes nach Jangihissar und Kaschgar. Dies ist mit seiner Fortsetzung durch Badakschan und Kabul der einzige das ganze Jahr offene Weg nach Indien; über ihn wurden im Winter 1874 die Briefschaften des englischen Gesandten Forsyth nach Indien befördert und langten in Calcutta 65 Tage nach ihrer Aufgabe an. Ebenso genau bekannt ist der Weg von Kaschgar nach Leh im westlichen Tibet; er ist im letzten Jahrzehnt von vielen Europäern begangen, vom Mirza aufgenommen worden; es bedarf aber für Kaufleute voraussichtlich auch unter dem neuen Vertrage dieses Jahres energischer englischer Unterstützung, wenn Indier und Europäer darauf offen zugelassen werden sollen. Im Gefolge Forsyth's befinden sich ein Mitglied des Vermessungsamtes und zwei andere englische Offiziere, reichlich ausgestattet mit Instrumenten, Karten, Plänen und Reductionstabellen, um ihre astronomischen und trigonometrischen Beobachtungen noch an Ort und Stelle berechnen und eintragen zu können. Beigegeben sind der Mission fünf Kundschafter mit der Aufgabe, von Kaschgar aus den Lopsee zu erreichen und bis in die Gobi vorzudringen, auf dem Rückwege aber sich so weit östlich als möglich zu halten, um den centralen Theil, das Tanlagebirge, richtiger wohl Thangla-Steppenpaß, zu erforschen, das die breiten Steppen zwischen dem Kukunor und dem Thale des Tsangpo gegen Süden abschließt. Ob auch eine Bestimmung der Länge und Breite des Terek-(Tirak-)Passes beabsichtigt ist, des wichtigen Gebirgsüberganges nach Khokand, über dessen Lage die Angaben der Reisenden sehr weit auseinander gehen, ist nicht ersichtlich. Ueber die Ausdehnung des Reiches von Jakub Beg, welcher seinem Besitze insbesondere gegen China zu noch immer neue Gebiete hinzufügt, bedürfen wir Klarheit; nach Fedschenko muß er sich auch einen großen Theil des Chanates Chokand zinsbar gemacht haben.

Aus allen Erdtheilen.

Major F. Host in der Wildniß des Gran Chaco.

Unser Landsmann, dessen wir im „Globus" schon mehrfach erwähnt haben, war am 9. December 1873 im centralen Chaco an einem Punkte, der unter 22° 41′ 5″ S., 64° 20′ 3″ W. liegt. Die Gradmessungen und topographischen Aufnahmen schritten vorwärts, aber man hatte kleinere oder bedeutendere Scharmützel mit dem „recht wilden und tapfern" Volke der Tobas zu bestehen. Diese Indianer sind mit trefflichen Pferden gut beritten, führen Bogen, Keule und Lanze; ein Pfeil, der auch bei der lebhaftesten Gangart der Pferde abgeschossen wird, verfehlt auf 50 bis 100 Schritt sein Ziel nicht. Die Hitze war kaum zu ertragen; Mitteltemperatur im Monat November 25° R.; in der ersten Decemberwoche zwischen 12 und 2 Uhr Mittags Maximum 33, Minimum 26°; die Trockenheit war „gräßlich"; die Sonne verbrannte und versengte die Hutungen; kein Anzeichen von Regen, während es in den fernen Gebirgen stark geregnet haben mußte, denn die Flüsse schwollen an. Ein starkes Hagelwetter zog rasch vorüber, zerschlug aber die Zelte und riß einem Pferde das Auge aus dem Kopfe; nach dem Gewitter lagen Hunderte von Papageyen und Affen umher; Blätter und Zweige waren so zermalmt, als ob sie in

einer Lohmühle zerstampft worden seien. Die Schlossen hatten durchschnittlich die Größe eines Hühnereies. Seit dem 8. December zogen ungeheure Heuschreckenschwärme in der Richtung von Südost nach Nordwest, also von Paraguay und Corrientes in der Richtung nach Bolivia. „Wehe den armen Landbauern, wo diese ungebetenen Gäste sich niederlassen. Oder werden diese Vielfraße das Laub der tausendjährigen Wälder verzehren, deren undurchdringliches Dickicht den feuchten Erdstrich ganz bedeckt?"

Die große Dürre dieses Jahres legt hier überall dem dürstenden Indianer schreckliche Qualen auf, wie eine trugvolle Luftspiegelung des wellenschlagenden Wasserspiegels. Mit langgestrecktem Halse schnauben die Pferde gegen den Wind, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühle der Nacht, so können auch dann Menschen und Pferde sich der Ruhe nicht erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen den armen schlafenden Pferden vampyrartig das Blut aus und hängen sich dann auf dem Rücken fest; dort erzeugen sie eiternde Wunden, in welche stechende Insecten sich einnisten; der Mensch wird durch die Moskitos belästigt.

Unter dem senkrechten Strahle der nie bewölkten Sonne klafft der verhärtete Boden auf, als wäre er von heftigen Erdstößen erschüttert. Gleich rauschenden Wasserhosen wirbeln entgegengesetzte Luftströmungen Staubwolken trichterförmig empor; ein trübes, strohfarbenes Halblicht wirft die scheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe und das Gemüth des Wanderers; die heiße, staubige Erde, welche am nebelartigen Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme; überall verkündet Dürre den Tod. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummern hier das Krokodil und die Boaschlange unbeweglich tief vergraben in trockenen Betten. Nur an den seichten Stellen der beiden Ströme Vermejo und Pilcomayo, wo dieselben eine Sandbank übrig lassen, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsblöcke hingestreckt, oft mit Vögeln bedeckt, die ungeschlachten Leiber der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfleckige Boaschlange.

Die Regenzeit ist weit vorgerückt, aber es fällt kein Tropfen und nach Regen sehnen wir uns, damit die Scenerie sich ändere und die sonst so duftenden Steppen sich wieder beleben mit den mannichfachsten Gräsern. Major Host schließt seinen Brief an die „La-Plata-Monatsschrift": „Stoff zu größeren Arbeiten habe ich genug gesammelt, aber Geduld bis zu meiner Rückkehr. Hier in dieser Wildniß, ohne Tisch und Stuhl, und obendrein die fürchterliche Hitze und Hunderttausende von stechenden Insecten, die uns Tag und Nacht quälen, — ist es unmöglich zu arbeiten."

Zahme Alligatoren auf der Insel Banka.

Die Holländer bezeichnen den Crocodilus biporcatus als Kaiman, bei den Malayen heißt er Buaija, und er ist vielleicht nirgends in solcher Menge zu finden als in den großen Flüssen der östlichen Hälfte von Sumatra. Allein in der Residentschaft Palembang werden, amtlichen Angaben zufolge, jährlich im Durchschnitt 900 bis 1000 Menschen von Kaimans gefressen. Otto Mohnicke hat in seinem Buche: „Banka und Palembang" (S. 167 ff.) sehr ausführlich und interessant über diese sumatranischen Alligatoren gesprochen. Er selber sah Monstra, deren Körper von der Spitze der Schnauze bis zum Schwanzende eine Länge von 20 bis 25 Fuß hatten, während ihr Umfang in der Mitte wenigstens 10 bis 12 Fuß betrug. — Dr. Mohnicke war im Jahre 1862 während einer Inspectionsreise auf der Insel Banka und wollte in der Ortschaft Kuppo übernachten. Sie wird durch die Mündung eines kleinen Flusses in zwei Hälften getheilt; die eine liegt flach, die andere an einem steilen Ufer. „Als ich Nachmittags die Veranda betrat, fand ich einige Ortsbewohner, welche gekommen waren, mir ihre Aufwartung zu machen. Ich ersuchte diese Malayen, sich zu setzen, ließ ihnen Cigarren und Thee reichen und leitete die Unterhaltung mit ihnen ein. Kaum hatten wir einige Worte gewechselt, als ich erschrocken und entsetzt von meinem Stuhle aufsprang. Denn als mein Blick auf das andere Ufer fiel, sah ich — ich glaubte kaum meinen Augen zu trauen — wie in der breiten, aber flachen, jetzt zur Zeit der Ebbe nur an einigen tieferen Stellen mit Wasser gefüllten Flußmündung zwei große, 18 bis 20 Fuß lange Kaimans lagen, mit ihren Leibern halb in den Schlamm versunken. Zwischen ihnen vergnügte sich eine Menge Kinder sowohl im Wasser wie im Schlamme. Als ich meine Gäste darauf aufmerksam machte, baten sie mich, darüber nicht beunruhigt zu sein; sie versicherten mich, diese Kaimans seien durchaus gutartig. „Sie kennen alle Bewohner des Ortes, haben noch Keinem Schaden zugefügt und werden das auch nicht thun. Diese Thiere sind Freunde der Kinder, und es macht ihnen Vergnügen, wenn diese sie umspielen." Das letztere schien mir wahr zu sein, denn ich sah, wie einige der Kinder im Ringen mit einander auf die Krokodile fielen und andere rittlings auf denselben Platz nahmen oder auf deren Rücken zu balanciren versuchten. Die gewaltigen Thiere ließen sich Alles wohl gefallen und blieben ruhig liegen. Hätten sie nicht von Zeit zu Zeit die Köpfe erhoben, die Rachen weit geöffnet und leise Bewegungen mit den Schwänzen gemacht, so würde ich sie für leblos gehalten haben. Die Kinder waren ganz vertraut mit ihnen und zeigten nicht die mindeste Furcht, selbst wenn sie ihre Köpfe und Schwänze bewegten. Ich habe diesem Schauspiele länger als eine halbe Stunde mit großem Vergnügen zugesehen. Als die Dämmerung einzutreten begann, kehrte zuerst die Jugend aus dem Flusse nach Hause zurück, bald nachher entfernten sich auch die beiden Krokodile. Sie schlugen den Weg nach dem Ende der Flußmündung ein, indem sie theils schwammen, theils langsam über die von Wasser entblößten Sand- und Morastbänke hinschritten. Von meinen malayischen Gästen erfuhr ich noch, daß diese beiden Krokodile schon seit einer Reihe von Jahren sich täglich an jener Stelle einzufinden pflegten. Jedermann kenne sie und hüte sich sehr sie zu beleidigen oder ihnen Böses zuzufügen. Seitdem sie jenen Ort besuchen, sei weder von ihnen noch von irgend einem andern Krokodil ein Mensch oder irgend ein Hausthier ums Leben gekommen. Sie wären für die gute Behandlung dankbar, aber eine Beleidigung werde von ihnen gerächt. Ein Chinese aus einem benachbarten Zinngrubenbezirke habe ein mit Kugeln geladenes Gewehr auf sie abgeschossen. Der Kaiman sei nicht einmal verwundet worden, als aber der Chinese bald nachher an der Mündung eines benachbarten Flusses badete, verschlang ihn jener Kaiman. — Ich erzähle hier nur das mir Erzählte."

Aerzte und Quacksalber in Spanien.

Der Pfarrer von Argamasilla, welcher dem sinnreichen Junker Don Quixote seine schönen und erbaulichen Ritterromane verbrannte, hat, wie wir durch Cervantes erfahren, seine Studien auf der Hochschule zu Siguënza gemacht. Diese ist 1441 gegründet worden und hat bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts existirt. In Spanien hat die Stadt einen ähnlichen Ruf wie bei uns Schilda oder Polkwitz, wie bei den Franzosen Pont à Mousson oder Carpentras, und die Universität scheint einen solchen verdient zu haben. Vor nun etwa einhundert Jahren war Pater Caimo Zeuge einer scharfsinnigen Disputation in der medicinischen Facultät. Man erörterte die wichtige Frage: welchen Nutzen oder Nachtheil es einem Menschen bringen werde, wenn er nur vier oder wenn er sechs Finger habe?

Das Landvolk wendet sich, in Spanien wie in anderen Ländern, nicht gern an einen Arzt, sondern nur an die Barberos oder die Curanderos, Heilkünstler wie sie sich nennen, die aber, wie anderwärts auch nicht selten, Charlatane sind. Sie lassen zur Ader, setzen Blutigel und haben unfehl-

bare Mittel, z. B. die Salbe der Mutter Thekla, den Balsam des Pfarrers von Temblegne und die Conserva des Pater Bermudes. Ehemals hatte man in Spanien eine große Abneigung gegen alle Chirurgie; die Kirche, welche der Wissenschaft allzeit feindlich gewesen ist, erklärte es für Profanirung, eine Leiche anzurühren, und für gottlos, „das Werk Gottes anzutasten“. Es ist charakteristisch für sie, daß die „heilige“ Inquisition von König Philipp dem Zweiten verlangte, er solle Andreas Vesalius, den Schöpfer der anatomischen Wissenschaft, lebendig verbrennen lassen, weil derselbe einen Cadaver secirt hatte.

Der Barbero ist auch Geburtshelfer, comadron; er ist selbstverständlich auch Zahnauszieher, sacamuelas, und wie unsere Barbiere sich gern Doctoren schimpfen lassen, nennen sich die spanischen am liebsten approbirte Professoren der Chirurgie. Vor ihren Buden stehen allemal Gläser mit Blutigeln aus Estremadura, sanguijuelas estremeñas de superior calidad. Auf dem Schilde über der Thür deutet ein gemalter Fuß und ein Bein, aus welchem Blut hervorspritzt, an, daß der Mann auch Sangrador ist, zur Ader läßt.

Der Aderlaß ist noch sehr beliebt beim Volke, geht aber doch nicht mehr so arg im Schwange wie ehemals. Im siebenzehnten Jahrhundert hielt man es für sehr zuträglich, heute am rechten und morgen am linken Arme zur Ader zu lassen, „damit das Blut sich egalisire“. Die Frau zog Aderlaß am Beine vor und dann bekam sie jedesmal ein hübsches Kleid von ihrem Manne geschenkt. — In einer Copla (Couplet) sagt der Bräutigam zu seiner Geliebten: Me han dicho que estas malita, y que te sangran mañana; a ti sangran del pié, y á mi me sangran del alma. Also: Man sagt mir, Du seiest krank und daß man Dir morgen zur Ader lassen wolle. Dir schlägt man die Ader am Fuße, aber mir in der Seele.

An volksthümlichen Spötteleien auf die Aerzte fehlt es auch in Spanien nicht. „Wer uns curirt, das ist der liebe Gott, wer das Geld einstreicht, der Arzt.“ Dios es el que sana; y el medico se lleva la plata.

„Aerzte und Chirurgen gehen nicht in die Messe, denn die Verstorbenen würden rufen: ach, da kommt ja mein Mörder gegangen.“ Medicos y cirujanos no van a misa mayor, porque les dicenlos difuntos: ahi! pasa el que me mato.

„Wer lange leben will, muß so viel als möglich fliehen: die Aerzte, Apotheker, Gurken, Melonen und Weiber.“ El que quiere vivir mucho, ha de huir lo mas que pueda de medicos, boticarios, pepinos, melones y hembras.

Recht bitter ist Folgendes: „Wer unter die Hände eines Arztes geräth, hat seinen Henker theuer zu bezahlen.“

Die Bauern wähnen, sie müßten bald sterben, wenn sie sich den Puls vom Arzte befühlen lassen; tomar et pulso es pronosticar la loza. Die Barbiere ꝛc. schöpfen ihre ärztliche Weisheit aus einem „Selbstarzt“. In diesem Buche sind manche Heilmittel angepriesen, welche in der deutschen Pharmakopöe keine Stelle gefunden haben und die sicherlich nichts schaden, wenn sie auch nichts nützen. Gegen Zahnweh hilft geröstеter Knoblauch; gegen Mückenstiche sind Zwiebeln und Pech gut, für ein souveraines Mittel aber gilt das Oel; man wendet dasselbe an gegen Brandwunden, Leichdorn, Insectenstiche, Frostbeulen ꝛc., denn das alte Wort sagt: Olivenöl heilt alle Krankheiten.

Azeyte de oliva
Todo mal quita.

* * *

— „Keine Woche ohne Mord und Blutvergießen in unserm County.“ So schreibt man aus Walterboro im Staate Südcarolina dem „Charleston Courier“ vom 28. März. „Es ist, als ob unsere farbigen Bürger von einer wahren Mordmanie besessen seien; alle Verbrechen, welche vorkommen, fallen den Negern zur Last, und in jeder Woche kommen dergleichen vor. Daniel Saussure eröffnete den Reigen, er soll am 15. Mai gehängt werden. — Herr Traxler, ein friedlicher Bürger, wurde in brutaler Weise abgeschlachtet und beraubt; die Thäter sind jedoch nicht ermittelt worden und die Coronersjury gab keinen Ausspruch ab, weil Freunde und Verwandte der Verdächtigen in dieser Jury saßen. Die Mörder blieben demnach straflos. — Zwei Bösewichter, John Richardson und Carolina Deas, beide Farbige, ermordeten Herrn Constantin Bass, einen Griechen, der seit 1855 in Südcarolina wohnte; er trug Narben aus den Unabhängigkeitskriegen gegen die Türken und hat es sich wohl nicht träumen lassen, daß er durch schwarze Raubmörder umkommen werde. Richardson gesteht, die Deas hätten ihm gesagt, es sei eine Kleinigkeit, Bass um die Ecke zu bringen, der habe viel Geld. Sie gaben mir einige Schnäpse, ein geladenes Gewehr und sagten: Stelle Dich vor den Laden hin; wir gehen hinein und thun als ob wir etwas kaufen wollten, und wenn wir Dir ein Zeichen geben, dann schieß ihn nieder. — Das that Richardson, warf das Gewehr zur Erde und ging dann ruhig fort. — Nun Mordthat Nr. 4. Die beiden Neger Warren und Canaday geriethen in Zank. Der erstere ergriff einen Knüttel und schlug dem andern den Schädel ein. — Mordthat Nr. 5 ist kennzeichnend wegen der Veranlassung. In Jous Croß Roads wurde eine Gebetandacht gehalten. Frank Geddes und Brabson Myers kamen in Streit darüber, wer von ihnen am lautesten beten könne. Geddes forderte dann Myers auf, die Nacht bei ihm zuzubringen. Geddes' Frau und ein Verwandter schliefen in einem Bette, die beiden Männer legten sich am Herde nieder. Spät in der Nacht fiel ein Schuß. Myers nahm eine Axt und hob sie empor; da schoß Geddes ihn todt. — Mordthat Nr. 6. Ein Neger zankte mit seiner Frau wegen 5 Dollars; als sie den Mund nicht hielt, packte er sie an der Kehle und würgte sie zu Tode. „Wo und wie soll das Alles enden? Die Vagabunden haben hier ihr Paradies; farbige Landstreicher führen ein Wonneleben nach ihrem Geschmack, sind gleichsam Staatspensionäre. Gott erbarme sich Südcarolinas!“

— Nicht weniger als zwei Millionen Stück Schafe besitzt die Firma Amijo und Baca zu Albuquerque in Neumexico. Diese Herden sind über eine Weidefläche von etwa 300 Quadratmiles zerstreut. Herr C. P. Amijo schrieb im Februar an einen Freund in San Francisco: „Die Indianer statten unseren Herden manchmal unwillkommene Besuche ab und werden etwas unangenehm, aber wir vermissen nur selten was sie fortgetrieben und geschlachtet haben. Sie tödten kein Vieh nur um es zu tödten, sondern nehmen nur, was sie zum Lebensunterhalte gebrauchen. Die Apatsches und Navajos haben einmal in einem Jahre etwa 35,000 Stück Schafe weggetrieben und in einem andern ungefähr 30,000; sie hatten also vollauf zu essen. Wir bemerken aber kaum einen solchen Verlust.“

— Die Staatsschulden der Republik Uruguay betrugen am 31. December 1873 die Summe von 39,332,112 Dollars, eine erkleckliche Ziffer, wenn man erwägt, daß die Volkszahl etwa eine halbe Million Köpfe beträgt und somit ungefähr 80 Dollars auf jeden derselben entfallen.

— Für die politischen Wandelungen in Centralasien haben wir einen Beweis auch darin, daß ein jüngerer Bruder des Chans von Chiwa in St. Petersburg als Lieutenant in ein Dragonerregiment eingetreten ist.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 4.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

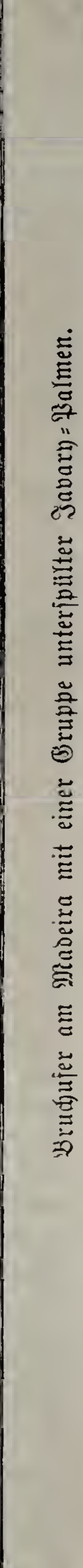
Im Urwald am Madeirastrome.

Der Ueberblick einer Karte von Südamerika macht sofort anschaulich, welche ungeheure Ausdehnung das Stromgebiet des Amazonas hat. Außer einem sehr beträchtlichen Theile Brasiliens sind an demselben noch fünf andere Staaten betheiligt: Bolivia, Peru, Ecuador, Neugranada und Venezuela. Diese ganze Region ist nur erst seit etwa einem Vierteljahrhundert und ganz allmälig für den großen Verkehr von Bedeutung und seitdem auch in manchen bisher noch unbekannten Gegenden von wissenschaftlichen Reisenden erforscht worden. Sie ist durchaus üppig und ihr Pflanzenwuchs geradezu überschwenglich reich. Zu überwiegendem Theile besteht dieselbe aus Waldeinöden, in welchen die Indianerhorden ihre schmalen Pfade auf festem Boden haben, aber als eigentliche Wege können nur die Flußläufe betrachtet werden, von welchen diese mächtige Hyläa von allen Seiten her durchzogen wird.

Erst seit 1853 laufen Dampfer auf dem Amazonas und mehreren seiner Nebenflüsse; im Jahre 1867 ist die Fahrt bis zu bestimmten Punkten für alle Handelsflaggen frei gegeben worden. Seitdem pulsirt mehr Leben. Die Waldproducte gelangen leichter in den großen Handel und werden in größerer Menge auf die Märkte gebracht.

Diese Stromregion des Amazonas erstreckt sich vom Atlantischen Ocean bis in die Andes hinein und reicht von 4° nördl. bis zu 18° südl. Br. Alle Gewässer, welche innerhalb dieses Bereiches an der Ostseite des Hochgebirges entspringen, ergießen sich in den Hauptstrom und dazu kommen noch jene, welche aus Norden her vom Parimegebirge und den Grenzgebirgen Guyanas herabfließen. Das Flußgebiet umfaßt, je nachdem man den Tocantins (17,800 Geviertmeilen) mit einrechnet oder nicht, einen Flächenraum von etwa 92,000 bis etwa 110,000 Quadratmeilen; jenes des La Plata nur 60,000 bis 71,000 und das des Orinoko 15,000. Die Länge des Amazonas selbst beträgt gegen 800 deutsche Meilen und die Gewässer, welche sich in ihn ergießen, bilden, mit ihm zusammengenommen, fahrbare Wasserwege in einer Länge von mindestens fünftausend Meilen. Seine Wasserfülle ist gewaltig, und weit beträchtlicher als jene des Euphrat, Indus, Ganges, Obi, Lena, Amur, Jangtsekiang und Hoang ho zusammengenommen; die Stromverflechtung derart, als ob sämmtliche Gewässer vom europäischen Nordcap bis Gibraltar sich in eine einzige Mulde ergössen. Alle beträchtlicheren Nebenflüsse sind auf größeren Strecken zu Berg fahrbar, der von Chandleß erforschte Purús z. B. bis in die Nähe der Quelle, die meisten jedoch haben Stromschnellen, welche der Schifffahrt Hindernisse in den Weg legen.

Das gilt auch vom Madeira, diesem wichtigsten Nebenstrome des Amazonas, in welchen er am rechten, südlichen Ufer seine Mündung hat, etwas unterhalb jener des Rio Negro, der aus Norden kommt. Er bildet sich aus den Quellströmen Guaporé-Itenes, Mamoré und Beni, welche in Bolivia eine überaus fruchtbare Region bewässern. Diese wird erst nutzbar gemacht werden können, wenn ihr Absatzwege nach dem Amazonas hin zu Gebote stehen; der Transport der Producte über das Hochgebirge nach den Häfen am Stillen Ocean ist so beschwerlich und so theuer, daß er allen Nutzen verschlingt. Das Land am rechten Ufer des Madeira



Bruchufer am Madeira mit einer Gruppe unterspülter Javary-Palmen.

bis zu 10° S. ist brasilianisches Gebiet, welches kein geringeres Interesse als Bolivia hat, seine Erzeugnisse rasch und wohlfeil bis an die Sammelhäfen am Hauptstrome zu schaffen. Der Madeira aber hat auf einer Strecke von etwa funfzig portugiesischen Meilen eine Reihenfolge von Riffen, Stromschnellen und Katarakten, aber erst von San Antonio an, bis wohin die Fahrt keine Hindernisse darbietet, aufwärts. Es lag im Plane der brasilianischen Regierung, dieser Kataraktenstrecke entlang eine Landstraße zu bauen, aber der Krieg mit Paraguay, welcher große Summen verschlang, war Schuld, daß der Bau nicht in Angriff genommen wurde.

Nun erhielten zwei deutsche Ingenieure, welche schon große Arbeiten in Brasilien ausgeführt und auch die Provinz Paraná erforscht hatten, im Jahr 1867 von der Regierung den Auftrag, eine Reise nach dem Amazonas und dem Madeira zu unternehmen. Der letztere sollte von ihnen genau hydrographisch untersucht werden; zugleich war es ihre Aufgabe, das Project zu einer Eisenbahn aufzustellen, welche die Kataraktenstrecke umgehen soll. Diese Bahn ist seitdem theilweise in Angriff genommen, doch stockt gegenwärtig der Bau in Folge von allerlei Irrungen zwischen dem Bauunternehmer Church, einem Nordamerikaner, und den Londoner Capitalisten. Doch darüber ein anderes Mal.

Jene Ingenieure waren Franz Keller-Leuzinger und dessen Vater. Dem ersteren verdanken wir ein Buch, das in jeder Beziehung ausgezeichnet erscheint. Was das bekannte Werk des Engländers Bates über den Amazonas



Palmwipfel mit Blüthen und Früchten.



Grotesker Wuchs einer Ficusart.

für diesen Strom ist, das ist Keller's Arbeit für den Madeira. Die letztere hat gleich großen Werth für die Geographie, die Völkerkunde, für die Botanik und den Handel; sie ist eine hoch anzuschlagende Bereicherung der Wissenschaft nach mehreren Seiten hin, ist klar und ansprechend geschrieben und macht, verfaßt von einem praktisch erfahrenen Manne, der in jeder Beziehung seiner Aufgabe gewachsen war, den Eindruck der Zuverlässigkeit. Dazu kommen Illustrationen, die geradezu prächtig ausgeführt worden sind und der Holzschneideanstalt von Cloß in Stuttgart zur Ehre gereichen *).

Keller hat von der Mündung des Madeira an im Ruderboot eine Strecke von 3,879,820 Meter, oder etwa 620 geographische Meilen (15 auf 1°) zurückgelegt. Die entwickelte Länge des Flußlaufes beträgt von der Mündung bis San Antonio, also bis dahin wo die Hindernisse im Strome beginnen, 901,000 Meter; von San Antonio bis Guajara merim 363,846; von da bis zur Mündung des Mamoré 165,760; von da bis Exaltacion 209,700; von hier bis Trinidad in Moxos 302,940 Meter. Man begreift, daß er während einer solchen Fahrt die beste Gelegenheit hatte, den

*) Am Amazonas und Madeira; Skizzen und Beschreibungen aus dem Tagebuche einer Explorationsreise von Franz Keller-Leuzinger, Ingenieur. Mit zahlreichen nach den eigenen Skizzen vom Verfasser gezeichneten und in der xylographischen Anstalt von A. Cloß ausgeführten Illustrationen. Stuttgart, Verlag von A. Kröner. 1874. Groß Quarto. — Herr Keller hat dem „Globus", gewiß zur Freude unserer Leser, eine größere Anzahl von Illustrationen freundlich zur Verfügung gestellt, und wir werden mehrfach Gelegenheit haben, auf das inhaltreiche Buch zurückzukommen.

Pflanzenwuchs des Urwaldes genau kennen zu lernen und zu beobachten. Wir geben Einiges aus seinen Schilderungen.

Schon hoch oben in den Cordilleren werden die von den Thalwänden sich lösenden, durch die Wildbäche in den Hauptstrom gelangten Gesteinstrümmer in der Gestalt größerer Kiesbänke langsam stromab geschoben, bis sie endlich, tausendfach verkleinert und zerrieben, schneller wie bei uns durch eine dichte Vegetationsdecke geschützt, irgendwo als lichtgrüne Inseln oder natürliche Versandung eines außer Cours gekommenen Altwassers sich fixiren. Jede Zone des ausgedehnten, die verschiedensten geologischen Formationen berührenden Laufes liefert ihren Beitrag und so sind diese Kiesbänke gleichsam eine geologische Musterkarte des Quellgebietes.

Der durch eine hemmende Sandbank von seiner Richtung abgelenkte Strom greift die in das ehemalige Seebecken eingeschnittenen, aus uralter Alluvion bestehenden Ufer und zwar um so stärker an, je schärfer die Krümmung des Laufes geworden ist. Eine Serpentine beginnt sich zu bilden, deren mäandrischer Lauf durch das Fortwährende des concaven sowie durch neue Ablagerungen an dem convexen Ufer stets ausgesprochener wird, bis zuletzt bei einem außerordentlichen Hochwasser der schmale Isthmus zum Durchbruche kommt und die Wasser nun für einige Zeit wieder eine gerade Bahn verfolgen, um gleich darauf das rastlose Spiel von Neuem zu beginnen.

Zur großen Gefahr für die vorüberfahrenden Boote löst sich manchmal das unterspülte Ufer in bedeutenden Massen ab, und diese einbrechenden Ufer, Terras cahidas, sind es gerade, welche den Flußansichten ihren eigenthümlich wilden, primitiven Charakter verleihen; mit ihren zu Falle gekommenen Baumriesen und deren hier und da noch aus den Fluthen emporragendem Geäste; mit ihrer sinkenden, manchmal auch noch von einem Gewirre zäher Lianen zurückgehaltenen Gruppe zierlicher Palmen.

Erklimmt man das steile, oft treppenförmig abgerutschte Ufer, hat man sich endlich durch ein Labyrinth von Wurzeln und Lianen unter dichten Gehängen von Schlingpflanzen vorgearbeitet und betritt nun das Innere des Waldes, welches um so freier von Unterholz erscheint, je mehr man sich vom Flusse entfernt, dann wird man von dem majestätischen Anblick in derselben Weise ergriffen wie beim Betreten unserer alten Dome. Ein geheimnißvolles Halbdunkel umgiebt uns, in welchem ein vereinzelter Sonnenblick auf einem glänzenden Palmblatt oder auf einem dichten Büschel roth und weiß blühender Orchideen nur um so leuchtender hervortritt. Gewaltige Stämme, darunter solche von 6 bis 10 Meter Durchmesser, erheben sich als eben so viele, das dichte, grüne Laubdach tragende, himmelan strebende Pfeiler. Hochstämmige und buschförmige, kräftig gebauete, sowie unendlich zierliche Palmen mit langen sowohl als fächerförmigen Wedeln sind oft schwer beladen mit großen Trauben goldgelber Früchte, die sich zwischen den Blattansätzen hervordrängen; diese Palmen streben überall mächtig nach Luft und Licht, das ihnen durch die Kronen der riesigen Nachbarn allerdings nur spärlich zukommt.

Ueberall keimt und sproßt es; jedes Fleckchen Erde, jeder absterbende Stamm wird von Neuem mit dem frischen Grün zarter Farren, mit schwellendem Moose bedeckt; aus allen Kronen senden großblätterige Aroideen und Callaceen ihre tauähnlichen Luftwurzeln zur Erde. Zwischen den Riesen des Waldes entfalten zarte Heliconien ihre schwanken, seidenartig glänzenden Blätter. Die stattliche, von den Eingeborenen wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Hauptvertreter der Musaceen Banana oder Pacova-Sororoca genannte Strelitzia, deren breiter Fächer gewaltiger Blätter auf schlankem, palmenartigem Schaft 6 bis 10 Meter Höhe erreicht, erinnert unwillkürlich an den Pfauenschweifwedel, welcher dem römischen Papste bei Kirchenfesten nachgetragen wird.

Vor allem aber fällt der Reichthum an Orchideen und Bromelien auf, jener glänzenden Kinder der Tropen, welche sowohl die gefallenen halb verfaulten Stämme bedecken wie die in voller Kraft stehenden. Es sind hängende Gärten von erstaunlicher Kraft und Fülle, welche sich auf jeder Verzweigung der mächtigen Aeste, auf den Kuppeln der Felsblöcke, seltener zu ebener Erde entfalten. Zur Ausschmückung derselben tragen außer den oben genannten Pflanzenfamilien noch verschiedene Cactusarten, kleinere paradiesische Schlinggewächse, Farren und Moose das Ihrige bei. Bemerkenswerth ist die Figueira, ein gewaltiger Baum mit strebeförmigen Wurzelansätzen, durch die der dicke Stamm, dessen weißes, weiches Holz nur geringe Festigkeit besitzt, erst die erforderliche Stabilität erhält. Bei der weichen Holzmasse dieser Streben hat es oft den Anschein, als wachse sie nach allen Richtungen durch einander, da und dort eine Querverbindung oder Verstärkung ansetzend. Diese eigenthümliche Plasticität und Fügsamkeit geht so weit, daß eine junge Figueira, die man ausgräbt und mit dem Wipfel nach unten einpflanzt, in dieser Stellung aufs Neue anwächst, so daß die früheren, alsbald üppig belaubten Wurzeln eine grotesk geformte Krone bilden.

Mormonen auf der Wanderung.

In der vorigen Nummer ist geschildert worden, wie die Mormonen durch Fleiß, Ausdauer und strenge Zucht es ermöglichen konnten, ein in wirthschaftlicher Beziehung musterhaftes Gemeinwesen zu schaffen. Ein weiter Bezirk, der für eine dürre Einöde galt, ist auf den des Anbaues und der Bewässerung fähigen Stellen in einen Garten verwandelt worden und alle Ortschaften bieten einen saubern, freundlichen Anblick dar.

Aber leicht ist es diesen wunderlichen „Heiligen“ nicht geworden ihr Land am Salzsee, am Jordan und am Utahsee zu solcher Blüthe zu bringen. Von Anfang an haben die „Heiden“ ihnen keine Ruhe gelassen, sie sind den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt gewesen und bedrängt werden sie bis auf den heutigen Tag. Ihre nach altjüdischem Vorbild eingerichtete Theokratie paßt nicht in eine moderne Republik mit ganz demokratischem Zuschnitt, und ihre Vielweiberei widerstrebt den Ansichten und den Sitten der abendländischen Völker; deshalb werden die Conflicte nicht aufhören können. Darüber sind sich auch die Mormonen klar. Schon mehrmals ist unter ihren Aposteln und Bischöfen die Frage erörtert worden, ob es nicht angemessen sei ein neues Jerusalem auf irgend einer Eilandgruppe des Großen Oceans aufzubauen, oder ob es zweckmäßig sei im Territorium Arizona eine neue Heimath zu begründen. Aber wo würden sie in diesen Tagen allgemeiner Bewegung, wo alle bisher abseit liegenden Inseln und Länder von den Wellen-



Eine Mormonenkarawane auf der Reise zur Stadt am Großen Salzsee.

schlägen des großen Weltverkehrs berührt werden, wo, sagen wir, würden sie längere Zeit isolirt und ungestört bleiben können? Es würde über kurz oder lang ihnen ähnlich ergehen, wie in Utah. Kaum hatten sie angefangen, sich in der Salzwüste häuslich einzurichten, als in Californien Gold entdeckt wurde. Und es fügte sich, daß einer der ihrigen, Marshall, es war, welcher dasselbe in einem Mühlgraben des Capitän Sutter fand. Dann begann die große Völkerwanderung von Osten nach Westen, von dem Gestade des Atlantischen Oceans bis zu jenem des Stillen Weltmeers, und Utah lag auf der großen Karawanenstraße, welche von Hunderttausenden durchzogen worden ist. Dazu kam, daß das Territorium von dem pacifischen Schienenwege durchschnitten ist, daß die Heiligen es den Heiden nicht verwehren können, sich unter und neben ihnen anzusiedeln. Auch in der Südsee oder in Arizona wären sie mit solchen in Berührung gekommen und deshalb faßten sie den Entschluß in Utah zu bleiben, ihren Staat der Honigbiene zu behaupten und ihre „geoffenbarte, allein wahre Religion“ und ihre darauf begründeten theokratischen Einrichtungen zu vertheidigen. Felsenfesten Glauben haben sie, an Märtyrern fehlt es ihnen auch nicht, sie sind stolz auf diese „Zeugen der Wahrheit“ und mit jedem Jahr vermehrt sich die Zahl der Gläubigen, welche zumeist in Skandinavien und England für das Mormonenthum gewonnen worden sind.

Heute ist es denselben verhältnißmäßig leicht, das neue Jerusalem zu erreichen; sie gelangen auf der Ostwestbahn binnen einer Woche an ihr Ziel. Aber bis vor wenigen Jahren mußten sie monatelang auf der großen Emigrantenstraße wandern, die bei Omaha, respective bei St. Joseph am Missouri beginnt, am Plattefluß aufwärts zieht, über Fort Laramie, am Sweetwater hin über den Südpaß führt. Bevor die Eilpost, welche doch immer eine nur geringe Anzahl von Fahrgästen befördern konnte, eingerichtet war, mußten alle Reisenden auf dieser „Wagenroute“ zu Fuße gehen oder sich der von Ochsen gezogenen Karren bedienen, welche in größeren oder kleineren Karawanen diese Einöden durchzogen. So war und so blieb es bis zum Jahre 1868.

Gewöhnlich setzte die Karawane sich zu Ende des April oder gegen die Mitte des Maimonats in Bewegung, weil von da an das Vieh auf den Prairien Gras fand. Den Tag über war sie, mit Unterbrechung weniger Stunden, fortgesetzt in Bewegung; gegen Abend rastete sie und bildete, um vor Ueberfällen der Indianer gesichert zu sein, aus den Karren eine Wagenburg. In solchen Gegenden, wo kein Gras wuchs, war die Noth manchmal groß und die vielen Gerippe auf der Emigrantenstraße bezeugen, daß Ochsen in großer Menge gefallen sind. Eine Karawane, die nur vier Monate unterwegs war, konnte sich einer günstigen Reise rühmen und von Glück sagen, wenn sie von gefährlichen Krankheiten, Blattern und Cholera verschont geblieben war, die nicht selten mit großer Heftigkeit gewüthet haben. Auf den Prairien war die Hitze drückend, im Gebirge die Nacht kalt und ein Schneesturm nicht selten.

Trotzdem drängte eine Auswanderungswoge die andere, und auch heute ist diese Auswandererstraße, trotz der Eisenbahn, nicht verödet; insbesondere wandern auf ihr Mormonen in großen Zügen und ihre Karren sind mit Habseligkeiten schwer und reich beladen. An kundigen Führern und praktischen Weisungen fehlt es ihnen nicht, denn von Neujerusalem wird allemal dafür gesorgt, daß die Neubekehrten schon im Landungshafen Neuyork von Vertrauensmännern in Empfang genommen und gegen jede Uebervortheilung gesichert werden. Diese sorgen auch für das Weiterkommen und die Einwanderer fahren wohl dabei, daß sie den Glaubensgenossen Folge leisten, die vielleicht schon zehn oder zwanzig Karawanen nach der Stadt am Salzsee geleitet haben. Dort haben sie dann Rechenschaft über treue Pflichterfüllung zu geben.

Die Karawanen, gleichviel ob der Heiden oder Heiligen, gewähren einen eigenthümlichen Anblick. Die Karren folgen einander in langer Reihe auf dem staubigen Pfade; der Ochsentreiber, Bull waker, leitet die Thiere, die keuchend ihre Last ziehen; sie sind namentlich gegen Abend schwer ermüdet, die Nase und das schäumende Maul sind mit Staub bedeckt, ihr Nacken beugt sich unter dem Joche, während sie hin und her wanken und der Ochsentreiber wettert, keucht und seine lange Peitsche nicht ruhen läßt. Frauen, Kinder, alte Leute und Kranke werden in Wagen untergebracht, die Männer gehen zu Fuße; alle tragen Waffen. Die meisten Ansiedler in den westlichen Staaten und Gebieten sind mit derartigen Karawanen in ihre neue Heimath gekommen. Ihre Vorläuser waren die wissenschaftlichen Forschungsreisenden, dann die sogenannten Pioniere als Bahnbrecher und die Trappers (Fallensteller, Pelzjäger); die Auswanderer zogen nun auf den durch jene bekannt gewordenen Wegen; dann wurde zuerst auch eine Pferdepost eingerichtet, welche Briefe beförderte und ihre Relais vom Stillen Ocean bis zum Missouri hatte; sie legten den weiten Weg in etwa acht Tagen zurück. Hinterher wurden die Diligencen für Fahrgäste eingerichtet, bald auch eine Telegraphenlinie und zuletzt ist die Eisenbahn hergestellt worden, auf welcher man binnen einer Woche vom Hudson bis an die goldene Pforte Californiens gelangen kann.

Vor nun gerade fünf und zwanzig Jahren begann der Auszug der Mormonen, der in der Geschichte wenige seines Gleichen hat. Der erste Prophet Joseph Smith war 1844 zu Karthago in Illinois von einem Pöbelhaufen ermordet worden. Sein Busenfreund und Vertrauter Brigham Young wurde als Prophet Nachfolger jenes Gesalbten und von da an wurden ihm die Offenbarungen, welche der Himmel den Heiligen zu Theil werden läßt. Young schickte von Illinois Vorläufer aus, die eine ruhige Stätte jenseits der Felsengebirge aufsuchen sollten, wo man das Neue Zion in Eden, weit entfernt von den Heiden, errichten könne. Ihnen folgten die Heiligen in Masse; sie ließen in Illinois alles unbewegliche Eigenthum zurück, wanderten durch Missouri, schlugen fliegende Dörfer mitten in der öden Wiesensteppe auf und baueten Getreide. Aber der Winter war streng, die Entbehrung groß; die Arbeit der Männer war unter solchen Umständen doppelt werthvoll. Als aber die Vereinigten Staaten mit Mexico in Krieg verwickelt wurden, stellten diese Mormonen 520 Mann Freiwillige, welche sich durch ihre Tapferkeit rühmlich auszeichneten. Die auf den Prairien zurückgebliebenen Tausende waren inzwischen der Kälte und dem Schnee preisgegeben, denn gegen diese gewährten die Zelte keinen genügenden Schutz. Sie gruben sich Erdlöcher und wankten nicht auch als die Cholera unter ihnen ausgebrochen war. Sie sahen in dem Allen eine „Prüfung“ und blieben fest im Glauben.

Inzwischen hatten die 143 vorausgesandten Bahnbrecher in einer fernen Wüstenei grüne Oasen entdeckt und flugs das Feld umgebrochen und besäet, damit das Volk fände, wovon es essen könne. Am 24. Juli 1847 traf der Prophet und Seher Brigham Young am Großen Salzsee ein und bevor jenes Jahr abgelaufen war, hatten sich mehr als sechstausend Heilige dort eingefunden. Das Land wurde „dem Herrn geweiht“, und ist nun zu einem blühenden Territorium geworden.

Heute erfahren die Karawanenzüge der Mormonen keine schweren Heimsuchungen mehr, denn Alles wird, wie schon gesagt, von kundigen Führern auf das Zweckmäßigste geordnet.



Pioniere; Ochsentreiber; Indianer bei Fort Benton.

Unsere Illustration (S. 373) zeigt, wie ein solcher Zug gegen Abend den Platz erreicht hat, an welchem er Rast hält und übernachtet. Daß die rechts im Vordergrunde befindlichen beiden Männer aus Skandinavien herkommen, erkennen wir an Tracht und Gesichtsbildung; auch manche andere sind aus dem hohen Norden her zugewandert, andere aus England und Wales. Man giebt den Zügen auch Sprecher mit, Leute, in welchen der Geist des Herrn lebendig ist, und ein solcher redet und leitet die Abendandacht. Das Ganze macht einen friedlichen Eindruck.

Auf unserer zweiten Illustration (S. 375) ist das weniger der Fall. Sie zeigt uns Männer die bei Fort Benton am obern Missouri ihr Lager aufschlugen; sie sind auf der Wanderung nach dem Territorium Montana, das sehr ergiebig an edlen Metallen ist. In ihrer Begleitung sieht man befreundete Indianer. Der Ochsentreiber wird im weiten Westen, da wohin Eisenbahnen nicht reichen, noch lange Zeit eine Charakterfigur bleiben. Im Uebrigen jedoch hat sich im Fortgange der Zeit vieles verändert und manche Typen, welche ein sehr eigenthümliches Gepräge hatten, sind völlig oder nahezu verschwunden. Wo sind die Flachbootmänner geblieben, welche einst auf dem Mississippi fuhren und auf deren Dienste der Handel sich angewiesen sah? Der Dampfer hat diesem rauhen Geschlecht ein Ende gemacht. Der Trapper, welcher in den Thälern der westlichen Gebirge seine Biberfallen stellte, ist wohl noch in einzelnen Exemplaren vorhanden, aber seine große Rolle hat er ausgespielt; der echte „Mountaineer" alten, derben Schlages, dem Alles, was an Städte und Civilisation erinnerte, von Grund aus zuwider war und der sich nur in den Waldeinöden, im Wigwam mit seinen indianischen Frauen — der wahre Mountaineer war ein Polygamist und hatte stets mehrere Squaws — glücklich fühlte, auch der ist so ziemlich dahin. Pioniere hat man nicht mehr nöthig; das Land ist nach fast allen Richtungen hin durchzogen worden, und wo das noch nicht der Fall ist, wird es durch wissenschaftliche Expeditionen bekannt oder durch Ingenieure, welche Messungen für die nördliche Pacificbahn vornehmen. Eine wichtige Person ist bis jetzt noch der „Prospector" geblieben, der in Gebirgen und Ebenen sich umhertreibt, um Gold- und Silberadern aufzusuchen.

Englische Forschungsreisen in Centralasien.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

4. Eine besondere Sorgfalt wandte die indische Regierung der Erforschung Tibets zu; die Lage von Lhassa, der Hauptstadt, ist bestimmt, alle Zugänge westlich von Bhutan sind von englischen Emissären bereist worden; weite Gebiete von Tschangtham wörtlich und in Wirklichkeit „den Hochsteppen im Norden" des westlichen Tibets wurden durchzogen. Diese Reisen bestätigen, daß die höchsten Gipfel des Himalaya der wasserscheidenden Kammlinie weit vorgelagert sind, und daß sich zwischen der Kammlinie der Berggipfel und jener der Wasserscheide der ganzen Länge nach unwirthliche, den Anbau der Cerealien nicht mehr lohnende Hochflächen ausbreiten, die jedoch zur Wüste mit höchst ärmlicher Vegetation, wo Quadratmeilen ohne jegliche Färbung vegetabilischen Wachsthums vorkommen, erst westlicher gegen Lhadak zu werden; diese wüsten Hochthäler Tschangthams werden nur der reichen Goldlager wegen aufgesucht, die nach Prof. Schiern's Untersuchungen zur Sage der von Herodot, Strabo, Plinius und anderen Schriftstellern des Alterthums erwähnten goldgrabenden Ameisen im Norden Indiens *) Anlaß gegeben haben. Ein reger Handelsverkehr findet mit Lhassa und dem östlichen Tibet statt; der katholische Missionär Desgodins, eine ganz unparteiische Quelle, bemerkt hierüber neuerdings: „In Lhassa ist eine zahlreiche Colonie von Nepalesen und Kaschmiri **), sie bewohnen zwei Districte der Stadt; die ersteren sind berühmt als Geschmeidemacher, sie sind aber mit den letzteren wohl auch die Mittelspersonen im indischen Handel. Nach der großen Zahl von Münzen mit dem Gepräge der Königin Victoria oder Wilhelm's IV. zu schließen, muß der Verkehr ein lebhafter sein, da diese Münzen sicher nur gegen Entgelt dorthin gelangen." Nach den englischen Erhebungen geht der Hauptverkehr östlich von Bhutan über Tauong nach Lhassa; hier führt der niedrigste, wenigst beschwerliche Paß über den Himalaya, nicht bloß Lastthiere, selbst Karren sollen überall benutzbar sein; die Reise wird in 15 Tagen zurückgelegt. Noch ist es der Regierung nicht möglich gewesen, Kundschafter auf diesem Wege vorzuschicken; die Ausmittelung geeigneter Persönlichkeiten beschäf-

---

*) Ueber die Sage von den goldgrabenden Ameisen ist „Globus" XXIV, S. 233 ff. ausführlich gesprochen worden. Vergleiche auch „Globus" XXV, S. 286.

**) Der Lazarist Huc, dem es bekanntlich gelungen war, von China aus durch die Mongolei nach Lhassa vorzudringen und dort einige Zeit zu verweilen (vor nun beinahe dreißig Jahren) erwähnt ausführlich der dort lebenden Katschi, d. h. der aus Kaschmir stammenden Muselmänner, die sich ihm zufolge schon seit einigen Jahrhunderten in Tibet festgesetzt haben; sie kamen ins Land, um sich dem in der Heimath auf ihnen lastenden Drucke zu entziehen, befinden sich sehr wohl und haben ihren eigenen Gouverneur, der ihr Oberhaupt, Pascha und Mufti in einer Person ist. Sie unterhalten noch immer Verbindungen mit Kaschmir und bilden den reichsten Theil der Kaufmannschaft, sind auch Wechsler und handeln mit Gold und Silber. In jedem Jahre reisen einige Katschikaufleute nach Calcutta; nur Leuten aus ihrem Stamme ist es erlaubt über die Grenze zu gehen; sie erhalten einen Paß vom Dalai Lama und eine Bedeckung bis an den Himalaya. In Lhassa haben sie eine Moschee; die ersten Ankömmlinge nahmen tibetanische Frauen, die zum Islam übertreten mußten, aber seit langer Zeit heirathen sie nur unter sich, und so hat sich denn im Herzen von Tibet ein kleines Volk gebildet, das andere Sprache, Sitten, Trachten und Religion hat als die Landeseingeborenen. „Sie werden als gottlos verschrien, weil sie sich vor dem Dalai Lama nicht niederwerfen und nicht in den Klöstern beten; sie sind aber reich und mächtig; auf der Straße macht Alles vor ihnen Platz und steckt als Zeichen des Respects vor ihnen die Zunge aus. Das Zeichen der Begrüßung besteht in Tibet darin daß man die Kopfbedeckung abnimmt, die Zunge möglichst weit ausstreckt und sich am rechten Ohre kratzt — Alles zu gleicher Zeit." — Huc spricht auch ausführlich über die Pebun, „welche aus Butan kommen"; er hebt hervor, daß sie äußerst geschickte Metallarbeiter seien, sodann auch ausgezeichnete Färber. Als Huc in Lhassa war, fand er zumeist tibetanische Münzen mit persischem Gepräge; nun ist, wie wir oben erfahren, auch viel Geld mit englischem Gepräge in Umlauf gekommen. A.

tigt jedoch das Vermessungsamt schon längere Zeit und man hofft noch 1874 die erste Expedition absenden zu können.

Die tibetische Regierung übt strenge Grenz- und Paßpolizei und läßt einzelne Paßübergänge von den Karawanen gar nicht benutzen; so nöthigt sie die Kaufleute von Nepal, durch deren Hände und einiger in Patna am Ganges ansässigen Kaschmiris ein großer Theil des Handels geht, auf dem unwegsamsten Passe über Kuti in Tibet einzutreten, wobei stellenweise nur Träger benutzt werden können, und eine Erosionsschlucht so lang wie die Via mala theilweise auf eisernen in den Felsen eingelassenen Nägeln durchschritten werden muß. Den Ladakis erlauben die chinesisch-tibetischen Behörden nur bis Gartok zu gehen; dafür verkehrt jährlich ein tibetischer Handelsagent mit einer directen Karawane zwischen Lhassa und Leh, und Gleiches ist dem Maharadscha von Kaschmir zugestanden. Aehnliche Beschränkungen werden auf anderen Paßübergängen ausgeübt; die tibetische Regierung legt sich das Recht bei, ihr unbekannte oder nicht genügend empfohlene Händler und Karawanenführer an der Grenze zurückzuweisen. Die indische Regierung versuchte bisher vergebens, durch den englischen Gesandten in Peking andere Instructionen für die Grenzbeamten zu erwirken; noch 1872 erwiederte ihr derselbe, solche Schritte seien hoffnungslos, in so lange nicht unvorhersehbare Zwischenfälle die Möglichkeit bieten, wirksamere Vorstellungen zu machen.

Im Jahre 1868 entspann sich zwischen dem englischen Beamten in Dardschiling, Oberst Haughton, und dem Radscha von Sikkim wie der Regierung zu Calcutta eine längere Correspondenz über die Mittel, diesen vielseitigen Handelsplackereien zu steuern; die schriftliche Einladung an die tibetischen Behörden sich an Conferenzen hierüber zu betheiligen, beantworteten diese durch Zurücksendung der Briefe in unerbrochenem Zustande. Die indische Regierung that nichts zur Sühne dieser Beleidigung, lehnte es auch ab, eine Gesandtschaft auch nur an den Radscha von Sikkim zu senden, der 1861 gewisse Verbindlichkeiten eingegangen hatte. Es mögen dabei die mißlichen Erfahrungen in Bhutan zur Ablehnung dieser Vorschläge mitgewirkt haben, wo die gröblichen Beleidigungen des Gesandten A. Eden 1864 zum Kriegszuge gegen Bhutan nöthigten.

Auffallend bleibt aber, daß die Regierung 1870 ihre Vertreter anwies, an dem gegenwärtig „befriedigenden" Zustande nicht zu rütteln. Es scheint hierin ein Umschwung eingetreten zu sein, denn im October 1873 verließ ein Herr Edgar Dardschiling in der Sikkim-Mission, welche durch den im Vertrag vom 16. September 1861 ausdrücklich verbotenen Sklavenhandel veranlaßt ist, den der Radscha mit den rohen Bewohnern im Süden Tibets unterhält. Wird dieser Fürst, der sich bisher sehr wenig zuvorkommend bewies, gleich Kaschmir zum Vasallen herabgedrückt, so ist gegen Tibet der Keil englischen Gebietes bis zur wasserscheidenden Kette vorgerückt. Schon 1857 hat B. B. Hodgson, der sich in seiner Stellung als englischer Gesandter in Kathmandu (Nepal) während länger als 20 Jahren genauere Kenntniß als Andere aneignete, die Forderung aufgestellt, die chinesische Regierung zu zwingen, Indien einen Freihandelsplatz an der Grenze zu bewilligen, ähnlich wie dies Rußland in Kiachta zugestanden wurde. Hierzu ist noch immer keine Aussicht; im Erfolge ist aber so ziemlich dasselbe erreicht, wenn der Vorschlag Haughton's durchgeht, indischer Seits an der tibetischen Grenze einen englischen Beamten zur Ueberwachung des Benehmens der tibetischen Behörden und zum Schutze der indischen Kaufleute aufzustellen. An der Grenze des britischen Gebietes hat eine solche Aufstellung keinen Sinn, weil der Weg von da nicht direct in tibetisches Gebiet führt, sondern nepalesisches, tibetisches und Sikkimgebiet kreuzt, bis er in $28^3/_4{}^0$ nördl. Breite, $88^1/_4{}^0$ östl. Länge von Greenwich definitiv auf der tibetischen Seite fortzieht. Hoffentlich gelingt es den Radscha zu gewinnen, an der letzten, an der Austrittsstation, Controle auf seinem Terrain üben zu lassen; es wird dies einen ebenso fördernden Einfluß üben, wie die Thätigkeit eines englischen Commissärs in Leh den indischen Handel nach Dschitischahr neu belebte. Man hofft hierdurch den Handel von Nepal abzulenken, das neuerdings einen Durchgangszoll von $12^1/_2$ Procent vom Werthe der Waaren erhebt und niedrigerer Werthangabe dadurch vorbeugt, daß die Waaren um den angegebenen Werth dem Schatze verfallen.

In politischer Beziehung ergab sich, daß die tibetische Grenze durchweg bis zur Kammlinie der höchsten Berggipfel vorgerückt werden müsse; die Hochebenen zwischen dieser und der wasserscheidenden Kette sind tibetisches Gebiet. In geographischer Beziehung ward der Streit, welcher Kamm als die nördliche Grenze des Himalaya zu betrachten ist, im Sinne der Humboldt'schen Forschung entschieden. Schon Hodgson hatte davor gewarnt, an dieser wissenschaftlich besser als jede andere begründeten Theorie zu rütteln, ehe nicht sämmtliche Bindeglieder und Gebirgszüge zwischen dem Himalaya und Thianschan erforscht seien; denn ist diese Forderung jetzt noch nicht erfüllt, so ist doch gerade jener Theil Hochasiens, in welchem sich die drei großen Gebirgsketten des Himalaya, Karakorum und Kuenlün berühren sowie der Nordabfall des Himalaya in seinem weitern Verlaufe besser erforscht als die östlichen Theile des Südrandes Centralasiens, und der bekannte englische Geograph Trelawney Saunders nennt in Uebereinstimmung mit Hodgson, den Schlagintweit und Anderen den Lauf der Flüsse Indus, Satledsch und Tsangpo als die Nordgrenze des Himalaya.

Die strategische Bedeutung des Himalaya ist für den westlichen Theil Hochasiens schon oft zur Sprache gebracht worden; in Werken, wo man sie am wenigsten vermuthet, wie in Raverty's Puschtu-Grammatik, werden Betrachtungen angestellt über das Anwachsen des russischen Besitzes in Centralasien und den immer geringer werdenden Umfang des weder von Rußland noch von Indien abhängigen Gebietes. Es überrascht deshalb, daß die von Hodgson 1856 unternommene Beweisführung so wenig reproducirt wird und so wenig Beachtung fand. Derselbe wies darauf hin, daß die Auswanderung europäischer Arbeitskräfte in die südlichen Abhänge des Himalaya zwischen 1500 bis 3000 Meter Höhe nicht bloß den Auswandernden zum Vortheil gereichen müßte, sondern daß die Regierung wenn sie diese Auswanderung — durch Verringerung der Kosten der Ueberfahrt mittelst Zuschüssen — fördern würde, nicht nur ein dauerhaftes sicheres und billiges Bollwerk gegen etwaige russische Angriffe schaffen würde, sondern den russischen Landhandel nach Centralasien bald auf Nichts reduciren müßte. In Dardschiling und in Simla, jener Oase britischen Besitzes im Gebiete des Radscha von Bisser, hatte sich zwar die europäische Bevölkerung bis 1872 auf 447 und 934 gehoben, weil beide der Vereinigungspunkt zahlreicher Beamten und vieler Familien sind, die hierher sich zur Stärkung ihrer Gesundheit zurückziehen; verschwindend klein ist dagegen die Zahl der Europäer in den mittleren Theilen der sehr fruchtbaren und mineralreichen Districte Kangra (35), Kamaon (66) und Garwhal (180).

Der tibetische Handel ist als Transitohandel nach dem östlichen China viel wichtiger als der Verkehr mit Kaschgar, hat aber noch nicht einmal die indischen Kaufleute in Calcutta anzuziehen vermocht und wird nichts weniger als schwunghaft betrieben, obgleich er selbst unter den gegenwär-

tigen ungünstigen Verhältnissen einen Reinertrag von 50 bis 100 Procent abwirst. Der Jangtsekiang und Szetschuan liegen Indien ungleich näher als Rußland, die russische Concurrenz ist hier unschwer zu überwinden, und schon im allgemeinen Interesse ist zu wünschen, daß die unvorhersehbaren Zwischenfälle bald eintreten mögen, welche der britische Gesandte zu Peking für nothwendig hält, um die chinesische Regierung zu einer Aenderung ihrer Grenzpolitik zu bestimmen.

Gelangt die für 1874 geplante russische Karawane an ihren Bestimmungsort, welche unter Führung des Generalstabscapitän Sossnowski sich von Kiachta über Peking an den Jangtsekiang begiebt und über Kaschgar zurückkehren soll, so wird dies für die englisch-indische Regierung ein neuer Antrieb werden, für ihre Unterthanen den Zutritt nach Tibet und China energisch zu verlangen, sowie die gegenwärtig ihren Beamten gegebene und nur mit Widerstreben befolgte Ordre zurückzunehmen, welche ihnen vorschreibt auf britisches Gebiet zurückzukehren, sobald sie von den tibetischen Behörden hierzu aufgefordert werden. Solche Aufforderung führt nicht zu diplomatischen Verwickelungen, wie sich Capitän Godwin Austen 1866 an der Ladakgrenze überzeugte; ist nur einmal der Widerstand überwunden, den die tibetischen Behörden gegen Eindringlinge durch Vorenthalten von Trägern und Lebensmitteln geltend zu machen pflegen, so steht zu hoffen, daß der mit Erfolg betretene Weg auch offen bleibe; denn der Bevölkerung ist reichlicherer Verkehr mit Indien und ein Transitohandel nach China ein Bedürfniß; er würde den Anfang bilden zu besserer Cultur in den fruchtbaren südöstlichen Bezirken Tibets.

Racenanlage und verschiedene Begabung zum Arbeiten.

Die von der Natur gegebene Anlage Arbeiten zu verrichten, ist bei den verschiedenen Racen und Völkergruppen sehr verschieden. Manchen ist der Sinn und die Fähigkeit zu dem was wir für Arbeit halten und als solche bezeichnen völlig versagt und diese kann ihnen weder durch sogenannte Civilisation noch durch Gewalt beigebracht werden. Wendet man Zwang an, so gehen sie unter. Man muß sich auch in Bezug auf diese Angelegenheit wohl hüten, einen abstracten Menschen anzunehmen, den es ja überhaupt nicht giebt, den aber die Philosophen und die Menschenfreunde sich zurecht machen; sie hegen den Wahn von einer „Perfectibilität der Menschheit", und diese Phrase wird häufig nachgesprochen. Wohlwollend in ihrem Sinne sind jene Leute gewiß, aber sicherlich keine Anthropologen.

Man versuche z. B. einen Minkopi von den Andamanen oder einen Schwarzen Australiens zu irgend welcher zusammenhängenden Arbeit anzuhalten; er wird sie nicht leisten können, weil ihm nicht einmal der Begriff einer solchen beizubringen ist und das Beispiel Anderer, welche sie verrichten, auf ihn ohne Wirkung bleibt. Es ist unmöglich einen Prairie-Indianer, den Büffeljäger, zu einem seßhaften Menschen und zu einem Ackerbauer zu machen. Da wo die Entdecker in Amerika ackerbautreibende Völker antrafen, sind dieselben auch heute noch als solche vorhanden und dort hat man keiner Zufuhr fremder Arbeiter bedurft, wenn man nicht so grauenhaft barbarisch verfuhr wie die Spanier, und die Eingeborenen durch Zwangsarbeit ausrottete, wie in Westindien geschah. In der ganzen östlichen Region Südamerikas vom Orinoko bis zum La Plata und am ganzen Amazonas und dessen Zuflüssen war auch nicht ein einziger Indianerstamm vorhanden, den man, und das gilt bis auf den heutigen Tag, zum Arbeiten hätte verwenden können; sie sind Wald- und Fischernomaden geblieben. Als man die üppig fruchtbaren tropischen Tiefländer nutzbar machen wollte, in welchen dem weißen Menschen durch das Klima anhaltendes Arbeiten unter freiem Himmel versagt ist, holte man Neger aus Afrika, denen die Naturanlage zu solchem nicht versagt ist.

So entstand der Negerhandel über See und die Verschiffung der Afrikaner kam in Gang. Unsere heutige Auffassung der Sklaverei ist bis vor etwa einhundert Jahren kaum vorhanden gewesen und auch in England, das der ärgste und erbarmungsloseste Sklavenhändler war, traten anfangs die wohlwollenden Leute, wie Wilberforce, nur gegen die Greuel auf, welche bei der Sklavenverschiffung vorkamen. Aber den Quäkern gebührt allerdings der Ruhm, daß sie niemals Sklaven gehalten haben, sondern stets Gegner der Sklaverei gewesen sind.

In Amerika ist dieselbe, Cuba allein ausgenommen, abgeschafft worden; in Brasilien hat die Emancipation begonnen. Aber die Arbeitskräfte reichen nirgends aus; der freie Neger kann zwar arbeiten, aber er thut es schlecht und unregelmäßig; höhere Bedürfnisse, welche ihn zur Thätigkeit antreiben könnten, kennt er im Allgemeinen nicht. Er bleibt so viel es irgend angeht afrikanisch. Aber auch diese schwarzen Afrikaner darf man nicht über denselben Leisten schlagen; auch bei ihnen ist die Arbeitsanlage sehr verschieden und ein Minasneger arbeitet anders und nicht so schlecht, wie z. B. einer der aus dem Nigerdelta oder von der Congoküste stammt.

Seit der Negeremancipation in Westindien hat man, da bei der schlechten Negerarbeit, wenn man allein auf sie verwiesen geblieben wäre, der völlige Ruin mancher Inseln unausbleiblich war, sich dadurch geholfen, daß man asiatische Arbeiter holte, sogenannte Kulis, aus Ostindien und aus China. Dieser Kulihandel ist vielfach nur ein verkappter Sklavenhandel gewesen, z. B. der nach Peru. Von diesem letztern aus wurde vor nun zehn Jahren ein förmlicher Menschenraub bei den Südsee-Insulanern getrieben, dem endlich durch Einmischung der europäischen Mächte gesteuert wurde. Man holte dann Chinesen, die aber schlecht behandelt wurden. Jetzt nun will Peru ein humanes System in Betreff der asiatischen Arbeiter befolgen und ist bemüht, darüber einen Vertrag mit der chinesischen Regierung abzuschließen.

Ueber den schmachvollen Menschenraub in der Südsee haben wir im „Globus" oftmals gesprochen; es scheint als ob die Engländer endlich Ernst machen, denselben völlig lahm zu legen.

Im Indischen Ocean, z. B. auf Mauritius, sind die Einwanderungen der indischen Kulis und ihre Arbeitsverhältnisse wohl geregelt und beide stehen unter Ueberwachung der Regierung. Eigenthümlich aber sind die Zustände an der Straße von Malakka, in den dortigen „Straits-Settlements", namentlich in Malakka, auf Pulo Pinang und in der Provinz Wellesley. Dort besitzen die Engländer große Zuckerplantagen und für diese mußten sie fremde

Arbeiter haben, da die Malayen jener Gegend unbrauchbar waren. Sie verwenden also Menschen, welche verschiedenen Racen angehören und deren Anlagen und Befähigung zur Arbeit sehr von einander abweichen.

In meiner „Geographie des Welthandels" (Band II, S. 391) sind die Handelsleute von Singapore, Malakka rc. nach ihren Nationalitäten geschildert worden und nach den Beschäftigungen, welchen jede derselben vorzugsweise sich zuwendet. Die Klings, Eingewanderte aus Vorderindien, zumeist von der Coromandelküste, sind in den Städten am liebsten Kleinkrämer, Köche, Bootsleute, Läufer und Wäscher; als solche hält man sie für ausdauernd und nicht gerade unfleißig, sie stehen aber, weil sie für unverschämt gelten, weder bei Europäern noch bei den übrigen Asiaten in Gunst. — Die Malayen sind im Allgemeinen friedlich, doch bei überwallender Leidenschaft rachsüchtig; Diebstahl und Betrug kommen bei ihnen selten vor; in ihren häuslichen Beziehungen sind sie offen und umgänglich, haben Anhänglichkeit an die Familie; sie sind ehrfurchtsvoll gegen alte Leute, und kleiden sich sauber. Erwerbssinn, Trieb zum Fleiß und Sinn für anhaltende Arbeit mangeln ihnen durchaus. Sie sind am liebsten Fischer und Seeleute und haben dafür ganz entschiedene Anlagen; ihr Ackerbau beschränkt sich auf das Nothwendigste, doch sind sie als Gärtner zu gebrauchen, sodann als Pferdeknechte und Kutscher. Zu ihnen bilden die Chinesen, diese vorzugsweise kosmopolitischen Arbeiter, den schärfsten Gegensatz. Kein anderes asiatisches Volk, mit alleiniger Ausnahme der Japaner, hat einen solchen Arbeitstrieb, einen solchen Drang zu nützlicher Thätigkeit, eine solche Anstelligkeit und solchen Erwerbssinn wie sie. Von der gewerb- und handeltreibenden Bevölkerung in Singapore entfallen neun Zehntel auf die Chinesen; sie sind in allen Handwerkszweigen vortrefflich bewandert, und es ist gar nicht selten, daß sie vom frühen Morgen bis Mitternacht ununterbrochen bei der Arbeit bleiben. Mit vollem Rechte wird ihnen nachgerühmt, daß sie den betriebsamsten und deshalb werthvollsten Bestandtheil in jenen Straits-Settlements bilden und daß man vorzugsweise ihnen die Entwickelung der dortigen Hülfsquellen verdanke. Auf der Insel Singapore bauen sie Pfeffer und Gambir, in Pinang und Wellesley sind fast alle Plantagen in ihren Händen, in Malakka liefern nur sie Zinn, Sago und Maniokmehl. Viele werden wohlhabend, manche reich, selbst Millionäre sind gar nicht selten. Viele gehen nach China zurück, aber diese werden durch neue Ankömmlinge regelmäßig ersetzt; im Jahre 1864 langten deren in Singapore 16,000 an. Wohin sie kommen, macht sich sofort ihre Ueberlegenheit geltend und auf manchen Inseln im Archipelagus reicht ein Dutzend Chinesen hin, in kurzer Zeit den ganzen Handel an sich zu bringen.

Wir wollen nun einen Blick auf die Europäern gehörenden Zuckerplantagen an der Straße von Malakka werfen, auf welchen neben Klings, Malayen und Chinesen auch Javaner verwandt werden. Je nach ihrer Racenbegabung arbeiten sie in einer sehr von einander abweichenden Weise und jede einzelne der vier Gruppen will und muß auf ganz verschiedene Weise von den übrigen behandelt werden, sonst wäre mit keiner derselben etwas anzufangen. Der Pflanzer oder dessen Oberverwalter muß sich auf Racenpsychologie verstehen; er würde schlecht fahren, wenn er ein egalitäres Abstractum sich zurecht legen wollte.

In einer Sitzung des Anthropologischen Institutes zu London gab W. L. Distant darüber praktische Bemerkungen. Er hat auf den Zuckerplantagen in der Provinz Wellesley genaue Beobachtungen angestellt. Auf der, wo er längere Zeit sich befand, waren etwa 360 Klings, 100 Javaner, 100 Chinesen und eine kleine Anzahl von Malayen beschäftigt. Die Aufseher waren von portugiesischer Abkunft, das Directions- und Verwaltungspersonal bestand aus Engländern und Schotten.

Die Klings kommen, wie schon bemerkt, von der Coromandelküste, um einige Jahre zu bleiben und dann mit ihren Ersparnissen heimzukehren. Sie verpflichten sich gewöhnlich auf zwei Jahre, der Pflanzer bezahlt die Ueberfahrt, giebt ihnen 12 bis 13 Cents Tagelohn und behält von seinem Vorschusse monatlich anderthalb Dollars zurück. Insgemein kommt er durch Todesfälle und Ausreißer in jedem Jahre zu einigem Schaden. Die Klings bringen nur wenige Frauen mit; deshalb ist Polyandrie bei diesen allgemein und Syphilis häufig. Der Kling trägt einen Schurz um die Hüften und arbeitet unbedeckten Hauptes in der brennenden Sonne; nur die Obmänner schlagen ein Stück Zeug um den Leib, haben auch wohl eine Jacke und binden ein Tuch um die Haare. Die Klings sind ein serviler Menschenschlag, bei der Arbeit ohne Energie, ohne innere Kraft, betrügerisch, hämisch, tückisch und kriechend. Nur allein körperliche Züchtigung fürchten sie und diese ist die einzige Strafe, welche sie billigen und sich gefallen lassen. Als ein nichtsnutziger Koch entlassen wurde, sagte er wörtlich: „Warum peitscht mich Herr nicht? Warum will er mich entlassen? Herr sollte mich erst peitschen und dann sehen ob ich besser werde!" Die Wohnungen werden überaus schmutzig gehalten, obwohl der Kling täglich mehrmals badet. Er arbeitet sehr ungern und muß unablässig beaufsichtigt werden. Es wäre unthunlich, ihm für eine bestimmte Strecke die Feldarbeit anzuweisen und ihm zu sagen: Mache das fertig, dann gehört die übrige Zeit Dir. Bei Javanern und Chinesen kann man das allemal. Der Kling geht um 6 Uhr früh ins Feld bis 11 Uhr; Nachmittags hat er von 1 Uhr bis 6 Uhr zu arbeiten. Er muß Unkraut ausjäten, das Düngen besorgen, Rohr pflanzen und überhaupt alle leichte Arbeit verrichten. Zu Erdarbeiten ist er ganz unverwendbar; er trödelt bei der Arbeit und schafft so wenig wie irgend möglich.

Der Javaner hat ein ganz anderes Temperament. Sein Wuchs ist gedrungen, der Gesichtsausdruck düster, obstinat, entschlossen; er tritt mannhaft auf, hat Charakter und muß ganz anders behandelt werden als der Kling. Er trägt kurze Beinkleider und einen Kittel mit einem Gürtel. Das sorgfältig geschorene Haupt bedeckt er mit einer Kappe, bei der Feldarbeit setzt er einen aus Rohr geflochtenen kegelförmigen Hut auf. Die meisten dieser Javaner haben die Pilgerreise nach Mekka gemacht, sind also Hadschis. Wenn sie von dort zurückkommen, verdingen sie sich auf der Plantage, welche dem Schiffscapitain das Ueberfahrtsgeld zahlt; ihre Verpflichtung geht auf zwei bis drei Jahr, und auch bei ihnen wird allmonatlich etwas Bestimmtes in Abzug gebracht, bis das vorgestreckte Passagiergeld abgetragen worden ist. Mit den von ihnen verachteten Klings verkehren sie durchaus nicht; der Javane würde einen Schlag oder Peitschenhieb mit einem Dolchstoße vergelten. Für ihn ist es die empfindlichste Strafe, wenn ihm sein Lohn verkürzt wird.

Angemessen und willig arbeitet er nur, wenn ihm ein bestimmtes Pensum aufgegeben wird; er will wissen, was und wie viel er zu thun hat und das thut er dann. Es kommt allerdings manchmal zu Irrungen über die Größe der Aufgabe, die ihm wohl zu viel erscheint, aber er geht an die Arbeit, bei welcher man ihn beaufsichtigen muß, weil er sonst wohl in unwirscher Laune vom Felde hinwegläuft. Am späten Nachmittage läßt er es sich unter keiner Bedingung nehmen, seine Andacht zu halten; er geht zum nächsten besten Graben, um die Abwaschungen vorzunehmen; nachher breitet

er ein Stück Zeug auf die Erde, kehrt sein Antlitz der untergehenden Sonne zu und verrichtet alle vorgeschriebenen Bräuche. Die javanischen Arbeiter sind ordentliche Leute; die Nachsucht befriedigen sie allerdings, aber nur wenn sie provocirt worden sind. Sie halten, was bei den Klings nicht der Fall ist, in Sippen zusammen, sie sind, wie der Engländer sich ausdrückt, „clannisch". Ihre Wohnungen werden musterhaft sauber gehalten. Ihr Fehler ist, daß sie immer nur ein möglichst geringes Pensum haben wollen und manchmal, wenn Unlust sie anwandelt, die Arbeit liegen lassen und vom Felde weggehen. Ihre Hauptaufgabe sind die Erdarbeiten; wo möglich den ganzen Tag kauen sie Zuckerrohr.

Die Chinesen sind auf der Plantage unentbehrlich, ohne sie wäre eine solche nicht zu denken und sie verrichten die mannichfaltigste Arbeit. Sie brechen den Boden um, hauen Holz für die Oefen, sind Maurer und Zimmerleute ꝛc. Der Pflanzer oder Director verabredet mit einem Chinesen, der das Geschäft kennt und weiß, was erforderlich ist, daß dieser die zum Betriebe nöthigen Leute herbeischaffe und macht mit ihm einen Contract über alle Einzelheiten, z. B. Unkraut jäten, Dämme aufwerfen, das Rohr abschneiden. Dieser Chinese steht als Mittelsmann dazwischen dem Pflanzer und den Arbeitern, welchen er den Lohn auszahlt; er bekommt 10 Procent Commission von allem Gelde, das durch seine Hände geht. Er beköstigt jeden Arbeiter und rechnet diesem dabei 5 Cents für den Tag an.

Die Wohnungen der Chinesen sehen von außen hübsch und bunt aus, riechen jedoch im Innern höchst widerwärtig. Der Mann ist ein ausgezeichneter Gärtner; er bekommt einen kleinen Fleck Land und auf diesem bauet er Salat, Gemüse und Wurzeln; er hält Hühner, Enten und Schweine. Aber er ist ein eingefleischter Spieler, raucht Opium und trinkt Arrak. Seine Kleidung besteht in Hosen, einem blauen Kittel und einem breitkrämpigen Rohrhut. Von den übrigen Kulis halten sich die Chinesen fern, aber auch sie müssen bei der Arbeit beaufsichtigt werden. Der Mittelsmann schließt ferner mit den Holzhauern die Verträge ab. Sie zerlegen die gefällten Bäume in Klötze von etwa drei Fuß Länge, flößen sie bis zur Plantage und klaftern sie auf; dort nimmt man die Messung vor und zahlt nach dem im Voraus getroffenen Uebereinkommen.

Die Malayen wurden zum Abstreifen des Zuckerrohrs verwendet; der Aufseher über die Schweineställe war ein Malaye. Er hatte eine wahre Leidenschaft, wilde Schweine zu erlegen und dann und wann machte er sich auch mit einem Tiger zu schaffen. Für regelmäßige Arbeit irgend welcher Art und insbesondere auch für jene auf der Plantage ist die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Malayen ganz unbrauchbar.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, wie verschieden bei diesen vier Racen die Arbeitsfähigkeit im Allgemeinen ist, ob und welche Anlage und Begabung für gewisse Arbeitsaufgaben sie besitzen oder nicht, welche Vorliebe oder Abneigung. Verschieden sind auch ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, eben so sind es die Bedingungen, unter welchen sie auf der Plantage sich annehmen lassen. Die Klings sind unter einander zusammenhanglos, werden mit Stockprügeln gestraft und würden ohne Furcht vor dem Auspeitschen kaum etwas thun. Ihnen kann man kein bestimmtes Arbeitspensum aufgeben; sie müssen unablässig angetrieben werden, sonst leisten sie gar nichts. Die Javanen sind von Haus aus ein ackerbautreibendes Volk; auf den Plantagen arbeiten sie mürrisch und verdrossen, um, wie gesagt, die Kosten für die Pilgerfahrt abzutragen und noch etwas für die Rückkehr in ihre Heimath zu erwerben. Sie halten eng zusammen; wer einem von ihnen etwas zu Leide thut, hat sie alle zumal gegen sich. Ihr höchster Wunsch ist, wieder fortzukommen.

Der Chinese gedeiht am besten, wenn er mit einem seiner Landsleute in Betreff der Arbeit einen Vertrag abschließt; er gedeiht auch in der Berührung und im Verkehr mit dem Europäer und handelt mit diesem. Der Europäer unterhält sich und schwatzt mit ihm, den Javaner duldet er und läßt ihn sich gefallen, weil er da ist, den Kling verachtet er und das thun, wie schon bemerkt wurde, auch andere Asiaten. Kein Verkehr mit Europäern wird den Kling anders machen als wie er nun einmal ist. Die Pflanzer dort sind durchgängig humane Leute und sorgen gut für die Kulis, aber was können sie ausrichten, da die Kluft zwischen beiden von der Natur so tief und breit gezogen ist? Der Europäer denkt stets an baldmögliche Rückkehr und der Kuli desgleichen. Die Bemühungen der protestantischen Missionäre sind ganz und gar mißlungen, ohne all und jeden Erfolg geblieben und gute Aussichten sind platterdings nicht vorhanden. Von römisch-katholischen Missionären sind einige Klings und Chinesen getauft worden, aber Christen sind diese nicht. Even in this case an ecclesiastical whitewash is all that can be rejoiced over, also nur auswendige Tünche. Diese Getauften bleiben wie sie waren, nur ist schwerer als vorher mit ihnen auszukommen, weil sie meinen, daß sie als Christen nun einen Anspruch auf höhern Lohn bei viel weniger Arbeit geltend machen dürfen! Den javanischen Hadschis, die sehr strenge Mohammedaner sind, kann weder ein römischer noch ein protestantischer Missionär irgendwie beikommen; für einen Christen und Europäer arbeiten sie nur, weil sie die für die Pilgerfahrt contrahirten Schulden abarbeiten müssen, und dabei verschlägt es nichts, ob sie das Geld dazu aus der Hand eines Gläubigen oder Ungläubigen bekommen.

Adolf Bastian's Werk über die Loangoküste.

Die zweite deutsche Nordpolarexpedition kehrte im September 1870 nach der Weser zurück. Seitdem sind bald vier Jahre verflossen und noch immer fehlt der oft als vollendet angekündigte Schluß des Werkes, namentlich der Bericht über die Thätigkeit der „Germania". Da es sich hier um die Publication einer auf Nationalkosten unternommenen Expedition handelt, so sehen wir in dieser Verzögerung eine Rücksichtslosigkeit. Vermeiden ließ sich dieselbe, wie andere Beispiele lehren. Denn als jene Expedition schon wieder in der Heimath war, weilte Georg Schweinfurth noch tief im Innern Afrikas und erst 1872 sah er die Heimath wieder. Seitdem aber hat er bereits sein großes, inhaltschweres, mit zahlreichen Abbildungen versehenes Werk vollendet, das schon in englischer oder französischer Uebersetzung vorliegt. Noch schneller ist Prof. Bastian verfahren, der im December 1873 von seinem mehrmonatlichen Ausfluge nach der Loangoküste zurückkehrte, wo er die deutsche Station in Chinchonxo errichten half, und bereits am 1. Mai lag der erste

Band seines Werkes: Die deutsche Expedition an der Loangoküste nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Mit einer lithographischen Tafel und einer Karte (Jena, Costenoble) vor.

Die Schnelligkeit des Erscheinens hat diesem Werke nicht den geringsten Eintrag gethan. Im Gegentheil, wir müssen gestehen, daß gegenüber den früheren Reisewerken Bastian's sich ein ganz bedeutender Fortschritt zeigt. Ohne der Gelehrsamkeit und Gründlichkeit Eintrag zu thun, ist es durchweg lesbar und wird somit auch seinen Zweck erfüllen, der Sache der deutschen afrikanischen Gesellschaft neue Freunde zu gewinnen.

Das Buch, welches der Mutter des Reisenden Paul Güßfeldt gewidmet ist, bringt zunächst die persönlichen Erlebnisse Bastian's, seine Reise entlang der Loangoküste und den Ausflug am untern Congo, dann die Heimkehr über den Gabon und den Aufenthalt in Bonny (Nigerdelta), wo der Reisende, bis dahin gesund geblieben, die Keime des gelben Fiebers in sich aufnahm, dem am Bord des Schiffes viele Männer erlagen. An den Reisebericht knüpfen sich werthvolle zusammenfassende Abhandlungen, die in vieler Beziehung unseren geographischen Gesichtspunkt erweitern und den Beweis liefern, daß gerade die Loangoküste ein höchst dankbares Gebiet für den Forscher und ihre Wahl, als Ausgangspunkt der deutschen Expedition, eine glückliche ist. Diese Capitel sind betitelt: Das Küstenland; Sitten und Gebräuche; politische Verhältnisse; Angoy; Kakongo; Loango; die Mussorangho; die Völker des Innern.

Indem wir auf Einzelheiten des Buchs eingehen, werden wir namentlich ethnographische Gesichtspunkte beachten und hierbei versuchen, vergleichende Momente hervorzuheben.

Mit Recht hebt Bastian hervor, daß die große Unkenntniß, in welcher wir uns über die vor zwei Jahrhunderten wohlbekannte Loangoküste bis heute befanden, dem lebhaft betriebenen Sklavenhandel zuzuschreiben ist, der dort länger als an irgend einem andern Punkte der Westküste betrieben wurde, nämlich bis in den Beginn der Sechziger Jahre. „Als aber schließlich selbst die schnellsten Dampfschiffe, die von Amerika in Betrieb gestellt wurden, nicht mehr den immer enger gezogenen Kreis der englischen Wachtschiffe zu durchbrechen vermochten, als nun Verlust auf Verlust folgte und selbst der einzelne Gewinn, der früher durch seine enorme Höhe alle Verluste gedeckt hatte, endlich ganz ausblieb, war man genöthigt, sich der Nothwendigkeit zu fügen und den Sklavenhandel als verloren aufzugeben.“ Wie überall, wo Weiße Sklavenhandel trieben, sind die damit beschäftigten Neger verlottertes Gesindel geworden, „das nur darauf ausgeht den ihnen von den Weißen gespielten Betrug mit Procenten zurückzuzahlen.“ Jetzt herrscht indessen der legitime Handel hier und zwar in einer großartigen, bisher ungeahnten Weise. Die Portugiesen leiteten ihn ein, verstanden ihn jedoch nicht durchzuführen, während ihre Nachfolger, die Holländer (Westafrikanische Handelsvereinigung in Rotterdam), enorme Geschäfte machten und 23 Factoreien zwischen Kongo und der Majumba haben, von denen einige im Innern liegen.

Bei den Negern ist übrigens der Handel selbst sehr entwickelt und um Schmuggel zu verhüten ist das Land Loango im Osten gegen das Waldland Majumba durch eine Holzmauer abgesperrt, die nur an drei Stellen Durchgang gestattet. An jedem dieser Thore ist ein Wachthaus errichtet, bei dem ein Zollhüter sitzt, der von den ein- wie ausgehenden Gütern für die Regierung Abgaben erhebt. Die Wald- oder Holzthore sind 12 Fuß hoch, 20 Fuß breit und sind mit Wassergräben umgeben. Zu ihren Seiten erstreckt sich die Bretterwand, die stellenweise durch Verhaue und Flechtwerk abgelöst wird, immerhin aber zwischen den Quillu- und Liemaflüssen eine Länge von gegen zwanzig deutschen Meilen erreicht. Gewiß haben wir es hier mit einer höchst beachtenswerthen Erscheinung zu thun; aber auf das Zollwesen verstehen sich die Schwarzen, wir haben in dieser Beziehung nichts vor ihnen voraus; wissen wir doch aus Livingstone's erster Reise, daß auch Brückengeld in Südafrika bezahlt wird.

Die niedrigste Form des Handels, der sogenannte stumme Handel, kommt hier dicht neben entwickelteren Formen vor; hier nun sind es die im Innern lebenden Babongo, ein zwerghaftes Volk, welches ihn treibt *). Bastian hat sich von dem wirklichen Vorhandensein einer Pygmäenrace im Innern der Loangoküste überzeugt und verschiedene Individuen derselben beobachtet. Hier handelt es sich offenbar um dasselbe Volk, welches Du Chaillu Obongo nennt, die er auf seiner zweiten Reise (ins Aschangoland) kennen lernte. Die afrikanischen Zwergvölker sind vorhanden; Krapf's Doko (im Gallalande) finden ihre Bestätigung und alle Zweifel wurden gehoben seit Schweinfurth uns mit den Acka bekannt machte. Nähere Untersuchungen über diese Babongo, ihre Sprache und Sitze wird hoffentlich die deutsche Expedition bringen.

Auch Bastian giebt uns wieder Belege für die Einheit aller Bantuneger, die über einen so gewaltigen Raum wie ganz Südafrika verbreitet sind und deren Sprache, mit nur geringen Abweichungen, von der Ost- bis zur Westküste herrscht. Wilson fand in der Sprache eines von Sansibar nach dem Gabon kommenden Negers fast völlige Uebereinstimmung des Kisuaheli und Mpongwe, wie nach de Pagé Neger von der Küste Mosambiks sich mit denen aus Kongo und Angola verständigten.

Aber auch Sitten und Gebräuche weisen in hohem Grade auf diese Einheit der Bantu hin und zu den meisten oder sehr vielen von Bastian mitgetheilten Thatsachen von der Loangoküste vermögen wir aus anderen Gegenden Südafrikas Parallelstellen nachzuweisen. In Loango glaubt man an den Wehrwolf, der in Gestalt eines Leoparden, von einem Ganga (Fetischpriester) abgesandt, eine Frau Nachts aus dem Bette geholt hatte. Gleichzeitig mit dieser Notiz lasen wir das Tagebuch des Negers Jakob Wainright, der Livingstone's Leiche in so aufopfernder Weise nach Sansibar brachte. Dort (Petermann's Mitth. 1874, S. 188) steht: „Die Eingeborenen (am Luapula) versichern, daß Leute oder Männer, welche sich auf Zauberei verstehen, sich in Löwen verwandeln und umhergehen, die Menschen zu tödten.“ Livingstone selbst, als er 1860 wiederholt ins Makolololand von Tete auszog, fand an den Kebrabasabergen einen Mann, welcher behauptete, sich in einen Löwen verwandeln zu können. Es war ein Pandoro, der indessen keineswegs gewillt schien, vor Livingstone die Procedur zu machen. Auch die Jagdgesetze stimmen überein. Von den auf der Jagd getödteten Thieren gehört ein Bein mit dem Fleisch daran dem Grundherrn, der Knochenschädel aber dem Fetisch, auf dessen Platz er niedergelegt wird. Die Ordalien, Kassatrinken an der West-, Muaratrinken an der Ostküste, gehen durch ganz Südafrika und sind auch bei anderen Völkern, namentlich in der Südsee zu Hause, während sie in Amerika ganz zu fehlen scheinen.

Von Interesse war es uns Maskirungen durch Bastian in Angoy nachgewiesen zu finden. Dort kommt der Geheimbund der Sindungo — wir möchten ihn als

*) Ueber die Völker, welche stummen Handel treiben, vergleiche die Zusammenstellung in „Geographie des Welthandels“ von Karl Andree. I. S. 24.

Loango-Haberfeldtreiber bezeichnen — im Walde zusammen und die Mitglieder hüllen sich in groteske Blättergewänder. Dann wird das gemeine Gesetz von ihnen suspendirt und eine dunkle Fehde beginnt. Durch ihren phantastischen Aufputz und die Masken unkenntlich ziehen sie ins Dorf, wo sie allerhand Willkür verüben, aber auch Geld von säumigen Schuldnern einziehen u. s. w. Ihre monströsen Masken sind aus Holz verfertigt. Maskirungen finden wir aber weit verbreitet: bei den Indianern im ehemals russischen Amerika, am Amazonenstrom u. s. w. Es ist ein Brauch, der unabhängig über unsere ganze Erde zu gehen scheint.

Das Gleiche ist mit den Asylen der Fall. Die Priesterorte in Kabinda bilden Asyle für flüchtig gewordene Sklaven, gerade so, wie die Räume der Kirchen in Abessinien (nach Salt), wie Holyrood Abtei in Edinburg bis in unsere Zeit herab, Verbrechern Schutz gewährt, auf den Palaos, wo Häuser überhaupt Asyle sind (nach Kubary).

Bekannt ist, daß die schwarzen Juden an der Malabarküste bei Kotschin u. s. w. früher den Ethnologen Kopfzerbrechen gemacht haben; auch mit den schwarzen Falaschas, gleichfalls Juden, in Abessinien wußte man nichts Rechtes anzufangen und stellte sie wohl gar als lebendige Beispiele des schwärzenden Einflusses der tropischen Sonne hin. Indessen derlei ethnologische Sprünge sind heute nicht mehr erlaubt und so müssen wir auch die Negerjuden an der Loangoküste, von denen uns Bastian berichtet, bei den Negern lassen. Sie sind aber eine bemerkenswerthe Erscheinung und ein deutscher Maler, der gleichzeitig mit Bastian an der Loangoküste war, aber nichts von diesen „semitischen Negern" (sic) wußte, äußerte gegen den Verfasser: „Sehen Sie den da, das ist doch der reine Schacherjude." Diese Judeos, wie die Portugiesen, Mavumbu, wie die Eingeborenen sagen, sind im Ganzen eine verachtete Race, in Chinchonxo aber, wo sie sich durch den Handel bereichert haben, nehmen sie eine dominirende Stellung ein. Schweinefleisch ist in ihrem Lande verachtet (S. 187), sonst erfahren wir jedoch wenig über ihre Sitten und Religion. Sie leben in besondern Dörfern und sollen eingewandert sein. Charakteristisch genug sagt das Volk von ihnen: Gott habe sie zur Strafe der übrigen Menschen geschickt, weil sie den Handel monopolisiren, so daß die übrigen verarmen. Merkwürdig ist jedenfalls der entschiedene Schacherjudentypus dieser Mavumbu und Bastian setzt dazu ein Citat Warwick's, welches wir hier auch nicht unterdrücken wollen: The Jewish nose indicates considerable shrewdness in worldly matter, as a good, useful, practical nose, i. e. a good money getting nose, a good commercial nose.

Woher kommen nun diese Negerjuden? „Nach Gonçalo Piriz nahm der Gouverneur Alvaro de Caminha 1492 nach der Insel St. Thomas 2000 Kinder von unter sieben Jahren mit, die der König den castilischen Juden hatte wegnehmen und taufen lassen." Möglich, daß von ihnen Nachkommen nach der benachbarten Loangoküste kamen; keinenfalls aber darf, wie auch Bastian hervorhebt, auf eine klimatische Umwandlung dieser Nachkommen geschlossen werden, sondern nur auf eine durch fortgehende Kreuzung mit einheimischem Blut eingeleitete und geförderte Zersetzung der fremden Eigenthümlichkeit. Wir empfehlen diese Negerjuden der Alliance israélite universelle; einer ihrer Sendboten fände dort ergiebiges Feld und könnte der Wissenschaft in ähnlicher Weise dienen, wie Halévy in Yemen.

Um vom Saulus zum Paulus zu kommen, betrachten wir sogleich noch, was unser Verfasser vom Christenthum erzählt, das einst, wenigstens nominell, eine so weite Verbreitung in den Ländern am Kongo hatte. Bei den Mussorongho, dem übelberüchtigten räuberischen Volke an der Kongomündung, haben die Fürsten mancherlei Reminiscenzen an das Christenthum bewahrt, die Tracht der Halskragen, die tonsurartige Form des Haarschnittes, die jetzt als Schmuck verwandten Rosenkränze, an denen noch das Crucifix hängt, das Schlagen des Kreuzes, Falten der Hände beim Gebete — alles Aeußerlichkeiten, Formsachen; vom Inhalte ist nichts geblieben und wir haben hier nur mit urwüchsigen Heiden zu thun. Wer die Mißgriffe der Missionäre und die Ursachen des Zusammenbrechens des ganzen Scheinchristenthums am Kongo kennen lernen will, der lese das höchst lehrreiche Capitel „Die Missionen" bei Bastian (S. 291 bis 309) nach, wo auch erörtert wird, wie der König von Kongo die Rechte des Staates gegen die Kirche zu wahren wußte.

Für jene, die sich mit Urgeschichte beschäftigen, ist eine Stelle von Belang, die das Entstehen der Kjökkenmöddinger und Muschelhügel zu erläutern geeignet scheint. „Die Lagune (das Luema) bildet eine weite Wasserfläche, von niedrigen Hügelreihen umzogen, während an anderen Stellen das Ufer sumpfig ausläuft. Da wo es ansteht, sieht man ausgedehnte Bänke von Austernschalen, indem die dort Austern fischenden Frauen dieselben gleich am Wasser aufbrechen, um nur die Thiere nach Haus oder — nachdem sie geräuchert sind — nach dem Markte zu tragen, um sich nicht mit den unnützen Schalen zu beschweren, die deshalb an Ort und Stelle liegen bleiben."

So erläutern sich urgeschichtliche Zustände durch Sitten und Gebräuche der Völker der Gegenwart, ein Verfahren, das namentlich Sir John Lubbock mit Erfolg bei seiner Erläuterung der vorgeschichtlichen Zeit anwandte.

Richard Andree.

Doch keine Spur von Ludwig Leichhardt aufgefunden.

Wir theilten in Nr. 21 mit, was Ferdinand von Hochstetter in der Wiener geographischen Gesellschaft über Spuren von Leichhardt, welche ein Herr Hume aufgefunden haben wollte, vorgetragen hat. Die Angaben des letztern wurden in Sydney für glaubwürdig erachtet, namentlich da Hume telegraphisch mitgetheilt hatte, daß er auch Leichhardt's Uhr, Quadranten, Notizen rc. nebst einem Berichte Classen's zurückbringe.

Und doch ist Alles ein frecher Betrug, wie sich aus nachstehendem Bericht ergiebt, welchen wir dem unseren Lesern wohlbekannten „alten Australier" verdanken.

H. G. In Band XXV, Nr. 21 des „Globus" lese ich soeben einen Artikel mit der Ueberschrift: „Endlich sichere Spuren von Ludwig Leichhardt." Ich bedauere, Ihnen melden zu müssen, daß diese Nachricht nichts weiter ist, als die Erfindung eines nichtswürdigen Buben und vollständig erlogen ist. Hören Sie also.

Der in Rede stehende Betrüger Andrew Hume,

Bummler und Abenteurer von Profession, hatte sich in Vielem versucht, zuletzt auch in dem in Australien sehr beliebten Handwerke des Bushranging. Dabei wurde er aber im Jahre 1865 in der Colonie Neusüdwales abgefaßt, war jedoch so glücklich, dem Galgen zu entgehen und nur zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt zu werden. Als er fünf Jahre dieser Strafzeit in Paramatta, vierzehn Miles von Sydney, verbüßt, kam er mit der Erzählung zum Vorschein, daß er vor mehreren Jahren auf seinen Wanderungen im fernen Westen einem Weißen unter den Eingeborenen begegnet sei, welcher der Leichhardt-Expedition angehört und sich im Besitze des Tagebuches dieses Reisenden befinde. Anfangs schenkte man dieser Angabe wenig Glauben, allein Hume verstand dieselbe durch eine genaue Beschreibung des Innern Australiens sowie durch seine besondere Kenntniß der Sitten und Dialekte der Eingeborenen so geschickt zu illustriren, daß selbst die Regierung die Erzählung für glaubhaft hielt. Letztere erklärte, dem Hume die noch übrigen fünf Jahre erlassen zu wollen, sofern er bereit sei, die Documente u. s. w. herbeizuholen und über den Weißen, welcher von den Eingeborenen festgehalten werde, nähere Nachricht einzuziehen. Natürlich acceptirte Hume dies. Er erhielt ein Pferd und eine mäßige Ausrüstung, sowie in Baar zwölf Dollar, und begab sich am 12. Januar 1872 von Newcastle aus auf dem Dampfer Omeo nach dem Roperfluß im Northern Territory, wo er am 27. desselben Monates eintraf.

Hume erschien nun im Januar dieses Jahres plötzlich wieder in Brisbane, der Hauptstadt der Colonie Queensland, und rühmte sich, den Zweck seiner Mission erreicht zu haben. Wie er erzählte, war er am 3. Januar 1873 von den Davenport Ranges aus nach Westen zu gereist. Nachdem er gegen 200 Miles zurückgelegt und sehr unwirthbare Gegenden passirte, erreichte er endlich wieder die Gegend, wo er den Weißen früher gesehen hatte. Um die Eingeborenen herbeizulocken, machte er ein großes Feuer. Diese fanden sich denn auch bald in großer Anzahl — gegen siebzig — ein, unter ihnen auch wieder der gesuchte weiße Mann, welcher aber außerordentlich gealtert hatte. Es war, wie sich jetzt erwies, Classen, der Schwager des Dr. Leichhardt, dessen Alter Hume auf 73 Jahre schätzt. Die Eingeborenen hielten ihn hoch in Ehren und er selbst galt ihnen als Arzt. Hume kehrte dann nach der Ueberland-Telegraphenstation am Tennants Creek zurück, um Schreibmaterialien herbeizuholen. Bei seiner Rückkehr fertigte Classen einen langen Bericht von 61 Seiten in deutscher Sprache an, wozu er 35 Tage gebrauchte, denn die ihm ungewöhnlich gewordene Arbeit wurde ihm anfänglich recht sauer. Dies Schreiben, zusammen mit dem Tagebuch des Dr. Leichhardt, ward dann zusammengerollt und versiegelt, und mit der Uhr und einem Sextanten, ebenfalls aus dessen Nachlaß, in einen Beutel gesteckt, der hierauf wieder versiegelt und an die Regierung von Neusüdwales adressirt wurde.

Ueber das Schicksal Leichhardt's, über die Empörung seiner Gefährten gegen ihn u. s. w. wußte Hume sehr specielle Einzelheiten zu erzählen, welche ihm Classen angeblich mitgetheilt und die der „Globus" in Nr. 21 im Wesentlichen aufführt. Den Classen selbst, der sich gar sehr nach Befreiung sehnte, zurückzubringen, war unmöglich, da die Eingeborenen ihn strenge bewachten.

Zur Beglaubigung dieser Erzählung verlangte man in Brisbane, die Documente u. s. w. zu sehen, allein dies verweigerte Hume in entschiedener Weise, da er sich verpflichtet habe, dieselben zunächst nur an die Regierung von Neusüdwales abzuliefern.

Natürlich verbreitete sich diese Nachricht sofort über alle Colonien. Der bekannte Herr Charles Todd in Adelaide, Generalpostmeister und Superintendent des Telegraphenwesens der Colonie Südaustralien, wies sofort in einem längern Artikel im „Adelaide Advertiser" nach, daß Hume während der ganzen Zeit, welche er im Innern Australiens verbracht, sich immer nur in der Nähe des Ueberlandtelegraphen aufgehalten und daß die ganze Erzählung ohne Zweifel erdichtet sei.

Endlich traf Hume wieder in Sydney ein, und als nun die Colonialregierung die Documente u. s. w. ihm abverlangte, da erklärte er plötzlich, dieselben seien ihm unterwegs gestohlen worden und man habe ihm nur den leeren Beutel zurückgelassen!!

Die Entrüstung über den entlarvten Betrüger ist in Australien groß, aber man weiß nicht ob man sich nicht eben so sehr darüber wundern muß, wie man dort einem solchen Subjecte, wie dieser Hume ist, überhaupt von vornherein Glauben schenken konnte.

Ich könnte zum Schlusse noch erwähnen, daß Hume bei seiner Rückkehr verbreitete, er habe in der Nähe der Port-Denison-Telegraphenlinie funfzehn Kameele angetroffen, welche der Warburton-Expedition angehört, es sei also anzunehmen, daß dieselbe verunglückt. Auch diese Angabe hat sich nun ebenfalls als eine evidente Lüge herausgestellt. Warburton ist mit seinen Reisegefährten, zwar aufs Aeußerste erschöpft und dem Hungertode nahe, am 13. December 1873 am Oakover River, einem Nebenflusse des De Grey River, unter 21° 9' Br. eingetroffen. Nachdem ihm dann von der Schäferei des Herrn Anderson am De Grey River Hülfe zugesandt, hat er mit den Seinigen am 26. Januar dieses Jahres den Ort Roeburne an der Nicolbay glücklich erreicht. Man sah seiner Ankunft in Adelaide in der ersten Hälfte des Monat April entgegen. Specielle Nachrichten über diese Reise Warburton's durch den unbekannten Westen Australiens liegen noch nicht vor, aber so viel weiß man, daß dieselbe die trostlosesten Gegenden berührte, wo jede Cultur unmöglich ist.

Aus allen Erdtheilen.

Aus der La-Plata-Region.

Dr. Lorentz, Professor der Botanik an der Universität Cordova, hat im Auftrage der argentinischen Regierung eine wissenschaftliche Reise nach den nördlichen Provinzen unternommen. In einem Schreiben aus Tucuman von Anfang Februar bemerkt er, daß unter der großen Menge der von ihm untersuchten Pflanzen mehr als ein Drittel bisher der Wissenschaft unbekannt gewesen sind. Die in Europa ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, Argentiniens Flora sei arm und eintönig, hält nicht Stich. Dr. Lorentz wird ein ausführliches Werk über das Pflanzenreich der von ihm bereisten Gegenden herausgeben.

Der Dampfer „Leguczamon" hat den Rio Vermejo, welcher durch das Gran Chaco strömt, bis weit stromaufwärts befahren, ohne auf Hindernisse im Flußbette zu stoßen. Damit

ist denn wiederholt der Beweis geliefert worden, daß der Vermejo auf einer beträchtlichen Strecke schiffbar sei. Im Februar 1874 waren in Buenos Ayres drei ganz besonders für die Befahrung des Vermejo in Nordamerika gebauete Dampfer angekommen, und demnächst sollen die regelmäßigen Fahrten beginnen, durch welche die nördlichen Provinzen Argentiniens und die Grenzstrecken von Bolivia in unmittelbaren Verkehr mit dem La Plata respective dem Atlantischen Ocean gelangen.

Neu im Verkehrsleben ist, daß Ladungen Mais von dem argentinischen Stromhafen Rosario nach Liverpool verschifft worden sind. Dieser argentinische Mais erzielte in England die höchsten Preise, und andere Ladungen, nun auch schon von Gerste, sind nach Europa verladen worden. Bis vor wenigen Jahren hat man am La Plata Getreide und Mehl aus fremden Ländern bezogen, in Folge der zahlreichen Ackerbaucolonien deckt man nicht nur den eigenen Bedarf, sondern exportirt man nun auch schon. — Wir lesen in der „La-Plata-Monatsschrift", daß die in Buenos Ayres eröffnete „Deutsche Actienbierbrauerei" (Cervezeria argentina) ein vortreffliches Getränk liefere. Lagerbier, Gesang- und Turnvereine sind sehr wichtige Factoren für die Propaganda des Deutschthums, welche längst den ganzen Erdball umspannt.

Die Eisenbahnen rücken immer weiter ins Innere vor. Die erste Strecke der im Bau begriffenen Bahn von Cordova nach Tucuman ist zu Anfang Februars dem Betriebe übergeben worden. — Die Verträge über den Bau der transandinischen Bahn sind am 6. Februar von den Bauunternehmern und der argentinischen Regierung unterzeichnet worden. Dieser Schienenstrang wird Buenos Ayres mit Valparaiso in Chile verbinden; auch soll die Strecke von San Juan nach Mendoza und die Verlängerung der Ostbahn (Concordia-Mercedes in Entrerios nach der Stadt Corrientes) in Angriff genommen werden.

Vom 24. December bis 11. Februar waren in der Stadt Buenos Ayres 781 Menschen an der Cholera gestorben.

Warburton's Entdeckungsreise in Westaustralien.

Gegen Ende des Märzmonats hat man in Adelaide genauen Bericht über dieselbe erhalten und zwar durch Briefe von einem Squatter, Herrn Anderson, und des Herrn Scholl, der Regierungsbeamter in Rocburne ist; dieses liegt an der Nickolsbay. Warburton verließ am 15. April 1873 die Mac Donnell Ranges und ging zunächst in etwas nördlicher Richtung vor. Es ist nicht seine Absicht gewesen, die Hafenstadt Perth zum Endpunkte seiner Wanderung zu machen; er ist vielmehr genau an dem Punkte angelangt, welchen er erreichen wollte. Bevor er aufbrach, schrieb er nach Adelaide, er wolle nach dem De Grey River, und dort ist er auch richtig angelangt. Er hat somit das australische Festland von den Mac Donnell Ranges bis an die Küste nördlich von der Nickolbay durchzogen und ist dabei über eine Strecke von 800 bis 900 Miles gekommen, welche zuvor noch kein weißer Mensch betreten hatte. Fast die ganze Region, durch welche er kam, fand er ganz und gar werthlos; sie ist eine öde Wüstenei, theilweise mit Strauchwerk bewachsen, armselig im höchsten Grade und die Reisenden hatten große Mühe und Noth hindurchzukommen; Wasser war spärlich, Wild kam nur höchst selten vor. Der Mundvorrath war knapp. Drei Monate lang hatten sie nichts anderes zu essen als getrocknetes Kameelfleisch und Wurzeln und Knollen, welche sie da und dort fanden. Am 13. December waren sie noch 130 Miles vom De Grey River entfernt, hatten nur noch drei Kameele, wurden von Hunger geplagt, ihre Kleidung hingen in Fetzen an ihnen herum und die abgemagerten Gestalten boten ein Bild des Elends dar. Aber sie hatten doch nun eine fruchtbare Gegend erreicht und Warburton nahm an, daß irgend eine Squatterstation nicht mehr weit entfernt sein werde. Er schickte also zwei seiner Leute mit zwei Kameelen aus, um eine Station ausfindig zu machen; er selbst, sein Sohn und die drei anderen Begleiter blieben mit dem letzten Kameele zurück. Jene beiden Männer nahmen Briefe an die westaustralischen Behörden und für Herrn Elder in Adelaide mit und erreichten am 22. December die Squatterstation des Herrn Anderson, der sogleich Lebensmittel und andere nothwendige Dinge besorgte. Nun war alle Noth vorüber. — Die Londoner geographische Gesellschaft hat dem Major Warburton die Victoriamedaille zuerkannt. Die Annahme, daß ein großer Theil des Innern von Westaustralien aus wüsten Einöden bestehe, hat ihre Bestätigung gefunden.

* * *

— Oberst Gordon, Samuel Baker's Nachfolger am obern Nil und den Aequatorialseen, ist ägyptischer „Gouverneur am obern Nil". Er war am 29. März in Faschoda und gedachte am 6. April in Gondokoro zu sein. Er hätte demnach die Reise von Kairo aus dorthin in sechs Wochen gemacht, einen Aufenthalt von acht Tagen in Chartum eingeschlossen. Hier hatte er sich mit der „Regulirung des Elfenbeinhandels" befaßt. Die Hindernisse, auf welche Baker bei seiner Stromfahrt traf, sind beseitigt worden; man hat die colossalen Anhäufungen von Gras, Kräutern und Strauchwerk, welche den Bahr el Dschebel auf einer weiten Strecke förmlich versperrten und dem Flusse nur einen Abfluß unter der grünen, in einander verfilzten Decke erlaubten, fortgeräumt, so daß man nun wieder offenes Fahrwasser hat.

— Unser Landsmann H. Brugsch, der unter den Aegyptologen in vorderster Reihe steht, hat auf einer Mauer in Karnak „eine Namenliste von etwa 2000 Ortschaften des alten Aegyptens" entdeckt. Er wird dieselbe demnächst veröffentlichen.

— In Jeddo ist vor nun einem Jahre ein deutscher wissenschaftlicher Verein gegründet worden, der vorzugsweise die Erforschung Japans im Auge hat. Auch die Engländer und Nordamerikaner in Jokohama haben eine asiatische Gesellschaft gegründet, welche eben so viele Mitglieder zählt wie die deutsche, nämlich ungefähr 70. Der erste Band ihrer „Transactions" enthält unter Anderm eine Abhandlung über die Lutschu-Inseln (Liukiu, oder wie die Japaner sagen Riu kiu) von E. Satow; eine zweite Arbeit desselben Verfassers ist eine übersichtliche Geographie von Japan. — Herr Edkins in Peking sucht eine Verwandtschaft der japanischen Sprache mit der chinesischen und mit der malayischen nachzuweisen.

— Die Zahl der Handelshäuser, welche während des Jahres 1873 in den Vereinigten Staaten bankerott gemacht haben, beträgt 5183; die Passiva stellten sich auf 228,499,000 Dollars. Auf das Jahr 1872 entfielen weit weniger Bankerotte, nämlich 4069, Passiva 121,056,000 Dollars. Auf die Stadt Neuyork kamen in erstgenanntem Jahre 644, mit mehr als 90,000,000 Passiva; 1872 nur 385 mit etwa 20 Millionen. — In Pennsylvanien: 1872 9 Millionen, 1873 aber 31 Millionen Passiva; in Massachusetts dagegen hatten sich die Bankerotte vermindert, die Passiva betrugen nur 11 Millionen gegen 25 Millionen im Vorjahre; ähnlich in Illinois nur 7 gegen 11 Millionen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 5.





